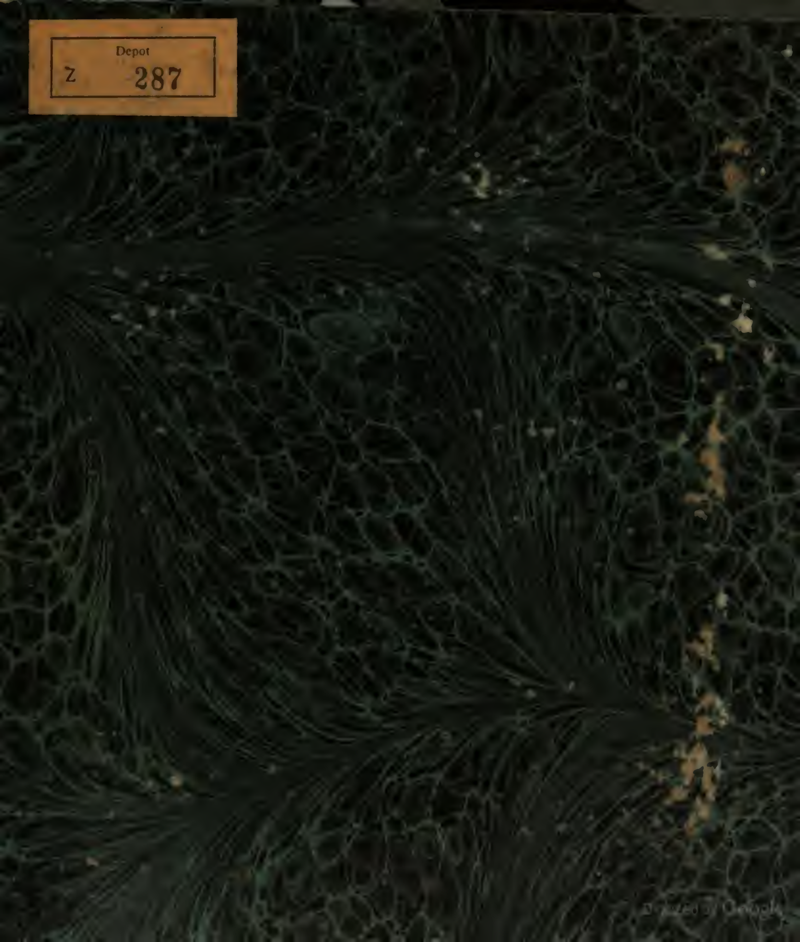

Depot
Z 287

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 183. 1 Julius 1832.

Die französische Expedition nach dem Atlas.

(Von einem französischen Artillerieoffizier erzählt in der „Revue de Paris.")

Die Vertheilung der neuen dreifarbigen Fahnen geschah an einem jener sonnighellen Tage des afrikanischen Himmels. Das Heer war am Seegestade in Schlachtordnung aufgestellt; das ruhige Meer glich einem glühenden Spiegel. Ein feierliches Schweigen herrschte; man hörte nichts als das Gemurmel der Wogen, die leise an das Ufer fließen; aber mitten in dieser Ruhe, dieser erwartungsvollen Stille mahlten sich die Regungen der Herzen in den Augen, auf den braunen Gesichtern der Soldaten. Es war ein herzerhebender Anblick, die dreifarbigen Fahnen im Nordwinde rauschend flattern zu sehen, wie sie sich stolz nach dem Mittelpunkte der Bataillone bewegten. Aber als die Trommeln den Feldmarsch schlugen, als der Ruf: „Präsentirt das Gewehr!" durch die Luft ertönte, als zwei flüchtige Blitze die Fronte hinunterzückten, und die Fahnen sich neigten, ergriff alle Gemüther tiefe Rührung, und nur eine Stimme brach mit einem Male aus Aller Mund und weit hin scholl es am Gestade: „Es lebe die dreifarbige Fahne!"

Die Wiederentfaltung der dreifarbigen Fahne erweckte dieselbe Begeisterung bei der Armee von Afrika, wie in Frankreich. Die jungen Soldaten begrüßten sie wie eine alte Freundin; sie brannten von Begier, zu beweisen, daß sie ihrer würdig seyen. Unter demselben afrikanischen Himmel hatte sie einst so ruhmvoll geglänzt, war sie so allbekannt; es war an ihnen den alten Ruhm des vaterländischen Banners zu wahren; sie hofften zu den großen Namen der Pyramiden, Abukir und Heliopolis, die in seine leuchtenden Farben eingegraben waren, noch einen oder den andern Namen beizufügen. Sie sollten unter den Augen eines Feldherrn in den Kampf gehen, den sie von Grund ihres Herzens ans gewünscht hatten; General Clauzel sollte sie anführen, der im Angesichte des Feindes mit seiner jungen Armee bekannt zu werden wünschte. Allein die schwierige Verwaltung von Algier nahm noch seine ganze Thätigkeit in Anspruch, und die schon beschlossene Expedition nach dem Atlas wurde noch einige Zeit verschoben.

Ein schöner Herbsttag war zum Ausbruch bestimmt. Am 17 November 1830, gegen sieben Uhr Morgens, war der Platz vor den Gebäuden der Regierung von Volk erfüllt, das mit seinen tausenden von Köpfen hin und her wogte und von tausend und aber tausend Stimmen wie ein unruhiges Meer braus'te. Das Volk von Algier ist heftig und geschwätzig; das Blut des Arabers ist heiß und seine Zunge wortreich. Man hatte jene bunte Bevölkerung Algiers vor Augen, jene Mischung von Farben, Religionen und Trachten; Schwarze, Weiße, Kupferfarbige; Juden, Christen, Muselmänner; den glänzenden Kbescha der Mauren, den Burnus des Beduinen, das runde Kamisol des Marseillers; die seltsamste Versammlung, die den wunderlichsten Anblick gewährte. Wie vielerlei verschiedene Wünsche mochten in diesen vielen Herzen rege werden! Kaum vermochte der Maure seine Freude zu bergen, und lächelte verstohlens in den Bart; denn man hatte gesagt: „Die Kabylen des Atlas sind unbezwinglich; nie werden die Franzosen durch die eisernen Pforten eindringen. Man erwartet sie dort in einem Hohlwege, wo man sie mit Felsstücken zerquetschen wird." Aber schon wieherten die Rosse freudig in die Morgenluft hinein. Der Mameluke Jusuf zog aller Blicke auf sich. Er hatte ein arabisches Pferd mit langer Mähne bestiegen, und grüßte in anmuthiger Leichtigkeit einherstolzirend mit seinem morgenländischen Kopfe. Das gefällige Wesen Jusufs und der Ausdruck von Kühnheit in seinem Gesichte schienen eine sehr abenteuerliche Harems-Geschichte zu bestätigen, die er am Hofe von Tunis erlebt haben soll, und deren wegen er nach Algier zu flüchten gezwungen war. Der junge Muselmann, der im Begriffe stand, mit uns ins Feld zu rücken, schien sich zu einem verliebten Stelldichein herausgeputzt zu haben.

Der General Clauzel erschien, an seiner Seite der Chef des Generalstabes, Generallieutenant Delort; man stieg zu Pferde. Wir durchzogen die lange Straße von Babazun, deren Einwohner meist Kaufleute, von unserm Aufenthalte in Algier guten Gewinn gezogen hatten; sie grüßten mit Freudengeschrei den Oberfeldherrn, als wollten sie uns zurufen, daß unsre Sache auch die ihrige sey. Bald hatten wir die Heeresabtheilung, die zur Expedition bestimmt war, auf der Straße nach Belida eingeholt. Sie bestand aus ungefähr achttausend Mann von allen Waffengattungen; siebentausend Mann Infanterie waren in drei Brigaden unter die Generale Achard, Monk d'Uzer und Hurel vertheilt; zwei Batterien Artillerie, eine davon Gebirgsgeschütz; zwei Kompagnien vom Geniewesen, Chasseurs und Zuaven. Der Obristlieutenant Admirault kommandirte die Artillerie, der Obristlieutenant Dupau die Ingenieurs. Alle diese Truppen standen unter Befehl des Generallieutenants Boyer.



Der Aga von Algier stieß in der schönen Ebene von Metidja zum General en Chef und sein zahlreicher Generalstab mischte sich unter den unsrigen. Alle Offiziere des Aga waren mit ihren großen weißen Bürnus bekleidet; ihre kupferbraunen Gesichter, schauten unter blendend weißen Stoffen hervor, die eine braunwollene Schnur in Gestalt eines Turbans um den Kopf festhielt, und gewannen durch diese grellabstechenden Farben einen eigenen Ausdruck. Es waren Riesengestalten auf kleinen windschnellen Pferden; ihre Flinten von erstaunlicher Länge, reich von Silber blitzend, mit dem Kolben auf den Schenkel gestemmt aufwärts getragen, wie man die Reiter einer ältern Zeit abgebildet sieht, und ihre hochaufgerichteten Lanzen standen trefflich zu ihren grimmigen Gesichtern. Der Aga und der neue Bey von Tittery führten allen Glanz und Luxus des Orientes mit sich. Ohne gerade eine besondere Ernsthaftigkeit zu zeigen, sprach sich in ihnen doch die ganze Würde aus, die den Morgenländern angeboren ist. Selten findet man jedoch unter ihnen Gesichter, die ein tiefes Denken verriethen.

Abends gelangten wir nach Busarik, eine ganz freie Gegend in der Ebene von Metidja. Nichts als ein Marabut (Grabmal eines moslemitischen Heiligen), ein kleines Buschwerk und ein mächtiger Baum war zu sehen, der, Zeuge der üppigen Fruchtbarkeit des Bodens und manches Jahrhunderts, vielen Generationen der Araber in dieser Wüste Schatten geliehen. Der Boden war völlig trocken, die Luft rein, Wasser und einiges Holz für die Bivouakfeuer zur Hand. Der Ort war zu einem Nachtlager unter freiem Himmel herrlich gewählt. Die drei Brigaden lagerten sich in Gestalt eines Dreieckes, so daß jede derselben eine Seite desselben bildete. Das Hauptquartier lag im Marabut; dicht daran stieß das kleine Wäldchen von Trauerweiden und Akazien, die mehrere Gräber beschatteten. Bald hatten wir den Schmerz es unter den Aexten der Soldaten fallen zu sehen. Nur noch einige Strünke blieben stehen, die schwarz abstachen von dem röthlichen Hintergrund des Nachthimmels. Das kleine Marabut gab mehreren Offizieren Unterkunft; mit so viel Ehrfurcht als möglich legten sie sich neben den Gebeinen des Heiligen schlafen. Man konnte bemerken, daß dieser Ort, obgleich so weit entfernt von Algier, von der Frömmigkeit der Moslimen nicht vergessen geblieben war. Das innere Gemach war reinlich gehalten; auf dem Grabe des Heiligen lagen noch frische Blumen und zwei kleine seidene Decken; was mich aber am meisten rührte, war ein großes Gefäß mit Wasser für die Reisenden. Man weiß, wie sehr die Gastfreundschaft von den Arabern in Ehren gehalten wird. „Sey willkommen" — ist das erste Wort, das stets den Ankommenden auf der Schwelle des arabischen Zeltes begrüßt. Für gottlos würde der Araber gehalten werden, der nicht den Fremden einige Milch zur Erfrischung böte, und eine Matte, um darauf auszuruhen, geschützt gegen den heißen Sonnenbrand.

Am folgenden Tage fiel den ganzen Morgen ein dünner und kalter Regen. Der Weg von Busarek nach Belida war nicht lange; das Heer setzte sich gegen Mittag in Bewegung und marschirte nach dieser Stadt. Nirgends stellte sich ihm anfangs ein Hinderniß entgegen. Schon berührten wir zu unsrer Linken die Vorhügel des Atlasabhanges, an dessen Fuße Belida liegt. Schon erblickten wir in der Ferne die schlanken Minarets dieser Stadt aus einem breiten Gürtel von Grün emporsteigen; als wir eine lange Linie arabischer Reiterei sahen, die vom Fuß der Hügel an, vor der Stadt sich hinzog und zu unsrer Rechten in Orangenwäldern sich verlor. Die Kabylen des Gebirges hatten sich, mit den Einwohnern von Belida vereint, so gut sie es wußten, in Schlachtordnung aufgestellt, um uns den Eingang in die Stadt zu verwehren. Der General en Chef gab seine Befehle, die Kolonnen entfalteten sich, und bald standen wir in einer mit den Arabern gleich langen Fronte unsrem Feind gegenüber. Die erste Brigade machte eine Bewegung auf dem rechten Flügel, die zweite rückte vor, und nahm die Stellung der ersten ein; die dritte Brigade bildete die Reserve. Die Artillerie von einem Bataillon gedeckt, nahm Position auf dem linken Flügel, wo sie das ganze Feld bestrich.

(Fortsetzung folgt.)

Die Vendée und Schottland.

(Fortsetzung.)

Die Vendée sammt den benachbarten Provinzen war von dieser Uneinigkeit zwischen Adel und Bauern, die für das übrige Frankreich so traurige Folgen hatte, so ziemlich frei, und zwar größtentheils aus lokalen Umständen. Der Landstrich, von dem die Vendée den Mittelpunkt bildet, begreift einen viel größern Flächenraum als jene Provinz, die man mit dem besondern Namen der Vendée bezeichnet, nämlich einen bedeutenden Theil der Departements Maine und Loire, der untern Loire, der beiden Sèvres und die eigentliche Vendée. Der Boden ist eben nicht für den Ackerbau geeignet, dagegen der Viehzucht sehr günstig. Er ist in Weidetriften eingetheilt, die zwar von nur mäßigem Umfange, aber desto ergiebiger sind, und zwischen Gehölzen zerstreut liegen, weßhalb auch dieser Theil des Poitou den Namen „Bocage" erhielt. Die Bauern lebten hier auf abgesonderten kleinen Pachtungen und in einer Art von Unabhängigkeit; zwar war keiner reich, dagegen seufzten sie aber auch nicht unter unerschwinglichen Abgaben, weil sie, wegen der übernommenen Verpflichtung, die Austrocknungskanäle in Stand zu halten, von den drückendsten Lasten befreit blieben. Diese Kanäle, die schlechten Straßen, zahllose Hecken, die Wälder, auf die man so häufig stößt, und die öftern Regen, machen die Vendée für Fremde fast unzugänglich; die Einwohner dagegen, mit diesen Beschwernissen vertraut, durchschreiten ihre mühsamen Wege mit Hülfe langer, mit Eisen beschlagener Stangen, die sie stets mit sich führen, und die in Kriegszeiten in ihren Händen oft zu furchtbaren Waffen wurden. Die Vendéer waren ein religiöses, sittlich gutes und friedliebendes Volk, die keinen andern Wunsch hatten, als sich die Ausübung ihres Kultus, ihre Gesetze, und die von ihren Vätern ererbten Besitzungen zu erhalten. Der Charakter der Edelleute in der Vendée näherte sich mehr den ursprünglichen als den neuern Sitten des Landes; sie lebten meist auf ihren Gütern, und Jene, die von Zeit zu Zeit nach Paris gingen, waren verständig genug, wenn sie nach dem Bocage zurückkehrten, die Sitten der Hauptstadt gegen patriarchalische Einfachheit zu vertauschen. Machten die Damen Ausflüge, so geschah Dieß entweder zu Pferde, oder in Fuhrwerken von Ochsen gezogen; ging der Herr auf die Jagd, was

in den waldigen Distrikten häufig geschah, so war er von seinen Bauern begleitet, die diese Uebung nicht minder liebten als ihre Herren, und hiedurch sich zu trefflichen Schützen bildeten. Die Pachtungen selbst, und die Art ihrer Bewirthschaftung trugen ebenfalls nicht wenig dazu bei, das Band gegenseitiger Anhänglichkeit zwischen Eigenthümer und Zinsmann zu befestigen, da beide den Ertrag theilten, und folglich ein gemeinsames Interesse sie aneinander fesselte. Der Pächter hatte die Heerde zu besorgen, wofür er dem Eigenthümer einen, mit dem Ertrag in Verhältniß stehenden Pacht bezahlte, und so hatten Beide gleichen Antheil an den glücklichen oder unglücklichen Wechselfällen des Pachtjahrs. Es gab nur wenige Pachtungen, die einen größern Pachtschilling bezahlten, als 25 bis 30 Louisdor des Jahres; Wer zwanzig oder dreißig solcher Pachtungen besaß, war schon ein großer Gutsbesitzer, und so fand man unter der höhern wie unter der geringern Klasse nur wenige Reiche, aber auch keinen Armen. Der Sonntag und ihre ländlichen Feste boten Scenen gegenseitiger Gastfreundlichkeit zwischen Edelmann und Bauer; die Familien der Letztern tanzten im Schloßhofe, und die des Gutsherrn nahm gewöhnlich Theil an diesem Vergnügen. Auf diese Weise waren Edelleute und Bauern bei ihren Vergnügungen und Geschäften, bei ihren Geldangelegenheiten wie bei ihren religiösen Ceremonien, gleich den Familien der alten schottischen Clans, stets vereinigt, und deßhalb konnte auch dieses immer lebendig erhaltene Einverständniß, und das natürliche Uebergewicht der Güterbesitzer in der Vendée auf das Gemüth der untern Klassen sich jenen Einfluß erhalten, von dem man im ganzen übrigen Frankreich zwischen Edelleuten und Bauern auch nicht eine Spur mehr gewahrte.

Es war jedoch nicht der Einfluß der Edelleute der Vendée, der den Aufstand hervorrief, er wurde vielmehr durch zwei andere, näher liegende Umstände veranlaßt. Der Nationalkonvent hatte der katholischen Geistlichkeit einen Eid vorgeschrieben, der von ihr gänzliches Lossagen von der Oberherrschaft des römischen Stuhles forderte, und daher im Widerspruche mit dem religiösen Gelübde stand, das jeder Priester ablegt, wenn er die Weihe empfängt. Die Mehrzahl der Geistlichkeit legte theils freiwillig ihre Stellen nieder, oder ward mit Gewalt aus ihnen vertrieben. Das Schicksal dieser Männer, von denen die Bauern bis dahin ihren religiösen Unterricht erhalten, und die ihren Amtspflichten mit väterlicher Sorgfalt obgelegen hatten, mußte die Vendéer empören, besonders als sie sahen, daß man ihre Seelsorger gewaltsam vertrieb, und ihre Stellen mit andern, minder gewissenhaften, und folglich auch mit Geistlichen von minder reinen Sitten besetzte. Dieß war die erste Veranlassung zu einer allgemeinen Unzufriedenheit unter den Bewohnern des Bocage.

(Fortsetzung folgt.)

Der Herzog von Wellington.

Man fragte einst eine als geistreich bekannte Dame, was sie an den großen Männern, die sie Gelegenheit gehabt kennen zu lernen, besonders merkwürdig gefunden habe. „Ihre Mittelmäßigkeit.“ war die Antwort. Dieses Witzwort findet nur zu oft seine Anwendung. Fast alle Porträts lügen; sie sind wohl ähnlich, aber sie gleichen nicht; sie zeigen nur die schönen Züge des Mannes, und leihen ihm eine Hoheit und Würde, von denen das Original und seine Freunde selbst nichts wußten, bevor der Pinsel des Malers sie ihm andichtete. Daher würde man sich auch sehr täuschen, wenn man sich eine Vorstellung von dem Gesichte des Herzogs von Wellington nach den herrlichen Kupferstichen machen wollte, die bei den Kunsthändlern ausgestellt zu sehen sind. Die Karrikaturen (und Dieß ist nicht Spott) zeigen den Herzog weit mehr, wie er wirklich ist, und einige besonders geben ein zum Sprechen getroffenes Bild von ihm. Man vergißt, indem man sie besieht, daß man Karrikaturen vor sich hat, und erkennt den Herzog auf der Stelle, gleichviel in welcher drolligen Situation ihn die boshafte Hand des Künstlers dargestellt hat. Der Herzog von Wellington hat eine so auffallende Physiognomie, daß man ihn nur ein Mal gesehen zu haben braucht, um ihn schwerlich je wieder zu vergessen. Seine Züge sind scharf gezeichnet, und sein außerordentlich langes Gesicht steht mit seinem Körperbau, der von nur mittlerer Größe und so mager ist, wie der eines auf strenge Diät gesetzten Kranken, nicht im Mindesten in Verhältniß. Am wenigsten wäre der Herzog der Mann dazu, John Bull mit Vollmondsgesicht und rundem Bauche vorzustellen; weder dieses knöcherichte Gesicht, noch dieser magere, steife Körper, der in eine so enge Uniform gepreßt ist, daß man glauben sollte, sie wäre für eine noch schmächtigere Figur, als die Sr. Herrlichkeit zugeschnitten, erinnern an Alt-Englands saft- und kraftvolles Roastbeef. Indeß bildet sein Aeußeres so ziemlich genau den Abdruck seines eigenthümlichen Charakters. Der Herzog von Wellington ist sehr thätig, aber nie geschäftig; schnell, aber nie übereilt erledigt er, was am meisten drängt; er ist kalt, rasch, entschieden, vielleicht despotisch, aber bei Vorfällen, wo Andere den Kopf verlieren und unentschlossen seyn würden, besonnen und entschlossen. Diese Entschlossenheit und geräuschlose Thätigkeit sind die beiden charakteristischen Züge seiner Persönlichkeit, und diesen beiden Eigenschaften, der erstern besonders, verdankt er seine militärische und politische Größe. Die zweite überraschte besonders in der gewöhnlichen Geschäftsführung seiner hohen Stellung als Premierminister, wo der Herzog überall war und für Alles Zeit fand; in England wie im Felde wurden nie die Geschäfte der Vergnügungen wegen, noch diese jenen hintan gesetzt. Will man in London seinen Tag recht benutzen, so muß man frühzeitig aufstehen. Wer in dieser Hauptstadt seinen Morgen im Bette verdämmern wollte, würde sich Abends den Vorwurf des Titus zurufen müssen. Während meines ersten Aufenthaltes an den Ufern der Themse, holte mich der Freund, der die Güte hatte, mir als Cicerone zu dienen, oft schon bei Aufgang der Sonne ab. Am ersten Tage betraten wir um sieben Uhr Morgens den Park von St. James. Vor uns ging ein Mann, der frische Luft schöpfte und nach allen Seiten so forschende Blicke warf, als wollte er sehen, ob die Alleen gehörig in Ordnung gehalten seyen; es war der Herzog von Wellington, der nach Downing-Street zuging, wo er wahrscheinlich bis 11 Uhr in seinen Bureaux arbeiten und von dort wie gewöhnlich ins Oberhaus gehen wollte, wo um diese Zeit die Debatten am lebhaftesten werden, um sich später nach dem Comité der Londonbrücke, die damals im Bau begriffen war, zu begeben, und dort zwei oder drei Stunden mit den Lords Durham und Londonderry von Kohlen und Quadersteinen zu verplaudern. — Ein wenig vor drei Uhr bewunderten wir eben das neue Thor von Hyde-Park, als ein Reiter meine Augen auf sich zog. „Mir däucht, ich habe diesen Herrn schon irgendwo gesehen,“ sagte ich zu meinem Führer. „Ohne Zweifel, antwortete dieser, es ist der Herzog von Wellington; es ist heute um drei Uhr Kabinetskonseil, und er benützt jetzt die fünf Minuten, die ihm noch übrig sind, um seine Bureaux zu besuchen.“ Um halb acht Uhr waren wir im Parterre der Oper; Madame Malibran sollte singen, und wir hatten deßhalb unser Mittagessen so schnell als möglich beendigt. Ein Mann trat in eine leere Loge links über dem Orchester; es war der Herzog von Wellington. Nach dem ersten Akte des Barbiers war der Herzog schon verschwunden. „Ich glaub' es gern, bemerkte mein Freund, Lord Winchelsea hat für diesen Abend eine Motion im Oberhause angekündigt, bei der der Herzog zugegen seyn will, und da Sie den Barbier ohnehin kennen, so lassen Sie uns ihm folgen und der Sitzung beiwohnen.“ — „Wer ist denn der Mann, der mit so nachdenkendem Gesichte vor uns hergeht?“ fragte ich, indem wir den Gang betraten, der zur Fremdengalerie führt; „Gott steh mir bei, er geht ja mit dem Hut auf dem Kopfe durch die Schranken, als ob er zu Hause wäre, und setzt sich auf die Bank des Lord Kanzlers der Schatzkammer, ohne ein Wort zu sprechen oder Jemand anzusehen.“ Es war abermals der Herzog von Wellington, in seinem Mantel mit dem kleinen Kragen.

In der gewöhnlichen Unterhaltung spricht der Herzog meist abgerissen und schnell; seine Rede ist schwerfällig und undeutlich. Doch scheint er diese Fehler zu fühlen, und sucht ihrer Herr zu werden. Wenn er sich an das Haus wendet, ist seine Zunge Anfangs schwer, als ob er zu viele Zähne im Mund hätte; allein er spricht mit Sicherheit, und drückt seine Gedanken klar, scharf und stark aus. Wäre er indeß nur Sprecher im Oberhause, so würde der Ruhm seines Namens schwerlich nach allen vier Weltgegenden ausposaunt worden seyn; man kann ihn jedoch auf den Ministerbänken nicht den ermüdenden Debatten beiwohnen sehen, ohne daran erinnert zu werden, daß man den Mann vor sich hat, dessen ruhiger, scharfer Blick Schlachtfelder beherrschte, und dessen Wink Tausende zum Tode führte; nimmt er dann das Wort, so glaubt man die Stimme des Befehlshabers zu hören, die einst zum Siege rief. Wenn man ihn in diesen kleinlichen Details des parlamentarischen Lebens erblickt, so kann man kaum begreifen, wie der General sich zu einer so gehaltlosen Rolle hergeben mochte; und wirklich scheint ihn auch zuweilen Ueberdruß an seinem politischen Leben anzuwandeln; die Seele des Kriegers spiegelt sich dann in seinem Blick.

Die Unterhaltung des Herzogs von Wellington bezeichnet seinen Charakter noch weit besser, als seine Reden. Statt das Gespräch durch unausführliche Fragen oder Erwiderungen zu unterhalten, die den Geist unter einem Schwall gehaltloser Worte ersticken, läßt er oft Pausen oder selbst ein gänzliches Stillschweigen eintreten, und dann plötzlich wieder einen Gedanken hervorspringen. Außer der Kriegskunst jedoch, worin er sein eigentliches Verdienst hat, scheint es ihm an umfassenden und tiefen Kenntnissen zu fehlen. Niemand weiß, was er zu fassen im Stande ist, mit mehr Klarheit und Bestimmtheit zu begreifen, als er; allein durch sein militärisches Leben daran gewöhnt, schnell und wie der Augenblick es erfordert, zu handeln, scheint er bei seinen politischen Maßnahmen die Folgen nicht gehörig zu überlegen. In einer französischen Militärschule erzogen, und frühzeitig schon zu einem hohen Range befördert, zeichnete er sich bald durch sein strategisches Talent und durch seine kühne Taktik aus. Er hatte sich Alles, was zu einem guten Offizier gehört, vollkommen eigen gemacht, und zeichnete sich nicht weniger durch sein kluges Benehmen in schwierigen Fällen, durch strenge Disciplin und sein Talent, die ihm untergebenen Truppen zu organisiren, als durch die Geschicklichkeit aus, mit der er alle dargebotenen Vortheile zu benützen wußte. Unstreitig gehört zu den Talenten eines Feldherrn auch Glück; man muß indeß bekennen, daß zwar der Herzog als Soldat die Kunst verstand, Andern das Vertrauen einzuflößen, das er selbst besaß, daß aber auch die Soldaten überzeugt waren, daß dieses Vertrauen bei ihm auf genauer Kenntniß sowohl seiner, als auch der Kräfte des Feindes und nicht auf tollkühnen Voraussetzungen beruhte.

Man kann den Herzog beschuldigen, daß er zuweilen allgemeine Fragen mit den Vorurtheilen eines Mannes behandelt, der sich mehr durch geschickte, zweckmäßige Anwendung Dessen, was er weiß, als durch umfassende Kenntnisse auszeichnet; er liebt es aus einzelnen, von ihm beobachteten Fällen allgemeine Schlüsse zu ziehen, und erklärt ein System, dessen Wirkungen ihm nur aus einzelnen Fällen bekannt sind, voreilig für gut oder schlecht.

Für Leute voll Einbildungskraft, wie die Irländer, seine Landsleute, besonders, ist der Charakter des Herzogs, von der günstigsten Seite betrachtet, einer von jenen, die man wohl bewundert, aber nicht liebt. Für Mitgefühl wie für Begeisterung gleich unempfindlich, verabschiedet er einen Minister mit eben der Gleichgültigkeit, mit der er ein altes Kleid ablegt; er schlägt sich mit derselben Ruhe, mit der er ein Frühstück einnimmt. Alles, was er thut, scheint er deßhalb zu thun, weil er es schon zum Voraus beschlossen hatte; dieser Beweggrund, in Uebereinstimmung mit seinem Verstande, genügt ihm, und er nimmt auf keine Triebfeder, die Andere zum Handeln bewegen würde, Rücksicht.

Es ist seine Gewohnheit, jedes Geschäft, das er vorhat, abzuthun, ohne sich um die geringste Wechselbeziehung, in der es mit einem andern stehen könnte, zu bekümmern; daher kömmt denn auch die Trockenheit und die gedrängte Kürze seiner Korrespondenz. Seine Briefe sind wahre Muster des Geschäftsstyls; er hat aus der diplomatischen Sprache allen rednerischen Schmuck und alle Anspielungen verbannt. Sein Styl, ohne streng lakonisch zu seyn, ist der eines Mannes, der nichts als seine Gedanken sagen will; er ist Das, was ich einen kompakten Styl nennen möchte.

Der Herzog von Wellington ist zu Dungan, in der Grafschaft Meath, am 1 Mai 1769, drei und einen halben Monat früher als Napoleon, geboren, und folglich jetzt 63 Jahre alt.

Vermischte Nachrichten.

Die irischen Blätter theilen jetzt häufig Beschreibungen von Auktionen mit, wo Vieh verkauft wird, welches der Zehentherr wegnehmen ließ, wegen verweigerten Zehntens. Alles umsonst. Das Vieh wird entweder gar nicht oder um einen Preis verkauft, der kaum die Kosten der Auktion deckt, so daß der Zehenteigenthümer dennoch seinen Zehnten nicht erhält; es ist eine offene Verschwörung, gegen die es gar kein Mittel gibt. Als Beleg hiezu theilt der „Dublin Pilot" Folgendes mit: Am 4 Juni begann auf Antrag des ehrwürdigen Herrn Preston, Rektors von Kilneaque, der Verkauf einer großen Menge von Rindvieh und Schafen, die wegen verweigerter Zehnten weggenommen worden waren. Um die Kirche her standen 500 Polizeisoldaten, zwei Schwadronen Dragoner, zwei Schwadronen Husaren und mehrere Kompagnien Infanterie. Auf dem Hügel über der Kirche standen zwei Vierundzwanzig-Pfünder. Wenn je ein Verkauf öffentlich war, so war es dieser. Ueber 20,000 Menschen aus allen Dörfern in der Runde waren bei demselben anwesend, und die benachbarten Hügel noch mit dichten Massen besetzt. Um 7½ Uhr erschien der Ausrufer mitten unter Bajonnetten, und erklärte, daß Hr. Preston das Vieh wieder herausgeben wolle, wenn man ihm Sicherheit für die Zehnten leiste. Ein Pächter zu Pferde rief aber sogleich zur Antwort: „Niemals! keine Zehnten!" und „Niemals! Niemals" hallte es von den versammelten Tausenden wieder. Der Verkauf begann also in einem Kreise von Volk, das die Priester mit Mühe zurückhielten. Eine fette Kuh, angeschlagen um 4 Pf. 10 Sch. (56 fl. rh.), verkauft für 3 Sch. (1 fl. 48 kr.); ein Ochse, zu 3 Pf. 10 Sch. (42 fl.), für 3 Sch.; eine fette Kuh, zu 5 Pf., für 3 Sch.; ein Ochse, 4 Pf. 10 Sch., für 3 Sch.; eine junge Kuh, 5 Pf., zu 3 Sch.; eine fette Kuh, 6 Pf., zu 4 Sch.; 4 junge Kühe, zu 16 Pf. 5 Sch., für 10 Sch.; 10 fette Schafe, zu 10 Pf. 5 Sch., zu 12 Sch.; 10 andere, zu 15 Pf. angeschlagen, für 13 Sch.; 16 schöne fette Schafe, angeschlagen zu 10 Pf., für 13 Sch. Alle hatten das Brandzeichen: Tithes, Zehnten. So wurde Vieh, 77 Pf. (924 fl.) an Werth, für 3 Pf. 5 Sch. (57 fl. 48 kr.) verkauft. Um 2 Uhr Nachmittags war Alles zu Ende; keine Unruhe fiel vor; die Truppen marschirten Abends hungrig nach Hause, und stimmten, unmuthig über diesen widerwärtigen Dienst, in den Ruf ein: keine Zehnten.

Kapitän Mundy sagt in seinen, jüngst zu London erschienenen Skizzen aus Indien über den Tempel in Dschagernat: „Der Zusammenfluß der Pilgrime dahin ist ungeheuer; indeß nimmt ihre Zahl mit jedem Jahre ab, wie denn auch die Heiligkeit Dschagernats selbst in dem Maaße in Verfall geräth, als die Civilisation in Indien Fortschritte macht. Der wahnsinnige Fanatismus, der in frühern Zeiten Hunderte von Menschen antrieb, sich zu opfern, indem sie sich unter die Wagenräder des Götzenbildes warfen — was, wie man glaubte, von dem blutdürstigen Gotte mit einem Lächeln des Wohlgefallens aufgenommen wurde — ist gegenwärtig ziemlich nüchtern geworden. Sterling erwähnt, daß er während der vier Jahre, wo er den Feierlichkeiten zu Dschagernat beiwohnte, bloß drei Pilgrime sich opfern sah, und diese Unglücklichen waren mit schweren körperlichen Leiden behaftet und benützten diese Gelegenheit, ihrem elenden Daseyn ein Ende zu machen, bloß statt der gemeineren Art sich zu erhängen oder zu ertränken. Im Durchschnitt rechnet man jährlich ungefähr 120,000 Pilgrime, die sich zu Vorib versammeln; vielen derselben ist es nicht bestimmt, wieder zurückzukehren. Tausende dieser armen Thoren sterben Hungers, oder kommen durch übermäßige Anstrengungen auf der Reise und durch den tödtlichen Einfluß der Regenzeit um's Leben; ihre Leichen werden neben der englischen Station ohne weitere Umstände auf den Sand hingeworfen, und verbrannt, oder den Geiern, Schakals und Hunden der Parias zur Beute überlassen. Man hat oft schon hundert bis hundert fünfzig Leichen dort gesehen und Schaaren von jenen Thieren, die über ihnen um ihre scheußliche Mahlzeit kämpften."

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 184. 2 Julius 1832.

Die französische Expedition nach dem Atlas.

(Fortsetzung.)

Während diese Bewegungen ausgeführt wurden, hatte der General en Chef den Mameluken Jusuf zu den Arabern hinübergeschickt, um sie um ihr Vorhaben befragen zu lassen. Bald darauf erschien er mit einem Araber wieder. Der Anblick des Mannes machte auf uns einen lebhaften Eindruck. Alle seine Züge sprachen Kühnheit und Fanatismus aus. Sein Gesicht war hager, sein Bart kurz und dünn, seine Augen kohlschwarz und funkelnd, seine Hände dürr und sehnig. Der Burnus, in den er ganz gehüllt war, schien am Saume abgetragen, und von etwas schmutziger Farbe. Nur seine Flinte glänzte, und schien zuverlässig. Auf einem kleinen schaumbedeckten Pferde, dessen Maul blutete und dessen Weichen von den langen Sporen aufgerissen waren, saß er in stolzer Haltung.

„Du siehst uns bereit," sagte er zu dem Obergeneral, „Dir den Einzug in unsere Stadt zu verwehren. Wir werden nie ihre Thore Christen öffnen, die mit dem Schwerte daran pochen. Ziehe seitwärts von uns hin, der Weg steht Dir offen."

„Deine Zumuthung befremdet mich," entgegnete der General. „Dieses Land gehört uns; ich bin Euer Herr, und ich werde in die Stadt einrücken, wenn es mir gefällt."

Als der Araber diese Worte, die ihm durch einen Dolmetscher übersetzt wurden, vernahm, ließ sich an ihm eine heftige innere Bewegung wahrnehmen; er rückte auf seinem Pferde hin und her, und seine Augen blitzten drohend; er hielt seine Flinte, mit dem Kolben auf den Schenkel gestützt, vor sich. Die Offiziere des Generalstabes hatten auf jede seiner Bewegungen Acht; ungeachtet er als Parlamentär gesendet war, schien es doch klug zu seyn, ihm nicht zu trauen. Er hatte ganz die Physiognomie von einem jener Fanatiker, die um, das ewige Leben zu gewinnen, gleich dem Mörder Kleber's, den Meuchelmord als ein verdienstliches Werk betrachten. Der Obergeneral selbst, der kein Auge von ihm verwendete, und lesen mochte, was in seiner Seele vorging, machte eine unmerkliche Bewegung, die ihn unter die Mündung des Flintenlaufes brachte. Indeß schien der Araber sich zu bezwingen, nahm einen etwas unterwürfigeren Ton an, und sagte: „Wir werden Dein Heer mit Allem versehen, was es nöthig hat; unsre Früchte und Heerden stehen Dir zur Verfügung; aber schlage die Straße über Medea ein; der Bey von Tittery ist es, mit dem Du in Streit liegst."

„Ich wiederhole Dir," entgegnete der General, „ich marschire gerade aus vor mir hin; ich nehme keine Bedingungen an, und habe nur Befehle zu geben. Ich fordere Dich und die Deinigen auf, die Waffen niederzulegen, und thue Dieß zu Eurem eigenen Vortheil."

„Unser größter Vortheil und der einzige, dem wir gehorchen, erwiderte der Araber in der höchsten Ueberspannung, „ist unsere Religion. Ein wahrer Moslim legt vor keinem Christen die Waffen nieder, außer mit dem Tode. Gott wird zwischen den Christen und Mohammeds Söhnen richten."

Mit diesen Worten warf er einen verächtlichen Blick auf den Aga von Algier und den neuen Bey von Tittery, stieß seinem Pferd die breiten Sporen in die Seiten, flog über Gräben und Hecken dahin, und entschwand unsern Augen. Bald ließ sich das Gewehrfeuer vernehmen, und die Kanonen donnerten. Der Kampf dauerte nur kurze Zeit; die erste und zweite Brigade rückten nach Verlauf von zwei Stunden fast zu gleicher Zeit in Belida ein. Es war beinahe Nacht, als wir von der Stadt Besitz nahmen. Das Heer lagerte um sie herum; Wachen wurden ausgestellt, und das Hauptquartier verlegte sich nahe am algierer Thore in ein ziemlich bescheidenes Haus mit einem herrlichen Garten. Vor unserer Ankunft in Belida konnten wir mitten im Gefecht den Reichthum des Landes bewundern; denn über weite Ebenen, mit Orangenwäldern bedeckt, ging es vorwärts, und obgleich hinter den Hecken von indischen Feigenbäumen und Aloen Flintenschüsse hervorblitzten, so nahm man sich doch Zeit einen Blick auf dieses neue gelobte Land zu werfen. Um sich aber einen Begriff von der üppigen Pracht dieser Gärten um uns her zu machen, mußte man den des Hauptquartieres einige Stunden später sehen. Bivouakfeuer waren unter den gewaltigen Laubgewölben von fruchtbeladenen Orangenbäumen angeschürt; die Flammen loderten hoch und flackernd empor und die Funken, die von ihnen ausgesprüht oben durcheinander wirbelten, berührten doch kaum noch die Zweige. Diese Feuer warfen weit hin einen rothen Glast, in welchem unsere Pferde unter diesen Bogenlauben an mehr als mannsdicke Baumstämme gebunden zu sehen waren. Die Goldfrüchte der Orangen ob unsern Häuptern funkelten noch mehr, von den Flammen geröthet. Allein ungeachtet der vielen Feuer gab es noch tiefe Baumgänge, die der

breite Schein, der uns umgab, nicht zu erhellen vermochte. Die Orangen waren reif; einige Soldaten stiegen auf die Bäume und schüttelten die Aeste, die bald den Boden mit tausenden von Früchten bedeckten.

Die Sonne ging am andern Morgen in ihrer vollen Strahlen-Pracht auf, und überströmte die Stadt und ihre Umgebungen, Gärten und grünen Hügel mit einem Meer von Licht. Belida stand verlassen; seine Einwohnerschaft hatte sich nach den Bergen geflüchtet. Dort sah man sie, in Gruppen niedergekauert, die Blicke nach ihrer Stadt gerichtet. Was mochte in ihren Seelen vorgehen, als sie ihre verlassenen Wohnungen und die Christen, die sie verabscheuten, als ihre Herren ein- und ausgehen, in den Straßen umherwandeln, auf den öffentlichen Plätzen aufgestellt sahen? Ueberall, auf den Minarets, auf den Thoren wehte die dreifarbige Fahne, die die Fahne des Propheten verdrängt hatte. Ueberall blitzten Bajonnette und rührte es sich von Soldaten. Der Obergeneral hatte Befehl ertheilt, für einen Weg um die Mauern der Stadt herum Raum zu machen. Von allen Seiten stießen Gärten an die Wälle; man mußte sich durch diese Orangenwälder Bahn machen, die im Wege standen. Nur ungern schienen die Soldaten Hand ans Werk zu legen. Diese Bäume prangten so herrlich mit ihren Früchten. Indeß die Linie war ausgesteckt, und die Axt schallte in diesen fruchtbaren Wäldern. Ein Maure hatte die Stadt verlassen, Weiber und Kinder mit sich genommen und sich zu einem obdachlosen Nomadenleben entschlossen. Als er aber von einem benachbarten Hügel das Eisen in seinem Garten wüthen, als er seine geliebten Bäume taumeln und fallen sah, stürzte er herbei. Der Unglückliche hätte vielleicht keinen größern Schmerz erlitten, wenn man ihm vor seinem Angesicht seine Kinder erdolcht hätte. Er warf sich den Soldaten zu Füßen, er bot ihnen Gold, er beschwor sie, er zerraufte sich den Bart und streckte mit flehender Gebärde seine Hände nach den Bäumen aus. Allein der Befehl war gegeben, und die Axt verdoppelte ihre Streiche. Nun rannte er von einem Sapeur zu dem andern, versuchte ihre Arme zu halten, und weinte und klagte. Noch stand einer der schönsten von seinen Orangenbäumen; allein auch er befand sich unglücklicherweise auf der abgesteckten Linie. Sechs Sapeurs machten sich daran ihn zu fällen, als der Maure mit todtenbleichem Gesicht auf den Baum losstürzte, und ihn mit Händen und Füßen umklammerte, als wollte er sagen, mit ihm will auch ich fallen. In diesem Augenblicke kam ein Offizier des Geniewesens hinzu. Von den Soldaten über den Vorfall unterrichtet, sagte er: „Die Sicherheit der Stadt verlangt es; meine Pflicht erheischt es so. Schafft den Mann weiter.“ Man hatte Mühe genug, den Mauren von seinem Baum loszureißen; allein endlich mußte er ihn lassen; er wurde halb ohnmächtig an einen Springbrunnen des Gartens getragen, wo er noch die Streiche der Axt hören konnte, von denen jeder sein Herz spaltete. Als er wieder zu sich kam, waren die Soldaten fort, aber seine schönen Bäume lagen am Boden.

Den ganzen Morgen über hörte man von Seiten des Gebirges her Flintenschüsse. Die Kabylen hatten einen herrlichen Bach abgeleitet, der mit seinem Gewässer die Brunnen in der Stadt ernährte, und hinter Hecken verborgen, feuerten sie auf die Reiter, die ihre Pferde zur Tränke an den Fuß des Gebirges führen wollten. Mehrere Soldaten waren verwundet zurückgebracht worden. Die Kabylen waren es auch, welche den größten Theil der Einwohner von Belida mit Gewalt gezwungen hatten, ihre Stadt zu verlassen. Der Obergeneral wollte diesen Gebirgsvölkern Schrecken einjagen; Menschlichkeit hätte in ihren Augen nur als Schwäche gegolten; man mußte ihnen unerbittliche Strenge zeigen. Die Araber des Stammes Beni-Salah waren als die Widerspenstigsten bezeichnet worden; es wurde daher Befehl gegeben, sie zu verfolgen ihre Pflanzungen zu zerstören, und ihre Wohnungen und Zelte zu verbrennen. Nun konnte man unser leichtes Fußvolk nach den Bergen eilen, und bald darauf die Araber auf die höchsten Spitzen sich zurückziehen sehen. Ein Bataillon stellte sich auf einem nahgelegenen grünen Hügel auf, der kurz zuvor noch von den Kabylen besetzt gehalten war.

(Fortsetzung folgt.)

Georg Canning.

(Schluß.)

Es wird aus unserer bis hieher gegebenen Darstellung leicht zu entnehmen seyn, daß wir den spät eingetretenen Liberalismus Canning's einer ganz andern Ursache, als einer idealischen Liebe zu Freiheit beimessen. Jedes englische Ministerium würde unter gleiche Verhältnisse gestellt, wie er handeln. Ein Mann von einer ruhigeren Beredsamkeit, von einem gemäßigteren und festeren Charakter würde sich wahrscheinlich nur anders ausgesprochen haben. Hätte Canning nur noch fünf Jahre länger gelebt, wäre er noch jetzt auf der Welt, so ist kaum zu zweifeln, daß die Ansichten der Lords, gegen die er sich verbünden zu wollen schien, seine persönlichen Gesinnungen gegen Lord Grey, die zahlreichen und strengen Beurtheilungen eines langen politischen Lebens, ihn noch einmal an die Spitze der Torypartei gestellt haben würden. Vertheidiger eines Systems, das ihm zur Macht verholfen hatte, würde er nothwendig durch die Hitze und den Ungestüm seiner Sinnesart stets zu gewaltthätigen Parteien hinübergeführt worden seyn; und es ist nicht unwahrscheinlich, daß das Land, das ihm jetzt ein Denkmal errichtet, ein weniger später für ihn ein Schaffot erbaut haben könnte. Es sey Dieß gesagt, ohne einen Flecken auf sein Andenken werfen zu wollen; wir glauben uns über ihn offen genug ausgesprochen zu haben, wo wir unsere Ansicht über jene Klasse von Männern gaben, die er repräsentirte; Männer, die wir für gleichgültig halten gegen die Interessen der Masse des Volks, aber keineswegs, wenn es sich um die Ehre und den Charakter des Landes handelt.

Wie die meisten Menschen, die sich zu einer hohen Stellung emporgeschwungen haben, verdankte auch Canning Vieles dem Zufalle. Er war glücklich am Tage seines Todes, wie in der Zeit seines politischen Uebertrittes. Es begegnet nur sehr wenigen Menschen, so lange von einer Partei unterstützt zu werden, als diese Unterstützung ihnen nützlich ist; und von dieser Partei verlassen zu werden, wenn ihre längere Anhänglichkeit schädlich werden würde. Dieselben Männer, die Canning als Freunde die Macht in die Hände gespielt hatten, gründeten ihm als Feinde seinen Ruf. Allein sein

Ruhm knüpfte sich an keinen großen Akt in der Gesetzgebung. Kein Gesetz wird auf die Nachwelt übergehen, das seinen Namen an der Stirne trüge. Die Generationen, die ihn zu bewundern haben mögen, werden ihn nicht zu segnen haben. Die Memoiren werden sich darin gefallen, Cannings Talente zu beschreiben; der Geschichtschreiber wird wenig von den Wohlthaten zu sagen wissen, die ihm sein Vaterland verdankt.

Cannings Beredsamkeit war ihm ganz allein eigenthümlich; er wurde der Stifter einer Schule, die bewunderungswürdig dem Hause der Gemeinen angemessen ist, das aus eleganten und halbgelehrten Gentlemen besteht. Seine Reden waren stets leicht und flüssig, oft leidenschaftlich und satyrisch; vorzüglich ausgezeichnet aber war er in jenem heitern und schimmernden Spotte, durch den man einen Gegner lächerlich macht, dem man nicht antworten kann, indem man eine Versammlung unterhält, die zu ungeduldig ist, um sich belehren zu lassen. Bewunderungswürdig war er in der Eleganz seiner Sprache, und wir hatten Gelegenheit, von seiner eigenen Hand, selbst in den letzten Abschriften seiner Reden, Proben der Sorgfalt zu sehen, die er auf diesen Punkt verwendete. Einige, die ihn gut kannten, wollen sogar behaupten, daß er manchmal absichtlich nachlässige Sätze ausarbeitete, um den Schein der Vorbereitung zu vermeiden. Sein Gebärdespiel war nicht gefällig, vielleicht mit Fleiß, aber voll Geist und Leben, und stimmte durch seine Heftigkeit zu dem Gepränge und den Bildern, worin er sich gefiel.

Seine Raisonnements waren nicht in jene lichtvolle und logische Form gekleidet, durch die die Ueberzeugung erzwungen und gefesselt wird. Eben so wenig bediente er sich der Perorationen, die das Gemüth erschüttern, und mit erhabenen Eindrücken erfüllen. Dagegen verstand er es, die Aufmerksamkeit irre zu führen, das Ohr zu bezaubern, die Einbildungskraft zu beschäftigen, die Empfindsamkeit anzuregen, und war in der Anwendung dieser verschiedenen Fächer seiner großen Kunst in hohem Grade glücklich. Er brachte es in diesen Eigenschaften zu einer solchen Vollkommenheit, daß er zuweilen tief und erhaben schien. Einige seiner Anlagen eigneten sich vorzüglich zu den öffentlichen Geschäften. Merkwürdig war besonders seine ängstliche Genauigkeit, während nach der gewöhnlichen Meinung, höher gestellte Männer sich um Einzelnheiten nicht zu bekümmern brauchen. Seine Depeschen, obgleich nicht von so vollkommenem Style wie die seines Nachfolgers, Lord Dudley, waren bewunderungswürdige Ausarbeitungen. Jede Schrift, die aus seinem Departement hervorging, hatte von ihm die genaueste Prüfung zu bestehen. Unermüdlich in Downingstreet,*) fehlte er dennoch selten auf seinem Platz im Unterhause; und wenn die Geschäfte der Sitzungen beendigt schienen, verwandelte sich der Staatsmann und Redner erst noch in den Hofmann, und selten legte er sich zu Bette, ohne zuvor dem König Bericht, und manchmal noch dazu einen sehr beredten, über Alles zu erstatten, was am Abend vorgekommen war. Indeß war sein Talent keines vom ersten Range; es lag in seinem Charakter und in seinem Talente Etwas, das zu gleicher Zeit die Achtung vor seinem Verdienste, wie den Tadel seiner Fehler herabstimmte. Eben jene leichtfertige Liebe zum Witze, jene leichtsinnige Neigung zur Satyre, und jene lebhafte und unkluge Unbesonnenheit im Benehmen, die oft einen Schatten auf sein Talent warfen, ließen auch seine Fehler entschuldigen. Wir tadeln den Staatsmann, daß er ein wenig zu sehr Kind war; dann verzeihen wir wieder dem alten Politiker, wie wir einem witzigen Schüler verzeihen würden. Canning blieb immer jung, immer der beste Zögling der ersten Klasse seines Kollegiums zu Eton, der sich über den „Doktor" lustig machte, wie man Addington nannte; sich mit Lord Castlereagh duellirte; den armen Ogden mit schlechten Witzen überhäufte; Brougham unanständig antwortete; auf die heilige Allianz schimpfte; mit dem Herzog von Wellington Händel suchte, und in ewigem Hader lebte, was ihm vielleicht auf seiner parlamentarischen Laufbahn gerade die persönliche Zuneigung von so Vielen erwarb. Wenn ein Künstler ihn nach dieser Laufbahn malen wollte, so würde er ihm gewiß nicht die breite Stirn, die harte geschlossene Lippe, das gedrungene und tiefsinnige Gesicht eines Napoleons geben. Seine Beredsamkeit und sein Ehrgeiz erinnern eben so wenig an den eisernen Charakter und die stolze Würde Stafford's. Man wird in seinem Auge nicht die Tiefe Richelieu's, den vulkanischen Blitz Mirabeau's, die beleidigte Majestät Chatams suchen. Man wird sich ihn denken müssen, wie wir ihn sahen, mit einem Kopfe, der mehr von Verstand, Gefühl und Satyre, als von Nachdenken, Leidenschaft und Festigkeit belebt ist, mit mehr Uebermuth als Stolz, mehr Anmuth als Tiefe, von mehr Reizbarkeit eines leichtsinnigen Temperamentes, als jener Kraft und jenem Feuer, mit denen Menschen begabt sind, die die Natur aus ihren unbeugsamsten und gewaltigsten Elementen schuf.

*) Hier befindet sich das Hotel der auswärtigen Angelegenheiten.
Anm. d. R.

Der blinde Naturforscher.

(Schluß.)

Die Herausgabe dieser Arbeiten erfolgte im Jahre 1792, und zwar in Briefen an Ch. Bonnet, unter dem Titel: „Neue Beobachtungen über die Bienen." Dieses Werk überraschte die Naturforscher in hohem Grade, und zwar nicht allein wegen der Neuheit der aufgestellten Entdeckungen, sondern auch wegen der großen Schwierigkeiten, die Huber mit so vielem Talent überwunden hatte. Der Eifer für seine Untersuchungen wurde weder durch diesen ersten Erfolg, an dem seine Eigenliebe sich hätte begnügen können, noch durch die von der Revolution herbeigeführte Veränderung seines Aufenthaltsortes, ja selbst nicht durch die Trennung von seinem treuen Burnens geschwächt. Er bedurfte jetzt eines andern Gehülfen; zuerst versah seine Gattin diese Stelle, und später begann sein Sohn, Peter Huber, der sich seitdem durch seine Forschungen über die Lebensart der Ameisen und anderer Insekten so rühmlich bekannt gemacht hat, seine Lehrjahre, indem er seinen Vater bei seinen Arbeiten unterstützte. Mit Hülfe seines Sohnes nahm Huber jetzt seine mühsamen Untersuchungen über seine Lieblingsinsekten wieder auf; sie bilden den zweiten Band der zweiten Ausgabe seines Werks, die im Jahre 1814 erschien und zum Theil von seinem Sohne besorgt wurde.

Die Erzeugung des Wachses war damals unter den Naturforschern noch ein streitiger Punkt in der Naturgeschichte der Bienen. Einige behaupteten, ohne jedoch ihre Meinung mit Gründen zu unterstützen, daß sie es mit dem Honig bereiten; Huber, der bereits die Erzeugung des Stopfwachses glücklich ausgemittelt hatte, bestätigte auch die Richtigkeit der hinsichtlich der Bereitung des Wachses aufgestellten Meinung, und erwies durch unzählige, mit Hülfe seines Burnens angestellte Beobachtungen, daß es in Gestalt dünner Plättchen zwischen den Ringen des Unterleibes der Bienen hervorkömmt. Er stellte die mühsamsten Untersuchungen an, um sich zu überzeugen, wie diese Insekten das Wachs zum Bau ihrer Zellen bereiten, beobachtete die wunderbaren Bauwerke dieser Thierchen, die durch das Ebenmaß ihrer einzelnen Theile die schwierigsten Probleme der Geometrie zu lösen scheinen, bezeichnete die Arbeiten, die jede besondere Klasse der Bienen verrichtet, und verfolgte mit der größten Aufmerksamkeit ihren Bau von der Gründung der ersten Zelle an bis zur Vollendung der ganzen Scheibe. Er lehrte die Verwüstungen kennen, die die Sphinx atropos in den Stöcken anrichtet, in denen sie sich einnistet, und versuchte sogar die Sinne der Bienen, besonders den Sitz des Sinnes des

Geruchs zu erörtern, von dessen Daseyn die Naturgeschichte dieser Insekten Belege liefert, ungeachtet das eigentliche Organ desselben noch nicht mit Bestimmtheit nachgewiesen werden kann. Er beschäftigte sich endlich auch mit merkwürdigen Untersuchungen über die Respiration der Bienen, und durch viele Erfahrungen bewies er zuvörderst, daß diese Insekten, eben so wie alle andern Thiere, Sauerstoffgas einsaugen. Wie kann aber in einem Bienenstocke, der ganz verkittet und, mit Ausnahme der kleinen Oeffnung, die zum Eingang dient, völlig geschlossen ist, die Luft sich erneuern und ihre ganze Reinheit behalten? Die Lösung dieses Problems nahm Hubers ganzen Scharfsinn in Anspruch, und es gelang ihm endlich sich zu überzeugen, daß die Bienen durch eine eigenthümliche Schwingung ihrer Flügel die Luft bewegen, und dadurch eine Reinigung derselben hervorbringen. Nachdem er durch genaue Beobachtungen sich hierüber Gewißheit verschafft hatte, bewies er seine Angabe noch dadurch, daß er durch einen künstlichen Ventilator eine ähnliche Wirkung hervorbrachte. Diese Versuche über die Respiration machten einige Zersetzungen der Luft in den Bienenstöcken nöthig, und Dieß brachte Huber mit Senebier in Verbindung, der sich mit ähnlichen Untersuchungen in Bezug auf Pflanzen beschäftigte. Eines der ersten Mittel, die Huber für zweckdienlich hielt, um sich von der Beschaffenheit der Luft in den Bienenstöcken zu überzeugen, war, daß er einige Samenarten in ihnen keimen ließ, wobei er sich auf die schwankende Meinung stützte, daß der Same in einer Luft, die zu wenig Sauerstoff enthält, keinen Keim entwickelt. Dieser Versuch, so unvollkommen er auch für den vorgesetzten Zweck war, führte die beiden Freunde auf den Gedanken, sich mit Untersuchungen über das Keimen der Pflanzen zu beschäftigen, und sonderbar war es, daß bei diesen gemeinschaftlichen Arbeiten eines Sehenden und eines Blinden, Senebier meist die Versuche angab und der des Gesichts beraubte Huber sie ausführte. Das Resultat ihrer Arbeiten erschien unter Beider Namen unter dem Titel: „Beobachtungen über den Einfluß der Luft auf das Keimen des Samens,“ im Druck. Hubers Schreibart ist meist rein und zierlich; ohne der Gründlichkeit zu ermangeln, die der belehrende Vortrag erheischt, hat sie nicht nur alle Anmuth, die eine dichterische Einbildungskraft über jeden Gegenstand zu verbreiten weiß, sondern sie zeichnet sich auch noch durch einen Reiz aus, der um so mehr überrascht, je weniger man ihn erwartet, dadurch nämlich, daß alle seine Beobachtungen so malerisch beschrieben sind, daß man den Gegenstand, den der Verfasser doch leider nicht sehen konnte, vor sich zu haben glaubt. Diese merkwürdige Eigenschaft, wodurch die Schilderungen dieses Blinden sich auszeichnen, glaube ich durch die Anstrengung erklären zu können, die es ihm kostete, die Berichte seiner Gehülfen zusammenzustellen, und aus ihnen sich ein vollständiges Bild zu entwerfen.

Da er seinen Geschmack für die schönen Künste nicht an Formen üben konnte, so beschränkte er ihn auf Töne; er liebte die Dichtkunst, war aber besonders ein leidenschaftlicher Liebhaber der Musik, für die er eine, so zu sagen angeborne Neigung hegte, und die sein düsteres Leben erheiterte. Er besaß eine angenehme Stimme, und hatte von seiner Kindheit an eine besondere Vorliebe für die italienische Musik.

Der Wunsch, mit seinen entfernten Freunden in Verbindung zu bleiben, ohne deßhalb immer eines Sekretärs zu bedürfen, brachte ihn auf den Gedanken, sich eine besondere Art von Druckerei zu seinem Gebrauche einzurichten, was er auch durch seinen Bedienten, Claude Lechet, bewerkstelligte, dessen Talent für Mechanik er eben so, wie früher das Talent für Naturgeschichte bei seinem Franz Burnens ausgebildet hatte. In numerirten Fächern befanden sich kleine, sehr erhabene Buchstaben, die er in seiner Hand ordnete; dann legte er auf diese so geordneten Zeilen ein, mit einer eigenen Dinte geschwärztes Papier, auf dieß ein weißes Blatt, und druckte so mittelst einer Presse, die er mit dem Fuße in Bewegung setzte, einen Brief, den er selbst zusammenlegte und siegelte. So glücklich er sich auch fühlte, durch dieses Verfahren eine Art Unabhängigkeit errungen zu haben, so gab er es dennoch wegen der Schwierigkeit, die Presse in Bewegung zu setzen, für den gewöhnlichen Gebrauch wieder auf. Diese Buchstaben und Charaktere der Algebra von gebranntem Thon, die sein Sohn, der unermüdet war seinem Vater nützlich zu seyn, für ihn verfertigt hatte, gewährten ihm 15 Jahre lang manche Unterhaltung und Zerstreuung. Auch ging er gern spazieren und sogar allein, mittelst Fäden, die er in den Alleen des ländlichen Aufenthalts, den er bewohnte, ziehen ließ; indem er sich an ihnen hielt, wußte er seinen Weg, und kleine Knoten, die in gewissen Zwischenräumen angebracht waren, zeigten ihm die Richtung, die er einzuschlagen hatte, und die Stelle, wo er sich befand. Die Lebendigkeit seines Geistes machte solche Zerstreuungen zum Bedürfniß; unter einer andern Umgebung würde sie ihn zum unglücklichsten Menschen gemacht haben; aber Alle, die mit ihm lebten, dachten nur darauf, ihm sein Unglück erträglich zu machen. Seine Unterhaltung war liebenswürdig und angenehm; er scherzte mit Leichtigkeit, war keiner Wissenschaft fremd, und erhob sich eben so gern zu den ernstesten und wichtigsten Gedanken, als er sich zum vertraulichsten Scherz herabließ. Er war kein Gelehrter im gewöhnlichen Sinne des Wortes; aber er hatte einen gewissen Takt, und wußte jeden Gegenstand mit einem Scharfsinne aufzufassen, der ihm Gelehrsamkeit entbehrlich machte. Sprach man mit ihm über Gegenstände, die seinen Verstand oder sein Herz interessirten, so belebte sich sein schönes Gesicht auf eine ganz eigene Weise, und seine Züge, ja sogar seine Augen, die so lange schon von Finsterniß bedeckt waren, schienen wie durch einen geheimen Zauber erhellt, und der Ton seiner Stimme hatte dann etwas Feierliches. Ein geistreicher Mann sagte mir, als er ihn zum ersten Mal gesehen hatte: „Ich begreife jetzt, woher es kam, daß man bei den Alten die Blinden mit einer übernatürlichen Begeisterung begabt glaubte.“ Huber brachte die letzten Tage seines Lebens in Lausanne, unter der Pflege seiner Tochter, Mde. Molin, zu, und nahm hier von Zeit zu Zeit seine Lieblingsarbeiten wieder auf. Die Entdeckung des Kapitäns Hall, der in der Gegend von Tampico Bienen ohne Stachel fand,*) erregte sein Interesse, und er hatte die herzlichste Freude, als sein Freund, Professor Prevost, ihm zuerst einige Exemplare, und später einen ganzen Stock dieser Insekten schickte. Es war Dieß die letzte Aufmerksamkeit, die er seinen alten Freunden widmete, denen er seinen Ruhm verdankte, und in deren Naturgeschichte seit ihm keine wesentliche Entdeckung mehr gemacht wurde. Huber blieb bis zum letzten Tage seines Lebens im vollen Genuß seiner Kräfte und war bis zum letzten Hauche theilnehmend und liebenswürdig. In einem Alter von 80 Jahren schrieb er einer seiner besten Freundinnen: „Es gibt Augenblicke, in denen es unmöglich ist, die Arme gekreuzt zu halten; denn nur indem wir sie öffnen, können wir Denen, die wir lieben, die Achtung, Zärtlichkeit und Anhänglichkeit ausdrücken, die sie uns eingeflößt haben.“ „Nur Ihnen sage ich es, fügte er weiter unten hinzu, daß Ergebung und Heiterkeit unter die Güter gehören, derer ich mich erfreuen durfte.“ Er schrieb Dieß am 20 Dezember v. J., und am 22sten war er nicht mehr; schmerzlos und ohne Todeskampf hauchte er sein Leben in den Armen seiner Tochter aus.

Chinesische Freimüthigkeit.

Einer der Kaiser aus der Song-Dynastie, erzählt das „Canton-Register,“ war ungemein der Jagdlust ergeben, und es ereignete sich nicht selten, daß unehrerbietige Regengüsse Sr. Majestät den Kopf wuschen, und dem Kaiser hiedurch häufig Husten, Schnupfen und Flüsse zuzogen; was dem Beherrscher des himmlischen Reiches an seiner Würde nicht wenig Abbruch that. Es mag lächerlich scheinen, daß vieles Niesen und Räuspern den Glanz der Majestät etwas benehmen soll; allein sagt doch selbst der Engländer Pepys in seinen Memoiren, als er Karl II durch einen Regenschauer auf der Themse tüchtig eingeweicht gesehen, habe sein Begriff von königlicher Würde um ein Ziemliches abgenommen, indem ihm nun handgreiflich geworden, daß Könige gleichem Ungemach wie andere Menschenkinder unterworfen seyen. Mochte nun dem Kaiser von China ein Gedanke wie dem ehrlichen Pepys durch den Kopf gefahren seyn, oder sonst wie; genug, er nahm es sich zu Herzen, und fragte eines Tags seinen Lieblingsminister, ob sich nicht zur Verwahrung gegen die fatale Nässe etwa ein Gewand von Wachstuch oder wasserdichte Kleider verfertigen ließen? — „Eure Majestät dürfen da bloß Ihren ziegelsteinernen Rock anbehalten,“ war die Antwort des Ministers; was eben so viel heißen wollte, als: Bleibe zu Hause, so macht Dich der Regen nicht naß. Die Annalen des himmlischen Reiches erzählen, Se. Majestät hätten den Witz des Erzkanzlers nicht im Mindesten übel, sondern vielmehr zu Herzen genommen, und fortan ihre kostbare Gesundheit weniger den schädlichen Einflüssen der Witterung ausgesetzt.

*) Ausland v. Jahrg., S. 1376.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 185. 3 Julius 1832.

Die französische Expedition nach dem Atlas.

(Fortsetzung.)

Die Soldaten hatten von ihrem Angriffe einige Gefangene zurückgebracht, die sie ins Hauptquartier führten. Wer mit den Waffen in der Hand gefangen genommen worden war, wurde erschossen. Wir betrachteten diese Hinrichtungen als eine dringend gebotene Nothwendigkeit, allein mit schmerzerfülltem Herzen. Die Unglücklichen bewiesen meistentheils große Entschlossenheit. Zur Erde gekauert saßen sie da und blickten uns stumm an, mit ihren großen schwarzen Augen. Sie wußten, daß jeder Schuß, der an ihr Ohr schlug, einem von den Ihrigen den Tod gab, und sie glaubten sich Alle zu gleichem Loose bestimmt. Denn sie selbst schonten die Gefangenen nicht; in dem Augenblicke, wo unsere Soldaten gefangen waren, sah man sie auch schon erwürgt, und ihre Köpfe abgeschnitten und auf die Spitze der Säbel gesteckt. Unter den Gefangenen befand sich ein Araber von ausgezeichneter Schönheit, und einem besonders würdevollen Benehmen, der sein Leben nur der Ueberzeugung dankte, die sich dem General aufdrang, daß er nicht zu den Rebellen gehört habe. Die Soldaten behaupteten jedoch, daß er bei einem Haufen von Kabylen gewesen sey, die bei ihrer Annäherung insgesammt bis auf ihn, die Flucht ergriffen hätten. Nicht eben mit der größten Schonung war er ins Hauptquartier gebracht worden, und auf dem Wege dahin, hatte er einige Leichen von seinem Stammverwandten liegen sehen können; leichenblaß und so erschrocken, daß er kein Wort vorbringen konnte, war er dem Generalprofosen vorgestellt worden. Alles, was er zu sagen vermochte, bestand in einigen Betheurungen seiner Unschuld, wobei er Gott und den Propheten als Zeugen anrief, daß er keinen Theil am Kampfe genommen habe. Allein Dieß reichte nicht hin, die Aussagen der Soldaten zu entkräften, die sogar behaupteten, sie hätten ihn auf sie feuern sehen. Zugleich erinnerten sie sich seiner noch von der ersten Expedition des Generals Bourmont nach Belida her, und da sie den Tod einiger grausam ermordeten Kameraden zu rächen hatten, so wollten auch sie ihrerseits unbarmherzig seyn. Schon war der Araber ihnen übergeben worden, um ihn zu erschießen, als der Obergeneral dazu kam. Das Gesicht dieses Menschen fiel ihm auf; nachdem er sich die Ursache seiner Verurtheilung hatte berichten lassen, wollte er den Gefangenen selbst hören. Da dieser vernahm, daß er vor dem Obergeneral stehe, so konnte er noch weniger seine Fassung wieder gewinnen, und nur dieselben unzusammenhängenden Worte wiederholen. Die Soldaten aber drängten und konnten nicht eilig genug machen. „Ich weiß nicht," sagte der General, „was ich in Dir sehe, das mich zu glauben zwingt, Du könntest unschuldig seyn. Allein ihr versichert mich, daß er auf euch geschossen hat; Dieß spricht ihm sein Urtheil und so führt ihn fort, und thut ihm sein Recht an." Als der Araber diese Worte hörte, rief er in schmerzvollem Tone aus: „Also auch Du verdammst mich! Doch Gott ist groß!" Der Gefangene hob hier seine Augen gen Himmel und eine selige Ruhe verklärte mit einemmale seine Züge; es lag etwas Erhabenes in dieser Resignation, das uns Alle rührte. „Halt," rief der Obergeneral, „dieser Mensch kann nicht schuldig seyn. Araber, sprich, denn Du hast noch etwas zu sagen. Wir sind keine Barbaren, und wenn ich Strenge für einen Augenblick nothwendig hielt, so würde ich doch in Verzweiflung seyn, wenn ein Unschuldiger ums Leben käme." Diese Worte beruhigten den Gefangenen etwas, er ergriff die Hände des Generals und bedeckte sie mit Küssen der heißesten Dankbarkeit. Nachdem er sich von seiner Rührung erholt hatte, sagte er: „Ich hatte Belida verlassen, und mich zu den Kabylen begeben, um sie zu vermögen, den unheilvollen Krieg gegen Dich aufzugeben, und Dich nicht durch unnützen Widerstand zu reizen. Als Mufti von Belida hatte ich einigen Einfluß auf ihre Gemüther, die Scheichs gaben mir Gehör, und sie hatten mir gerade die Urkunde ihrer Unterwerfung zugestellt, als ich von Deinen Soldaten gefangen wurde." Mit diesen Worten zog er aus seinem Burnus ein Papier hervor, das er dem Obergeneral überreichte. Die Araber baten darin um Gnade und zeigten ihre Bereitwilligkeit an, sich im Vertrauen auf die Großmuth der Franzosen zu unterwerfen. Die Soldaten wollten sich noch immer nicht zufrieden geben; sie meinten der schlaue Fuchs habe wahrscheinlich das Papier, auf den Fall, daß er gefangen würde, in Bereitschaft gehalten. „Mein Leben steht in Deiner Hand," fügte der Araber hinzu, „wenn in einer Stunde sich nicht bestätigt, was ich Dir sage; so laß mich tödten." — „Ich glaube Dir," erwiderte der Obergeneral. — Von diesem Augenblicke an, wurden die Hinrichtungen eingestellt; und obgleich nur von kurzer Dauer, war diese Strenge doch von der besten Wirkung.

Die arabischen Scheichs und die Vornehmsten der Einwohnerschaft von Belida erschienen bald nachher und baten um Gnade, die

ihnen auch gewährt wurde. Sobald die Gefangenen, die Stimmung gegen sich zu ihren Gunsten verändert merkten, fanden sie die Sprache wieder, und ergossen sich in Betheuerungen der Freundschaft und Ergebenheit in Reden ohne Ende; sie, die kurz vorher noch so stumm und in sich gekehrt waren, sprachen jetzt alle auf einmal durcheinander; es entstand ein Geschrei, daß man sein eigenes Wort nicht mehr verstehen mochte. Auch auf unsere Stirnen kehrte die Heiterkeit zurück; wir sahen diese armen Menschen so vergnügt, sie lächelten uns an, und grüßten uns, die Hand auf die Brust gelegt; Freude verbreitete sich in alle Herzen, und ich bin überzeugt, daß die Dankbarkeit und Ergebenheit, die sie durch Zeichen an den Tag legten, aufrichtig gemeint war; an blutige Rache gewöhnt, schienen sie einen Augenblick die Großmuth der Sieger zu begreifen, die für sie etwas so Neues war. „Der schöne Mufti“ — denn so nannten wir ihn fortan — wurde wieder ins Gebirge entsendet, um als Friedensstifter unter den Kabylenstämmen fort zu wirken. Der Obergeneral fand oft Gelegenheit es zu loben, daß er ihm das Leben gerettet; es gab keinen Araber, der den Franzosen aufrichtiger zugethan gewesen wäre.

Der Abend war schön; die Flintenschüsse hörten auf, der Rauch zog vom Gebirge weg. Die Einwohner von Belida kehrten wieder in ihre Stadt zurück; das Wasser hatte wieder seinen alten Lauf genommen, und rauschte frisch und klar von allen Seiten mit lieblichem Gemurmel. Nach einem so furchtbaren Tage genossen wir doppelt die Milde eines köstlichen Abends.

Am folgenden Morgen blieben zwei Bataillone mit zwei Feldstücken in Belida zurück, um unsre Verbindung mit Algier zu sichern; das übrige Heer setzte seinen Marsch gegen Medea fort, der einer militärischen Promenade bei dem herrlichsten Wetter glich. Endlich langten wir bei dem „Gehöfte des Aga“ an, das sich am Fuß des Atlas, der Bergschlucht gegenüber befindet, durch die wir in das Gebirge eindringen sollten. Das erwähnte Gehöfte umschloß einen großen Hof, war von schönen Stallungen umgeben, und von einer Terrasse gedeckt. Es war leicht, dasselbe zu befestigen. Während dieses Tages erschienen einige Araber aus der Umgegend von Medea, von Stämmen, die dem Bey von Tittery feindlich gesinnt waren, und boten ihre Dienste an. Sie brachten die Nachricht, daß der Bey auf der Anhöhe von Tenia mit mehr als dreißigtausend Mann seiner warte, und schlugen dem General vor, ihn auf einem andern Wege nach Medea zu führen. Der Obergeneral, welcher die Angaben etwas übertrieben hielt, und auch mit seinem kleinen Heere, das nur nach Kampf dürstete, dem Feinde sich gewachsen glaubte, erwiderte: wenn ihn der Bey auf der Anhöhe von Tenia erwarte, so wolle er ihn nicht so hoch oben sich verkälten lassen, und am andern Morgen ihn aufsuchen. Die Wagen, das schwere Gepäck, die Feldartillerie wurden in dem Gehöfte des Aga zurückgelassen, und mit Tagesanbruch drang die Armee in die Schlucht ein, welche die Pforten des Atlas bildet. Von den seltsamsten Gefühlen bewegt, näherte ich mich diesen düstern Bergen. Ich fühlte mich ergriffen von dem Schauer, der den Menschen anwandelt bei dem Anblick dieser aufeinander gethürmten, eng zusammengerückten Massen, deren unheimliche Stille das Gemüth mit demselben feierlichen Ernste berührt, den man bei dem Eintritt in einen alten Tempel empfindet; vielleicht mischte sich in dieses Gefühl auch einiger Stolz. Viele Jahrhunderte schon ist es her, als die Römer, dieses königliche Volk, ihre siegreichen Adler diesen Wüsten, diesen einsamen Gebirgen zeigten und wie wir den Atlas überstiegen; es dünkte mir, als hätten sie etwas von ihrer Größe in diesen düstern Massen zurückgelassen. Es war mir, als riefen Stimmen aus dem Berge: Wer ist das neue Volk, das hier einherzieht? Woher kommt es? Wohin will es? Der Atlas ein Name voll Wohllaut jugendlicher Erinnerungen, die sich an die träumerischen Jahre der Schulzeit knüpfen, schien selbst in unsren gemeinen Soldaten ein instinktartiges Gefühl des Wunderbaren zu wecken, das in dem Gedanken lag, daß ihre Waffen auf einem fabelhaften Gebirge blitzen sollten. Schon in Algier hatte man von diesem furchtbaren Gebirgspasse gesprochen, den man die eisernen Pforten zu nennen pflegte. Die Soldaten, die Dieß buchstäblich nahmen, waren wunderbarer Abenteuer gewärtig. Das ganze Heer fühlte sich seltsam angeregt von diesem abenteuerlichen Zuge in ein unbekanntes Gebirg, wo man nie erlebte Begegnisse, ein wenig Ruhm und Erinnerungen für eine lange Zukunft zu finden hoffte.

(Schluß folgt.)

Die Vendée und Schottland.

(Fortsetzung.)

Eine andere Ursache, in der die Vendéer noch eine weit stärkere Aufforderung fanden, zu den Waffen zu greifen, war das Konskriptionsgesetz, das ihre Jugend unter die Fahnen der Republik rief, die damals in einen Kampf mit den fremden Mächten verwickelt war. Eine Aushebung von 200,000 Mann wurde ausgeschrieben; keines der revolutionären Motive, denen die übrigen Provinzen beigetreten waren, sprach für das Interesse der Vendéer und konnte sie dieser außerordentlichen Maßregel geneigt machen; das Verfahren gegen die Geistlichkeit und die Person des Königs hatte sie mit zu viel Abscheu erfüllt, als daß sie sich ihr hätten fügen können. Der Aufstand brach aus und war bald organisirt; die Bevölkerung sammelte sich in Masse, wählte ihre Offiziere vorzugsweise, aber nicht ausschließlich, aus dem Adel, lieferte den regulären Truppen des Konvents Schlachten, war nicht allein oft siegreich, sondern entwickelte auch noch eine besondere Geschicklichkeit, sich nach jeder Niederlage wieder zu erheben, und fügte so den Republikanern größern Schaden zu, als die besten Truppen der verbündeten Armeen. In diesem Kriege, so wie in mehreren andern, schufen die Geschicklichkeit der Anführer und der verzweifelte Muth der Soldaten sich eine eigene Taktik, die ganz dem Charakter der Truppen und der Oertlichkeit angemessen war. Diese Taktik errang gar oft die Oberhand über die Disciplin regulärer Truppen, die nicht immer gegen den ungestümen Muth und die Beharrlichkeit eines thätigen Feindes das Uebergewicht gibt, das man sich von ihr verspricht. Die gewöhnliche Angriffsweise der Vendéer war eine Art Guerillaskrieg; durch ein Manöver, das sie in ihrer Sprache mit dem Worte s'egailler bezeichneten, lösten sie sich in Plänkler auf, und umgaben die geschlossenen Reihen des Feindes, der sich bei seinem, ohnehin auf diesem durchschnittenen Boden sehr beschwerlichen Vor-

rücken, noch einem gut unterhaltenen Feuer und sehr richtig gezielten Kugeln bloßgestellt sah, ohne daß er einen Punkt gewahrte, auf den er seinen Angriff mit einigem Erfolge hätte richten können. Das Geschrei der Insurgenten, ihr unausgesetztes Feuer und ihre Ausdehnung über einen so weiten Raum, ließen ihre Anzahl weit größer erscheinen; und wenn die Republikaner zu weichen begannen, so stürzten die Vendéer, von ihren tapfern Chefs geführt, sich auf sie, um durch einen Angriff in geschlossenen Reihen den Schrecken zu vollenden, der durch ihre frühere Art zu kämpfen sich des Feindes bemächtigt hatte. Es ist wohl überflüssig zu bemerken, daß jeder Soldat der Vendéer, um sich so aufzulösen und wieder zu vereinigen, Entschlossenheit und Uebung genug besitzen mußte; denn jedes abgesonderte kleine Korps, jeder Einzelne sogar, mußte unter persönlicher Verantwortung seine Stellung eben so gut wie den günstigen Augenblick zum Angriff und zum Rückzuge zu wählen wissen.

Während die Vendéer unter den Waffen und siegreich waren, stand auch eine Armee Bretagner unter dem Befehle des berühmten Charette zur Vertheidigung der Monarchie gerüstet, die manchen Sieg erfocht. Zum Unglück für die Sache dieser von einander unabhängigen Heere waren ihre Anführer, wie es scheint, nie einig unter sich, noch geneigt sich zu verständigen, sonst würden die erkämpften Siege zu weit wichtigern Resultaten geführt haben. Ein noch größeres Unglück aber war es, daß die englischen Minister, wie bereits bemerkt, nicht besser von dem Vortheil unterrichtet waren, den es ihnen gebracht haben würde, wenn sie Waffen, Munition und ein Hülfskorps abgeschickt hätten. Als sich die Royalisten zu Herren der Insel Noirmoutier gemacht hatten, wäre es sehr leicht gewesen, sie auf diese Weise zu unterstützen. Der einzige ernstliche Versuch, der zu Gunsten dieser tapfern Insurgenten gemacht wurde, war die sehr schlecht verabredete Expedition von Quiberon, die eben ausgeführt wurde, als die königliche Sache in der Bretagne bereits gänzlich verloren war. Der Aufstand in der Vendée begann im Mai des Jahres 1793, und endete, als allgemeiner Krieg betrachtet, mit der Niederlage von Quiberon am 20 Julius 1795.

Wenn man die Bürgerkriege des siebenzehnten Jahrhunderts mit der französischen Revolution gegen Ende des achtzehnten vergleicht, so wird man höchlich überrascht von der Aehnlichkeit, die zwischen der Insurrektion der Vendéer und dem im vergangenen Jahrhunderte von Montrose geleiteten Aufstande der schottischen Hochländer sich herausstellt. Die Parallele ist indeß nicht auf allen Punkten gleich. Die schottischen Hochländer wurden durch ihre natürliche Neigung zum Krieg, ihre Fertigkeit im Gebrauche der Waffen und durch ihre patriarchalische Anhänglichkeit an ihre Chefs zum Kampfe verleitet; die friedlichen Vendéer erhoben die Fahne des Aufstandes, nur um ihre Religion und ihre persönliche Freiheit zu vertheidigen. Die Hochländer, von dem überlegenen Genie eines Mannes befehligt, von dem der Kardinal Retz sagte, er nähere sich ganz seinem Ideale von den Helden des Plutarch, gaben ihrem Krieg eine größere Ausdehnung als die Vendéer, und wußten ihre Siege besser zu benützen, wurden aber durch eine einzige Niederlage gänzlich bezwungen; die Vendéer, von mehreren Anführern befehligt, entwickelten zwar bei ihren Erfolgen nicht dieselbe Energie, rafften sich aber, weil sie ihr Heil nicht bloß einem einzigen Manne vertrauten, stets bald wieder auf, und drangen oft nach mehreren aufeinanderfolgenden Niederlagen siegreich vor. — Auch in ihrer Weise den Krieg zu führen, unterschieden sich die Vendéer und die schottischen Hochländer: die Plänkler des Bocage verließen sich besonders auf ihren Buschkrieg, während die Hochländer in kleinen, aber geschlossenen Kolonnen auf eine ausgedehnte Linie feuerten, und sich besonders auf ihre Geschicklichkeit in Führung des schottischen Schwertes im Gefechte Mann gegen Mann verließen. Die Religion, die im Kriege der Vendéer eine so bedeutende Rolle spielte, gehörte nicht unter die Motive, die das Heer Montrose's zum Kampfe bestimmte. Dieß sind die abweichenden Punkte der Parallele; allein die Analogien sind bei weitem umfassender und bezeichnender.

(Fortsetzung folgt.)

St. Simons Selbstbiographie. *)

Ich bin am 17 Oktober 1760 geboren. Im Jahre 1776 trat ich in Militärdienste, und schiffte mich im Jahre 1779 nach Amerika ein, wo ich unter dem Grafen von Bouillé und Washington diente. Nach dem Frieden legte ich dem Vizekönig von Mexico einen Plan vor, durch Schiffbarmachung des Flusses Inpartido, von dem ein Arm in den atlantischen Ozean und ein anderer in die Südsee ausmündet, eine Verbindung zwischen beiden Meeren herzustellen. Mein Vorschlag wurde kalt aufgenommen, und ich gab ihn auf.

Nach Frankreich zurückgekehrt, wurde ich zum Obristen ernannt; ich war noch nicht 25 Jahre alt. Das geschäftlose Leben mißfiel mir bald; den Sommer in der Garnison und den Winter im Hofdienste zuzubringen, war eine für mich unerträgliche Lebensweise; ich reiste daher im Jahre 1785 nach Holland. Der Herzog de la Vauguyon, französischer Gesandter in Holland, hatte dieses Land dem Einfluß Englands entzogen und die Generalstaaten vermocht, sich mit Frankreich zu einer Expedition gegen die englischen Kolonien in Indien zu vereinigen; der Graf von Bouillé sollte diese Expedition anführen, und ich bei derselben einen ehrenvollen Posten einnehmen. Ein ganzes Jahr hindurch betrieb ich die Ausführung dieses Planes, der durch die Ungeschicklichkeit des Hrn. de Berac, Nachfolgers des Herzogs de la Vauguyon, scheiterte. Im Jahre 1786 kam ich nach Frankreich zurück, wo das unthätige Leben, das hier aufs Neue begann, mich bald wieder zu langweilen anfing. Ich reiste also im Jahre 1787 nach Spanien. Die spanische Regierung hatte damals den Plan gefaßt, Madrid durch einen Kanal mit dem Meere zu verbinden; allein es fehlte an Geld und Arbeitern. Ich besprach mich mit dem Grafen von Cabarrus (jetzt Finanzminister), und wir legten nun der Regierung folgenden Entwurf vor: Der Graf Cabarrus machte sich im Namen der Bank von St. Carlos, deren Direktor er war, anheischig, der Regierung die zum Bau des Kanals nöthigen Fonds zu liefern, wenn der König dagegen der Bank den Zoll überlassen wollte. Ich dagegen erbot mich, ein Korps von 6000 Mann, lauter Ausländer, zu stellen, von denen immer 2000 in Garnison bleiben und die übrigen 4000 am Kanal arbeiten sollten. Die Regierung hätte nur die Kosten der Uniformirung und der Spitäler zu tragen gehabt; der Sold der Arbeiter wäre hinreichend gewesen, alle übrigen Ausgaben für dieses Korps zu decken. Die französische Revolution, die inzwischen ausbrach, ließ die Ausführung dieses Entwurfs scheitern. Sie war bereits ausgebrochen, als ich nach Frankreich zurückkam; aus Gründen, die ich näher bezeichnen werde, wenn von meinen politischen Meinungen die Rede seyn wird, wollte ich keinen Theil nehmen. Ich unternahm Finanzspekulationen und verband mich mit einem Preußen, dem Grafen von Redern.

---

*) Aus den von Olinde Rodriguez herausgegebenen Schriften St. Simon's, enthaltend: „Son premier écrit; lettres d'un habitant de Genève à ses contemporains — Parabole politique 1819. — Le nouveau Christianisme 1825; précédés de Fragmens de l'histoire de sa vie écrite par lui-même. Paris, 1832.

Nur deßhalb wünschte ich Reichthümer zu erwerben, um eine große Industrieanstalt und wissenschaftliche Ausbildungsschule zu errichten, mit Einem Wort, um zur Verbreitung der Aufklärung und Verbesserung der Lage der Menschheit beitragen zu können: Dieß war der eigentliche Zweck meines Strebens. Bis zum Jahre 1797 betrieb ich diese Finanzgeschäfte mit Emsigkeit, Eifer und Erfolg. Meine Unternehmungen schlugen ein, und ich sah mich in Stand gesetzt, Hand an meine Industrieanstalt zu legen. In der Straße du Bouloy sieht man noch eines jener Gebäude, die ich gründete. Die Ankunft des Hrn. von Redern unterbrach meine Arbeiten; denn ich sah mich in der Hoffnung, die ich auf meine Verbindung mit diesem Manne setzte, getäuscht. Ich glaubte ihn für ähnliche Zwecke als die meinigen begeistert, allein unsere Wege waren höchst verschieden; er jagte nur nach Schätzen, während ich auf dem steilen Berg emporklimmte, auf dessen Spitze der Tempel des Ruhms steht. Wir entzweiten uns im Jahre 1797; die Gründe dieser Trennung werde ich in einer eigenen Denkschrift entwickeln. Gleich nachdem ich mit Hrn. von Redern gebrochen hatte, faßte ich den Entschluß, direkt auf die Moral des Menschengeschlechts einzuwirken, zu diesem Ende die Wissenschaften einen Schritt thun zu lassen, und der französischen Schule die Initiative zu übergeben. Dieses Unternehmen erforderte Vorarbeiten; ich mußte den Zustand des menschlichen Wissens kennen lernen und die Geschichte der Entdeckungen studiren. Um Dieß zu bewerkstelligen, beschränkte ich mich nicht auf Nachsuchungen in Bibliotheken; ich nahm meine Wohnung der polytechnischen Schule gegenüber, knüpfte Bekanntschaften mit mehreren Professoren derselben an, und verwendete drei Jahre, um mich mit allen Kenntnissen vertraut zu machen, die man über die Physik unorganischer Körper erlangt hat.

Der Friede von Amiens gestattete mir nach England zu reisen; der Zweck dieser Reise war, um zu untersuchen, ob die Engländer sich mit encyklopädischen Arbeiten beschäftigten; ich kehrte mit der Ueberzeugung zurück, daß ihr Streben nicht auf Bemühungen dieser Art gerichtet war. Bald hernach ging ich nach Genf und durchreiste einen Theil von Deutschland. Von dieser Reise brachte ich die Ueberzeugung mit zurück, daß die Wissenschaften im Allgemeinen in diesem Lande noch in der Kindheit waren, weil sie sich auf mystische Prinzipien gründeten; doch schöpfte ich Hoffnung für ihre Fortschritte, weil ich sah, daß diese ganze große Nation ihre wissenschaftliche Richtung mit leidenschaftlichem Eifer verfolgte.

Nachdem ich auf diese Weise die wissenschaftlichen Ideen erprobt und mir eigen gemacht hatte, ergriff ich die Feder. Zuerst gab ich zwei Bände heraus unter dem Titel: Einleitung zu den wissenschaftlichen Arbeiten des 19ten Jahrhunderts (Introduction aux travaux scientifiques du 19e siècle). Ich gab dieses Unternehmen wieder auf, weil ich fand, daß ich bei Entwicklung meiner Ideen nicht den rechten Weg eingeschlagen hatte. Durch Erfahrung überzeugt, daß ich noch nicht reif genug sey, um ein Werk, wie das unternommene, zu ordnen und abzufassen, entschloß ich mich Briefe herauszugeben, in denen ich jene Fragen einzeln abhandeln konnte, deren besondere Lösungen die Prinzipien sind, die mir zu Bildung meines wissenschaftlichen Systems dienen sollten. Diese Briefe haben zwar nicht, wie Dieß mein Wunsch war, eine allgemeine Erörterung veranlaßt; allein diese Arbeit war dennoch von vielem Nutzen für mich: erstens weil sie mir Gelegenheit gab meine Ideen auszuarbeiten, und dann, weil sie die Aufmerksamkeit einiger Personen erregte, die die Güte hatten, mir ihre Bemerkungen mitzutheilen.

Mein Leben bietet eine Reihe von fehlgeschlagenen Unternehmungen, und dennoch war es nicht fruchtlos; denn, weit entfernt abwärts zu gehen, bin ich stets aufwärts gegangen. Kein Unfall brachte mich auf den Punkt zurück, von dem ich ausgegangen war; auf dem Meer der Entdeckungen erfuhr ich die Wirkungen der Fluth; oft wurde ich abwärts getrieben; aber meine aufwärts strebende Kraft trug stets den Sieg über die entgegenwirkende davon. Fast fünfzig Jahre alt habe ich den Zeitpunkt erreicht, wo man sich zurückzieht, und ich trete erst auf die Laufbahn. Nach einem langen, mühevollen Wege stehe ich am Punkte, wo ich ausgegangen bin. Das Publikum darf das Urtheil, das über mein Benehmen gefällt wurde, nicht als entscheidend annehmen; von seiner Gerechtigkeit verlange ich eine Revision dieses Urtheils, und zu diesem Ende will ich einige Bemerkungen vorlegen, die mir der Aufmerksamkeit würdig scheinen.

Beim Lesen der Werke jener geringen Anzahl von Schriftstellern, die sich durch ihre Schriften über die Wissenschaften in ihrem ganzen Umfange ausgezeichnet haben, ist man geneigt, die Verfasser auch in ihrem Privatleben für Muster von Weisheit und Mäßigkeit zu halten; allein Zusammenstellung und Prüfung der Thatsachen zeigen das Gegentheil, und beweisen, daß diese auf den ersten Anschein gegründete Meinung ganz falsch ist. Die theoretische Philosophie ist von der praktischen wesentlich verschieden; einer und derselbe Mann kann beide Bahnen nicht mit demselben Erfolge betreten; hören wir hierüber die Thatsachen.

Luther, Baco und Descartes sind unter den Neuern jene drei Männer, die sich durch ihre Wirkung auf die Wissenschaften im Allgemeinen am meisten ausgezeichnet haben. Luther hat das alte wissenschaftliche System angegriffen; Baco hat die Mittel bezeichnet, ein neues Gedankensystem zu bilden; Descartes hat die Bildung dieses Systems begonnen. Der erstere hat den Satz aufgestellt: Nicht die Offenbarung, sondern die Vernunft muß die Basis unsers Glaubens seyn. Der zweite hat die Mittel bezeichnet, ein System zu bilden, in dem die Offenbarungen durchaus keine Rolle spielen. Der letztere endlich hat erklärt, er wolle eine Welt schaffen, wenn er den Stoff und die Kraft besäße, ihm Bewegung mitzutheilen; d. h. mit andern Worten, er unternahm es, die Organisation des Universums zu erklären, ohne die Offenbarungen zu Hülfe zu nehmen. Luther nun liebte die Freuden der Tafel zu sehr; Baco geizte nach Geld und Ehre, und Descartes liebte Spiel und Frauen. Keiner von allen dreien war also praktischer Philosoph.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Man sollte kaum glauben, daß die römische Curie in dem Gedränge der mißlichsten Verhältnisse, in denen sie sich befindet, noch Zeit finden kann, an Gegenstände zu denken, von denen ein französisches Journal: „die katholische Tribüne“ (Tribune catholique, nouveau journal du Clergé), spricht. „Unter andern noch schwebenden Heilig- und Seligsprechungen, bemerkt dieses Journal, hatte die Kongregation für den Ritus in ihrer Versammlung vom 7 April sich noch mit folgenden Arbeiten zu beschäftigen: Die Verehrung, die seit undenklichen Zeiten dem heiligen Eccard, Märtyrer und Bischof von Luni, erwiesen wird, als rechtmäßig zu erklären; ein gleiches in Bezug auf den seligen Johannes Busalari, von Amelia, bekannt unter dem Namen des seligen Johannes von Rieti, aus dem Orden des h. Augustinus; den heiligen Konrad, einen Eistercienser und Schüler des h. Bernard; den seligen Johannes Dominici, Kardinal und Bischof von Ragusa, aus dem Dominikaner-Orden; ferner die über die Tugenden der ehrwürdigen Schwester Maria Alacoque eingeleiteten Untersuchungen als gültig zu erklären; endlich die Sache des Dieners Gottes, Peter Franciskus Antonius Fasani, aus dem Orden der Konventualen, der im Jahre 1742 starb, nachdem er große Proben von Bußfertigkeit und Eifer für das Heil der Seelen an den Tag gelegt, aufzunehmen.“

•

Auf der Insel Sardinien ist neuerdings am Kap della Caccia, in der Nähe von Alghere, 600 Fuß über der Meeresfläche, eine gegen Osten gelegene Höhle entdeckt worden, die viele Aehnlichkeit mit der sogenannten Neptunsgrotte hat, welche von allen Fremden besucht zu werden pflegt, aber auf der entgegengesetzten Seite liegt. Zwölf Stalaktitsäulen von verschiedenen Farben schmücken den Eingang dieser Grotte und scheinen hingestellt, um das majestätische Gewölbe zu tragen; die Verschiedenheit ihrer Farben wird dadurch hervorgebracht, daß das Licht unmittelbar auf sie fällt, welches in die Tiefe der Höhle nur durch diese einzige Oeffnung eindringt, und je weiter man hineingeht, desto mehr abnimmt. Im Hintergrunde findet man einen See, der die Höhle schließt. Einer Sage zufolge soll diese Grotte einst einem Einsiedler zum Aufenthalte gedient haben; zuverlässig aber ist sie schon seit langer Zeit nicht mehr besucht, und durch Ausflüge auf dem Berge, der sie enthält, erst neuerdings wieder aufgefunden worden.

•

Zu Travers (Kanton Neufchatel in der Schweiz) ist Jean Pierre Junod in seinem 87sten Jahre gestorben, und hinterläßt 172 Kinder und Enkel.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 186. 4 Julius 1832.

Die Vendée und Schottland.

(Fortsetzung.)

In beiden denkwürdigen Kriegen erhob sich ein besonderer Volksstamm, ein Urstamm, gegen die regulären Streitkräfte der übrigen Nation, um seine alten, von seinen Vätern ererbten Institutionen zu vertheidigen. In beiden Kriegen errangen die Insurgenten durch Unerschrockenheit, natürlichen Scharfsinn, körperliche Stärke und Thätigkeit, durch den Ungestüm ihrer Angriffe, durch richtige Kombinationen, Geschwindigkeit ihrer Märsche, und durch die Ausdauer, mit der sie alle Beschwerden des Krieges ertrugen, die Oberhand über ihre disciplinirten Gegner. In beiden Kriegen wurden, ungeachtet des Mißverhältnisses in der Zahl der gegeneinander stehenden Heere, ungeachtet des Mangels an geeigneten Waffen und besonders an Munition, glänzende Siege erfochten.

Die Bewohner des Bocage glichen auch darin noch den schottischen Hochländern, daß ihre Art Krieg zu führen, von den nämlichen Nachtheilen begleitet war. Da Alle freiwillig und ohne Sold dienten, so glaubten sie sich auch berechtigt, das Heer verlassen zu können, wenn es ihnen gefiel, und deßhalb zog ein Sieg weit öfter noch als eine Niederlage, eine Verminderung des Heeres nach sich. Die Vendéer hatten eben so wie die Hochländer keine Kenntniß von dem regelrechten Angriff auf feste Plätze, und mehrere ihrer größten Unfälle waren Folge unvorsichtiger Unternehmungen dieser Art. In einem flachen, den Angriffen der Kavallerie günstigen Lande errangen diese Natursoldaten ebenfalls weit weniger Vortheile, als auf einem durchschnittenen Boden. Die Menge von unabhängigen Anführern und Offizieren trug viel dazu bei, daß in ihren Berathungen keine Einigkeit herrschte, und aus dieser Ursache wurden mehr als Einmal alle Plane Montrose's zerstört und alle Anstrengungen der Vendéer gelähmt. Ein Krieg, der den Anführern, die ihn leiteten, so große Ehre machte, endigte sich, in Frankreich wie in Schottland, mit ihrem Verderben und ihrem Tod. Mehrere wurden von Militärgerichten verurtheilt, oder starben unter dem Beile des Henkers; ihre Familien wurden verbannt oder ihres Eigenthums beraubt, und von so vielen glorreichen Siegen blieb ihnen nichts als der Ruhm ihres Namens.

Die Thaten der englischen Republikaner wurden von einer Dame, Mißtreß Hutchinson aufgezeichnet; den Hochländern Montrose's fehlte eine Geschichtschreiberin wie die Marquise von la Rochejacquelein. Diese berühmte Dame, Verfasserin der Memoiren über den Krieg in der Vendée, war am Hofe geboren, und dennoch schrieb sie mit der edeln Einfachheit und der ruhigen Würde einer römischen Matrone. Ihr Styl ist durchaus frei von jener literarischen Koketterie, die man zuweilen in den besten französischen Werken findet, die sich im Ganzen mehr durch Geist als durch Einfachheit auszeichnen. Madame de la Rochejacquelein war zu zart, und hatte eine zu weibliche Erziehung genossen, als daß man sie hätte fähig glauben sollen, allen den Entbehrungen und Gefahren zu trotzen, denen sie bloßgestellt war. Sie fühlte Dieß selbst, als sie zu einer englischen Dame, die sich dieser berühmten Frau vorstellen ließ, sagte: „Gestehen Sie es nur, Sie erwarteten eine Heldin in mir zu finden.“ Ihr Charakter in ihrem Privatleben war tadellos, wie sich Dieß auch aus der Reinheit der Gesinnungen schließen läßt, die sie in ihrem Werk ausspricht.

Seit der Revolution von 1789 sind mehr als vierzig Jahre verstrichen, und welche neue Kontraste, welche neue Analogien zwischen dieser und der Revolution von Großbritannien! Nach dem schottischen und dem Kriege in der Vendée, nach den Hinrichtungen Karls I und Ludwigs XVI, nach der englischen und französischen Republik, nach Cromwell und Napoleon hat keine der beiden Restaurationen den Abgrund schließen können; nach Carl II und Jakob II, nach Ludwig XVIII und Karl X nach 1688 und 1830, haben wir Wilhelm und Ludwig Philipp; haben wir einen Hof in St. Germain, den andern in Holyrood, in der Verbannung gesehen. Wird auch Dießmal das Beispiel Englands für Frankreich verloren gehen? Soll die Analogie sich fortführen bis zum Jahre 1715? Wird die Vendée des neunzehnten Jahrhunderts die Fahne der Marquise de la Rochejacquelein erheben, wie das Schottland des achtzehnten Jahrhunderts die Fahne Montrose's erhob? Maria von Modena, der Ritter St. Georges, und Karl Eduard beunruhigten noch 60 Jahre hindurch die neue Dynastie mit ihren Ansprüchen, Ansprüche die weit mehr durch ritterliche Gesinnungen als durch Interessen unterstützt wurden; wird Dieß der nämliche Fall mit den jakobitischen Ansprüchen in Frankreich seyn? Die Fortsetzung dieser Parallele bleibt der Zukunft aufbehalten.

Der jakobitische Enthusiasmus der schottischen Gebirgsbewohner im achtzehnten Jahrhundert, vorzüglich während der Revolution von 1745, bietet den schönsten Stoff zu einer romantischen oder historischen Skizze, den ein Schriftsteller nur wählen könnte. Die-

ser Bürgerkrieg und seine merkwürdigen Ereignisse ließen den Zeitgenossen Erinnerungen zurück, die nicht mit jener politischen Bitterkeit gemischt waren, die gewöhnlich auf bürgerliche Uneinigkeiten zu folgen pflegt. Die schottischen Hochländer hatten hier zum letztenmal den Schild erhoben; sie bildeten den Kern von Karl Eduards Heer, und waren durch ihre ganz eigenthümlichen Sitten, im Krieg wie im Frieden, und ihre ritterliche Tapferkeit weit mehr ein Gegenstand für die Poesie als für die Prosa des gewöhnlichen Lebens. Ihr Fürst, jung, tapfer, ausdauernd in Beschwerden und die Gefahr verachtend, war auf den beschwerlichsten Märschen zu Fuße an der Spitze seines Heeres, und schlug dreimal eine reguläre Armee. Dieß vermochte allerdings die Einbildungskraft zu entflammen, und ungeachtet Alles dessen, was Klugheit und Vernunft gegen seine Unternehmung einwendeten, junge Enthusiasten für seine Sache zu gewinnen. Dieser abenteuerliche Fürst gehörte bekanntlich zu jenen geschichtlichen Personen, die sich durch eine einzige glänzende Periode in ihrer Laufbahn auszeichnen, den leuchtenden Meteoren gleich, die am Horizonte hinfliegen, und eben so sehr durch ihr schnelles Verschwinden, als durch das vorüberziehende Licht das sie ausströmen, Staunen erregen. Eine lange Nacht bedeckte mit ihrer Dunkelheit das übrige Leben eines Mannes, der in seiner Jugend so großer Unternehmungen fähig gewesen war; und in seiner Verbannung zeigte er sich nur noch als ein unglücklicher Fürst, der bittere Erinnerungen durch Zerstreuungen zu verscheuchen suchte, die seiner unwürdig waren.

(Schluß folgt.)

Die französische Expedition nach dem Atlas.

(Schluß.)

Die Kabylenstämme hatten alle ihre Wohnplätze, an denen unser Weg vorüberführte, verlassen, ihre Zelte abgebrochen, und ihre Hütten standen leer. Nur einigen Weibern begegneten wir, wilden Schönheiten mit funkelnden Augen und gelenksamen Körpern, schön wie Tigerinnen; endlich gewahrten wir hier und dort hoch auf den Felsen Kabylen, die in ihren weißen Gewändern mitten in der Stille des Gebirges Gespenstern ähnlich sahen, die auf unsern Zug herabblickten. Der enge Weg schmiegte sich in langen Krümmungen an den Berg, und das Heer, das in unabsehbarer Linie darauf empor klomm, glich einer ungeheuren Schlange, die sich im Sonnenscheine aufrollt, und deren Schuppen in tausend Farben schillern. Je weiter wir vorrückten, desto imposanter wurde der Anblick des Gebirges; Wildniß um Wildniß, eine malerischer als die andere, thaten sich hinter einander auf und nahmen immer mehr an Großartigkeit zu. Hatten wir furchtbare Schluchten, Abgründe, in die das Auge schwindelnd hinabstarrt, thurmhohe Felsen, die über unsern Häuptern zu schweben schienen, düstere Bergstürze, luftige Felszacken erwartet, so fanden wir unsere Erwartung bei weitem übertroffen. Ueberdieß fanden wir noch einen steilen Weg, voll unzähliger Hindernisse, die zu überwinden anfangs Vergnügen macht, deren man aber bald satt wird. Vorzüglich wurden unsere Pferde bald der romantischen Bergfahrt überdrüssig, und wir sahen uns oft genöthigt abzusteigen, um mit ihnen den jähen Pfad hinanzuklettern. Wunderbar zu sehen war es, wie unsere Gebirgsartillerie den unwegsamsten Stellen trotzte, wobei man nicht genug über den Verstand, die Geduld und Besonnenheit erstaunen konnte, die die Soldaten dieser Waffengattung auszeichnen.

Nach unsäglichen Mühseligkeiten gelangten wir endlich gegen Mittag auf eine hohe Bergebene, wo die Armee Halt machte. Von hier aus gewahrten wir, nach der Seite von Algier hin, das Meer, das, in unabsehbare Ferne sich ausdehnend, mit dem Himmel verschmolz. Der Anblick des Meeres weckt jederzeit die Erinnerung an das Vaterland, wenn man auch noch so weit entfernt ist. Alle Blicke waren nach ihm hingekehrt, und ein gleiches Gefühl schlug in Aller Herzen. Der Obergeneral, der den Feind in der Nähe wußte, hielt den Augenblick für günstig, in den Soldaten jene edle Begeisterung zu erwecken, die stets zum Siege führt. Die Truppen stellten sich so auf, daß sie mit dem Gesichte gegen Frankreich gerichtet standen; aber da die Bergebene nicht alle fassen konnte, so blieben sie staffelweise in Kolonnen hinter einander aufgestellt, wie sie im Anrücken begriffen waren, was einen bezaubernden Anblick gewährte. Fünf und zwanzig Kanonenschüsse donnerten wenige Augenblicke vor der Schlacht, dem fernen Frankreich zum Gruße. Während der Donner in den Gebirgsklüften widerhallte, spielten die Musikbanden der verschiedenen Regimenter, und die vaterländischen Melodien schallten zu dem Feinde hinüber. Da war wohl kein Herz, das unbewegt geblieben wäre; ein Gefühl der Andacht gleich hob die Brust. Welche Gewalt übt doch die Erinnerung an das Vaterland in dem feierlichen Augenblicke vor großen Gefahren über die Seele. Die fünfundzwanzig Kanonenschüsse waren kaum verhallt, als das ganze Heer in das begeisterte Geschrei: es lebe Frankreich! ausbrach. Bei dem letzten Schusse wurde der Befehl gegeben, gegen die Seite hin, wo man den Feind vermuthete, vorzurücken.

Nach einem halbstündigen Marsche erreichten wir eine Höhe, wo man endlich die weite Bühne überblicken konnte, die der Bey von Tittery zu dem blutigen Schauspiel gewählt hatte, das hier aufgeführt werden sollte. Zu unsrer Rechten hatten wir ein unermeßliches, furchtbar zerrissenes Becken; zu unserer Linken eine lange Gebirgskette, deren schroffe steile Felszacken sich in die Wolken einzubohren schienen; vor uns in schwindelnder Höhe stiegen zwei große Berggipfel auf, das Ziel unseres Marsches, die in ihrer neblichten Atmosphäre zwei Riesen glichen, die den Paß zu hüten hergestellt waren. Sobald wir den Engpaß von Tenia zu Gesicht bekamen, suchten unsere Augen unablässig die Kabylen. Der Oberfeldherr erblickte sie mit seinem guten Fernrohre deutlich. Wir andern sahen nichts als die beiden großen Berggipfel unbeweglich vor uns hingepflanzt. Erst nachdem wir noch eine gute Strecke vorgerückt waren, wurden uns die Feinde sichtbar; wir erkannten die dichten Schwärme der Araber, die mehr Gruppen ähnlich sahen, die sich versammelt hatten, uns vorüberziehen zu sehen, als zu bekämpfen. Ueberall sah man weiße Punkte, die man auf den ersten Blick eher für Gebirgsschnee hätte halten mögen. Die kleinen Pferde des Atlas, die zu fliegen schienen, so groß war ihre Geschwindigkeit in diesen steilen Felsgegenden, vermehrten noch die Seltsamkeit des Anblickes.

Die ersten Feindseligkeiten fanden am Rande eines Bergstromes statt. Die Kabylen hatten die Brücke abgebrochen, allein

eine Kompagnie des Geniewesens stellte sie in Kurzem wieder her, und nachdem von beiden Seiten einige Patronen verschossen worden waren, rückte die Avantgarde hinüber: jetzt traf der Obergeneral seine Dispositionen. Der Gebirgspaß war vorn zugänglich, und konnte auf der Linken über Anhöhen umgangen werden. Die Avantgarde erhielt Befehl ihn auf der Straße anzugreifen; während mehrere Bataillone der ersten und zweiten Brigade zur Linken entsendet wurden. Man hätte denken sollen, das Fußvolk würde durch den beschwerlichen und angestrengten Marsch ermüdet, kaum noch kampfrüstig genug gewesen seyn; allein nichts frischt die ermatteten Glieder so wieder auf, wie ein Befehl zum Angriff. Die Soldaten stürzten sich in diese durch Gesträuch und Felsen fast unzugänglichen Schluchten, aus denen ein Kugelregen auf sie niederfiel, mit einer Freude, wie Schulknaben, die man nach einer Lehrstunde auf einer schönen Wiese sich erlustigen läßt. Bald verschwanden sie unsern Blicken hinter Gebüschen, und nur das Gewehrfeuer deutete uns noch den Weg an, den sie genommen hatten. Es begann am Fuße des Berges, und dann sah man es immer höher hinaufsteigen und sich dort und dahin ziehen; bald verlor man es einen Augenblick aus dem Gesichte, bald kam es wieder auf allen Punkten mit seinen tausend Blitzen, mit seinen weißen Rauchwolken zum Vorschein, und als es auf der Spitze ankam, hätte man es kaum noch glauben können; allein man sah die rothen Beinkleider schimmern, und die dreifarbige Fahne, und wie sich diese auf dem Gebirgskamm hinzog, verschwanden die weißen Punkte mehr und mehr, gleich Schneeflocken, die am Strahl der Sonne schmelzen.

Während diese Bataillone auf den Bergen ein so herrliches Feuer unterhielten, wollte auch die Avantgarde nicht mehr mit dem Gewehre im Arm, müßiger Zuschauer bleiben. Zwar hatte sie den Befehl erhalten, nicht eher anzugreifen, bis die Gebirgshöhen zur Linken von unsern Truppen genommen seyen; allein wie sollte man unbeweglich bleiben, wenn man das Gewehrfeuer prasseln und die Trommeln zum Angriffe schlagen hört, und seine Kameraden da und dorthin laufen und die Kabylen so lange Beine machen sieht, und vor sich eine furchtbare Position hat, wo es so gute Flintenschüsse setzen wird, und zwei Kanonen mit ihren schwarzen Mündungen herabgähnen. Auch war General Achard, mit seinem heißen Blut und seinem schönen Soldatenkopf, ein viel zu guter Anführer der Avantgarde, um noch länger zu warten. Man brach noch vor der bestimmten Zeit auf. Der Weg war enge, beschwerlich und von den staffelweise aufgestellten Türken nach seiner ganzen Länge wohl besetzt. Er wurde mit Kühnheit, mit Verwegenheit angegriffen und mit Muth vertheidigt. Es floß viel Blut. Die Kugeln schienen vom Himmel zu fallen, und prallten wieder von den Felsen aufwärts, wie Hagelschauer. Indeß gewannen unsere tapfern Soldaten bald Terrain; nur an einer äußerst steilen und engen Wendung des Weges kostete es einige Mühe vorzurücken; hier warfen sie denn ihre Tornister ab, und griffen mit neuer Muth und gesenktem Kopfe an; wahrhaft mit gesenktem Kopf, denn um gerade in die Höhe zu sehen, hätten sie sich gewaltig aufrichten müssen. Nicht alle erreichten sie die Höhe; mehr als Einer mußte mit seiner Leiche der dreifarbigen Fahne eine Stufe bauen! Aber sah er sie doch mit brechendem Auge auf dem Atlas wehen; sein Tagewerk war vollbracht, und er schläft den Schlaf der Tapfern.

Die ganze Armee gelangte erst mit Einbruch der Nacht auf die Höhen. Wenn man die Schlucht betrachtete, so begriff man nicht, wie es möglich geworden war. Ein hundert Leute, so schien es, hätten diese Position uneinnehmbar machen sollen. Als der Obergeneral hinanritt, kamen ihm die Soldaten entgegen, die zurückkehrten, um ihre Tornister zu holen. „Die tapfern Leute!" sagte der General. Man mußte sie aber auch in diesem Augenblicke sehen, wie das Bewußtseyn einer edlen That ihre Gesichter verschönerte; sie lachten und suchten in den Augen des Feldherrn den Lohn der Tapfern. Ueber den Engpaß von Tenia hinaus steigt man in ein Thal hinab, das von sehr hohen Berggipfeln umschlossen ist; diese wurden von der Armee besetzt. Das Hauptquartier verlegte sich ins Thal. Von hier aus sahen wir rings um uns her auf den Berghöhen die Feuer der Bivouake, die man für eine Kette neuer Sterne hätte ansehen mögen, die plötzlich am Himmelsgewölbe aufgingen. Die Nacht war schön, der Anblick prachtvoll; die noch frischen Eindrücke von den Gefahren des bestandenen Kampfes, ein gerechtes Gefühl von Stolz füllten das Herz mit hohen Empfindungen; die Einbildungskraft glühte von Enthusiasmus; der Tagsbefehl des Obergenerals gab der Seele erst noch den rechten Aufschwung:

„Soldaten," so lautete er, „die Feuer eurer Bivoucke, die auf den Höhen des Atlas sich mit den Sternen zu vermischen scheinen, verkünden Afrika den Sieg, den ihr so eben über seine barbarischen Vertheidiger errungen habt, und das Schicksal, das sie erwartet. Ihr habt wie Riesen gefochten, und der Sieg ist euer! Soldaten, ihr gehört zu dem Geschlecht der Tapfern, ihr seyd die würdigen Nebenbuhler jener Armeen der Revolution und des Kaiserreichs. Empfanget den Beweis der Zufriedenheit und Achtung eures Obergenerals."

Der folgende Morgen hatte etwas Zaubervolles. Die Reveille ließ sich ob unsern Häuptern hören; ihr sanftes Rollen schien sich zu nähern und wieder zu fliehen, je nachdem die Laune des Windes es hin und her trug. Die dreifarbige Fahne wehte auf den drei Piks, deren Gipfel von Purpur geröthet, ungeheuren Leuchtthürmen glichen. Bald waren die Soldaten auf den Beinen, voll Lust und Freude. Scherz und fröhliche Gesänge durchliefen die Reihen; man besah sich noch einmal recht das prächtige Gemälde, das sich vor den Blicken ausdehnte, und hielt sich hinlänglich belohnt für alle Mühen des vergangenen Tages. In diesem schönen Lande lassen die frische Morgenkühle, der in Flammen lodernde Horizont, und die duftigen Lüfte jede ausgestandenen Beschwerden des vorigen Abends vergessen. Das Leben des Soldaten ist schön, es gleicht mit etwas Enthusiasmus versetzt, dem des Künstlers. Das Heer verließ diese Berge des Atlas um neue Schauspiele aufzusuchen. Nur die zweite Brigade blieb am Engpasse zurück, um diese wichtige Position besetzt zu halten.

St. Simons Selbstbiographie.

(Schluß.)

Je lebendiger die Seele ist, um so empfänglicher ist sie auch für Leidenschaften; da nun aber der höchste Grad von Lebendigkeit dazu gehört, um die große wissenschaftliche Frage in ihrem ganzen Umfange zu behandeln,

so darf man sich auch nicht wundern, daß theoretische Philosophen mehr als andere Gelehrte den Leidenschaften fröhnen. Man kann dieselbe Frage noch aus einem andern Gesichtspunkte betrachten: Die beiden Wissenschaften, welche der Philosophie als Basis dienen, sind die Astronomie und Physiologie; d. h. wer die Wissenschaft in ihrem ganzen Umfange zu seinem Studium macht, muß das Universum der großen und kleinen Welt studiren. Die Astronomie ist das Studium der großen Welt, d. h. sie ist das Studium des Universums in großem Maßstabe. Die Physiologie dagegen ist das Studium des Universums in kleinem Maßstabe; denn die eigentliche philosophische Art, das Phänomen der menschlichen Intelligenz ins Auge zu fassen, ist, das Gehirn des Menschen als eine kleine Maschine zu betrachten, die materiell alles Das ausführt, was im Universum geschieht, eben so wie eine Taschenuhr, die mit der Thurmuhr sich gleichförmig bewegt, obgleich beide Maschinen von sehr verschiedenem Umfange sind.

Um die Fortschritte der Wissenschaften zu beschleunigen, ist das beste und vorzüglichste Mittel Versuche anzustellen; solche Versuche aber lassen sich nicht mit der Welt im Großen oder dem Universum, sondern nur mit der Welt im Kleinen, oder dem Menschen vornehmen. Einer der wichtigsten Versuche rücksichtlich des Menschen ist der, ihn in neue gesellschaftliche Verbindungen zu bringen; da nun aber jede Wirkung, die aus einem solchen Versuche entspringt, nur in Folge der über Resultate gemachten Beobachtungen, als gut oder schlecht bezeichnet werden kann, so können auch nicht alle Versuche der Art glücklich seyn. Daher kann und muß Der, der sich höhern philosophischen Forschungen widmet, während des Laufs seines Versuchslebens nothwendiger Weise manche Handlung begehen, die man mit dem Namen einer Thorheit bezeichnet. Endlich ergibt sich aus der Natur der Sache: Um in der Philosophie Entdeckungen zu machen, muß man 1) während der kräftigen Jahre ein höchst originelles und thätiges Leben führen; 2) sich mit allen wissenschaftlichen Theorien, besonders mit denen der Astronomie und Physiologie vertraut machen; 3) alle Klassen der Gesellschaft durchgehen, sich in die größere Zahl der verschiedenen gesellschaftlichen Verhältnisse selbst versetzen, und sogar für sich und andere neue, noch nicht da gewesene Verbindungen schaffen, und endlich 4) im Alter die aus Erfahrung geschöpften Beobachtungen zusammenstellen und sie so mit einander verbinden, daß sie eine neue philosophische Theorie bilden. Dem Manne, der sein Leben auf solche Weise verwendete, ist die Menschheit die höchste Achtung schuldig; denn man kann ihn als den tugendhaftesten betrachten, weil er methodisch und unmittelbar für die Fortschritte der Wissenschaft, der wahren Quelle der Weisheit, arbeitete.

Man wird mir ohne Zweifel einwerfen, daß Newton in einem Alter von mehr 80 Jahren als Junggeselle gestorben ist, daß er ein edler Mann und guter Wirth war, daß er alle seine Pflichten in Einklang zu bringen wußte; daß er zugleich für Verbesserung des menschlichen Geschicks, das Wohl seiner Nation, und für den Ruhm und das Glück seiner Familie arbeitete; daß endlich Arbeit seine einzige Leidenschaft, und daß er in jeder andern Hinsicht ein Muster von Enthaltsamkeit war. Auf diesen Einwurf entgegne ich, daß Newton ein großer Mathematiker, aber durchaus kein Physiologe war, so zwar, daß man ihn nicht unter die Philosophen zählen kann; denn die Wissenschaft in ihrem ganzen Umfange hat, wie ich bereits sagte, zwei Hauptwurzeln, die Astronomie und die Physiologie, und diese beiden Wurzeln sind so wesentlich, daß man auf jede derselben einen Fuß setzen muß, wenn man den Stamm umfassen will. Noch bezeichnender wäre es vielleicht, die Wissenschaft in ihrem ganzen Umfange mit einem Flusse zu vergleichen, der aus zwei Quellen gebildet wird, von denen die eine Beobachtungen über unorganische, die andere aber über organische Körper ausströmt. Descartes hat diesen Fluß beschifft und ist bis zu seinen Quellen gedrungen; Newton hat sein Leben an einer der beiden Quellen zugebracht, ist aber nie den Fluß hinabgefahren; der Mathematiker hat den Menschen nicht studirt, nicht seine Aufmerksamkeit auf die physiologischen Phänomene gerichtet, und sich nur mit den unorganischen Körpern und der Berechnung ihrer Bewegungen beschäftigt. Newton hat auf der einen Seite Vieles genützt, aber auf der andern Seite dagegen den Fortschritten der Wissenschaft Vieles geschadet. Er hat die Astronomie und Optik, so wie jene Zweige der Physik, die sich auf die unorganischen Körper beziehen, bereichert; dagegen aber den Theil der Physik, der mit den organischen Wesen sich beschäftigt, vernachläßigt, und ist so Ursache geworden, daß die Wissenschaft in ihrem ganzen Umfange fast aus den Augen verloren wurde.

Ich komme zu meiner Lebensgeschichte zurück, auf die sich mein Feuer und meine Energie gründen, die weit größer sind, als sie nach dem Alter, in dem ich stehe, eigentlich seyn sollten. Ich sagte, daß meine Handlungen nicht nach dem Maßstabe beurtheilt werden dürfen, nach dem man die gewöhnlicher Menschen beurtheilt, weil mein Leben bis auf den heutigen Tag ein Lehrkursus von Erfahrungen war. Ich will hier die Verschiedenheit der Prinzipien, nach denen, meiner Meinung nach, die Handlungen eines Menschen, der bloß den gewöhnlichen Lebenszweck im Auge hat, und die eines andern, der nach Erfahrungen strebt, beurtheilt werden sollen, durch ein Beispiel bezeichnen. Wenn ich einen Menschen seine Ueberlegenheit und seine Geschicklichkeit gegen ein Thier zu keinem andern Zwecke geltend machen sehe, als um es zu quälen, so sage ich (und wenn auch dieses Thier nur eine Fliege wäre), daß dieser Mensch von der Natur mit keinem gefühlvollen Herzen begabt wurde, und behaupte ungescheut, daß er sich auf dem Wege zur Grausamkeit befindet. Sehe ich aber einen Physiologen Versuche mit lebendigen Thieren anstellen, trächtige Hündinnen aufschneiden u. s. w., so sage ich: Dieß ist ein Mann, der sich zum Wohl der Menschheit mit nützlichen Forschungen beschäftigt. Der unglückliche Bichat zeichnete sich durch ein gefühlvolles Herz aus; Dubois, Boyer und Dupuytren sind Tag und Nacht auf den Füßen, um die leidende Menschheit aller Klassen zu trösten. Wenn ich einen Menschen, der sich mit den Wissenschaften beschäftigt, Spielhäuser und andere liederliche Orte besuchen sehe; wenn ich sehe, daß er den Umgang anerkannt unmoralischer Leute nicht vermeidet, so sage ich: das ist ein verlorner Mensch; die Ausschweifungen, denen er sich hingibt, werden ihn in seinen eigenen Augen herabsetzen, und folglich höchst verächtlich machen. Ist aber dieser Mann ein theoretischer Philosoph, ist es sein Zweck, die Gränzlinien dieser Handlungen zu erforschen und sie in gute und schlechte einzutheilen; sucht er ein Heilmittel für moralische Krankheiten zu entdecken, welche Jene, die davon ergriffen sind, vom Wege zum wahren Glück ableiten, so sage ich: dieser Mann durchwandert die Wege des Lasters in einer Richtung, die ihn unfehlbar zur höchsten Tugend führen muß.

Ich habe Alles aufgeboten, um die Sitten und Meinungen der verschiedenen Klassen der Gesellschaft so genau kennen zu lernen, als es mir nur immer möglich war; ich habe Gelegenheit gesucht und jede sich darbietende benützt, um mich mit Menschen jedes Charakters und jeder Moralität in Verbindung zu setzen. Dieß hat mir zwar in der öffentlichen Meinung geschadet, doch ich bin weit entfernt zu bedauern, was ich gethan habe. Mein Selbstgefühl stieg immer in dem Grade, in dem mein Ruf sank. Ich habe alle Ursache mit meinem Benehmen zufrieden zu seyn, weil es mich in den Stand setzte, meinen Zeitgenossen neue und positive Ansichten aufzustellen, weil selbst das überlegene Genie des Kaisers mich nicht blendete, und weil meine Bewunderung für ihn die Freiheit meines Urtheils nicht zu fesseln vermochte.

Vermischte Nachrichten.

Schon lange her kennt man aus den vielfältigen Berichten der Europäer, die an der Westküste von Afrika Schiffbruch litten, die Grausamkeit jener maurischen Stämme, die an diesen Gestaden umher irren. Alle stimmen insbesondere in ihren Klagen über die Leiden, die sie von einem dieser Stämme erfahren mußten, überein, den Follie und Saugnier die Ladbessebas nannten, Adams Villa de Bousbach, Scott Ulad Missebah, und der eigentlich Aulad Aby-Seba heißt. Das französische Gouvernement am Senegal hat gegenwärtig mit dem Scheich dieses Stammes, Mohammed Uld Amar, einen Vertrag geschlossen, durch den sich dieser Häuptling anheischig macht, alle Europäer, die künftig längs der Küste scheitern, wo seine Kabyle sich aufhält, unversehrt nach den französischen Niederlassungen zu schaffen.

Ein reicher Jude zu Kopenhagen hat unlängst die Summe von 55,000 Thalern an verschiedene Schulen und milde Stiftungen vermacht, ohne dabei auf Glaubensbekenntnisse Rücksicht zu nehmen. Unter den Stiftungen soll auch ein bedeutender Preis für jene deutsche Ständeversammlung ausgesetzt seyn, die zuerst ihren Juden das Staatsbürgerrecht verleihen wird. Man glaubt, diesen Preis habe er leicht aussetzen können.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 187. 5 Julius 1832.

Lander's Entdeckungsreisen auf dem Niger.

5. Reise nach Dschenne.

Ein Kriegskanoe Adule's, von vierzig Fuß Länge, führte die Brüder Lander eine Strecke von fünf Stunden ungefähr den Fluß Badagry aufwärts, und dann in ein, von Norden her in denselben mündendes Flüßchen, das oft an manchen Stellen nicht über zwanzig Schritte breit war. Seine Wasserfläche war mit Seepflanzen bedeckt, und Sumpfausdünstungen, von widerlichem Geruche, stiegen am Morgen wie ein dichtes Gewölk daraus empor. Die ganze Nacht setzten sie ihren Weg auf demselben fort, und am Morgen des ersten Aprils zogen ihre Schiffer das Boot über einen Morast in einen tiefen, aber schmalen Bach, der so von Bäumen und Gebüschen überwachsen war, daß sich das Fahrzeug kaum durch die Verschlingungen ihrer Zweige hindurch arbeiten konnte. An andern Stellen bildeten die Bäume lange Bogengänge, die so dicht verwachsen waren, daß kein Sonnenstrahl durchzubringen vermochte. Die Gewässer dieser Flüßchen dienten Alligatoren und Flußpferden, wilden Enten und einer Menge von andern Wasservögeln zum Aufenthalte. Affen und Papagaien hielten sich schaarenweise in den Bäumen auf, und erfüllten den ganzen Tag über die Luft mit ihrem Geschrei und Geplapper. Noch an demselben Morgen langten sie in Uou (Wow) an, einem ziemlich großen und romantisch gelegenen Städtchen, dessen Einwohner noch keinen weißen Menschen gesehen hatten, und daher die Fremden mit der größten Neugier anstaunten. Zwei der vornehmsten Männer der Stadt, denen Leute mit seidenen Sonnenschirmen und ein Neger, der auf schreckliche Weise in ein Horn blies, vorausgingen, kamen ihnen entgegen, und führten sie in die Wohnung des Häuptlings, die ziemlich einer englischen Scheune glich. In der Mitte ihres Daches war eine große viereckige Oeffnung gelassen, um einem Strauche, der unter demselben wuchs, Luft und Licht zu gönnen. Den einzigen Schmuck der Wände bildeten eine Menge Kinnladen von Menschen, die gleich Zwiebeln an Schnüren aufgereiht waren. Da es durch den Fetisch des Ortes untersagt war, einen Weißen oder ein Pferd in Uou übernachten zu lassen, so mußten sich die Reisenden wieder auf den Weg machen, dicht umgeben von einer gaffenden Negermenge, die die Luft mit dem mannichfaltigsten Geschrei erfüllte. Nachdem man in einem Dorfe, Sagbu genannt, übernachtet hatte, wurde am andern Morgen die Reise durch Waldungen und über lichte Gründe fortgesetzt, bis sie gegen Mittag an den Rand einer tiefen engen Schlucht gelangten, die von allen Seiten so dicht mit Bäumen bewachsen war, daß die Zweige derselben dieses Thal in ewige Schatten hüllten. Einen wundervollen Anblick bot in dieser feenhaften Gegend eine Wolke von Schmetterlingen. von denen sich die Reisenden plötzlich umschwirrt sahen. So dicht wie ein Bienenschwarm durcheinander wirbelnd, schienen sie sich gegen die Wuth der Elemente in den Schutz dieses rings umschlossenen Thales begeben zu haben. Die Flügel derselben schimmerten in den köstlichsten Farben; einige leuchteten von einem herrlichen Grün, das mit Gold umsäumt oder besprengt war, andere trugen himmelblau und Silber, andere Purpur, andere schienen von tiefschwarzem Sammet, mit farbigen Borden eingefaßt. Von dem Zuge, in welchem die Reisenden ihren Weg fortsetzten, gibt das Tagebuch folgende Beschreibung: „Unser Gefolge bildete eine eben so wilde als imposante Gruppe. Indem es den geschlängelten Pfad der Schlucht hinabstieg, mit seinen seltsamen Waffen und Kleidern, Bündeln und trotzigen schwarzen Gesichtern, hätte man es für eine Bande der furchtbarsten Räuber halten mögen. Außer unsern eigenen Negern hatten wir noch von Adule zwanzig Mann gemiethet, um unser Gepäck zu tragen, da es hier zu Lande keine Lastthiere gibt. Alle Arten von Lasten werden in den verschiedenen Gegenden von Afrika auf dem Kopfe getragen. Nachdem wir alle in der Tiefe der Schlucht angekommen waren, fanden wir einen langen und gefährlich zu durchwandernden Moorgrund vor uns, der von fauligem Wasser überschwemmt war. Eine Art Knüppelweg war von gutthätigen Händen darüber hin angelegt, und unsre Leute gelangten nur mit großer Mühe, jedoch mit weniger Unfällen, als man erwartet hatte, hinüber. Ich für meinen Theil wurde von einem großen Neger, von bewundrungswürdiger Stärke, auf den Rücken genommen. Seine gewaltigen Schultern trugen mich ohne die mindeste Anstrengung, wie es schien, glücklich durch Sumpf und Wasser, über Baumäste, die kaum so dick wie eines Mannes Arm, und vom Moraste schlüpfrig waren, ohne auch nur eine Minute zu verschnaufen, obgleich er so schnell wie seine übrigen Gefährten dahinschritt."

Nachdem die Reisenden so ihren Weg drei Tage lang noch durch einige unbedeutende Dörfer wie Bascha und Soato fortgesetzt hatten, langten sie in der großen und volkreichen Stadt Bidsche (Bidje) an, wo sie das erstemal Kapitän Clappertons Weg berührten. Seine Begleiter Kapitän Pearce und Dr. Morrison waren

hier erkrankt. Eine Viertelstunde vor der Stadt kam den Reisenden ein Neger mit einem Kuhhorn entgegen, der auf diesem Instrumente so entsetzliche Töne hervorbrachte, als nur je von einem menschlichen Ohr vernommen wurden. Ein Hornbläser, der Lander von Uon aus gefolgt war, schien von Künstlerneid getrieben, nicht hinter dem Trompeter von Bidsche zurückstehen zu wollen, und stieß gleichfalls in das Horn, wodurch ein Konzert entstand, das an Mißlaut seines Gleichen in der Welt suchte. Zwei Sonnenschirmträger folgten dem Musikanten auf dem Fuße, und von einem so ehrenvollen Geleite eingeholt, wurden die Reisenden, von einer dichten Menschenmenge begafft, in die Mitte der Stadt geführt. Wie überall bezeigten die Eingebornen ihre wilde Freude über einen so seltenen Besuch durch Händeklatschen und ein wieherndes Gelächter. Bald darauf vernahm man den Lärm von einigen Trommeln, wodurch das Zeichen gegeben wurde, daß der Häuptling von Bidsche bereit sey, die Fremden zu empfangen. „Die Volksmenge," bemerkt hier Lander, „verließ uns und eilte nach dem Orte, wo der Häuptling saß, und wohin auch wir zu gehen ersucht wurden. Er schüttelte uns mit großer Gutmüthigkeit die Hände, und wir bemerkten, daß sein Lachen und das seines Volkes schon etwas civilisirter und gesitteter war als anderswo. Als wir jedoch auch seinem Sohne die Hand schüttelten, brach das umstehende Volk in ein brüllendes Gelächter aus, das in der ganzen Stadt widerschallte, und als ich vollends meine Hand auf seinen Kopf legte, wie es Landessitte, stieg das Gelächter zu einem wilden Geheul. Sobald die Ceremonie der Bewillkommnung vorüber war, und die Verwunderung des Volkes sich etwas gelegt hatte, wünschten wir dem Häuptling eine gute Nacht und begaben uns in die uns bestimmte Hütte, wohin uns der Fürst von Bidsche eine Ziege zum Geschenk schickte. Dieß verdankten wir wahrscheinlich einer Kindermaultrommel, die mein Bruder ihm geschenkt hatte, und wovon wir einen guten Vorrath bei uns führten. Der Unterricht, den wir dem Häuptlinge im Spiel dieses Instrumentes gaben, fand einige Schwierigkeiten in dem wunderbar großen Mund und den außerordentlich langen Zähnen des angehenden Maultrommelkünstlers. Als er jedoch die ersten Töne hervorzubringen im Stande war, brach sein Volk in einen Jubel von Bewunderung über die Kunstfertigkeit seines Beherrschers aus."

Viele Weiber von Bidsche hatten sich das Fleisch ihrer Stirnen so aufgerissen, daß es wie marmorirt aussah; auf gleiche Weise waren auch ihre Wangen entstellt. Die Ohrläppchen werden durchbohrt, und die Löcher darin ungemein weit erhalten, um Stücke Holz oder Elfenbein hindurch zu stecken. Als die Reisenden am folgenden Morgen nach den Gebräuchen der englischen Kirche ihre Andacht verrichteten, beobachteten die Eingebornen, welche die Fremden keinen Augenblick verließen, eine feierliche Stille, als man ihnen zu verstehen gab, was hier vorging. Am Nachmittage, oder wie die Neger sich ausdrückten „zur Zeit, wo die Sonne ihre Kraft verliert," machte sich Lander und sein Gefolge wieder auf den Weg, eine gute Strecke weit von dem gefälligen Häuptling von Bidsche begleitet, der sie jedoch bat, etwas langsamer zu gehen, „indem," wie er bemerkte, „Könige stets einen langsamen und gemessenen Gang führen; die Schritte der Fremden, meinte er, seyen weit und gemein." Der Häuptling trug bei dieser Gelegenheit ein Gewand von grünseidenem Damast, und eine Kappe von purpurrothem Sammt, sonst aber außer einigen Strängen weißer Knochenperlen um die Arme, keine weitere Auszeichnung.

Auf dem Wege begegnete ihnen ein Reiter, der ihnen bedeutete, daß er von dem Könige von Dschenne (Djenne) ihnen entgegengesendet worden sey. Der Kopf seines Pferdes war mit Amuletten und Fetischen bedeckt, die in rothes und blaues Tuch gewickelt waren. Sein Sattel war sehr niedlich gearbeitet und aus den Werkstätten von Haussa, von der Art, wie sie im Innern des Landes nur von vornehmen Leuten geführt wird. Auch der Zaum war sehr künstreich gearbeitet. Der Reiter schien einen sehr großen Begriff von sich zu haben, und war in eine Menge von Kleidungsstücken gehüllt, die größtentheils überflüssig waren, worauf er aber nicht wenig eitel war. Da die von Lander dem König Adule abgekauften Pferde nicht, wie verabredet, nachgesendet worden waren, so kam ihnen das Anerbieten des Boten von Dschenne, ihnen sein Pferd abwechselnd zum Ritte zu überlassen, bei der Beschwerlichkeit des Fußgehens, von dem sie üble Folgen für ihre Gesundheit befürchten mußten, sehr gelegen. „Der Weg führte durch eine reiche abwechslungsvolle Gegend, die Ueberfluß an Gehölz und Wasser hatte. Ein schöner rother Sand bedeckte den Fußweg, der besser war, als wir ihn irgendwo vorher gefunden hatten. Manchmal wand er sich durch schönes ebenes Grasland, dann wieder durch dichte Waldungen, deren Zweige so in einander verwachsen waren, daß sie nur selten einen Strahl des eben aufgegangenen Mondes durchschimmern ließen, und wir uns oft in mitternächtlicher Finsterniß befanden. Es gehört eine geübtere Feder, als die unsrige dazu, eine Beschreibung von der Pracht, Einsamkeit und Stille dieser schauerlichen Wildnisse zu geben, die hier von Glühwürmern erhellt wurden, deren Glanz so stark leuchtete, daß man dabei hätte lesen können, dort von den Mondstrahlen, die auf den Blättern und Zweigen zitterten. Ein Duft stieg aus diesen Wäldern auf, wohlriechender als Rosen und Veilchen, und mehr als Einmal schien der Weg, der durch diese prachtvolle Landschaft führte, zu jenen dunkeln Hainen zu leiten, wohin man im Alterthume den Wohnort der Seelen guter Menschen versetzte. Die Wälder ertönten weit und breit von dem Geschrille der Insekten und von dem Gesange der Nachtvögel ohne Unterlaß bis gegen zehn Uhr in der Nacht, wo wir in Laatu, einer großen und schön gelegenen Stadt, eintrafen."

Hier fanden aber die Reisenden kein Obdach, da der Fetischpriester verkündet hatte, daß die Einwohner in dem Augenblicke, wo sie die Weißen bei sich aufnehmen würden, von ihren Feinden überfallen und zu Sklaven gemacht werden würden. Kaum konnten sie sich ermattet und durstig, wie sie waren, von den ungastlichen Einwohnern einiges Wasser erbitten, und sahen sich genöthigt, die Nacht auf freiem Feld unter ihren Zelten zuzubringen. Zu Larro, einer ansehnlichen und volkreichen Stadt, die sie am folgenden Tage erreichten, fanden sie öffentliche Schulen, worin die Jugend in der mohammedanischen Religion Unterricht erhält. Die Einwohner besitzen Pferde, Esel und Maulthiere, jedoch nicht in beträchtlicher Anzahl; dagegen um so mehr Schafe und Ziegen. Man bemerkt in der Umgegend Spuren eines regelmäßig betriebenen Feldbaues, was einen Beweis von dem Fleiße und der Arbeitsamkeit der Einwohner

gibt. Die düsteren Wildnisse, wie sie die Reisenden in den ersten Tagen ihres Weges von Badagry aus fanden, waren weniger häufig, und man begegnete gelichteten Gründen mit Bananenpflanzungen, Yams- und Maisfeldern. Auch größere Reinlichkeit ließ sich bei den Einwohnern von Larro wahrnehmen, als bei den andern Negerstämmen, die der Küste näher wohnen. Nirgends stieß man mehr auf so ungestüme Bettler wie dort.

Am folgenden Tage machten die Reisenden, von drei Reitern aus Dschenne begleitet, eine Meile von dieser Stadt an einer Art Schlagbaum, die in diesen Gegenden zur Erhebung von Abgaben sehr häufig sind, Halt, und feuerten zum Gruß einige Flinten ab. Bald darauf kam ein Hanse Neger, mit den gewöhnlichen Hornbläsern an der Spitze, aus der Stadt, um die Fremden feierlich einzuholen.

Die Vendée und Schottland.

(Schluß.)

Die große jakobitische Verschwörung, von der der Aufstand des Jahres 1745 nur eine, durch das Fehlschlagen eines größern Planes beschleunigte Episode war, wurde indeß von den englischen Jakobiten wieder aufgenommen, deren Kräfte ungeschwächt geblieben waren, weil sie die Vorsicht gehabt hatten, sie nicht bloßzustellen. Der außerordentliche Erfolg, den man im Jahr 1745 mit so geringen Mitteln erlangt hatte, ließ sie weit wichtigere Resultate erwarten, wenn die ganze jakobitische Partei in England, der damals fast der ganze Provinzadel angehörte, sich aufmachen würde, um Das zu vollenden, was eine Handvoll schottischer Häuptlinge so tapfer versucht hatte.

Wahrscheinlich überlegten diese Jakobiten nicht, oder waren unfähig einzusehen, daß eben der kleine Raum, auf dem der Aufstand sich erhoben hatte, größtentheils Ursache an dem unerwarteten Erfolge war. Selbst der geringen Anzahl der Insurgenten muß man ihre außerordentliche Thätigkeit, ihre musterhafte Disciplin, und die Einigkeit zuschreiben, die eine Zeit lang in ihren Berathungen herrschte. Ungeachtet der vollkommenen Niederlage Karl Eduards, fuhren die englischen Jakobiten lange Zeit noch fort, aufrührerische Plane zu schmieden, und revolutionäre Toasts auszubringen, bis das Alter ihre Haare bleichte. Ein neues Geschlecht erhob sich, das ihre Gefühle nicht theilte, und der Aufstand, der noch immer unter der Asche glimmte, war jetzt erloschen. Jene enthusiastische Stimmung erhitzte nur zuweilen noch einige heiße oder schwache Köpfe, die eben so tolle als abenteuerliche Entwürfe ausbrüteten. So wollte ein junger Schotte von berühmter Familie, den St. James-Palast überfallen, und die königliche Familie ermorden. Solche schlecht entworfene Anschläge hätten leicht Anlaß zu weit ernstern Verschwörungen geben können, hätte nicht die Politik Robert Walpole's für zweckmäßig erachtet, die Verschwörer lieber zu gewinnen, als durch Entdeckung ihrer Intriken Lärm zu machen, und so vielleicht den Glauben an weit größere Gefahren zu erregen, als wirklich vorhanden waren. Später konnte der Prätendent ungestraft nach London kommen, und sich selbst von der Schwäche seiner Partei überzeugen.

Nachdem er sich noch eine Zeit lang mit der Hoffnung geschmeichelt, die Vorsehung, die ihn bei so manchem Wagniß geschützt hatte, werde früher oder später irgend ein Ereigniß herbeiführen, das ihm wieder zu dem Thron verhelfen könnte, auf den seine Geburt ihn berief, sah dieser Fürst so viele Gelegenheiten ungenützt vorübergehen, daß er schon ganz an seiner Sache verzweifelte, als der Tod seines Vaters ihm bewies, daß keine der großen europäischen Mächte sich für seine Ansprüche interessire. Sie verweigerten ihm sogar den Titel eines Königs von Großbritannien, und er seinerseits verzichtete auf den eines Prinzen von Wallis.

Während Karl Eduard in einem einsamen, abgeschiedenen Leben sich abhärmte, war die Zahl Derer, die seine Gefahren und sein Unglück getheilt hatten, bis auf einige alte Jakobiten geschmolzen; die letzten Helden einer beschlossenen Geschichte. Alle Jene meiner Zeitgenossen, die 60 Jahre alt sind, müssen sich aus ihrer Jugend noch an manchen Bekannten erinnern, der, nach dem damaligen schottischen Ausdruck „im Jahr 1745 draußen gewesen war.“ Ihre politischen Grundsätze, und ihre Restaurationsplane waren nicht mehr gefährlich, und jenen die noch davon träumten, widersprach man nicht einmal. Man betrachtete die Jakobiten, die noch übrig geblieben waren, als Männer, die ihre Aufrichtigkeit bewiesen hatten, indem sie ihre Interessen ihrer Meinung aufopferten. Ihre Gefühle zu verletzen, oder die Opposition, die sie noch immer gegen die Tagspolitik behaupteten, lächerlich zu machen, würde man in Gesellschaften als eine Unhöflichkeit angesehen haben. Ein solcher war jener Edelmann von Perthshire, der, wenn er sich die Journale vorlesen ließ, forderte, den König und die Königin nur durch die Anfangsbuchstaben des Wortes zu bezeichnen, als ob er gefürchtet hätte, es habe außerdem das Ansehen, als willige er in die Usurpation der hannoverschen Dynastie. Georg III, der von diesem Sonderling gehört hatte, trug dem Deputirten von Perthshire auf, ihn zu grüßen, und zwar nicht vom König von England, sondern vom Kurfürsten von Hannover, und ihm zu sagen, wie sehr er die Festigkeit seiner Grundsätze achte.

Jene die sich noch dieser alten Trümmer einer andern Ordnung der Dinge erinnern, bedauern, daß die Zeit mit ihnen auch die letzte Spur der Sitten des vergangenen Jahrhunderts verwischte. Ihre Anhänglichkeit an die vergangene Zeit, ihre Erzählungen ritterlicher Heldenthaten unterhielten die Einbildungskraft, ihre abgöttische Verehrung für Haarlocken der Stuarts, für Ringe, Bänder und andere Andenken aus einer Zeit, wo sie noch selbst mitten unter einem neuen Geschlecht zu leben schienen, waren ein Bild des interessantesten Enthusiasmus. Ihre politischen Grundsätze würden, wenn sie unsere Väter gewesen wären, der herrschenden Dynastie allerdings gefährlich geworden seyn, allein so wie ich mir sie noch vorstellen kann, konnte es auf der Welt keine Gattung von Menschen geben, die mehr geeignet gewesen wäre, die Rolle schwacher, ehrwürdiger Großväter zu spielen.

Bibliographische Statistik Frankreichs im Jahre 1831.

Die Summe der in Paris während des Jahres 1831 im Druck erschienenen Bücher beläuft sich, nach den „Tables du Journal de la librairie pour l'année 1831, par Beuchot,“ auf 5065, und nähert sich so der in den Katalogen der Leipziger Oster- und Michaelismesse des Jahres 1831 enthaltenen Zahl von 5658 Büchern. Der deutsche Buchhandel war demnach thätiger als der französische. Ohne jedoch die größere oder geringere Anzahl zu berücksichtigen, wollen wir hier nur, um eine vergleichende Ueber-

sicht der wichtigern Werke, die im verwichenen Jahre aus der Literatur beider Nationen hervorgingen, zu erleichtern, diejenigen anführen, die den meisten Erfolg hatten, oder ihn doch wenigstens verdienten. Wir erhalten dadurch gewissermaßen eine Geschichte der französischen Literatur des Jahres 1831, wobei wir die in einer nachstehenden Tabelle angenommene Klassifikation beibehalten. Theologie. Der erste Theil der Ausgabe der Bibel, von Hrn. Cahen; der letzte Theil des Werks über die Religion, von Benjamin Constant, und der Ueberblick der christlichen Glaubensstreitigkeiten, von Abbé Gerbet. Jurisprudenz. Die Philosophie des Rechts, von Lerminier; dann einige werthvolle Gesetzsammlungen, als: die Seegesetze, von Pardessus; die Sammlung der alten Gesetze, von den Herren Isambert, Decrusy und Taillandier; die bürgerliche, Handels- u. s. w. Gesetzgebung Frankreichs, von Hrn. Locré, Sekretär des Staatsraths unter dem Kaiserreiche; die allgemeine Rechtswissenschaft des Königreichs, von Hrn. Dalloz. Mehrere Gelegenheitsschriften über die von der Gesetzgebung in Anregung gebrachten Fragen der Ehescheidung und der Todesstrafe, von denen jedoch keine sich über das Gewöhnliche erhob. Endlich jene Broschüren, die durch Prozesse aller Art veranlaßt wurden, und unter denen sich die über den politischen oder quasipolitischen Prozeß der Minister Karls X, den Nachlaß des Prinzen Condé, die Trappisten von Meillerale, die Feuersbrünste in der Normandie und die Prozesse der Republikaner und der Tribune besonders auszeichnen. Philosophie. Ueber die St. Simonistische Lehre erschienen, den Globe ungerechnet, 29 Schriften. Der übrigen philosophischen Werke sind nur wenige; unter diesen heben wir besonders aus: den philosophischen Kursus der Herren Damiron und Jouffroy; die transcendentale Philosophie von Kant, erläutert von Schon, und den Messianismus, von Wronski.*) Politische Oekonomie und Politik. Seit zwei Jahren sind viele Schriftsteller Geschäftsmänner geworden, haben ihr Studirzimmer verlassen, um in den Staatsrath zu treten oder die parlamentarische Tribune zu besteigen, und so die Theorie mit der Praxis vertauscht. Wir waren Zeuge der Versuche dieser neuen administrativen Kapazitäten, die nicht nur ihren früher erworbenen Ruf vernichteten, sondern auch Andere entmuthigten, eine Bahn weiter zu verfolgen, auf der so Mancher schon einen schweren Fall gethan hat. Daher unstreitig die Unfruchtbarkeit der Presse an Schriften über Gegenstände der höhern Politik, die unter der Restauration mit so lebendiger Theilnahme und so geräuschvoll verhandelt wurden. Der Saint-Simonismus und der Katholizismus erhoben allein ihre Stimmen von Zeit zu Zeit; doch ihre Schriften gehören der Philosophie und Theologie an, wo sie auch angeführt sind. Was die Politik betrifft, so ist sie, ungeachtet jener grossen Anzahl von Büchern, an wahrhaft nützlichen und an Werken von bleibendem Werthe sehr arm geblieben. Eine Uebersetzung von Heerens Werk über die Politik und den Handel der Alten, das jedoch mehr der Geschichte angehört, eine Abhandlung über die Natur des Reichthums, von Walras, und Julius Vorlesungen über die Gefängnisse, übersetzt von Lagarmitte; Dieß ist das Ausgezeichnetste, was der lange Katalog des Hrn. Beuchots, der besonders an Pamphlets, wie die Ereignisse und Leidenschaften des Tages sie hervorrufen, sehr reich ist, in dieser Hinsicht bietet. Die Herren Chateaubriand, Lamartine, Cormenin, Thiers, Fiévée, Bacheln, O'Connor, Briqueville, Belmontet, Fonfrède und de Potter haben sich in den hitzigen, anhaltenden Fehden, die sich abwechselnd über die Revolution von 1830, über die belgischen und polnischen Angelegenheiten, über die Konstitution der Patrie (über die beinahe hundert Broschüren erschienen), über die Wahlen des Julius, die Civilliste, die Schuldentilgung, über die Auflagen auf Salz, Wein u. s. w., durch verschiedene Schriften ausgezeichnet. Außer diesen einzelnen Glaubensbekenntnissen haben die verschiedenen Meinungen ihre Organe in mehreren Gesellschaften gefunden, von denen die legitime Partei die meisten und thätigsten zählt, wie z. B. die Gesellschaft für Herausgabe von Broschüren, und jene, die sich das Motto gewählt hat: „Thue, was du mußt; es entstehe auch daraus, was da wolle.“ (Fais ce que dois, advienne que pourra.) Eine Merkwürdigkeit, die man nicht übergehen darf, ist die Wiederauflage einiger Schriften St. Just's und Robespierre's und das Wiedererscheinen republikanischer Ideen, die sich allmählich unter den ungünstigen Vorurtheilen hervorarbeiten, unter denen ihre Gegner sie für immer vergraben zu haben glaubten. Naturwissenschaften. Man würde sehr irren, wenn man die gemachten Fortschritte nach der Anzahl der erschienenen Werke bemessen wollte. Die französischen Gelehrten nehmen Untersuchungen der mannichfaltigsten Gegenstände vor, setzen jede derselben bis in die kleinsten Einzelnheiten fort, und haben deßhalb nicht immer die gehörige Muße, die erhaltenen Resultate systematisch zu ordnen und in besondern Werken herauszugeben. Jeder konstatirt seine Entdeckung und übergibt seine Denkschrift der Akademie der Wissenschaften, die sich nicht damit abgibt, die erhaltenen Materialien zu ordnen, oder sie auf andere Weise zur Kenntniß des Publikums zu bringen, als durch die Mittheilung ihrer mündlichen Verhandlungen, durch die Journale oder durch die stets verspätete Herausgabe ihrer Denkschriften. Auch das Journal de la librairie ist rücksichtlich der Geschichte der Naturwissenschaften sehr unvollständig; doch zeigt es außer mehreren botanischen und zoologischen Sammlungen noch folgende Werke an: die letzten Bände des Diktionnairs der Naturgeschichte, von den Herren Bory de Saint-Vincent, Ad. Brongniart u. a.; einige Bände einer Naturgeschichte der Fische, von den Herren Cuvier und Valenciennes; einen entomologischen Kursus, von Hrn. Latreille; die Fragmente der asiatischen Geologie und Klimatologie, von Hrn. v. Humboldt; eine Uebersetzung der Abhandlung über Chemie, von Berzelius; die Analyse der bestimmten Gleichungen, von Hrn. Fourrier, und im Gebiete der Medizin außer 76 Schriften über die Cholera, den pathologischen Cursus des Hrn. Broussais; die klinischen Vorlesungen der Herren Dupuytren und Andral und die anatomischen Abhandlungen der Herren Hippolyte Cloquet und Bourgery. (Schluß folgt.)

*) Ueber das Leben und die Schriften dieses merkwürdigen Mannes werden diese Blätter demnächst Bericht geben. A. d. R.

Gefahr einer Ueberschwemmung von Petersburg.

Kapitän Frankland sagt in seinem Reisetagebuche unter dem 29 Dez. 1831 Folgendes: Heute wäre beinahe das Eis der Newa durch das Steigen der Fluth und einen starken Westwind in die Straßen getrieben worden. Noch wenige Zolle und Petersburg wäre unter Wasser gestanden. Die Unruhe und Aengstlichkeit, womit die Einwohner dieser amphibischen Hauptstadt das Steigen und Fallen der Newa und der die Stadt durchschneidenden Kanäle betrachten, ist sehr begreiflich. Jedes Jahr wird die Gefahr einer Ueberschwemmung drohender; denn das Bett der Newa erhöht sich fortwährend durch Pflanzen und andere Stoffe, welche der Strom aus dem Ladogasee herführt; die Barre an der Mündung des Flusses wird jährlich grösser, durch die auf dem baltischen Meere herrschenden Westwinde; die vermehrte Wassermasse muß endlich die Ufer überströmen und die Straßen von Petersburg überschwemmen. Wenn das Eis in der Newa, wie Dieß nahe daran war, beim Austreten des Flusses, in Folge der Fluth, durch einen heftigen Wind in Bewegung gesetzt werden wäre, so würden Häuser, Paläste und Brücken wie vom Boden wegrasirt worden seyn. Daß Petersburg in nicht sehr entfernter Zeit unter Wasser gesetzt werden wird, ist unzweifelhaft; denn jede nachfolgende Ueberschwemmung ist höher als die vorhergehende. Man beabsichtigt, einen ungeheuern Damm von Oranienbaum über den Golf gegen Kronstadt und von da an die Küste von Finnland zu ziehen, um die gefährlichen Wirkungen der Westwinde abzuwenden. Dieses Werk, so gigantisch es scheint, ist ausführbar, und könnte die Hauptstadt vor Zerstörung retten; aber es wäre zu kostbar für russische Finanzen. Auch ein Plan von geringerer Ausdehnung, der jedoch nur einen Theil der Stadt schützen würde, wird beabsichtigt. Als Peter der Große seine Stadt auf der Insel Wassili gründete, bemerkte er einen Baum von eigenthümlichem Aussehen, auf welchem ein Kreuz ausgeschnitten war. Er fragte einen Bauer, was Dieß bedeute, und erhielt zur Antwort: auf dem Baume bezeichne man die Höhen der verschiedenen Ueberschwemmungen, denen die Insel stets ausgesetzt gewesen sey und wahrscheinlich auch immer ausgesetzt bleiben würde. „Haut ihn um,“ sagte der Zaar, der selbst die Natur bezwingen wollte; aber die Natur wird sich eines Tags an seinen Nachkommen rächen. Die Hauptstadt wird von einer solchen Gefahr durch Kanonenschüsse in Kenntniß gesetzt, die in Kronstadt abgefeuert werden, wenn das Wasser eine gewisse Höhe erreicht hat. Je schneller die Schüsse auf einander folgen, desto drohender ist die Gefahr. In der Stadt sind viele Wachtthürme, auf denen rothe, weiße und schwarze Fahnen aufgesteckt werden, je nach der Höhe des Wassers und dem Grade der Gefahr.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 188. 6 Julius 1832.

Lander's Entdeckungsreisen auf dem Niger.

4. Aufenthalt in Dschenne.

Die Reisenden gelangten auf einer Brücke über einen Wassergraben, der Dschenne umgibt, bis mitten in die Stadt, wo sie unter einem offenen Wetterdache warteten, bis es dem Gouverneur beliebte, sie vorzulassen. Eine zahllose Menge drängte sich von allen Seiten herbei, und verursachte den Fremden nicht wenig Beschwerde, da in dem beengten Raum eine erstickende Hitze entstand, und die übelriechenden Ausdünstungen und das betäubende Geschrei ihnen fast die Besinnung nahm. Nirgends fanden sie auf ihrer ganzen Reise eine so große Neugier. Dicht um das Wetterdach hatten kleine Kinder einen Kreis geschlossen, hinter diesen standen die etwas größeren, dann Erwachsenere und den letzten Ring bildeten riesengroße Leute, die meistens Kinder auf den Armen trugen. So hatte sich ein weites Amphitheater von schwarzen Wollenköpfen, mit grinsenden Gesichtern voll schneeweißer Zähne, gebildet, bis es endlich dem Häuptling gefällig war, die Fremden zu empfangen; was ziemlich lange währte, weil es hier Sitte ist, den Fremden, je höher sein Rang ist, desto länger warten zu lassen.

„Wir fanden den Häuptling oder vielmehr Gouverneur," berichtet das Tagebuch, „auf einem Stück Leder, unter einer großen Vorhalle sitzend, die sich an dem Ende eines bequemen viereckigen Hofes befand. Er war in karmoisinrothen Sammt gekleidet, und mit einer Kappe von gleichem Stoff bedeckt, dem hier zu Lande gewöhnlichen Staate. Zu seiner Rechten saßen seine Weiber, und wir selbst wurden ersucht, zu seiner Linken uns niederzulassen. Die Frauen sangen den Preis ihres Herrn und Gebieters mit nicht sehr angenehmen Stimmen, unter einer eben so wenig melodischen Begleitung von Trommeln, Pfeifen, Klarinetten und Hörnern. Als wir dem Häuptling alles mögliche Glück und Heil wünschten, fielen Alle, die hinter uns her mit in den Hof eingedrungen waren, und sein ganzes Gefolge zu Boden und schlugen ihre Hände zusammen. Hierauf wurden uns Guranüsse in Wasser vorgesetzt und eine Menge Komplimente von beiden Seiten gewechselt. Allein dem neuen Gouverneur stand seine noch ungewohnte Würde etwas schief; er war scheu und schüchtern wie ein Mädchen, und gegen seine weißen Gäste in sichtlicher Verlegenheit. Nachdem die Ceremonie des Empfanges vorüber war, besuchten wir das Grab Dr. Morrison's und begaben uns dann nach der uns angewiesenen Wohnung."

Der frühere Gouverneur von Dschenne, der Clapperton und seine Gefährten so freundlich aufgenommen hatte, war fünfzehn Monate zuvor gestorben, und der König von Yarriba sendete einen seiner niedrigsten Sklaven als Statthalter dahin. Es ist die stets befolgte Politik der Könige dieses Landes, von dem Dschenne eine Provinz ist, daß sie nie einen Mann von höherem Range oder ausgezeichneten Talenten zum Gouverneur bestimmen, aus Furcht, ein solcher könnte, bei der weiten Entfernung der Hauptstadt, die Bevölkerung auf seine Seite bringen und sich von Yarriba unabhängig erklären. Der gegenwärtige Statthalter ist ein Haussa-Neger und wurde zu dieser Würde, aller Wahrscheinlichkeit nach, bloß durch seine kindische Einfalt und Treuherzigkeit empfohlen. Sein Gesicht war der Ausbund von Unschuld oder vielmehr Dummheit. Indeß zeigte er ein gutes Herz und sanfte liebenswürdige Sitten. Auf dem Wege von Kattunga in seine neue Statthalterschaft hatte er zwölf Monate zugebracht, da er in jedem Orte zwischen Dschenne und der Hauptstadt Halt machen mußte, um die Begrüßungen und Festlichkeiten der Einwohner anzunehmen. So war er erst einen Tag vor Lander angekommen.

Während ihres sechstägigen Aufenthaltes in Dschenne wurden sie von einem Fetischpriester besucht, von dem das Tagebuch folgende Beschreibung gibt:

„Der Fetischpriester kam diesen Nachmittag in unsere Hütte; sein Anblick war äußerst wild und Grauen erregend; er brüllte wie von einem bösen Geist besessen. Wir schenkten seinen Narrenpossen wenig Aufmerksamkeit, und er verließ nicht sehr zufrieden darüber unsere Hütte, nachdem wir ihm die gewöhnliche Gabe von einigen Kauris gegeben hatten. Die Gestalt und der Anzug des Mannes war vollkommen geeignet, der Leichtgläubigkeit und dem Aberglauben der Eingebornen Ehrfurcht einzuflößen; obgleich viele von den Einwohnern der Stadt, vielleicht durch die immer weiter um sich greifende mohammedanische Lehre aufgeklärt, unverhohlen ihre Verachtung gegen ihn ausdrückten, und ihn einen Schurken und Teufel schalten. In den Gesichtszügen des Priesters lag Etwas, wovon wir keine Erklärung geben können. Auf der Schulter trug er eine große Keule, an deren einem Ende ein Menschenkopf geschnitzt war. Eine unzählige Menge Schnüre mit Kauris, mit Glöckchen, zerbrochenen Kämmen, kleinen Stücken Holz, die rohe Abbildungen von Men-

schengesichtern enthielten, großen Seemuscheln, Stücken von Eisen und Messing, Nußschalen u. s. w. untermischt, waren um diese Waffe her gewunden. Die Zahl der Kauris, die der Priester an sich trug, konnte sich leicht auf zwanzig tausend belaufen, und das Gewicht seiner vielerlei Zierrathen drückte ihn fast zu Boden. Nachdem der wilde Geselle uns verlassen hatte, stellten sich drei oder vier andere Neger ein, um uns mit Trommeln, Pfeifen und Hörnern zu quälen, und ließen sich nicht abhalten, zu ihrem eigenen höchsten Vergnügen ihre Serenade von Anfang bis zu Ende abzuspielen. Die hier gewöhnliche Trommel ist ein Mittelding von Tamburin und Dudelsack, und von seltsamer Form. Der Rand derselben ist mit kleinen messingenen Glöckchen eingefaßt, und wird mit der einen Hand geschlagen, während mit den Fingern der andern auf dem Boden getrommelt wird. Das Instrument selbst wird unter dem linken Arm gehalten; und da es statt des hölzernen Gestelles von einem Ende zum andern nur mit strickartigem Flechtwerk überzogen ist, das der Musikant mit dem Ellenbogen an seine Hüfte drückt, so gibt es einen Ton von sich, der dem eines schottischen Dudelsacks gleicht, aber bei Weitem ihn nicht erreicht. Die Trommler, so wie die Pfeifer und Hornbläser leben bloß von der Mildthätigkeit des Publikums, das ihren Dienst bei allen Gelegenheiten allgemeiner Belustigung in Anspruch nimmt."

„Die Weiber von Dschenne sind meistentheils beschäftigt, Baumwolle zu spinnen oder Mais zur Nahrung zuzubereiten. Baumwolle wächst in Menge in den nächsten Umgebungen der Stadt; allein diese Staude wird nicht mit der erforderlichen Sorgfalt behandelt. Die Einwohner durchweben ihre Baumwolle zuweilen mit Seide, die zu Lande von Tripolis gebracht wird; allein da sie sehr theuer ist, so können nur die Vornehmsten sie tragen. Die Stadt hat Ueberfluß an Ochsen, Schweinen, Ziegen, Schafen und Geflügel; doch ziehen die Neger vegetabilische Nahrung der animalischen vor; ihre Mahlzeiten sind in unsern Augen armselig und gehaltlos, und bestehen meistentheils aus Speisen von Yam und Mais; allein schwerlich wird man irgendwo ein athletischer gebautes Volk finden, als hier. Lasten werden von den Eingebornen vieler Theile des afrikanischen Kontinents stets nur auf dem Kopfe getragen, woher wahrscheinlich die stattliche und aufrechte Haltung der Frauen rührt, die von Allen gepriesen wird, die mit der eigenthümlichen Anmuth des weiblichen Geschlechts in Afrika bekannt zu werden Gelegenheit fanden. Der federleichteste Gegenstand wird lieber auf dem Kopfe als in der Hand getragen; und oft ist die vereinte Kraft dreier Männer erforderlich, um eine Kalabasche mit Sachen gefüllt, vom Boden auf die Schulter eines Trägers zu heben; wo man dann erst recht Gelegenheit hat, die Körperkraft der Afrikaner zu bewundern. Der größte Theil der Bevölkerung von Dschenne hat das Haupthaar und die Augenbraunen glatt geschoren. Nur die „Minister" des Gouverneurs und seine Diener tragen es als Auszeichnung in Gestalt eines Hufeisens zugeschnitten, und so vertritt es die Stelle einer Livree.

„Es herrscht unter diesen Völkern die Gewohnheit, daß bei dem Tod eines Gouverneurs zwei oder drei von seinen Weibern mit ihm an demselben Tage die Welt verlassen müssen; um ihm jenseits Gesellschaft zu leisten. Die zum Tode bestimmten Weiber des zuletzt verstorbenen Gouverneurs hatten jedoch wenig Lust bezeigt, ihrem alten Gebieter zu folgen, und sich geflüchtet und versteckt gehalten. Heute erst (10 April) wurde eine dieser Unglücklichen entdeckt, und ihr die Wahl gelassen, zwischen einem Keulenschlag des Fetischpriesters auf den Kopf oder dem Giftbecher; sie wählte den letztern als die minder schreckliche Todesart. Da sie Besitzerin des Hauses ist, das wir bewohnen, so kam sie hieher, um ihre letzten Stunden in der Mitte ihrer treuen Sklavinnen zuzubringen, die sie Mutter nennen. Sobald die armen Geschöpfe das Unglück ihrer Herrin vernahmen, hörten sie auf zu spinnen, Mais zu mahlen und ließen die Schafe, Ziegen und das Geflügel laufen, wohin sie wollten, indem sie sich dem wildesten Schmerz hingaben. Alle Tage kamen Weiber, um mit der alten Frau zu klagen und zu weinen, so daß wir vom frühen Morgen bis in die späte Nacht nichts als Schluchzen und Schreien hörten. Auch die vornehmsten Männer von Dschenne erschienen, um ihrer ehemaligen Gebieterin ihre letzte Ehrerbietung zu bezeigen; der Mann der ihr Grab gegraben, erschien gleichfalls bei ihr, und warf sich vor ihr auf den Boden nieder. Allein ungeachtet der Mahnungen und Vorstellungen des Priesters und ungeachtet der Bitten des Schlachtopfers zu ihren Göttern, ihr Stärke zu dem schrecklichen Schritte zu verleihen, kann sie sich dennoch immer noch nicht dazu entschließen. Zweimal schon wollte sie den Giftbecher an den Mund setzen und zweimal stellte sie ihn beiseite, um noch einmal hinauszugehen, und ihr Auge an dem Glanz der Sonne und der Herrlichkeit des Himmels zu erlaben, die sie auf immer zu verlassen zurückschaudert. Sterben muß sie, und sie weiß es; aber sie will sich noch so lange als möglich am Leben festklammern.

„Inzwischen ist ihr Grab fertig, und die Anstalten zu ihrem Leichenzuge sind getroffen. Man wird sie in einer ihrer Hütten zur Erde bestatten, sobald sie den Geist aufgegeben hat. Das Gift, dessen sich die Eingebornen zu diesem Zwecke bedienen, soll in fünfzehn Minuten tödten. Bekanntlich werden in Indien die Wittwen verbrannt, wie hier mit Kolben erschlagen oder vergiftet; allein man hat, so viel ich weiß, kein Beispiel, daß dort auch Männer am Grabe ihres Herrn geopfert werden. An unserer schlechten Aufnahme in Laatu war nur der Umstand Schuld, daß die Stadt keinen Häuptling hatte, da der vorige, ein Sklave des alten Gouverneurs von Dschenne, sich bei dem Tode seines Gebieters entleibt hatte. Auf gleiche Weise wird sich der gegenwärtige Statthalter von Dschenne auf die Nachricht von dem Hinscheiden des Königs von Yarriba zum Sterben gefaßt halten müssen; und da dieser Fürst schon hoch in den Jahren ist, so hängt das Leben des Gouverneurs nur an einem Haare.

„Bevor das Weib eines Häuptlings, die ihrem Gatten in das Grab folgen soll, das Gift zu sich nimmt, vernichtet sie allen Reichthum, oder vielmehr alles Geld ihres verstorbenen Mannes, um es nicht in die Hände seines Nachfolgers fallen zu lassen. Derselbe Gebrauch herrscht auch in Badagry; und wenn auch der Sohn des Königs schon volljährig ist, so erbt er doch nur die Würde seines Vaters, und es wird seiner eigenen Thätigkeit überlassen, sich Reichthümer zu sammeln, was meistentheils nur durch Menschenraub, Sklavenverkauf und Blutvergießen geschehen kann.

„So oft eine Stadt ihren Häuptling durch den Tod verliert, wird kein Gesetz mehr von den Einwohnern anerkannt; Anarchie und

Verwirrung tritt sogleich ein, und bis ein Nachfolger ernannt ist, wird alle Arbeit eingestellt. Der Stärkere überwältigt den Schwachen und verübt jede Art von Verbrechen, ohne für seine Handlungen vor Gericht gezogen werden zu können. Das Eigenthum wird nicht mehr geachtet, und bevor eine Person anlangt, um die Zügellosigkeit zu bändigen, ist eine Stadt meistentheils, wenn sie auch noch so blühend war, in alle Schrecken der Verwüstung gestürzt."

Da die Vornehmen von Dschenne endlich der Weigerung der alten Wittwe, sich zu tödten, müde geworden waren; so schickten sie einen Boten in ihren Geburtsort, und ließen ihren Verwandten entbieten, wenn sie wieder entkomme, werde man sie Alle zu Sklaven machen, und ihr Dorf, einem sehr alten Gesetze zufolge, verbrennen. Diese mußten daher Alles aufbieten, um die Wittwe zu dem entscheidenden Schritte zu bewegen. Die Reisenden hörten jedoch bei ihrer Abreise, die so lebenslustige Alte habe die einflußreichsten Bewohner von Dschenne durch große Geldsummen bestochen, und diese seyen geneigt, dießmal ein Auge zuzudrücken, und der Wittwe bei dem Könige von Katunga die Erlaubniß auszuwirken, ihre Spanne Leben auf natürlichem Wege enden zu dürfen. Indeß war das ganze Volk auf viele Meilen weit im Umkreise empört über eine so schreckliche Verletzung der alten Gesetze, und schien Lust zu haben, die Erfüllung derselben mit Gewalt zu erzwingen.

Die Nacht vor ihrer Abreise hatten die Brüder noch einen jener furchtbaren Stürme zu bestehen, die unter diesen Breitegraden häufig sind, und an der Küste Tornado genannt werden. „Unsere schindelgedeckte Hütte, sagt das Tagbuch am 13 April, bot nur einen unsichern Schutz gegen seine Wuth; ein Theil des Daches wurde gleich anfangs abgerissen, der Regen strömte in unsere Betten, und die furchtbarsten Blitze und Donnerschläge wechselten unaufhörlich. Um die Schrecken der wilden Elemente ganz zu empfinden, muß man einen Tornado in einer zerbrechlichen afrikanischen Hütte erlebt haben. In civilisirten Gegenden eilen die Menschen, wenn sie von unglücklichen Zufällen dieser Art betroffen werden, einander zu Hülfe, und flößen sich gegenseitig Muth ein; hier aber ist Alles nackt, hülflos, auf sich selbst angewiesen. Wir brachten die Nacht, wie sich denken läßt, in großer Unbehaglichkeit zu. Das Dach unsrer Wohnung beherbergte eine Menge Ratten und Mäuse, und dieses Ungeziefer suchte, vom Sturm verscheucht, in unsern Betten eine Zuflucht; hiezu kam noch, daß Eidechsen, Ameisen, Moskitos, Skorpionen und anderes schädliches Gewürm durch den Sturm mit neuem Leben erfrischt zu werden schien, und in volle Bewegung gerieth. Nach einer langen, langen Nacht brach endlich der Tag an, und die Schrecken des Sturmes wurden vergessen."

Nachdem Alles zur Abreise schon zu früher Tagesstunde bereit war, machten die Reisenden sich auf, um von dem Häuptling Abschied zu nehmen. Es dauerte natürlich sehr lange, bis sie vorgelassen wurden, und als die Thüren seiner Wohnung sich öffneten, wurden sie von einer im Hause aufgestellten Musikbande mit einem vaterländischen Stücke empfangen. Die Reisenden fanden eine größere Anzahl von Trommeln beisammen, als je vorher. Einige Instrumente waren überschwänglich mit Figuren und Platten von Messing verziert. „Auf einem waren die Brustbilder zweier Männer zu sehen, zwischen denen sich eine Schildkröte befand, die aus dem Munde Eines derselben fraß. Die Schildkröte hatte einen Hahn zur Seite, und zwei Hunde schienen als Wächter des Ganzen daneben zu stehen. Alle diese Figuren waren mit vieler Geschicklichkeit aus Messingplatten geschnitten." Der Statthalter und die Vornehmsten der Einwohnerschaft drückten den Fremden zärtlich die Hände, und wünschten ihnen alles Glück und Heil auf die Reise.

Bibliographische Statistik Frankreichs im Jahre 1831.

(Schluß.)

Schöne Wissenschaften. Die Philologie wurde bereichert mit einer arabischen Grammatik, von Hrn. Sylvester de Sacy; einem französisch-türkischen Wörterbuche, von Hrn. Bianchi; mit einer Uebersetzung des Drama's, von Calisada, die Wiedererkennung der Sacuntala, von Hrn. von Chezy; dem ersten Hefte einer prächtigen Ausgabe des Thesaurus graecae linguae ab Stephano, von den Herren Hase, Sinner, Fix und Firmin Didot, und mit mehreren neuen Auflagen alter französischer Werke, besorgt von Hrn. Crapelet. — Die Dichtkunst war unter den politischen Unruhen fast verstummt; doch gab Victor Hugo seine Herbstblätter; Hr. August Barbier seine Jamben; Hr. Barthelemi seine Nemesis; Hr. Alfred de Vigny einige poetische Erbauungen; Hr. Antony Deschamps drei politische Satyren, und Beranger einige Lieder an Polen heraus. Das Theater erhielt: Marion Delorme, von Victor Hugo; Antony, von Hrn. Dumas; die Marschallin von Ancre, von Hrn. de Vigny; Dominique, von Hrn. d'Epagny; Farrusch der Maure, von dem unglücklichen Escousse; die Morgenstunden eines Großen, von Hrn. Alexander de Longpré; die Königin von Spanien, von Hrn. de Latouche und einige artige Kleinigkeiten, von den Herren Scribe, Dumersan, Fournier und Arnould, Bayard, Mélesville u. A. Unter den Romanen nimmt „Unsere liebe Frau von Paris," von Victor Hugo, den ersten Rang ein; des zweiten halten wir, ohne eben eine strenge Reihenfolge aufstellen zu wollen, die folgenden würdig; Atar-Gull und Plick-Plock, von Hrn. Eugène Sue; Roth und Schwarz, von Hrn. von Stendhal; Barnave, von Hrn. Jules Janin; die Mittheilungen und Erzählungen Daniels des Steinschneiders, von Michel Raymond; die Eselshaut, und die philosophischen Erzählungen, von Hrn. Balzac; der König der Ribauds,*) vom Bibliophilen Jacob; die grüne Mütze, von Hrn. J. Méry; der Lorgnon, von Dlle. Delphine Gay (jetzt Mde. de Girardin); Andrea, die drei Freunde, und die Neue Welt, von Hrn. Rey Dussueil; das grüne Manuscript, von Hrn. Drouineau; die Chroniken von Flandern, von Hrn. Berthoud; Paul Briolat, von Hrn. Merville u. s. w. Die Liste ist ziemlich lang; allein es ist ein charakteristischer Zug unsrer Zeit, man schreibt nichts als Romane; Jeder will den seinigen schreiben, und Poesie, Geschichte, Philosophie, Politik und selbst Theologie nehmen um die Wette diese Gestalt an. — Geschichte. Die große Theilnahme an den historischen Studien, die unter der Restauration so bemerkbar war, hat sich jetzt bedeutend vermindert; doch erschienen folgende wichtige Werke: Einleitung zur allgemeinen und zur römischen Geschichte, von Hrn. Michelet; Abriß der alten Geschichte, von Hrn. Poirson; historische Studien, von Hrn. v. Chateaubriand; historischer Kursus der europäischen Staaten, von Hrn. Schöll; drei neue Bände der Geschichte der Franzosen, von Hrn. v. Sismondi; konstitutionelle Geschichte Frankreichs, von Hrn. Capefigue. Die Materialien zur Geschichte unserer Zeit wurden durch folgende Werke vermehrt: Betrachtungen über den Geist der Revolution von 1789, von Hrn. Röderer; durch mehrere Lieferungen einer wissenschaftlichen und militärischen Geschichte der Expedition in Aegypten, unter Leitung des Hrn. Xavier Saintine herausgegeben; durch die Memoiren des Konventsmitgliedes Levasseur, des Grafen La Vallette, der Herzogin von Abrantes, des Kammerdieners Napoleons, Constant; und endlich durch die Memoiren des Lords Byron, übersetzt von Mde. Belloc.

Wir sind am Ende des langen Katalogs, und glauben hier so ziemlich Alles angeführt zu haben, was unter der Menge sich auszeichnet. Schließlich noch zur allgemeinen Uebersicht die nachstehende Tabelle:

*) Die Miethtruppen unter Philipp August betrugen sich so zügellos, daß man später Jeden, der sich seiner Ausschweifungen rühmte, einen Ribaud nannte, und 'Roi des Ribauds, den Frauenmeister unserer Städte im Mittelalter.]

Klassifikation.	Zahl der Werke. In französischer Sprache.	Aus fremden, alten u. neuern Sprachen.	Haupt-Summe.
I. Theologie.			
Bibel, liturgische und katechetische Schriften, Predigten, verschiedene Abhandlungen .	357	46	403
II. Jurisprudenz.			
Allgemeines und fremdes Recht, franz. Recht	246	2	248
III. Künste und Wissenschaften.			
1) Encyklopädie, Philosophie und Moral	82	2	84
2) Erziehungs- und Elementarschriften	154	1	155
3) Politische Oekonomie, Politik, Verwaltung, Finanzen	979	11	990
4) Handel, Maß und Gewicht . .	42	1	43
5) Naturgeschichte	59	2	61
6) Ackerbau, Hauswirthschaft . .	61	—	61
7) Physik, Chemie, Pharmacie . .	53	—	53
8) Medizin	211	4	215
9) Mathematik	48	1	49
10) Astronomie und Marine . .	24	—	24
11) Kunst, Verwaltung und Militärgeschichte	176	5	181
12) Geheime Wissenschaften, Gymnastik und Spiele	27	—	27
13) Schreibkunst, Künste und Handwerke	59	—	59
14) Schöne Künste	88	2	90
IV. Schöne Wissenschaften.			
1) Grammatik, Rhetorik, Beredsamkeit .	150	17	167
2) Poetik und Poesie	543	25	568
3) Theater	291	11	302
4) Romane und Erzählungen . .	162	21	183
5) Philologie, Kritik, vermischte Schriften	179	3	182
6) Polygraphie	29	3	32
7) Mythologie und Fabeln . . .	19	1	20
8) Briefstyl	17	2	19
V. Geschichte.			
1) Geographie, Reisen	53	3	56
2) Alte und neue Geschichte . .	464	37	501
3) Alterthums- und Münzkunde . .	7	1	8
4) Gelehrte, besondere, geheime u. s. w. Gesellschaften	143	3	146
5) Literaturgeschichte und Bibliographie .	12	1	13
6) Biographien	134	9	143
Hauptsumme	4849	214	5063

Vermischte Nachrichten.

Die Herzogin von Berry, diese kühne und unternehmende Prinzessin, steht jetzt in ihrem vier und zwanzigsten Jahre, und ist die Schwester des gegenwärtig regierenden Königs beider Sizilien, Muhme und Schwägerin des Königs von Spanien und seines Bruders, Don Francisco de Paula, und Nichte der verstorbenen Königin von Sardinien, der gegenwärtigen Königin von Frankreich und des Prinzen von Salerno, dessen Gemahlin eine Erzherzogin von Oesterreich ist. Ihre Mutter, die verwittwete Königin von Sizilien, ist eine Schwester des Königs von Spanien, und die Herzogin also auch die Nichte Don Pedro's und Don Miguels, durch die Vermählung ihrer Schwester mit dem spanischen Infanten, Don Carlos. Vor dem Sturze Karls X stand sie in vertrauter Freundschaft zu der damaligen Herzogin von Orleans, und trug vorzüglich dazu bei, die zwischen den ältern und jüngern Zweigen der bourbonischen Familie herrschende Mißhelligkeit auszugleichen und beide einander näher zu bringen. Es ist leicht begreiflich, daß Ludwig Philipp durch das verwegene Unternehmen der Herzogin in große Verlegenheit gesetzt wurde, und daß man sich eben nicht sonderliche Mühe gab, ihrer habhaft zu werden.

Folgendes ist der Flächeninhalt der Staaten, die unter dem Schutze der ostindischen Kompagnie, oder mit ihr im Bündnisse stehen:

Die Radschahs von Travancur und Cochin . .	9.400	Q. Meilen.
Der Nizam, oder König von Golkonda . .	108,000	—
Der Radschah von Meisur	29,750	—
Der König von Aud	25,300	—
Daulet Raoh Sindiah	42,400	—
Der Radschah von Berar	64,270	—
Dscheswunt Rao Holkar	17,600	—
Guicowar	56,900	—
Der Radschah von Kurg	2,250	—
Der Nabab von Kernaul	3,500	—
Der Radschah von Sikkim	4,400	—
Der Nabab von Bhopal	7,500	—
Die Radschahs von Satara, Colapur, Sewnnuari u. s. w.	21,600	—
Der Radschah von Kotsch	6,100	—
Die Häuptlinge von Bendelkhem	19,000	—
Die Staaten westlich vom Dschemna . . .	165,000	—
Assam, Dschintiah, Catschar und Menipur . .	51,000	—

Der magnetische Einfluß, den gewisse Felsen auf den Kompaß äußern, ist den Seefahrern wohl bekannt. Ein merkwürdiges Beispiel davon fand Kapitän King am Kap Horn, bei seinen letzten nautischen Untersuchungen an der Küste von Südamerika. Als er auf Maxwell Island, in der Nähe jenes Kaps, Beobachtungen mit dem Kompaß anstellte, und denselben zu diesem Ende auf ein Felsstück brachte, bemerkte er zu seinem größten Erstaunen, daß die Pole der Magnetnadel plötzlich verwandelt wurden. Bei näherer Untersuchung des Gesteins fand sich, daß es aus Quarz, mit vielen großen Krystallen aus Hornblende vermischt, bestand. Kapitän King ließ den Felsblock an Bord bringen, und hat ihn gegenwärtig im Museum der geographischen Gesellschaft zu London aufgestellt.

Ein Reisender, der den griechischen Archipel besuchte, theilt in den „Nouvelles Annales des Voyages" folgende interessante Notizen über die Insel Ithaka mit: Bathe, die Hauptstadt, liegt in einer höchst malerischen Gegend, von amphitheatralischen Bergen umgeben, die eine gegen alle Winde geschützte Bucht bilden. Die Einfahrt in diese Bucht ist so enge, und die Felsen stehen so nahe zusammen, daß man die Bai auf den ersten Blick für einen runden See halten könnte. Die Stadt erstreckt sich längs der Felsen bis ans Meer, und ist durch ein Parapet gegen die Wogen gedeckt. Die merkwürdigen Alterthümer, die sich in Menge auf dieser Insel befinden, verdienen die Aufmerksamkeit des Reisenden. Die vorzüglichsten Erinnerungen aus dem Alterthume bilden der Palast des Ulysses, an der Bai von Aito; die Gärten des Laërtes, die noch jetzt wegen ihrer Fruchtbarkeit berühmt sind; der Felsen des Homers bei dem Dorfe Exoria, die Quelle der Arethusa u. s. w.

Die politische Union von Liverpool hat einen Beschluß gefaßt und öffentlich bekannt gemacht, der mit den Worten schließt: „Da wir vor dem Gedanken, uns dem Schwert eines unwissenden, treulosen und despotischen Ministers zu unterwerfen, zurückschaudern; so fordern wir alle unsere Mitbürger in England, Schottland und Irland auf, sich mit uns zu folgender feierlicher Erklärung zu vereinigen: daß der Herzog von Wellington nie und nimmermehr in das Kabinet unsers Souveräns treten könne, ohne die Freiheit, den Frieden und die Ehre unsers Landes in Gefahr zu bringen; und daß wir kräftigst alle gesetzlichen Mittel anwenden wollen, um ein solches Nationalunglück zu hintertreiben."

Jeremias Bentham hat jedem von seinen vertrautesten Freunden einen Ring mit seinem Porträt und etwas Haar vermacht; so dem General Lafayette, dem vormaligen Präsidenten der Republik Guatimala, Jose del Valle, dem belgischen Gesandten Van de Weyer, dem politischen Oekonomisten Jean Baptiste Say, dem Mitgliede der Deputirtenkammer Felix Bodin und mehreren englischen Gelehrten und Staatsmännern.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Loutenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 189. 7 Julius 1832.

Die Insel Johanna.

(Aus Kapitän Hall's Fragments of Voyages and Travells. *)

Zehn Tage ungefähr, nachdem wir das Vorgebirg der guten Hoffnung umschifft, und einen hartnäckigen Kampf mit den Ostwinden bestanden hatten, befanden wir uns am 21 Julius, jenseits der Bucht von Delagoa, der südlichen Einfahrt des großen Kanales von Mozambik nahe, zwischen der Küste von Afrika und der Insel Madagascar. Am 25 Julius befanden wir uns im Angesichte der Insel Johanna, einer der Komoroinseln, und am andern Morgen legten wir uns vor Anker, ohne daß wir Afrika zur Linken oder Mozambik zur Rechten gesehen hatten. An seiner schmalsten Stelle hat der Kanal von Mozambik nicht mehr als zweihundert Seemeilen in der Breite, und fast überall nicht viel mehr als das Doppelte. Da wir aber fast genau mitten durch gesegelt waren, so hatten wir auf keiner Seite das Land zu Gesicht bekommen, und konnten uns noch mitten auf dem Ozean glauben.

Wir warfen in der Bucht Johanna, zwei oder dreihundert Toisen vom Ufer Anker, vor uns ein großes Kokosnußgehölze, das eine Art Franse an dem schmalen Gürtel des weißen Strandes bildete, der allem Anscheine nach aus verwitterten Korallen bestand. Diese kleine Rhede liegt auf der Nordseite der Insel, und der beste Ankerplatz für ein Schiff ist gerade vor jener Stelle des Ufers, wo ein Bach von Norden nach Süden seinen Lauf nimmt, und südostost ein vulkanischer Pik und östlich die mohammedanische Moschee zu sehen ist. Es war das erstemal, daß ich die prächtige Landschaft der östlichen Halbkugel in ungetrübter Schönheit erblickte; zwar hatte ich schon auf Antigua und St. Christoph Kokosbäume und Palmen gesehen; aber die karaibischen Inseln schienen mir weniger merkwürdig, als die des Kanales von Mozambik, und Dieß vielleicht nur deßhalb, weil die Harmonie in den westindischen Landschaften durch die Einmischung fremdartiger Gegenstände gestört wird, die nicht zu den Tropenländern passen; ich meine damit jene europäischen Wohngebäude der Pflanzer, die in englischem Geschmacke aufgeführt sind, jene große Menge von weißen Menschen, und sogar jene Sitten und Gebräuche, die an abendländische Kultur erinnern. Auf den Komoroinseln hingegen, wo Alles noch unentstellt orientalisch geblieben ist, wird das Auge des Reisenden nicht durch Gegenstände irregemacht, die er schon anderswo gesehen hat. Alles, was er wahrnimmt, ist neu und so rein tropisch, als er es nur verlangen kann. Die Eingebornen, ohne rabenschwarz wie die Neger zu seyn, sind es genug durch ihre tiefe Bronzefarbe, und da das Klima ziemlich heiß ist, so sind weder die Eingebornen, noch ihre afrikanischen Sklaven sonderlich mit Kleidungsstücken überladen. Die meisten von ihnen wissen einige englische Worte, die sie in ihrem Verkehr mit den ostindischen Schiffen, wenn diese hier anlegen, um Früchte und Lebensmittel zu kaufen, aufgeschnappt; was diesen Insulanern aber noch lächerlicher zu Gesichte steht, ist ihre Gewohnheit, sich Namen der englischen Aristokratie oder anderer ausgezeichneter Personen beizulegen, nach welchen sie nicht nur einander selbst, sondern auch den Fremden, welche die Insel besuchen, bekannt sind.

Als wir das Schiff dem Ankerplatze zusteuerten, erschien ein Lootse, der sich als Lord Gibbon ankündigte. Obgleich wir das Fahrwasser genau kannten, so nahmen wir doch, der Sonderbarkeit wegen, seine Dienste an, nachdem er uns einen Pack Zeugnisse vorgewiesen hatte, die alle seine Titel bestätigten. Allein sein Boot war uns noch merkwürdiger als der Lord Lootse selbst; wir hatten noch kein ähnliches gesehen. Wäre er in einer Schaluppe oder Pirogue angekommen, so würden wir ihn ein wenig scheel angesehen haben; denn über Nichts wird man so verdrießlich, als wenn man in neuen Ländern anlangt und Nichts findet, was von der Gegend, die man verlassen hat, verschieden ist. Es konnte aber nichts der Hemisphäre die wir betraten, eigenthümlicher seyn, als dieses kleine malerische Schiff, das ungefähr dreißig bis vierzig Fuß lang, und vielleicht anderthalb Fuß breit, grob aus einem Baumstamme gehöhlt, und an beiden Enden wie ein Pfeil zugespitzt, ohne Kiel oder irgend eine Art von Takelwerk war, und daher zehnmal für einmal umgeschlagen seyn würde, ohne zwei lange Querhölzer, die weit über den Rand des Schiffes hinausragten. An dem äußersten Ende dieser Stangen war mittelst kurzer Vordersteven eine Planke, oder vielmehr ein Block befestigt, der das Wasser berührte, und indem er so an den Querstangen hängend nebenher schwamm, verhinderte, daß dieses seltsame Fahrzeug nicht zu unterst zu oberst gekehrt wurde. Es ist klar, daß ein Kanot von solcher Einrichtung sich mit keinem andern Schiffe Bord an Bord legen konnte, wenigstens nicht auf die gewöhnliche Art, so daß also unser Freund, Lord Gibbon, gezwungen war, sich nach dem Vordertheile unsres Schiffes

*) Vergleiche hiezu die kleine Notiz S. 555 des Auslands.

zu wenden, um wo möglich die Taue zu gewinnen, die man die Fallreepen zu nennen pflegt, und sich mittelst ihrer an Bord zu hissen. Das Schiff lief nur zwei Knoten. Allein obgleich die Wasserfläche der Bucht so glatt war wie der Spiegel eines Landsees, so verfehlten die sechs Schwarzen, die mit ihren Pagaien das Kanot ruderten, doch des Zieles und fuhren über die Schiffsleiter hinaus. Der Matrose, welcher lothete und den Piloten von unserm Schiffe abfallen sah, rief einem Kameraden, den Insulanern aus einer Stückpforte des Kastells ein Tau zuzuwerfen. Lord Gibbon stand aufrecht an dem Schnabel seiner wunderlichen Pirogue, mit einer langen weißen Toga angethan, und mit einem türkischen Turban auf dem Kopfe, was sehr vortheilhaft gegen die Bekleidung seiner Schiffsmannschaft abstach, deren Lumpen zusammengenommen kaum zwei Sacktücher gegeben haben würden. Seine Herrlichkeit faßte das Seil, und machte einen Sprung nach dem Schiffe, der aber leider unglücklich ausfiel. War das Tau zu schwach, oder verwickelten sich die Füße des Piloten in die Falten seines weiten Gewandes, kurz er fiel bis über die Ohren ins Wasser, aus dem er von den Matrosen heraufgezogen wurde, die vor Lachen bersten wollten, als sie ihn in einem kläglichen Zustande auf dem Oberlauf niederlegten. Lord Gibbon schien indeß sehr gleichgültig gegen dieß Mißgeschick, und überreichte seine nassen Certifikate mit gutem Anstande, indem er in ziemlichem Englisch beifügte, daß der König von Johanna uns seinen besten Gruß entbieten lasse, und Alles was die Insel enthalte, zu unserer Verfügung stelle. Der königliche Botschafter war ohne Schuhe und Strümpfe, und wir glaubten, daß er sie vielleicht bei seinem unglücklichen Sprunge verloren hatte. Da wir aber seine Lippen, wie es uns schien, mit Blut befleckt sahen; so nahmen wir uns nicht Zeit darnach zu fragen, sondern erkundigten uns vielmehr, ob er vielleicht Schaden genommen. Wir wurden bald hierüber beruhigt, da er uns zeigte, daß das vermeintliche Blut von seiner Gewohnheit, Betel zu kauen, herrührte, der auch die Schwärze seiner Zähne beizumessen war.

Wir hatten erwartet, sobald wir Anker geworfen, uns von den Eingebornen in ihren Pirogues umringt zu sehen; allein es ließ sich außer dem Lootsen Niemand sehen. Dieser erklärte uns, daß der König nicht recht den Fingern seiner getreuen Unterthanen traue, und deßhalb Jedermann verboten habe, sich dem Schiffe zu nähern, weil er um jeden Preis das beste Einverständniß zu erhalten wünsche. Wie sich denken läßt, ersuchten wir um Zurücknahme dieses Verbotes, indem wir dem Botschafter des Königs bedeuteten, wir würden schon selbst unser Eigenthum zu bewahren, und die Ordnung bei uns aufrecht zu halten wissen. Sobald unser Schiff vor Anker gegangen war, erhielten alle Offiziere mit Ausnahme von einem oder zweien, die Erlaubniß, sich ans Land zu begeben. Ein Reisender, zwei Midshipmen (Seekadetten) und ich gingen zusammen auf Abenteuer aus, und nahmen unsern Weg nach der Stadt, die anderthalb Meilen vom Meeresufer, am Abhang des Berges lag. Wir hatten kaum das Land betreten, als wir uns in einem herrlichen Kokoswalde befanden, dessen Niederholz Pisangbäume, Bananen, Orangen- und Zitronen-, und ich glaube auch, Mangustanbäume bildeten. Die Kokosbäume waren zu einer Höhe von siebzig bis achtzig Fuß aufgeschossen. Man sagte uns, nicht selten treffe man auch hundert Fuß hohe; doch ich erinnere mich nicht einen solchen gesehen zu haben. Die Frucht wächst in ungeheuren Trauben am Ende des Stammes, dicht unter den Zweigen. Der Stamm ist vom Fuß an von Ringen umgeben, die wahrscheinlich die Spuren von Zweige sind, die in früheren Zeiten hier gesproßt und dann abgefallen. Diese Ringe ziehen sich sehr regelmäßig bis nahe an das Ende des Stammes hinauf. Hier fängt er aber so glatt zu werden an, daß die Eingebornen Einschnitte machen müssen, um sich hinaufzuhelfen, wenn sie entweder die Früchte einsammeln, oder aus dem Baume jenen Saft zapfen wollen, den die Engländer Toddy nennen. Die Art, wie die Insulaner diese riesenhaften Bäume erklettern, ist ganz einzig. Zuerst beginnt der Kletterer damit, daß er sich beide Füße entweder an den großen Zehen oder um die Knöchel mit einem zehn bis zwölf Zoll langen Riemen zusammenbindet. Dieser Riemen, der in die Einschnitte paßt, die in den Baum gemacht sind, muß stark genug seyn, um das ganze Gewicht des Körpers tragen zu können. Dann schlingt er sich um den Leib und zugleich um den Baum einen breiten flachen Gürtel, der ihm zwölf bis fünfzehn Zoll vom Baume Raum läßt. Nun setzt der Kletterer den Riemen, durch den ihm die Füße zusammengebunden ist, in den ersten Einschnitt, während er den Gürtel, der ihn an dem Baum festhält, wagerecht anlegt. Hierauf stemmt er sich mit den Händen, fünfzehn bis achtzehn Zoll unter den Lenden, an den Baumstamm, und indem er sich zurücklehnt und den Gürtel anspannt, theilt er den Halt seines Körpergewichtes zwischen dem Gürtel und seinen Armen, um den Riemen an den Füßen aus dem Einschnitte loszumachen. Dann zieht er schnell die Beine in die Höhe, um den Riemen in einen neuen Einschnitt zu bringen. Ist Dieß geschehen, so läßt der Kletterer den Baum mit den Händen los, ergreift den Gürtel, der um ihn geschlungen ist, und sich in dem Maße abspannt, als der Leib, der nun mit seinem ganzen Gewicht auf dem Riemen am Fuße ruht, sich dem Stamme nähert. Durch eine plötzliche Bewegung wirft er dann den Gurt einige achtzehn Zolle höher hinauf; die Hände fassen den Stamm von Neuem, und die Füße tragen das Gewicht des Körpers nur erst wieder, wenn der Riemen in einem neuen Einschnitte ruht. So geht es bis zum Gipfel fort; wobei der Kletterer um den Hals befestigt einen irdenen Topf und an der Seite ein großes Messer mit sich führt. Mit diesem schneidet er die jungen Schößlinge ab, und sammelt den Saft des Toddy, der von der Natur, die Kokosnuß zu bilden, bestimmt scheint. Wenn dieser Saft frisch, an einem kühlen Morgen aus dem Baum gezogen wird, so bietet er ein köstliches Getränke, und gleicht dem Aussehen nach den Molken; sein Geschmack ist eine leicht prickelnde Säure mit einer kräftigen Süße vermischt, wodurch der Toddy einige Aehnlichkeit mit dem Ingwerbier erhält. Läßt man ihn einige Stunden stehen, so geräth er in Gährung und gibt ein berauschendes Getränke, dessen Wirkungen ich zu verschiedenen Malen an unseren Matrosen zu beobachten Gelegenheit hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Neueste Untersuchungen der Südspitze des amerikanischen Kontinentes.

Bis zum Jahre 1826, wo Kapitän King mit zwei Schiffen, dem „Adventure“ und dem Beagle auslief, um die südliche Spitze des amerikanischen Kontinentes genauer zu untersuchen und aufzunehmen, konnte man wohl sagen, daß die westliche Küste von Südamerika, vom Cap Victoire, der nordwestlichen Einfahrt der magellanischen Meerenge, bis zur Insel Chiloe völlig unbekannt war. Die Karten stellten diesen Ländersaum, der aus einem Gewirre von Inseln und Meerengen besteht, folgendermaßen dar: Im Süden unter dem 40° südlicher Breite, ändert die Küste von Amerika, die bis hierher eine von keinen Buchten unterbrochene Linie und nicht einen einzigen geschlossenen Hafen bietet, wo der Seefahrer zu jeder Zeit eine sichere Zuflucht finden könnte, plötzlich ihren Charakter. Sie ist von langen, tiefen und gekrümmten Golfen durchschnitten, so daß das Wasser des Oceans sich gewissermaßen durch felsige Küsten windet, die man als die Basis der Kordilleren der Andes ansehen kann. Die Kanäle, in die das Meer sich theilt, trennen mehrere große Erdmassen vom Kontinente. Von Norden nach Süden gehend, kannte man den Archipel von Chonos und die große Insel Chiloe, die Halbinsel Tres-Montes, den Golf von Peñas, die Inseln Guaianeco, die Insel Campana, den Golf von la Trinidad, den Archipel Madre de Dios, die Insel Roca Partida, die Inseln des Westens, auf deren einer sich das Kap de la Victoire befindet, das die westliche Einfahrt der großen Meerenge bezeichnet, und den Namen des Schiffes trägt, das der kühne Magellan führte. Das Feuerland stellten die Karten der oben angegebenen Zeit, von vielen Kanälen durchschnitten dar. Der westlichste von diesen, der Kanal St. Barbara, öffnet sich dem an der nördlichen Küste der Meerenge gelegenen Hafen Gallant gegenüber; der zweite, der Kanal St. Magdalena, befindet sich mehr östlich dem Kap Froward, der südlichsten Spitze des amerikanischen Kontinents, gegenüber; und ein dritter, der Kanal St. Sebastian, befindet sich noch weiter östlich, fast unter dem 54° der Parallele, und mündet an der östlichen Küste des Feuerlandes aus; allein sein Lauf ist, so wie der der übrigen, undeutlich angegeben. Die östlichen, südlichen und westlichen Küsten zeigen Buchten, Häfen, Kanäle und Inselgruppen, die mit mehr oder weniger Genauigkeit angegeben sind. Die magellanische Meerenge zeigt auf der patagonischen Küste nur zwischen dem Kap Froward und dem Kap Victoire, also auf ihrem westlichen Theile, Kanäle; allein es ist nicht angegeben, wo diese Meerarme sich enden. Schon der große Seefahrer Magellan, der die Meerenge entdeckte, die mit so großem Recht seinen Namen führt, schloß aus der Richtung und dem Rauschen der Strömungen, daß das Feuerland aus einer Anhäufung von Inseln bestehen müsse. Unter Denen, die nach ihm jene Gegenden besuchten, nennt Kapitän King in seinem Reiseberichte den Seefahrer Sarmiento de Gamboa. Dieser Spanier untersuchte im sechzehnten Jahrhundert die westliche Küste von Amerika, vom Archipel von Chiloe bis zur magellanischen Meerenge, mit der größten Sorgfalt und Genauigkeit, doch schenkte man seinen Angaben nur wenig Glauben. Im Jahre 1669 untersuchte Narborough die Meerenge ebenfalls sehr genau; seine Karte wurde von Byron, Wallis, Carteret und Bougainville verbessert, deren Angaben Cordova noch mehr vervollständigte; allein die Karte dieses Letztern ist außer Spanien so wenig bekannt, daß Kapitän King vor seiner Abreise sich nur mit größter Mühe ein Exemplar davon verschaffen konnte. Die südliche Küste des Feuerlandes wurde von dem Holländer l'Hermite, von Cook und zuletzt vom Kapitän Weddel aufgenommen. Die östliche Küste von Patagonien, und der nordöstliche Theil des Feuerlandes sind von Malespina beschrieben worden, der auch sehr gute Karten von diesen Gegenden entwarf.

Wir kommen jetzt zur Darstellung des Resultats der Untersuchungen des Kapitäns King, wobei wir von der westlichen Küste von Amerika ausgehen. Nachdem er den südlichen Theil der Halbinsel Tres-Montes untersucht hatte, überzeugte er sich, daß der Kanal Fallo die Insel Campana von einer andern größern trennt, die er Wellington nannte. Zwischen dieser und dem Kontinent erstreckt sich der Kanal Messier; dieser Meeresarm war zwar bereits bekannt, aber noch nicht genau beschrieben. Er ist im Norden von gut bewaldeten Abhängen bekränzt, was ihn von allen übrigen auszeichnet; dann von senkrechten Gebirgen eingeschlossen, die steil aus dem Wasser emporsteigen; bald erweitert, bald verengt er sich; Inseln tauchen aus seinen Fluthen empor, und mehrere Buchten öffnen sich an seiner östlichen Küste, von denen einige sehr tief in das Land einschneiden, und von großen Gletschern begränzt werden. Der Archipel Madre de Dios, über den Kapitän King in mancher Hinsicht selbst noch in Ungewißheit geblieben ist, hat südöstlich den Kanal St. Andrew, der auf einer Seite den Fuß der schneebedeckten Kette der Andes und auf der andern die Insel Chatam bespült. Südwestlich von dieser letztern liegt die Insel Hannover, die durch die Meerenge Lord Nelson von dem Archipel der Königin Adelaide getrennt wird. Die Insel Hannover liegt der Insel Roca Partida, und der Archipel der Königin Adelaide den Westinseln gegenüber; er ist südwestlich von einer Kette von Inseln begränzt, deren einer das Kap Victoire angehört.

(Schluß folgt.)

Torrijos Tod.

(Aus dem Sun.)

Der nachstehende, aus glaubwürdigen Quellen geflossene Bericht über Torrijos und seiner tapfern Gefährten trauriges Ende enthält so viele, bis jetzt noch unbekannt gebliebene Züge, daß ein nochmaliges Zurückkommen auf dieses bekannte und schon besprochene*) Ereigniß, das jetzt, wo die Begebenheiten sich auf einander drängen, bereits in den Hintergrund geschoben ist, wohl keiner Entschuldigung bedarf.

Malaga, 1832.

Mein theurer Freund! Es wird Sie um so mehr überraschen, ein Schreiben von mir zu erhalten, da Sie wahrscheinlich glaubten, daß Zeit und Entfernung, wie Dieß gewöhnlich zu geschehen pflegt, auch bei mir das Andenken an meine Freunde verwischt haben dürften; doch dem ist nicht so. Wir kamen wohlbehalten hier an, und sind so ziemlich glücklich und zufrieden. In und mit uns selbst wenigstens haben wir alle Ursache es zu seyn; aber der Zustand des Landes seit dem letzten Jahre, die zahlreichen Verhaftungen u. s. w. machen Spanien für Diejenigen, die das Glück hatten, unter einer glücklichen Regierung geboren zu werden, zu nichts weni-

*) S. Ausland vorigen Jahrgang S. 423 und heurigen Jahrgang S. 23.

ger, als einem angenehmen Aufenthalt. Der Zweck dieser Zeilen ist, Sie über die Vorfälle zu unterrichten, die sich im Monate Dezember hier ereigneten, da die Zeitungen nur unvollkommene Berichte darüber gegeben haben. Ich schöpfte, was ich Ihnen hier schreibe, aus der zuverlässigsten Quelle; von einem nahen Verwandten des Chefs der Polizei und einem Mönche, der Beichtvater eines der betrogenen, unglücklichen Opfer war.

Das Schicksal Manzanares, der, als er sich und seine Gefährten von dem Caprero (Ziegenhirten), dem er für jeden Laib Brod, den er beischaffen würde, einen Thaler versprach, verrathen sah, in seinen Degen stürzte, nachdem er zuvor den Verräther niedergestoßen hatte, ist Ihnen schon bekannt. Seit diesem Vorfalle wurde der Gouverneur dieser Stadt nach Cadiz an die Stelle des dort Ermordeten versetzt, und Moreno, der jetzt zur Belohnung seiner Dienste Generalkapitän von Grenada geworden ist, erhielt die hier erledigte Stelle. Mit dem Antritte seines Amtes entwarf dieser Mann unter höherer Zustimmung den Plan, Alle jene, die zur Zeit der unglücklichen Unternehmung Manzanares nach Gibraltar entkommen waren, wieder nach Spanien zu locken, und so mit einem einzigen Schlage die Hoffnungen der Konstitutionellen zu vernichten. Der englische Gouverneur in Gibraltar hatte zwar viele von ihnen nach England und Frankreich geschickt; allein die ausgezeichnetsten Männer waren noch zurückgeblieben, und sie waren es, die als Schlachtopfer der grausamsten Verrätherei fallen sollten. Moreno sandte Agenten an Torrijos, um die Knoten des dunkeln Gewebes zu schürzen, das durch die Hand des Henkers gelöst werden sollte.

Besonders suchten diese auch einen jungen Irländer, Namens Boyd, der mit inniger Liebe an Torrijos hing und für die Sache der Konstitutionellen, wie bekannt war, große Summen geopfert hatte, zu bewegen, seinem Freunde nach Spanien zu folgen. Die hochherzigen Männer, die selbst jeder Heuchelei, jedem Betruge fremd, sich dessen auch von Andern nicht versahen, gingen in die ihnen gelegte Schlinge. Moreno schickte überdieß Leute nach Gibraltar, die allgemein als Patrioten galten, unterhielt einen Briefwechsel unter seinem eigenen Namen, und schickte die Unterschriften des Obristen eines Kavallerieregiments, Grafen del Basto, und des Obristen del Guerta ein, wodurch diese sich für die Sache der Konstitutionellen verbürgten. Die Allzuleichtgläubigen verließen Gibraltar, 80 an der Zahl, in drei kleinen Fahrzeugen, um, wie sie mit Moreno übereingekommen waren, zu Blaque bei Malaga zu landen. Allein von einer Küstenwache überredet, ruderten sie früher ans Ufer und begaben sich, mit nur wenigen Waffen versehen, in einen ungefähr noch zwei Stunden von Malaga entfernten Maierhof, wo sie ihre Freunde, den Gouverneur und die beiden Obristen, erwarteten, die der Verabredung zu Folge mit ihren Truppen zu ihnen stoßen sollten. Einigen kam es indeß doch verdächtig vor, daß die Realistas der benachbarten Dörfer Alhaurin, Coin und Cartamo das Haus umringten und nach allen Gegenden hin Signalschüsse gaben; indeß soll Torrijos von einem berüchtigten Schmuggler der Vorschlag gemacht worden seyn, Pferde herbeizuholen, um sich einen Weg durch die Realistas zu bahnen und nach Gibraltar zu entfliehen. Allein Torrijos behauptete, es sey höchst wahrscheinlich, daß die Truppen nicht mit ins Geheimniß gezogen wären; überdieß, sagte er, wolle er seine Freunde nicht verlassen, und zudem sey es jetzt, wo die ganze Umgegend auf den Beinen sey, unmöglich, daß Alle glücklich durchkommen sollten. Das Anerbieten eines Mannes, der sich erbot, ihn über einen Gebirgspfad nach Gibraltar zu führen, schlug er ebenfalls aus. Ein edler Wettstreit erhob sich jetzt, und Torrijos rief aus: „Wohlan denn, ich kann für euch Alle sterben," in der Meinung, man werde sich an seinem Tode genügen lassen. Florez Calderon sagte hierauf: „Nein, auch ich sterbe mit Torrijos." Morenos erschien endlich, und hatte in einer Hütte neben dem Cortigo (Maierhof) eine Unterredung mit Torrijos, bei der es ihm gelang, die Täuschung zu unterhalten, indem er den Konstitutionellen vorspiegelte, der Plan sey noch nicht reif. Man kam endlich überein, daß Alle die Waffen ablegen und sich nach Malaga begeben sollten, wo dann Torrijos es über sich zu nehmen hätte, die Garnison zu gewinnen. Als Torrijos zu seinen Freunden zurückkehrte, eröffnete er ihnen den Vorschlag des Gouverneurs, und daß ihnen nichts übrig bliebe, als sich demselben zu fügen; allein sein Glaube an Moreno begann zu wanken; denn noch nie, sagte er, habe er ein ärgeres Schurkengesicht (cara mas mala) gesehen. Alle legten also ihre Waffen ab, und gingen noch denselben Abend (Montag den 5 December) nach Malaga, das sie nicht als Verbrecher, sondern in der thörichten Hoffnung (man kann sie nicht anders nennen) betraten, aus den Ketten der Sklaverei und einem spanischen Kerker zur Freiheit, Unabhängigkeit und zu Ehrenstellen erhoben zu werden. Ein Kourier war nach Madrid geschickt worden, und der Befehl, die Gefangenen erschießen zu lassen, traf am folgenden Samstage ein. Der englische Konsul von Malaga hoffte vergebens, Moreno werde ihm seine Bitte, Boyd's Hinrichtung zu verschieben, bis der englische Gesandte sich bei dem Könige von Spanien um dessen Begnadigung verwendet haben würde, gewähren; Boyd ward sammt seinen Gefährten aus dem Kerker, wo sie bisher an den Boden gekettet waren, geholt, und Alle wurden noch denselben Abend um 5 Uhr nach einem außerhalb der Stadt, am Ufer gelegenen Kloster abgeführt. Torrijos war in einem Wagen vorausgegangen, und ein Mann, der von Amts wegen zugegen seyn mußte, sagte mir, er habe bei dem dort vorgenommenen Verhöre erklärt, daß er ohne irgend eine Absicht gegen den König, dem er seine Erziehung verdanke, nach Spanien gekommen sey; daß er es aber nicht länger habe ertragen können, ihn von seinen Ministern so schlecht berathen zu sehen. Er wurde hierauf in Ketten gelegt und ging im Kreuzgange des Klosters auf und ab, ohne sein Urtheil, oder auch nur zu wissen, was in der nächsten Stunde mit ihm geschehen sollte. Als er in den Wagen stieg, glaubte er, man werde ihn nach Madrid bringen. Im Kreuzgange traf er einen Mönch, mit dem er eine Unterredung über gleichgültige Dinge anknüpfte, worauf der Mönch ihn mit den Worten unterbrach: „Senor Torrijos, acuerdere Vmd que biene Vmd pocas horas que vivir; tiene Vmd que prepararse para la muerte." — „La muerte! rief Torrijos aus! Jesus, Jesus, que iniquidad." (Signor Torrijos, denken Sie daran, daß Sie nur noch wenige Stunden zu leben haben, und daß Sie sich zum Tode bereiten müssen." — „Zum Tode! Jesus, Jesus, welche Ungerechtigkeit!) Er gewann jedoch augenblicklich seine ganze Fassung wieder, und sagte: „Verzeiht mein Vater, ich vergaß mich einen Augenblick, ich hätte es ahnen können; Ihr habt Recht, wir müssen uns vorbereiten." Er trat hierauf ins Refektorium, wo noch ungefähr hundert Mönche versammelt waren, und erwartete geduldig die Ankunft seiner Freunde, von denen er, seit sie Malaga betreten hatten, getrennt gewesen war.

(Schluß folgt.)

Notiz über orientalische Literatur.

Das „Foreign Quaterly Review" gibt folgende Notizen über orientalische Literatur: „Der berühmte Orientalist, Hr. v. Hammer, hat unlängst eine persische Uebersetzung der Meditationen des Marcus Aurelius herausgegeben, in der Absicht, die Aufmerksamkeit des Orients auf die Literatur der abendländischen Welt zu lenken. Der Uebersetzer wählte das Werk des philosophischen Kaisers, weil es dem Fassungsvermögen der morgenländischen Leser mehr zusagen dürfte, als einer von den klassischen Schriftstellern der Republik; und er wählte die persische Sprache, als die Sprache einer Nation, die mehr von Vorurtheilen frei und für literarische Kultur empfänglicher ist, als die meisten morgenländischen Nationen. Das Werk ist griechisch und persisch gedruckt, und wir wünschen ihm den glücklichsten Erfolg. — Der türkische Sultan hat einen Katalog der Bücher in der Moschee von Medina entwerfen und zur Erweiterung dieser Bibliothek Anstalt treffen lassen. — Hr. Burnouf wird in Kurzem den ersten Theil einer französischen Uebersetzung des Bhagavata Purana, an der er schon viele Jahre arbeitet, herausgeben. Der Sanskrittext wird aus vier Manuscripten gegeben, deren eines der asiatischen Gesellschaft und die drei andern der königlichen Bibliothek gehören. Der Herausgeber wird in einem eigenen Bande die Noten des Schridhara und kritische Bemerkungen hinzufügen, die zum Verständnisse des oft sehr schwierigen Textes nöthig sind. — Der Scheich Refah von Kahira, früher ein Schüler der ägyptischen Mission in Frankreich, hat von Ibrahim Pascha den Auftrag erhalten, ein arabisch-französisches Wörterbuch nach dem Muster des der französischen Akademie auszuarbeiten. — Hr. von Rienzi kündigt ein französisch-chinesisches Wörterbuch der Mundart von Kanton an.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 190. 8 Julius 1832.

Ueber den Saint-Simonismus in seiner letzten religiösen, moralischen und politischen Entwickelung.

Vierter und letzter Artikel.

Nachdem wir in den drei vorausgegangenen Artikeln den Saint-Simonismus nach seinen drei Haupttheilen, in religiöser, moralischer und politischer Hinsicht betrachtet haben, werfen wir jetzt noch einen prüfenden Rückblick auf die ganze Erscheinung desselben. Wie ist der Saint-Simonismus entstanden, welches war der Grund, auf den er baute, was hat er bis jetzt bewirkt, was war er seiner wahren Natur nach, und wohin würde er geführt haben? Das sind die Fragen, die wir noch kurz zu beantworten uns vorgenommen.

Es ist schon vor uns bemerkt worden *), daß die saintsimonistische Lehre das Bedürfniß eines höhern geistigen Lebensgehaltes ausgesprochen, und diesen auch zu geben gesucht, wodurch diese Lehre sich in mehreren Punkten mehr dem tieferen deutschen philosophischen Streben, als dem französischen angenähert habe. Und allerdings dieses tiefere Bedürfniß konnte wohl nirgends lebhafter empfunden werden, als in Frankreich. Die christliche Religion war schon längst aus dem Herzen der Menge verschwunden. Der philosophische Materialismus, der in Frankreich der christlichen Religion den tödtlichsten Stoß versetzt hatte, war mit der ersten Revolution innig verbunden, hatte hiedurch auch im Staate Wirksamkeit erlangt, und sogar die Revolution selbst überlebt. Die Idee der Religion hatte sich beim Volke mit dem Hasse gegen das ausgeartete Priesterthum verbunden, und als mit der Restauration auch der Papismus, Jesuitismus und die Kongregation restaurirt wurden, so mußte von Neuem der Kampf gegen die letzten Anstrengungen dieser Institute wieder aufgenommen werden; dieser Kampf aber war nur noch gegen Formen gerichtet, denn das Leben war längst aus diesen Einrichtungen verschwunden, und kein tieferer religiöser Gehalt im Geiste des Volks zurückgeblieben; seit mehreren Jahrhunderten war der Katholizismus nur noch ein streng ausgebildetes Formensystem gewesen. Dieser Mangel an religiösem Gehalt mußte nun bei tiefer denkenden und fühlenden Menschen besonders lebendig empfunden werden, und zu diesen Menschen zählen wir auch die Urheber der saint-simonistischen Lehre, die durch den religiösen Theil derselben diesem religionslosen Zustande ein Ende machen wollten. Der moralische Zustand in Frankreich war wohl wenig von Dem verschieden, wie er sich überall in den ihm an Civilisation ähnlichen Ländern Europa's fand und findet. Die innere Sittlichkeit hatte der äußern Sitte Platz gemacht; die unmoralischen Triebfedern der Handlungen verbargen sich unter einer angenommenen gefälligen Außenseite; Selbstsucht war der eigentliche Angel, um den sich Privat- und öffentliches Leben drehte, und die mit der Falschmünze der Heuchelei als die wahre gesellschaftliche Tugend ausgegeben werden sollte. Das politische Leben war auch schon damals, als die saint-simonistische Lehre entstand, in großer Aufregung; dieses Leben ist aber vom Saint-Simonismus gleich vom Anfang an gänzlich falsch aufgefaßt und beurtheilt worden, wie denn schon im dritten Artikel die irrigen Ansichten desselben, über Garantien und Konstitutionen bemerklich gemacht worden sind. Gewiß, es waren diese konstitutionellen Fragen, die damals, wie jetzt die politische Welt beschäftigten, Formenfragen, aber diese Formen sind ewig in der Sache, in dem gesellschaftlichen Leben selbst gegründet; sie sind die nothwendigen Mittel und Bedingungen für das höhere Gedeihen des ganzen menschlichen Lebens; sie stützen sich auf Freiheit, nicht als auf eine negative Schutzwehr, sondern als auf das wichtigste Lebenselement, das der Lebenspuls wie im einzelnen Menschen, so auch im gesellschaftlichen Leben ist; Dieses hat der Saint-Simonismus gleich von vorn herein verkannt, und ist dadurch zu seinem chinesischen Staatsgebäude gekommen. Dieser richtig oder falsch aufgefaßte Zustand des religiösen, moralischen und politischen Lebens war nun aber die Ursache, die dem Saint-Simonismus seine Entstehung gab. — Welches war aber die Grundlage, auf der die saint-simonistische Lehre aufgebaut wurde? Dieß die zweite Frage, die wir jetzt näher zu erörtern haben. Im Allgemeinen kann die Antwort dahin bestimmt werden: Es waren keine neuen, höheren, umfassendern, organischen Lehren über Menschheit und menschliches Leben, welche die Grundlage bildeten, sondern eine verkehrte Zusammenstellung, ein unorganisches Aggregat Dessen, was die geschichtliche Vergangenheit einzeln und abgesondert an guten, meistens aber verderblichen Lehren und Einrichtungen hervorgebracht hatte. Das Band, wodurch man Einheit in diese Komposition zu bringen suchte, waren einige unbestimmte, unklar gefaßte, und noch schlechter angewandte Allgemein-

*) Carové in seiner Darstellung der saint-simonistischen Lehre, in den berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik von 1830, und in seiner Schrift „der Saint-Simonismus" von 1831.

begriffe. Ein solcher Begriff war der Begriff der Einheit des gesammten menschlichen Lebens. Dieser unbestimmt gelassene Gedanke wurde, anstatt in einer organischen Gliederung von unter einander zusammenhängenden, aber doch noch verschiedenen Ideen und Einrichtungen, entwickelt zu werden, auf die Vergangenheit angewandt; eine Idee, eine Lehre, eine Einrichtung nach der andern wurde wieder aus dem Grabe hervorgerufen, und nachdem man alle neben einander gestellt, und die Priesterlehre und das Priesterthum als das Alles verbindende Band über Alle gesetzt hatte, da glaubte man ein wunderwürdig neues Gebäude geschaffen zu haben, und lud alle Welt ein, zu sehen, zu bewundern und darin Platz zu nehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Insel Johanna.

(Fortsetzung.)

Es wird mir nicht wohl möglich werden, eine richtige Beschreibung von den possierlichen Befestigungen der Hauptstadt Johanna zu geben, die ohne große Anstrengung von der Mannschaft einer Schaluppe erstiegen werden könnten, wenn sie weiter nichts als ihre Ruderstangen zu Hülfe nähme. Die Wohnungen sind aus rohen Lavastücken gebaut, und die Straßen so eng, daß kaum drei Personen neben einander gehen können. Jedes Gebäude ist mit einem flachen Dach ohne Fenster bedeckt. Man gelangt in den innern Raum durch eine kleine Pforte, die in einen viereckigen Hof führt, an dessen einer Seite sich ein breiter Portikus befindet, unter welchem man die Eingänge in die niederen Kammern suchen muß, die so finster sind, als möglich. Die Fußböden bestehen aus der bloßen Erde, und die Wände aus nacktem Mauerwerk, hie und da mit einem Sofa von Bambus. An einigen dieser Hütten findet man offene Balkone und Galerien, die in den Stunden der Morgenkühle sehr angenehme Dienste leisten mögen. Dergleichen Gebäude gehören den vornehmern Bewohnern, der Aristokratie von Johanna. Bei den Häusern der Demokratie, d. h. der Sklaven, ist die innere Einrichtung geschmackvoller und wohnlicher, als bei ihren Herrn und Gebietern, obgleich ihre Hütten noch weit kleiner sind. Diese bescheidenen Wohnungen liegen in kleiner Entfernung um das steinerne Hauptgebäude herum, und sind größtentheils aus Kokoszweigen errichtet. Dieß geschieht auf folgende Weise. Zuerst rammt man einige sechs oder acht Fuß hohe Pfähle, fünf bis sechs Fuß von einander entfernt, in den Boden ein. Zwischen jedes Paar solcher Pfeiler fügt man sodann zwei oder drei große Kokosäste ein, deren in rechtem Winkel abstehende Blätter zu einer Matte in einander geflochten werden, was mit großer Sorgfalt geschieht, und den Wänden eine bewunderungswürdige Symmetrie gibt, die in der Baukunst immer eine angenehme Wirkung hervorbringt, woraus auch immer das Material bestehen mag. Das Geflecht dieser grünen Wände ist nicht so dicht, daß es dem Licht und der Luft den Zugang verwehrte, obgleich die Eingebornen aus Kokosblättern auch ganz dichte Matten zu weben verstehen. Die Bedachung dieser einfachen Wohnungen besteht aus Pisangblättern, mit Rohr vermischt, und mit einem auf der Insel sehr häufigen, langen Grashalm befestigt. In das Innere gelangt man durch eine zwei Fuß breite und drei Fuß hohe Oeffnung, die in dem Geflechte gelassen worden ist; statt der Thüre verschließt dieselbe ein Buschwerk. Indeß sahen wir auch zwei oder drei Gitterthüren, was aber offenbar ein besonderer Luxus war. Der innere Raum dieser Hütten ist in zwei Gemächer getheilt, von denen das eine ein Sofa aus Bambus mit quer darüber geflochtenen Kokosblättern enthält, das andere bildet die Küche, wo die Eingebornen ihre wilden Erbsen und Kavanzen kochen. Während wir über zwei oder drei der größten Plätze des vornehmeren Theiles der Stadt gingen, wurden wir von Haufen von Kindern mit einem so mißtönigen Geschrei empfangen und begleitet, daß wir gute Lust hatten, uns aus dem Staube zu machen. Da die Erwachsenen der Insel Johanna sich mit einer Elle Gewand begnügen, so braucht kaum gesagt zu werden, daß die Kinder nicht mehr anhaben, als sie mit auf die Welt gebracht. Uebrigens schienen die Kinder im Durchschnitt sehr große Bäuche zu haben, und sehr fett zu seyn.

Ich ließ mich mit einer hochbetagten Frau, die halb blind war, und ein kleines rabenschwarzes Kind säugte oder zu säugen vorgab, in ein Gespräch ein, und stellte an sie einige Fragen, die sie ohne Zweifel nicht verstand; denn sie reichte mir ihr Kind hin, und hieß es mich nehmen; wahrscheinlich um mich sehen zu lassen, wie schön es sey, vielleicht weil sie glaubte, daß ich es kaufen wollte. So wenig ich Lust zu diesem Handel spürte, so konnte ich doch nicht der freundlichen Anmuthung widerstehen, und nahm die kleine schwarze Kröte, die ich mit ausgestrecktem Arm hielt, wie man etwa eine Schuhbürste hält, der das schwarze Ding an Größe und Farbe ähnlich war. Das Haus, worin wir uns befanden, war so klein als alle übrigen, und ich erinnere mich nicht, irgendwo eine unlustigere Hütte gesehen zu haben, als etwa in den entlegeneren Provinzen einer gewissen kleinen grünen Insel, die freilich nicht so weit entfernt ist als Mozambik, die ich aber doch nicht nennen will. *) Nach diesem Hausbesuche in den Vorstädten, wenn man so sagen darf, die, wie es scheint, ganz von der schwarzen oder sklavischen Bevölkerung bewohnt sind, ersuchten wir unsern Führer, der sich Mahomet nannte, uns nach dem Palaste des Königs zu führen. Wir hatten diesen Insulaner zu unserm Cicerone genommen, theils wegen seines in der Geschichte des Morgenlandes so klassischen Namens, theils wegen eines rothen Stäbchens, das er in der Hand trug, und das, wie er uns versicherte, das Zeichen einer gewissen obrigkeitlichen Würde sey. Indeß ging Mahomets Einfluß doch nicht so weit, um uns unmittelbar eine Audienz bei Sr. Majestät dem König von Johanna auswirken zu können. Es stand nicht mehr in seiner Macht, als uns bis ans Vorzimmer zu führen, ein kleines viereckiges Gemach, das auf ein Haar einem verfallenen Hundestalle ähnlich sah. Die Hitze darin war fast unerträglich, ungeachtet der Bemühungen einer Menge von Sklaven, die der Gesellschaft mit großen getrockneten Blättern einer riesenhaften Palmenart, deren Namen ich nicht weiß, die ich aber für den Talipot der Insel Ceylan halte, Luft zufächelten. Es war uns nicht möglich, länger auszuhalten, und wir mußten uns in die freie Luft flüchten, um einer Hitze zu entgehen, die etwas über hundert Grade war.

---

*) Es bedarf wohl kaum bemerkt zu werden, daß der Verfasser hier auf Irland anspielt. Anm. d. Red.

Von Mahomet geführt, begaben wir uns, bis Seine Majestät sich zu unserm Empfang vorbereitet hatte, nach der Moschee, der ersten, die ich in meinem Leben gesehen habe.

Um diesem trefflichen Gebäude Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, muß ich sagen, daß es eine wunderbare Aehnlichkeit mit einem Hühnerstalle hatte, auf dem das spitzige Dach eines Taubenkobels saß. Es war nach allen Seiten offen, nur auf einer nicht. Man machte Anfangs Schwierigkeiten, uns den Eintritt zu gestatten, aber da wir eine kleine Silbermünze blicken ließen, so ließ man uns das Gesetz des Propheten verletzen, wenn es anders ein Gesetz gibt, das den Christen den Eintritt in eine Moschee verbietet, was ich jedoch nicht weiß. Jedenfalls erhielten wir hier Einlaß, mußten aber zuvor auf Verlangen des Priesters die Schuhe ausziehen; denn wie wir Christen beim Eintritt in unsere Kirchen die Hüte abziehen, so entblößen die Mohammedaner die Füße; zum Glück für die unsrigen war der Boden mit weichen und reinlichen Matten bedeckt. Im Hintergrunde stand ein Altar; wenigstens hielten wir eine Art offenen Beichtstuhl, der in grobgearbeitete gothische Schnecken auslief, dafür. Verschiedene orientalische Manuskripte lagen hier und dort, und mit nicht geringem Interesse betrachtete ich einige Inschriften in arabischen Buchstaben ganz so, wie ihrer Sir William Jones, in seinem Bericht über Johanna als Stellen aus dem Koran erwähnt, wenn ich nicht irre. Das Vergnügen, das dieser große Orientalist empfand, als er das erste Mal diese Schriften fand, und sie an Ort und Stelle selbst lesen konnte, muß gewiß sehr groß gewesen seyn. Ich erinnere mich eines ähnlichen Gefühles nur in anderer Art, als ich zum erstenma die Orange zu Sanct Miguel auf den Azoren sah, und noch mehr, als mir später ein Chinese auf einem Feld in der Nähe von Kanton die Theestande zeigte.

Unser Cicerone führte uns hierauf in seine Wohnung, wo er uns frisch vom Baum gezapften Toddy in einer Kokosnuß, die auf eine rohe Art in Gestalt eines Bechers umgeformt war, anbot. Nachher stellten wir uns, als habe sein Getränk uns mit größerem Muthe begeistert, und suchten einen Blick hinter eine Art von Ofenschirm zu werfen, der aus Matten verfertigt war, und die Frauen unsers Wirthes verbarg, wie wir aus dem Geplauder schließen konnten, das von Zeit zu Zeit dahinter laut wurde. Unsere Unart erhielt ihre gerechte Strafe; denn wir konnten nichts gewahren, als eine alte Hexe, die sehr weislich ins erste Glied gestellt war, gleichsam als Medusenhaupt, um die jüngeren vor unberufenen Augen zu decken. Der Muselmann schien nicht sehr erfreut, über unsere Neugier; allein er beruhigte sich bald wieder, da wir die Freiheit, die wir uns genommen, den Wirkungen des köstlichen Trankes Schuld gaben, den er uns vorgesetzt. Noch mehr fühlte er sich zufrieden gestellt, als wir darauf bestanden, ihm für seinen Toddy ein ansehnliches Stück Geld in die Hand zu drücken. Unser Mann schob Geld und Beleidigung ein, und warf einen Seitenblick auf den Ofenschirm, der zu sagen schien, daß er uns um die Hälfte des Preises die Alte mit in Kauf gegeben haben würde, die wir zu sehen so glücklich waren.

(Fortsetzung folgt.)

Cobbet's Vorlesungen für die arbeitenden Klassen.

Cobbet hat in dem mechanischen Institute zu London den arbeitenden Klassen Vorlesungen gehalten, worin er sie zu belehren sucht, wie sie sich jetzt, wo die Reformbill durchgesetzt ist, zu verhalten haben werden. Diese Vorträge sind ganz in dem allgemein verständlichen und gutmüthig bissigen Tone abgefaßt, womit der alte Radikale in seiner demagogischen Meisterhaftigkeit stets die Ohren des Volkes zu kitzeln, und sich eine so große Popularität zu erwerben gewußt hat. „Was die Reformbill betrifft, sagte er im Eingange seines Vortrages, so ist man uns weit mehr schuldig, als man uns wirklich gegeben hat: allein dessen ungeachtet sage ich, es sey klug zu warten, bis man sehen wird, ob der Erfolg Dessen, was man erlangt hat, gut ist.“ — Nach der Ansicht Cobbet's war man aber dem Lande schuldig, Jedem, der die Waffen für sein Vaterland tragen kann und will, das Stimmrecht zu geben. Gleich großen Vortheil verspricht er von einer jährlich erneuerten Wahl des Parlaments. Auf den Einwurf, daß hiedurch das Land in Verwirrung und Aufruhr gestürzt werden würde, erwiderte er: „Der Kongreß in Amerika ist auch nur für zwei Jahre gewählt, und das Land kommt doch nicht in Aufruhr; die Regierung bestand dort vierzig Jahre, ohne daß eine einzige Empörung ausgebrochen wäre, und warum? Weil der Kongreß nur kurze Zeit dauert, und das Volk weiß, daß es andere Mittel hat, seine Repräsentanten zu kontrolliren, denn es braucht nur zwei Jahre zu warten, um ihnen zu zeigen, was Rechtens. Und hätten wir nur kurze Parlamente, so würde es bei uns, wie in Amerika seyn. Als Beispiel, wie die Amerikaner hiebei zu Werke gehen, will ich nur Einen Fall anführen. Jedes Mitglied des Kongresses erhält für jeden Tag, wo es im Dienste ist, sechs Dollars. Nun dachten sie, zehn wären besser. Zehn hat einen bessern Klang, und sie sind Freunde von Dezimalen. Sie stellten also den Antrag, man möchte ihnen täglich zehn Dollars geben. Dieß war ungefähr neun Monate nach ihrer Erwählung. Gerieth das Volk darüber nicht in Harnisch? werdet ihr fragen. Keineswegs; es verzog kein Gesicht, es reichte keine Petitionen ein; freilich schalt man es im Herzen eine Räuberei; allein man blieb ruhig, bis die Zeit zu den neuen Wahlen kam, und nun war es am Volke, ein Wort zu reden. Alle, die für Erhöhung der Besoldung gestimmt hatten, wurden Zehndollar-Männer genannt, und keiner von ihnen setzte jemals wieder einen Fuß über die Schwelle des Kongresses. (Beifall und Gelächter.) So würden auch wir zu Werke gehen, statt immer und ewig Petitionen zu machen, wenn wir kurze Parlamente hätten. Es werden bei unsern Parlamenten in einer Woche mehr Petitionen eingereicht, als bei dem Kongresse in vierzig Jahren eingereicht worden sind.“ — Besonders tadelhaft findet Cobbet an der Bill, daß sie die Wählbarkeit an ein gewisses Vermögen bindet. „Ich für meinen Theil, sagt er hierüber, sehe nicht ein, was man zu einem Parlamentsmitgliede braucht, als erstens einen gesunden Menschenverstand; zweitens einige Kenntniß von den Verhältnissen des Landes, um die Natur und Wichtigkeit der zur Sprache gebrachten Fragen bemessen zu können; drittens einiges Talent, vor Allem aber Patriotismus und den Willen, seine Pflicht zu thun. Gegenwärtig verlangt man aber, um als Repräsentant einer Stadt befähigt zu seyn, 500 Pf. und für ein Parlamentsmitglied vom Lande 600 Pf.; als wollte man damit zu verstehen geben, daß die Fähigkeit im Erdboden und im Kothe, und nicht im Gehirn liege. (Gelächter.) Nun ist es aber sehr wahrscheinlich, daß ich selbst zum Parlamentsmitgliede gewählt werde. (Sehr großer Beifall.) Ich halte es für sehr wahrscheinlich (erneuerter Beifall), und die ganze Welt weiß, daß ich nicht einen Zoll breit Grund und Boden besitze; und wenn ich gewählt werden sollte, so müßte ich einen Freund darum angehen, mir einiges Land zu leihen. Die Zahl der Bücher, die ich der Welt gegeben habe, Alles aus meinem eigenen Kopfe, gilt hiebei Nichts, obgleich sie doch ziemlich beweisen werden, daß ich für einen Repräsentanten befähigt genug wäre. Allein ich muß auch noch den Koth haben.“ (Gelächter.) Ueber die Bill selbst spricht er sich auf folgende originelle Weise aus: „Ich möchte nun noch einige Bemerkungen über die Bill machen. Es kommt mir nicht so sehr auf das Wort: die Bill, an. Die Reform ist es, die wir bedürfen, und wenn die Bill keine Reform bewirkt, so hat sie auf unsern Dank eben so wenig Anspruch, als irgend ein anderes Wort in der englischen Sprache. Ohne Dieß ist sie eine Hochzeit ohne Braut; kurz sie ist nicht, was wir bedürfen. Ich bin nicht für einen Strohmann. Ich bin für eine Bill, die allen unsern Beschwerden abhilft, wodurch bewirkt wird, daß wir keine Auflagen im Lande mehr zahlen, wie in Amerika (Beifall), daß wir nie mehr das Gesicht eines Accisteinnehmers, noch eines andern Taxensammlers, und keines Andern zu sehen kriegen, als eines solchen, der Geld zur Unterstützung unserer armen Mitbrüder einsammelt. Ich will euch sagen, was ich thun würde, wenn ich Parlamentsmitglied wäre, was ich übrigens bald zu seyn hoffe.

Ich würde zu meinen Kommittenten gehen und sie fragen, was sie vorzüglich bedürfen? Dann würden sie mir sagen: wir bedürfen die Aufhebung der Taxen, der Malztaxe und der Hopfenauflage, damit wir wohlfeiles Bier trinken mögen. — Aufhebung der Korngesetze, damit wir wohlfeiles Brod zu essen haben. — Aufhebung der Stempelabgabe von Zeitungen, damit wir lesen mögen, wie wir lesen können. — Aufhebung der ständigen Abgaben; wir verlangen, daß man uns nicht mehr gleich Hunden ins Gefängniß wirft, wenn uns das Geld fehlt, sie zu bezahlen, und wir verlangen, mit Ihrer Erlaubniß, Sir — (Gelächter) — daß auch die Zehnten abgeschafft werden. Und ich würde antworten: Gut, gut, ich werde thun, was ich kann; und ihr sollt sehen, daß ich etwas thun kann. Dann würde ich mich gar nicht lang mit der Verminderung des Heeres, der Marine, der Pensionen, Sinekuren u. s. w. herumbalgen; sondern ich würde mit der Verweigerung der Taxe beginnen. Ich würde z. B. gleich mit der Accise beginnen. „Was? würden sie sagen, ihr wollt die Accise verweigern? Wißt ihr nicht, daß die Accise allein sieben und zwanzig Millionen beträgt? — Sehr wohl, würde ich antworten, um so schlimmer; das ist eben der Grund, warum ich sie verweigere. — Und die Häusertaxe, wollt ihr vielleicht auch die verweigern? — Allerdings auch. — Aber wie sollen wir denn unsere Pensionisten bezahlen, unsere Sinekuristen, unsere Marine mit zwei Admirälen für jedes Schiff, unsere Armee mit drei Generalen bei jedem Regiment? würden sie fragen. Und ich würde antworten: Bezahlt sie eben nicht — (Gelächter) — oder wenn ihr sie bezahlt, bezahlt sie aus eurer eigenen Tasche. Ihr sagt, ihr könnt eure Renten ohne Taxe nicht bezahlen, und ich sage euch, ihr braucht sie nicht zu bezahlen, und ich will gekreuzigt werden, wenn ich es euch nicht beweise.“ Cobbet wurde bei dieser Diatribe vielfältig durch Beifall und Gelächter unterbrochen, und schloß endlich mit dem Rathe: „Wählt eure Repräsentanten unter euch selbst; sucht nicht nach großen Männern und großen Titeln umher, sondern wählt Gewerbsleute. Es ist ein großer Fehler der Engländer, daß sie glauben, Jedermann, der einen großen Titel hat, müsse auch ein großer und geschickter Mann seyn. Nie gab es einen größern Mißgriff. Die geschicktesten Leute, die ich je kennen gelernt, und ich hatte mit allen Klassen zu thun und kenne sie wohl, aber die geschicktesten Leute, die ich je fand, waren Pächter und Gewerbsleute. Ich hoffe, daß ihr nicht nach Obristen und solcher Brut euch umthun werdet. Ich möchte eben so wenig daran denken, einen Obristen als meinen Repräsentanten ins Parlament zu schicken, als eine Maus in meine Speisekammer.“

In einem andern Theile seiner Vorlesung sprach sich Cobbet über die stehenden Heere in Folgendem aus:

„In Amerika, wo ich acht Jahre war, gibt es keine stehenden Heere, und doch hörte man dort niemals von einer Verschwörung, einem Aufstande und am wenigsten von Petitionen, ausgenommen etwa gelegentlich von einer oder der andern um Schutz ihrer Manufakturen oder ihrer Schifffahrt. Es gibt in den Vereinigten Staaten weder Empörungen, noch politische Unionen, noch stehende Heere. Bei uns pflegt man zu sagen, das stehende Heer sey nothwendig, um die Regierung aufrecht zu halten. Gab es je ein so unnatürlich Ding? Gegen Wen, denken sie, soll die Armee fechten? Gegen die Franzosen: gut, wenn es seyn muß; aber wir leben jetzt mit den Franzosen im besten Frieden, wozu brauchen sie also jetzt ein Heer? Für nichts Anderes, als um die Steuern einzutreiben. Als ich in der Armee war (denn ich hatte die Ehre, dem Könige zu dienen), lebten wir sehr frugal, wir hatten sechs Pence den Tag, und es reichte hin, von einem Landstädtchen ins andere herum zu spazieren. Es war damals Friedenszeit; denn wenn ich einmal Soldat werden mußte, so war ich so klug, es in Friedenszeiten zu werden. Wir hatten damals nur 17,000 Mann Truppen zur Vertheidigung dieses Landes und seiner Kolonien; aber von diesen Truppen waren nur 4000 in England. Warum vermindert man jetzt die Armee nicht auf dieselbe Zahl? Damals hatten wir nur 15,000 Mann in Ireland, obgleich es dort mehr als je drunter und drüber ging; nun stehen dort gegen 50,000 Mann und außerdem noch 4000 Mann Leibgarde, die dort für beständig liegen. Dann haben wir außerdem noch Lord Lieutenants und Milizen und Yeomanry und Sherifs und Sherifsdiener, so daß man keine hundert Schritte gehen kann, ohne auf Jemand zu stoßen, der nicht bestellt ist, den Frieden aufrecht zu halten. Dann in den Städten erblickt man an allen Ecken obrigkeitliche Personen, mit Polizeidienern und Konstabeln, so daß es ihrer fast eben so viel zu geben scheint, als Einwohner. Sollten diese nicht hinreichen, die Regierung aufrecht zu halten? Die Amerikaner haben auch dergleichen Civilbeamte, nur mit dem Unterschiede, daß sie nicht auch ein stehendes Heer wie wir haben. „Aber, werden sie sagen, was sollen wir thun? Was würden die Damen sagen, wenn man diese schönen Leute fortschickte, mit ihren langen Sporen und ihren bunten Röcken?“ — „Wir bezahlen sie, würden wir antworten, und können es nicht mehr aushalten, selbst den Damen zu Gefallen nicht mehr“... Gentlemen, die Gegner der Reform sagten, daß sie deßhalb dagegen seyen, weil sie gegen den Geist der Konstitution verstoße; denn sagten sie, wenn sie durchginge, so würde sicherlich die Konstitution umgestoßen werden. Wie könnten wir bei einem reformirten Parlamente das Heer beibehalten? Wenn wir die Theorie der Konstitution nach der Praxis unserer Vorfahren beurtheilen, so werden wir finden, daß sie ein stehendes Heer weder zur Aufrechthaltung der Konstitution, noch zum Schutze ihres Herdes für nöthig hielten. Blackstone in seinem Kommentare über die englischen Gesetze sagt, ein ständiger Soldat sey für Englands Gesetze ein unbekanntes Ding; die englischen Gesetze kennten keine Soldaten von Profession, sondern der einzige Begriff, den sie von einem Soldaten hätten, sey, daß der Bürger zur Vertheidigung seines Landes die Waffen ergreife, und wenn der Dienst vorüber, in den Bürgerstand zurückkehre. Dieß war die Konstitution unsrer Vorfahren. „Allein, sagen sie, die Welt hat sich seitdem sehr geändert.“ Freilich sehr; denn wir finden, daß seit dem Ende der Krieges die Armee zu Wasser und zu Land 279,000,000 Pf. St. gekostet hat, und dieß in 18 Jahren des tiefsten Friedens! (Aeußerungen des Unwillens unter den Zuhörern.) Vielleicht glaubt ihr mir nicht; allein die Rechnungen der Regierung werden euch zeigen, daß es so ist. Wenn man so etwas unsern Vorfahren sagte, würden sie es wohl glauben? Und sollte ein Reformparlament kein Mittel finden, der Sache ein Ende zu machen? Freilich werden sie fragen, was die Leute thun sollen, wenn man sie fortschickt? Ich will es ihnen sagen. Laßt sie Korn bauen, Kleider machen, oder sonst etwas thun, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen, wie wir auch thun. Wenn ich im Parlament sechs Monate wäre, ohne eine Anstrengung gemacht zu haben, um zu dem System unsrer Vorfahren in dieser Angelegenheit zurück zu führen, so verdiente ich den Haß und Tadel meiner Landsleute vollkommen, deren Lob zu verdienen ich so bemüht bin...“

Cobbet schloß seinen Vortrag unter allgemeinem Beifall, und die Versammlung brachte ihm einen dreimaligen Freudenzuruf.

Die Feuerversendung in Ireland.

Die irländischen Grafschaften von Carlow, Kilkenny, Westmeath, Dublin u. a. m. wurden in diesen Tagen durch einen seltsamen Vorgang in die größte Bewegung gesetzt. Eine Menge Boten ritten und liefen durch das Land, und ließen in jedem Orte ein Stück Torf (peat fuel) zurück, und die Weisung: „Die Pest ist ausgebrochen; nehmt Dieß, und während es brennt, betet sieben Vaterunser, drei Avemaria und ein Credo, im Namen Gottes und des heiligen Johannes, auf daß der Pest Einhalt gethan werde.“ Diese Boten legten jedem Einwohner, dem sie ein solches Stück Torf übergaben, die Verpflichtung auf, dasselbe und daran sieben andere Stücke anzuzünden, sie wieder auszulöschen und dann sieben andern Häusern, die noch keinen Torf erhalten hatten, ein solches angebranntes Stück zu bringen und dieselbe Vermahnung beizufügen — Alles bei Strafe, unfehlbar von der Cholera befallen zu werden. Nun sah man Männer, Weiber und Kinder nach allen Richtungen des Landes umherlaufen, um Häuser zu suchen, die noch durch keinen solchen geweihten Torf gegen die Cholera gefeyet waren. Ein Mann mußte fünfzehn Stunden weit laufen, bis er seine sieben Torfstücke an Mann brachte. Man erzählt auf verschiedene Weise, wo der wunderbare Torf hergekommen seyn soll; Alle stimmen darin überein, daß ein Priester das erste Stück geweiht und ins Land ausgesendet habe, wo es sich selbst vervielfältige und in jeder neuen Hand siebenfach an Wirksamkeit zunehme. Seit der Zeit, wo die alten Clans auf eine ähnliche Weise zum Kriege aufgefordert wurden, hat man keinen so sonderbaren Vorfall erlebt. Die Polizei war auch deßhalb alsbald auf den Füßen, da man dahinter irgend ein verabredetes Signal der Weißfüße zu sehen glaubte. Verschiedene Boten wurden angehalten; es ergab sich aber nichts Näheres aus ihren Aussagen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 191. 9 Julius 1832.

Ueber den Saint-Simonismus in seiner letzten religiösen, moralischen und politischen Entwickelung.

Vierter und letzter Artikel.

(Fortsetzung.)

Es ist schon in einem der früheren Artikel bemerkt worden, daß der Saint-Simonismus durch eine grundirrige Ansicht der Geschichte verführt worden war, gerade die besseren Perioden, die die Geschichte zählt, zu vernachlässigen, für unwesentlich anzusehen, ja herabzuwürdigen. Der Saint-Simonismus hatte zwei Arten von Epochen aufgestellt, die sich zu verschiedenen Zeiten in der Geschichte wiederholen sollten. Die einen, die er organische Epochen nannte, sollten Epochen des Aufbaues und der größten Entwicklung einer Lehre oder Einrichtung seyn; die anderen kritisch genannten Epochen sollten nur Epochen der Zerstörung, daher bloß negativ, vorübergehend seyn, und die letztere organische Epoche mit einer später kommenden bloß vermitteln. Die erste organische Epoche geht bis auf das philosophische Zeitalter der Griechen im Alterthume; die zweite beginnt mit der Gründung des Christenthums, begreift die Entwicklung des Katholizismus, des Papstthums und der Feudalherrschaft, und endigt beim Beginne der Reformation; mit dieser beginnt wieder eine kritische Epoche, die den Uebergang zum Saint-Simonismus bilden sollte. Was diese letzte Periode anbetrifft, so hat man in Deutschland mehrfach Dasselbe behauptet, und namentlich den Charakter der Reformation und des Protestantismus in die Negation gesetzt; aber so wie sich meistens die Oberflächlichkeit hinter diese unbestimmten Worte des Positiven und Negativen verbirgt, so ist es auch hier der Fall, und überhaupt mit jener ganzen Bezeichnung von organischen, kritischen oder negativen Perioden. Das Leben in seiner geschichtlichen Entwicklung hat noch nie etwas zerstört oder negirt, ohne etwas Besseres, Tieferes und dem neuen Geiste mehr Zusagendes an die Stelle zu setzen, und nur auf der Grundlage höherer, umfassenderer Wahrheiten kann auch wahrhaft negirt werden. Fassen wir diese letzte kritische Periode ein wenig in's Auge. Die Reformation hat das Papstthum negirt, sie erkannte keinen Menschen mehr als Vermittler zwischen Gott und der religiösen Menschheit an; der Mensch wurde als unmittelbar mit Gott in ewiger und zeitlicher Verbindung erklärt; es kann aber keine positivere Wahrheit geben, als diese, und die nur durch das Davorstehen eines Menschen verdeckt war. Der Katholizismus, könnte man daher eben so gut sagen, war die eigentliche Verneinung jener ewigen religiösen Wahrheit gewesen; die Reformation verneinte jene Verneinung, und stellte dadurch das wahre, positive Verhältniß wieder her. Das neuere politische Leben wird mit Recht als eine weitere Folge jenes freiern Geistes betrachtet, der sich durch die Reformation kund gegeben hatte; aber auch der Liberalismus ist in jenen oberflächlichen Ansichten der Geschichte als eine reine Negation gegen Despotismus und unbedingte Staatsgewalt betrachtet worden, und es wurde behauptet, was man an die Stelle setze, seyen nur beschränkende Formen, in ihren verschiedenen Benennungen als Garantien, Rechte oder Konstitutionen. Eine solche Verblendung ist Mitleid erregend. Wie! wenn an die Stelle der geringen Einsicht einer kleinen Anzahl regierender Staatsbeamten, die Intelligenz des ganzen Volkes in der Repräsentation gesetzt wird; wenn der Wille des Landes, der ganzen Nation an die Stelle des Einzelwillens weniger Personen tritt; wenn die Willkür eines Einzelnen der Freiheit Aller; wenn die Bereicherung und der Luxus einer kleinen Anzahl der Gesammtwohlfahrt des Volkes weichen soll, sind Das bloße unmächtige Negationen, sind Das nicht vielmehr die höchsten Ausdehnungen und Erweiterungen (Amplifikationen) Dessen, was bisher nur theilweise Gutes oder nur für Wenige stattgefunden hatte? Solcher Wahrheitsverzerrungen hat sich nun aber der Saint-Simonismus in bisher unübertroffenem Grade schuldig gemacht; weil er aber dabei auch vollkommen konsequent war, so geschah es denn auch, daß er seine Kompositionen, von denen wir geredet haben, nicht aus diesen negativen kritischen Zeiten machte, sondern dabei auf die positive solidere Grundlage seiner sogenannten organischen Epochen zurückging, und so entstand denn das monstruose Gemisch von Brahmismus, Dalai-Lamathum, Papismus und Mohammedanismus, Chinesenthum, Sultanismus und — das Einzige, was sie aus der neuern Zeit genommen haben, Napoleonismus. Napoleon war ihnen aber doch nur mehr eine Anwendung und Durchführung des schon im Mittelalter gegebenen hierarchischen Prinzips auf die Politik. Ein solches buntscheckiges Gemisch aller früheren Verkehrtheiten wurde nun als Vielseitigkeit der neuen Lehre ausgegeben, die in einer höhern Einheit alle wichtigen Erscheinungen in der Vergangenheit in sich begreife; obgleich es nur eine mechanische Nebeneinanderstellung gerade der Schattenseiten der Vergangenheit war. Die geistlich päpstliche Macht und die kaiserlich weltliche Macht, das materielle Alterthum und das geistige Christenthum, der sinn-

lich schwelgende Orient, und der geistig schwelgende Occident (diese Beiworte gehören dem Saint-Simonismus) wurden nun von und durch den Priester, vermöge seiner Alles umfassenden Natur, zur Vereinigung gerufen. Das Gleichgewichtssystem galt als Prinzip für die Coordination alles jenen heterogenen Materials, und das hierarchische System als das innere gesellschaftliche Klassifikationssystem. Diese Klassifikation sollte nun nach der mehr oder minder großen persönlichen Fähigkeit (capacité) bestimmt werden; es hieß: „einem Jeden nach seiner Fähigkeit, einer jeden Fähigkeit nach ihren Werken'' (à chacun selon sa capacité, à chaque capacité selon ses oeuvres), und so wurde ein hierarchisches Fähigkeitssystem aufgestellt, das als Maßstab für die gesellschaftliche Anstellung, und mittelbar auch für die Vertheilung der materiellen Güter gelten sollte. Dieses System der Fähigkeit, welches an die Stelle des Zufalles der Geburt gesetzt werden sollte, hat Viele verführt, und für den Saint-Simonismus eingenommen. Wir müssen daher in wenigen Worten seine Nichtigkeit zeigen. Es ist dieses System erstens seiner Natur nach falsch, und kann daher auch zweitens gar nicht in der Wirklichkeit angewandt werden. Es ist recht und wünschenswerth, daß ein Jeder nach seiner Fähigkeit in der Gesellschaft angestellt werde; aber es folgt durchaus nicht, daß Dieß auf hierarchische Weise geschehen müsse, denn es gibt keinen Fähigkeitsmesser, um auszumitteln, um wie viel Jemand an Fähigkeit mehr hat als ein Anderer, und um wie viel er daher höher gestellt werden müsse; und selbst wenn man nur im Ganzen einige Grade annehmen wollte (vier z. B. wie im Saint-Simonismus), so ist auch Dieses unmöglich, da offenbar unendlich viele Uebergangsnüancen selbst dann statt finden müssen, wenn auch angenommen würde, daß für jeden Grad ein bestimmtes Metrum von Fähigkeit fest bestimmt werden könnte; durch jene Nuancen aber, wodurch sich denn doch ein Grad dem anderen bis aufs Aeußerste annäherte, würde aber der Saint-Simonismus durch analoge Anwendung jenes bekannten Sorites calvarius, der jedoch hier ganz an der Stelle wäre, in die Nothwendigkeit versetzt werden, entweder alle Gradation aufzuheben, oder Alles für einen Grad zu erklären. Anstellung nach der Fähigkeit eines Menschen für ein bestimmtes Geschäft oder Amt, so weit es möglich, ist etwas Gutes, ein Gradwesen nach der Fähigkeit ist absurd. Im Saint-Simonismus wurde aber noch dazu jede Fähigkeit, nicht durch gesellschaftliche Wahl angestellt, sondern allein nach dem Urtheil des Nächsthöhern. Nun mußte man natürlich fragen, wodurch wird denn der mit der höchsten Fähigkeit begabte Obere der Gesellschaft, der höchste Priester, oder Papst angestellt, da von einer Wahl durch sogenannte niedere Fähigkeiten nicht die Rede seyn soll. Da hieß es denn, der muß sich von selbst aufwerfen. (il doit se poser). Wir haben nun schon ein solches Aufwerfen im Innern des Saint-Simonismus erlebt, als Enfantin sich als Haupt der Gesellschaft erklärte, und Bazard unter sich stellen wollte und die letztere Trennung erfolgte, deren Hauptgrund jedoch in der Verschiedenheit der Lehren lag. Es ist aber offenbar, wie ungereimt diese Aufwerfungstheorie ist, und welche Streitigkeiten, Spaltungen und Kämpfe sie in einer etwas größeren Gesellschaft hervorbringen müßte. Dieses Fähigkeitssystem ist aber auch, in so fern es mittelbar als Maßstab für die Gütervertheilung aufgestellt wird, falsch, und vom Standpunkte der Moral betrachtet, unmoralisch. Die durch die Fähigkeit eines Menschen hervorgebrachten Werke können gar nicht nach einem materiellen Maßstabe bemessen werden; d. h. es läßt sich gar nicht ausmitteln, wie viele materielle Güter ein Werk werth ist, da bei jedem Werke des Menschen immer etwas Geistiges zum Grund liegt, zwischen Geistigem und Materiellem es aber gar keinen Verhältnißmesser gibt. Wie wollte man z. B. bei einem malerischen Kunstwerke von Raphael oder einer dichterischen Komposition von Schiller oder Goethe bestimmen, welchen materiellen Preis dieses seiner Natur nach habe. Heute wird freilich auch so etwas materiell bezahlt, das geschieht aber nach ganz anderen Verhältnissen; und Wer möchte behaupten, daß der gezahlte Preis auch nur annäherungsweise richtig wäre? Zudem ist aber diese bezweckte Gütervertheilung nach der Fähigkeit unsittlich; denn es wird dadurch gänzlich die Idee der moralischen Pflicht ausgeschlossen, und der Gewinnsucht und dem Eigennutze Thor und Thür geöffnet, zwei Gebrechen, die in einer Gesellschaft noch um so stärker hervortreten müßten, als darin alle materiellen Güter nach jener Erwerbsidee durch Fähigkeit vertheilt werden sollen. Das Edelste in der menschlichen Thätigkeit, die Bestimmung des Menschen rein und allein nach dem Guten, als seiner unbedingten Pflicht, würde dadurch untergraben werden seyn. Die Idee der Pflicht steht aber unbedingt höher als die Idee der Fähigkeit; die Pflicht schreibt dem Menschen den Kreis seiner Thätigkeit vor, in dem er seine Fähigkeit nur nach sittlichen Antrieben bewegen und ausüben soll. —

(Schluß folgt.)

Neueste Untersuchungen der Südspitze des amerikanischen Kontinentes.

(Schluß.)

Der Kanal Smith, der in die magellanische Meerenge ausmündet, trennt die Inseln des Archipels der Königin Adelaide von einander, und diesen Archipel von dem Land König Wilhelms IV. Dieses letztere ist eine Halbinsel die mit dem Kontinent nur durch den Isthmus Pinto zusammenhängt, der sehr schmal und im Westen von einer sehr langen, gekrümmten, in mehrere Arme getheilten Bucht, im Osten aber von dem See Skyring, einer Verlängerung des Sees Otway, der sein Wasser aus der Meerenge erhält, eingeschlossen ist. Dieser See, der in seiner Mitte sehr breit ist, verengert auf ganz eigene Weise die westliche Küste einer Erdzunge, welche die Halbinsel Braunschweig mit dem Festlande verbindet. Von dieser letztern Halbinsel bildet das Cap Froward die südliche Spitze und an ihrer östlichen Küste befinden sich der Hafen Famine und die aus ältern Berichten bekannte Insel Elisabeth. Kapitän King hat sich überzeugt, daß der Kanal, der das Innere des Feuerlandes durchströmt, nicht, wie man bis jetzt glaubte, an der nordöstlichen Küste ausmündet. Er entdeckte an der südöstlichen Küste den Kanal Beagle, der von Osten nach Westen läuft, und von dieser letztern Seite aus sich in mehrere Arme theilt. Gegen die Mitte seiner Ausdehnung entsendet er einen Arm gegen Süden, der seinen Lauf nach der Bai Nassau nimmt; alle diese Ausmün-

tungen sind von vielen Inseln umlagert. Die Kanäle St. Barbara und St. Magdalena kennt man jetzt nach ihrer ganzen Ausdehnung; der letztere wendet sich nach einem südlichen Lauf gegen Osten, wo er dann Kanal Cockburn genannt wird, und der erstere läuft gerade gegen Süden, wo er sich zwischen mehreren Inseln verliert. Der nördliche Theil des Feuerlandes ist demnach in drei große Inseln getheilt, nämlich: in die South Desolation im Westen, die Insel Clarence im Mittelpunkt, und in das südliche Land König Karls in Osten. Zwischen den beiden letztern entsendet der Kanal St. Magdalena nach Südosten den Kanal Gabriel, der durch die Admiralitätsbai verlängert wird, in deren nördlichem Theil sich die Bai Useleß befindet; zwischen diesen Meeresarmen liegt die Insel Dawson.

Den Bemühungen des Kapitän King ist es zu danken, daß man endlich, zum größten Theil wenigstens, die seltsame Gestaltung der äußersten südlichen Gränzen von Amerika kennt. Der Kontinent bietet hier durch seine Verengerung (von einem Meer zum andern hat er nur eine Breite von 5°) einen überraschenden Kontrast mit den äußersten nördlichen Gränzen, die durchaus eine Ausdehnung von 35° Breite haben. Auf der andern Seite dagegen ist es höchst merkwürdig, daß die westliche Küste, südlich sowohl als nördlich, fast unter denselben Parallelen von tiefen, langen und gekrümmten Buchten durchschnitten ist, die an die Gestaltung der Küsten von Norwegen unter einer weit nördlichern Breite erinnern. Diese Untersuchung des südlichen Theils von Amerika kann der der nordwestlichen Küste dieses Kontinents an die Seite gestellt werden, die Vancouvers Namen so berühmt machte. Kapitän King richtete seine Aufmerksamkeit auch auf die Beschaffenheit der Gegend, die er besuchte. Im Westen sind die Felsen von Urformation, das Land ist uneben und gebirgig. Die Anhöhen sind unregelmäßig aufgeschichtet, die Buchten versperrt und gekrümmt, die Küsten tief eingeschnitten, und die Kanäle voller Felsen und Inseln, was die Schifffahrt sehr gefährdet. Gegen die Mitte der magellanischen Meerenge bestehen die Felsen aus Thonschiefer; die Durchschnittshöhe der Gebirge, die parallel laufende Ketten bilden, zwischen denen ziemlich beträchtliche Flüsse strömen, beträgt zwischen 3000 und 6000 Fuß über der Fläche des Ozeans; die Kanäle sind hier nur wenig von kleinen Eilanden und Klippen versperrt. Im Osten ist das Land niedrig; es ist eine Verlängerung der Pampas von Buenos-Ayres. Der Boden besteht aus einem Gemenge von Thonerde und verwittertem Schiefer; hier fangen die Inseln wieder an. Die Vegetation dieser drei Bodengattungen ist nicht minder verschieden als ihr Anblick. Im Westen ist die Vegetation holzig, doch sieht man nur Buschwerk mit Stämmen von höchstens zehn Zoll im Durchmesser. Im Mittelpunkt ist sie kräftiger, die Bäume haben hier oft drei Fuß im Durchmesser. Im Osten endlich sieht man keine Bäume mehr, sondern nur hie und da Strauchwerk; der Boden ist mit starkem, hartem Pflanzenwuchs bedeckt, auf dem zahlreiche Heerden von Guanakos und Lamas weiden. Im Westen gibt es statt ihrer Hirsche, die sich jedoch auch nach dem Feuerland gewendet haben, wo man in einer Entfernung von weniger als 50 Meilen vom Kap Horn welche getödtet hat. Die Schneelinie scheint auf einer Höhe von 3300 bis 4000 Fuß zu seyn. Das Thermometer fällt häufig unter den Gefrierpunkt, selbst am Meeresufer; und dennoch ist die Kälte nicht unerträglich. Selbst wenn Schnee fällt, sieht man noch viele Papagaien und Fliegenschnepper; die Fuchsia, die Veronica Frutescens und andere Gewächse, die man unter der gemäßigten Zone in Europa als zarte Pflanzen mit großer Sorgfalt pflegt, wachsen an den mittlern Küsten der magellanischen Meerenge üppig und wild. Kapitän King schreibt diese sonderbare Erscheinung der hohen Temperatur des Meeres zu, die seinen Beobachtungen zufolge, um mehrere Grade höher ist, als die der Luft und der Dunstwolken, die sich auf der Oberfläche des Wassers bilden.

Die Reise des Kapitäns King dauerte vier Jahre, im Jahre 1830 kehrte er zurück. Er hatte während dieser ganzen Zeit die Schwierigkeiten zu überwinden, die ihm Nebel, Fallwinde, die unaufhörlichen Regen, Schnee, Hagel, Eisinseln und jene ungeheuren Wogen entgegensetzten, die das Schiff an den steilen, rauhen und fast unbewohnten Küsten zu zerschellen drohten. Im Innern des Kontinents bemerkte man frische Spuren von Eingebornen, die entweder gerade abwesend waren, oder sich versteckt hatten. Kapitän King glaubt nicht, daß sie die innern Buchten häufig besuchen. An den Ufern des Kanals Fitzroy der den See Otway mit dem Skyring verbindet, traf er eine Familie die wie die Patagonier in Guanakofelle gekleidet war; übrigens glichen diese Leute an Gestalt und Sitten den Stämmen an der Meerenge und im Feuerland; auch hatten sie Piroguen, deren die Patagonier sich nicht bedienen. Ohne Zweifel waren sie deßhalb so weit längs der Küste vorgedrungen, um sich zu jenen Stämmen, mit denen sie häufig in freundschaftlicher Verbindung stehen, zu begeben.

Torrijos Tod.

(Schluß.)

Als dem jungen Boyd eine Aussage abgefordert wurde, sagte er: „Schreibt was ihr wollt!“ und als er in Ketten ins Refektorium trat, rief er aus: „Y Papa Torrijos donde esta?“ (Wo ist Vater Torrijos?) umarmte ihn und sprach lange Englisch mit ihm. Torrijos redete dann seine Gefährten folgendermaßen an: „Wir sind vernünftige Menschen, wir glauben an Gott, wir haben als Männer gelebt; laßt uns also als Christen und nicht als solche Leute sterben, für die Diese hier uns so gern ausgeben möchten.“ Er bat dann Alle, die von ihm überredet ihr Schicksal an das seinige geknüpft hatten, um Vergebung; aber auch nicht Eine klagende Stimme ließ sich vernehmen, und ein hübscher junger Mann aus Estepona rief: „Moriremos con Torrijos, moriremos con nuostre General.“ (Wir wollen mit Torrijos sterben, wir wollen mit unserm General sterben.) Die Mönche kamen nun hinter den armen Boyd und quälten ihn, seinen Glauben abzuschwören, wie Dieß aus einem Briefe erhellt, den er einem irländischen Mönche übergab, der zufällig seine Familie und Freunde in Londonderry kannte, was dem unglücklichen jungen Mann zu großem Trost gereichte. In diesem Briefe schreibt er seinen Freunden:

„Die Schreckbilder des Todes, unter der Gestalt von Mönchen, schweben um mich und quälen mich, meinen Glauben abzuschwören; aber ich rufe euch zu Zeugen auf, daß ich in dem Glauben sterbe, in dem ich lebte. Bald wird des Lebens Fieberschauer vorüber seyn u. s. w. Versichert die Freunde in Gibraltar, die Klugheit mir zu nennen verbietet, meiner Liebe, und möget ihr glücklicher seyn, als euer unglücklicher Freund

Robert Boyd.

Convento del Carmen, um 12 Uhr Mitternachts.“

Auf Torrijos Bitte ließen die Mönche den jungen Boyd allein. Stellen Sie sich 50 Männer vor, jeden zwei Mönche an der Seite, mit Fesseln beladen und von Sonnabend bis Sonntag den 11 Dezember um 10 Uhr,

also seit fast 24 Stunden ohne Nahrung; sie erlabten sich während dieser Zeit nur mit Rauchen. Torrijos bat die Mönche Etwas herbeizuschaffen, „sonst, sagte er, würden sie, wenn die Stunde schlüge, so schwach seyn, daß sie nicht zur Hinrichtung gehen könnten, was man ihnen leicht als Feigheit auslegen dürfte.“ Die Mönche brachten hierauf etwas Wein und Brod herbei; Dieß war Alles, was sie im Hause hatten, da die Wache ihnen nicht gestattete, das Kloster zu verlassen. Boyd schrieb, wie es hieß, einen langen Brief an seine Mutter, der aber, wie man glaubt, vom Gouverneur unterschlagen wurde; ein anderer Brief, den ein junger Mann an seine Verlobte nach Gibraltar schrieb, ist gleichfalls nicht abgegeben worden. Torrijos schrieb gleichfalls einen rührenden Brief an seine, jetzt in Paris lebende Gattin und an seine Schwester, die damals sich hier befand und mehrere Tage ihrer Sinne beraubt war. Endlich schlug die verhängnißvolle Stunde, und kein Bote erschien, dem armen Boyd Befreiung zu verkünden; sein trauriges Schicksal erregte die innigste Theilnahme seiner Gefährten, die immer noch auf Gnade für ihn gehofft, obschon sie selbst sich aller Hoffnung begeben hatten. Der Kapitän trat jetzt in den Saal und fragte: „Haben Alle gebeichtet? — Joseph Maria Torrijos trete heraus.“ Alle umringten jetzt ihren General, um ihn zum Letztenmal zu umarmen; dann führte man ihn ins nächste Zimmer, wo ihm die Ketten abgenommen wurden, wobei er sagte: „Me alegro, porque me parece que se ha acabar pronto.“ (Ich bin herzlich froh, denn wie ich sehe, wird bald Alles vorüber seyn.) Florez Calderon, Golfin, Pinto, Harro und Andere wurden dann gleichfalls vorgerufen, und der arme Torrijos drückte seine Freude aus, als man ihm seine beiden Adjutanten an die Seite gab. Sie wurden nun sämmtlich, 25 an der Zahl, an einem langen Seile hinausgeführt, an das man sie mit den Armen festgebunden hatte; jedem war ein Mönch beigegeben, und so setzte sich der Zug nach dem Gestade in Bewegung, wo sich die Exekutionsmannschaft, drei Soldaten für jeden Verurtheilten, aufstellte. Torrijos sagte mit der Unerschrockenheit, die ihn auszeichnete, zu Golfin: „Vamos, Golfin, a paso de marcha.“ und schritt munter, kühn, ganz als Soldat, im Geschwindschritt vorwärts, zu großer Unbequemlichkeit der Mönche, denen, ihrer Kleidung und ihrer Furchtsamkeit halber, ein solcher Marsch sehr beschwerlich wurde. Der Kapuziner, der Torrijos begleitet hatte, ging wie ein Kind weinend vom Richtplatz nach Hause. Die Schlachtopfer knieten jetzt nieder; Torrijos reichte seinen Adjutanten die Hände, rief aus: „Estemos firmes!“ (Laßt uns standhaft seyn!) und empfing die tödtliche Wunde. Wie viele edle Herzen schlugen in diesem Augenblicke zum Letztenmal. Calderons letzte Worte, die die Zeit als prophetisch bewähren möge, waren, wie man sagt: es werde einst der Tag kommen, wo das Kloster der Erde gleich gemacht, ein Denkmal auf dessen Platz sich erheben und das Land ihren Kindern als Erbtheil zufallen werde. Torrijos hatte gebeten, selbst Feuer kommandiren zu dürfen, aber es wurde ihm abgeschlagen; er war erst 57 Jahre alt und im Anfange des Jahres 1825 zum Kriegsminister ernannt worden. Als die Hinrichtung vorüber war, drängten sich die Presidarios (Verurtheilte, Verbrecher), deren sich hier, da in Malaga ein Depot von ihnen ist, gewöhnlich bei 5000 befinden, nach dem Richtplatze, rissen den Gemordeten die Kleider ab, warfen die Leichname auf Mistkarren und führten sie nach dem Campo-Santo (Begräbnißplatz). Der Körper Torrijos wurde auf besondere Verwendung in einer Blende beigesetzt. Der Leichnam unsers unglücklichen Landsmannes ward dieser schimpflichen Behandlung entzogen; der englische Konsul schickte einen bedeckten Wagen, und in die englische Flagge gewickelt, die sein Leben hätte schützen sollen, wurden die entstellten Ueberreste Boyds langsam nach dem Hause des Konsuls geführt und am nächsten Morgen auf dem protestantischen Begräbnißplatze beigesetzt. Er war erst 24 Jahre alt und ein wackerer junger Mann; er fiel als Opfer seines Enthusiasmus für die Sache der Freiheit und seiner Anhänglichkeit an Torrijos, dem er von England und Frankreich aus gefolgt war. Ganz Malaga hat die Unglücklichen beweint, jede Tertulia ist aufgegeben worden, und man denkt nichts als Rache. Die übrigen 25 wurden später erschossen und ihre Leichname eben so behandelt. Noch andere 25, die man ergriff, als sie nach Gibraltar entfliehen wollten, befinden sich in den Gefängnissen, und sehen mit Nächstem gleichem Loose entgegen. Da indeß der Gouverneur nach Granada versetzt worden ist, so glaubt man, sie würden dorthin gebracht werden, um ihr Verhör abzuschließen, oder um sie vielleicht mit andern Unglücklichen zu opfern. Torrijos Degen (ein Geschenk von Castanos) ist in die Hände des Gouverneurs gefallen, der ihn am Tage seiner Abfahrt nach Granada als ein Siegeszeichen in seinen Wagen nahm. Der Obrist, der seine Unterschrift zu dem verrätherischen Briefwechsel hergab, ist an Moreno's Stelle Gouverneur von Malaga geworden. Noch schmachtet ein liebenswürdiges junges Weib aus Algesiras im Gefängnisse, die man im Verdacht hat, mit Torrijos im Einverständniß gewesen zu seyn; noch täglich werden Leute eingebracht, die sich verdächtig gemacht haben. Eine alte, halbblinde Frau, die man beschuldigt, einem Staatsgefangenen, Namens Aguirre, den Tag zuvor, als er erschossen werden sollte, zur Flucht nach Gibraltar behülflich gewesen zu seyn, befindet sich ebenfalls im Kerker; diese Flucht ist von interessanten Umständen begleitet. Ich könnte Ihnen noch manche ähnliche Anekdote erzählen; allein es fehlt mir an Raum, und überdieß habe ich Ihnen schon genug des Schrecklichen berichtet.

Vermischte Nachrichten.

Zu Paris hat sich eine entomologische Gesellschaft gebildet, an deren Spitze Professor Latreille als Präsident steht. Die erste Sitzung dieser Gesellschaft fand am verflossenen 29 Februar statt, und bei dieser Gelegenheit hielt Hr. Latreille einen Vortrag, worin er einen geschichtlichen Ueberblick dieses Zweiges der Naturwissenschaft von Aristoteles bis Réaumur gab. Zum Beweise, wie wenig die Kenntniß der Insekten noch fortgeschritten ist, führte Hr. Latreille die einzige Ordnung der Koleopteren an, von denen er versicherte, daß es in den entomologischen Sammlungen von Paris allein mehr als 20.000 verschiedene Spezies gibt, wozu man noch 10.000 rechnen kann, die sich in den Museen von London, Wien und Berlin vorfinden; und doch sey in den neuesten beschreibenden entomologischen Werken, wie z. B. in dem Systeme der Eleutheraten von Fabricius, noch nicht mehr als der sechste Theil der 50.000 Spezies dieser Ordnung beschrieben worden. Nach den Berechnungen des Hrn. Latreille können die Naturalienkabinette von Europa 100.000 Spezies wirbelloser Thiere mit artikulirten Gliedern enthalten, von denen noch zwei Drittheile nicht beschrieben sind. Ein unermeßliches Feld steht in diesem Naturreiche noch dem menschlichen Geiste zu durchforschen offen — eine Welt voll der wunderbarsten Geschöpfe, die die Natur, wie es scheint, der Wißbegier des Menschen entziehen wollte, indem sie dieselben seinen Augen unsichtbar zu machen versuchte. Allein er zerstörte den Zauber der Unsichtbarkeit, indem er sein Auge durch Gläser bewaffnete, und in welchen Abgrund undurchforschter Tiefen verliert sich nun sein Blick! Eine einzige Fliege, die vom Aase lebt, fand man von mehr als zwanzig tausend Larven bedeckt, von denen einige ausgebrütet wurden und in wenigen Tagen zur Reife gelangten. Einige Pflanzen enthalten die Eier des kleinen Insektes, das man Aphis heißt, und von dem ein jedes, wie man berechnet hat, in fünf Generationen 5.904.900.000 Geschöpfe hervorbringen kann, während es in einem Jahre zwanzig solcher Generationen zu erzeugen im Stande ist. Drei der sogenannten Speisfliegen, sagt Linnée, können ein Pferd in derselben Schnelligkeit aufzehren, als ein Löwe. Auf gleiche Weise wimmeln Pflanzen, Thiere, Wassertropfen u. s. w. von Myriaden von Thieren, Eiern und Larven; und so klein und einfach sie auch ihrem Bau nach zu seyn scheinen, so zeigt doch genauere Beobachtung, daß sie Organe zum Athemholen, zur Verdauung, zum Umlaufe des Blutes und der Nahrungssäfte, zur Bewegung, Vertheidigung und Fortpflanzung besitzen.

Ein Schreiben aus Nauplia vom 22 April gibt uns folgende Schilderung von dem dortigen griechischen Osterfeste: „Diese Nacht wurde ich durch den Lärm der griechischen Osterfeier aufgeweckt. Die Straßen waren voll Menschen mit Lichtern, die Kirche beleuchtet. Freude und Jubel überall. Die Nacht selber war mondhell und von wunderbarer Klarheit. Am Berge von Palamidi hin bewegte sich eine lange Prozession mit Lichtern, wie eine Kette wandernder Feuer, nach einer benachbarten Kirche, und eine Menge Schüsse hallten durch den Freudenruf und durch die Lieder, mit denen der Morgen der Auferstehung begrüßt wurde. Mich rührte Dieß Alles mehr, als es mich erheiterte. Dieses, am Rande des Abgrundes hinwankende Volk braucht bloß einen Anlaß, um sein Leid in lauter Lust und Fröhlichkeit aufzulösen.“

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 192. 10 Julius 1832.

Lander's Entdeckungsreisen auf dem Niger.

5. Handelsplätze im Königreiche Yarriba. — Pracht der Landschaften. — Geläufigkeit der Weiberzungen. — Wettkampf mit einem afrikanischen Trompeter.

Die Brüder Lander setzten ohne Verzug ihre Reise nach der Hauptstadt des Königreiches Yarriba durch mehrere Dörfer und mehr oder minder bevölkerte Städte fort. Viele Orte, die Richard Lander auf seiner ersten Reise blühend und volkreich verlassen hatte, fand er in Trümmern und menschenleer. Mehr als hundert und sechzig Häuptlinge von Städten und Dörfern des Königreiches Yarriba zwischen Jtscho, dem vorletzten Ort vor Katunga, und der Seeküste, waren in der Zwischenzeit entweder natürlichen Todes gestorben, oder im Krieg erschlagen worden; nur sechs waren noch von denen am Leben, die drei Jahre zuvor Lander bei sich aufgenommen hatten. Das Gefolge der Reisenden war sehr zahlreich geworden durch mehrere fremde Neger, die sich ihm angeschlossen hatten, um die vielen Zölle, die an den Straßen entrichtet werden müssen, zu umgehen; da die Fremden von solchen Abgaben befreit waren. Sonderbar fiel es den Reisenden auf, daß an vielen Orten, durch die ihr Weg sie führte, die Eingebornen sorgfältig alles Geflügel beiseite schafften und einsperrten. Als Grund davon hörten sie, daß die Neger die weißen Menschen für unersättlich in ihrem Gelüste nach Geflügel halten. Häufig begegneten ihnen Weiber, die auf ihren Köpfen aus Holz geschnitzte Bilder von Kindern trugen. Mütter, die den Verlust eines Kindes zu betrauern haben, tragen auf unbestimmte Zeit dergleichen Symbole ihres Schmerzes. Keine von ihnen konnte ein solches Bild herzugeben bewegt werden. Die Sterblichkeit der Kinder muß in diesem Lande gewaltig seyn; fast jedes Weib, das sie auf ihrem Wege sahen, trug ein solches hölzernes Abbild. So oft die Mutter eine Erfrischung zu sich nahm, bot sie den Lippen desselben etwas von den Speisen an, die sie genießen wollte. Auch stieß ihnen seit ihrer Abreise von Dschenne eine unglaubliche Menge Leute auf, die auf einem Auge erblindet waren; alle gaben die brennende Hitze und den blendendhellen Sonnenschein als die Ursache ihres Unglückes an. In Egga und Dschaddu, zwei ziemlich volkreichen Städten, wird ein lebhafter Verkehr mit Landesprodukten und europäischen Waaren getrieben, die meistentheils von Lagos und Badagry aus dahin gebracht werden. Egga insbesondere ist der vorzüglichste Handelsplatz in diesem Theile von Afrika, und wird auf viele Meilen in die Runde von Käufern und Verkäufern besucht. Sonderbarerweise treiben an diesem Orte fast nur Weiber den ganzen Handel; viele von ihnen haben ein gefälliges und einnehmendes Wesen, und wissen bei ihren Verkäufen alle jene kleinen Künste ins Spiel zu bringen, die auch in civilisirten Ländern nicht selten mit gutem Erfolg angewendet werden. In Dschaddu trafen die Brüder nicht weniger als hundert Frauen des Königs von Katunga, alle jedoch schon über die Blüthezeit des Lebens hinaus; sie hatten Ladungen von Trona — ein vegetabilisches Alkali — und inländischem Tuche hieher gebracht, die sie gegen europäische Waaren, besonders Glas- und Knochenperlen, Salz u. s. w. eintauschen, und nach Hause zurückgekehrt, verkaufen. Der Erlös fällt dann ihren Männern zu. Diese königlichen Weiber hatten vor den übrigen keine andere Auszeichnung als ein besonderes Stück Tuch, in das ihre Waaren eingeschlagen werden, und das von Niemand sonst, bei Strafe ewiger Sklaverei, nachgeahmt werden darf. Dennoch wird diese Fälschung häufig begangen, da die Weiber des Königs von jedem Straßenzolle befreit sind, und überdieß von den Häuptlingen jedes Ortes, durch den ihr Weg sie führt, unterhalten werden müssen. Auf den Straßen nach diesen beiden Städten, die in einer herrlichen, gartenähnlichen Gegend liegen, begegneten ihnen viele hundert Menschen von jedem Alter und Geschlecht, die eine Menge von Büffeln, Schafen, Ziegen, Geflügel und Tauben mit sich führten. Letztere wurden in niedlichen, aus Weiden geflochtenen Körben auf dem Kopfe getragen. Andere Neger waren mit Ballen von inländischem Tuch und Indigo beladen. Alle aber waren Sklaven, und auf dem Weg nach der Küste, um dort die Waaren und Thiere abzusetzen. Die Weiber trugen Lasten auf dem Kopfe, die ein Maulthier zu ermüden im Stande gewesen wären; und hinter ihnen her trotteten Kinder von fünf oder sechs Jahren mit Bündeln beladen, die einem erwachsenen Europäer eine Hirnentzündung zugezogen haben würden. Von Zeit zu Zeit kamen an ihnen auch Haufen von gefangenen Negern, manchmal auch von ganz nackten Kindern vorbei, die gleichfalls nach der Küste getrieben wurden, um dort verkauft zu werden. Mehrere Häuptlinge fragten die Reisenden, warum die Portugiesen nicht mehr so viele Sklaven kaufen, wie sonst, und klagten sehr über den Verfall dieses Handelszweiges. Uebrigens wurden die Lander von Allen, die sie auf dem Wege trafen, höflich begrüßt. Die gewöhnlichen Grüße

lautreten: „Ich hoffe es geht gut auf dem Wege" — oder „Heil dem Werk des Königs!" — „Gott segne euch, weiße Männer" — u. s. w.

Zu Kusu, einer ansehnlichen Handelsstadt, die mitten im Gebirge liegt, fanden die Reisenden eine Karawane oder Goffle von Kaufleuten aus Hano, die nach Gondscha, was das Selga am Kap Corse ist, und nach Accra auf dem Weg waren. Man sagte den Reisenden, daß diese Straße erst seit Kurzem genommen werde, da die frühere wegen Unruhen und Fehden unter den Einwohnern nicht mehr mit Sicherheit zu bereisen sey. Die Karawane bestand aus mehr als vierhundert Menschen, und eine Woche zuvor war eine andere, noch einmal so stark an Zahl, durch Kusu gegangen. Später begegnete man einer dritten Gesellschaft von Kaufleuten, die von Gulfo, im Lande Nuffie, gleichfalls nach Gondscha reiste; diese führten Esel mit sich, welche mit Trona beladen waren; es waren die ersten Lastthiere, die man dort zu Gesicht bekam. Obgleich man die Reisenden vor Räuberbanden warnte, welche die Straßen um Kusu unsicher machten, und sie deßhalb im schlagfertigen Zustand ihres Weges zogen, so stießen ihnen doch keine weitern Abenteuer auf. Der ganze Schrecken, der sich über das Land verbreitet hatte, rührte von einigen Räubern aus Borgu her, die, obgleich schlecht bewaffnet, und nur dürftig mit Schießbedarf versehen, ganze Schaaren der Eingebornen in die Flucht jagten. Die Furcht vor ihnen war so groß, daß die Bewohner der Städte und Dörfer, aus Besorgniß, von ihnen überfallen zu werden, überall in der Nacht Wache hielten, und von Zeit zu Zeit Flintenschüsse abfeuerten.

Inzwischen wurden die Brüder abwechselnd von Fiebern befallen, die keinen Europäer, der in diese Gegenden einzudringen wagt, verschonen. Die Anstrengungen einer beschwerlichen Reise, in einer Hitze, die an manchen Tagen auf 90° Fahrenheit stieg, erschöpften ihre Kräfte ungemein, und der jüngere Lander verfiel in eine solche Schwäche, daß er sich nicht mehr auf dem Pferde halten konnte, und in einer Matte getragen werden mußte. Es war ein Glück, daß beide Brüder nicht zu gleicher Zeit erkrankten, und daher sich gegenseitig Beistand leisten konnten. Eines ganz eigenen Umstandes aber, der den Reisenden ihre Leiden besonders erschwerte, erwähnt das Tagebuch in Folgendem: „Vielleicht ist von allen Uebeln, das einen Kranken belästigen kann, Geräusch und Lärm jeder Art, das unerträglichste. Man mag aber in Afrika krank oder gesund seyn, so kann man nirgends Ruhe finden. Des unaufhörlichen Girrens der Tauben, die einem dicht am Ohre sich herumtreiben, des Blöckens der Schafe, des Mäckerns der Ziegen, des Geheuls von Heerden halbverhungerter Hunde zu geschweigen, wird man weit schrecklicher noch gepeinigt — durch die rastlosen Zungen der Weiber, deren Geschnatter uns überall hin verfolgt, und — wie ich wirklich glaube — nur aufhören wird, wenn sie in den letzten Zügen liegen. Ihre schrillenden Stimmen übertäuben das Blöcken der Schafe und das Gekläffe der Hunde und konnten aller Bemühungen ungeachtet nicht zum Schweigen gebracht werden." — Da es den Reisenden auf keine Weise möglich wurde, ihrer los zu werden, so mußten sie endlich zu einem Mittel ihre Zuflucht nehmen, durch das sich Marschall Lobau auf dem Vendomeplatze unsterblich gemacht hat: sie spritzten ihnen mit einer Spritze Wasser ins Gesicht, und kaum wurde die Wirkung dieser furchtbaren Waffe verspürt, als Alles über Hals und Kopf sich davon machte.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Saint-Simonismus in seiner letzten religiösen, moralischen und politischen Entwickelung.

Vierter und letzter Artikel.

(Schluß.)

Doch Dieses mag hinreichend seyn, um zu zeigen, auf welchen falschen Grundlagen das gesellschaftliche System des Saint-Simonismus gebaut war. Wir haben jetzt die weitere Frage zu beantworten, welche Wirkungen hatte der Saint-Simonismus? Wir haben in dem dritten Artikel schon die vortheilhaften Seiten hervorgehoben, die der politische Theil des Saint-Simonismus darbietet; wir haben hier aber auch noch mehrere allgemeine Wirkungen zu berühren. Der Saint-Simonismus hat das unzweifelhafte Verdienst, höchst wichtige Fragen über die Menschheit und die menschliche Gesellschaft angeregt zu haben.*) Ist die christliche Religion die letzte definitive Religion der Menschheit, oder steht der Menschheit eine neue, höhere, umfassendere bevor, und wie ist diese zu denken? Ist der jetzige Zustand des weiblichen Geschlechts im Verhältnisse zu der Gesellschaft im Allgemeinen der richtige, oder darf das weibliche Geschlecht eine gesellschaftlich umfassendere und höhere Stellung dereinst erwarten, ja soll die Frau wohl gar die gleiche Genossin des Mannes, nicht bloß im Privat-, sondern auch im gesellschaftlichen Leben seyn, so daß sich der in beiden Geschlechtern findende Gegensatz sich nur als ein vorwaltendes, der Geschlechtseigenthümlichkeit angemessenes Uebergewicht in dem im Wesentlichen Gleichartigen zeigte? Ferner: ist die Abschaffung der Vererbung des Vermögens bei Organisirung einer neuen Gesellschaft möglich oder nicht? Kann der Zustand der niedern Klassen der Gesellschaft, die fast an weiter nichts denken können, als im Schweiß ihres Angesichts ihr spärliches Brod zu verdienen, immer derselbe bleiben, oder kann eine wesentliche Veränderung darin vorgenommen werden? Solche Fragen, deren sich noch mehrere anführen ließen, haben natürlich entstehen müssen, und ein Jeder wird ihre Wichtigkeit einräumen. Von den Entscheidungen, die der Saint-Simonismus gegeben hat, sehen wir ganz ab, da sie meistens gänzlich verkehrt ausgefallen sind, obgleich nach unserer Ueberzeugung in mehreren richtige allgemeine Gedanken zu Grunde lagen; man kann auch den Einfluß nicht verkennen, den der Saint-Simonismus, in Bezug auf die Anregung jener Fragen, auf den-

*) Doch immer nur in Bezug auf Frankreich; es ist bekannt und schon mehrfach vor uns bemerkt worden, z. B. von Carové in seiner Schrift über den Saint-Simonismus, und in den Blättern für literarische Unterhaltung, daß in Deutschland C. Gr. Fr. Krause nach seinem philosophischen Systeme schon ähnliche Fragen zu beantworten gesucht hat, besonders in den beiden Schriften „Urbild der Menschheit" 1811, und in seinem „Tagblatte des Menschheitslebens 1811." Da wir aber dieses System genauer kennen, so müssen wir erklären, daß keine Lehre, sowohl in ihrer Grundlage als in den Resultaten verschiedener seyn kann, und daß es keine größere Parodie dieses Systems geben könnte, als die saint-simonistische Lehre. A. d. V.

fende Männer gehabt hat. Hier erklärt ein besonnener denkender Professor Jouffroy,*) in seinen öffentlichen philosophischen Vorlesungen in der Sorbonne, er glaube, daß der Menschheit eine neue Religion bevorstehe, aber daß diese keine Offenbarungsreligion mehr seyn werde, sondern der Inbegriff der philosophisch gewissen Wahrheiten über die Gottheit; dort erklärt ein Chateaubriand**), daß die Worte der Saint-Simonisten von Arbeitern und Müßiggängern (travailleurs et oisifs), eine tiefe Bedeutung hätten, und daß gewiß eine Zeit kommen werde, wo es unglaublich erscheinen wird, daß es eine Epoche gegeben habe, wo die Einen Millionen besaßen, und die große Mehrheit kaum das Nöthige zur Stillung des Hungers hatte. Auch auf Seite des Katholizismus regten die Behauptungen der saint-simonistischen Lehre zu vielfältigen Erörterungen an. So hatte z. B. der Saint-Simonismus dem Katholizismus vorgeworfen, daß er die geschichtliche Entwicklung der Menschheit nicht begreife. Abt Gerbet***) sucht jetzt durch die That den Gegenbeweis zu liefern, indem er Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte beginnt. Der Saint-Simonismus hatte gleicherweise dem Katholizismus vorgeworfen, daß er sich nicht um die materiellen Interessen bekümmere, daß ihm Industrie und politische Oekonomie gänzlich fremd geblieben seyen; Herr Coux†) tritt jetzt auf, und kündigt eine Reihe von Vorlesungen an, worin er beweisen will, daß der Katholizismus allein die wahre Theorie der gesellschaftlichen Oekonomie zu geben wisse; und dieser Art ließe sich noch Vieles anführen. Dieß mag aber zur Bezeichnung der Hauptwirkungen, die der Saint-Simonismus bis jetzt hervorgebracht hat, genug seyn. Wir wenden uns zur letzten Frage: was ist der Saint-Simonismus seiner wahren Natur nach gewesen, und wohin würde er geführt haben? Eigentlich muß sich diese Frage aus unserer ganzen Darstellung schon von selbst beantwortet haben.

Hier daher nur noch einige Schlußbemerkungen: Wir haben gesehen, daß der Saint-Simonismus neben manchem einzelnen Guten, das er hervorgebracht, im Ganzen auf einer durchgängig verkehrten Grundlage beruht, und daß gerade diese Lehre dadurch, daß sie sich auf das gesammte Gebiet des menschlichen Lebens erstreckte, um so gefährlicher wurde, ja für die Zukunft so verderblich, und alles Gute und Edle untergrabend hätte wirken müssen, wie noch kein politisches oder religiöses System alter oder neuerer Zeit gewirkt hat. Wir haben gesehen, daß der Saint-Simonismus, besonders in seiner letzten Gestaltung, eine Zusammenstellung alles Verkehrten war, was die Vergangenheit nur einzeln und zu verschiedenen Zeiten hervorbrachte, gleichsam um noch einmal in einem einzigen Gemälde alles Häßliche der Vergangenheit der Menschheit lebendig zu vergegenwärtigen, und dann, wie wir hoffen, auf immer zu verschwinden. Der Saint-Simonismus ist dadurch eine (unabsichtliche) Reaktion wider alles Bessere gewesen, und hat, wenn man Glauben an eine bessere Zukunft hat, die widrigste Karrikatur dieser Zukunft im Voraus geliefert.

*) Cours de philosophie 1831, vergl. revue encyclopédique, decembre 1831, p. 785.

**) In einem Briefe an die Revue Européenne.

***) Leçons sur la philosophie de l'histoire 1832.

†) Leçons sur l'économie politique du catholicisme 1832.

Hiemit schließen wir die Darstellung der neueren Lehren des Saint-Simonismus, in dem Bewußtseyn, daß nur die größte Unpartheilichkeit unsere Feder führte, und daß, wo wir getadelt, und bitter getadelt, die gerechtesten Gründe vorhanden waren. Es schien uns Pflicht die Lehre in ihrer wahren Gestalt ohne Verbrämung darzustellen, und dadurch Viele, die den Saint-Simonismus nicht so genau kennen lernen konnten, und daher wohl eine bessere Meinung von ihm hegten, zu enttäuschen.

Zum Schlusse mögen hier noch einige Nachrichten über die wichtigsten Personen stehen, die eine Rolle in der Geschichte des Saint-Simonismus gespielt. Zuerst bemerken wir, daß man diese Lehre ganz fälschlich nach dem Namen Saint-Simons genannt hat. Saint-Simon hat nie und in keinem Theile die Lehren vorgetragen, die in den verschiedenen Hauptpunkten den jetzigen Saint-Simonismus bilden. Die eigentliche Aufstellung des ganzen Gebäudes gehört Enfantin, der auch jetzt noch der einzige Chef ist. Bazard nahm zwar an der Ausarbeitung vieler Punkte Theil, stemmte sich aber den später, konsequent zum Vorschein gekommenen, Hauptlehren kräftig entgegen, und trennte sich, als seine Stimme nicht durchdringen konnte, gänzlich mit mehreren, die seine Ueberzeugung theilten, von den übrigen. Er verwirft jetzt fast alle Lehren, die wir als verkehrt bezeichnet haben; von einem Grundübel, von der Idee der Hierarchie scheint er sich aber auch jetzt noch nicht ganz frei gemacht zu haben; im übrigen glaubt er, daß das ganze Gebäude von Grund aus neu aufgebaut werden muß, und daß Dieß nur auf wissenschaftlichem Wege durch wahre Philosophie geschehen könne. Diese Ansicht haben auch die jetzigen Herausgeber der Revue encyclopédique, Carnot, Leroux u. A., die sich mit Bazard trennten, und die auch den Saint-Simonismus in seiner ganzen Grundlage für falsch anerkennen, und eine tiefere und neue Erforschung der vom Saint-Simonismus aufgestellten Fragen für nöthig halten, wozu sie denn auch durch die genannte Revue selbst beitragen wollen. A.

Ranschit Sing's Zusammenkunft mit Lord Bentink.

Schon seit geraumer Zeit sprachen die indischen Zeitungen von einer bevorstehenden Zusammenkunft des englischen Gouverneurs in Ostindien, Lord William Bentink, mit dem Beherrscher von Pendschab oder Lahur, Ranschit Sing, dessen Name in der neuesten Zeit durch seine Unterhandlungen mit Rußland von Neuem eine nicht geringe Bedeutung gewonnen hat. Alle Vorbereitungen zu dieser Zusammenkunft waren getroffen, und der englische Kapitän Wade vorausgeschickt worden, um die bei dieser Gelegenheit erforderlichen Ceremonien ins Reine zu bringen; als der Generalgouverneur, am 19 Oktober vorigen Jahres, mit seiner Familie von Simla aufbrach, und sich auf der neu angelegten Straße nach den Festungen Ramgurh und Nalagurh begab, die seit dem Jahre 1815 sich in den Händen der Engländer befinden. Am Abend des 22 Oktobers machte sich Lord Bentink nach Rupur auf den Weg, wo seine Truppen schon am Abend zuvor auf einem andern Weg angelangt waren. Rupur ist die Residenz Sirdah Rhup Sing's, eines der Scheichs, die unter dem Schutze der englischen Regierung stehen. Diese von Ziegelsteinen erbaute und halbverfallene Stadt wird von einer kleinen Citadelle vertheidigt, die sehr malerisch an dem linken Ufer des Sudletsch auf einem Hügel gelegen ist, der sich nach diesem Flusse hin absenkt. Auf dem rechten Ufer des Sudledsch läuft eine lange Hügelkette hin, die aus Sand und zerbröcklichem Gestein besteht und hie und da mit niederem Pflanzenwuchs bedeckt ist.

Am Fuße dieser Hügel halte sich der Beherrscher der fünf Flüsse *) mit einem Heere von zehntausend Soldaten und fünfzig Kanonen gelagert. Am Morgen des 25 Oktober schickte Lord Bentink eine Deputation an Ranschit Sing, um ihm zu seiner Ankunft Glück zu wünschen, und dieser sandte dagegen seinen ältesten Sohn, Radschah Kanwor Korgh Sing, mit sechs andern vornehmen Scheichs und dem Fakir Azjz=u=Dihn — seinem Arzte und Geheimschreiber — an den Generalgouverneur zur Begrüßung. Kanwor Korgh Sing verrieth weder in seinen Gesichtszügen, noch in seinem Gange den künftigen Beherrscher der fünf Flüsse, der einst nach dem Tode seines Vaters bestimmt ist, die unruhigen und ehrgeizigen Scheichs unter seiner Botmäßigkeit zu halten. Sein Gesicht fiel unangenehm auf, und sein Benehmen war so linkisch und ungeschliffen, wie man es nur an einem Menschen gewohnt ist, der keine Erziehung genossen hat. Seine Sprachkenntniß war aller Wahrscheinlichkeit nach nur auf die Landessprache von Pendschab beschränkt; wenigstens schien er kein Wort von der Rede zu verstehen, die im Hindustani an ihn gehalten wurde. Dagegen sprach Azjz=u=Dihn in Kanwor Korgh's Namen, mit all dem blumenreichen Prunk der Rede, wie er den Söhnen Asiens eigen ist, um die Freude auszudrücken, die der Maharadscha (große König) sich von der bevorstehenden Zusammenkunft verspreche. Diese wurde auf den folgenden Morgen anberaumt, und der General Ramsay, Major Lockett und der Unterstaatssekretär Ravenshaw erhielten Befehl, sich in das Lager des Königs zu begeben, um ihm bei dem Besuche, den er dem Generalgouverneur abstatten wollte, als Geleite zu dienen.

Ueber den Sudledsch war eine Brücke aus 26 flachen Fahrzeugen, wie sie dort zu Land gebräuchlich sind, geschlagen, und man wollte behaupten, daß Alexander der Große zweitausend Jahre früher sich gleicher Fahrzeuge bedient habe, um sein Heer über den Hydaspis zu setzen. Diese Schiffbrücke hatte 560 Fuß in der Breite, und war an demselben Orte geschlagen, wo der Sage nach Nadir Schah seinen Uebergang über diesen Fluß bewerkstelligte, als er von der Plünderung Delhi's zurückkehrte. Mit Sonnenaufgang erschien der Maharadscha vor den Gezelten seines Lagers, gefolgt von einer zahllosen Menge prachtvoll angeschirrter Elephanten, die auf seidenen und reich in Gold gestickten Decken die vornehmsten Radschah's und Sirdars des königlichen Hofes trugen. Sechs Bataillone Fußvolk bildeten eine Gasse bis an die Brücke. Die Reiterei Ranschit Sings, die aus dreitausend Mann Ghur=Dschurras (Leibgarde) und achthundert Dragonern unter dem Befehl eines Franzosen, Hrn. Allard, bestand, ging über den Fluß und stellte sich dort in einer Länge von dreiviertel Meilen zu beiden Seiten auf. Die Ghur=Dschurras trugen Kleider von reichen gelben Seidenstoffen, und waren mit Lanzen, Karabinern, Bogen und Pistolen bewaffnet. Die Offiziere derselben, vom Kopf bis zu den Füßen geharnischt, trugen Helme von polirtem Stahl, auf denen Reiherfedern staken, glänzende Brustharnische und Armschienen; ihre Schwerter waren mit Gold ausgelegt. Der Zug brauchte geraume Zeit, um über die Brücke zu kommen, da auf derselben nur fünf bis sechs Elephanten in einer Reihe neben einander gehen konnten. Der Beherrscher der fünf Flüsse zog an der Spitze einher; Niemand als Koschal=Singh, der oberste Feldherr des Königs, und Dhion Sing, sein Kammerherr, ritten auf prächtigen Pferden neben ihm, jedes Winkes von ihrem Herrn gewärtig.

Der Maharadschah nahm sein Frühstück zu sich, während er die Brücke überschritt; und als er auf dem andern Ufer des Flusses angelangt war, setzten sich auf Einmal alle Truppen, die vor und hinter ihm waren, in Bewegung, was ein prachtvolles Schauspiel bot. Der König selbst leitete alle Bewegungen; bald hieß er hier die Truppen den Schritt beschleunigen, dort sie langsamer vorrücken, je nachdem sie sich zu langsam oder zu schnell bewegten. Es war ein merkwürdiger Anblick, diesen berühmten Feldherrn selbst mit Stimme und Gebärde Schaaren von jenen Kriegern leiten zu sehen, die er schon so oft zum Siege geführt hatte. Die Landschaft, zu der diese glänzende Truppenmasse in ihren malerischen und abenteuerlichen Aufzügen die Staffage bildete, war hiezu wie geschaffen. Die schöne Ebene, in deren Mitte der Sudledsch sein Gewässer dahin rollt, hat eine Ausdehnung von ungefähr zwölf Meilen, und wird von einer Kette kleiner Hügel geschlossen, auf denen dort und da Tempel und Grabmäler zu sehen sind; im Hintergrunde erblickt man die Stadt und das Schloß von Rupur. Da das Lager am Fuße dieser Hügelkette geschlagen war, so bildeten seine weißen pyramidenförmigen Zelte parallellaufende Gassen, die sich nach den Anhöhen zu erstreckten, und mit der Vorderseite in gerader Linie dem Flusse zugewendet waren. Nordwärts beherrschte der Himalaya dieses imposante Gemälde; seine schneebedeckten Gipfel erhoben sich in gigantischen Säulen und funkelten in den Strahlen der Morgensonne, während man die weißen Gebäude von Nalagurgh im Hintergrunde schimmern sah, obgleich sie zehn bis zwölf Meilen entfernt liegen.

Die Truppen, die bei dieser feierlichen Gelegenheit das Gefolge des Gouverneurs bildeten, bestanden aus einer Abtheilung reitender Artillerie mit acht Kanonen, aus zwei Schwadronen Uhlanen, dem 31sten englischen Infanterieregiment, zwei Regimentern Hindu=Infanterie und endlich aus einem Regimente leichter Reiterei. Diese Truppen waren in Spalieren aufgestellt, um Ranschit Sing bei seiner Ankunft im Lager zu empfangen. Das 31ste englische Infanterieregiment zog vorzüglich die Aufmerksamkeit des Königs auf sich, da es das erste europäische Regiment war, das er unter den Waffen sah; er verweilte bei ihm über fünf Minuten, und schien es mit der größten Sorgfalt in Augenschein zu nehmen. Inzwischen war der Generalgouverneur mit seinem ganzen Gefolge aufgebrochen, um den König zu empfangen, und als sie einander ansichtig wurden, stiegen beide von ihren Pferden, und umarmten sich, wie es Landessitte ist. Der Maharadscha und seine vornehmsten Scheichs wurden hierauf nach einem reichen Zelte geführt, wo ihnen eine große Anzahl von höhern Offizieren vorgestellt wurde. Endlich lud man ihn ein, auf einem Armstuhl zur Rechten des Lord Bentink sich nieder zu lassen; er setzte sich mit untergeschlagenen Beinen in der Stellung nieder, wie man Budha auf seinem Lotosthrone abgebildet sieht.

Der Löwe von Lahur schien ungefähr fünfzig Jahre alt; er ist klein und hager, und durch die Blattern eines Auges beraubt; das andere ist voll Lebendigkeit und Verstand. Seine Stirne war durch die großen Falten seines gelb seidenen Turbans ganz bedeckt. Seine Nase ist nicht so spitzig, wie man sie bei den übrigen Scheichs gewöhnlich trifft, sondern etwas aufgestülpt. Sein Mund ist von einem schönen Schnitte und sein Kinn durch einen langen grauen Bart geziert. Ein großer Schnurrbart gibt seinem Gesichte einen etwas düstern und wilden Ausdruck. Seine Kleidung, so wie die seines Gefolges bestand aus gelber Seide, die man Busuntih, „das Gewand des Frühlings", zu nennen pflegt. Der Mahradschah hatte nämlich seinem ganzen Hofe, Männern und Frauen, befohlen, sich in die Farbe der Freude zu kleiden, um offen an den Tag zu legen, „daß der Baum der Freundschaft, den beide Mächte gepflanzt hatten, in voller Lebenskraft erwachsen sey, und durch seine grünen Blätter und gelben Blüthen die herrlichen Früchte des Segens für beide Reiche im Ueberfluß verheiße." Dieß war der Mann, der im Verlaufe der letzten dreißig Jahre sich so hoch über die andern Scheichs emporgeschwungen, alle diese von Pendschab unabhängigen Fürsten zu bezwingen, und mit eben so kraftvoller Hand den Uebermuth und den ehrgeizigen Fanatismus der Akalis zu beugen gewußt.

(Schluß folgt.)

*) Pendschab bedeutet fünf Gewässer. Pendschab oder Lahue liegt unter dem 30 und 34° nördlicher Breite und ist ungemein fruchtbar an Getreide, Reiß, Wein, herrlichem Zucker, Baumwolle und Baumfrüchten.

Neueste oreographische Reise in Quito.

Die berühmten Vulkane des Tafellandes der Gebirge von Quito sind seit der Reise Humboldt's und Bonpland's von keinem Geologen mehr besucht worden. Neueste Nachrichten aus Columbien melden, daß ein französischer Geologe, Hr. Boussingault, dem die Wissenschaft bereits wichtige Mittheilungen über die Höhen der Andes verdankt, im Juni des vergangenen Jahres von Bogota in Quito angelangt ist. Hr. Boussingault ist der erste, der die Krater der Vulkane von Pasto und Cumbal erstieg. Er war bei dieser Gelegenheit mit trefflichen Instrumenten versehen, und wird jetzt neue Versuche machen, die trachitischen Gipfel des Antisona und Cimborasso zu besteigen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 193. 11 Julius 1832.

Lander's Entdeckungsreisen auf dem Niger.

5. Handelsplätze im Königreiche Yarriba. — Pracht der Landschaften. — Geläufigkeit der Weiberzungen. — Wettkampf mit einem afrikanischen Trompeter.

(Fortsetzung.)

Die Wege, die durch diese Gegenden führten, waren meist fast ungangbar, obgleich sie mit geringer Mühe in ordentliche Landstraßen verwandelt werden könnten; allein die Einwohner haben hievon nicht die leiseste Ahnung, und arbeiten sich lieber mühsam durch Gestrüppe, Sumpf und Pfuhl, als daß sie auf eine Verbesserung der Wege dächten. Oft fallen Bäume quer über einen Fußpfad, und die Wanderer machen dann weit um dieselben einen Umweg; sogar die Wegschaffung eines Ameisenhaufens scheint ihnen zu viele Mühe zu machen, man weicht ihm aus, und läßt ihn mitten auf dem Wege liegen; „so sorglos und träge sind die Bewohner dieses Theiles der Welt." Dagegen wird der Reisende für die Mühseligkeiten des Weges durch den Anblick der prachtvollsten Landschaften entschädigt. Hier aus dem Tagbuche nur die Beschreibung einer einzigen: „Es war ein Morgen, den man wahrhaft mit Weihrauch durchdüftet nennen konnte; denn die mancherlei Wohlgerüche, die nach dem Regen in der vergangenen Nacht aus dem Wald, aus Blumen und Gesträuchen hervorquollen, waren köstlich und fast zu stark für unsre Sinne. Der Pfad schlängelte sich durch ein Thal, das einem schön angelegten Garten glich; und fast überall auf beiden Seiten von Granitbergen eingeschlossen war, die in den seltsamsten Formen sich aufthürmten, und auf ihren Gipfeln mit verbuttetem Gehölz bewachsen waren. In den Höhlen, die sich an ihren Abhängen öffneten, erblickte man Gruppen von Hütten, deren Einwohner in diese Berge geflüchtet waren, um den „Kriegern," wie man dort die Straßenräuber zu nennen pflegt, zu entgehen, die das ebene Land beunruhigen. Eine Menge uns unbekannter Vögel haben gleichfalls in diesen Thälern einen Zufluchtsort gesucht: die Stimmen von einigen derselben sind voll und melodisch, das Geschrei anderer rauh und mißtönig; das Gefieder der meisten aber war farbenreich und herrlich. Man konnte das bescheidene Rebhuhn neben dem prachtvollen balearischen Kranich mit dem königlichen Kopfputze wahrnehmen, und köstliche Kolibris hüpften in den Zweigen, auf denen sich auch andere uns fremde Vögel wiegten: die einen von schwarzem, die andern von hellgrün schimmerndem Gefieder; einige hatten Flügel wie von rother Seide und purpurrothe Leiber; andere schienen mit Karmoisin und Gold gestreift; und diese alle zirpten, sangen und schrien in dem dichten Laubwerk der Bäume durcheinander."

Je weiter die Reisenden ins Innere des Landes vordrangen, desto seltener wurde die Palme und daher auch das Palmöl, wofür die gütige Natur den Einwohnern durch die Micadania, oder den Butterbaum Ersatz gegeben hat, der im Ueberfluß ein vegetabilisches Fett von großem Wohlschmack liefert. Man benützt es aber auch zu Kerzen und anderm häuslichen Bedarf. Der Baum, der es liefert, gleicht ziemlich unserer Eiche, und die Nuß, aus der es gewonnen wird, ist mit einem angenehmen Fleisch umgeben. Der Kern dieser Nuß ist von der Größe unsrer Kastanie. Man läßt ihn an der Sonne trocknen, zerstößt ihn dann sehr fein, und siedet ihn in Wasser; die öhlichten Theile, die er enthält, schwimmen bald auf der Oberfläche, und wenn sie abgekühlt, schöpft man sie ab, und bewahrt die so gewonnene Butter, zu kleinen Kuchen geformt, ohne alle weitere Zubereitung, für den Gebrauch auf.

Bevor die Reisenden Katunga erreichten, berührten sie die alte Hauptstadt von Yarriba, Bohu, die an einem anmuthigen und sehr fruchtbaren Hügel liegt, dessen Fuß von einem milchweißen Strome bewässert wird. Der dreifache Erdwall, von dem sie umgeben ist, mag an zwanzig englische Meilen im Umfang haben, schließt aber außer den Hütten und Gärten der Einwohner, auch einen großen Flächenraum von trefflichem Weidegrund ein, auf dem Büffel, Schafe und Ziegen durch einander weiden. Schon vor einem halben Jahrhundert verlegte ein König von Yarriba, dem die Ebene von Katunga besser gefiel, in letztere Stadt seinen Wohnsitz. Seitdem hat Bohu sowohl an Reichthum als Bevölkerung abgenommen, obgleich es noch immer als die zweite Stadt des Königreiches betrachtet wird. Die Landschaft umher bietet einen einladenden Anblick und darf, wie Lander's Tagebuch bemerkt, hinter keiner Gegend in England während der schönsten Jahreszeit zurückstehn. Dieß scheint man vorzüglich den Felatahs danken zu müssen, von denen eine außerordentliche Menge in der Nachbarschaft der Stadt mit ihren Heerden sich aufhält. Diese Fremden bringen äußerst wohlfeil Käse und Butter zu Markte. Ersterer ist in kleinen Kuchen von einem Zoll im Gevierte geformt, sieht hartgesottenem Eiweiß gleich, und ist mit Butter geschmort von großem Wohlschmack. Wenn hier wie öfters anderswo von ei-

ner afrikanischen Stadt die Rede ist; so braucht wohl kaum bemerkt zu werden, daß man sich darunter keine Städte im europäischen Sinn des Wortes vorstellen darf. „Im Allgemeinen," bemerkt hierüber das Tagebuch, „kann die Beschreibung einer Stadt in Yarriba für alle übrigen gelten. Reinlichkeit und Ordnung, größere Fruchtbarkeit des Bodens, eine schönere Umgebung u. s. w. mögen wohl einer vor der andern Vorzüge geben; die Bauart und Einrichtung im Innern aber ist überall dieselbe: unregelmäßig und schlecht aufgeführte Wände von Lehm, zerlöcherte Schilfdächer, mit Koth und Kuhmist bedeckte Fußböden, machen einen gewöhnlichen Stall in England dagegen gehalten zum Palaste. Die Wohnungen der Häuptlinge sind hierin von denen des gemeinen Volkes in nichts verschieden, als in der Menge von Hofräumen, die meistentheils von Weibern und Sklaven, Heerden von Schafen und Ziegen, und einer Menge Schweine und Geflügel, Alles ungeschieden von einander, bewohnt werden."

Die Fremden wurden fast durchgehends mit vieler Freundschaft aufgenommen und von einigen Häuptlingen mit Lebensmitteln überaus reichlich versehen. An einigen Orten fanden sie den Glauben verbreitet, daß den weißen Menschen die Elemente zu Gebote stehen, und der Statthalter von Dschaadu überreichte den Reisenden eines Morgens eine Kalabasche mit Honig, indem er ihnen für den Regen dankte, der am Abend zuvor das Land, das lange schon darnach schmachtete, erfrischt hatte. Ein anderer Häuptling suchte bei ihnen Hülfe gegen einen Zauberer, der, wie er glaubte, sich in seiner Stadt verborgen hatte, und eine Menge seines Volkes, vorzüglich Weiber und Kinder tödtete. Die Todesfälle ereigneten sich so schnell und unvorhergesehen hintereinander, daß der alte Mann in größter Furcht lebte, und die weißen Männer um ein Zaubermittel für sich und seine Familie anging. Der Häuptling von Atboro zeigte sich ungemein erfreut über ihre Ankunft, und sagte: „Weiße Menschen thun nichts als Gutes, und ich will Gott bitten, daß er euch in seinen Schutz nehme und noch mehr von euren Landsleuten nach Yarriba sende."

(Schluß folgt.)

Die Insel Johanna.

(Fortsetzung.)

Indeß wurde es Zeit nach dem Palaste zurückzukehren; wir standen auf und senkten den Kopf, um durch die Thüre hinauszukommen, froh wieder die reine klare Luft dieses himmlischen Klima's zu athmen, und uns an einer der prachtvollsten Landschaften zu erlaben, die ein sterbliches Auge nur verlangen kann. In dieser Umgebung trat der Kontrast dieses Himmelsstriches mit dem Menschen und seinen Werken erst recht schroff hervor. Während unserer ganzen Wanderung an diesem Tage, mußten wir wirklich wiederholt die traurige Beobachtung machen, wie wenig Harmonie zwischen den Bewohnern und einem Lande statt fand, wo, um mit Lord Byron zu reden: „Alles göttlich ist, bis auf den Menschen."

Der Baumschlag stuft sich an andern Orten gewöhnlich nach dem Maße ab, als die Vegetation die Bergeshänge hinaufsteigt; hier aber, unter diesen Graden, breitet er sich in gleich üppiger Fülle bis zum höchsten First der Berge aus, der damit nicht minder reich bekleidet ist, als das tiefste Thal und der Rand der Gewässer. Dieser den tropischen Inseln insbesondere eigenthümliche Zug bezaubert vielleicht am meisten das Auge des Fremden. Auf Madeira und den Azoren ist die Vegetation auf einen reichen Gürtel um den Fuß der Gebirge her beschränkt, und selbst in Westindien sind die Bergspitzen meistentheils kahl.

Die Insel Johanna, wie Madeira und alle andern vulkanischen Inseln, die ich kenne, sind von ihren höchsten Spitzen bis zum Ufer durch tiefe Schluchten ausgezackt oder zerschnitten, die an ihren Rändern durch scharfe Lichtstreifen bezeichnet sind, die sich nach der Mitte hin in tiefe Schatten verlieren. Dieß sind die Rinnsäle der Gebirgswasser, die während der Regenzeit in mächtigen Strömungen herabbrausen. Bei unserm Besuche auf Johanna entdeckten wir nur einen einzigen Wasserfall, den man aber nicht im mindesten für einen Bergwassersturz ausgeben konnte, obgleich er sich funkelnd an einer wohl fünfhundert Fuß hohen senkrechten Höhe herabschlängelte, wo seine Quelle vielleicht manchmal aus einer vorüberziehenden Wolke Nahrung sog. Dieses kleine Wildwasser fiel endlich leise in einen ebenen Grund, durch den es sich der Bucht zu krümmte, nachdem es zuvor einen Kokoswald bespült hatte.

Wir irrten noch eine Zeit lang von Straße zu Straße umher, bis wir endlich dem Gouverneur der Insel begegneten, einen Araber von hübschem Wuchse, und gutmüthigem Gesicht, dessen Oliventeint nicht die mindeste Beimischung von der fatalen afrikanischen Farbe verrieth — wahrlich eine fatale Farbe, da sie Anlaß zu so vielen Verbrechen und so vielem Elend wurde! Seine Excellenz hatte an diesem Tage einen ungeheuren Turban auf dem Kopfe, und über die Schultern nicht ohne Anmuth eine prächtige scharlachene Toge geworfen, die jedoch lächerlich genug zu den nackten Beinen und Füßen Sr. Hoheit stand. Unsere Unterhaltung mit diesem würdigen Beamten wurde durch einen Boten des Königs unterbrochen; und da unsre Begierde, Se. Majestät zu sehen, durch die Bekanntschaft mit seinen Unterthanen nur gesteigert worden war, so verloren wir keinen Augenblick, uns ihm vorzustellen.

Der königliche Palast, den man bequem in dem Speisesaal eines gewöhnlichen europäischen Hauses hätte unterbringen können, war in Gestalt eines englischen Schiffes gebaut, insofern Dieß nämlich mittelst Steinen und Mörtel möglich war. Es scheint, daß die königlichen Baumeister Anfangs dem wunderlichen Einfall ihres Gebieters lebhafte Einwendungen entgegengesetzt hatten; allein der Geschmack des Königs war das bündigste architektonische Gesetz und die armen Werkmeister von Johanna machten es, so gut sie konnten. Der König scheint mit dem Erfolge nicht ganz zufrieden gewesen zu seyn; denn um die Aehnlichkeit mit einem Schiffe noch augenfälliger zu machen, worauf all sein Sinnen und Trachten ging, hatte Seine Majestät an dem einen Ende des Gebändes, das in seinen Augen als Vordertheil des Schiffes galt, ein Bugspriet (Mast am Bug des Schiffes) aufrichten, und weiter unten zwei runde Oeffnungen anbringen lassen, welche die Kabellöcher vorstellen sollten. Als gutabgerichtete Hofleute ermangelten

wir nicht, diese Erfindungen als höchst täuschend und zweckmäßig zu bewundern.

Der Hof von Johanna hatte, ungeachtet dieser Wunderlichkeiten, doch eben so gut seine Etikette, als irgend ein Hof des Erdkreises. Statt uns unverzüglich bei dem Könige einzuführen, bedeutete man uns, der Monarch, erschöpft von einer langen Audienz, die er dem Kapitän der „Volage" und einem Reisenden unseres Schiffes, dem zum Gouverneur von Bombay bestimmten Sir Evan Nepean, gewährt habe," sey so eben zu Bette gegangen und dürfe unter keinerlei Vorwand vor Ablauf von zwanzig Minuten aufgeweckt werden. Indem wir uns glücklich priesen, nicht länger warten zu dürfen, drängten wir uns durch die Schaar der Hofleute unter Beistand des Lord Kammerherrn, den wir, im Vorbeigehen gesagt, heimlich um seine wenigen und leichten Kleidungsstücke beneideten; er führte uns in eine Art Antichambre, wo wir eine Stiege oder vielmehr eine Leiter hinaufklettern mußten; denn wenn dieses Vorzimmer nicht einem Palast angehört hätte, so wäre man leicht in die Versuchung gerathen, es für einen Heuboden anzusehen. Wenige Augenblicke darauf sahen wir uns von den Großwürdenträgern der Krone umgeben, deren Anwesenheit das Zimmer mit der Hitze eines Backofens erfüllte, so daß wir uns genöthigt sahen, uns an unsern Freund mit dem rothen Stäbchen zu wenden, mit der Bitte, uns nicht ersticken zu lassen; worauf er einige dieser Herrn wieder hinabsteigen hieß. Wahrscheinlich litt dabei unsere Popularität sehr; da sie nicht begreifen wollten, daß es uns in ihrer Zuthunlichkeit ans Leben ging. Indeß scheinen diese Orientalen selbst in den Augenblicken ihrer herzlichsten Vertraulichkeit, eben so wenig wie die Spanier, die äußern Zeichen der Höflichkeit beiseite zu setzen, und wir lernten an diesem Tage kennen, wie viel Anmuth in dem „Salam Aleikum" des Orientes liegt, wobei man, während dieser Gruß ausgesprochen wird, die Finger der rechten Hand an die Stirne legt. In Indien bemerkte ich, daß eine Person, die noch ehrfurchtsvoller grüßen wollte, zuerst mit der Hand den Boden berührte, als wollte sie zu verstehen geben: eigentlich sollte ich mich vor Dir niederwerfen. Diese Art der Begrüßung ist jedenfalls dem Cotu der Chinesen vorzuziehen, die ihren Kopf dergestalt gegen die Erde schlagen, daß man für ihren Schädel besorgt werden möchte.

(Schluß folgt.)

Ranschit Sing's Zusammenkunft mit Lord Bentinck.

(Schluß.)

Nachdem gegenseitig die üblichen Begrüßungen gewechselt waren, sah Jedermann in gespannter Erwartung dem Augenblick entgegen, wo der Beherrscher der fünf Flüsse den Mund aufthun würde, um Proben seines großen Geistes vernehmen zu lassen. Ein tiefes Stillschweigen herrschte; endlich sah man die Lippen des Maharadscha's sich bewegen und hörte folgende Worte: „Lord Sahib Kuhtsch piia?" — „Lieben Eure Herrlichkeit die Flasche?" Nun entspann sich ein Gespräch über die Weine Indiens und Englands, und der Maharadscha machte die Bemerkung, die englischen Weine seyen die Infanterie und die Weine von Lahur, die dreimal so stark als der Whisky sind, die Kavallerie; und was ihn betreffe, so ziehe er die Weine von Lahur vor. Indeß ging das Gespräch auch auf die Veranlassung dieser Zusammenkunft über, wobei Ranschit Sing sagte, daß die Scheichs bei allen wichtigen Vorfallenheiten, wo die menschliche Vernunft nicht mehr ausreiche, um in die Zukunft zu blicken, die heiligen Schriften um Rath zu fragen pflegten. „Als Holkar, fügte der König hinzu, in mich drang, mit ihm ein Bündniß gegen die Engländer zu schließen, gebot mir die Weissagung, Nichts zu unternehmen, was dieser Macht mißfällig werden könnte; dagegen empfahl sie mir, stets ihre Freundschaft zu suchen." Neugierde schien ein vorherrschender Charakterzug des Maharadscha zu seyn; er stellte über alle Arten von Gegenständen Fragen, und vorzüglich über Alles, was Kriegszucht und Heerwesen betraf. Eine Menge Beamte der ostindischen Regierung und mehrere Offiziere, von denen der König hatte reden hören, wurden ihm auf sein Verlangen vorgestellt; dagegen ließ sich Lord Bentinck auch die vornehmsten Scheichs des Maharadscha's vorstellen.

Die Musik des 31sten Infanterieregiments und die des Generalgouverneurs waren nebenan in Zelten aufgestellt und spielten sehr schöne Musikstücke, die Ranschit Sing und seinem Sohne Korgh Zeichen der lebhaftesten Bewunderung entlockten. Der Maharadscha ließ später diesen Musikanten 2000 Rupien (ungefähr 2055 fl.) zustellen. Inzwischen wurden Erfrischungen jeder Art herumgereicht, und der Beherrscher von Pendschab nahm entzückt, wie es schien, über seinen Besuch, Abschied von dem Generalgouverneur.

Am Morgen des 27 Oktobers erschien Korgh Sing an der Spitze einer Schwadron der königlichen Leibwache zu Pferde in dem englischen Lager, und lud den Generalgouverneur zu einem Besuche bei seinem Vater ein. Lord Bentinck begab sich im Geleite einer starken Abtheilung Uhlanen und Dragoner, die jenseits der Schiffbrücke sich zu beiden Seiten des Weges aufstellten, nach dem Lager des Königs. Während sich der Zug dem Lager näherte, sah man den Maharadscha auf einem Elephanten, mit dem Fernglase in der Hand, die Uhlanen aufmerksam betrachten, und so sehr schien der König in seine Beobachtung vertieft, daß man nur mit Mühe ihm bemerklich machen konnte, daß der Gouverneur eingetroffen sey. Der Zug der Truppen bewegte sich langsam und in bester Ordnung vorwärts; voran ritt die Musik des Uhlanenregiments, die ringsum in den nahen Hügeln das Echo weckte. Am Eingange des Lagers erhoben sich zwei Triumphbogen, auf denen die königliche Fahne wehte, und durch die der Generalgouverneur und sein ganzes Gefolge ihren Einzug hielten. Behänge von karmoisinrothem Tuche, mit gelber Seide verbrämt, schlossen ein Viereck ein, innerhalb welchem die Zelte des Maharadscha's aufgeschlagen waren, die einen Raum von vierhundert Toisen einnahmen. Die Eingänge waren gewölbt und mit scharlachrothen Stoffen verhangen, auf denen sich erhaben gearbeitete Stickereien von gelber Seide und goldene Arabesken befanden. Eine lange Arkade, die aus einer Menge in gerader Linie aufgestellter Zelte bestand, führte nach dem königlichen Gezelte. Zu beiden Seiten waren eigene Sitze aufgestellt und der Generalgouverneur und sein Gefolge wurden eingeladen, sich niederzulassen. Seidene Stoffe und prachtvolle persische Teppiche, die in den schönsten Mustern gewebt waren, bedeckten den Fußboden, und die Wände waren mit kostbaren Kaschemir-Shawls, die mit goldenen Franzen eingefaßt, ausgeschlagen. Alles Dieß aber ließ sich mit der Pracht des Innern dieser Zelte nicht vergleichen. Die Wände waren mit herrlichem goldgestickten, karmoisinrothen Sammt behangen, und in der Mitte stand noch ein anderes kleineres Zelt, gleichfalls mit karmoisinrothem Sammt überzogen und dergestalt mit Gold, Perlen und edlem Gestein überladen, daß man kaum den Stoff durchschimmern sah. Dieser prachtvolle Tabernakel war bestimmt, vor ungeweihten Augen den Thron des Beherrschers der fünf Flüsse zu verbergen. Zur Rechten und Linken des königlichen Gezeltes waren zwei andere von sehr kleinem Umfange; in dem einen befand sich die Leibwache des Königs, die in gelber Seide gekleidet und wie die alten Paladine bewaffnet war; in dem andern Zelte gewahrten die Europäer mit Erstaunen eine Schaar von Amazonen, deren Schönheit ihre Augen blendete. Der König war bei dieser Gelegenheit in grüne Seide gekleidet. Sein Schmuck bestand bloß aus Diamanten. Eine prächtige Agraffe blitzte auf seinem Turban, und in der Mitte eines Armbandes, das aus drei Diamanten gebildet war, erblickte man den berühmten Kôhi-Nur, oder „Berg des Lichts," der weiland die Stirne des Pfaues schmückte, der auf dem Thron von Delhi saß. Dieser unschätzbare Juwel ist von eirunder Form, als Brillant geschliffen und von der Größe eines Eies. Auch die beiden andern Diamanten dieses Armbandes

waren von ungewöhnlicher Größe und in der Gestalt von Herzen geschnitten.

Späterhin ließ man die Amazonenschaar vorüberziehen, die dießmal keine andere Waffe, als ihre Schönheit hatte; und diese war zum Theil durch silbernes Laubwerk, das ihre Augen beschattete, den Blicken der Fremden entzogen. Die meisten dieser Frauen waren von großer Schönheit und ihre Haltung voll Reiz und Anmuth; sie waren in eine sehr schöne Tracht gekleidet, die ihrer sonderbaren Lebensweise vollkommen entsprach. Nach den Amazonen wurden die Rosse des Maharadscha, die mit reichgestickten sammtnen und seidenen Decken behangen waren, vorgeführt.

Am 29 Oktober ging der Gouverneur über den Sudledsch, um die Truppen des Königs zu mustern, die sich auf 11,000 Mann beliefen. Ranschit Sing hatte mitten in der Ebene einen großen Pavillon von zwei Stockwerken errichten lassen. Auf dem Söller desselben spreitete sich ein prachtvolles Zelt aus, unter dem der Maharadscha und Lord Bentinck Platz nahmen. Das Fußvolk führte seine Bewegungen mit einer Fertigkeit aus, die kaum von den Truppen der ostindischen Kompagnie übertroffen werden dürfte. Die Kriegszucht und gute Haltung dieser Truppen machte dem König um so größere Ehre, als er nur wenig durch europäische Offiziere unterstützt wurde, und die Leute, die er zähmen mußte, eine aufrührerische und fanatische Bande zuchtloser Soldaten waren. Wenn man den Worten des Maharadscha's glauben darf, so hat er zwanzig Bataillone regelmäßiger Infanterie und hundert Feldstücke, das dazu gehörige Fuhrwesen und eine zahllose Reiterei ungerechnet.

Der König hatte Lord Bentinck und seine Familie zu einer Abendunterhaltung eingeladen. Zu diesem Zweck waren Zelte am Abhange eines Hügels, ungefähr dreihundert Fuß von den Ufern der Sudledsch, aufgeschlagen. Weit umher war der Boden durch geschickte Gärtner aus Lahur in herrliche Gartenbeete umgeschaffen worden. Man hatte einige Tage zuvor den Ort mit Getreide besäet, das nun in üppigem Grün aufgeschossen und in großen Massen zu Elephantenköpfen, Pferden, Damhirschen und Thieren aller Art geschoren war. Eine glanzvolle Beleuchtung erhellte diese schnell geschaffenen Gärten, mit ihren künstlichen Blumen, Cypressen und Strauchwerk jeder Art, Alles mit dem ausgesuchtesten Geschmack geordnet, nach allen Seiten. Das Innere des Hauptgezeltes blendete die Augen mit einer Pracht und Ueberschwenglichkeit des Reichthums, die die glänzendsten Beschreibungen der Paläste Arun al Raschids und den König Salomon in aller seiner Herrlichkeit verdunkelten. Der Boden war mit Goldstück belegt und in dem merkwürdigen kleinen Zelte, dessen oben Erwähnung geschah, sah man drei Prachtstühle, mit Gold bedeckt und von wunderbarer Arbeit, aufgestellt. Der Thron in der Mitte war dem Maharadscha bestimmt, die beiden andern dem Generalgouverneur und seiner Gemahlin. Hinter diesen Thronen sah man ein Bette, das gleichsam mit einer Rinde von zahllosen Smaragden, Sapphiren und Rubinen überzogen war. Das Zelt war von massiv goldenen Kandelabern prachtvoll beleuchtet. Alsbald erschienen die Amazonenschaaren wieder, dießmal aber mit Bogen und Pfeilen bewaffnet. An ihrer Spitze stand ihre Oberbefehlshaberin, die Favorite des Maharadscha, an ihrem Gewande von scharlachrother Seide und einer weißen Feder kenntlich, die von ihrem Turban wehte. Die Amazonen standen noch unter drei andern Befehlshaberinnen, die gleichfalls weiße Federbüsche auf ihren Turbanen trugen. Nachdem sie einige ihrer Tänze ausgeführt hatten, befahl der Maharadscha einer von ihnen zu singen, worauf eine große Platte hereingetragen wurde, auf der sich silberne Gefäße, mit Goldstaub und federleichten Blättern von Silber gefüllt, befanden. Diese Gefäße wurden zu ihren Füßen auf ein Taburet gestellt, in dem Augenblicke, wo Spiel und Gesang von Neuem anhob. Die Amazone, welche tanzte, und der König begannen nun einen Kampf mit einander, wobei sie sich handvollweise mit jenem kostbaren Staub bewarfen. Auch Lord Bentinck und seine Gemahlin mußten sich zuletzt in diesen Kampf mischen und endlich wurde das Gefecht allgemein und hörte nicht eher auf, bis aller Goldstaub verschossen war.

Nach dieser seltsamen Unterhaltung wurde Wein von Lahur und Zuckerwerk herumgereicht. Dann ließ der König seine Diamanten und andere Kostbarkeiten herbei holen, um sie Lady Bentinck zu zeigen. Inzwischen war die Wirkung, die der Wein auf den König machte, nicht mehr zu verkennen; er ließ seiner ganzen guten Laune ihren Lauf und drückte jeden Augenblick dem General Ramsay und dem Major Arnold, die sich in seiner Nähe befanden, die Hand, indem er sie ermunterte zu lachen, zu trinken und zu essen. Die Nacht war schon weit vorgerückt, als der Generalgouverneur sich erst dem Könige empfehlen konnte.

Am 31 Oktober kam der Maharadscha, von den vornehmsten Scheichs umgeben, ins englische Lager, um den Manövern mit Kanonen und Haubitzen beizuwohnen. Diese Uebungen fesselten seine Aufmerksamkeit ungemein. Die englische Artillerie entwickelte hiebei große Geschicklichkeit. Die Entfernung, in der man schoß, betrug Anfangs sechshundert Schritte, dann achthundert, und endlich tausend. Das Ziel wurde von den Kugeln oft getroffen, und der Maharadscha untersuchte mehrmals selbst, ob nicht gefehlt worden. Da er seine eigene Geschicklichkeit versuchen wollte, so ließ er einen Dschutta (einen Sonnenschirm von sehr großem Umfange, den die Diener über ihre Herren halten, um sie vor der Sonne zu schützen) als Zielscheibe aufstecken, und befahl, die gelbe Seite des Schirmes nicht gegen die Kanonen zu zu wenden. Nachdem er ungefähr zehn Minuten gebraucht hatte, um mit Hülfe seiner Offiziere und Kammerherren das Geschütz zu richten, ließ Ranschit Feuer geben; allein die Kugel fehlte das Ziel. Ein zweiter und dritter Schuß waren nicht glücklicher. Hierauf erhielten die englischen Artilleristen Befehl zu feuern, und bei dem zweiten Schusse flog der Sonnenschirm in Fetzen. Nach diesen Uebungen ließ der Maharadscha einen Theil seiner leichten Truppen manövriren, und bevor man sich trennte, der Generalgouverneur zwei Sechspfünder, mit Bespannung und Zubehör, vorführen, die er dem Könige zum Geschenk machte.

Gegen Abend wurde Herr Prinsep und der Major Caldwell in das Lager des Maharadscha geschickt, um ihn zu einem Abschiedsmahle im Zelte des Generalgouverneurs einzuladen. Der König wurde von seinem Hofstaate bis an das englische Lager begleitet, und hier mit großen Ehrenbezeigungen empfangen. Nachdem die üblichen Ceremonien vorüber waren, setzte man sich zur Tafel, die mit den ausgesuchtesten Gerichten und Weinen besetzt war; unter andern kostete man hier von dem Genfer Feuerwasser und dem Thau der kaledonischen Gebirge. Der Generalgouverneur machte bei dieser Gelegenheit dem Maharadscha ein sehr schönes Model von einer Kettenbrücke zum Geschenke, die aus Bronze, Eben- und Atlasholz verfertigt war. Ranschit Sing ließ sich den Bau und die Zusammensetzung der einzelnen Theile dieser Brücke erklären und empfahl Hrn. Court, einem Zögling der polytechnischen Schule, das Modell sorgfältig zu bewahren, und noch mehrere andere dergleichen aus Kalkutta kommen zu lassen.

In diesem Augenblicke legte Hr. Prinsep dem Generalgouverneur einen Bundesvertrag vor, der voll von Beweisen der Achtung und Freundschaft für den Beherrscher von Pendschab war, um seine Unterschrift darunter zu setzen. Ranschit selbst hatte den Wunsch ausgedrückt, diese Urkunde bei ihrer letzten Zusammenkunft aus den Händen des Gouverneurs selbst, als ein Faddascht oder Unterpfand ihres Bundes und ihrer Freundschaft zu erhalten. Aziz-u-Dihn las hierauf mit lauter Stimme den Inhalt vor, indem er ihn Satz für Satz ins Indische übersetzte. Bevor man sich trennte, machte Lady Bentinck dem Maharadscha noch eine prächtige Spieldose zum Geschenke, und so nahmen endlich die beiden Männer, in deren Händen das Geschick Indiens von den Ufern des Sind bis zu den fernen Gränzen von Ava ruht, unter den gegenseitigen Betheuerungen ewiger Freundschaft, von einander Abschied.

Nekrologische Notiz.

General Graf Woronzow, der jüngst zu London in seinem 88sten Jahre verstorben ist, war dreißig Jahre lang russischer Gesandter am britischen Hofe, vor dem gegenwärtigen Gesandten, Fürst Lieven. Der Graf stand bei Georg III in besonderer Gunst, und wurde oft zu dem vertraulichen Gesellschaftskreise des Königs in Windsor gezogen. Sein langer Aufenthalt in England und die Vermählung seiner Tochter mit dem verstorbenen Earl von Pembroke fesselten ihn so sehr an dieses Land, daß er es zu seinem steten Aufenthalt wählte.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 194. 12 Julius 1832.

Ausflüge nach Illyrien und Dalmatien.

7. Montenegro.

Der Montenegriner bewohnt einen hohen Gebirgsrücken, dessen steilste, sechs bis achttausend Fuß hohe Abhänge gegen Oesterreichisch-Albanien, die Abflachung gegen den Laco di Scutari zugewendet sind. Sein Land ist eine natürliche Feste, seine Berge noch mehr als sein Muth ein unüberwindliches Bollwerk seiner Freiheit. Ganz Montenegro hat keine Stadt; die Residenz des Bischofs ist in dem Dorfe Cettigne, aber ein fränkisches Bauernhaus übertrifft an Größe und Schönheit diesen Palast. Nur das Auge des Montenegriners vermag im weiten Meer von Klippen und Steinen den rechten Pfad zu halten, und kein anderer Reisender würde da einen Fußpfad entdecken, wo dieser so sicher, wie wir auf der Landstraße, einhergeht. Es gibt nur wenige Dörfer; einzelne Häuser, von Weitem mehr Felsblöcken als menschlichen Wohnungen ähnlich, liegen zerstreut unter den Klippen. Das Ländchen, das ungefähr 70,000 Seelen zählt, ist in fünf Distrikte: Katuni, Piessiwaska, Liesanska, Riesca und Czerniska getheilt, die im Ganzen aus 20 Gauen und 116 Gemeinden bestehen. Jeder Distrikt hat seinen Hauptmann (Sardar), dem zwei Landräthe (Woiwode) an die Seite gestellt sind. Alle diese stehen unter einem sogenannten Gouverneur, der vom Bischof und den Aeltesten der Gemeinden gewählt wird. Schon dadurch ist dieser vom Bischof ganz abhängig, und man kann troß der äußern republikanischen Verfassungsform, Montenegro als einen hierarchischen Staat ansehen.

Der Aberglaube der Montenegriner und ihre Dummheit in religiösen Gegenständen übersteigt alle Begriffe, und was könnte man in einem Lande vom gemeinen Manne erwarten, wo kein Pope lesen kann! Lange stritt man sich über den jetzigen Bischof, bis ihn sein Anhang in die Kirchen führte, und ihm das Meßbuch vorlegte, und als er lesen konnte, beschwichtigte Dieß seine Gegner völlig, und er wurde ohne weitere Umstände gewählt. Ist jeder Bischof so klug wie der vorige: Peter Petrovich, der sowohl durch die Einführung der Kartoffeln sich ein ewiges Denkmal setzte, als auch als Diplomatiker und General sich Ruhm erwarb, der siegreich gegen die Türken kämpfte, sich mit den Russen gegen die Franzosen verband, und mit diesen gemeinschaftlich Ragusa verheerte, und bald alle Gewalt und allen Einfluß an sich zu ziehen wußte, so daß die Sardars und der Gouverneur nur dem Namen nach eine Gewalt hatten; so wird Montenegro stets Hierarchie bleiben. Wollte sich ein Montenegriner von diesem Joche lossagen, so drohte er mit dem gefürchteten Bannstrahl; daß er hohe Verdienste hatte, lag übrigens am Tage; und so behauptete er bis zu seinem Tode seine unumschränkte Herrschaft.

Der jetzige Bischof liegt aber mit dem Gouverneur und den Sardars in Streit, und nicht selten fallen blutige Händel zwischen den Anhängern des einen und des andern vor. Man muß mit allen jenen Titeln nicht den Begriff von Nobili oder Gebildeter verbinden; der Sardar und der Gouverneur sind Bauern, und der Bischof ist gleichfalls der Sohn eines Bauern. Ganz Montenegro hat nur Bauern und Pfaffen. Mit der Gesetzgebung sieht es traurig aus. Das Land hat weder Polizei noch Gerichte; der Beleidigte und Gekränkte muß sich selbst Recht schaffen. Mit der Muttermilch wird dem Knaben das furchtbare: „ko ne se ossveti, onse ne posveti" (Wer sich nicht rächt ist ein ehrloser Schurke) eingeflößt, und die Blutrache erbt sich von Vater auf Sohn und Enkel. Man kann nicht begreifen, wie Reisebeschreiber darauf gekommen sind, den Montenegrinern ritterlichen Muth zuzuschreiben. Der Montenegriner ist ein rachedürstiger Wilder, der seinem Feinde nicht einmal offen die Stirne bietet, sondern ihn nur aus dem Hinterhalte tödtet. Ist ein Montenegriner von seinem Feinde erschossen worden (und Dieß geschieht nicht selten), so hat die Familie des Verstorbenen die Verpflichtung, diesen Mord durch einen neuen an irgend einem Gliede der Familie des Mörders zu sühnen.

Eine Familie, die dieser, bei ihnen heilig geachteten Pflicht nicht Folge leistet, würde vom ganzen Lande als entehrt betrachtet werden. Der Bluträcher lauert auf unschuldige Verwandte des Mörders, und schießt sie aus sicherm Hinterhalte nieder. Lauert er zu lange vergeblich, so wagt er sich bis in die Nähe ihrer Wohnungen, und in Ermanglung eines Erwachsenen, genügt ihm jedes lallende Kind. Der Haß und die Rache entflammt sich von beiden Seiten, die scheußliche Metzelei wird ins Große getrieben, bald hat die eine, bald die andere Familie mehrere Todte zu beklagen; die Zahlen werden gegenseitig gewissenhaft quitt gemacht, und erst nachdem Dieß lange Jahre fortgesetzt worden, wird dem blutigen Kampf mit einem Schmause ein Ende gemacht, bei dem jedoch nicht selten der alte Haß von Neuem aufflammt, und mit einem Blutbad beschlossen wird. Zuweilen machen auch die in Fehde lebenden Familien Waffenstillstand; aber nie wird hiedurch die Rache einge-

schläfert. Die Mutter zeigt dem Knaben die blutigen Kleider des getödteten Vaters, und entflammt ihn zur Rache, die nur verschoben, aber nicht aufgehoben ist.

In den seltensten Fällen wird die Blutschuld abgekauft, da die meisten Montenegriner nicht so viel Geld haben, oder andern Grundsätzen von Ehre Gehör geben. In diesem Falle wird durch Vermittler von Seiten des Mörders mit der Familie des Getödteten unterhandelt. Die Summe beträgt 3 — 600 fl., die der Mörder unbewaffnet bringen muß. Im Hause sind die Freunde des Verstorbenen in zwei Reihen aufgestellt und der Mörder muß unter verschiedenen Förmlichkeiten auf Händen und Füßen zwischen ihnen hindurchkriechen. Plötzlich zücken sie unter wilden Gebärden alle Handschare gegen ihn, doch ohne ihn zu verletzen, als Zeichen, daß er eigentlich das Leben verwirkt, und nur ihrer Großmuth es zu verdanken habe. Auch diese Scene endet mit Fraß und Völlerei, und der Mörder ist dann seines Lebens sicher.

Der Montenegriner haßt die Fremden; er ist dumm genug, sie für Spione, die ihn seiner Freiheit berauben wollen, zu halten, und die Vorgesetzten bestärken ihn in dieser Meinung, da sich die Hierarchie vor jeder durch Fremde eingebrachten Neuerung allzusehr fürchtet. Nur wenige Fremde noch betraten dieß Land. Ohne Wirthshäuser, ohne Fußwege, von steilen Felsen umschlossen, muß man durchaus einen gebornen Montenegriner zum Führer haben. Dieser führt den Fremden zu seinen Verwandten, wo er gastfrei bewirthet wird, und vertheidigt ihn im Falle der Noth. Ist aber dieser Führer in Fehde verwickelt, so kann es sich leicht treffen, daß man zugleich mit ihm getödtet wird. Die beste Begleitung ist ein Weib, in ihrer Gesellschaft wird der Reisende wenigstens nicht hinter einer Klippe hervor erschossen, da der Montenegriner, im Falle er das Weib verletzte, die Rache und den Schimpf der ganzen Nation tragen müßte. Nie wird bei Ausgleichung der Blutrache ein Weib getödtet, daher braucht man sie auch als Spione. Ersteres geschieht aber nicht aus ritterlicher Courtoisie und Achtung, sondern mehr aus tiefer Verachtung des weiblichen Geschlechts. Der Montenegriner spricht nie anders als: „mit Respekt zu melden mein Weib;" sie ist seine Sklavin, sein Lastthier, er hält es für den größten Schimpf, ein solch erbärmliches Wesen zu tödten. Ein Befehdeter geht daher mit seinem Weibe sicher durch die Gauen der Feinde, er verbirgt sich hinter ihr als einer sicheren Schutzwehr, schießt unter ihren Füßen hindurch auf seine Feinde, und diese hüten sich wohl, zugleich mit ihm das Weib zu verletzen. Zuweilen wird auch ein ganz Unbetheiligter für einen andern angesehen und erschossen, wodurch oft 3 bis 4 Familien in die Fehde verwickelt werden. Diebe und Ehebrecher trifft man nicht, aber nicht sowohl aus Grundsätzen des Rechts und der Ehre, sondern weil sie blutige Rache fürchten.

Wenn auch der Fremde, der für seine Neugierde das Leben einsetzt, mit heiler Haut herauskömmt; so spricht auch Dieß nur für ihre Barbarei, daß man sich wegen einer Sache, die sich von selbst verstehen sollte, glücklich preisen muß. Wer sich allein ins Montenegro wagt, möchte aber schwerlich wieder das unten brausende Meer sehen. Beispiele solcher Mordthaten sind mit der Zeit genug bekannt geworden. Ein solches Loos traf zu Anfang dieses Jahrhunderts einen Franzosen. Die Mörder theilten sich in die Beute, und fanden dabei eine Uhr mit doppeltem Deckel, sie hielten diese anfangs für einen Klumpen Silber, und wollten ihn mit den Handscharen zerhauen und in gleiche Theile theilen. Aber welches Entsetzen befiel sie, als sie wimmernde Bitten (die Unruhe) zu hören glaubten. Sie hielten das unbekannte Geschöpf für einen Dämon, warfen es weg, ermannten sich jedoch wieder und schossen die Uhr aus der Ferne in Stücken. Erst nachdem sie sich überzeugt hatten, daß der gebannte Geist richtig ausgespukt, näherten sie sich und verkauften später die Trümmer. An eine Bestrafung ist bei allen dergleichen Vorfällen nicht zu denken. Wenn man in Gesellschaft eines Montenegriners reist, so muß man sich über seinen scharfen Blick, und sein noch feineres Gehör, mit dem er aus dem Herabrollen der Steine in der stillen Umgegend auf weite Fernen den etwaigen Feind bemerkt, verwundern.

Die Montenegriner sind Todfeinde der Türken, und nur ihre Weiber dürfen in das nahe Skutari. Wegen ihrer strengen Abgeschiedenheit von den Türken, dürfen sie, ob sie gleich selbst keine besondere Kordonsanstalten gegen die Türkei haben, ohne alle Kontumaz ins Kaiserliche, und jeder Reisende aus der Türkei kann, wenn er über Montenegro geht, gleichfalls ohne die 10tägige Landkontumaz halten zu müssen, das österreichische Gebiet betreten.

In der Nähe Montenegro's leben noch mehrere unabhängige slavische Völker und Stämme, die Paulusser, Klementiner, Grivoscianer, von denen ich nichts Näheres weiß, und worüber, wahrscheinlich aus gleichem Grunde, auch unsere Geographen und Statistiker schweigen.

Lange wird es dauern, bis ein Strahl der Aufklärung Montenegro und die Länder der Morlachen erleuchtet, wo die christlichen und türkischen Gränzer sich gegenseitig von den Pfaffen Amulette (zapiz) holen, wo der Glaube an gute und böse Hexen (Bahórnize und viéstize), zu welchen letztern auch die Pest (kluga) gehört, als unbestreitbare Thatsachen gelten; wo ein getrockneter Eisvogel (Alcedo isnida) als Barometer und Präservativ für alle Krankheiten gilt; wo der Glaube an blutsaugende Vampyre so fest steht, daß jeder Fremde, der einen Morlachen scharf ins Auge faßt, für einen künftigen Vampyr gilt, und daher zu tödten gesucht, dann mit Nadeln durchstochen, und mit abgehauenen Kniekehlen, zur Vermeidung des Umwandelns nach seinem Tode, unter vielen Formalitäten bestattet wird. Möchte Oesterreich, das in seinem Landesantheil schon mächtig der Blutrache steuerte, allmählich jenem finstern Aberglauben durch Errichtung von Schulen und gemeinnützig gebildete Priester, welche beide bis jetzt ganz fehlen, entgegenarbeiten und dadurch dem Vorwurf seiner Feinde, als scheue, und hindere es die Aufklärung seiner dalmatinischen Länder, am schönsten als Verläumdung darthun!

Lander's Entdeckungsreisen auf dem Niger.

6. Handelsplätze im Königreiche Yarriba. — Pracht der Landschaften. — Geläufigkeit der Weiberzungen. — Wettkampf mit einem afrikanischen Trompeter.

(Schluß.)

Zu Dschaadu trafen die Reisenden auch einen Eunuchen des Königs von Yarriba, Namens Ebo, der von seinem Herrn hieher

gesendet war, um den gewöhnlichen Tribut zu erheben, den die Statthalter der verschiedenen Städte auf dem Wege von Dschenne bis Katunga zu entrichten haben. Dieser Mann wurde sowohl von den Häuptlingen, als von den übrigen Einwohnern mit der größten Ehrfurcht behandelt, und Alle warfen sich vor ihm auf den Boden, wenn sie mit ihm redeten. In seiner Gesellschaft setzten sie ihre Reise nach der Hauptstadt fort, und erreichten Jtscho, eine Stadt, in der wöchentlich ein großer Markt gehalten wird. Auf Steinwurfs-Ferne gegen Westen von ihr ist die Hauptstraße, die nach Borgu, Nuffie, Haussa, Yauri u. s. w. führt. Da Fremde, die nach der Hauptstadt reisen wollen, ihre Ankunft zuvor dem Könige melden lassen müssen, der sie gewöhnlich durch ein entgegengesendetes Geleit einholen läßt, fertigten die Reisenden einen Neger ihres Gefolges als Boten nach Katunga ab. Tausende von Menschen begleiteten sie, als sie an einem sehr kühlen Morgen (das Fahrenheitische Thermometer zeigte 71° im Schatten), von Jtscho aufbrachen. Den Eingebornen schien diese Temperatur sehr unangenehm zu fallen; obgleich in ihre wärmsten baumwollenen Kleider gehüllt, zitterten sie dennoch vor Frost. Der lange Zug, den sie in ihren blauen und weißen Gewändern auf dem schmalen Fußpfade durch die tiefen Wälder bildeten, stach angenehm gegen das tiefdunkle Grün der uralten Bäume ab, und brachte eine ungemein malerische Wirkung hervor. Auf halbem Wege schon begegnete ihnen das entgegengesendete Geleite, das indeß nicht so glänzend war, daß die Bescheidenheit der Reisenden darüber verlegen werden konnte. Es bestand aus einigen zerlumpten Menschen zu Fuß und acht Reitern. Letztere hatten einen Trommelschläger bei sich, jene aber auch Pfeifer und Trompeter. Lander stieß zum Gegengruße in sein Hifthorn, worauf ein schwarzer Trompeter, von Künstlerneid getrieben, ihn zu einem Wettkampfe herausforderte, um zu erproben, welches von ihren beiderseitigen Instrumenten den Vorzug verdiene. „Dieser Wettkampf, bemerkt das Tagbuch, endigte mit der völligen Niederlage des Afrikaners, der von seinen Gefährten wegen seiner Anmaßung verhöhnt und verlacht wurde, und in Verzweiflung sich überwunden bekannte. Ich habe irgendwo gelesen, daß einmal in alter Zeit ein Wettstreit zwischen einer Nachtigall und einem berühmten Spielmanne vorfiel, dessen Name mir entfallen ist; und daß der melodiereiche Vogel, in Verzweiflung, es dem göttlichen Klange der Saiten nicht gleichthun zu können, dadurch seinen Gegner als Sieger anerkannte, daß er todt zu dessen Füßen niederstürzte. Nun blieb freilich der geschlagene Afrikaner nicht auf dem Platz, aber er ließ den Kopf sinken und sah äußerst traurig darein; erst als er glaubte, daß seine Gefährten seine Niederlage vergessen haben mochten, wagte er es wieder, sein Horn an den Mund zu setzen. Unter den Instrumenten, die sich bei dieser Gelegenheit hören ließen, befand sich auch eines von Eisen, das auf ein Haar einer englischen Kohlenschaufel ähnlich sah, und mit einem dicken Stück Holz gespielt wurde. Der Anführer unsers Geleites war ein mächtig großer Bursche von seltsamem Aussehen, der in einem Romane als Hüter eines verzauberten Kastelles keine unebene Rolle gespielt haben würde, wenn anders grimmige Augen, mürrische Stirnrunzeln und ein besonderer Ausdruck von Wildheit im Gesichte dazu erforderlich sind. Außerdem war dieser Ogger von riesenhafter Gestalt, seine breite Nase dehnte sich über beide Backen aus, und sein breites Maul mit dicken Lippen ließ eine Reihe schneeweißer Zähne hervorblitzen; ein schwarzer krauser Bart bedeckte die untere Hälfte seines Gesichtes, und reichte bis auf die Brust herab; der famose Blaubart war nichts dagegen. Und bei all diesem furchtbaren Aussehen war das Ungethüm so zahm und unschuldig wie ein Lamm. Auf seinem Kopfe trug er einen kleinen, aus Binsen geflochtenen Hut, der einem umgestülpten irdenen Topfe ähnlich war. Seine Brust war mit einem Stück groben blauen Tuch umhüllt; an seiner linken Schulter hing ein großer Köcher mit Pfeilen, und in seiner rechten Hand schwang er einen mächtigen Bogen. Ein Paar kurze Hosen bedeckten seine Beine, und phantastisch zugeschnittene Stiefel von Leder seine Füße. Seine Haut war von pechschwarzer Farbe und seine Stirne hoch. Der buschichte Bart, der schon etwas mit grauen Haaren gemischt war, trug indeß am meisten bei, seinem Gesichte den Ausdruck von grimmiger Wildheit zu geben, der uns Anfangs fast erschreckt hatte. So geleitet, setzten wir unsern Weg fort, und nach einem scharfen Ritte von sechs Stunden gewahrten wir endlich von einer kleinen Anhöhe herab, die schwarzen nackten Granitfelsen, an deren Fuß die Hauptstadt von Yarriba liegt. Eine Stunde später zogen wir durch die Thore dieser ausgedehnten Stadt ein. Der Landessitte gemäß machten wir gleich innerhalb des Walles, unter einem Baume Halt, bis der König und seine Eunuchen von unserer Ankunft unterrichtet waren; nach einer ziemlich langweiligen Verzögerung wurden wir endlich nach der Wohnung Ebo's, der nächst dem Könige der einflußreichste Mann von Katunga ist, geführt. Hier fanden wir ihn und mehrere andere Verschnittene, lauter fette kugelrunde Leute, auf dem Boden sitzen; Alle hießen uns mit großer Herzlichkeit willkommen in Katunga.“

Französische Literatur.

Paris, Ende Juni.

Artaud, der Uebersetzer des Dante, wird nächstens eine Biographie von Machiavell herausgeben, die eine große Menge unbekannter Dokumente, Briefe u. dgl. enthalten soll. Sie ist größtentheils aus Fragmenten von Machiavell selbst zusammengesetzt, und wird einen starken Band bilden, der bei Didot mit ungewöhnlichem Luxus gedruckt wird. Man sagt, der Großherzog von Toscana habe dem Verfasser viele Materialien dazu gegeben; so wie überhaupt sein langer Aufenthalt in Rom als erster Gesandtschaftssekretär ihm die Leichtigkeit gegeben hatte, die Hülfsmittel dazu vollständiger als bisher zu sammeln. — In demselben Maße, als die St. Simonisten verschwinden, erheben sich neue Sekten, die es ihnen an Extravaganz zuvorthun wollen. Die neueste, oder wenigstens die in diesem Augenblicke thätigste, ist die der Fourieristen, nach ihrem Stifter Fourier so genannt; sie haben ein Journal gegründet unter dem sonderbaren Titel: Phalanstère, ihr System beschränkt sich auf Moral und politische Oekonomie, und beruht vor Allem darauf, daß sie alle Leidenschaften, statt sie zu bekämpfen, zu ihren gesellschaftlichen Zwecken benutzen. Sie suchen in diesem Augenblicke eine Gesellschaft von Aktionnärs zu bilden, um mit einem Kapital von 6 Millionen einen Versuch zu machen, ihr System im Großen anzuwenden; sie wollen zwei Drittheile einer Quadratmeile Landes miethen, und durch eine Gesellschaft von 1200 Mitgliedern nach ihrem System bearbeiten lassen. Ihr Plan hat einige Aehnlichkeit mit dem von Owen und den kooperativen Gesellschaften von England; sie versprechen den Reichthum von Frankreich in wenigen Jahren zu vervierfachen und andere Wunder dieser Art. Fourier ist ein kleiner, lebhafter Greis, der sich lange mit Spekulationen dieser Art beschäftigt, und bei dem sie zu einer Art von Religion geworden sind. Einige Anhänger der St. Simonianer haben sich an ihn angeschlossen, und die Sekte hat den ganzen Eifer einer neuen Religion; nichts kann sonderbarer und barbarischer lauten, als ihre sehr ausgedehnte Technologie: die Serien von Phalangen, die Unterabtheilungen der associations complètes et ambigues, die Grade von Civilisation, die mit Nummern und Buchstaben bezeichnet sind, geben ihrem System das Ansehen einer naturhistorischen Klassifikation. Die Sekte des Messianismus macht kein Glück; ihr Stifter, Wronsky, hat unter dem Patronat einer italienischen Prinzessin angefan-

gen, einen Kurs über seine Prinzipien zu halten, in dem er versprochen hat, das Absolute zu erklären; statt dessen aber hat er sich in Deklamationen über die mystischen Gesellschaften ergossen, die der kranke Punkt seines Gehirns zu seyn scheinen. Er schreibt ihnen alles Uebel in der Welt zu und namentlich das unbegreifliche Verschwinden seiner eigenen Werke, die diese Mystiker mit großer Begierde aufzukaufen und zu vernichten scheinen, was er sehr beklagt; man begreift jedoch nicht, warum er nicht neue Auflagen derselben veranstaltet, die bei dieser großen Absorption derselben nicht schwer unterzubringen wären. Er hat jetzt ein Bureau errichtet, wo man für einen mäßigen Preis Antworten auf alle Fragen, die Metaphysik und Politik betreffen, erhalten kann. Aller dieser Unsinn macht natürlich keinen Eindruck auf die Masse; aber es ist schon sonderbar genug, daß er nur ein hinlängliches Publikum findet, sich zu erhalten. Journale zu drucken, Vorlesungen zu geben und die Welt mit Broschüren zu überschwemmen. — Der Friedensfürst, Godoy, ist seit einiger Zeit in Paris; er beschäftigt sich mit der Abfassung von Memoiren über sein Leben, um sich gegen die Angriffe zu vertheidigen, denen er seit langer Zeit ausgesetzt ist. — Die Literatur liegt hier noch immer vollkommen nieder. Die Zeitungen verschlingen die ganze Aufmerksamkeit der Leser und die ganze Thätigkeit der Schriftsteller. Ihre Zahl ist so groß, daß sie einander beständig aufreiben. Man sieht täglich neue entstehen und andere still verschwinden. Niemand will sich mehr die Mühe geben, ein Buch zu schreiben und Zeit darauf zu verwenden; Alles wird in Journalartikel verwandelt; es ist bequemer, gibt mehr Einfluß, mehr Leser und ist besser bezahlt.

Vermischte Nachrichten.

Bei dem Mangel genügender Aufklärungen über den verworrenen Zustand Mittel-Italiens in gegenwärtiger Zeit könnte vielleicht eine von Herrn Gherardi aus Arezzo, unter dem Titel: Note storicopolitiche generali, e più in particolare intorno alla rivoluzione di alcune provincie centrali d'Italia, accaduta al mese di Febrajo del 1831, herausgegebene Flugschrift einige Aufmerksamkeit verdienen. Es geht daraus hervor, daß bereits im Jahre 1829 einige der italienischen Liberalen oder Unionisten den Häuptern einer andern Partei, die unter den verschiedenen Namen, Calderari, Sanfediste, Apostolici u. s. w. in verschiedenen italienischen Staaten bestand, und ebenfalls, wie jene, den Zweck hatte, Italien von fremder Herrschaft zu befreien, nur mit dem Unterschiede, zu diesem Zwecke in Verbindung mit der römischen Hierarchie einen strengern Despotismus einzuführen, Anträge und Eröffnungen gemacht wurden. Die österreichische Regierung trat durch ihre Toleranz in religiösen Gegenständen, durch ihr System der Volkserziehung, ihre Aufmunterung des Handels und Gewerbsfleißes u. s. w. dem wilden Reaktionsgeiste der alten italienischen Absolutisten zu schroff gegenüber, und wurde diesen so verhaßt, wie den Liberalen. Diese suchten daher, wenigstens auf eine Zeit lang, gemeinsame Sache mit den Absolutisten zu machen und so ihre Partei zu verstärken. Allein da inzwischen im Jahre 1830 die französische Revolution ausbrach, so zerschlug sich das beabsichtigte Bündniß; die Liberalen schöpften wieder frische Hoffnung und glaubten im Stande zu seyn, ihre Sache, auch ohne die Absolutisten, auf eigene Faust durchsetzen zu können; und die Absolutisten, die den Sturm heranziehen sahen, vergaßen für den Augenblick ihren Haß gegen Oesterreich und benützten die ihnen gemachten Mittheilungen, um den Entwürfen der Liberalen entgegen zu arbeiten. Inzwischen brach der Aufstand in Bologna aus und verbreitete sich bald über die umliegenden Gebiete; und hier ist es, wo Herr Gherardi Denen, die damals an die Spitze traten, Vorwürfe macht, daß sie alle ihre Hoffnungen auf das neuproklamirte Prinzip der Nichtintervention bauten, keine entschlossenen Maßregeln ergriffen und sich zuletzt, so zu sagen im Schlafe, überfallen ließen. Allerdings muß man auch gestehen, daß nach den seit vierzig Jahren gemachten Erfahrungen eine große Glaubensfestigkeit der italienischen Liberalen dazugehörte, wenn sie den unsichern Verheißungen einer ausländischen Partei trauen konnte, die von nichts, als altem Ruhm und alter Größe Frankreichs träumt. So viel ist richtig, daß es die Italiener ohne Beistand der französischen Waffen, kurz ohne einen europäischen Krieg, nicht mit Oesterreich aufnehmen können; und wenn auch, was würde dann, die Wechselfälle des Krieges gar nicht in Anschlag gebracht, aus der gehofften Unabhängigkeit Italiens werden? Wahrscheinlich nur ein neues Blatt einer alten Geschichte. Die italienische Frage steht nicht allein und ist voll der schwierigsten Verwicklungen, weßhalb nicht zu hoffen ist, daß geheime Gesellschaften, Aufstände und Reaktionen die verworrene Aufgabe lösen werden. Besser schien es, wenn durch die Vermittelung der großen Mächte Italien zweckmäßigere Institutionen erhielte und einer allmählichen Entwicklung entgegengeführt würde. Man dürfte sich wenigstens eher einen günstigen Erfolg davon versprechen, als von diesen ewigen gewaltsamen Erschütterungen.

•

In einem unlängst zu London erschienenen Werke über die Oekonomie in den industriellen Arbeiten findet man folgende Nachrichten über das Institut der „Times," des größten englischen Journals, mitgetheilt: „Dieses Unternehmen, sagt der Verfasser, ist ein Beweis, was man durch Vertheilung der Arbeit zuwege bringen kann; Geist und Materie vereinigen sich, um nach dem größten Plane und mit der strengsten innern Oekonomie überraschende Wirkungen hervorzubringen. Unter den Tausenden von Lesern, die die Times in allen Welttheilen zählt, gibt es vielleicht nur wenige, die sich eine Vorstellung von dem lebendigen Bilde machen können, in welchem sich so viele talentvolle Männer, so viel mechanisches Genie eine ganze Nacht hindurch durcheinander bewegt, um der Welt Belehrung und Unterhaltung zu gewähren. Die Arbeitssäle sind mit Gas beleuchtet, und man sieht darin, wie am lichten Tage. Stille, Ruhe und Ordnung herrschen überall. Ungefähr 100 Menschen sind in dieser Anstalt unaufhörlich beschäftigt. Während der Parlamentssitzung arbeiten wenigstens zwölf Stenographen unaufhörlich im Unterhaus und im Hause der Lords; jeder wird nach einer Stunde von einem andern abgelöst, und eilt sodann nach der Druckerei, um das Nachgeschriebene in gewöhnliche Schrift zu übersetzen. Zu gleicher Zeit sind fünfzig Setzer unablässig in Thätigkeit; die einen stellen die schon gesetzten Zeilen zusammen, die andern fügen mit blitzschneller Hand aus ihren beweglichen Schriften zusammen, was auf dem Papier kaum noch getrocknet ist, während ein Theil eben jener Rede, deren glänzender Schluß noch an den Gewölben der St. Stephanskapelle widerhallt und den Beifall der Versammlung erregt, in der Tasche des fleißigen Geschwindschreibers bereits nach der Druckerei wandert. Sobald eine Stelle gesetzt ist, wandert sie in andere Hände, um sich mit den vorausgehenden zu verbinden, und wenn die letzten Theile einer Rede, die im Unterhause gehalten wurde, gesetzt und die übrigen Tagesneuigkeiten hinzugefügt sind, stehen 24 Kolumnen bereit, unter die Dampfpresse gelegt zu werden. Vier Arbeiter legen die großen Bogen auf die Maschine, aus der sie einen Augenblick darnach auf einer Seite gedruckt vier andern Arbeitern in die Hände fallen. In einer Stunde werden so 4000 Bogen gedruckt und in sechs Stunden schon sind 12,000 Exemplare unter das Publikum vertheilt, deren Text 500,000 Lettern enthält.

•

Die Regierung der Vereinigten Staaten hatte im Jahre 1820 eine Expedition zur Erforschung der Felsgebirge (Rocky Mountains), einer Kette, die im Innern des Landes das Wassergebiet des atlantischen Ozeans von dem des stillen Meeres trennt, ausgesandt. Erst jetzt, nach einem Verlaufe von 11 Jahren, hört man wieder von derselben. Die Reisegesellschaft landete in der grünen Bai am Michigan-See, wo sie überwinterte. Dann ging sie über die Hundewiese zu St. Antonys-Fall am Mississippi. Von da zog sie den Nebenfluß desselben, St. Peter, 40 d. M. weit, hinauf, um Bleiminen zu suchen, deren sie auch einige beträchtliche fand, und brachte hier den zweiten Winter zu. Darauf reisten sie diesen Nebenfluß und den Mississippi hinunter bis zum Einfluß des Missouri; darauf den Missouri hinauf, bis zum Fuß der Felsgebirge, wo sie zum drittenmal überwinterten und in der Mitte August die Kette überstiegen, auf deren westlicher Seite sie von nun an acht Jahre blieben. Während dieser langen Zeit waren sie an der Küste des Eismeeres und hatten sogar nach dem südlichen Asien übergesetzt. In der Nähe des Columbia wurden sie von einem Sturme überfallen, der sie zwang Hütten zu bauen und 9 Monate zu bleiben. Der Schnee lag 14 Fuß tief, und sie mußten 41 ihrer Packpferde schlachten, um nur das Leben sich zu erhalten. Unter den verschiedenen Entdeckungen sind große Lager von Salz, Alaun, Eisen, Blei, Kupfer, Gold und Silber zu erwähnen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 195. 13 Julius 1832.

Streifzüge in Calabrien.

Aus den Briefen eines französischen Offiziers. *)

Wenn man die ziemlich breitgetretene Vergleichung Italiens mit einem Stiefel (eben so gut könnte man darin einen drohend ausgestreckten Arm mit geballter Faust sehen, wenigstens weiß die Welt ein Lied zu singen von den Rippenstößen, die sie von dorther erhalten hat) nicht abgeschmackt finden will; so könnte man als den Riest desselben die beiden Calabrien annehmen, die in dem weit und breit bereisten und beschriebenen Europa noch eine wahre Terra incognita bilden, von der unserer Phantasie, wenn es hoch kommt, ein Bild aus Salvator Rosa's zornigen Landschaften, wie die Rückerinnerung aus einem wilden Fiebertraume, vorschwebt. Und doch ist Calabrien der wundervollste Theil des wundervollen Italiens, um dessen verlockende Schönheit die alten und neuen Völker ihr bestes Blut vergossen, so daß man seine Geschichte nicht lesen kann, ohne an jene alte Sage von einer spröden Königstochter zu denken, vor deren Söller sich die tapfersten Recken im Zweikampfe tödteten, und die dem Sieger, der endlich ihre Hand erkämpfte, doch nur verderblich wurde. Romanschreiber, die der Einbildungskraft das Messer an die Kehle setzen, und armen Lesern das Haar zu Berge striegeln wollten, wußten von jeher keinen geschicktern Ort, ihre Unthaten zu verüben, als die wilden Schluchten und Berghöhlen Calabriens, mit ihren Rinaldos, Fra Diavolos, Fra Gloriosos und andern Helden der Beutelschneider-Epopöen. Je leichter es ihnen aber wurde, Calabrien bis in den entlegensten Winkel hinein zu beschreiben, aus dem einfachen Grunde, weil sie es mit keinem Auge gesehen, desto weniger schien man Lust zu gewinnen, mit diesen herrlichen Schauderhaftigkeiten von Gegenden und Menschen wirkliche Bekanntschaft zu machen. Um das furchtbare Land näher kennen zu lernen, gehörte auch in der That eine so tüchtige Reisegesellschaft dazu, wie sie weiland Napoleon in das hermetisch verschlossene Aegypten, über die pyrenäischen Klostermauern des mönchisch abgeschiedenen Spaniens, auf die Polarexpedition zu den heutigen Kymmeriern zu führen und auszuschicken pflegte. Es war freilich eine seltsame Art, Beiträge zur Menschen- und Völkerkunde zu sammeln; allein es ist einmal so: Die Völker werden unmittelbar nur durch Handel oder Krieg miteinander näher bekannt.

Es war im Jahre 1807, als König Murat eine Anzahl Truppen nach Calabrien schickte, um die Banditen, die damals das Land, wie noch heute, beunruhigten, in ihren Höhlen und Klüften hervorzustöbern. Drei Jahre brachten diese Truppen, und unter ihnen der Offizier, aus dessen Tagbuch die folgenden Auszüge sind, in diesem Lande, unter den mannichfaltigsten Abenteuern und Gefahren zu; bald verfolgend, bald verfolgt, umgeben von einer den fremden Eroberern feindlichgesinnten Volksmasse, die den Banden, von denen man sie befreien wollte, eher die Hand bot, als Denen, die ihrem Lande die lang entbehrte Wohlthat gesetzlicher Sicherheit schenken wollten. Die schönsten romantischen Gegenden Calabriens, wohin noch keines Wanderers Fuß sich verirrte, wurden nun bereist, aber mit dem blinkenden Gewehre auf der Schulter; Berghöhen mit den zaubervollsten Aussichten wurden erstiegen, aber unter Trommelschlag und mit gefälltem Bajonnette. Unter solchen Verhältnissen entstand das vorliegende Werk, das eben so reich ist an neuen Mittheilungen über Land und Volk von Calabrien, als an Schilderungen seltsamer Abenteuer, gefährlicher Märsche und hartnäckiger Gefechte mit den Banditen. Hier zuerst das Gemälde, das der Verfasser von Calabrien überhaupt entwirft:

„Das Auge verweilt mit Wohlgefallen auf der Schönheit und reichen Abwechslung der Ansichten, die das Gebirge bietet; aber nicht ohne geheimen Schauer kann es hinabblicken in die tiefen und düstern Schluchten, deren Grabesstille nur von dem Gebrülle der wilden Gebirgswasser unterbrochen wird, die sich in der Regenzeit hinabstürzen. Es gibt in Calabrien keinen einzigen schiffbaren Fluß. Der Laino, Chratis, Nieto, Amato und Angitola sind bloß Ergüsse jener Menge von Wildwassern, die das angebaute Land um so mehr durchfurchen und verwüsten, als ihr Bett nicht gleich bleibt, und jedes Jahr sich ändert. So ist der Anblick beschaffen, den das Innere des Landes bietet; die Ebenen, die von der See bespült werden, sind minder malerisch und belebt, und stellen sich als dürrer Boden dar, der bald von einer glühenden Sonne versengt, bald von erquicklichen Regen erfrischt und befruchtet wird. Während der heißen Monate werden die Ebenen nur noch von einigen dürftigen Familien bewohnt. Von Wechselfiebern aufgerieben, von denen sie nur während der Wintermonate befreit sind, ist ihr Leben, das sie unter dem Einfluß so angreifender Witterungswechsel zubringen, meist

*) Calabria during a military Residence of three Years, in a Series of Letters, by a General Officer of the French Army. From the original M. S. London 1832. 8vo.

nur von kurzer Dauer. Indeß wird der Aufenthalt in diesen Gegenden nur Denen gefährlich, die gezwungen sind, dort auch ihre Nächte zuzubringen. Im Herbste kommen die Schnitter in großer Anzahl vom Gebirge herab, und breiten sich über das Flachland aus; da sie aber vor Sonnenuntergang wieder nach ihren Wohnungen zurückkehren, so entziehen sie sich hiedurch den schädlichen Ausdünstungen, die aus den vertrockneten Rinnsälen der Bergströme und aus Gewässern aufsteigen, die über fauligen Grund fließen.

„Der Dienst zwang häufig unsere Truppen, an solchen gifthauchenden Orten die Nacht unter freiem Himmel zuzubringen, wo man sich von einer Erschlaffung und Neigung zum Schlafe befallen fühlt, der man kaum widerstehen kann. Unsere Soldaten entgingen jedoch den verderblichen Einwirkungen, indem sie sich durchaus den Schlaf versagten und große Wachtfeuer unterhielten. Doch wie viele beklagenswerthe Verluste trafen uns, bevor wir mit dem Klima vertraut wurden; Verluste, die tausendmal größer waren, als die uns von den Banditen zugefügten! Sobald der Schnee auf den Bergen zu fallen beginnt, wird die Luft rein, und die Ebene, die jetzt einen köstlichen Aufenthalt gewährt, bewohnbar. Die ersten Herbstregen erfrischen den verdorrten Boden, und locken eine neue Vegetation hervor, die das ganze Land mit Kräutern und Blumen überwuchert. Man athmet dann eine milde Luft, die von den Wohlgerüchen zahlloser Gesträuche und Pflanzen, wie man sie nur bei uns in Treibhäusern findet, balsamirt ist. Die Landeigenthümer verlassen dann die Berge, um der Reize eines zweiten Frühlings zu genießen und vergnügen sich mit der Jagd. Zu dieser Zeit sind die Gebirge mit dichten Gewölken umhüllt, die sich auf den höhern Stellen als Schnee niederschlagen, und die tiefer liegenden Gründe mit Regengüssen überschwemmen. In dieser traurigen Jahreszeit sind die Einwohner der Dörfer durch die furchtbaren Waldströme von einander abgeschnitten und alle Verbindung wird unterbrochen. Die Regen halten mit unglaublicher Heftigkeit ungefähr zwei Monate an, und dauern mit gelegentlichen Unterbrechungen bis in den April fort. Das Klima von Calabrien wechselt je nach der Beschaffenheit des Bodens und ist daher allen Arten von Erzeugnissen günstig. In den Ebenen, die gegen die Nordwinde geschützt sind, findet man Zuckerrohr, Aloen und Dattelbäume; während Fichten und Birken die Berghöhen bedecken. Vier Monate lang herrscht in den höher gelegenen Theilen des Landes eine unerträgliche Hitze, vorzüglich während der Sirocco weht. Ein heißer Wind, der dem glühenden Qualm eines Backofens gleicht, breitet sich dann über das Land aus; er ruht über den Küsten von Neapel, wo er die bösartigsten Wirkungen äußert, nachdem er die brennenden Wüsten Afrika's durchstrichen hat. Während er herrscht, scheint die ganze Natur zu erschlaffen; alle Pflanzen und Gewächse verwelken; leben aber, wie der Mensch, sogleich wieder auf, sobald der Wind nach Norden umschlägt. Eiswasser und Seebäder sind die einzigen Mittel, wodurch man den Nerven einige Spannkraft wieder gibt und sich von der Erschlaffung, unter der Körper und Seele leiden, zu erholen vermag. Die große Mannigfaltigkeit und der Reichthum von Calabriens Erzeugnissen bietet einen Ueberfluß von Lebensmitteln aller Art. Es hat Getreide, so herrlich, als man es sich nur denken kann; Weine, die so vortrefflich, wie die von Spanien und Languedoc werden könnten, wenn die Einwohner mehr Verstand und Fleiß hätten; und Olivenöl in solcher Fülle, daß man es in ungeheuren Cisternen aufbewahrt. Seidenwürmer werden in Menge genährt, und bilden mit der Baumwollenstaude einen beträchtlichen Absatzartikel. Die Süßholzwurzel wächst ohne die mindeste Pflege wild in verlassenen Gegenden, und in Wäldern findet man eine Art Manna, das sehr gesucht ist. Zahllose Heerden von Hornvieh wandern abwechselnd von den fetten Triften des Syla zu den aromatischen Weiden der Ebenen, wo sie den Winter über zubringen."

(Fortsetzung folgt.)

Ausflüge in Illyrien und Dalmatien.

8. Pastrovich.

Sobald die Thore der Stadt geöffnet und die rasselnden Kettenbrücken herabgelassen waren, gingen wir in die gegen Budua liegende Vorstadt, wo ein Führer und eine Führerin mit ihren im Gras weidenden Thieren unsrer harrten. Von Rozinante hatten diese nur die hagere Gestalt, indem sie außerdem alle edlen Eigenschaften von Sanchos Grauen in sich vereinigten. Von ihren Kameraden weggetrieben, erhoben sie ein ohrenzerreißendes Geschrei, das uns so wenig als das Reitzeug behagte. Der Sattel bestand aus einer hölzernen Vor- und Rücklehne, die durch Querstäbe verbunden waren, ein Sack mit Spreu darunter, ein anderer darüber sollte Thier und Reiter vor Druck schützen; statt der Steigbügel läuft ein schlaffgezogener Strick von einem Ende des Sattels zum andern, in den man nur die Absätze, nicht etwa die Fußspitze einsetzen kann, vorn hingen zwei Körbe mit Knoblauchbüscheln, die unser Führer in Cattaro eingekauft hatte. Unsere Führerin hatte statt dessen einen Sack mit lebendigen Hühnern nebst mehreren Schinken an ihr Thier befestigt, und von unserer Seite wurde ein großer Flaschenkürbis voll Wein an den Sattelknopf gehängt. Von einem Zaum ist keine Rede, das Thier läuft vor seinem Führer her, und der Reiter schützt sich mit ausgespanntem Sonnenschirm gegen die Hitze, und hält sich damit zugleich in nöthigem Gleichgewicht.

Unser Führer hatte seine lange türkische Flinte umgeworfen, Pistolen und Handschar im Gürtel; wir selbst waren mit Pistolen und Hirschfängern bewaffnet, und langsam bewegte sich die sonderbare Karawane gegen das hohe Fort San Trinita, das aus einem dreistöckigen Blockhaus besteht, aus dessen Schußlöchern Kanonen den Weg von Stagnevich gegen Montenegro, und die Straße nach Budua bestreichen können. Der Weg bis dahin ist ziemlich gut gehalten; die darauf folgende mit losem Gerölle und spitzigem Gestein bedeckte Strecke heißt die Scala santa, wahrscheinlich weil man hier wie in Rom bei je zwei Schritten aufwärts, stets einen wieder abwärts macht, nur mit dem Unterschiede, daß Dieß dort freiwillig und unter Gebet, hier wegen des unebenen Bodens und der unter den Füßen wegrollenden Steine nothgedrungen und unter Fluchen geschieht. Das Fort und Cattaro waren unserm Blick entschwunden; rechts in der Tiefe öffnete sich eine fruchtbare Ebene, eine weite Aussicht über den Golf von Cattaro, die Insel i **Stradiotti**, die schneebedeckten Gebirge Grivoscie's und den riesenhaften Montenegro, des-

sen Kuppen von Wolken umlagert waren. Ich wähnte einen Augenblick an einem Alpensee der Schweiz zu weilen, aber bald schwand diese Täuschung bei dem Anblicke der Menschen, die uns in ihren sonderbaren Trachten begegneten. Die Männer, obgleich bis an die Zähne bewaffnet und von wildem Aussehen, grüßen und küssen sich, und die Weiber verneigen sich gegen ihre Bekannten so anständig, als hätten sie Tanzstunden genommen; vorzüglich fiel mir in diesem wilden Lande die tiefe Ehrfurcht der Kinder gegen Aeltere auf, wie sie leider bei uns oft mangelt. In einer schlechten Kneipe hielten wir Rast. Mehr als dreißig Gewehre lehnten in den Ecken, und der ärmste Bewohner, der nicht für morgen zu essen hat, würde lieber Hunger dulden, als sich von seinen Waffen trennen.

Obgleich hauptsächlich die Gegend von Budua bis an die äußersten Gränzen unter dem Namen: Pastrovich verstanden wird, so begreift man doch gewöhnlich auch die Bezirke zwischen Cattaro und Budua darunter, die gegen das Meer fruchtbare Ebenen haben, die man aber nicht zu benützen versteht. Der Pflug hat keine Räder, und ist roher als zu Cincinnatus Zeiten, der Oelbau wird vernachlässigt, und Seidenbau ist unbekannt. Es wandert daher jährlich in mehreren Karawanen ein großer Theil der pastrovicher Männer nach Konstantinopel, wo sie sich mit Handleistungen bei Bauten ansehnliche Summen erwerben, und die Hin- und Herreise zu Lande, jede in 24 Tagen zurücklegen. Unser Weg führte über buschichte Höhen, in denen das merkwürdige Scheltopuschik (Pseudopus Opelii) lebt, ein Thier, das die äußere Gestalt der Schlange und den innern Bau der Eidechse hat. In den Zweigen sang die herrliche schwarzköpfige Ammer (Emberiza melanocephala) ihre sanften Weisen, und in den Wassergräben und Sümpfen schwamm eine Menge Flußschildkröten. Das Meer verschwand und zeigte sich bald unsern Blicken; sichern Schrittes kletterten unsere Thiere den letzten steilen Berg hinan, von wo uns unser Führer in gebrochenem Italienisch versicherte, daß wir schon die Küsten der Türkei vor uns sähen; auf den ermüdenden Krümmungen des Weges ging es hinab in das fast ganz insulirte Budua. Wer durch die Straßen dieses Städtchens gelangt, ohne den Hals zu brechen, oder in Schmutz zu versinken, der opfere dem Jupiter Xenios, und preise sich glücklich. Zusammengerüttelt, abgemattet und müde, fanden wir nach langem Suchen eine elende, schmutzige Kneipe, und suchten dann die Jägeroffiziere auf, an die wir empfohlen waren.

Am äußersten Punkte der österreichischen Monarchie, rings von der Türkei und dem wilden Montenegro eingeschlossen, wo selbst die italienische Sprache aufzuhören beginnt, trafen wir hier biedere Deutsche, die uns mit der herzlichsten Gastfreundschaft aufnahmen, und uns für alle Reisebeschwerden entschädigten, indem sie uns unsern Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen suchten. Am nächsten Mittag fuhren wir in einer offenen Barke an den letzten Punkt der Monarchie, das mit böhmischen Jägern besetzte Fort: „Blockhaus.“

Gewaltig wurde unser leichtes Fahrzeug von den hohen Wogen auf und ab geworfen, doch war der Wind so günstig, daß wir in Kurzem das verfallene Fort S. Stephano und Lastua übersegelt hatten, und im Angesichte des Blockhauses landeten. Am Landungsplatz ist ein von der Natur gebildeter hoher Damm von Kalkgeröll und Treibsand, den jedoch die stürmische See zuweilen überspringt, wodurch jenseits Sümpfe gebildet werden, die zugleich Zufluß von süßem Wasser haben, im Mai mit Schwärmen von Reihern, besonders von dem durch seine zarten, kostbaren Rückenfedern geschätzten Silberreiher (Ardea egretta und garzetta), bevölkert sind, aber eine höchst gefährliche Malaria verbreiten, die oft den Wachtposten auf ihrem Platze tödtlich wird. Aehnliche Sümpfe sind auf der türkischen Seite, und viele Soldaten werden im Sommer von bösartigen Fiebern weggerafft.

Der Weg schlängelt sich vom Gestade anfangs durch Wiesen und Gebüsche bergauf. Nach einer halben Stunde erreichten wir das Blockhaus und übergaben dem Oberjäger unsre Briefe. Die Jäger putzten ihre Gewehre, übten sich in Bajonnettfechten, oder arbeiteten in dem Gärtchen, das sie sich mit unendlicher Mühe in den Felsen angelegt, und mit Küchenkräutern und Blumen bepflanzt hatten; sie waren hoch erfreut in ihrer traurigen Einsamkeit, die nur selten ein Militärvorgesetzter besucht, Deutsche zu sehen. Der Oberjäger führte uns unter Bedeckung zu den äußersten Wachthäusern, deren linkes Sweda Gospodia (heiliger Herr) gegen Montenegro sieht; das mittlere Smiloa Ugliza (verirrte Gasse) bewacht den Weg zum Bazar, das rechte Vederne Gubno (windiger Maierhof) hat eine weite Aussicht in die offene See bis zu dn dämmernden Vorgebirgen von Rodoni, und vor uns lagen die schneebedeckten Alpen, deren Fuß die Sümpfe und der See von Skutari bespülen. Nicht ohne Bedeutung wohl sind jene Namen der Stationen. Wie mancher Jäger weit entfernt von der Heimath, wird in der traurigen gefahrvollen Einöde ein „Sweda Gospodia!“ geklagt haben. Smiloa Ugliza ist fern von allem Umgange mit der Welt gleich einem Kloster in diese traurige Oede verirrt, und kalt weht die Meerluft um den „windigen Hof,“ den schwirrende Züge von Alpenseglern (Cypselus melba) umfliegen.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Ein Offizier der englischen Marine, der sich auf einem an der Küste von Afrika stationirten Kriegsschiffe befindet, theilt in dem United Service Journal folgende Erzählung von seinem Besuche bei dem Negerkönige von Fetishtown, an der Westküste von Afrika, mit: „Nach dem Frühstücke machte ich mich mit einem Freunde auf, dem Fürsten einen Besuch abzustatten, der an einem besondern, mit Mauern umgebenen Theile der Stadt wohnt. Nachdem wir den Palast erreicht hatten, mußten wir eine sehr steile und rohgearbeitete Treppe hinaufsteigen, an der wir uns wohl festhalten mußten, um nicht rücklings wieder herabzustürzen. Nachdem wir oben angelangt waren, ließ man uns in einen großen Saal treten, der sehr sauber aus Bohlen erbaut war; die Wände waren zum Theil mit zerbrochenen Spiegelgläsern und mit einer Menge kleiner Kupferstiche und Bilderbögen verziert, von denen manche das Unterste zu oberst aufgehangen waren. Auch mehrere Stühle von europäischer Arbeit waren hier zu sehen; diese kostbaren Gegenstände waren der Stolz des Fürsten und der Neid der benachbarten Könige. Der schwarze Monarch hatte sie von den Sklavenhändlern und andern Kaufleuten erhalten, da nach seinem königlichen Willen ein Gesetz bestand, das bestimmte, daß kein Schiffskapitän Handel treiben dürfe, bis er zuvor dem Fürsten einen vorläufigen Tribut entrichtet. Nachdem wir einige Minuten gewartet hatten, trat der König in den Saal. Er schien etwa sechzig Jahre alt, war von sehr starkem Körperbau, litt aber augenscheinlich an der Elephantiasis, da jedes seiner Beine von Mannesdicke war. Die Seltsamkeit seines Anzuges machte auf mich einen so lächerlichen Eindruck, daß ich leicht die Empfindlichkeit des Königs hätte verletzen können. Er trug ein großes Stück Leinwand, nach-

lässig um den Leib geschlagen, das bei ihm Rock, Weste, Hemd, Hose und alles Uebrige ersetzte; sein nackter Arm war durch einen Einschnitt in dasselbe gesteckt, da die Schneider dieses Landes noch nicht die Erfindung der Aermel gemacht haben. Sein Kopf war mit einem alten Hut von gebräuntem Filz bedeckt, von dem ein Theil des Randes über das Ohr herabhing. Der Vordertheil desselben war sehr übel zugerichtet und hatte viel von seiner ursprünglichen Gestalt verloren, da dieser Kopfputz für ein wenigstens zweimal schmäleres Haupt, als das seines gegenwärtigen Besitzers, bestimmt war. Die Füße des Monarchen ermangelten jeder Bedeckung. Es war zu vermuthen, daß wir die ganze Garderobe des Königs vor Augen hatten. Der schwarze Monarch war sehr herablassend; er faßte mich bei der Hand, führte mich in den Hintergrund des Saals, setzte sich nieder und befahl einem Diener, mir einen Stuhl zu bringen. Nach einer kleinen Pause nahm er das Wort und fragte durch einen Dolmetscher: „Was gibt es Neues?“ Diese Worte waren mit einem so sanften Tone ausgesprochen, als schienen sie darauf berechnet, zu einer langen Unterredung ermuthigen zu wollen. Ich muß gestehen, daß diese Anrede mich Anfangs etwas in Verlegenheit brachte; allein da ich erwog, daß mein Nachbar Frankreich nicht von Amerika zu unterscheiden wisse, so erwiderte ich das nächste Beste, was mir einfiel und antwortete: wir hätten schon, seitdem die Batavier Holland erobert, keine Neuigkeiten erhalten. Er schien mit dieser Antwort sehr zufrieden, und ohne Zweifel war er überzeugt, daß ich ihn für einen sehr weisen und wohl unterrichteten Monarchen hielt, weil er mir eine Frage gestellt, die mich einiges Besinnen gekostet. Man kann diesen Monarchen den größten Bonvivants beizählen; er trinkt mit unendlichem Vergnügen Branntwein aus gestrichen vollen Gläsern, und hat ungefähr dreihundert Weiber und vielleicht eben so viele Beischläferinnen. Man sagte uns, einige derselben seyen sehr schön; aber da alle Schönheiten dieses Landes schwarz sind, sehr aufgeworfene Lippen und eingedrückte Nasen haben, so ging meine Neugier, den Harem des Fürsten zu sehen, nicht so weit, meinen Kopf daran zu wagen. Während meiner Audienz kam eine rabenschwarze Frau ins Zimmer, die aber nicht mehr jung war. Ich erfuhr später, es sey die älteste von allen gewesen. — Die Regierungsform dieses Staates ist durchaus die unbedingteste Willkür, die man sich denken kann. Der Monarch kann bei dem geringsten Fehltritte eines Unterthanen ihm den Kopf vor die Füße legen lassen, und es ist ein eigener Geschmack dieses Fürsten, daß er die Strafe an den Schuldigen und wohl auch an den Unschuldigen mit höchsteigenen Händen zu vollziehen pflegt. Seine Macht erstreckt sich über ein sehr großes Gebiet, das alle Arten von Früchten der Aequinoktionalländer hervorbringt und Ueberfluß an Elfenbein und Schildkrötenschalen hat. Die Stadt liegt rechts an der Mündung des Flusses Nazareth und besteht aus ungefähr 300 Häusern, die alle sauber aus Rohr gebaut sind. In ihrer Umgegend gibt es viele Büffel, Elephanten, Löwen, Panther, und andere wilde Thiere; die Bucht ist sehr fischreich, und ihre Ufer wimmeln von zahllosen Vögeln, die mit dem schönsten Gefieder prangen.

*

Die französische geographische Gesellschaft hat folgende Preise ausgeschrieben: 1) eine goldene Medaille in dem Werthe von 1000 Fr. für einen Reisenden, der im Verlaufe des Jahres 1831 eine Entdeckung gemacht, die unter den zur Kenntniß der geographischen Gesellschaft gelangten Entdeckungen die wichtigste ist. In Ermanglung einer solchen wird derjenige Reisende, welcher der Gesellschaft die neueste und den Fortschritten der geographischen Wissenschaft nützlichste Mittheilung macht, eine goldene Medaille von 500 Fr. Werth erhalten. 2) 2500 Fr., aus denen ein Aufmunterungspreis für einen Reisenden gestiftet werden soll, der bis an jene, auf den Karten von Afrika mit dem Namen Marawi bezeichnete Stelle vorgedrungen ist, die man unter 32° O. L. und 10° S. B. gelegen glaubt. Dieser Reisende hat auch einen Theil des Laufes von dem Flusse Loffih zu untersuchen, der unter dieser Breite strömen soll, einen Bericht seiner Reise, eine Karte, worauf der von ihm zurückgelegte Weg angegeben ist u. s. w. vorzulegen. 3) Eine goldene Medaille von 2400 Fr. für einen Reisenden in dem südlichen Theile Karamaniens, worunter die geographische Gesellschaft die Länder versteht, die südlich von der Kette des Taurus gelegen, ehemals unter den Namen Lycien, Pamphilien und Cilicien begriffen wurden. 4) Eine goldene Medaille von 600 Fr. für die beste kritische und mathematische Geschichte aller Operationen, die seit der Wiedergeburt der Wissenschaft in Europa angestellt wurden, um die Grade der Meridiane und Parallelen zu messen, mit Hindeutung auf die Erfolge dieser Versuche u. s. w. 5) Eine goldene Medaille von 2400 Fr. für denjenigen, der die vollständigste und genaueste Beschreibung der Ruinen von Palenque, sammt Zeichnungen ihrer Ansichten, Denkmäler u. s. w., mit Hinweisungen, in welcher Beziehung sie zu andern Denkmälern, wie zu denen von Yucatan, Guatimala u. s. w. stehen, liefern wird. Hiebei spricht die Gesellschaft den Wunsch aus, daß ein solcher Reisender auch, wo möglich, Untersuchungen anstelle über das alte Utatlan, in der Nähe von Santa Cruz del Quiche, in der Provinz Solola, über die alte Festung von Mixco und einige andere, über die Ruinen von Copan im Staate Honduras, die Insel Peten, in der Laguna de Itza, über die Gränzen von Chiapa, Yucatan und Verapaz, die alten Gebäude in Yucatan und zwanzig Stunden südlich von Merida, zwischen Mora y Ticul und der Stadt Nocacab; endlich über die Bauwerke bei der Stadt Mani, in der Nähe des Flusses Lagartes. Die geographische Gesellschaft verlangt ferner auch Nachforschungen über die Basreliefs, welche die Anbetung eines Kreuzes vorstellen; besondere Karten über die Bezirke, wo die benannten Ruinen liegen, genaue Höhenmessungen, Bemerkungen über den physischen Zustand und die Produkte jener Gegenden, über die Traditionen, die auf die alten Völker Bezug haben, die jene Bauten ausgeführt u. s. w. Endlich wird gewünscht, daß über den Votan oder Wodan der Chiapanais, den man mit Odin und Budda verglichen hat, Alles gesammelt werde, was man von ihm weiß. 6) eine goldene Medaille im Werth von 7000 Fr. für eine Reise in die noch unbekannten Theile des französischen Guyana, die Bestimmung der Lage von den Quellen des Maroni und die möglichst weite Verfolgung seines Laufes. Die Gesellschaft wünscht, daß der Reisende außer den geographischen Angaben und Höhenmessungen auch ein Wörterbuch der verschiedenen Volksstämme sammeln möchte. Für den ersten Preis ist keine bestimmte Zeit ausgesprochen, der zweite Preis soll im Jahre 1833 vertheilt werden, der dritte und vierte im Jahre 1834, der fünfte im Jahr 1835.

*

Schon im vorigen Jahre wurde die Entdeckung von Smaragden im Ural in der Umgegend von Katharinenburg angezeigt. Das russische Bergbau-Journal gibt darüber folgenden nähern Bericht: „Die Smaragden befinden sich in dem Forstbezirke von Beresowsk, auf einem Plateau, das sich ein wenig über naheliegende Sümpfe erhebt, am linken Ufer des kleinen Flüßchens Tokowaia, das sich in den Bolschoi Reft ergießt. Die Smaragde finden sich in einer Ader Glimmertalk vor, die zwischen Talksteinlagern liegt. 250 Saschenen westlich von dieser Ader, die Tokowaia aufwärts, findet man einen Granit von körnichten Krystallen, der aus großen Stücken Feldspath, groben harzigen Quarzkörnern und Blättchen silberischen Marienglases besteht. Oestlich der Glimmertalkader befinden sich die Schichtungen, auf denen der Goldsand ruht. Die über den Smaragd des Urals zu Petersburg und Katharinenburg angestellten Untersuchungen ließen in diesem Mineral kein Chrom entdecken, das einen Theil des orientalischen und böhmischen Smaragdes bildet und ihm seine schöne Farbe gibt. Uebrigens übertrifft der Smaragd des Urals den orientalischen an Härte und gibt ihm an Glanz nichts nach. Versuche, die man anstellte, um die Verhältnißzahl des spezifischen Gewichtes des Smaragdes zu andern analogen Mineralien zu finden, ergaben folgendes Resultat: Ein uralischer Smaragd von $2\frac{9}{16}$ Karat, der dem Präsidenten des Appanagen-Departements, Herrn von Perowsky, gehörte, hatte eine spezifische Schwere von 2,759; die eines orientalischen Smaragdes von $3\frac{1}{4}$ Karat war 2,719; die eines gelben Berilles (Topas) aus den Minen von Murzinsk 2,771; die eines grünbläulichen (Aquamarin) von dem Berge Adoun Schelone 2,675. — Im Laufe des Jahres 1831 entdeckte man in Tauris reiche Brüche eines gelbröthlichen weißgeaderten Marmors. Diese Marmorart ist sehr hart, feinkörnig, des schönsten Schliffes fähig und von ausgezeichneter Schattirung, die durchaus dem lazedämonischen Marmor oder Giallo antico gleicht.

*

Die Hauptredakteurs der „Gazette medicale“ zu Paris stehen im Begriff eine Schrift herauszugeben, unter dem Titel: „Examen de la doctrine physiologique appliqué à l'étude et au traitement du cholera morbus.“ Als Anhang ist derselben die Krankheitsgeschichte Casimir Perier's und eine Kritik der Ansichten Broussais über diese räthselhafte Krankheit beigegeben.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 196. 14 Julius 1832.

Lander's Entdeckungsreisen auf dem Niger.

6. Die Hauptstadt von Yarriba — Mansolah und seine Höflinge. — Die Felatahs.

Eine Musik von Trommeln, Pauken und Hörnern suchte den Reisenden, nach ihrer Ankunft in dem Hause des Eunuchen Ebo, die Zeit zu vertreiben, bis König Mansolah die Fremden vorzulassen geruhte. Sobald er sich aber näherte, verstummte das musikalische Getöse und man bedeutete den Reisenden, es sey ihnen jetzt vergönnt, dem Beherrscher von Yarriba ihre Aufwartung zu machen. „Wir thaten Dieß, so erzählt das Tagbuch, nach englischer Sitte, zu großer Erlustigung des Königs, der sich bemühte uns nachzuahmen, wiewohl man leicht sehen konnte, daß er nur noch ein Neuling war in der europäischen Art sich zu begrüßen, als da sind Bücklinge, Händedruck u. s. w. Wahrscheinlich kamen wir dem König so unbeholfen und linkisch vor, daß sein Zwerchfell unwiderstehlich zur Erschütterung gereizt wurde, auch dauerte es nicht lange, so brach er in ein so lautes und herzliches Gelächter aus und seine Weiber und Verschnittenen, und Unterthanen aller Art unterstützten ihn dabei mit so gutem Willen, und solcher Lungenkraft, daß wir nicht umhin konnten, gleichfalls aus voller Brust in die allgemeine Fröhlichkeit mit einzustimmen.“

„Mansolah trug bei dieser Gelegenheit den Kopf mit einer Art Bischofsmütze bedeckt, die reich mit Korallenschnüren umwunden war, von denen eine als Sturmband diente und unter dem Kinn zusammengebunden war, um die Mitra auf dem Kopf festzuhalten. Sein Kleid bestand aus Stücken grüner Seide, karmoisinrothem Damast und grünem Sammt, die ohne alles Ebenmaaß und wie es sich eben fügte, zusammengenäht waren. Dazu trug er englische Strümpfe von Baumwolle und niedliche Lederschuhe von inländischer Arbeit. Ein großes Stück sehr feines lichtblaues Tuch, das ihm Kapitän Clapperton zum Geschenk gemacht hatte, diente ihm als Teppich. Die Verschnittenen und andere Hofleute, die zugegen waren, warfen sich der Landessitte gemäß, vor ihrem Beherrscher auf die Erde, und rieben zu zwei verschiedenen Malen ihre Köpfe mit Erde. Diese knechtischen Huldigungen verrichteten sie, indem sie sich ein wenig von dem König entfernten; dann aber krochen sie wieder näher und drückten ihre Gesichter zu seinen Füßen in den Staub. Doch nicht zufrieden mit dieser hündischen Erniedrigung küßten sie auch den Boden, wo der König saß, wiederholt und mit wahrer Inbrunst, oder legten wie aus Liebkosung eine Wange um die andere darauf. Dann erst, und oft dann erst noch nicht, wenn ihre Köpfe, Gesichter und Lippen von der feuchten rothen Erde beschmutzt und die Spuren davon auch an ihren Kleidern zu sehen waren, durften sie sich in der Nähe des Königs niedersetzen, und an der Unterhaltung Theil nehmen. Allein zwei oder drei Verschnittene vom zweiten Rang ließen es hiebei noch nicht bewenden, sondern fingen an, auf dem Boden sich zu wälzen; was sie nicht ohne die größte Anstrengung und gewaltiges Stöhnen und Schnaufen verrichten konnten, da sie, gleich dem tapfern Sir John Falstaff, mit nichts Anderm, als schweren Talgklumpen zu vergleichen waren. So kugelten sie sich im Staube gleich ungeheuren Schildkröten die sich in der See wälzen, bis Ebo ihnen aufzustehen gebot.“

Wenn der lange Herrendienst unseren Höflingen gewöhnlich ein etwas gebogenes Rückgrat und um die Mundwinkel ein gewisses petrefaktes Lächeln aufgeprägt hinterläßt; so trugen auch einige alte Hofleute Mansolah's deutliche Spuren ihres vieljährigen Lebens in der Nähe des Königs. „Es befanden sich unter ihnen, bemerkt das Tagbuch, sehr viele Kahlköpfe, denen wahrscheinlich in Folge der häufigen Reibungen mit Erde ihre Haare, oder vielmehr ihre schwarze Wolle, ausgefallen waren.“

So freundlich Mansolah die Reisenden aufnahm, und so sehr er betheuerte, sie würden ihm willkommen gewesen seyn, wenn sie auch nicht einen einzigen Kauri mitgebracht hätten; so erhielten sie doch durch ihren Freund, den Eunuchen Ebo, Winke, dem Könige nichts von dem eigentlichen Zweck ihrer Reise merken zu lassen, da er sonst augenblicklich argwöhnische Gedanken schöpfen, und sie entweder, wer weiß wie lang gefangen halten, oder wieder nach der Küste zurückschicken würde. Man fand daher für gut, Mansolah nicht mehr wissen zu lassen, als man bisher bei allen Negerfürsten als Zweck der Reise vorgeschützt hatte: nämlich, sie seyen von dem Könige von England beauftragt, gewisse Papiere zu suchen, die vor einigen zwanzig Jahren, wo ein Engländer bei Bussa umgekommen, verloren gegangen seyen, und, wie die Sage gehe, sich in den Händen des Sultans von Yaurie befinden sollten. Der König forschte darüber nicht weiter nach und versprach Boten an die Beherrscher von Kiama, Wouwou, Bussa und Yaurie zu senden, um ihnen die Ankunft der Reisenden melden zu lassen. Gleich nach der Rückkehr der Boten versprach er, sie ihre Reise fortsetzen zu lassen, woran den Brüdern

um so mehr gelegen war, als die Regenzeit vor der Thüre stand, wodurch ihnen der Weg zu Lande in diesen Gegenden ungangbar geworden und sie die trockene Jahreszeit abzuwarten genöthigt gewesen wären. Indeß kam ihren erschöpften Kräften die Ruhe in Mansolah sehr zu statten, die ihnen doppelt süß schmeckte, da sie weder durch die häufigen Besuche zudringlicher Einwohner, noch durch die Plauderhaftigkeit der Weiber im Mindesten belästigt wurden. König Mansolah hatte nämlich einen Befehl ausgehen lassen, daß Ebo befugt seyn solle, Jedwedem, der sich unberufen seinen Gästen aufdringe, den Kopf abzuschlagen; und da Ebo nicht allein der Vornehmste von den Verschnittenen, sondern auch wohlbestellter Scharfrichter von Katunga war, so war bei Niemand die Neugierde so groß, um sich in den Bereich der geübten Hände des Eunuchen zu wagen. So sehr nun sowohl dieser Befehl, als die knechtische Unterwürfigkeit der Hofleute Mansolah's auf eine furchtbare Willkürherrschaft schließen lassen, so schienen, der Ansicht der Reisenden zufolge, der Beherrscher von Katunga und seine Unterthanen doch ziemlich auf vertraulichem Fuße zu einander zu stehen. Der König hat weder in seinem häuslichen Leben, noch in öffentlichen Angelegenheiten ein Geheimniß für das Volk; und ein Gleiches beobachtet dieses gegen ihn. So stellte Mansolah zwei oder dreimal seine von den Engländern erhaltenen Geschenke dem Volke zur Beschau aus; dagegen müssen aber auch die Unterthanen das geringfügigste Geschenk, das sie von Fremden erhalten, in die Wohnung des Königs bringen, und ihm vorzeigen. Indeß hielten sich die Reisenden nur zu kurze Zeit auf, um über Gesetze, Sitten und Einrichtungen, Religion und Regierungsweise von Katunga ein zuverlässiges Urtheil geben zu können. Doch hatten sie Gelegenheit genug, den Charakter des Volkes kennen zu lernen, das sie als ehrlich, einfach und friedfertig, aber auch als schwach und furchtsam schildern. „Sie scheinen keine soziale Gemüthlichkeit und keine jener häuslichen Tugenden zu besitzen, die unsere Zuneigung gewinnen könnte, eben so wenig aber auch jene Eigenschaften eines Bürgers, die Ehrfurcht oder Bewunderung einflößen. Die Liebe zum Vaterland ist bei ihnen nicht stark genug, um sie zur Vertheidigung desselben gegen die Einfälle eines verächtlichen Feindes zu ermuthigen. Man findet bei ihnen keine Spur von jener Kraft, Hoheit der Gesinnung und Verachtung der Gefahren, wodurch die amerikanischen Stämme und andere wilde Völkerschaften ausgezeichnet sind. Ohne Rückblick auf die Vergangenheit wie ohne Voraussicht in die Zukunft, lassen sie sich bloß durch den Einfluß der Gegenwart bestimmen. In dieser Beziehung stehen sie dem Thiere näher, als irgend ein Volk des Erdkreises. Wie der kleinmüthige Mansolah und seine unkriegerischen Unterthanen nur bei dem Namen Feind an allen Gliedern erzittern, so treffen sie auch keine Anstalten, Fremdlinge, die sich schaarenweise in die schönsten Provinzen des Reiches eingedrängt haben, zurückzuhalten, geschweige wieder daraus zu vertreiben. Nur dieser unverzeihlichen Gleichgültigkeit gegen öffentliche Angelegenheiten und diesem Mangel an gesundem Menschenverstand und gewöhnlicher Klugheit verdanken die Felatahs, die sich einen Anhang aus Individuen von verschiedenen Völkerschaften im Innern von Afrika gemacht haben, und in diese Gegenden eingewandert sind, ihre großen Fortschritte. Dieselben haben sich gegenwärtig recht im Herzen des Königreiches festgesetzt, Städte mit starken Wällen und Gräben befestigt, und vor unlängst Mansolah eine Erklärung abgenöthigt, worin er sie für unabhängig erkennt. Außer Raka, das ganz von Felatahs bevölkert und gewaltig befestigt worden ist, gründeten sie in neuester Zeit eine andere große Stadt, die bereits Katunga an Reichthum, Bevölkerung und Umfang übertrifft. Anfangs ließ sich an diesem Ort, den sie Alorie nannten, eine kleine Schaar Felatahs nieder, und munterte die Sklaven rings umher auf, ihren Herren zu entlaufen und sich mit ihnen zu vereinigen. Da sie ihnen Freiheit und Schutz zusicherten; so flohen die Sklaven auf viele Meilen in die Runde nach Alorie, wo sie die beste Aufnahme fanden. Dieß ereignete sich vor ungefähr vierzig Jahren; seitdem kamen noch andere Felatahs aus Sakkatu und Rabba herbei, und ungeachtet der Kriege (wenn man anders gegenseitigen Menschenraub so nennen darf), die sie führen mußten, wurde Alorie bei Weitem die größte und blühendste Stadt von Yarriba. Sie soll zwei Tagreisen im Umfang haben und mit einem Lehmwall und Wassergraben umgeben seyn. Die Einwohner besitzen jetzt zahllose Schaf- und Rinderheerden und gegen dreitausend Pferde, während Katunga nicht so viele Hunderte zählt. Die Zahl der Bevölkerung von Alorie weiß man nicht anzugeben, gewiß aber ist sie sehr beträchtlich; sie wurde, wie gesagt, erst neuerdings unabhängig von Yarriba erklärt und ihre Einwohner erhielten die Erlaubniß, mit der Bevölkerung des Landes Handel zu treiben, unter der einzigen Bedingung, daß sie keine neuen Felatahs aufnehmen solle. Alorie wird von zwölf Häuptlingen regiert, jeder von einer andern Völkerschaft und alle mit gleicher Gewalt bekleidet. Der Felatahhäuptling hat keine größere Macht, als die übrigen. Raka liegt nur eine Tagreise nordöstlich von Katunga und Alorie drei Tagreisen südwestlich entfernt.“ Lander schließt aus dieser Gedankenlosigkeit der Eingebornen, daß Yarriba in kurzer Zeit von seinen eroberungssüchtigen Nachbarn völlig unterjocht und die feige Einwohnerschaft gezwungen werden wird, für ihre neuen Herren das Land anzubauen, das sie aus angeborner Trägheit zu eigenem Nutzen zu verwenden vernachlässigt haben.

Streifzüge in Calabrien.

(Fortsetzung.)

Bier ist den Calabresen unbekannt. Ihre Speisen schmälzen sie mit Schweinespeck auf, und aus der Milch bereiten sie eine Art Käse, der mit Recht sehr gelobt wird. Doch die unermeßlichen Heerden von Hornvieh und Schafen machen nicht allein den Reichthum der großen Landeigenthümer aus; er besteht hauptsächlich auch aus Racepferden, die sie von herrlichen Hengsten erzielen, und mit der größten Sorgfalt behandeln. Diese Pferde sind von mittlerer Größe, aber außerordentlich schnell und voll Kraft und Feuer. Doch das Thier, das in einem Lande, wo die Verbindungen von so großen Schwierigkeiten unterbrochen sind, wie in Calabrien, von größtem Nutzen ist — das Thier, ohne das die Einwohner weder ihre Ernten unter Dach bringen, noch ihre Produkte versenden könnten — ist das Maulthier, dessen Schönheit und Kraft nicht minder bewundernswürdig ist, als die Klugheit und Sicherheit, mit der es über die gefährlichsten Gebirgspässe hinschreitet. In den sumpfigen Ebenen

trifft man in bedeutender Anzahl auch Büffel. Der Anblick dieser Thiere ist furchtbar und ihr Angriff gefährlich. Gezähmt werden sie zur Feldarbeit benützt. Die Einwohner schirren sie an hohe Karren, und sind mit ihrer Hülfe allein im Stande, über die reißenden Ströme zu setzen. In allen Theilen Calabriens findet man Wild jeglicher Art. Die Seeküsten haben Ueberfluß an Fischen; der Schwertfisch gibt mehrere Monate des Jahres einem großen Theile der Bevölkerung Nahrung, und der Thunfisch bildet einen einträglichen Handelszweig. So sehr diese Provinzen durch Klima und Bodenerzeugnisse begünstigt sind, so fehlt es ihnen doch an einem Hafen. Indeß trieben sie vor dem Kriege noch einen beträchtlichen Handel mit Getreide, Wein, Seide, Baumwolle, Süßholz, Manna, Orangen, Limonien, Kastanien und getrockneten Früchten; doch ihre eigentliche Stapelwaare blieb das Olivenöl, womit sie gegenwärtig (1807 und 1810) die Seifenmanufakturen von Marseille und Triest versehen. Durch diese reiche Ausfuhr sollte man denken, müßte das Land reich und glücklich geworden seyn. Die Natur hat Alles für dasselbe gethan; allein die Fehler der Regierung haben seinen Wohlstand auf viele Jahrhunderte hinaus zu Grunde gerichtet. Der Bauer lebt im höchsten Elend, das Grundeigenthum besteht in den ungleichsten Verhältnissen, so daß es in Calabrien nur wenig Leute mit einem mäßigen Einkommen gibt. Kleine Grundbesitzer findet man selten, und in keinem Lande sieht man so dicht neben einander die traurigste Dürftigkeit und den unmäßigsten Reichthum. Die Folge davon ist, daß nirgends ein Wetteifer herrscht, wovon man sich an allen Orten überzeugen kann. Klima und Boden thun mehr als die Hälfte der Arbeit, und kaum rührt der Mensch die Hand, um das Uebrige zu vollenden. So geschieht es, daß die Produkte jeder Art in Calabrien gegenwärtig bloß freiwillige Gabe der Natur sind, ohne daß ihr die Kunst dabei zu Hülfe kommt. Mit Ausnahme einiger größerer und kleinerer Städte, die regelmäßig gebaut sind, bieten die andern bewohnten Orte einen höchst elenden und widerwärtigen Anblick. Das Innere der Häuser ist eine Anhäufung des empörendsten Schmutzes. Die Schweine leben hier mit den Einwohnern auf dem vertrautesten Fuß, und nicht selten werden von ihnen Kinder in der Wiege gefressen. Diese Thiere sind von einer ganz eigenen Gattung und ganz schwarz; man findet sie in so großer Anzahl, daß sie alle Straßen und Zugänge zu den Häusern sperren. Wenn wir bedenken, daß Groß-Griechenland unter allen Ländern der Welt das volkreichste, civilisirteste und best angebaute war, so kann man nicht umhin, das gegenwärtige Loos eines so schönen Landes zu beklagen, das auf lange Zeit hinaus verurtheilt ist, mit jedem Jahre sich dem Untergange näher gerückt zu sehen, und unter Elend, Armuth und Seuchen zu erliegen. Die Ströme verwüsten das Land, das sie bewässern sollen, und lassen als Spuren ihres Laufes einen Niederschlag von Schlamm zurück, wodurch ein großer Theil des Landes mit giftigen Ausdünstungen angefüllt und unbewohnbar wird. Auch Erdbeben trugen das Ihrige bei, das unglückliche Land zu verwüsten; namentlich stößt man noch allenthalben auf Spuren der durch das merkwürdige Erdbeben von 1783 angerichteten Verheerungen. Die heftigen Stöße, die vom 5 Februar bis zum 28 Mai sich in verschiedenen Zwischenräumen wiederholten, zerstörten den größten Theil der Gebäude von Calabria ulteriore. Ein Einwohner von Nicotera, der bei dem Untergang von Scylla (Sciglio), wo sein Vater begütert war, durch jenes schreckliche Ereigniß den größten Theil seines Vermögens eingebüßt, erzählte mir als Augenzeuge davon Folgendes: „Am 5 Februar 1783, gegen ein Uhr Nachmittags, spürte man einen heftigen Erdstoß, der viele Leute zwang, aus ihren Wohnungen zu fliehen. Mein Gewährsmann war mit seinem Vater nach einem benachbarten Berge geflüchtet, wo sie durch einen zweiten Stoß, der noch heftiger als der erste war, zu Boden geworfen wurden. Der Boden wurde nach allen Richtungen hin erschüttert; die Häuser brachen zusammen, die hohen Wälle und Thürme des Kastells wurden aus ihren Grundfesten gerissen, und stürzten auf die Stadt herab, wo sie unter ihren Trümmern die Gebäude und eine Menge Menschen begruben, die noch zurückgeblieben waren. Die übrigen Einwohner begaben sich nach dem Meeresstrande, wo sie ohne eine Ahnung der neuen Gefahr, die sie bedrohte, aus den Trümmern ihrer Wohnungen sich ein Obdach zu bereiten suchten. Die See war ruhig, der Himmel heiter und rein, die Mitternachtsstunde nahte sich, und mit ihr auch die den Unglücklichen so nothwendige Ruhe, als auf Einmal das ganze Vorgebirg von Campalla, ohne das mindeste warnende Vorzeichen, in die See versank. Die ungeheure Masse Landes, die in die Tiefe stürzte, verursachte ein Anschwellen des Meeres, das sich auf die gegenüberliegende Küste stürzte und dort viele Sizilianer in seinen Wogen verschlang, dann aber mit furchtbarem Ungestüm wieder auf die Küste von Scylla zurückprallte, wodurch Alle, die hier noch eine Zuflucht gesucht hatten, zu Grunde gingen. Der erste Strahl des Tageslichtes zeigte den Augen Derer, die der furchtbaren Naturumwälzung entgangen waren, ein gräßliches Schauspiel; eine Menge entsetzlich verstümmelter Leichen, und die Ueberreste der unglücklichen Bevölkerung, die am Rande des Abgrundes, der Verzweiflung und dem größten Elend zur Beute, umherwankten.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Erdbeben in Chili.

Es war Mitte Novembers und der Nachsommer der südlichen gemäßigten Zone bereits im Anzug, als ich nach einer Abwesenheit von einigen Tagen, die ich auf einem Ausfluge nach dem Saum der Andes zugebracht hatte, wieder nach meiner ländlichen Wohnung zurückkehrte, die in einem kleinen, nach dem Meer hin offenen Thale, in einer der Centralprovinzen Chili's gelegen war. Zwei Stunden nach Sonnenuntergang sah ich noch den Mond, hinter der fernen Gebirgskette hervortretend, am klarblauen, bestirnten Himmelsgewölbe emporsteigen, schloß dann meine Thür und überließ mich den gewohnten Studien, die mir heute um so größern Genuß boten, als ich ihrer in den letztvergangenen Tagen meiner mühseligen Wanderung entbehrt hatte. Meine Wohnung konnte im Vergleich mit den hier zu Land gewöhnlichen Häusern der Spanier, die ohne alle Rücksicht auf innere Einrichtung und Bequemlichkeit nur auf Schutz gegen die Sonnenhitze des Tages und gegen den Thau der kühlen Nächte berechnet sind, sogar prächtig genannt werden. Die Nächte sind an der Küste von Chili im Verhältniß zur Hitze am Tage meist empfindlich kalt; deßhalb brannten im Kamin einige Stücke aromatischen Holzes, die einen angenehmen Geruch verbreiteten, und auf dem Fell eines Puma oder chilischen Silberlöwen, das als Fußteppich diente, lagen ein schönes schwarzes Windspiel und ein großer weißer Hühnerhund. Meine Bücher lagen um mich her; die Lampe strahlte ein helles Licht aus und kein anderes Geräusch war hörbar, als das leise Schnarchen meiner Hunde.

Ich hatte eben einen Band der Werke eines Weisen des Alterthums vor mir und war so sehr darin vertieft, daß ich Alles um mich her vergaß, als ich plötzlich durch das kurze Bellen meines wachsamen Windspiels, das die Ohren spitzte und mich mit seinen dunkeln Schlangenaugen anstarrte, aus meinen Träumen geweckt wurde. Auf das Lautgeben des Windspiels erhob auch der Jagdhund den Kopf, und nun sprangen beide schnell von

ihrem Lager auf; ich hörte ein dumpfes, rollendes Getös und sah, wie die Lampe auf dem Tische schwankte. Es war ein Erdbeben; da ich aber zu verschiedenen Zeiten schon viele und erst im vergangenen Monat viermal solche leichte Stöße verspürt hatte, so achtete ich nicht darauf, sondern kehrte, nachdem ich die Hunde beschwichtigt hatte, zu meinen Büchern zurück. Allein die Erschütterung wurde allmählich immer heftiger, die Lampe stürzte um, und nun sprang ich auf, um das Freie zu gewinnen. Als ich auf meinen Füßen stand, schwankte ich hin und her, wie Einer, der sich zum ersten Mal an Bord eines Schiffes befindet; eine heftige, von Norden nach Süden gehende Erschütterung, mit unausgesetzten, gewaltigen Schwingungen ward fühlbar, die dann ihre Richtung von Norden nach Süden nahm und zuletzt zu einem unaufhörlichen Wirbel von immer steigender Heftigkeit wurde. Mit einem kräftigen Anlauf gewann ich die Thür, die nach Außen aufging, und schon hatte ich die Hand auf der Klinke; allein ein Stück Geräthe, das im Vorhaus stand, war umgestürzt und hatte sich in schräger Richtung vorgelegt, so daß es unmöglich war zu öffnen. Während dessen ward die Erschütterung immer heftiger, und ich kehrte daher schnell um, in der Hoffnung, die Thür gegenüber zu gewinnen, als plötzlich mit einem Krachen, als ob die Erde mitten entzwei geborsten wäre und mit einem Stoße, der der Einbildungskraft das Herabstürzen eines Kometen versinnlichen könnte, das ganze Fachwerk des Hauses aus den Fugen riß und Alles, was nur beweglich war, zusammenbrach und in wilder Verwirrung übereinander stürzte. Die Sinne vergingen mir, denn ich lag unter einem, einige hundert Bände enthaltenden Bücherschranke begraben.

Als ich wieder zu mir kam, war ich fast erstickt von Rauch und Staub, und konnte mich nur mit größter Anstrengung unter der Masse von Büchern, Mörtel, zerbrochenen Backsteinen und den Trümmern des Täfelwerks, des Kamins und des Hausgeräthes hervorarbeiten; es war mir wegen der Wirkungen des Falles, der Erstickung und der noch fortdauernden Erdstöße unmöglich, aufrecht zu stehen. Auf Händen und Füßen kriechend, erreichte ich die Thüre und fand, daß das Geräth, das sie früher versperrte, durch die Erschütterung seine Lage geändert und die Thüre aus den Angeln gehoben war, so daß ich glücklich ins Vorhaus gelangte. Glücklicherweise war die äußere Thür offen geblieben, und so stieg ich nun halb ohnmächtig auf die Terrasse, um frische Luft zu schöpfen. Als ich um mich blickte, sah ich eine Anzahl Bauern und Bäuerinnen, die sich zu einem Rosenkranz oder einer Prozession zu Ehren der heiligen Jungfrau versammelt hatten, auf bloßer Erde auf den Knien liegen, indem sie sich die Brust verschlugen und die Mutter Gottes anriefen. Die Erdstöße dauerten noch immer fort, doch hatte ihre Heftigkeit bedeutend nachgelassen. Der Himmel war rein wie immer, und der Mond leuchtete freundlich. Ich sah mich nach dem großen See in der Nähe meiner Wohnung um; allein das Wasser war verschwunden und nur ein tiefer schwarzer Schlund zurückgeblieben, dessen Ufer sich rund herum in tiefe Klüften aufgerissen hatten, in deren gähnenden Abgrund Roß und Reiter begraben werden konnte. Von den Wasservögeln war nicht ein Laut zu hören und die Pferde, welche die andächtige Menge an Pfähle gebunden hatte, standen bestürzt über den fürchterlichen Aufruhr in der Natur und zitterten und schauderten.

Kaum waren zwei Minuten verstrichen, so wurden die Erschütterungen wieder so heftig, daß ich mich nicht auf den Füßen halten konnte. Der Boden schwankte so heftig wie ein von Sturm bewegtes Schiff, und ungeheure Sandmassen rollten gleich Lavinen von den höchsten Abhängen einiger benachbarten Sandberge herab. Meine Blicke wurden wieder nach dem See gezogen, dessen Wasser aufs Neue aus seinen verborgenen Tiefen in unzähligen dichten Massen bis zu einer beträchtlichen Höhe emporgeschleudert wurde, von wo es als weißer Schaum herabstürzte. Die andächtigen Landleute glaubten, das Meer werde über sie hereinbrechen und ihr wildes Geschrei hallte schaudererregend durch die Nacht. Da der See, wie ich wußte, mit dem Meere in Verbindung stand, so schien diese Befürchtung viele Wahrscheinlichkeit zu haben, besonders da ähnliche merkwürdige Ereignisse bei mehreren Erdbeben in Chili, Peru, Italien und andern Ländern bereits statt gehabt hatten. Ich rief daher den Landleuten zu, sich mit mir durch das Thal zu flüchten und den gegenüberliegenden festen Hügel zu gewinnen; allein ihre ganze Antwort war ein neues wildes Geschrei, das von einem heftigen, konvulsivischen Erdstoße begleitet wurde. Eine Heerde von einigen hundert Stücken Hornvieh kam jetzt von der Meerseite hergestürzt und rannte mit schrecklichem Gebrüll den Hügeln zu. Die Pferde, durch diese wilden Schrecknisse bis zur Wuth gebracht, zerrissen ihre Halftern und stürzten, schnaubend vor Entsetzen, der Heerde nach, während die erschrockenen Eigenthümer den wahrscheinlichen Verlust ihrer Thiere, der sie zu einer andern Zeit zur Verzweiflung gebracht haben würde, gar nicht beachteten. Das Gebrüll der zwischen den Bäumen durchrennenden Heerde, das Getös der über die Hügel hingaloppirenden Pferde, das Gekreisch der Weiber, das Wehklagen der Männer und das mißlautende Geschrei der wilden Vögel, die aus dem Schlafe aufgeschreckt ihr heiseres Krächzen in diese Schreckenslaute mischten, Alles Dieß trug dazu bei, den Eindruck dieser entsetzlichen Scene zu verstärken.

„Die heilige Jungfrau, die heilige Jungfrau! bringt unsre liebe Frau vom heiligen Rosenkranz heraus, daß sie sich unsrer erbarme!“ rief eine weibliche Stimme, als ein Augenblick der Ruhe eingetreten war, und Alle eilten nun der nahen Kapelle zu. Alle Lichter waren ausgelöscht, und nur mit Mühe konnte man eines anzünden; doch als sie eintraten erhob sich das Klaggeschrei von Neuem. Das Innere der Kapelle war gänzlich zertrümmert und nur die eigenthümliche Bauart von solidem Fachwerke war Ursache, daß die aus den Fugen gerissenen Balken und Steine noch zusammenhielten. Das Heiligenbild auf dem Altare war herabgestürzt und in Stücke gebrochen und die reich gefaßten Reliquien und Ex Voto's, die heiligen Gefäße lagen unter Staub und Trümmern. Das Bild der Gebenedeiten war zerbrochen und der entstellte Kopf vom Körper getrennt. Keine Hand wagte es die heiligen Ueberreste zu berühren, und der letzten Hoffnung auf Hülfe beraubt, knieten Alle im Staube. Ich bat, ich beschwor von Neuem mir nach dem Hügel zu folgen, doch meine Worte berührten Ohren, die der Schrecken betäubt hatte. Nur ein einziger Mensch folgte mir, mein Diener Ignacio, ein Knabe von 15 Jahren und sehr zartem Körperbau. Nur selten ist mir ein entschlosseneres Benehmen vorgekommen, als dieser Knabe während der ganzen schrecklichen Nacht zeigte; er kränkelte damals an einem Brustleiden und starb ungefähr vier Monate später. Oft noch hatte ich seitdem Gelegenheit zu bemerken, daß Menschen, die an dieser Krankheit leiden, sich häufig durch eine besondere Stärke des Gemüthes auszeichnen. Ignacio Perez war von rein spanischer Abkunft, mit lichtem Haar, blauen Augen, blühender Gesichtsfarbe, schöner Haltung, von außerordentlich sanftem Benehmen und sehr gelehrig.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schuldverhaftungen in England.

Die englische Gesellschaft zur Befreiung von Personen, die wegen kleiner Schulden in Haft gekommen sind, hat ihren, zur Oeffentlichkeit gebrachten Rechnungen zufolge im Jahre 1831 **zweitausend acht** Schuldner aus dem Gefängnisse erlöst; alle zusammen waren 5227 Pf. St. schuldig. Seit dem 2 Mai d. J. befreite sie außerdem noch 111 wegen Schulden Verhaftete, von denen 93 verheirathet waren und 208 Kinder hatten. Ihr Loskauf betrug 324 Pf. St. „Ist jemals, bemerkt hiebei die „Literary Gazette,“ von dem beredetsten Redner, der noch im Parlamente aufstand, ein so furchtbares Bild grausamer Barbarei in einem civilisirten und christlichen Lande, und von dem schrecklichen Zustande der Gesetze, wo solche Dinge vorgehen, entworfen worden? In dem einzigen verflossenen Jahre schmachteten über zweitausend Menschen, die der Gewerbsthätigkeit durch Gesetzharpyen entrissen und mit grausamen und ruinirenden Kosten beladen waren, im Gefängniß, und zwar wegen einer Schuld von nicht mehr als zwei Pf. zehn Schilling auf den Kopf! Kann man Dieß erwägen und dabei an die Unbarmherzigkeit der Gläubiger denken, die eine solche Rache suchen, an die Blutpfennige, die dem Elende durch gierige Advokaten abgepreßt wurden; kann man an die Gesetze denken, die nicht allein an Individuen, sondern auch am ganzen Staate solche Unbill verüben lassen, ohne von Staunen, Abscheu und Schrecken zugleich erfüllt zu werden?“

Berichtigung.

S. 607. Sp. 2. Z. 21 von oben l. **Weitersinge** statt Wintersinge.
S. 608. Sp. 1. Z. 18 von unten l. **ihm nach hob** statt noch hob.
S. 771. Sp. 2. Z. 1. l. **Seiks** statt Scheichs.

Verantwortlicher Redakteur Dr. **Lautenbacher**.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 197. 15 Julius 1832.

Die Insel Johanna.

(Schluß.)

Inzwischen hatte sich der König von seinem Bambuslager erhoben, und geruhte uns vorzulassen. Der Audienzsaal mochte zwölf Fuß Länge und acht Fuß Breite messen, und hatte ein schrägablaufendes Fenster wie der Hintersteven eines Schiffes. Unter der Beleuchtung dieser Lucke saß der König, mit seiner Krone auf dem Kopf, — ein Attribut, das meiner Meinung nach, von allen königlichen Häuptern unzertrennlich seyn sollte; so würden wenigstens nicht die Kinder und Ammen so oft und bitter getäuscht werden, wenn sie nach den Tuilerien oder Saint-James gehen, um den König zu sehen. Statt aber Scepter und Reichsapfel, — gleichfalls unentbehrliche Attribute der Legitimität — in der Hand zu haben, stützte der König von Johanna seine Hände auf das Stichblatt eines ungeheuren verrosteten Schwertes, das zwischen seinen Beinen kerzengerade aufgepflanzt war, während seine Ellenbogen auf den Armen eines großen Lehnstuhles ruhten, den er wahrscheinlich von einem Supercargo der ostindischen Kompagnie um einen oder zwei Ochsen eingetauscht hatte. Seine ungeheuer große Krone war ringsum mit sehr kostbaren Steinen besetzt, wie ich mir zu behaupten getraue. Ueber alles Dieß war, nicht ohne Geschmack, ein indischer Shawl geworfen, der zu beiden Seiten bis auf den mit Matten belegten Boden herabhing. Unter dem Shawl konnten wir ein schweres Gewand von schwarzem Sammet und seltsamem Schnitte, mit goldenen Tressen und einem Heere großer Knöpfe besetzt, gewahren. Der weitläufige Faltenwurf dieses Gewandes verdeckte unsern Augen Schnitt und Beschaffenheit der untern Bekleidung Sr. Majestät; zuverlässig trug er, unterhalb des Knies, keine andern mehr als ein Paar hölzerne Sandalen, von einem Zoll Dicke, die mit Flechten von Grashalmen an den Fuß befestigt waren. Alle diese Pracht umhüllte zur Hälfte einen rundbackigen, dicken und jovialen alten Mann, dessen Gesicht von nicht mehr Verstand zeugte, als die Physiognomie seiner Unterthanen im Vorzimmer. Indeß wußte er dennoch, vom Instinkt der Größe geleitet, bald der Unterhaltung eine interessante Wendung zu geben, indem er uns fragte, ob wir schon einen arabischen Kalender gesehen hätten? Auf unsere Antwort mit Nein zog er, um unsere Neugier zu befriedigen, hinter seinem Armstuhl eine Papierrolle hervor, und las uns die Namen der Monate in's Englische übersetzt vor, wie er es nannte. Ich spielte den Höfling, indem ich mich höchlich erstaunt über die Kenntnisse Sr. Majestät stellte; als er in einem kühnen Sprunge der Unterhaltung mich fragte, ob ich wisse, in welchem Sternbilde gegenwärtig die Sonne stehe. Ich wußte nicht das Mindeste von der Sache, und fand mich über eine solche Frage in Gegenwart des ganzen Hofes nicht wenig verdutzt. Se. Majestät ließ sich herab, meiner Unwissenheit unter die Arme zu greifen, indem er mit einem gewissen Triumph im Gesicht sagte: „Die Sonne steht gegenwärtig im Löwen." In der That, ich glaube, selbst wenn ich hätte antworten können, ich hätte ihm nicht das Vergnügen rauben mögen, bei dieser Gelegenheit den Pfauenschweif seiner hohen Wissenschaft aufzuschlagen. Indeß führten Se. kupferbraune Majestät diese astronomische Unterhaltung fort, indem er mich bat, ihm eine Sonnenuhr zu machen, wobei er hinzufügte, die einzige, die er habe, scheine ungemein mangelhaft. Ich begann zu argwöhnen, Dieß möchte eine neue Falle seyn; denn obgleich ich einige schwache Kenntnisse in den Prinzipien der Gnomonik besaß, so fühlte ich mich doch nicht stark genug, auf der Stelle und ohne Beihülfe von Büchern eine Sonnenuhr zu machen. Inzwischen brachte man die Sonnenuhr Sr. Majestät zur Stelle, und da fand ich denn freilich, daß der arme König sie mit Recht mangelhaft genannt hatte; denn ich sah auf dem Kupfer 51½ N. angegeben, während Johanna 12½ S. liegt!! Ich wollte ihm eben den Irrthum oder die Bosheit Dessen, der ihm die saubere Sonnenuhr verfertigt, auseinandersetzen, als er behauptete, alle Verhandlungen in Betreff von Sonnenuhren müßten unter freiem Himmel vorgenommen werden, und somit verlegte er ohne Weiteres seine Audienz auf die Straße, ließ uns jedoch zuvor noch mit einem Glase Toddy aufwarten. Uebrigens muthmaße ich, daß es die geheime Absicht des Königs war, uns die Schönheit seines Palastes, so wie den guten Geschmack bewundern zu lassen, der ihm eine so ungewöhnliche Gestalt gegeben hatte.

Da die Insel Johanna den Schiffen, die sich durch den Kanal von Mozambik nach Ostindien begeben, gerade auf dem Wege liegt, und reich an Früchten, Schlachtvieh und andern Lebensmitteln ist, so ist sie für die Seefahrer ein wichtiger Ankerplatz. Fast Alle, die hier anhalten, machen dem König ein Geschenk, um sich seine Gunst zu erkaufen. Diese Vorsicht darf nicht unterlassen werden, denn er ist mit so unumschränkter Gewalt bekleidet, daß er, sobald ein Schiff in der Bucht vor Anker geht, den Preis der Lebensmittel selbst bestimmt. Gewöhnlich kommt er selbst an Bord,

um seinen eigenen Handel zu machen, und läßt sich dann gern durch ein Geschenk von Pulver, Flinten oder Pistolen breit schlagen; manchmal zieht er jedoch auch, je nachdem er eben aufgelegt ist, eine alte Uniform oder ein Paar abgetragene Epaulettes vor. Kurz, Seine Majestät finden immer etwas, das seinem Geschmacke zusagt.

Als wir an's Gestade zurückkehrten, wobei wir an dem steilen Bergabhange herab merkwürdige Sprünge machen mußten, bot die Bucht einen weit lebendigeren Anblick als am Morgen. Unser Schiff war von einem Bienenschwarm von Piroguen umringt, und in dem Takelwerk hingen die Eingebornen, wie die Schalthiere an den Wurzeln des Mangustan's am Ufer des Indus. Unter den Bäumen am Ufer bildeten Hunderte von Schwarzen mit ihren Weibern und ihrer kleinen Negerbrut, die mehr schwarzen Käfern, als Menschenkindern ähnlich sah, geschwätzige Gruppen neben hohen Pyramiden von Früchten aller Art, Eiern, Kräutern, Fischen, u. s. w. die sie verkaufen, oder gegen Messer, Nadeln, Spiegel und andern Flitterkram vertauschen wollten. Es kostete einige Mühe, durch diesen geräuschvollen Markt uns eine Bahn zu brechen, und nicht leichter wurde es uns, als wir endlich unsre Schaluppe erreicht hatten, durch die dichten Reihen der Pirognen uns hindurch zu arbeiten. Endlich gelang es uns doch, unser Schiff zu erreichen, das wir gleichsam von den Eingebornen erobert fanden; einige von ihnen waren nicht weniger aufgeputzt, als ihr König und stolzirten in Epaulettes, Knöpfen, alten Treffen und anderm Lumpenstaat einher, den ihnen die Ostindienfahrer zurückgelassen hatten.

Man hatte den ganzen Tag zu thun, um das Schiff von all diesen Insulanern zu säubern, und erst mit Anbruch der Nacht entfernten sich alle nach und nach. Einige, die ihre Pirognen aus dem Gesichte verloren hatten, sprangen ohne viele Umstände zu machen, kopfüber in's Meer, wie sie denn im Ganzen ein Volk von Amphibien sind. Der Lärm dauerte noch einige Zeit am Ufer fort; einige Lichter blitzten dort und hier zwischen den Bäumen hervor; bis wir endlich nichts mehr hörten und sahen. Sobald der erste Hauch des Landwindes zu spüren war, lichteten wir die Anker, und noch vor Tagesanbruch befanden wir uns schon zwanzig Meilen nördlich von Johanna.

Ausflüge in Illyrien und Dalmatien.

8. Pastrovich.

(Schluß.)

Zum hohen Lobe der dortigen Militärbehörden muß es gesagt werden, daß die langweilige, traurige Lage der hier stationirten Jäger dadurch gemildert wird, daß sie im Lesen, Schönschreiben, Arithmetik u. s. w. sich wechselseitig unterrichten und aus dieser Einöde nicht verwildert, sondern gebildet zurückkehren.

Der Berg, auf dem Veberne Gubno liegt, besteht aus muschelигem Kalkschiefer; in dem Thale zwischen demselben und Smiloa Ugliza ist ein großes Lager von grünem Wetzschiefer, der dort zu Tage kommt und dem Boden ein ungewöhnlich schönes Ansehen gibt. Dieser Platz heißt: Pozelenikamen (Am grünen Stein) und die Jäger geben in müßigen Stunden den rohen Steinen durch gegenseitiges Schleifen eine passende Form. Auch findet man Achate. — Der Abend war angebrochen, sanft erleuchtete der Vollmond die hohen Gebirge, als wir dem freundschaftlichen Oberjäger ins Blockhaus zurück folgten. Wir erwarteten höchstens eine Soldatensuppe, aber der gastfreie Mann hatte uns, gleich Philemon, eines seiner wenigen Hühner zurichten lassen, und um uns zu bewirthen, sich für den ganzen Sommer der bei der einfachen Soldatenkost so erfreulichen Aussicht auf Eier beraubt; auch drang er uns seine Schlafstätte auf, während ihm Mantel und Tornister das Lager ersetzen mußten.

Wahrhaft gerührt schieden wir von ihm und seinen Leuten, fanden in Lastua eine gleiche freundliche Aufnahme, besahen die dortige Pestquarantaine und fuhren zurück zu unsern Freunden nach Budua.

Hier hatten wir Gelegenheit den kleinen Bazar zu sehen, der aber dadurch interessant wird, daß ihn außer den Montenegrinern auch die Spizzanoten, ein slavisch-albanesischer Stamm, der zwischen Montenegro, dem Blockhaus und Scutari wohnt, und sich durch eine reiche, der türkischen verwandte Nationaltracht auszeichnet, besuchen. Der Kleiderluxus ist hier noch viel stärker als bei andern slavischen Stämmen, und am Festtagskleide eines Spizzanoten, der keine zwanzig baaren Lire besitzt, ist für eben so viel Dukaten Goldblech und Geldborten; freilich vererbt sich auch ein solches Festgewand von Vater auf Sohn und Enkel.

Ein slavisches Begräbniß eines Altgläubigen (Griechen) war ebenfalls sehr merkwürdig. In schnellem Schritt wurde der Sarg hinaus getragen, vor demselben aber Kuchen und andere Eßwaaren. Ein Freund des Verstorbenen rief ihm am Grabe zu, wieder aufzuwachen: „Kehre wieder, Held, keiner Deines Gleichen weilt mehr unter uns! Wer könnte sich rühmen, so viele Montenegriner getödtet, so oft siegreich gegen die Türken gefochten zu haben!" Nun zählte er einzeln die Kriegsthaten des Verblichenen auf, und die Verwandten und Freunde zerkratzten sich lautschreiend und wehklagend das Gesicht. Je heftiger die Wunden bluteten, desto mehr galt Dieß für einen aufrichtigen Ausdruck des tiefen Schmerzes. Schöne Mädchen rauften sich die Haare aus, schlugen sich verzweifelnd in das zarte Gesicht und wütheten eben so unbarmherzig gegen ihre Wangen. Zuweilen gibt es denn dabei auch possirliche Auftritte. So hatte eine hübsche Slavin vor dem Leichenbegängniß mit ihren Gespielinnen ausgemacht, daß diese sie bei ihrem Ausruf: „Haltet mich, oder ich zerfleische mich in wildem Gram über die Grausamkeit des Todes!" festhalten und die nicht so ganz ernstlich gemeinte Drohung nicht ausführen lassen sollten. Doch jene, eifersüchtig auf die Schönheit ihrer Freundin, ließen diese, als sie in der Hoffnung abgehalten zu werden, auf das Grab losstürzte, ungehindert gewähren, und das arme Mädchen mußte sich nun wohl oder übel erbärmlich zerkratzen, wobei sie während ihrer Schmerzen so aus der Rolle fiel, daß sie den Wortbrüchigen zurief: „Ruchlose Dirnen, wie oft hab' ich euch gehalten, ist das die Vergeltung?" Haben sich die Klageweiber in Geschrei erschöpft, blutet der ganze Leichenkondukt, so ist der erste Akt vorbei, und es wird sogleich zum Schmause geschritten, bei dem die allgemeine Lustbarkeit nicht im Geringsten an die vorhergegangenen Scenen erinnert. Auffallende

Aehnlichkeit haben diese Ceremonien mit denen der alten Römer, vielleicht finden sich noch mehr analoge Gebräuche.

Unsere Thiere waren gesattelt, wir nahmen Abschied und ritten unsre alte Straße gen **Cattaro** zurück, beim **Fort Trinita** aber schlugen wir einen nähern, links an der Felswand hinlaufenden Saumsteig ein; denn schon füllte Nebel das Thal, das durch die letzten Strahlen der Abendsonne erleuchtet wurde und bald stand der Thorschluß Cattaro's bevor. Ziemlich schnell gelangten wir Anfangs vorwärts, doch bald ging es über Felsklötze und scharfes Gestein; die Felswand stieg steil neben uns empor, fast senkrecht unter uns gähnte die Tiefe und der dazwischen laufende Saumsteig war so schmal, daß mich auf der einen Seite die schroffe Wand, auf der andern der Abgrund nicht absteigen ließ. Ich mußte mich in mein Schicksal ergeben. Jeder Fehltritt des Thiers würde unfehlbares Verderben zur Folge gehabt haben. Dieser schwindliche Steig warmit Blöcken und Rollfelsen besäet, und das Thier mußte auf den glatten Felsen bald klettern, bald springen. Tief unter mir lagen der Golf und in leichtem Nebel Cattaro, mir gegenüber das Felsenfort San Giovanni und die Berge Montenegros. In der gefährlichen Höhe saß ich und wünschte mich hinab — in die tief unter mir liegenden Häuser. Die Felsenvorsprünge stießen mich oft an Knie und Schultern, und keine Handbreit konnte das Thier weiter von der Wand entfernt gehen, ohne in den Abgrund hinab zu stürzen. Im schlechten Sattel, ohne Zaum auf dem Thier, das bald bergab kletterte, bald im Sprung über Felsblöcke wegsetzte, wurde es mir oft schwer das Gleichgewicht zu halten, aber der gute Grane schritt so sicher, daß nach und nach die Furcht schwand und ich die Ueberzeugung gewann, daß ein Zaum mehr schaden als nützen würde, da ein erschrockener Reiter das Thier eher irre machen, als den rechten Pfad führen möchte.

Der Mond hatte sich in sanftem Glanz erhoben, die Gefahr war vorbei, wir ritten ruhig zwischen den Olivengärten und hinter uns schlossen sich die Thore von Cattaro. — Froh der überstandenen Beschwerden und der gerade noch zeitlich genug erfolgten Rückkehr beraumten wir den nächsten Tag zur Abreise an.

Ein Erdbeben in Chili.

(Fortsetzung.)

Als ich den Hügel eine Strecke weit emporgeklommen war, setzte ich mich auf eines der indianischen Gräber nieder, deren eine Menge sich hier erhob; viele von ihnen mußten, nach den alten hohen Bäumen zu urtheilen, die auf ihnen emporstiegen, und von denen bei mehreren schon der Mutterstamm abzusterben anfing, während aus den unvergänglichen Wurzeln neue Schößlinge emporwucherten, noch vor der Ankunft der Spanier gegraben worden seyn. Kaum hatte ich mich niedergesetzt, als auch schon ein neuer Stoß erfolgte; das Wasser des See's verschwand wieder, und als ich meinen Blick nach meiner Wohnung richtete, sah ich drei riesenhafte Palmbäume *), die unfern von ihr standen, ihre Kronen abwechselnd nach allen Richtungen hin fast bis zur Erde beugen, wobei ihre Blätter und Früchte durch die heftigen und anhaltend schnellen Stöße abgeschüttelt wurden. Wohnhaus und Kapelle lagen neben ihnen gleich Schiffen, die ans Ufer geworfen, zerschellt von den Wogenstößen, unbrauchbar geworden sind.

Gewohnheit macht Alles erträglich, und so wurde ich auch eine halbe Stunde nach Anfang des Erdbebens fast ganz gleichgültig gegen die Gefahr, und konnte selbst dann noch seine Wirkungen ruhig beobachten, als der Baum über meinem Haupte sich gleich einer gereizten Schlange krümmte, und es schien, als sey der Bewohner des engen Hauses unter meinen Füßen aus seinem langen Schlaf erwacht und wollte jetzt, gleich dem Titanen, die auf ihm lastende Erde abschütteln.

Der Schrecken der Landbewohner war, als sie sich bei Tagesanbruch noch alle wohlbehalten und am Leben sahen, größtentheils vorüber, und die Gebete, welche die ganze Nacht fortgedauert hatten, wurden jetzt minder inbrünstig. Der Magen erhob seine Forderungen; ich benutzte Dieß und ließ Einiges zum Essen herbeischaffen. Je mehr ihr Hunger gestillt wurde, desto mehr schöpften sie wieder Muth und die Ave Maria's wurden seltener. Nachdem sie gesättigt waren, ließ ich die Männer Pfähle und Zweige abhauen; dann wurde ein Platz geebnet, die Pfähle so eingerammt, daß sie ein gleichseitiges Viereck bildeten, der innere Raum in drei Gemächer abgetheilt, oben Aeste als Dach darübergelegt, das Ganze mit Zweigen von Immergrün umflochten, und vor die offen gelassenen Stellen einige Stücke Segeltuch gehängt, die die Stelle der Thüren vertraten. Zu Mittag war das Werk vollendet, und nun ermuthigte ich meine Gehülfen durch eine Portion des den Seeleuten unter dem Namen Grog bekannten Getränkes, sich in die Ruinen meines Hauses zu wagen, um noch herbeizuholen, was der Zerstörung entgangen war. Noch ehe der Abend hereinbrach, hatte ich schon Besitz von meiner neuen Wohnung genommen, die freilich um nichts besser war, als was man hier zu Lande einen „Ramader" (Feldhütte aus Zweigen für die Flurwächter) zu nennen pflegt.

Am folgenden Morgen bei Sonnenaufgang bestieg ich mein Pferd, um den 40 (englische) Meilen entfernten Hafen zu besuchen. Mein Weg führte zunächst über die Sandlawinen hin, durch die mein Pferd sich einen Weg bahnte, wobei es oft bis an den Gurt einsank. Das Ufer des See's war mit einem Rand von angeschwemmtem Boden umgeben, innerhalb welchem das Wasser an drei Fuß tiefer als gewöhnlich gefallen war, und oft sah ich mich genöthigt, über die breiten und tiefen Spalten zu setzen, die in einer wellenförmigen, ununterbrochenen Linie längs diesem Alluvialrand hinliefen. Ueberall, wo ich auf harten, trockenen Thonboden stieß, war er in viereckige Stücke so klein wie die Felder eines Schachbrets zerbrochen. So oft ich mein Pferd anhielt, bemerkte ich deutlich noch die zitternde Bewegung der Erde; im schnellen Ritte spürte ich nur die heftigern Stöße, bei denen mein Pferd scheu wurde und nicht vorwärts zu bringen war. Ich selbst fühlte dann eine Uebelkeit, der Seekrankheit ähnlich, eine Empfindung, die mir seit Anfang des Erdbebens nicht wenig Beschwerden verursacht hatte. Ich erreichte jetzt ein breites, von einem Fluß bewässertes Thal, der jedoch sein Bett verlassen und sich einen neuen Weg durch fruchtbares Alluvial-Erdreich gebahnt hatte. Vergebens suchte ich nach einer seichten Stelle, um durch den Fluß zu setzen; so weit das Auge reichte, floß der trübe Strom zwischen steilen Ufern, an denen das Wasser zuweilen einen Wirbel bildete. Der Fährmann, der sich zur Zeit der Ueberschwemmungen gewöhnlich hier aufhielt, hatte sich geflüchtet, und die wenigen Schilfhütten standen verlassen, da ihre Bewohner den sicherern Aufenthalt auf den Hügeln dem gefährlichen am Ufer vorgezogen hatten. Es blieb also nichts übrig als umzukehren, oder den Durchgang durch den Fluß zu wagen. Ich wählte das Letztere, und nachdem ich die gewöhnliche Vorsicht gebraucht hatte, die Halftern um den Hals zu schlingen, spornte ich mein Pferd vom Ufer hinab in das Wasser, wo es sogleich zu schwimmen anfing. Der Strom riß uns weit hinab, aber mein gutes Pferd war ein geübter Schwimmer, und wir gelangten glücklich an das jenseitige, nicht so steile Ufer, von wo aus ich, nachdem ich noch über mehrere tiefe Erdspalten gesetzt hatte, endlich aus dem Thale auf das flache Land kam. Ueberall waren die Spuren des Erdbebens sichtbar, und als ich an einen Theil der Straße kam, der sich sonst längs einem, in das Meer überhängendem Felsriff hingeschlängelt hatte, fand ich statt der Straße einen jähen Abgrund, in dessen Tiefe sich das Meer an den hinabgestürzten Felsenstücken brach. Ich war genöthigt umzukehren und einen Umweg von mehreren Meilen zu machen, ehe ich wieder auf die Straße gelangte.

Jeder der Pachthöfe, in deren Umgebung ich sonst arbeitsame Menschen gesehen hatte, war eingestürzt, und die Bewohner irrten, verzweiflungsvoll die Hände ringend, unter freiem Himmel umher. Sie schienen

*) Palma Chilensis, die oft eine Höhe von hundert Fuß erreicht.

jeder Hoffnung entsagt zu haben und erwiderten kaum meinen Gruß. In dem Hause, wo ich sonst, um schneller zu reisen, mein Pferd zu wechseln pflegte, waren weder Menschen noch Pferde zu finden, und ein Knabe, den ich fragte, wo sie wären, antwortete nur mit einem starren Blick und einem hergemurmelten Stoßgebet an die Mutter Gottes. Je näher ich dem Hafen kam, desto häufiger wurden die Spuren der Verwüstung. Doch Alles, was ich bis jetzt gesehen hatte, war nichts gegen den Anblick, der meiner wartete, als ich fast am Ziel der Reise den letzten Felsen hinanritt, von dem aus man die geräumige, von Gebirgen umsäumte Ebene überblickt, in der die Stadt mit der ihr gegenüberliegenden halbzirkelsörmigen, malerischen, mit Schiffen besetzten und mit romantischen Felsen umgränzten Bai sich ausbreitet. Kirchen, Festungswerke und Häuser waren fast in Staub verwandelt; die vielen Kirchthürme waren verschwunden; die mit Mauern umgebenen und sonst so sorgfältig verschlossenen Gärten standen offen; an vielen Stellen waren die Gassen durch die Ruinen der Häuser verschüttet und an andern nur noch undeutlich zu erkennen; die Hauptstraße ausgenommen, wo wegen der ungewöhnlichen Breite zwischen den Trümmern der Häuser sich noch Raum fand. Hier lag ein herabgestürzter Giebel, dort zeigten die noch aufrechtstehenden Thürpfosten mit geöffneten Thüren, daß die Bewohner sich noch vor Einsturz des Gebäudes gerettet hatten. Weiter weg stand der glänzende Altar einer Kirche mitten unter den Trümmern ihrer Mauern noch aufrecht; heilige Reliquienschreine, Alles, was beweglich war, lag unter Schutt begraben, während das Sparrenwerk des Daches schützend sich über den Altar gespreizt hatte. Gegenüber hatte sich aus dem Kanal eines kleinen Flusses, der, von den aufgehäuften Ruinen gedämmt, ausgetreten war, ein großer Wasserpfuhl gebildet, und so weit das Auge diese traurige Scene verfolgte, stieß es auf nichts als auf Verwüstung menschlicher Werke in ihrer mannichfaltigsten Gestalt. Auf den fernen Hügeln dagegen war Alles grün wie immer, das Gesträuch wucherte und blühte, die Wellen plätscherten am sandigen Gestade der Bai, die Seevögel kreischten, die Vögel des Waldes zwitscherten, und die Sonne glänzte in voller Strahlenpracht am Himmel, als wollte die Natur, ihrer Ueberlegenheit sich bewußt, der schwachen Schöpfungen von Menschenhänden spotten.

Als ich auf dem geschlängelten Pfad in die Ebene gelangte, führte mich mein Weg durch die Ruinen hin. Die Erde erbebte noch immer, und immer noch rollten einzelne Trümmer herab. Hie und da sah man Glieder von Leichnamen unter dem Schutte hervorragen, während Gesindel wie Schakals auf den Ruinen umherkroch und nach Beute suchte. Ich kam an der Kirche La Merced vorüber, und hielt hier unwillkürlich mein Pferd an, um die seltsame Mischung von kostbaren Verzierungen und schrecklichen Ruinen zu betrachten. Freudig vernahm mein Ohr endlich menschliche Stimmen. Als ich um eine vorspringende Felsenspitze des Gebirges bog, erblickte ich auf einem freien Platz im Mittelpunkte des bevölkertsten Theils der Stadt eine Prozession von Priestern, die einen Hymnus an die heilige Jungfrau sangen. Der größere Theil der Bevölkerung hatte sich auf die Gipfel der Hügel geflüchtet, und sich hier auf jede nur erdenkliche Weise ein Obdach zu verschaffen gesucht, weil man allgemein befürchtete, das Meer würde aus seinen Ufern treten. Einige der hier wohnenden Fremden hatten ihren ehemaligen Wohnungen gegenüber auf der Straße Zelte aufschlagen lassen, um den Rest ihres Eigenthums gegen Plünderung zu schützen; die meisten aber hatten sich mit ihren Familien an Bord der im Hafen liegenden Schiffe begeben. Seltsam, daß man auf der unsichern See Schutz gegen Gefahren auf dem Lande suchen muß! Mehrere eingeborne Tagwerker, fremdes Schiffsvolk, Neger und Weiber hatten den Eingang zu Vorräthen von Lebensmitteln und Branntwein entdeckt, und tranken und kochten nun gemeinschaftlich mit so lärmender Fröhlichkeit, daß man hätte glauben können, sie begingen ein Nationalfest.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Wenn man die äußerste Spitze des großen Gebirgszuges des Kaukasus, der sich an das kaspische Meer lehnt, verläßt, so öffnet sich längs dem Gestade von der Stadt Baku bis Daghestan eine ziemlich breite Hochebene, auf der man, 18 Werst von Baku und 10 Werst vom Meere, die Naphthaquellen findet, deren Entdeckung und Bearbeitung sich in das graue Alterthum verliert. Die Provinz Baku gehörte ehedem zu Persien, und kam sammt diesen Quellen im Jahre 1826 erst an Rußland. Die Art, wie das Naphtha gewonnen wird, ist höchst einfach. An den Orten, wo es bis zur Oberfläche des Bodens steigt, gräbt man 5 bis 6 Saschenen tiefe Brunnen, deren Wände ausgemauert werden. Die Oeffnung dieser Brunnen ist groß genug, um einen Eimer hinabzulassen und das Naphtha auszuschöpfen, was des Tags nur ein Mal geschieht, um dem Naphtha Zeit zu lassen, sich in den Brunnen von Neuem zu sammeln. Erschöpft sich die Ader, so wird sie aufgegeben und ein anderer Brunnen gegraben, wo man eine neue hervorquellen sieht. Als der Kammerherr Pelczinski (Verfasser dieser Nachricht in dem russischen Journal der Manufakturen) diese Gegend besuchte, fanden sich dort hundert solcher Brunnen in Thätigkeit. Das hier gewonnene Naphtha ist entweder weiß und vollkommen rein, oder schwarz und muß dann erst geläutert werden. Im Vergleich mit dem letzteren ist das weiße in weit geringerer Quantität vorhanden und steht daher auch im Preise weit höher. Die Temperatur des Naphtha, in dem Augenblicke, wo es aus den Brunnen geschöpft wird, ist 10° Réaumur. Die Gewinnung des Naphtha ist, wie unter der persischen Regierung, Eigenthum der russischen Krone und in Pacht gegeben. Im Jahre 1830 betrug sie 96,000 Silberrubel. Der Hauptabsatz davon ist nach Persien, wohin für 500,000 Assignaten Rubel ausgeführt wurde. Es ist außer allem Zweifel, daß diese Napthaquellen auf nahe Steinkohlenlager deuten und nähere Untersuchungen werden diese Annahme bestätigen, was bei dem Holzmangel in diesen Gegenden wie in Persien überhaupt, ein höchst wichtiger Handelszweig werden würde. Unfern der Naphthaquellen findet man eine der seltesten Naturerscheinungen, ein ewiges Feuer, oder wie man es auch zu nennen pflegt ein indisches Feuer, das die Guebern anbeten. Die ganze Bodenfläche ist mit brennbarem Gas geschwängert und man braucht bloß Feuer daran zu bringen, um es zu entzünden. Die Feueranbeter haben eine eigene Stelle ausgesucht, zu der sie wallfahrten, um ihre Andacht zu verrichten. Seit undenklichen Zeiten sieht man dort Tag und Nacht vier ungeheure Säulen brennenden Gases aus der Erde aufsteigen, die in der Mitte der asiatischen Wüste eine Art Leuchthürme bilden. Dieses brennbare Gas entsteht durch die Zersetzung des Naphtha, von dem der Boden durchdrungen ist, und das in der Nachbarschaft einen unterirdischen Sammelplatz haben muß, worauf auch der in der Nähe gelegene Vulkan hindeutet. Man benützt diesen unerschöpflichen Brennstoff zu weiter nichts als zum Kalkbrennen. Die Eingebornen graben zu diesem Zweck ein Loch in die Erde, füllen es mit Kalkstein und zünden es dann an; das Feuer dauert so lange es nöthig ist.

In der letzten Sitzung der französischen Akademie der Wissenschaften las Hr. Biot eine Notiz über die Blitze vor, welche die Blume des weißen Diptam oder der Eschwurz aussprüht, wenn man ihr Abends eine brennende Kerze nahe bringt. Diese Erscheinung, die schon von vielen Botanikern besprochen, aber noch von wenigen genau beobachtet worden ist, wurde bisher allgemein einem gewissen ätherischen Dunste zugeschrieben, der sich um diese Pflanze zur Zeit ihrer Blüthe sammeln und in Sommerabenden, nach einem heißen, trocknen Tage, am besten entzünden lassen sollte. Hr. Biot fand durch mehrere angestellte Versuche diese Annahme unbegründet, und beobachtete, daß sich die Blitze eben so gut bei Tag, als bei Nacht, das Wetter mag feucht oder trocken seyn, hervorbringen lassen. Allerdings ist Dieß nur in der wärmsten Jahreszeit möglich, allein nur deßhalb, weil dann die Organe der Blumen den meisten zündbaren Stoff enthalten. Dieser Stoff ist ein geistiges Oel, das in kleinen, aber gut sichtbaren Saftbläschen am äußersten Ende der Blumenstiele sich befindet. Die Annäherung eines brennenden Körpers verursacht, daß die zunächst befindlichen Bläschen aufspringen, und das geistige Oel ausströmen, das bisher darin eingeschlossen war, wie jenes, das sich in der Orangenschale befindet und hervorspritzt, wenn man dieselbe drückt.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 198. 16 Julius 1832.

Kapitän Hall's Erinnerungen aus Indien.

1. Bombay.

Es war sehr früh am Morgen des 11 Augusts 1812, als die Küsten Asiens vor unsern Blicken auftauchten. In demselben Augenblicke nahmen wir zwischen uns und dem Gestade ein einziges Segel wahr, das weiß wie der Schnee und von einem, uns ganz ungewöhnlichen Zuschnitt, sich im letzten Hauche des Landwindes blähte, der uns die Nacht über mächtig entgegen gewesen war. Bald bemerkten wir, daß diese Barke, deren Schnabel gegen Norden gerichtet war, bis zu halber Masthöhe mit Früchten und Gewächsen aller Art, Kokosnüssen, Yams, Pisangs u. s. w. beladen und offenbar auf dem Wege nach dem Markte von Bombay begriffen war. Das Meer lag spiegelglatt wie ein Landsee vor uns; so daß wir Bord an Bord mit der Barke anlegen und sie anrufen konnten, um uns zu erkundigen, wie weit wir noch von dem Ort unserer Bestimmung seyen. Keiner von den Offizieren unsers Schiffes verstand ein Wort Indisch; und ich erinnere mich noch gut unserer allgemeinen Beschämung, als ein Küchenjunge, der sich im Gefolge des Gouverneurs befand, mit seiner groben Schürze und seiner rußigen Mütze auf das Verdeck gerufen werden mußte, um uns als Dolmetscher zu dienen. Doch auch er war kein großer Schriftgelehrter; denn obgleich er zehn- bis zwölfmal die Reise nach Indien gemacht hatte, so betrachtete er doch das Sprachstudium als ein bei Weitem unwichtigeres Fach gegen die gründliche Kenntniß des Toddy, des Araks und anderer in seine große Kunst einschlägigen Artikel. Indeß konnte das Ohr der Leute in der Barke doch das Wort Bombaya herausfinden, und indem sie mit den Fingern nach der Richtung hin zeigten, auf der sie selbst begriffen waren, riefen sie: „Mombay! Mombay!" Ein gelehrter Orientalist belehrte mich später, daß Dieß ein aus Mumba-Dewy, Göttin von Mumba, verunstaltetes Wort sey: noch jetzt befindet sich auf der Insel ein diesem Idole geweihter Tempel. Von andern minder gelehrten Leuten, die es mit der Etymologie nicht so genau nahmen, ließ ich mir sagen, daß die Portugiesen ihm, wegen seines vortrefflichen Hafens, den Namen Bom Bahia beigelegt hätten. Diese Nation besaß Bombay vom Jahre 1550 bis 1661, wo es von Portugal mit aller Oberherrlichkeit an Karl II. abgetreten wurde.

Als uns am folgenden Tage die Sonne hinter den Gauts, den Gebirgen des Mahratten-Landes aufging, wußte ich nicht, träumte ich noch oder war es die Wirklichkeit mit allen ihren Verheißungen im Hintergrunde, was meine Augen bezauberte. Schon der einfache Gedanke endlich die Gestade des Wunderlands Indien zu sehen; die Sprache des Orientes von Orientalen reden zu hören; jene dunkelfärbigen Gestalten zu erblicken, die ihre blässeren Eroberer aus dem Norden veranlaßten, das neu unterjochte Land Hindu-Stan, oder das Land der schwarzen Menschen zu nennen — alles Dieß entzündete die Einbildungskraft und erfüllte die Seele mit einem Heere von Bildern und Erinnerungen. Verwirklichen sollten sich also vor mir alle jene Gemälde, zu denen ich die Farben zum Theil aus Tausend und einer Nacht, zum Theil aus den glanzvollen Schilderungen des Orientes, mit denen die Blätter der heiligen Schrift prangen, geschöpft hatte. Da ich überdieß lange mit Offizieren in Verbindung gestanden war, die in verschiedenen Theilen Indiens gedient hatten; so war ich auch mit der politischen und militärischen Geschichte der englischen Besitzungen im Oriente ziemlich vertraut. Dichtung und Wirklichkeit hatten mich also auf alle Arten malerischer Eindrücke vorbereitet. — Vom Kap bis zu den japanischen Inseln, von Bengalen bis Batavia, fand ich auf meinem irrenden Wanderleben kein Land, das sich mit Bombay vergleichen ließe. Wenn man mich fragen würde, wo man am schnellsten und mit dem geringsten Aufwande Alles sehen könne, was die Physiognomie der orientalischen Welt zeichnet, wie man recht glücklich diese von unserm Europa so sehr verschiedenen Länder benannt hat; so würde ich unbedenklich antworten: Mach' eine Reise nach Bombay, verweile dort acht oder vierzehn Tage, und hast Du auch einen Ausflug in die Umgegend, nach Elephanta, Carli und Ponah gemacht, so hast Du den Inbegrif von allen Merkwürdigkeiten und Seltenheiten, die Indien besitzt, gesehen.

Die Präsidentschaft Bombay verdankt diese vorzügliche Eigenschaft einer Menge verschiedenartiger Umstände, die hier zusammentreffen, um ihr diese besondere Eigenthümlichkeit zu geben. Bombay — ich erwähne Dieß für Jene, die von diesem Orte noch wenig wissen — ist eine Insel und noch dazu eine nicht sehr beträchtliche, da sie nicht mehr als sechs oder sieben Meilen in der Länge und eine oder zwei Meilen in der Breite hat. Allein der geographische Umfang begründet weder den Reichthum der Städte, noch die Macht der Nationen. Der Hafen von Bombay hat eine eben so bequeme Ein- als Ausfahrt, eine Größe, die weit über die Bedürf-

nisse des Handels geht, herrliche Ankerplätze und ist durch die Ebbe und Fluth zu jeder Art von Docks oder Bassins vortrefflich geeignet. Das Klima ist gesund, der Boden, der durch zahlreiche Hügel Abwechslung erhält, bietet eine Menge günstiger Stellen zur Anlegung von Befestigungen, Städtchen, Bazars und Dörfern; der Bungalos oder Villas und der Lusthäuschen, wo man fern vom Geräusch der Geschäfte Erholung suchen kann, gar nicht zu erwähnen. Die Straßen, die sich durch diese herrliche Insel ziehen, waren lange bevor man von Macadam in England reden hörte, schon macadamisirt; und da der Boden aus jener harten Dammerde besteht, die sich aus verwittertem Basalt oder Lava bildet, so zeigt sich seine ganze Oberfläche von jenem Grün der Tropenländer bekleidet, das den neu Angekommenen entzückt, und je länger er sich aufhält, desto mehr bezaubert. Dieß sind einige physische Vortheile von Bombay, die jedoch als unbedeutend gelten könnten, im Vergleich mit den moralischen oder politischen Vortheilen, die im Jahre 1812 sich vereinigten, um es zu einem der wichtigsten Orte auf jenem Theil der Erdkugel zu erheben.

Bombay war vielleicht der einzige Ort, wo Personen und Eigenthum einer ungestörten Sicherheit genossen; wo Jeder nach Belieben seine Reichthümer mit vollen Händen verschwenden, oder als Geizhals anhäufen konnte, ohne den mindesten Eingriff der Willkür befürchten zu dürfen. Endlich waren zu Bombay nicht nur alle Formen des Kultus geduldet, sondern sie konnten sogar mit der unbeschränktesten Freiheit geübt werden. Jeder Eingeborne Asiens oder aus welchem Theile der Welt er sonst herstammen mochte, genoß dort, wenn er anders nicht gegen die von der Präsidentschaft ausgesprochenen Gesetze verstieß, völlig gleiche Privilegien. Daher kam es auch, daß Bombay mit jedem Tage neue Einwohner in seine Mauern einziehen sah.

Die Bevölkerung von Bombay beträgt ungefähr 200,000 Seelen. Es gibt in China, in Java, auf den philippinischen Inseln, längs der Halbinsel Malacca und selbst in den innern Theilen Indiens keine Kaste, keine Tracht, keine Sitte, keine Form des Aberglaubens, die man nicht auch in Bombay eben so treu dargestellt fände, wie sie in ihrem Mutterlande bestehen. Auf einem zwanzig Minuten langen Spaziergang im Bazar von Bombay vernahm ich die Laute aller Sprachen, die ich in den übrigen Theilen der Welt gehört hatte, und zwar nicht in vereinzelter Unterhaltung, gleichsam in zufälliger Begegnung gesprochen, sondern man hörte es den Sprechenden an, daß sie sich hier wie zu Hause fühlten. In derselben kurzen Zeit konnte ich mehr als vier und zwanzig Tempel, Pagoden, Moscheen, Kirchen u. s. w. zählen. Ich sah die Parsen, unmittelbare Abkömmlinge der Priester Zoroaster's, das Feuer anbeten; die Hindus vor ihrem Baal, in Gestalt eines schwarzen wohl mit Oel gesalbten und mit Gewinden von Blumen und Reis geschmückten Steines, sich niederwerfen, wie zunächst in der Straße daneben die Muselmänner die Ceremonien des großen Moharrems begehen; und bald darauf kam eine Prozession portugiesischer Priester, die ein ungeheures Kreuz und andere Symbole des katholischen Gottesdienstes trugen.

Niemals aber werde ich das Vergnügen vergessen, mit dem ich einen Hindu, mit einem Napf in der Hand, bei einem Kaufmann Sesam verlangen hörte. Dieß ist jedoch nicht das eigentliche indische Wort für diese Frucht, obgleich man sich dessen im Allgemeinen auf der Halbinsel von Hindustan dafür bedienet. Til ist der eigentliche Name der Pflanze, aus der das Sesamöl bereitet wird. Ich brauche nicht zu sagen, wie mich dieses Wort an das: „Oeffne Dich, Sesam," in Tausend und Einer Nacht erinnerte, und Alles was mich umgab, stimmte so ganz zu den übrigen Nebenumständen jener Erzählung, daß es mich dünkte, im nächsten Augenblicke müßte ich von einem Zauberstabe berührt, in den dritten Himmel orientalischer Erfindung verzückt werden. Es war zum ersten Male, als mein Auge die verschiedenen Gegenstände um mich her einzeln betrachtete: diese bunten Trachten, diese weiten fliegenden Gewänder, und diese Turbane, die an mir hin und wieder gingen, wie Traumgebilde. Hier waren Hindus von allen Klassen zu sehen, jeder mit der glänzenden Farbe auf der Stirne, durch die sie von einander sich auszeichnen. Dort drängten sich persische Kaufleute mit ihren Shawls und andern Handelswaaren aus Kaschmir, zwischen arabischen Roßhändlern durch, die ihre Pferde tummelten; Einwohner der Meerenge von Malacca plauderten vertraulich mit den heitern Chinesen in langen Zöpfen, deren so wenig anmuthige Tatarentracht sammt den wunderlichen Haarbüscheln seltsam abstach gegen diese Menge der geschmackvoll geordneten faltenreichen Gewänder und die glänzenden Turbane der Mohammedaner und Hindus. Einige von diesen Gruppen zeichneten sich eben so sehr durch ihre Sandalen und Pantoffeln, als durch ihren Haarputz aus; andere erregten durch den fremden Laut ihrer Stimme und mehrere durch ihre eigenthümliche Gesichtsbildung oder die Farbe ihrer Haut die Aufmerksamkeit. Kurz, wohin der Blick sich wendete, überall begegnete er einer neuen Merkwürdigkeit. Noch nirgends hatte ich den größten Theil von diesen Bäumen gesehen, die uns ihren Schatten liehen; besonders fiel mir unter der zahlreichen Palmenfamilie jene auf, die man gemeinhin Brab zu nennen pflegt, und die den Botanikern als Borassus flabelliformis oder Tarapalme bekannt ist; Tara ist nämlich die landesübliche Bezeichnung des Saftes, den man aus diesen Bäumen zieht. Der Stamm wächst wie bei der Kokospalme, und trägt oben einen großen Busch von Zweigen; doch ist zwischen beiden der Unterschied, daß diese Zweige nicht nach ihrer ganzen Länge jene Seitenblätter treiben, welche die Zweige der Kokospalme einer Straußenfeder ähnlich machen; sondern sie sind glatt und bloß bis an ihre Spitze, wo sich phantastisch genug ein ungeheures kreisrundes Blatt ausbreitet, dessen Radien alle im Mittelpunkte zusammenlaufen und wie die Stäbchen eines Fächers in eine scharfe Spitze sich endigen.

(Schluß folgt.)

Streifzüge in Calabrien.

(Fortsetzung.)

Von dem Volke Calabriens gibt der Verfasser folgende Schilderung:

Die Schlauheit und der Scharfsinn der Calabresen ist wirklich erstaunenswürdig. Diese Eigenschaften können vielleicht in einigen Beziehungen ihrem Klima zugeschrieben werden; vielleicht aber sind

sie auch ein Erbstück ihrer griechischen Vorfahren. Ihre Sprache, die aus verdorbenem Italienisch besteht, ist unverständlicher, als irgend eine Mundart anderer Provinzen, aber voll Originalität und Kraft. Die ungebildeten Stände drücken sich in ihr mit einer Leichtigkeit, einem Geist und einer Lebendigkeit aus, die große geistige Fähigkeiten zu verrathen scheinen. Wie bei allen übrigen Italienern sind ihre Worte von einem höchst ausdrucksvollen Gebärdenspiel begleitet. Ein Zeichen, eine Bewegung, ein Wort, ein Ausruf reicht ihnen hin, sich einander vollkommen verständlich zu machen. Die ganze Gestalt des Calabresen ist in Bewegung, wenn es ihm darum zu thun ist, Jemand Etwas einzureden. Seine Manieren sind geschmeidig und einschmeichelnd; sein Verstand sehr geschärft, und Wer mit den treulosen Kunstgriffen, die er zu üben weiß, nicht bekannt ist, wird leicht von ihm hintergangen. Mit einer seltenen Gabe ausgestattet, den Charakter eines Jeden, mit dem sie zu thun haben, von der richtigen Seite aufzufassen, des niedrigsten Betruges und der gröbsten Schmeichelei fähig, wissen sie alle möglichen Minen spielen zu lassen, um ihren Zweck zu erreichen; und kommen sie nicht auf gewöhnlichem Wege zum Ziel, so rächen sie sich mit einem Flintenschuß oder Dolchstoß für die fehlgeschlagene Rechnung. Es gibt nur wenige Calabresen unter allen Ständen, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, die nicht einen oder den andern Mord auf dem Gewissen haben; ein schändlicher Vorwurf, der jedoch meist auf die Nachlässigkeit der Gerichtshöfe zurückfällt. Rachedurst, der sich von Vätern auf Enkel vererbt, eine große Neigung zu Streit und Ränken, machen aus diesem schönen Lande eine wahre Hölle. Auch herrscht unter diesem Volke weder eigentliche Religion noch Moral. Gleich allen unwissenden Menschen sind sie im höchsten Grade abergläubisch; der abscheulichste Räuber trägt in seinem Busen Reliquien und Heiligenbilder, die er gerade in dem Augenblick, wo er die schrecklichsten Missethaten verüben will, anruft. Die Calabresen sind von mittlerer Größe, schön und kraftvoll gebaut. Ihre Gesichtsfarbe ist dunkelbraun, ihre Züge haben einen scharfen Schnitt und ihre Augen sind voll Feuer und Ausdruck. Gleich den Spaniern, mit denen sie überhaupt große Aehnlichkeit haben, tragen sie zu jeder Jahreszeit große schwarze Mäntel, was ihnen ein düsteres und trauriges Aussehen gibt. Der Kopf ihres Hutes ist außerordentlich hoch, läuft spitzig zu und hat etwas Phantastisches, das unangenehm ins Auge fällt. In Folge der tiefgewurzelten Feindseligkeiten, durch die die Familien gespalten sind, gehen sie nie aus, ohne mit Flinten, Pistolen, Dolch, und eine Art Gürtel, der die Stelle der Patrontasche vertritt, und mit einer Menge Schießbedarf gefüllt ist, versehen zu seyn. Stets zum Angriff oder zur Vertheidigung bereit, treten sie ihren Feinden, d. h. Denen, die, wie sie wissen, nur auf einen günstigen Augenblick lauern, um ihnen das Leben zu rauben, kühnlich unter die Augen. Bei Anbruch der Nacht in ihren Häusern verbollwerkt, kann sie nur das dringendste Geschäft bestimmen, noch auszugehen. Der Calabrese, der Räuber geworden ist, und jener, der das Feld baut, stehen in so vielfältigen Wechselverhältnissen, daß man sie nicht leicht von einander unterscheiden kann. Ihre Art und Sitte, Kleidung und Bewaffnung ist ganz dieselbe. Der einzige Unterschied besteht darin, daß der Bandit den Erlös aus seiner Beute zur Anschaffung einer manschesternen Jacke mit silbernen Knöpfen, und zu Federn und Bändern, als Putz für seinen Hut, verwendet. Einige Banditenhäuptlinge tragen großen Prunk und Staat zur Schau. Es gibt einige unter ihnen, die behaupten, von den Engländern und dem Hofe zu Palermo mit einem militärischen Range bekleidet zu seyn, weßhalb sie in scharlachrother Uniform mit Epauletten aufziehen. Ihre Banden halten sie durch Schrecken in Ordnung; Ungehorsam oder mißvergnügtes Murren wird schnell durch gewaltsamen Tod bestraft.

„Es liegt in der calabresischen Gemüthsart, selbst bei Denen, die durch ihre Stellung im Leben Feinde der Unordnung seyn sollten, ein Gefühl von wohlwollender Nachsicht gegen die Banditen zu hegen, von dem sie sich selbst keine Rechenschaft zu geben vermögen: „Sono poveretti!“ (Es sind arme Teufel!) hört man sie gewöhnlich mit Bedauern sagen, und wenn sie es wagen dürften, so würden sie sogar versuchen, das Mitleid für die unglücklichen Menschen in Anspruch zu nehmen. Mit Ausnahme der ärmsten Volksklasse, die zum Anbau des Bodens verwendet wird, was wenig oder gar keine Arbeit erfordert, lebt die übrige Bevölkerung in völligem Müßiggange dahin. Man sieht sie in ihre verrätherischen Mäntel gehüllt, unter denen sie bis an die Zähne bewaffnet gehen, herumschlendern oder auf den öffentlichen Plätzen und an den Straßenecken in Gruppen beisammenstehen, wo sie ihre Zeit mit nichts Anderem als Spielen zubringen, was eine ihrer herrschenden Leidenschaften ist, und gewöhnlich mit heftigem Gezänk und einigen Stiletstößen endigt. Von gesellschaftlichen Vergnügungen haben sie keinen Begriff, noch weniger von den Freuden der Tafel. Ihre Nüchternheit ist fast übertrieben; selbst die reichsten Familien berauben sich der gewöhnlichsten Lebensgenüsse, um ihren Mammon anzuhäufen. Nie sieht man sie von jenem Geiste der Munterkeit beseelt, der an Sonn- und Feiertagen das Volk anderer Länder in Bewegung setzt. Die Peccorara und Tarentella sind die diesem Land eigenthümlichen Tänze; Letzterer vorzüglich ist im ganzen Königreiche gebräuchlich. Die Musik, die dazu aufgespielt wird, ist wild und ohne Melodie; sie besteht in einigen Noten, deren Takt immer schneller und schneller wird, bis er zuletzt in ein krampfhaftes Beben auszittert. Zwei Personen stellen sich dazu einander gegenüber und drehen und wenden sich gleich ein paar Wilden, in furchtbaren Gliederverrenkungen und machen unzüchtige Gebärden, was mit einer Art von Wahnsinn endigt. Dieser ursprünglich in Tarent gewöhnliche Tanz gab zur Fabel von dem Tarantelstiche Anlaß, dessen Gift, wie man behauptete, nur durch Musik unwirksam gemacht werden könne. Viele glaubwürdige Personen, die lange Zeit in Tarent sich aufhielten, versicherten mich, daß sie nie einen Fall dieser Art erlebt, und daß es nur dem ungesunden und heißen Klima zuzuschreiben sey, wenn Nervenzufälle entstehen, die man durch den Zauber der Musik stillen könne. Die Tarantel ist bekanntlich eine Gattung von Spinnen, die im ganzen südlichen Italien verbreitet ist. Die Calabresen fürchteten sie nicht im Mindesten, und oft sah ich unsere Soldaten dergleichen Thiere in den Händen halten, ohne daß sie irgend eine schlimme Folge davon empfunden hätten.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Erdbeben in Chili.

(Schluß.)

Nachdem ich mein Pferd an einem mit Gitterwerk umgebenen Garten angebunden und seine Pflege einem armen Mann übertragen hatte, dem ich früher einen Dienst erwiesen, bestieg ich ein Boot und ließ mich an Bord eines Indienfahrers rudern, mit dessen Kapitän ich bekannt war und mit dem ich einige Briefe absenden wollte. Er beschrieb mir die Wirkungen des ersten Stoßes, auf welchen alles Gewässer in eine einzige ungeheure Welle aufbrauste, so daß es schien, als wollte alles Wasser aus dem Hafen strömen; die Anker wurden geschleift und das Schiff von einem Ende des Kiels auf das andere geworfen; er zeigte mir zur Bestätigung die zerbrochene Lampe, die noch in der Kajüte hing. Das Ufer war auf mehrere Ellen trocken gelegt, so daß einige der kleinern Fischerboote auf dem Grunde saßen; das Wasser wurde Anfangs aufwärts bis an die Häuser getrieben, sank aber nachher weit unter seinen vorigen Stand. Verschiedene Umstände, die ich später entdeckte, führten mich auf die Vermuthung, daß die Küste in dieser Gegend um drei oder vier Fuß höher geworden war als früher. Eine Art Schellfische, die vor dem Erdbeben selten gewesen war, fing man jetzt sehr häufig, und auch noch eine andere neue Abart derselben hatte sich eingefunden. Die Erdstöße waren auf einem Flächenraume von 500 Meilen in der Länge und 150 in der Breite, die Hauptkette der Andes mit eingerechnet, verspürt worden. Die Zahl der umgekommenen Menschen belief sich auf ungefähr 700, würde aber weit größer gewesen seyn, wäre nicht das Erdbeben noch vor Schlafengehen ausgebrochen.

Bei Einbruch der Nacht sah ich vom Verdecke nach dem Land hinüber, von dem aber kein geschäftiges Treiben herüber tönte. Die Hügel waren weit und breit von den Feuern der Heimathlosen erleuchtet, und aus einer unerklärlichen Ursache hatte sich der Himmel mit düstern Wolken bedeckt, die den Mond verhüllten. Zu dieser Jahreszeit hatte man sonst nie etwas von Regen gewußt; Niemand konnte sich also diese Erscheinung erklären. Die Litaneien hallten aus der Ferne zu uns herüber, und lange Reihen religiöser Prozessionen wanden sich mit ihren Fackeln, gleich feurigen Schlangen, durch die Schluchten und felsigen Pfade, bis sie endlich in der immer mehr zunehmenden Dunkelheit verschwanden. Bald erhob sich ein lauer Wind; er wehte immer stärker, und nun wurden Vorkehrungen getroffen, das Schiff gegen den Sturm zu schützen, der nun bald aus dem Norden zu erwarten stand. Die Wogen rollten herein in gewaltigen Deiningen, wie sie im endlosen stillen Ozean gewöhnlich sind, während das Schiff so heftig hin und herschwankte, als wollte es seine Maste abschütteln, und der verzagte Laskar (ostindische Matrose) vor Entsetzen über den gewaltigen Sturm erstarrte. Es fing an zu regnen und bald stürzte das Wasser in Strömen nieder, während die schäumende See von einem Ende des Schiffs bis zum andern über das Verdeck zusammenschlug. Ich sah nach den Feuern am Lande, von denen eins um das andere erlosch, und dachte mir die hülflose Lage der armen obdachlosen Menschen, denen jetzt völliges Verderben droht. Die gewöhnliche Dauer solcher Regen ist drei Tage, und es war leicht einzusehen, daß Dieß bei dem jetzigen Zustande des Landes höchst nachtheilig für die Gesundheit seiner Bevölkerung werden mußte. Die eingestürzten Gebäude bestanden größtentheils aus Backsteinen, die an der Sonne getrocknet, und der anhaltende Regen mußte sie nothwendig in abgerundete Lehmhügel, gleich indianischen Gräbern, verwandeln; die halbnackten Menschen, die auf den Hügeln zusammengedrängt waren, konnten, dem Unwetter und den aus der Erde aufsteigenden Dünsten ausgesetzt, von typhösen Fiebern befallen werden und die Aehren des eben reifenden Korns würden brandig geworden seyn, die unausbleibliche Folge von Erddämpfen, wenn in Chili das Getreide in der Reife steht. Es ließ sich folglich in kurzer Zeit eine Hungersnoth voraussehen, die noch vernichtet haben würde, was das Erdbeben verschont hatte.

Doch es kam anders; der Morgen brach an, und die Sonne glänzte am Himmel; der Wind wehte und die Meeresfläche war glatt wie ein Spiegel. Ich sagte dem Kapitän Lebewohl, und nachdem er mich in einem Boot hatte ans Ufer setzen lassen, bestieg ich mein Pferd und kehrte nach Hause zurück. Noch einen ganzen Monat dauerten die Erdstöße in Zwischenräumen mit nach und nach verminderter Gewalt fort, und nun fing das Volk an gegen die Furcht abgestumpft zu werden und zu vergessen, was sich ereignet hatte; nur entschloß man sich, künftighin die Häuser aus Holz statt aus Backsteinen zu bauen. Ich glaube wahrhaftig, der Mensch könnte sich mit der Zeit sogar daran gewöhnen, mit einem beständigen Erdbeben unter seinen Füßen zu leben, und würde es endlich so wenig fürchten, als die Erschütterungen, die der Wind hervorbringt, wenn nur erst die Mittel gefunden, seine Wirkungen zu entkräften und schadlos zu machen.

Doch kaum war das Erdbeben vorüber und die Unglücklichen im Begriff ihre zerstörten Wohnungen wieder herzustellen, als auch schon menschliches Elend in anderer Gestalt hervortrat. Die Regierung der Republik glaubte, es sey an der Zeit, den König von Spanien aus seinem letzten Besitzthum im stillen Ozean, der Insel Chiloe, zu vertreiben. Eine Leva, oder gewaltsame Aushebung, ward veranstaltet, um Truppen zu dieser Expedition zusammen zu bringen; eine alte spanische Sitte, fast der englischen Matrosenpresse ähnlich, bei der man Geld erspart. Die Folge hievon war, daß die Bauern sich ins Gebirge flüchteten, die Heerden der chilesischen Gutsbesitzer zu ihrem Unterhalte stahlen und in ihrem verstockten Sinn ein solches Leben angenehmer fanden, als dem Kalbfell zu folgen. Man sah des Nachts ihre Wachtfeuer fern und nah auf jedem Gebirgsrücken, auf jeder Felsenspitze brennen, und wenn die Menschenjäger anrückten, um sie einzufangen, so rollten sie den Angreifenden Felsenstücke entgegen. Dieß dauerte vier Monate, bis endlich die Sache durch eine Kriegslist eine andre Wendung nahm. In der Provinz, wo ich lebte, hatten die unverheiratheten Bauern (jeder Familienvater ist von der Aushebung frei) in den Einöden, wohin sie geflüchtet waren, nun schon so lange keine Messe mehr gehört, daß die Geistlichkeit anfing, um das Seelenheil ihrer Beichtkinder ernstlich besorgt zu werden, um so mehr, da auch ihr väterlicher Säckel durch den Abgang der Opferpfennige ziemlich abzumagern anfing. Sie wendeten sich deßhalb an den Gouverneur und begehrten sicheres Geleit für die junge Mannschaft, damit sie, ohne von den Soldaten, die auf sie Jagd machten, etwas befürchten zu müssen, am nächsten Sonntag die Messe hören könnten. Der würdige Gouverneur bewilligte, nachdem er die Sache in gehörige Erwägung gezogen, den Seelsorgern ihr Gesuch, und demzufolge füllte sich der große Platz vor der Kirche in der Hauptstadt der Provinz am bestimmten Tage mit einer großen Menschenmenge. Die Messe war vorüber, die jungen Leute schickten sich an in ihre Berge zurück zu kehren; aber alle Zugänge waren mit Truppen besetzt, und das würdige Schauspiel des Menschenfanges nahm seinen Anfang. Nachdem 600 Mann ausgesucht worden waren, ließ man die übrigen abziehen. Als die Freiwilligen, wie man sie lustig genug nannte, den Gouverneur an sein gegebenes Wort ermahnten, antwortete er: „Was wollt ihr, Schurken; ich versprach euch nur, daß ihr die Messe unbeschwert hören solltet, aber von eurer Rückkehr habe ich nichts erwähnt und folglich auch Wort gehalten.“ Die Freiwilligen wurden, von Kavallerie begleitet, nach dem Hafen getrieben, wo die Seekrankheit an Bord der Schiffe, die ihnen angewiesen wurden, bald vollends jeden Funken von Widersetzlichkeit erstickte. Sie segelten später mit andern Truppen nach Chiloe und entrissen — Wer hätte es denken sollen? — den Spaniern diese Insel. Wahrhaftig, das arme Volk ist sehr gelehrig. Traurig ist es, daß es nicht besser geleitet wird; allein was die Spanier ausgesäet, müssen ihre Nachkommen ernten, bis endlich Nothwendigkeit und Erfahrung eine andere Aussaat zum dringenden Bedürfniß machen werden. Demokrit würde lachen, wenn er sähe, wie die weisen Männer der dortigen sogenannten Republiken steif und fest darauf warten, Feigen von Disteln zu ernten.

Handel mit Paraguay.

Nach den neuesten Nachrichten aus Buenos-Ayres ist aus dieser Hauptstadt ein Schiff nach einem Hafen von Paraguay unter Segel gegangen. Sobald dort ein Schiff anlangt, muß es die erste Sorge des Kapitäns seyn, den Diktator von seiner Ankunft zu benachrichtigen und ihm ein Verzeichniß aller Waaren, die er an Bord führt, zu übersenden, damit er sich zum Voraus wählen kann, was ihm beliebe. Dabei muß er sich jedoch wohl in Acht nehmen, einen Preis zu bestimmen; eine solche Unhöflichkeit würde ihm theuer zu stehen kommen. Der Doktor Francia schickt ihm dagegen Matta (Paraguay-Thee), Tabak, rohe Häute u. dgl. Uebrigens geht der Diktator bei diesem Tauschhandel nicht knickerisch zu Werke.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 199. 17 Julius 1832.

Der Rückzug aus dem Atlas.

(Von einem französischen Artillerieoffizier erzählt in der „Revue de Paris.“ *)

Der Rückzug aus dem Atlas war mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden. Es genügte, daß ein halsstärriges Maulthier hinab oder hinaufzusteigen sich weigerte, oder sich auf dem Wege zu wälzen beliebte, um die ganze Kolonne im Marsche aufzuhalten. In zwei Stunden erst fand man eine weniger durch dergleichen Zufälligkeiten ungangbar zu machende Straße. Einige hundert Araber ließen sich von Zeit zu Zeit blicken, erwarteten aber nie unsere Ankunft. Mehrmal versuchte man Angriffe auf sie; dann verschwanden sie auf der Stelle. Nur mit Haubitzenschüssen konnte man sie erreichen. Eines dieser Wurfgeschosse fiel mitten in eine Gruppe von Beduinen, die an nichts weniger, als an eine so unfreundliche Störung gedacht hatten; es war eine Lust, sie auseinanderfliegen und nach allen vier Weltgegenden davonstäuben zu sehen.

Am Abende sahen wir Medea vor uns. Sobald wir im Angesichte dieser Stadt waren, kamen uns Gesandte entgegen, um ihre Unterwerfung zu erklären; es waren ehrwürdige Gestalten mit großen weißen Bärten; auf ihren Gesichtern lag ein bewundrungswürdiger Ausdruck von Milde. Sie zogen vor dem Obergeneral her nach der Stadt. Als die Truppen sich näherten, sah man die ganze Bevölkerung auf den Feldern umher zerstreut, oder auf der Straße uns entgegen ziehen. Der Anblick dieser schweigsamen Schaaren in ihren alterthümlichen Gewändern; die kleine Stadt, die von Mauern umgeben, auf einem Plateau lag; der Aquädukt und die alten Stadtthore, Alles führte in die Zeiten zurück, wo die römischen Feldherren in den eroberten Städten ihre Einzüge hielten. Der Obergeneral wurde in das Haus des Bey von Tittery geführt, ein Haus von sehr gewöhnlichem Aussehen, ein einziges Stockwerk hoch, ganz nackt, im maurischen Geschmacke; das Ganze, ein Hof von vier Gemächern umgeben. Das Heer bivouakirte auf den Höhen, die Medea beherrschen. Zwei Stunden nach unsrer Ankunft wandelte man des Nachts in den Straßen umher, so sicher, als ob man in dieser Stadt schon lange zu Hause gewesen wäre. Am folgenden Tage wurde eine Abtheilung Truppen nach dem Landhause des Bey von Tittery geschickt, wohin er sich, wie es hieß, geflüchtet haben sollte. Man fand nichts als die vier leeren Wände und zwei Kanonen, in der Art unserer alten Bergartillerie. Der neue Bey, den der Obergeneral ernannt hatte, wurde feierlich in seine Würde eingesetzt, und erhielt den Besuch der Notabeln der Stadt. Die musikalischen Kunstgenossen des Ortes versammelten sich, um ihren neuen Gebieter mit einem herrlichen Ständchen zu begrüßen, das so ziemlich einer Katzenmusik gleich sah. Es war ein höchst ergötzlicher Anblick, im Hofe des Hauses fünfzehn bis zwanzig Musikanten auf der Erde kauern zu sehen, Jeder mit einer Art Hoboe, aber ohne Pult noch Notenbücher; für ihre vier oder fünf abscheulichen Noten, die sie spielten, hatten sie auch eigentlich nichts dergleichen nothwendig; eben so wenig einen Direktor. Der Erste beste fing an zu blasen; die Anderen ahmten ihm nach, jeder auf seine eigene Weise; dann kamen noch Andere herein, kauerten nieder und füllten ihr Instrument mit Wind, daß die Backen sich aufbliesen, die Gesichter kirschbraun wurden, und die Augen wie welsche Nüsse hervorquollen; kurz ein Jeder that sein Bestes, d. h., er blies aus Leibeskräften; denn das Schöne an der Sache war, so viel Lärm als möglich zu machen. Dieß gelang ihnen auch so gut, daß man hätte darauf schwören mögen, Jeder habe unter seinem Bürnu eine Katze, die er erwürgen wolle. Ein Araber, der darüber außer sich vor Vergnügen war, sagte uns mit jenem gewissen Blick des Nationalstolzes: „O sie sind nur nicht alle beisammen, sonst würde es noch schöner seyn!“ — Wir hatten genug an der Hälfte, und eilten aus dem Hofe hinweg, als wäre uns der böse Feind auf den Fersen.

Mit Ausnahme dieser kleinen musikalischen Unannehmlichkeit verstrich uns der Tag ganz vergnügt. Man trieb sich in der Stadt und ihrer Umgegend herum; jeder Einwohner war bereits wieder an seinem Geschäfte; die Märkte waren eröffnet, die Buden hatten ausgekramt, die Soldaten kauften, wie sie in einer französischen Stadt gethan haben würden. Auch hatte die kleine Stadt wirklich eine täuschende Aehnlichkeit mit einer in Languedoc; man sah dieselben niedrigen Häuser mit denselben Hohlziegeln gedeckt, dieselben Gemüsgärten, auf dem Felde dieselben zerstreuten Oelbaumwäldchen, dieselben rankenden Weinstöcke, denselben sanften und etwas traurigen Boden. Abends erschien der Bey von Tittery, um sich als Gefangener zu stellen. Seine Stadt war in unserer Gewalt, die Einwohner hatten sich auf unsere Seite geschlagen; er konnte nicht einmal mehr im Gebirge umherirren, ohne große Gefahr von den Kabylen befürchten zu müssen; so faßte er also den Entschluß, sich zu ergeben. Er war den Tag über gezwungen gewesen, sich in

*) Vergl. S. 729 u. d. f.

einen Marabu zu flüchten, der als ein unverletzliches Asyl angesehen wird; hier findet unter dem Schutze des Heiligen, dessen Gebeine dort ruhen, selbst der Mörder einen sichern Zufluchtsort. An der Schwelle des Marabu's hört alle menschliche Gewalt auf. Die Verletzung desselben ist eine Versündigung, die über die Stämme und Städte den Zorn Gottes entflammen würde. Der Obergeneral, von seinem Stabe umgeben, empfing den Bey in seinem Hause; es war ein Mann von mittlerer Größe, aber von guter Haltung; sein Gesicht war schön und hatte Farbe, und ob er gleich noch in voller Kraft des Alters stand, war sein langer Bart doch schon etwas gebleicht; seine Kleidung wie seine Waffen strahlten von Gold. Er neigte sich tief, indem er die rechte Hand auf das Herz legte, und als er dem Obergeneral sich näherte, faßte er seine Hand und küßte sie ehrerbietig, indem er dreimal sagte: „Verzeihe mir!" Auf die Frage des Obergenerals, warum er sich nicht nach Algier begeben habe, wie er doch mehrmals versprochen, erwiderte er: „Wenn ich nach Algier gekommen wäre, so hättest Du nicht den Ruhm gehabt, mich auf dem Atlas zu besiegen." Es lag kein Stolz in diesen Worten; denn er wußte, daß diese für unbezwinglich gehaltene Stellung seine Kraft ausmachte. Er hatte die Waffenthat der französischen Truppen zu würdigen gewußt und schien das menschliche Herz gut genug zu kennen, um zu wissen, welche Gründe zur Verzeihung für ihn in seiner Antwort lagen. Auch war die Expedition in der That so glücklich und so vollständig, daß ihre Folgen von unberechenbarem Umfange seyn konnten. Der Bey von Tittery wurde mit Auszeichnung behandelt, übrigens mit allen, seinem Range schuldigen Rücksichten als Kriegsgefangener bewacht.

Nachdem der Obergeneral die Lage von Medea, ihre Stärke und Hülfsquellen genau untersucht hatte, fand er zu seiner Besatzung zwei Bataillone Infanterie, eine Kompagnie vom Geniekorps und die Zuaven hinreichend. Die Bevölkerung flößte ihm so viel Zutrauen ein, daß er kein Bedenken trug, ihr im Fall eines feindlichen Angriffes, zugleich mit unsren Truppen die Vertheidigung der Stadt anzuvertrauen. Der einige Tage darauf erfolgte Vorfall bewies, daß er richtig geurtheilt hatte. Indem der Obergeneral in Medea eine Besatzung zurückließ, war seine Absicht, daraus einen Waffenplatz zu machen, von dem aus man später in den großen Atlas vordringen sollte. Es lagen in dieser Maßregel große Plane für die Zukunft. Es war der erste Stein zu einem großen Gebäude, der Anfang zur Ausführung eines weitausgedehnten Planes von Eroberungen und Entdeckungen. — Nach einem dreitägigen Aufenthalte in Medea, während dem viel Regen gefallen war, brachen wir nach Algier auf, indem wir den Bei von Tittery und einige hundert entwaffnete Türken als kriegsgefangen mit uns führten. Das Heer marschirte ohne Halt bis an den Fuß des Atlas, wo wir statt der Feinde Araber fanden, die uns ihre Hühner zum Verkaufe boten. Durch die Vorsorge des Generals Monk d'Uzer, Kommandanten der zweiten Brigade, hatte sich hier ein Markt gebildet. Die Araber strömten schaarenweise dahin; sie sahen den Krieg als beendigt an und fanden, daß sich in diesem kleinen Handel für sie mehr Vortheil abwerfe, als bei dem Austausch von Flintenschüssen. Ein Marabu war hierbei dem General sehr nützlich gewesen. Noch jetzt gibt man den Namen Marabu jenen begeisterten und frommen Männern, die als Einsiedler leben und über die Araber, von denen sie tiefe Ehrfurcht genießen, großen Einfluß üben. Der eben erwähnte Marabu war mit dem Obergeneral aus Algier gekommen. Bis zur Ersteigung des Atlas that er wenig für uns; da er aber am Engpasse von Tenia mit zurückgeblieben war, so trug er sehr viel bei, die Gebirgsbewohner friedlich zu stimmen. Er stieg auf einen Felsen und ließ von da weit hinein in die Berge seine Stimme erschallen; während sein weiter Bürnu wie eine Fahne im Winde flatterte. Die Araber eilten zu ihm herbei, hörten seine Worte und fingen an minder feindselig gesinnt zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Kapitän Hall's Erinnerungen aus Indien.

1. Bombay.

(Schluß.)

Was aber in diesem Panorama am meisten mein Erstaunen erregte, war der Anblick von Frauen, die in Bombay nicht Gefangenen gleich gehalten werden, sondern frei umhergehen und sich außer ihrem Hause meistentheils mit Arbeiten beschäftigen, zu denen mehr Geschicklichkeit als Kraft erforderlich ist. Es versteht sich von selbst, daß ich nicht von Frauen der höhern Stände spreche, die hier eben so wie im übrigen Orient, sorgsam unter Schloß und Riegel gehalten werden. Weiber aus dem Volke sind zu Bombay die Wasserträgerinnen der Stadt; ihre Krüge oder Dschatties, die sie auf den Köpfen tragen, sind stets von einer sehr zierlichen Form. Mehr als Einmal erinnerte ich mich in der Nähe eines indischen Wasserbehälters an jene schönen etruskischen Vasen, deren Entdeckung den neuen Töpferarbeitern so vollkommene Vorbilder geliefert hat. Diese Gewohnheit, alle Lasten auf dem Kopfe zu tragen, muß dem Leibe nothwendig eine schöne gerade Haltung geben. *) Die anmuthvollsten Tänzerinnen, mit Ausnahme nur der unvergleichlichen Taglioni, könnten den gemeinsten Töchtern Bombay's, wenn sie von den Zisternen zurückkehren, und das auf dem Kopfe ruhende Gefäß kaum mit den Fingerspitzen oder gar nicht berühren (so vollkommen ist ihr Gleichgewicht und so sicher der Schritt der Hindumädchen), mehr als einen neuen Zauber der Bewegung ablernen. Das Gewand dieser Frauen besteht größtentheils in einer Binde von Zeug, die mehrere Klafter lang ist; und diese schmalen Streifen werden mit so viel Kunst und Geschmack um den Leib und die Glieder gewunden, daß nicht nur die ängstlichste Schamhaftigkeit Nichts daran auszusetzen, sondern auch ein Bildhauer nicht eine Falte zu verändern finden würde. Der Wuchs der Hindus von beiderlei Geschlecht ist klein und zart; und obgleich ihre Züge nicht immer schön sind, so liegt doch in ihrem Ausdrucke Etwas, das dem Fremden ungemein lieblich ins Auge fällt, und zwar vielleicht deßhalb, weil dieses Etwas die Geduld, Gelehrigkeit und Zufriedenheit abspiegelt, welche die Grundzüge des indischen Charakters bilden.

---

*) Es ist unsern Lesern erinnerlich, daß Lander dasselbe von den Negerinnen in Afrika bemerkt.

Anm. d. R.

Ich darf hier nicht des sonderbaren Eindruckes zu erwähnen vergessen, den in einem Bazar von Bombay der Schmuck hervorbringt, mit dem Weiber und Kinder in solcher Verschwendung überladen sind, daß es ihnen wirklich gelingt, sich dadurch soviel als möglich zu entstellen; so daß man fast auf den Gedanken kommen möchte, der Geschmack, den sie in ihrer übrigen Bekleidung verrathen, sowie die Anmuth in ihren Bewegungen, seyen mehr ein glücklicher Zufall, als das Ergebniß eines lobenswerthen Sinnes. Die meisten Frauen tragen in der Nase Gehänge von fürchterlichem Umfang, und ich sah welche, die bis über das Kinn herabhingen. Ich erinnere mich nicht mehr, ob die indischen Frauen, wie die unsrigen, ihre Finger mit Ringen bedecken; aber es ist bei ihnen Mode, den Vorderarm und den Fußknöchel mit goldenen und silbernen Bändern zu belasten. Das zu diesem Schmuck verwendete gediegene Gold ist fast immer reich und fällt gut ins Auge; wie dagegen, nach meinem Geschmack, ein noch so kunstreich gearbeitetes Silbergeschmeide gemein ist. Wie man in Europa Menschen sieht, die an ihre Finger Ring über Ring zwängen, so fand ich auch in Indien Frauen, die den Geschmack der Prunkliebe opferten und ihre Beine vom Knöchel bis zum Knie, und ihre Arme bis zum Ellenbogen, mit ungeheuren Ringen von Gold und Silber bedeckten. Das Geklapper dieser Geschmeide, indem sie aneinander stoßen, verräth schon von Weitem die Nähe einer Frau; was wahrscheinlich zu der Behauptung Anlaß gab, die Mode, eine solche Art von Beinschellen zu tragen, sey von der Eifersucht der Männer in diesem heißen Land erfunden worden, um dadurch auf die Spur ihrer flüchtig gewordenen Weiber zu kommen. Ich weiß nicht, in wie weit diese boshafte Muthmaßung Grund hat; allein wie soll man dann die lächerliche und fast grausame Gewohnheit erklären, vermöge der man auch die Arme und Beine kleiner Kinder mit so schweren Ringen überladet? Ich sah ein kleines Mädchen von drei Jahren, das dergestalt damit belastet war, daß es weder gehen noch die Arme ausstrecken konnte; und an dem Hals eines eben so kleinen Knaben zählte ich einemals zwanzig goldene Ketten, ungerechnet die metallenen Bänder an Armen und Beinen, die ihn dem Armadille eines Bilderbuches ähnlicher machten, als einer menschlichen Kreatur. Und so groß ist die Leidenschaft einiger Hinduältern für diese Mode, daß man mir versicherte, es gebe Leute, die ihr ganzes Vermögen in Geschmeide dieser Art verwandeln und auf diese Weise ihre Nachkommenschaft zu lebendigen Schatzkästen machen. Und die Folge hievon? Der oberste Polizeibeamte von Bombay sagte mir eines Tags, daß häufig Kinder von Räubern erwürgt, und dann des Schatzes, in den sie geschmiedet sind, beraubt werden.

Ich habe oft bemerkt, daß einen Fremden mitten in der Entzückung, in der er schwebt, ein Gefühl der Traurigkeit anwandelt, wenn er sich bekennen muß, daß es ihm unmöglich ist, auch nur den hundertsten Theil der Eindrücke zu schildern, die auf ihn losstürmen; so neu ist Alles für ihn. Die gewöhnlichsten Geschirre des alltäglichen Hausbedarfes, die Vasen und Schüsseln, die Flaschen und Tonnen, die Wagen und Karren, Alles scheint ihm seltsam und schwer zu beschreiben und was soll er erst von den Tönen sagen, die er hört, von der Bewegung, die um ihn her vorgeht? Selbst die unangenehmsten Dinge haben hier etwas Anziehendes, so bizarr Dieß auch scheinen mag. Ich erinnere mich, daß ich der glühendsten Hitze, der blendendsten Sonne mit Vergnügen und Geduld Trotz bot, weil diese Unannehmlichkeiten selbst vollkommen zu den Umgebungen stimmten, die ich so lange zu erblicken mich gesehnt. Aus demselben Grunde lernte ich, ohne daß es mir übel wurde, den scheußlichen Assa-Fötida-Geruch ertragen, der auf allen indischen Märkten herrscht, und wären nicht die verwünschten unerträglichen Moskitos gewesen, so würde ich unbedenklich erklärt haben, daß ich mich niemals glücklicher fühlte, als damals, wo ich müßig auf den Bazars von Bombay herumschlenderte. Diese Bemerkungen mögen vielleicht übertrieben scheinen, und es gibt Reisende, die dieselben Orte besuchten und Nichts eifriger zu thun hatten, als sich auf und davon zu machen, um dem Kothe zu entgehen, den ihnen die blauhaarigen, grimmig aussehenden Büffel oder die Bisons mit ihrem großen Höcker zwischen den Schultern, ins Gesicht spritzten. Es ist unmöglich für dergleichen Vergnügen gleichen Geschmack zu finden. Ich für meinen Theil muß gestehen, daß ich meinen Freunden auf meine Kosten viel zu lachen gab, wenn sie mich von meinen Ausflügen in Tausend und Einer Nacht zurückkehren sahen, den Kopf voll Türken mit Turbans, voll Pagoden und allen den Bildern, die sich an den Indus und Ganges, an Brahma und Wischnu knüpfen. Aber unter den Gewohnheiten des Orientes würden gewiß jene, die in der Bibel mit so rührender Einfachheit erzählt sind, keinen Europäer unangesprochen lassen. Nie sah ich in Indien eine Frau auf den Stufen eines Brunnens sitzen, den Arm nachlässig um ihren leeren Krug geschlungen, ohne an die Geschichte der schönen Samaritanerin zu denken, um so mehr, da mir dabei jenes schöne italienische Gemälde einfiel, wo die Figuren ganz in den wirklichen Farben des Orientes gemalt sind. Am Tage nach meiner Ankunft in Bombay stand ich mit Tagesanbruch auf, kleidete mich in der Eile an und ging auf Abenteuer aus. Kaum war ich einige Schritte gegangen, als ich auf der kleinen Terrasse vor meinem Hause einen Hindu fand, der noch auf seiner Matte ausgestreckt, in eine lange baumwollene Decke gewickelt, schlief. Sobald die ersten Sonnenstrahlen in dieses sein Schlafgemach fielen, stand er auf, nahm sein Bett und begab sich nach seiner Wohnung. Sogleich fiel mir das Wunder von dem Gichtbrüchigen ein. Mein Hindu stand auf, gleich dem Kranken im Evangelium, warf seine Decke über die Schulter, bückte sich, und nachdem er seine Matte, die sein ganzes Bett ausmachte, zusammengerollt hatte, trug er es nach Hause und begab sich dann nach dem nächsten besten Wasserbehälter, um seine Abwaschung vorzunehmen. Ich glaubte einer alten frommen Schottländerin einen Gefallen zu erweisen, indem ich ihr dieses Begegniß erzählte; allein ich täuschte mich und verscherzte, glaube ich, viel von ihrer Gunst, da ich ihr dadurch alles Wunderbare eines Mirakels zerstörte, das sie nicht sowohl in der Heilung des Gichtbrüchigen sah, als darin, daß ein kaum vom Krankenlager aufgestandener Mensch sein Himmelbett mit breiten Stollen, Vorhängen und Allem wie einen Quersack, auf der Schulter davon tragen konnte.

Statistische Notizen über Frankreich.

Die reinen Einkünfte des französischen Staatseigenthums betragen 1,431,505,000 Fr.

Die rohen Produkte der Landwirthschaft überhaupt, eingerechnet Pferde, Hornvieh, Wolle u. s. w. . 3,418,770,000 —

Ertrag aus Handel, Manufakturen und Gewerben 1,746,514,000 —

Gesammteinkommen ohne Steuern und Abgaben 6,596,789,000 Fr.

Die Volkszahl Frankreichs beträgt 32,252,000 Seelen. Vertheilt man nun das Gesammteinkommen zu gleichen Theilen unter die ganze Bevölkerung, so kommen auf jedes Individuum jährlich 198 Franken 53 Cent. oder 54 Centimes auf den Tag; hiebei ist jedoch das ganze Einkommen unbesteuert gedacht. Da sich aber diese Summe des Einkommens nicht gleich vertheilt, so muß man, wenn die Abstufungen des Reichthums und der Armuth dargestellt werden sollen, wie sie in der Wirklichkeit sind, die Bevölkerung in zwölf Klassen eintheilen, von denen die ersten sechs nur 2,252,000 Individuen und die andern sechs die übrigen 30,000,000 enthalten.

Klassen.	Seelenzahl.	Gesammt-Einkommen.	Jährliches Einkommen auf den Kopf.		Tägliches Einkommen auf den Kopf.	
			Fr.	Cent.	Fr.	Cent.
1	152,000	608,000,000	4000	—	10	96
2	150,000	375,000,000	2500	—	6	85
3	150,000	150,000,000	1000	—	2	74
4	400,000	240,000,000	600	—	1	64
5	400,000	160,000,000	400	—	1	10
6	1'000,000	350,000,000	350	—	—	96
7	2'000,000	600,000,000	300	—	—	82
8	2'000,000	500,000,000	250	—	—	69
9	3'500,000	700,000,000	200	—	—	55
10	7'500,000	1,125,000,000	150	—	—	41
11	7,500,000	900,000,000	120	—	—	33
12	7,500,000	688,789,000	91	84	—	25
	32,252,000	6,596,789,000				

Aus dieser Uebersicht ergibt sich, daß 22½ Millionen Menschen, welche die drei letzten Klassen bilden, alle ihre Lebensbedürfnisse mit 8 Sous, 6½ Sous und 5 Sous den Tag bestreiten müssen. Es wäre die Möglichkeit hiervon nicht zu begreifen, wäre nicht erwiesen, daß 7½ Millionen Franzosen wenig oder gar kein Brod essen, und daß Gerste, Roggen, Brei aus Buchweizen, Kastanien, Hülsenfrüchte, eine kleine Quantität Kartoffeln und Wasser die einzigen Lebensmittel von jenem Theile der Bevölkerung bilden, die zur Feuerung nichts als Stoppeln und Heidekraut hat. Nimmt man 50 Centimes (10 Sous) als die äußerste Summe an, die ein Mensch zur Lebensnothdurft braucht, so ergibt sich an dem Gesammteinkommen noch ein Defizit von 1,400,529,000 Fr.

Vermischte Nachrichten.

Die Japanesen bezeichnen Europa mit dem Namen Ziagatara. Das „Journal Asiatique" gibt hierüber folgende Erklärung: „Aller Wahrscheinlichkeit nach war Europa den Japanesen vor der chinesischen Dynastie der Mings, nicht einmal dem Namen nach bekannt. Damals erschienen die Portugiesen und bald darauf andere europäische Handelsvölker in den Meeren des östlichen Archipels, eroberten große Königreiche und legten Kolonien an, durch die nicht selten die eingebornen Völker verdrängt und dem Lande ein ganz neues Gepräge aufgedrückt wurde. Nach einigen Kämpfen zwischen den Eroberern hielten sich im asiatischen Polynesien nur noch drei europäische Nationen: die Portugiesen, die Spanier und die Holländer. Alle drei knüpften mit China und später mit Japan Handelsverbindungen an. Nachdem aber den zwei katholischen Mächten die Häfen des Kaiserthums verschlossen worden waren, blieben die Holländer allein noch mit Japan im Verkehr, wurden aber auf Desima beschränkt gehalten, das eine Art Quarantäneanstalt gegen die Verbreitung europäischer Civilisation war. Diese Civilisation hatte fortan in Japan keine andern Repräsentanten, als die Holländer, die von den Japanesen für die reichste und mächtigste Nation im Westen gehalten wurden, so daß auf den japanesischen Landkarten Europa als ein kleines unbedeutendes Land neben dem großen Königreich Holland dargestellt wurde. Es läßt sich denken, daß die Holländer sich nicht besonders viele Mühe gegeben haben werden, den Irrthum der japanesischen Geographen zu berichtigen. Von dort an machte man in Japan einen Unterschied zwischen Europa überhaupt und den Europäern, die in Desima zugelassen wurden. Der Name des ersteren wurde kaum noch in der entstellten Benennung Yau-ru-pa bei Gegenständen europäischer Fabriken, die von den Holländern in Japan eingeführt wurden, beibehalten. Das Europa, mit denen die Japanesen unmittelbar verkehrten, d. h. die Holländer, erhielten den Namen Ziagatara oder Dschagatara. Die Etymologie dieses Wortes ist schon wiederholt, aber stets ungenügend zu erklären versucht worden. Folgendes möchte der Wahrheit am nächsten kommen: Die Holländer handelten mit Japan unmittelbar von ihren Kolonien in Java aus, wo Batavia mehr selbst ein Mittelpunkt des Handels, als ein Stapelplatz zwischen Japan und Europa ist. Es ist daher wahrscheinlich, daß die Japanesen gar nicht mehr an das europäische Europa dachten, sondern das Land der Holländer auf die Insel Java versetzten, da Kolonialbesitzungen sowohl ihren Begriffen, als ihren politischen Gewohnheiten fremd waren. Wenn sie daher dem Lande der Holländer, d. h. der Europäer, einen Namen geben wollten, so hatten sie nichts weiter als Java vor Augen, das sie Dschakatra, oder um das Wort sich mundgerecht zu machen, Ziagatara nannten. Dschakatra ist in der That der Bezirk auf Java, von dem Batavia (das Amsterdam des Osten) die Hauptstadt ist. Ziagatara wurde so der Name des asiatischen Europa's oder Hollands. Aus dieser Verwechslung lassen sich viele Schwierigkeiten, auf die man bei den asiatischen Geographen stößt, erklären. So wird z. B. von chinesischen Schriftstellern das Land der Fo-lan-kis, oder Franken, zunächst Malacca gesetzt. Erklärlich wird nach derselben Analogie auch, warum die Birmanen die Muselmänner Passy nennen, da Passo einst die Hauptstadt des Islams im asiatischen Polynesien war.

*

Die wilden Stämme von Vandiemensland haben sich endlich den englischen Behörden ergeben, nachdem ein unmenschlicher Versuch, sie gänzlich auszurotten, glücklicher Weise fehlgeschlagen war. Ein Herr Robinson hat durch versöhnliche Maßregeln die Stämme der Austernbai und des Big River, die blutgierigsten der ganzen Insel, zur Uebergabe bewogen. Am 7 Jan. hielt Herr Robinson seinen triumphirenden Einzug in Hobarttown mit seiner schwarzen Schaar. Sie wanderten ganz gemächlich einher, gefolgt von einer großen Meute Hunde, und wurden von den Einwohnern mit der lebhaftesten Neugierde und Vergnügen empfangen. Bald nach ihrer Ankunft gingen sie ins Regierungsgebäude und wurden bei dem Gouverneur eingeführt, wo eine interessante Unterredung statt fand. Sie sollten demnächst mit einem Schiffe nach der großen Insel gebracht werden. Die Weiber waren fürchterlich ausgeschmückt mit menschlichen Gebeinen, die in vielen phantastischen Formen, selbst um die Kinnlade und den Oberkopf, um sie her hingen. Einige davon waren Ueberreste von Feinden, auch Weißen, die sie getödtet hatten, die meisten aber Andenken der Liebe an Ehegatten und Kinder, die sie verloren hatten. Sie übergaben Herrn Robinson sechs Gewehre, die sie ermordeten Weißen abgenommen oder aus den Hütten gestohlen hatten. Drei davon waren geladen und die Mündungen sorgfältig mit Stücken Leinwand verstopft. Das Innere ihrer mit Rinde bedeckten Hütten, von denen Herr Robinson mehrere besuchte, war auf eine sinnreiche Art mit rohen Zeichnungen von Känguruh's, Schnabelthieren u. dgl. verziert. Die Entfernung dieser Schwarzen wird für sie selbst und die Kolonie von wesentlichem Vortheile seyn. Die großen Weidestrecken, die wegen ihrer mörderischen Angriffe auf die Hirten so lange verlassen waren, werden jetzt benutzt werden können und den Schafheerden sehr zu Gute kommen, die bisher auf eine sehr unzureichende Weide getrieben werden mußten, was die Heerden herunterbrachte und den Preis des Fleisches erhöhte.

*

In Nordamerika müssen die Schuldenmacher ein ganz eigener Schlag redlicher Leute seyn. In dem Journal von Savanah liest man: „Ich der Unterzeichnete, John Hewett, mache hiemit meinen Freunden und Bekannten, so wie Jedermann zu wissen, daß ich von heute an nicht eine einzige Schuld, die ich noch machen sollte, bezahlen werde."

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 200. 18 Julius 1832.

Die neuen Hebriden im Jahre 1830.

Aus einem, im Asiatic-Journal aufgenommenen Berichte des Herrn Georg Benett, welcher an der Expedition der „Sophie“ am Ende des Jahres 1829 Theil nahm.

Bei dem unverkennbaren Anstreben dieser neuen Welt, endlich eine mündige Rolle in der Staatengeschichte zu spielen, kann es nicht ohne Interesse seyn, ihrer industriellen und politischen Entwickelung mit Aufmerksamkeit zu folgen, um so mehr als die gesegnete Fruchtbarkeit und das schöne Klima dieser Länder dereinst nicht ungeeignet seyn möchten ein Zufluchtsort für jene Tausende von Unglücklichen zu werden, deren Anzahl sich in der geselligen Organisation des alten Europa's täglich vermehrt.

Die Insel Erromanga, nebst der größeren Anzahl derjenigen, welche die Gruppe der neuen Hebriden bilden, wurde im Jahre 1774 durch den Kapitän Cook entdeckt. Sie liegt unter dem 18° Grad 44 Minuten südlicher Breite, und dem 169° 21′ östlicher Länge. Da diese Insel das Sandelholz in großer Menge erzeugt, hatte der Schooner „Snapper“ ein kleines Detaschement von Mannschaft daselbst abgesetzt, welches die „Sophie“ noch mit 95 Eingebornen aus Tongatabu *) (der größten unter den Freundschaftsinseln) verstärkte, um an dem Schlag des Sandelholzes arbeiten zu helfen. Diese Einwohner von Tongatabu hatten von ihren Häuptlingen die Erlaubniß erhalten sechs Monate bei uns zu bleiben, jedoch unter der Bedingung, nach Ablauf dieser Frist pünktlich in ihrer Heimath einzutreffen. Sie sind an ihre Oberen durch eine Art von Lehnspflichtigkeit gebunden, und halten sich, nach eigener Aeußerung, durch Gesetz und Erkenntlichkeit verpflichtet, ihnen durch „alle Gefahren des Eisens, des Feuers und des Wassers“ zu folgen. Alle jene, welche die sehr beneidete Begünstigung erhalten wollten uns zu folgen, mußten sich also an ihre Häuptlinge wenden, und nebstdem ihr Gesuch durch allerlei Geschenke unterstützen.

Nach sechstägiger Fahrt kam uns die Insel Erronan zu Gesicht, eine der neuen Hebriden, welche die Ansicht eines hohen, waldbedeckten Berges darbietet, dessen abgeplatteter Gipfel, wegen seiner großen Aehnlichkeit mit dem Tafelberge auf dem Kap der guten Hoffnung, der gesammten Schiffsmannschaft sogleich auffiel. Am zehnten Tage befanden wir uns des Morgens im Angesichte von Erromanga, deren holzreiche Berge hoch über das Meer emporragten. Die Küste, welche wir zwei Meilen weit umfuhren, ehe wir landen konnten, bot uns die reizendsten Ansichten. Wir legten uns bei Marekini, in der Dillon Bay, an der südwestlichen Seite der Insel, in einer Tiefe von 21 Klaftern und auf eine halbe Meile Entfernung von der Küste vor Anker, allein der Grund ist hier so krummgängig, daß unser Schiff, nachdem das Kabeltau allmählich abgelaufen war, auf eine Tiefe von 40 bis 50 Klaftern stand. Das Bett dieser geräumigen Bay besteht aus Sand und Korallen. Nach unserer Ankunft erfuhren wir, daß die Mannschaft, die der Schooner dort ans Land gesetzt hatte, von den Eingebornen angegriffen worden war. Die freundschaftlichsten Zusicherungen hatten Letztere von der friedlichen Absicht unserer Expedition nicht überzeugen können, so daß unsere Soldaten, nach mehreren zurückgeschlagenen Angriffen genöthigt waren, sich hinter Pallisaden zu verschanzen, um gegen die überlegene Macht der Einwohner Schutz zu finden. Sie hatten diese kleine Befestigung in der Ebene, ungefähr im Mittelpunkte der Bay, unweit der Ausströmung eines Flußes in das Meer, aufgeführt. Der Umkreis derselben war durch dicke Bäume begränzt, welche sie auf eine Höhe von sechs bis sieben Schuh abgeschnitten hatten. Nach Außen wurden sie auf drei Seiten von grasigen Anhöhen beschützt, und im Innern der Pallisaden hatten sie ringsherum eine doppelte Hecke von Schilfrohr aufgeführt. In der Mitte befanden sich die Hütten dieser kleinen Kolonie, welche bei feindlichen Angriffen öfters mit Feuerbränden beworfen, und angezündet wurden, weshalb nicht selten eine übermäßige Anstrengung nothwendig war, um das Feuer zu löschen, was oft an mehreren Stellen zugleich ausbrach. Uebrigens belief sich der bisherige Verlust der Belagerten auf einen Mann aus Tongatabu, welcher von den Eingebornen erschlagen worden war, als er sich unvorsichtiger Weise allein aus der Verschanzung gewagt hatte. Sein Leichnam wurde durch seine Landsleute am Fuße der Pallisaden verbrannt.

Bei unserer Landung fiel uns die Rauheit des Bodens auf, welcher häufig, neben einer reichen und abwechselnden Vegetation, mit breiten Basaltsteinen bedeckt ist. Unter den Pflanzen bemerkten wir eine Art von Sida mit gelben Blumen, und eine große Menge von Waltheria; auch fanden wir einige Sorten von Cassia, und zwei Arten von Crotonen, wovon eine ihre bun-

*) Tongatabu oder Amsterdam, wie sie der erste Entdecker, ein Holländer Abel Tasman nannte.

ten und regelmäßig geformten Blätter sehr anmuthig ausbreitete, während die andere an den ihrigen die bizarrsten Konturen zeigte. Auf den Felsen am Meeresufer wächst eine kleine, bis jetzt noch unbeschriebene Staude, welche grappartig zu seyn scheint, und weiße Blumen nach Art der Tuberose trägt. Mehrere Stauden und Bäume von der Gattung der Pavetta, der Bergera, der Alyxia, so wie auch der Bambus mit seinem schön geformten Stengel, sind an dieser Küste sehr häufig. Die Ufer des Flusses, welcher hier in das Meer fällt, waren mit einer Art von Rhizophora bedeckt, welche eine Höhe von 20 bis 30 Fuß erreicht, und drei bis vier Fuß im Umfange hat. Das Holz dieses Baumes ist spröde und von rother Farbe; sein Stamm unregelmäßig, und seine cylindrisch geformten Früchte ungefähr einen Fuß lang; seine Zweige schlagen in dem Boden neue Wurzeln, sobald sie dieselben berühren. Wir bemerkten auch mehrere Arten von Hibiscus mit brillanten Blumen. Am Abhange der Hügel und in den Schluchten wächst das kostbare Sandelholz, welches auch zuweilen in der Ebene, aber nur von minderer Güte anzutreffen ist. Eine Art von Pothos ragte mit dem dunklen Grüne seiner breiten Blätter über eine Menge anderer Bäume hervor, und mehrere Stellen auf den Anhöhen waren mit einer Gattung Saccharum bewachsen, aus dessen Rohre die Eingebornen ihre Pfeile verfertigen. Sie bedienen sich auch desselben zum Baue ihrer Hütten, und zum Einschließen ihrer Pflanzungen.

Der Fluß, welcher sich in die Bay ergießt, entspringt in den inneren Gebirgen des Landes, und ist bei seinem Ausflusse tief genug um kleinere Schiffe zu tragen. Die Einfahrt in denselben wird jedoch durch eine Anhäufung von Sand und Schlamm erschwert, so daß der Snapper, ein Schiff von 70 Tonnen, welches bei unsrer Ankunft in der Bay vor Anker lag, durch dieses Hinderniß aufgehalten wurde, als er die Durchfahrt erzwingen wollte, und erst nach eingetretener Fluth sich wieder frei machen konnte. Verfolgt man den Lauf dieses Flusses aufwärts, so findet man abwechselnd ein enges und tiefes, oder ein breites und seichtes Flußbett, in welchem häufig große Felsenmassen von Basalt liegen, an denen das Wasser schäumend sich bricht. Die kräftigen Bäume, welche sich an dem mitunter sehr steilen Ufer erheben, sind mit Schmarotzerpflanzen bedeckt, deren Geflechte sich mit den Verzweigungen des schönen Convolvulus um die Baumstämme windet. In den flächeren Gegenden sieht man reiche Felder von Faro und Zuckerrohr aus einer tiefen Schichte der fruchtbarsten Pflanzenerde emporwachsen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Rückzug aus dem Atlas.

(Fortsetzung.)

Am Fuße des Atlas traf uns die Nachricht, das Regiment, das unter Befehl des Obristen Rulhières zu Belida zurückgelassen worden war, sey von fünf bis sechstausend Beduinen angegriffen worden, aber durch eine wunderbar tapfere Vertheidigung der Stadt Meister geblieben. Diese Neuigkeit machte auf das ganze Heer tiefen Eindruck. So hatten also die tapfern Vertheidiger von Belida die Waffenthaten ihrer Brüder auf dem Atlas nicht zu beneiden. Alles brannte vor Verlangen, die muthvollen Waffenbrüder zu umarmen, die nur durch Wunder von Tapferkeit einem schrecklichen Tod entgangen waren. Es stand zu befürchten, daß sie von Neuem angegriffen werden konnten; man machte also nur einen Augenblick am Engpasse Halt und rückte im Eilmarsche bis an das Gehöft des Aga vor, das, wie man weiß, dem Atlas gegenüber liegt. Alles fand sich hier in Ordnung; das Gehöft war nirgends woher bedroht worden; man hatte es herrlich befestigt. Dagegen vernahmen wir hier von einem jener traurigen Vorfälle, die sich nicht mehr gut machen lassen. Fünfzig Soldaten von der Artillerie und dem Fuhrwesen waren nach Algier abgeschickt worden, um dort Munition für die Besatzung von Medea und die dortige Bevölkerung, der es an Pulver fehlte, zu holen. Wer hätte zweifeln mögen, daß fünfzig wohlbewaffnete, wohlberittene, und noch dazu von einem Detaschement über Belida hinaus begleitete Soldaten Algier nicht sollten erreichen können? Der Feind war geschlagen, und nirgends mehr eine Spur von ihm zu sehen. Die Araber, die den Engpaß von Tenia vertheidigt hatten, waren unter ihre Zelte zurückgekehrt, oder streiften einzeln in der Umgegend von Medea umher. Allein es gibt im Kriege Ereignisse, die außer aller menschlichen Berechnung liegen. Die östlich wohnenden Gebirgsstämme waren, Beizamum an ihrer Spitze, auf dem Atlas angekommen, als wir ihn bereits wieder verlassen hatten. Dieß waren die Kabylen, welche Belida angegriffen hatten. Nachdem sie hier kräftig zurückgewiesen worden waren, ermordeten sie die fünfzig Soldaten, auf die sie stießen, was ihnen um so weniger Mühe kostete, als sie fünfzig gegen einen waren.

Am folgenden Tage brach das Heer wieder auf; man fand in der Nähe von Belida einige berittene Araber; einige Jäger zu Pferde, die man gegen sie absendete, jagten sie auseinander. Als wir in die Stadt einzogen, schoß die Sonne ihre Strahlen senkrecht auf unsere Köpfe; obgleich wir im Monat November standen, war die Hitze doch unerträglich. Bald zeigten sich unsern Blicken die Spuren des wüthenden Kampfes, den man sich hier geliefert hatte. An dem Thore von Belida, in den Straßen, überall, wohin wir uns wendeten, stießen wir auf Leichen. Man mußte Acht haben, sie nicht unter den Hufen der Pferde zertreten zu lassen. Wir sahen unsere tapfern Soldaten von Belida, ihre Kleider noch von Blut geröthet; sie erzählten uns die Gefahren, die sie bestanden hatten, während wir sie mit Fragen drängten, rings umgeben von Todten, die bezeugten, daß man von allen Seiten angegriffen hatte. Von zahllosen Schwärmen von Arabern überschwemmt, die auf sie von allen Seiten, von den Stadtmauern, durch die Thore, aus den Häusern herbeistürzten, hätten sie ohne Zweifel unterliegen müssen, wäre ihnen nicht einer jener kühnen, unverhofften Coups einer plötzlichen Eingebung zu Hülfe gekommen, wofür die Franzosen allein dieß besondere Wort und das Geheimniß dazu zu besitzen scheinen. Es war Alles geleistet worden, was eine kleine tapfere Schaar zu thun im Stande ist; sie hatten abwechselnd geworfen und waren wieder geworfen worden; eine Kanone war mehrmals von den Arabern genommen, und von unsern Soldaten wiedergenommen worden; allein die Reihen schmolzen immer mehr zusammen, die Kräfte schwanden, und die Gassen, die Terrassen der Häuser füllten sich mit im-

ner neuen Haufen erbitterter Feinde, die unter wildem Geschrei einen Kugelregen über sie ausschütteten. Es war um sie geschehen, und einige Augenblicke später wären alle niedergemacht, und ihre Köpfe auf den Mauern von Belida als Siegeszeichen aufgesteckt gewesen; als eine Kompagnie Grenadiere einen Posten, den sie außerhalb der Stadt besetzt gehalten hatte, verließ und unter Trommelschlag im Sturmschritt durch das Thor von Algier einrückte, wo das Handgemenge am furchtbarsten war. Die Araber, im Rücken angegriffen, glaubten ohne Zweifel, daß eine größere Truppenanzahl von Außen anrücke und vielleicht, daß die ganze Armee auf ihrer Rückkehr vom Atlas eingetroffen sey. Ein panischer Schrecken reißt Alles in eine wilde Flucht dahin. Unsere Truppen greifen sie in diesem Augenblicke mit dem Bajonnette an und richten ein furchtbares Blutbad an. Es wird kaum einer Entschuldigung bedürfen, daß die Soldaten, von Blut bedeckt, wie sie waren, und vor ihren Augen noch diese tausend Köpfe mit wilden Gesichtern, die nach ihrem Blute dürsteten, deren Geschrei der Freude und der Wuth sie noch vernahmen, während sie über die Leichen ihrer eigenen gefallenen Waffenbrüder hinschreiten mußten, in die Wohnungen eindrangen, aus denen man auf sie geschossen hatte, und alle Männer, und auch einige Frauen, die sie mit Waffen in der Hand trafen, niedermachten.

Der Obergeneral ertheilte den Soldaten und Offizieren das Zeugniß seiner Zufriedenheit für ihr tapferes Benehmen; allein ohne Zweifel schnitt ihm auch der Anblick der unglücklichen Stadt durch das Herz; und da er vielleicht fürchtete, man möchte in der Rache zu weit gegangen seyn, so ertheilte er den Offizieren des Generalstabes Befehl, die Häuser zu untersuchen. Dieß war eine schmerzvolle Aufgabe. Wir theilten die Stadt unter uns und von jenem Augenblicke an prägte sich Belida meiner Erinnerung als ein Bild herzzerreißenden Jammers ein. Am Thore der Stadt lagen die Leichen auf einander gehäuft, größtentheils von Bajonnettstichen in dem Augenblicke durchbohrt, wo sie vom Schrecken ergriffen, hier in wilder Flucht sich drängten; noch stand ihr Mund offen, und ihre starren Züge drückten Furcht und Entsetzen aus. Da sahen wir jene schöne junge Frau, die in den Hals verwundet auf dem Rücken dalag; einst so züchtig, daß sie nie ausging ohne in dichte Schleier verhüllt zu seyn, lag sie nun fast nackt den Augen der Christen ausgesetzt da! Es war nicht Schrecken, was auf ihrem erblaßten Gesicht ausgedrückt war; es war ein Gefühl hoher Begeisterung; ihre schönen, weit aufgerissenen Augen schienen noch vom Leben beseelt. Wie sie unter die Todten kam, wußte Niemand zu sagen. Vielleicht starb sie, indem sie den Tod eines Geliebten rächen wollte, vielleicht tödtete sie mit eigener Hand ein auf so viele Reize eifersüchtiger Gemahl, um sie nicht lebendig in die Hände der Soldaten fallen zu lassen.

(Schluß folgt.)

Die Vendée im Jahre 1832.

(Nach dem Temps.)

Die Banden der Chouans fangen an sich aufzulösen, und die französischen Soldaten bedürfen zu ihren mühseligen Kreuz- und Querzügen in einem Lande, wie die Vendée, mehr Schuhsohlen als Patronen. In Paris schmeichelt man sich mit der Hoffnung, die Ruhe werde in dem Augenblicke wiederkehren, wo die bewaffneten Chouans nicht mehr das Feld halten und die äußerliche Ordnung hergestellt ist. Man täuscht sich in dieser Zuversicht. Der Aufstand wird hierdurch nur auf eine günstigere Gelegenheit hinausgeschoben; um ihn auf immer zu ersticken, reicht der mit Waffengewalt hergestellte Friede nicht aus; die Vendée bedürfte hiezu einer Grundreform. Mit welchen Schwierigkeiten diese verknüpft seyn würde, und wie sie bewerkstelligt werden könnte, wird am besten aus einer Schilderung der Vendée hervorgehen, wie sie war, und wie sie ist.

Das Nivellirungssystem der ersten französischen Revolution hat nicht die Gränzen der Vendée überschritten; der Bürgerkrieg, von dem sie während der sturmvollsten Jahre der Republik der Schauplatz war, schützte die weit ausgedehnten Besitzungen der adeligen Familien vor den Nationalverkäufen, die das große Grundbesitzthum in dem übrigen Frankreich zertrümmerten. Wenn Einige zu jener Zeit Verluste erlitten, so wußte die Restauration, deren Taktik darin bestand, sich für Nothfälle der Zukunft in dem klassischen Lande der Vertheidiger des Throns und des Altars einen sicheren Rückhalt zu schaffen, dafür hinreichenden Ersatz zu geben. Es gab sogar einige Familien, deren kleine Edelmannssitze man zum Danke, daß sie dem Aufstande der Vendée Anführer gegeben, in große Schlösser mit herrlichen Besitzungen verwandelte, wodurch sie in den Rang des hohen Adels eintraten. So hat es also für die Vendéer eigentlich keine Revolution von 89 gegeben. Es blieb ihnen davon nichts als die Erinnerung an ihre Kämpfe, in denen sie einen Ruhm suchen, und ihr Haß gegen die Pataubs — ein Name, den die Vendéer den Patrioten gaben und noch geben. *) Die einzelnen Veränderungen, die sich durch die neue Verwaltung ergaben, änderten nichts in den Verhältnissen, durch welche in der Vendée die arbeitenden Klassen mit den privilegirten verbunden sind. Sitten und Herkommen sind stärker als Gesetze; es gibt dort noch Seigneurs, denen der Bauer, wenn man es verlangte, noch bis auf diese Stunde Erbzins und Frohndienste reichen würde, und Pfarrer, die nach aller Willkür den Zehnten nehmen.

Vier mächtige Häuser theilen sich in den Einfluß über die Vendée. Ihre Besitzungen stoßen dicht aneinander und umfassen gegen dreißig Lieues Landes. Im Bezirke Beaupréau sind es Frau von Bezins, die Schwägerin Bourmont's, und Herr von Colbert-Maulevrier, ein Abkömmling des Ministers Ludwigs XIV; im Departement der Vendée die Herren de la Rochejaquelein und de Lusignan. Jede dieser vier Familien besitzt ein ungeheures Grundeigenthum. Frau von Bezins hat an ihrem Schlosse einen Wald von sieben Lieues Länge, den selbst eine Armee in seinem ganzen Umfange zu durchsuchen nicht hinreichend wäre. Herr von Colbert-Maulevrier hat in der Mitte seiner Besitzungen ein Schloß von wahrhaft königlicher Pracht erbauen lassen. Stofflet, einer der berühmtesten Chouansanführer, war Wildmeister dieses Hauses. Die legitimistische Dankbarkeit seines Herrn und Gebieters ließ für den als General gestorbenen Diener ein Denkmal errichten; indeß gab es der aristokratische Stolz nicht zu, es im Schloßhofe aufstellen zu lassen; es wurde aus Thor verwiesen. Herr von Larochejaquelein, dessen Familie vor der Revolution eine der ärmsten und unbekanntesten des Landes war, steht jetzt mit seinen reichen Nachbarn in gleichem Range. Dank der Freigebigkeit der Restauration, die mit vollen Händen die früheren Dienste des Ritters der Legitimität lohnte. Herr von Lusignan endlich, der Erbe der Könige von Jerusalem in gerader Linie, hat allein ein Vermögen im Besitz, das dem der drei übrigen zusammengenommen gleichkommt. Herr von Lusignan ist noch einer der alten Seigneurs von ächtem Schrot und Korn; royalistischer als alle Könige der Christenheit, stolz und unbeugsam wie die Barone des Mittelalters, schlug er alle Gunstbezeugungen der Restauration, selbst die Pairie, als unter seiner Würde aus. Ganz noch der Burgherr des dreizehnten Jahrhunderts gefiel er sich besser darin, auf seinen Gütern als Oberlehensherr zu gebieten, denn am Hofe eine demüthige Rolle zu spielen, und war ganz der Mann dazu, wie jener aus dem Hause Rohan, über sein Schloßthor zu schreiben: „Roi ne peux, prince ne veux, Rohan je suis.“ Es braucht kaum gesagt zu werden, daß alle hier genannten Seigneurs gegenwärtig an der Spitze der Chouans stehen. Die schönen Schlösser der Frau von Bezins

---

*) Etwa, was wir dicken Tölpel nennen.

und des Herrn von Maulevrier, von ihren Besitzern verlassen, dienen den Soldaten der Linie als Kasernen.

Um diese Seigneurien reiht sich der ganze kleine Adel des Landes, der einst bettelarm und demuthsvoll war, gegenwärtig aber reich und hoffährtig ist. Mit wenigen Ausnahmen haben auch diese Herren insgesammt in dem neuen Aufstande Partei genommen. Unter der Restauration blieb der Adel der Vendée den größern Theil des Jahrs auf seinen Gütern; und als hätte ihm der Sturz des legitimen Thrones und ein neuer Bürgerkrieg geahnet, handelte er, seinen „Vasallen" gegenüber ganz in dem Geiste der frühern Zeit, durch den er seine Unterthanen so sehr an sich zu fesseln wußten, daß sie, wie in den Jahren 1795 und 1815, jeden Augenblick bereit waren, auf den Ruf ihrer Herren Gut und Blut für sie zu opfern. Ungeachtet der Preis des Grundeigenthums in ganz Frankreich gestiegen war, legten sie ihre Pachthöfe kaum um ein Merkliches höher an: deßhalb ihre Pächter größtentheils wohlhabend und sogar reich sind. Wenn so der Adel Geldopfer nicht scheute, um sich die Liebe des Volkes zu erwerben, so standen ihm auch noch andere Mittel zu Gebote, die nicht minder wirksam waren. Zwischen den Gutsherren und den Maiern in der royalistischen Vendée dauerte noch jenes patriarchalische Verhältniß der Gleichheit aus der „guten alten Zeit" fort; der Keller des Herrn stand jederzeit dem Bauer offen, und der Bauer theilte sein Mahl mit dem Schloßherrn, wenn er ihn auf dem Pachtgute besuchte. Dieses herzliche Verhältniß bestand jedoch nur zwischen den Edelleuten und Landleuten; der ganze Hochmuth der ersteren erwachte wieder, sobald sie sich den Bewohnern der Marktflecken und kleinen Städte ihrer Nachbarschaft gegenüber sahen. Eines Tages hielt Herr von Larochejaquelein, von einem Schwarme Bedienten umgeben, mitten im Walde von Vezins, Hirschjagd. Alle Stadtnotabilitäten der Umgegend hatten sich eingefunden, um den Jagdzug vorbeikommen zu sehen: die Frau Apothekerin und die Frau Notarin, die Frau Doktorin und die Frau Steuereinnehmerin waren in ihrem besten Staate zugegen — und nun denke man sich den Junkerhochmuth; mit stolz wegwerfender Gebärde rief Herr von Larochejaquelein laut genug, daß den Ohren der armen Damen kein Wort entging: „Quelle est donc cette canaille?"

Wenn der Adel auf diese Weise auf dem flachen Lande unbeschränkten Einfluß übt; so muß man auch bemerken, daß er ohne die Unterstützung der Geistlichkeit nicht halb so mächtig seyn würde. Die alten Geistlichen der Vendée sind verschwunden; zum Theil hat das Alter ihren früheren Sinn der Widerspenstigkeit gebeugt, oder Napoleon ihn Gehorsam gelehrt; sie wären also im Nothfall nicht mehr tauglich gewesen, durch religiösen Fanatismus den Bürgerkrieg anzufachen. Die Restauration, die, wie gesagt, Alles berechnete, um festen Fuß in der Vendée zu fassen, hatte Sorge getragen, sich dort ein tüchtiges Hülfsheer zu schaffen. Die Geistlichkeit wurde fast ganz erneuert; die gegenwärtigen Priester sind beinahe insgesammt junge, thätige, unterrichtete Leute, die zu Allem entschlossen sind, um Thron und Altar wieder aufzurichten. Die talentvollsten derselben sind unter den Einfluß der hohen Herren gestellt, von denen sie das Losungswort erhalten und an ihre geistlichen Brüder gelangen lassen. Diese Organisation der Geistlichkeit verdankt sie dem Bischof von Luçon, Herrn Soyez, einem alten Chouansanführer, für den dieser bischöfliche Stuhl eigens geschaffen wurde. Der Sohn eines Fleischhauers von Beaupréau, würde Herr Soyez, der mit seinen Brüdern in den ersten bürgerlichen Krieg verwickelt war, im Nothfall die Talente und den Scharfsinn des Abbé Bernier entwickeln, mit dessen Schlauheit und Einfluß des Priesterrockes er auch die Kühnheit und Kriegserfahrenheit verbinden würde, die dem armen Abbé der alten Chouans abging.

Unter Leitung eines solchen Oberhauptes hat sich die Geistlichkeit verbunden, den monarchischen und devoten Sinn des Volkes auf alle Weise zu unterhalten und zu befestigen. Ihr Einfluß ist unermeßlich und wirkt unmittelbarer, als der des Adels, da ihm die Gewissen des Volkes zu Gebote stehen. Unbedingt Herr eines abergläubischen Volkes, das noch an Gespenster und Mirakel glaubt, sucht die Geistlichkeit es mit ihm mehr und mehr zum offenen Aufstande zu treiben; dieses Uebel ist um so gefährlicher, als die Regierung die Priester nicht genug schonen kann. Das Landvolk der Vendée würde jede Drohung gegen sich und seine weltlichen Herren noch geduldig hinnehmen; der Gedanke aber, daß ein Geistlicher Gefahr laufe oder eine Beleidigung erfahren könne, würde sie in Feuer und Flammen setzen. Der Marktflecken von Latour-Landry hat in der jüngsten Zeit ein trauriges Beispiel dieses fanatischen Geistes erlebt. Ein reicher Pächter, Namens Chalopin, der von allen seinen Nachbarn geliebt und geehrt wurde, und ihnen häufig wesentliche Gefälligkeiten erwiesen hatte, sonst aber aufgeklärter und unterrichteter war als sie, war mit seinen beiden Söhnen von einer herumziehenden Bande grausam ermordet worden. Da diese Unthat das ganze Landvolk gegen die Chouans aufgebracht haben würde und man Chalopin's schändliche Ermordung durch den Vorwurf des Liberalismus nicht genug rechtfertigen zu können hoffte; so sprengte man aus: Chalopin habe gesagt, für hundert Thaler wolle er den Kopf des Pfarrers von Saint-Georges liefern. Diese einzige Beschuldigung, der man Glauben zu verschaffen wußte, erstickte unter den Landleuten der Vendée allen Unwillen gegen die Mörder und jedes Mitleid gegen die Ermordeten. Jedermann sagte kaltblütig: Chalopin sey ein Ungläubiger gewesen und habe sein Schicksal verdient, und die muthmaßlichen Thäter wurden ohne Scheu wieder in die Pachthöfe aufgenommen.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Verflossenen März fiel auf den Fluren des Dorfes Kurianof, 15 Werste von Wolokolamsk (Gouvernement Moskau) eine brennbare Substanz von gelblicher Farbe und bedeckte 80 bis 100 Saschenen im Gevierte den Boden, in einer Höhe von wenigstens einem bis zwei Zolle. Die Einwohner hielten diese Masse zuerst für Schnee. Anfangs hatte sie ganz das Ansehen von Baumwolle; sie war wie diese zäh und ließ sich zupfen; als man sie aber in ein gläsernes Gefäß brachte, nahm sie die Dichtigkeit von Harz an. In ihrem ursprünglichen Zustande entzündete sich die Substanz, wenn man sie dem Feuer nahe brachte und gab eine Flamme wie Weingeist; in ihrer harzähnlichen Verdichtung kochte sie auf dem Feuer in Blasen auf, ohne sich zu entzünden; wahrscheinlich rührte Dieß daher, daß sich wässerige Theile von dem Schnee eingemischt hatten, auf dem sie gefunden worden war. Eine genauere Untersuchung ergab, daß dieses Harz die gelbe Farbe des Ambra und einen Geruch hatte, der dem mit Wachs gekochten Oele glich.

•

Folgendes Verzeichniß, das im Jahre 1832 dem englischen Parlament vorgelegt wurde, gibt die Anzahl von Individuen an, die während der vier letztvergangenen Jahre aus Großbritannien und Ireland nach Nordamerika ausgewandert sind:

Im Jahre 1828.	Nach den Ver. Staaten		12,817
	Nach den engl. Kolonien in Nordamerika	12,081	
Im Jahre 1829.	Nach den Ver. Staaten . . .		15,678
	Nach den engl. Kolonien . .	15,307	
Im Jahre 1830.	Nach den Ver. Staaten . .		24,887
	Nach den engl. Kolonien . .	30,574	
Im Jahre 1831.	Nach den Ver. Staaten . .		15,724
	Nach den engl. Kolonien . .	59,583	
	Im Ganzen	95,545.	69,106

•

„Frankreich, bemerkt der „Corsaire," zählt gegenwärtig fünf Dauphins, alle ächte Söhne Ludwigs XVI — wenigstens wenn man ihrer Behauptung trauen darf — von jedem Alter, jeder Größe, unter dem Namen Ludwigs XVII; ferner einen Karl X; ferner einen Herzog von Angoulême unter dem Namen Ludwig XIX; einen Herzog von Bourbon unter dem Namen Heinrich V; einen Herzog von Orleans, künftigen König; den Herzog von Reichstadt, unter dem Namen Napoleon II. Die fünf ersten Dauphins existiren eigentlich nur in Memoiren; Karl X scheint nicht mehr recht Lust nach einer Krone zu haben; es bleiben also nur noch vier Prätendenten der französischen Krone, alle aus regierenden Familien entsprungen, alle mit gleichen erbrechtlichen Ansprüchen. Wenn es uns je an Königen fehlen sollte, so ist es gewiß nur unsere Schuld."

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 201. 19 Julius 1832.

Die neuen Hebriden im Jahre 1830.

(Fortsetzung.)

Wir hätten sehr gewünscht unsere Bekanntschaft mit diesem schönen Lande erweitern zu können, ohne von den Eingebornen beunruhigt zu werden; allein es scheiterte Anfangs jede Zuvorkommenheit von unserer Seite an ihrer Wildheit, und statt einer freundlichen Mitwirkung, fanden wir von ihrer Seite nichts als hinterlistige Nachstellungen. Da insbesondere unsere Eigenschaft als Europäer ihr Mißtrauen in so hohem Grade erregte, gaben wir unseren Verbündeten aus Tongatabu den Auftrag, mit diesen störrigen Wilden in unserem Namen zu unterhandeln. Ihre Verhaltungsvorschriften lauteten natürlich sehr friedlich, und es würde unseren Diplomaten ganz besonders empfohlen, bei den Häuptlingen die Macht der Geschenke zu versuchen, und wenn sie etwa feindlich angegriffen würden, Alles aufzubieten, um einen Gefangenen zu machen, welchen wir dann in unserer Mitte liebreich behandeln, und mit Geschenken beladen zu den Seinigen zurücksenden wollten.

Am 11ten August bemerkten wir bei Tagesanbruch mehrere Wilde, welche sich unserm Schiffe gegenüber auf einer Anhöhe gelagert hatten. Wir glaubten diese günstige Gelegenheit benützen zu müssen, ihnen unsere freundlichen Absichten zu erkennen zu geben, und sendeten durch einige Seeländer, welche wir bei uns hatten, ein Boot mit Geschenken an sie ab, in der Hoffnung diese Wilden zu bewegen, auf unser Schiff zu kommen. Als das Boot gelandet war, verließen sie mit Schnelligkeit ihren Felsen, eilten dem Fahrzeuge zu, und tauschten einige mitgebrachte Gegenstände gegen die von uns übersendeten Messer und Ringe aus. Das Boot brachte einen ziemlichen Vorrath an Zuckerrohr, mehrere Stöcke, Bogen und Pfeile zurück, aber keinen der Insulaner. Es muß hier bemerkt werden, daß diese Wilden weniger verwegen als ihre Nachbarn sind, und bis jetzt den Gebrauch der Schiffe bei sich noch nicht eingeführt haben. Eine zweite Fahrt fiel glücklicher aus; die Anzahl der Neugierigen hatte sich vergrößert, und Einer unter ihnen faßte endlich den Muth, das große Wagestück zu unternehmen, einen Besuch auf unserem Schiffe zu machen. Er schwang sich mit Gewandtheit auf dasselbe, und als er auf das Verdeck kam, warf er mit der größten Verwunderung seine erstaunten Blicke um sich her, zeigte aber dabei eine Dreistigkeit, welche uns überraschte. Der Mann war von mittlerer Größe, und sehr muskulös gebaut; sein Haar und seine Gesichtsbildung zeigten uns, daß er zur Race der Papuas gehörte, welche afrikanischen Ursprungs ist, und sich über den indischen Archipel, Australien, Vandiemensland, Neukaledonien und Neuguinea verbreitet hat. Seine wolligen Haare zierte ein zwei Fuß langer Schmuck von Hahnenfedern, welche an eine Binse geheftet waren. In seinen Ohren hingen die Rippen eines Thierchens, welches der fliegende Fuchs zu seyn schien; übrigens hatte er keine Bekleidung als eine sehr schmale Schürze. Von der eigentlichen Farbe seiner Haut konnten wir nicht urtheilen, da sich auf derselben eine Einreibung von Oel und Ruß dergestalt verkrustet hatte, daß sie nicht mehr zu erkennen war. Als er nach einiger Zeit den Wunsch äußerte, an das Land zurückzukehren, beschenkten wir ihn mit Fischhaken und einigen ähnlichen Kleinigkeiten von geringem Werthe, worauf er uns, sehr vergnügt über die genossene Aufnahme, verließ. Das Boot, welches ihn an das Land setzte, brachte neun andere seiner Gefährten mit zurück, nebst einer starken Ladung Zuckerrohr. Sie waren ebenfalls beinahe ganz nackt, weßhalb wir ihnen eine Bekleidung nach Art der Einwohner von Tongatabu umwarfen, worüber sie Anfangs sehr entzückt schienen, doch bemerkten wir, daß sie nach ihrer Rückkehr an das Land nichts eiliger zu thun hatten, als sie wieder abzulegen. Unsere Geruchnerven wurden durch die Mischung von Oel und Ruß, womit sie ihren Körper zu verschönern wähnen, auf eine äußerst unangenehme Weise ergriffen, sobald sie uns nahe kamen. Ein Spiegel erregte bei ihnen das sonderbarste Erstaunen, das sie durch das Ausstoßen eines Gutturallautes von seltsamer Härte zu erkennen gaben. Uebrigens wurden diese Menschen sehr bald mit uns vertraut; ihre Neugierde trieb sie in jeden Winkel unseres Schiffes, und überall gaben sie ihre Verwunderung durch laute Ausrufungen zu erkennen. Zuletzt drückten sie uns ihren Dank und ihre Freude dadurch aus, daß sie einige Tänze aufführten, welche zu einfach waren um grotesk genannt zu werden, und wobei sie ein ziemlich eintöniges und dumpfes Gemurmel hören ließen. Weiter reicht ihre Geschicklichkeit in der Musik und Tanzkunst nicht. Nachdem sie mehrere Stunden an unserm Bord zugebracht hatten, kehrten sie mit einigen kleinen Geschenken, welche sie als unschätzbare Reichthümer mit sich nahmen, an das Land zurück.

Die Lieblingswaffen dieser rohen Naturkinder sind Keulen von ungefähr drei Fuß Länge, die sie von verschiedenen Formen verfertigen. Ihre Bogen sind klein, eben so ihre Pfeile, deren Spitzen

sie niemals vergiften, wie es häufig bei den Wilden der Brauch ist. Sie bedienen sich mitunter auch einer Art Lanze, welche aber nichts anderes ist, als eine grob geformte und zugespitzte Stange von acht bis zehn Fuß Länge. Dagegen sind ihre Steinschleudern, welche sie mit großer Geschicklichkeit zu gebrauchen wissen, mit vieler Sorgfalt gearbeitet.

Die Abtheilung von Eingebornen aus Tongatabu, welche wir früh Morgens auf Entdeckung in das Innere der Insel entsendet hatten, kam am nämlichen Abend zurück, und erzählte, sie sey von einem starken Haufen der Insulaner angegriffen worden, von welchen sie Einen verwundet und gefangen hätten. Dieser Unglückliche schien bei dem Anblicke der Fremden, welche ihn umgaben, vom größten Schrecken ergriffen, und es war leicht zu bemerken, daß er in der fürchterlichen Erwartung war, getödtet und verzehrt zu werden, wie es das Völkerrecht jener Wilden mit sich bringt. Seine Wunde war nicht gefährlich; wir ließen ihn verbinden, und nachdem er alle Sorgfalt genossen hatte, welche sein Zustand erforderte, gaben wir ihm die Freiheit, um so mehr als seine Gefangennehmung uns nicht mehr von Nutzen seyn konnte, da wir an diesem Tage bereits mit den Einwohnern in freundschaftliche Verhältnisse getreten waren.

Die Anhöhen in der Nähe der Bucht sind mit dichtem Gehölze bedeckt, durch welches sich einige natürliche Fußwege schlängeln. An den Abhängen derselben liegen einzelne Dorfschaften, umgeben von kleinen Taro- und Zuckerrohr-Pflanzungen, welche der Brodbaum und der Kokosbaum beschatten. Die Hütten jener ärmlichen Dorfschaften haben ungefähr fünf Fuß Höhe, und eine Länge von 10 bis 20 Fuß; sie sind aus Schilfrohr erbaut, mit Kokosblättern gedeckt, und mit einer ziemlich eleganten Hecke umgeben. Der Grund dieser Berge, welcher mit einer starken Lage Pflanzenerde überdeckt ist, besteht aus Korallen, und wir fanden sogar 500 Fuß über der Meeresfläche steinartige Thierpflanzen (Madreporen) in dem Gewebe der kalkigen Felsenmassen. Auf der Spitze des Berges sieht man in weiter amphitheatralischer Form eine Menge kleiner Anhöhen sich entfalten, deren Gestaltung einen äußerst malerischen Anblick gewährt. Verdorrtes Gras bedeckt weit hin den oberen Theil des Berggipfels, auf welchem einige Akazien, *Falcata* und *Casuarina equisetifolia*, wachsen, deren Holz zur Fabrikation der obenbeschriebenen Waffen dient.

Die Eingebornen die auf unser Schiff gekommen waren, hatten alle ein kleines dünnes Stäbchen durch das Haar gesteckt; ihr Körper war nicht mit gewöhnlicher Tatuirung, sondern mit großen, über der Haut erhabenen Narben geziert. Diese Narben, welche meist in horizontaler oder vertikaler Lage ihren Leib durchfurchen, gleichen dem Gesimse eines Säulenkapitals, aber man sieht sie mitunter auch in Form von Sternen oder Triangeln, je nach der eben herrschenden Mode, oder dem besonderen Geschmacke eines Jeden. Diese Sitte findet sich nicht bloß auf Erromanga, sondern auf mehreren andern Inseln Polynesiens. Der Kapitän King erzählt in seiner Reise nach den Küsten von Australien, er habe in Dampierre's Archipel einen Insulaner gesehen, dessen Körper von der Brust bis zum Nabel mit horizontalen Streifen von einem Zolle Breite und einem halben Zolle Höhe, durchschnitten war. Der Kapitän Tuckey hat an den Ufern des Zaire und des Kongo Neger gesehen, welche auf ähnliche Weise mit Narben bedeckt waren. Diese Verzierungen werden dadurch hervorgebracht, daß man die Haut mit einem schneidenden Instrumente skarifizirt, und die blutende Narbe mit dem Safte einer zusammenziehenden Pflanze bestreicht. Je tiefer der Einschnitt ist, desto erhabener wird die Narbe.

Wir versuchten nun unter der Obhut unserer Verbündeten aus Tongatabu einen Streifzug nach dem Innern der Insel zu machen, und gingen ungefähr vier Meilen landeinwärts. Die Natur dieser Gebirgsgegend bietet durch den Reichthum ihrer schönen Gehölze und ihrer fließenden Gewässer, dem Auge eine reiche Abwechslung schöner Landschaften. Ich fand an dem Abhange eines Hügels, nahe an den Wurzeln eines großen Baumes, Forster's *Cynomorium balanaphora*; auch entdeckte ich einen Baum neuer Art, dessen Früchte aus großen Trauben bestehen, welche dem Pfirsich ähnlich, aber etwas dicker sind. Ihr Fleisch ist hohl, und die innere rothe Wand dieser Höhlung umschließt sechs Kerne von der Größe einer Bohne, welche auf gleicher Seite an einem einzigen Stengel hängen. Sie sind sehr schmackhaft, und werden von den Eingebornen in Erromanga und Tanna häufig genossen. Die Blätter des Baumes sind fingerförmig, aber nicht gleichmäßig gezackt. Einige Felder von Kava waren hie und da um die Hütten zu bemerken.

(Fortsetzung folgt.)

Der Rückzug aus dem Atlas.

(Schluß.)

Der erste Schritt in die Stadt bot ein klägliches Schauspiel. Ein großer Theil der Häuser lag, vor mehreren Jahren von einem Erdbeben eingestürzt, ohnehin noch in Trümmern. Die Straßen waren öde und die Thüren der Häuser standen offen. Nur mit tiefem Grauen trat man in diese schweigenden Häuser, um die verschiedenen Gemächer zu durchwandern, und in die Schreibtafel zwei, drei Leichname aufzuzeichnen, die auf dem blutbefleckten Estrich, in den Kammern, auf den Gängen, über den Thürschwellen, lagen. In der Nähe des Thors von Algier führte mich ein Soldat in ein ziemlich weitläufiges Haus; ich zählte Anfangs einige Leichen, die in einem Saale des Erdgeschosses lagen; allein Dieß war es nicht, was er mir zeigen wollte. Er führte mich eine enge dunkle Treppe hinan, auf der mein Fuß mehr als Einmal über etwas Anderes als Steine strauchelte; wir gelangten auf die Terrasse des Hauses, wo ein gräuliches Gemetzel statt gefunden hatte. Man mußte da bis am Knöchel im Blut gewatet seyn, denn obgleich die Fugen der Steinplatten, womit das Dach gedeckt war, schon einen guten Theil davon eingesogen hatten und die Luft brennend heiß war; so war es doch noch nicht ganz getrocknet. Der Soldat zeigte mir die Löcher, die die Araber in die Mauer der Terrasse gebrochen, und aus denen sie auf Die, welche das Thor von Algier vertheidigten, geschossen hatten. „Von hier aus, sagte er, wurde uns am meisten Schaden zugefügt." Noch mehrere Häuser durcheilte ich, und athmete endlich wieder aus freier Brust, als ich außer dem Thore ein Gebäude fand, das verschlossen, und durch die ober seiner Thüre aufgepflanzte dreifarbige Fahne geschützt worden war. Von der hohen Terrasse des Daches herab warf ich meinen Blick auf Belida,

das in so schimmernden und so düstern Farben vor mir lag. Der Himmel strahlte heiter wie immer; die Orangenbäume, die Palmen schienen ihre fruchtbehangenen Zweige nach der Stadt auszustrecken, aus der keine befreundete Stimme erklang; überall Todesstille. Man hörte nichts als das Rieseln der Brunnen, das von ferne wie das Schluchzen weinender Weiber lautete.

Der Obergeneral prüfte lange die Lage der Stadt, und entschied sich endlich, sie nicht von unsern Truppen besetzen zu lassen. Am folgenden Tage nach unsrer Ankunft in Belida brachen wir nach Algier auf. Der Bey von Tittery hatte seine prachtvollen Gezelte neben dem Hauptquartiere aufgeschlagen. Kaum würde man ihn für einen gefangenen Fürsten angesehen haben; unter seinem Zelte glich er einem angeketteten Löwen, der aber weder seinen Stolz noch seine schöne Mähne verloren hat. Seine Dienerschaft zitterte noch vor ihm, wie zur Zeit, wo ein Wink seines Augenliedes über ihre Köpfe entscheiden konnte. Ein Jude, der als Dolmetscher diente, wagte nie, ihm einen Befehl mündlich auszurichten. Im Augenblick des Ausbruches von Belida gewährte sein kleines Lager, das ganz im rein orientalischen Style war, ein ungemein anziehendes Schauspiel: Das Aufrollen der Zelte, das Anschirren der zahlreichen arabischen Rosse von höchster Schönheit, das mannigfaltige Gepäcke, das uns noch etwas Neues schien, Alles bot einen interessanten Anblick. Man sah den Dey, wie er sein Pferd verlangte, und eine bloße Bewegung der Lippen, und ein seitwärts zugeworfener Blick überzogen das Gesicht des jungen Mameluken, der es ihm nicht nach Willen zu machen schien, mit Todesbläße. Dann ritt er, von einem glänzenden Gefolge umgeben, dahin, und wäre nicht dicht an seiner Seite ein Offizier der Gendarmerie geritten, so hätte man ihn leicht für den heimkehrenden Sieger ansehen können; so stolz und prächtig wußte er sich zu benehmen.

Ein großer Theil der Bevölkerung Belida's folgte dem Heere. Man hatte dazu eine gute Anzahl Wagen herbeigeschafft. Doch sah man unter diesen Auswanderern meist nur Greise, Weiber und Kinder. Lieber wollten sie sich den Siegern anschließen, als in dem traurigen Belida zurückbleiben, und sich vielleicht noch den rohen Mißhandlungen der Kabylen preisgeben. Aber indem sie sich von der Stätte ihrer Heimath entfernten, warfen sie manchen bekümmerten Blick auf sie zurück. Auch wir verließen die unglückliche Stadt nicht ohne dumpfen Schmerz. Bei dem Ausmarsch aus Belida theilte sich das Heer in zwei Kolonnen; der General Boyer befehligte die zweite und dritte Brigade, und schlug die gerade Richtung nach Algier ein. Der Obergeneral behielt die erste Brigade bei sich, um mit ihr noch von der Mündung des Mazafran eine Rekognoszirung zu unternehmen, auf der er die Hauptzuflüsse dieses Stromes und die Umgegend von Koleah kennen lernen wollte.

Am 29 November, dreizehn Tage nach unserm Ausmarsche, langten wir über die Hügel, welche die Stadt beherrschen, wieder vor Algier an. Wahrscheinlich wollte General Clauzel sich dem feierlichen Empfang des Volkes entziehen, das ihn in der Straße Babazun und auf dem Platze des Regierungspalastes erwartete; er hielt bescheiden seinen Einzug durch das Thor der Kasaba. Der General Boyer war eine Stunde vor uns eingetroffen, in seinem Gefolge der Bey von Tittery, der ein Gegenstand der öffentlichen Neugierde war. Der Obergeneral gab in einem Tagsbefehle dem Heere seine lebhafte Zufriedenheit zu erkennen. Dagegen sprach auch die Armee es laut aus, daß sie mit ihrem General zufrieden gewesen sey. Auch des Generals Delort, des Chefs des Generalstabes, hörte man ehrenvoll erwähnen, wegen der ausgezeichneten Erfahrung und Thätigkeit, die er in seinen schwierigen Funktionen entwickelt hatte.

Diese Expedition hatte die Bevölkerung Algiers außerordentlich in Aufregung gebracht. Aller Blicke waren nach dem Atlas gerichtet gewesen. Feindselige Wünsche, Hoffnungen und Befürchtungen waren dem Heere gefolgt. Es waren so viele Unheil verkündende Weissagungen, so viele dumpfe Gerüchte einer völligen Vernichtung des Heeres während seiner Abwesenheit im Umlauf, daß eine so schnelle Rückkehr, ein so glänzender Erfolg tiefen Eindruck auf die muselmännischen Gemüther machen mußte. Eine eroberte und im Frieden zurückgelassene Provinz; die schöne Ebene von Metidscha, von Feinden gesäubert; der Bey von Tittery, die letzte Hoffnung der Mißvergnügten in unsrer Gewalt; Dieß waren die Früchte, die wir von unsrer Expedition zurückbrachten. Die moralische Wirkung davon mußte unberechenbar seyn. Für die orientalischen Völker, die die Tapferkeit so hoch schätzen, braucht es Waffenthaten, die sie mit Erstaunen erfüllen, um so mehr sind sie dann bereit, sich dem Willen des Höchsten zu unterwerfen, und in großen Ereignissen den Fingerzeig Gottes zu sehen. Die Araber vorzüglich, die zwar von sehr störrigem Geiste sind, deren heiße Einbildungskraft aber auch für die äußern Eindrücke um so empfänglicher ist, fühlten sich durch diese Expedition entwaffnet. Stolz und kühn, wie sie sind, ergeben sie sich nur an einen Menschen, dessen Ueberlegenheit sie blendet. Sendet man gegenwärtig nur einen guten Verwalter nach Algier, so wird er dort weniger als nichts ausrichten, den Widerstand nicht beugen, die Herzen nicht gewinnen können. Generale von mittelmäßigem Verdienst werden eben so wenig bewirken. Dort wiegt ein Name mehr, als ein Heer, dort kann nur der höhere Mensch schnell die ihm von der Natur zuerkannten Rechte geltend machen.

Vermischte Nachrichten.

Ganz eigener Art sind die Leichenbegängnisse, die bei den Birmanen in Arakan und Pegu den verstorbenen Oberpriestern gehalten werden. Sobald ein solcher zu athmen aufgehört, wird ihm der Leib aufgeschnitten, das Eingeweide herausgenommen und der entseelte Körper der Länge nach ausgestreckt; hierauf bindet man ihm die unteren Extremitäten fest zusammen, und schnürt die Arme auf gleiche Weise an den Körper. Dann schlägt man ihn mit Stöcken und preßt so viel als möglich alles Blut aus; ist Dieß geschehen, so werden an Armen, Beinen und Rumpf, einen halben Zoll von einander, senkrechte Einschnitte gemacht, und dieselben mit einer Mischung von Salz und Kampher ausgefüllt; ein Gleiches geschieht mit der innern Höhlung des Leibes. Dann wickelt man um die ganze Leiche Bänder, durch welche die Einbalsamirung in den Einschnitten zusammengehalten und hiedurch der Verwesung vorgebeugt wird. So bringt man die Leiche auf das Dach des Hauses, wo sie auf Bambusrohre gelegt wird, um sie austrocknen zu lassen. Man stellt hiebei Pfannen unter, um die herabträufelnden öhlichten Theile aufzufangen. Hört Dieß auf, so wird der Leichnam in Wachstuch eingenäht und über ihn eine Mischung von Harz und Oel ausgegossen, wahrscheinlich um den Zutritt der Luft abzuhalten. Da das Gesicht des Verstorbenen durch die Austrocknung entstellt oder unkenntlich geworden ist; so wird es durch eine wächserne Maske ersetzt und der ganze Leib gleichfalls mit Wachs überzogen, das dann einen gelbfarbigen

Anstrich erhält. Nun bereitet man eine Art Tisch, der mit Spiegelgläsern belegt ist, auf denen alle Arten von schönen Blumen eingeschmelzt zu sehen sind. Auf diese Tafel wird der Leichnam gelegt, in einen Tempel gebracht und hier in einer Höhe von fünfzehn Ellen ungefähr, ein bis drei Jahre lang, zur Verehrung öffentlich ausgestellt. Tausende von Peguanern, Birmanen und Arakanesen strömen nun herbei, um ihre Andacht zu verrichten und Opfer aller Art niederzulegen. Ist die zur Verehrung anberaumte Zeit vorüber, so wird von der Priesterschaft die endliche Bestattung auf das Feierlichste verkündet, und ein Edikt gebietet Jedermann, dieser höchsten Feierlichkeit beizuwohnen. Eine zahllose Volksmenge strömt daher aus den drei oben erwähnten Reichen nach dem Orte zusammen, wo diese große Ceremonie vor sich gehen soll. Zu diesem Zwecke hat man einen Baumstamm von fünfzehn Fuß Länge und acht Fuß Dicke ausgehöhlt, mit Pulver gefüllt und auf einen kleinen Wagen gelegt. Ist Alles bereit, so ziehen Tausende von Menschen nach der Wohnung des Oberpriesters, wo die Leiche desselben, gleichfalls auf einen Wagen gelegt, mit der herbeigeführten Riesenpetarde in Verbindung gebracht wird. Dann zünden die Priester letztere an, und eine furchtbare Explosion erfolgt, wodurch der Leichnam auf eine weite Strecke fortgeschleudert und gewöhnlich in Staub zermalmt wird. Das Volk glaubt, der Oberpriester sey auf diese Weise in den Himmel gefahren. Findet man noch Ueberreste, so werden dieselben gesammelt und begraben.

•

Kapitän Frankland macht in seiner Reise nach Rußland nachstehende Bemerkungen über den letzten russisch-türkischen Feldzug nach den Angaben des Leibarztes, Sir J. Wiley: „Schumla hätte von den Russen genommen werden müssen, aber die Russen hatten niemals eine hinreichende Truppenmacht davor, selbst nicht, um es zu blokiren. Oft ließen sie leere Zelte stehen, in denen sich kein Mann befand, um die türkische Garnison zu täuschen. Wären die Türken nur ein wenig unternehmend gewesen, sie hätten die russischen Korps theilweise vernichten können. Man kann sich keinen so schlecht geleiteten Feldzug und eine solche Menge Fehler denken, als hier auf beiden Seiten begangen wurde. Greigh schoß 160,000 Kugeln und Granaten nach Varna hinein und that doch wenig Schaden; denn die Türken lagen an den Wällen unter dem Schutze der Brustwehr, während die Schüsse in die Festung flogen und Niemand trafen. Die Russen sollen vor dem Platze 70,000 Mann, hauptsächlich durch Pest und Hunger, verloren haben. Man fand nach der Kapitulation ein Magazin von Köpfen, Ohren und Nasen, die nach Konstantinopel geschickt werden sollten. Man nannte Dieß im Scherze ein „Hauptmagazin.“ Jussuf Pascha vertheidigte den Platz heldenmüthig und wurde von Omer Vrione verrathen. Nur Türken und Spanier konnten auf den Einfall kommen, den Platz überhaupt zu vertheidigen. Die russische Belagerung war höchst unvollständig und in militärisch-wissenschaftlicher Beziehung erbärmlich. Sie lagen davor mit einer schwächern Macht, als die Garnison selbst war, und als die Garden ankamen, wollte der Großfürst seine Preobraschenski's, Ismailowski's und Moskowski's nicht aufopfern. Die Kavallerie der Armee vom Pruth verlor in wenigen Monaten ihre Pferde und konnte in der Mitte des Feldzuges nicht über 4000 Reiter zusammenbringen. Die Türken hatten 14,000 Mann Kavallerie, und hätten also die Kosaken vernichten sollen; aber die Türken sind dumm wie Lastthiere. In Bulgarien hieben sie alle Brunnenröhren ab, und warfen Leichname in die Brunnen, so daß die Russen bei 44° Réaumur vor Durst starben. Im Anfange des Feldzuges begingen die Türken die furchtbarsten Barbareien an den Verwundeten, indem sie solche verstümmelten und ihnen die Köpfe abschnitten. Die Russen dagegen behandelten die verwundeten Türken in den Hospitälern wie ihre eigenen Soldaten, und schickten selbst mehrere geheilt nach Varna zurück. Dieser Edelmuth war politisch und hatte eine gute Wirkung. Jussuf bot, statt zwei Dukaten für jeden Kopf, acht oder zehn für jeden lebenden Gefangenen, und so nahmen die Barbareien ab. Zu Braila warfen die Türken Stricke, mit Hacken am Ende, über die Brustwehren in die Trancheen, um russische Soldaten zu fassen und heraufzuziehen, wo sie dann oft Köpfe, Hände, Ohren, Füße, Nasen u. dgl. heraufbrachten. Die Russen hatten beim Anfange der Belagerung nur 8000 Mann. Der Kaiser drang an der Spitze einer Kolonne in Bulgarien ein, ehe Braila genommen war, dessen spätere Einnahme man noch überdieß mehr einem Zufalle als der Berechnung dankte. Wäre der Pascha von Schumla unternehmend gewesen; so würde er den Zaar und die ganze Kolonne gefangen genommen haben, denn ihre Verbindung mit der Donau war keineswegs sicher. Die Russen trauten auf die Dummheit und Trägheit ihres Feindes, die Türken auf Allah, die Schwierigkeiten des Landes, die Hitze des Herbstes, die Pest, das Fieber; sie rechneten gut, schlugen sich aber schlecht im Felde. Die Kosaken und Türken scheinen einander tödtlich zu hassen; oft hatten sie einzelne Gefechte miteinander, die an die Kämpfe der Helden Homers erinnerten. Der Kosake ist nur mittelmäßig bewaffnet, er hat ein Pistol, einen Säbel und eine Lanze; der türkische Delhi hat eine Lanze, einen Säbel, zwei, manchmal auch vier Pistolen und einen Yataghan. Treffen zwei solche Gegner auf einander, so scheut sich jeder den Angriff zu beginnen; sie reiten rückwärts und vorwärts, beobachten sich vom Kopfe bis auf den Fuß und warten den günstigen Augenblick ab. Der Kosak, als der minder phlegmatische, feuert gewöhnlich sein Pistol zuerst ab; trifft er seinen Gegner, so ist Alles gut, fehlt er ihn aber, so schreit der Türke: Allah! Allah hu! feuert seine beiden Pistolen zugleich ab, und wenn der Kosak fällt, so hängt gewiß in fünf Sekunden sein Kopf an der Mähne von des Delhi's Pferde. Fehlen die Schüsse, so beginnt die Parade von neuem, bis Säbel oder Lanze die Sache entscheiden. Der Kosake ist thätiger als der Türke, allein nicht so gut ausgerüstet und nicht so vollkommen Meister seines Pferdes und seiner Waffen, als der Delhi. Dieser fürchtet dagegen die Feuerwaffen und kommt nicht gern einem Feinde nah, der sein Feuer spart; seine Lieblingswaffe ist der Säbel, den er äußerst geschickt führt.“

•

Ueber den Gebrauch des Biers finden wir in englischen Blättern folgende geschichtliche Notiz: Das Getränke der Angelsachsen war durchgehends Ale und Meth. In den sächsischen Dialogen, die in der cottonianischen Bibliothek des britischen Museums aufbewahrt werden, antwortet ein Kind, das über die Gebräuche und Gewohnheiten des Lebens befragt wird: „Ich trinke Ale, wenn ich welches habe, und wenn ich keines habe, Wasser.“ Dieses Kind fügt auch noch hinzu, der Wein sey das Getränke der Alten und Weisen. Das Ale wurde damals, wie noch heut zu Tage in Public-houses (Schenken) verkauft; doch war es in jenen Zeiten den Priestern ausdrücklich verboten, in einem Ceapealelhetum, wörtlich: der Ort, wo Ale geschenkt wird, zu essen oder zu trinken. Nach der Eroberung der Normannen kam der Wein mehr in Gebrauch, und der Anbau des Weinstocks breitete sich über England aus. Indeß blieb das Volk doch dem Getränke seiner Väter treu; weder Trauben- noch Aepfelsaft war nach seinem Geschmack. Die Schlußzeile eines alten Weihnachts- oder Trinkliedes aus jener Zeit heißt: „Holt ins Haus gutes Ale.“ Indeß kannte die „Ritterschaft des Ale,“ wie ein Dichter jener Zeit die englische Yeomanry nennt, nicht jenes Bier, dem der Hopfen den eigentlichen Biergeschmack und Haltbarkeit gibt. Der Hopfen scheint zuerst in den holländischen Brauereien zu Anfang des 14ten Jahrhunderts angewendet worden zu seyn; allein in England bediente man sich seiner zum Bierbrauen erst zwei Jahrhunderte später. Heinrich VI hatte in seinem Lande den Anbau des Hopfens verboten, und auch Heinrich VIII untersagte den Brauern, Hopfen und Schwefel bei Bereitung des Biers anzuwenden. Der Nationalgeschmack erlitt in dieser Beziehung eine große Veränderung unter Eduard VI, als die Regierung zahlreiche Privilegien auf den Hopfenbau verlieh. Unter Jakob I reichte diese Pflanze, obgleich ihr Anbau in sehr großer Ausdehnung betrieben wurde, kaum mehr für den Bedarf hin. Im Jahre 1830 zählte man in Großbritannien 46,727 Morgen Landes, die mit Hopfenreben angepflanzt waren. Man rechnet gegenwärtig über 30 Millionen Scheffel Gerste, die jährlich in Malz verwandelt werden, woraus 8 Millionen Barrels (das Barrel Bier hält 36 Gallons, der Gallon 231 Kubikzoll) Bier, hievon vier Fünftheile Doppelbiere, gebraut werden.

•

Nach den bei der Sonnenfinsterniß vom 12 Februar 1831 angestellten Beobachtungen haben die gelehrtesten Astronomen der Vereinigten Staaten die Länge von New-York auf 74° 0′ 45″ statt der bis jetzt 74° 1′ auf den Karten angegebenen, bestimmt. Auch hat man zu Galvestone mittelst eines trefflichen Chronometers gefunden, daß die Linie der Küste, die sich vom Flusse Sabina aus gegen Süden erstreckt, 70 Meilen zu weit westlich gesetzt war.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 202. 20 Julius 1832.

Streifzüge in Calabrien.

(Fortsetzung.)

„Das weibliche Geschlecht in Calabrien hat wenig Reize, und entbehrt aller Grazie. Da die Mädchen sehr jung heirathen, so sind sie bald verblüht; übrigens ist ihre Fruchtbarkeit außerordentlich. Jene unglücklichen Zufälle, die in den nördlichen Gegenden so häufig die Geburten begleiten, sind hier unbekannt. Die Frauen, selbst die der höhern Gesellschaft, können meist weder lesen noch schreiben; man spricht von ihnen mit den größten Lobeserhebungen, wenn ihnen nur die ersten Anfangsgründe einer Erziehung zu Theil geworden sind. Uebrigens ist ihre Lage höchst unglücklich; ihre Männer bewachen sie mit der grimmigsten Eifersucht, halten sie in ihren Häusern wie Gefangene eingesperrt, und behandeln sie übrigens weder mit Achtung noch mit Liebe."

Sein erstes Zusammentreffen mit den Banditen erzählt der Verfasser bei folgender Gelegenheit:

„Nachdem wir das Dorf Lauria hinter uns hatten, gelangten wir auf einen hohen Berg, Namens Mount Gualdo. Noch hatten wir nicht ganz seinen Gipfel erreicht, als wir einige Flintenschüsse hörten, denen ein noch stärkeres Feuer folgte. Wir beschleunigten unsern Marsch, und erblickten bald darauf auf einer kleinen Ebene einige Soldaten der Infanterie, die von einer Räuberbande verfolgt wurden. Diese hatte uns kaum erblickt, als sie sich in einen nahen Wald flüchtete. Unsere Grenadiere suchten vergeblich ihnen nachzusetzen, und als wir weiter vorrückten, fanden wir in einer tiefen Schlucht, die mit dichtem Gebüsch überwachsen war, sieben Soldaten, von denen einige noch athmeten; alle von unzähligen Kugeln und Dolchstößen durchbohrt. Sie gehörten zu einer Abtheilung, die von einem Sergeanten kommandirt wurde, und den Auftrag hatte, acht mit Gepäck beladene Maulthiere nach Neapel zu geleiten. Der Sergeant berichtete uns, bevor er in diese Mördergrube eingerückt, habe er einige Mann vorausgeschickt, um den Weg zu rekognosziren; die Banditen, die hinter Gebüschen verborgen lagen, hätten sie vorübergehen lassen, und sich dann auf das ganze Detaschement gestürzt, dem sie eine volle Ladung gaben, und das nur unsre glückliche Dazwischenkunft vor gänzlichem Untergange rettete. Wir führten unsre unglücklichen Landsleute mit hinweg, um sie zur Erde zu bestatten und das übrige Detaschement, zu dem sie gehört hatten, setzte seinen Weg fort."

Einer der berüchtigtsten Banditenanführer jener Zeit war Francatripa, dessen Grausamkeiten ihn zum Schrecken der ganzen Gegend machten. Von Natur mit großer Körperkraft und Schlauheit begabt, und wohl bekannt mit der ganzen Oertlichkeit, spottete er aller Verfolgungen. Kam er etwas ins Gedränge, so zog er sich auf einige Zeit von dem Schauplatze seiner bisherigen Verbrechen nach einer fernen Gegend zurück; erschien aber unversehens wieder und begann von Neuem seine Plünderungen. Einsmals bediente er sich einer kühnen List, um seinen Plan auszuführen. Eine Voltigeurkompagnie des 29sten Regiments hatte sich auf ihrem Weg über die hohen Berge des Syla verirrt. Eben waren sie in der Nähe des Dorfes Gli Parenti angelangt, wo die Räuber, die mit den Einwohnern ihre Beute theilten, den größten Unterschleif hatten; als Francatripa der Kompagnie begegnete, und sich für den Befehlshaber der Nationalgarde jener Gegend ausgab, wobei er sagte, er komme, um den Soldaten einige Erfrischungen anzubieten. Da die Offiziere kein Mißtrauen in seine Worte setzten, so nahmen sie das Anerbieten willig an, und wurden von ihm in ein großes Gebäude geführt, wo sie unklugerweise ihre Truppen die Gewehre vor dem Hause in Pyramiden aufstellen ließen. Francatripa und seine Helfershelfer drangen in die Soldaten, sich mit ihnen für den Marsch durch Erfrischungen zu stärken, so daß man sich aller Wachsamkeit überhoben glaubte, und sich eben zur Ruhe zu legen anschickte, als ein Pistolenschuß aus einem Fenster das Zeichen zu einem allgemeinen Gemetzel gab. Die drei Offiziere, die in der Stube saßen, wurden augenblicklich niedergemacht. Die unglücklichen Soldaten, die zu entfliehen suchten, wurden durch einen Kugelregen aus den umliegenden Häusern zu Boden gestreckt, und nur sieben Mann entkamen, um die Nachricht von dem traurigen Schicksal ihrer Kameraden zu hinterbringen.

Das Dorf Gli Parenti liegt in einer jener wildromantischen Gegenden, wie sie Salvator Rosa allein zu malen wußte. Es ist von hohen Bergen und wüthenden Waldströmen umgeben; ober ihm liegen die Ruinen eines alten Schlosses. Die Franzosen hatten einige Tage nach dem blutigen Vorfalle in Gli Parenti Kundschaft erhalten, daß Francatripa in den Schloßruinen seinen Aufenthalt genommen, und es wurde daher eine Abtheilung Soldaten abgeschickt, um während der Nacht den Ort zu umstellen, und bei Anbruch des Tages den verhaßten Feind zu überfallen und gefangen zu nehmen. Die Nacht war kalt aber hell, und das Detaschement gelangte, un-

geachtet einer Menge von Schwierigkeiten, auf seinem Wege, wo es unter anderm eine Schneefläche von mehreren Fuß Tiefe zu durchwaten hatte, am frühen Morgen, von Kälte halb erstarrt, am Orte seiner Bestimmung an. Allein Francatripa war nicht zu finden, und hatte entweder in den Schloßruinen gar nicht verweilt, oder doch zu rechter Zeit noch zu entwischen gewußt. Indeß wurden die Soldaten für die ausgestandenen Mühseligkeiten einigermaßen durch einen reichen Vorrath von Lebensmitteln und trefflichen Weinen entschädigt, den sie bei Durchsuchung der Ruinen entdeckten. Bald darauf gelang es Francatripa, nach Sizilien zu entkommen, wohin er Schätze von bedeutendem Werthe mitgenommen haben soll. Indeß wurde er bald durch einen andern Räuber, Namens Parafante, ersetzt, der sich so furchtbar machte, daß der französische Befehlshaber Alles aufbot, seiner habhaft zu werden; als sich bei ihm ein Geistlicher melden ließ, der nach Vorweis mehrerer beglaubigter Zeugnisse zu erkennen gab, er sey Parafante's geschworner Feind, und habe mit einigen Leuten seiner Bande ein Einverständniß, wodurch es ihm ein Leichtes sey, den Räuberhauptmann in die Hände der Franzosen zu liefern. Parafante, fügte er hinzu, befinde sich jetzt in der Umgegend, wo er auf das Lösegeld eines reichen Pächters warte, für den er tausend Dukaten verlange, und da diese Summe noch in derselben Nacht abgeliefert werden solle, so sey Dieß die beste Gelegenheit, sich seiner zu bemächtigen. Der französische Befehlshaber ging auf Alles ein, und es wurde bestimmt, daß eine Abtheilung von hundert Mann mit einem treuen Führer, in der Nacht um zehn Uhr aufbrechen sollten, um Parafante todt oder lebendig gefangen zu nehmen. Zum Glück entdeckte sich noch vor dem Aufbruche der Mannschaft, daß der Geistliche selbst im Solde der Banditen stand, und daß man durch ihn die Franzosen nur aus ihrer Stellung locken wollte, in deren Nähe Parafante selbst für diese Nacht einen Anschlag auszuführen gesonnen war.

(Fortsetzung folgt.)

Die neuen Hebriden im Jahre 1830.

(Fortsetzung.)

Dieses waren ungefähr die einzigen Beobachtungen, die ich während unseres ersten Ausfluges zu machen Gelegenheit fand, bei welchem wir übrigens keinen Eingeborenen begegneten. Weniger glücklich erging es unserer Bedeckung bei einer andern Unternehmung, als wir auf das Schlagen des Sandelholzes ausgegangen waren; sie wurde von einem Haufen Insulaner angegriffen, und wir erhielten dabei die Ueberzeugung, daß die verschiedenen Stämme, aus denen die Bevölkerung von Erromanga besteht, in beständiger Fehde mit einander leben. Einer jener Stämme, welcher sich mit uns verbündet hatte und bei dem Fällen des Sandelholzes uns große Dienste leistete, bestand aus einem äußerst kräftigen Schlag Menschen, wie wir sie hier bis jetzt noch nicht gesehen hatten. Aber bald entdeckten wir an ihnen eine Neigung zum Kannibalismus, welche sie nicht lange verbergen konnten. Während unsere Leute mit dem Schlagen des Sandelholzes beschäftigt waren, hörten sie plötzlich den dumpfen Schall einer See- oder Muscheltrompete, was auf einen Angriff deutete. Kaum hatten sie Zeit gehabt sich zu sammeln, als sie schon von einem Stamme der Wilden angefallen wurden, der gegen den mit uns verbündeten einen erbitterten Krieg führte; als aber ein Mann von der feindlichen Partei todt niedergefallen war, entflohen seine übrigen Kampfgenossen, nachdem sie vorher noch einen Hagel von Pfeilen auf uns abgeschossen hatten, die jedoch zum Glück Niemand verwundeten. Die Geschlagenen räumten den Kampfplatz, und eilten ihre Weiber mit zu nehmen, welche in zweiter Linie einen Vorrath von Pfeilen aufbewahrten, im Fall ihre Männer aufgelegt gewesen wären den Kampf länger fortzusetzen; allein der Knall der Feuerwaffen benahm ihnen gänzlich die Lust dazu. Wir behaupteten also das Schlachtfeld nebst einem Todten, auf welchen unsere Verbündeten sogleich ihre lüsternen Blicke warfen, indem sie den Wunsch zu erkennen gaben, aus dem Erschlagenen sich eine Mahlzeit zu bereiten. Unsere Männer aus Tongatabu, welche selbst keine Anthropophagen sind, widersetzten sich förmlich diesem barbarischen Gelüste und zwangen den Kannibalenstamm seine Absicht aufzugeben. Sie bedeckten den Leichnam mit Blättern, und ließen ihn auf dem Schlachtfelde, damit seine Gefährten ihn wieder finden konnten, wenn etwa ihre fromme Ehrfurcht für Todte sie auf die Wahlstatt zurückführen sollte. Sie gaben auch nicht zu, daß er verbrannt würde, denn: (sagten sie) „Wenn seine Gefährten wiederkämen und ihn nicht fänden, könnten sie uns selbst für Menschenfresser halten;“ und dieser Gedanke empörte die braven Leute, welche sehr viel auf die Ehre ihres guten Namens zu halten schienen.

Unsere Ausbeute bei dem Sammeln des Sandelholzes erreichte kaum an einem vollen Arbeitstage drei bis vier ½ Tonnen. Beim Regenwetter mußte gefeiert werden, weil die Arbeiter sich der Nässe nicht aussetzen wollten, und überdieß bietet dieser Holzschlag große Schwierigkeiten dar. Der Baum selbst wächst meistens an Bergabhängen, und wenn er gefällt ist, muß man seine Rinde, und eine dicke Lage sehr harten Holzes ablösen, um auf den Kern des Stammes zu gelangen, wo sich erst das wohlriechende Holz findet. Man zerschneidet es dann in Stücke, welche nicht groß seyn dürfen, weil sie getragen werden müssen, und die spezifische Schwere dieses Holzes bedeutend ist. Nach dieser ersten Verrichtung mußte es oft mehrere Meilen weit, bis in das Innere unserer Pallisaden gebracht werden, wobei das Gehen auf den steilen Abhängen zuweilen so schwierig wurde, daß die Träger sich nicht anders helfen konnten, als ihre Last vor sich hinabrollen zu lassen, und dann sich selbst mit größter Behutsamkeit hinunter zu schaffen. Außerdem befinden sich hier häufige Fallgruben, welche die feindlichen Stämme gegen einander anlegen: diese bestehen in einem ungefähr zwei Fuß tiefen Loche in der Erde, dessen Boden mit scharfgespitzten Pfählen, oder mit Pfeilspitzen ausgestachelt, und deren Oeffnung mit einer Lage von Reisern und Blättern zugedeckt ist. Die dadurch verursachten Verletzungen sind oft sehr gefährlich, wie wir es an einigen von den Unsrigen erlebten, die das Unglück hatten, unvorsichtiger Weise ihren Fuß auf solche verrätherische Stellen zu setzen. Am 29 August trennten sich, nach sechstägiger Allianz, plötzlich die Krieger des eingebornen Stammes wieder von uns, ohne daß wir die Ursache ihres Abfalles errathen konnten. Vielleicht hofften sie den Leichnam wieder zu finden, welcher früher ihrem Appetite entrückt worden war.

Die Insel Erromanga erzeugt eine Menge von zahmem Geflügel und eine kleine Gattung von Schweinen mit kurzen Füßen, welche viele Aehnlichkeit mit den chinesischen haben. Hingegen findet man wenig Vögel, und unter diesen die Nachteule, eine besondere Gattung Tauben, den Papagai der blauen Berge von Neuholland, und einen grauen Vogel, der dem Sperlinge ähnlich, aber mit rothen Federn auf dem Kopfe und an der Brust. Weniger selten sind die kriechenden Thiere. Wir fanden außer mehreren Arten von Eidechsen, eine sehr starke braune Schlange am Fuße eines Brodbaumes, welche zwei 1/2 Fuß in der Länge hatte; sie schien nicht bösartig, denn sie streckte nicht einmal ihre Zunge nach Denen aus, welche sich ihrer bemächtigten. Die Wasserschlange, merkwürdig durch die schöne himmelblaue Farbe ihres Rückens, durch die blendende Weiße ihres Unterleibes, und die parallelen schwarzen Streifen ihrer Haut, ist sowohl auf Erromanga als auf vielen andern Inseln Polynesiens zu sehen. Sie ist nicht giftig. Uebrigens haben wir nicht bemerkt, daß diese Reptilien ein Gegenstand der Anbetung gewesen wären, wie sie es z. B. auf den Fidschi-Inseln und bei fast allen diesen wilden Stämmen sind.

Am 1 September verspürten wir ein leichtes Erdbeben, welches ungefähr eine Minute andauerte. Obgleich das in der Bay ankernde, und zum Wallfischfang ausgerüstete Schiff „der Indianer" unbeweglich zu liegen schien, hörten wir doch später von den Matrosen, daß die Erschütterung auf dem Meere sehr fühlbar gewesen sey. Unsere Tonganioten schrieben diesen Erdstoß dem Einflusse jenes Schiffes zu, denn als sie denselben verspürten, riefen sie aus: „Das ist aber ein gewaltiges Schiff!"

Des andern Tages verließen wir die Bay von Erromanga, um nach den Sandwichinseln zu seegeln. Bei dieser Ueberfahrt zeigte sich unter dem 82° Grad 43′ südlicher Breite, und dem 170° Grad 38′ östlicher Länge die Insel Mathias, welche ein rauher vulkanischer Felsen von geringer Ausdehnung zu seyn scheint, aus dessen nordöstlicher Spitze, wo sich wahrscheinlich der Krater des Vulkans befindet, dunkle Rauchwolken emporstiegen. Nachdem wir Taheiti berührt hatten, landeten wir den 16 November in Oahu.

(Fortsetzung folgt.)

Die Vendée im Jahre 1832.

(Schluß.)

Es ist schon gesagt worden, daß die Geistlichen der Vendée noch ihre Zehnten erheben, was sie übrigens nicht hindert, nebenbei auch noch ihre Besoldung und ihre Stolgebühren anzunehmen. Ist die Ernte vorbei, so macht der Pfarrer seinen Ueberschlag und vertheilt unter die Pächter, wie viel Scheffel Getreide ein Jeder abzugeben hat; dann läßt er seinen Sakristan die Runde machen und die ausgeschriebenen Beiträge sammeln. Es ist seit Menschengedenken nicht erhört worden, daß ein Pächter den ihn treffenden Theil verweigert hätte. Ich weiß nicht, in welcher Gemeinde es sich zutrug, daß einer der Zehentpflichtigen des Pfarrsprengels auf den Gedanken kam, sich mit mißrathener Ernte zu entschuldigen und den Sakristan zu bitten, er möchte nur einen Theil des Anschlages nehmen und ihn bei dem Pfarrer entschuldigen, daß er nicht den ganzen Betrag liefere. Diese Widerspenstigkeit gegen seine Befehle erbitterte den frommen Mann dergestalt, daß er ihm auf der Stelle die eingelieferten Scheffel zurücksendete und ihm mit allen Strafgerichten des Himmels drohte. Als endlich die österliche Zeit herankam, verweigerte er unerbittlich dem armen Teufel die Absolution, und bewog auch den Pfarrer von Bezins, sie ihm nicht zu ertheilen. Kurz, wollte der Pächter seine Rechnung mit dem Himmel und seinem Seelenhirten wieder ins Reine bringen, so mußte er mit Wucher dem Speicher des geistlichen Herrn erstatten, was er ihm abzuzwacken gewagt hatte.

Diese einzelne Thatsache, die ich berühren mußte, um die Stellung und den Einfluß des Adels und der Geistlichkeit ins gehörige Licht zu setzen, lassen mir wenig mehr von den Pächtern zu sagen übrig. Die Wunden, welche die Revolution dem Lande schlug, sind im Verlaufe von dreißig Jahren vollkommen geheilt, und diese reichen Gegenden standen in der neuesten Zeit in einer hohen landwirthschaftlichen Blüthe. Der niedere Preis des Grundeigenthums gewährt den Pächtern ungemeine Vortheile. Viehzucht bildet einen der vorzüglichsten Zweige ihrer Industrie, für die ihnen durch die Spekulanten, welche Paris mit Vieh versehen, stets ein Weg zum Absatz offen erhalten wird. So für den Frieden gestimmt, von dem ihr Wohlstand abhängig ist, sahen sie mit einigem Mißvergnügen in ihrem Lande die Unzufriedenheit mit der neuen Ordnung der Dinge das Haupt erheben. Man hörte deßhalb auch nicht, daß ein Pächter oder der Sohn eines Pächters sich dem Aufstande beigesellt; der Sohn eines einzigen Pächters, so viel bekannt ist, schloß sich einer Bande an, und zwar nur, um nicht Soldat werden zu müssen. Uebrigens ist der Bauer der Vendée von gewissenhafter Redlichkeit; er ist gutmüthig und mildthätig gegen Arme, von denen es in diesem Lande wimmelt, und die mit dem Bettelsack auf dem Rücken, von Gehöft zu Gehöft gehen und das „Cargnion" — um ein Stück Brod — betteln, das ihnen nie versagt wird. Ihre Sitten sind rein und patriarchalisch; es leben unter ihnen noch eine Menge Traditionen der brüderlichen Genossenschaft der Leibeigenen des Mittelalters fort. Verwandt oder nicht nennen sich die Bauern einer und derselben Gemeinde immer „Cousins." Wichtige Arbeiten werden in Gemeinschaft verrichtet. Wenn ein Pächter eine Wiese von beträchtlichem Umfange zu mähen hat, so versammeln sich alle Pächter der Umgegend mit ihren Burschen, um ihm unentgeldlich zu helfen. Eine solche gemeinschaftliche Arbeit, die man „gérouée" nennt, wird mit einem Schmause beschlossen, zu dem alle Arbeiter eingeladen werden, und wobei es so hoch hergeht, als es nur Küch' und Keller vermögen.

Um das Gemälde der Bevölkerung der Vendée zu vollenden, bleibt mir noch von der ärmsten und zahlreichsten Volksklasse zu sprechen übrig, die in Zeiten der Ruhe einen trüben Schatten auf dieses reiche und schöne Land werfen, und unter den jetzt obwaltenden Umständen, halbverhungert und ausgemergelt, wie sie waren, den Werbern zum Bürgerkriege zahlreiche Rekruten stellten. Die Proletarier der Vendée sind fast alle Weber, die der Fall der Industrie von Chollet in das tiefste Elend gestürzt hat. Unter dem Kaiserreiche war diese Manufakturstadt in blühendem Zustande; allmählich aber erlosch ihr Glanz; die Unfälle, welche wiederholt die französischen Fabriken betrafen, brachten eine vollkommene Lähmung in die Industrie des Landes. Arbeiter, die sonst fünf Franken täglich verdienten, sind gegenwärtig kaum im Stande, zehn bis fünfzehn Sous zu erwerben, und auch Das ist noch ein Glück, das nur Wenigen zu Theil wird. In einem Umkreise von sechs Lieues um Chollet hatte sich eine Bevölkerung von 50.000 Arbeitern zusammengedrängt. Fünf oder sechstausend von ihnen höchstens haben noch Arbeit; die Uebrigen sind Bettler oder Chouans.

Dieß wird hinreichen darzuthun, wie sich in der Vendée die Chouansbanden bilden konnten; vom Adel aufgemuntert, von den Geistlichen angefeuert, fand der Bürgerkrieg in den Arbeitern der Flecken blinde und verzweifelte Werkzeuge. Das Elend spielte dabei seinen Lieferanten. Von Entbehrungen aufgerieben, wurden die Unglücklichen die Beute des nächsten besten Schleichwerbers, der ihnen ein Stück Geld in die Augen blitzen ließ. Ohne auch nur einen Instinkt von Vaterlandsliebe, warfen sie ihre Lumpen weg, sicher im Solde Heinrichs V das Stück Brod zu finden, das sie von Gehöft zu Gehöft erbetteln müssen, und vielleicht auch erfreut, in das traurige Einerlei ihres Lebens eine Abwechslung zu bringen, und müßte es auch mit Flintenschüssen hinüber und herüber seyn. Man muß diese Leute gesehen haben, um den Ekel und das Mitleid zu empfinden, das sie einflößen. Nur wenige verdienen Haß oder Zorn; denn nur wenige kennen

die Bedeutung des furchtbaren Wortes: Bürgerkrieg. Zu den Arbeitern gesellten sich nun auch noch Konskriptionsflüchtige oder angeworbene Deserteurs, die des Kamaschendienstes in Friedenszeiten müde, es vorzogen, auf freiem Feld oder vor einem Kriegsgericht erschossen zu werden. Es sind ihrer nur wenige, und die meisten gehörten den westlichen Departements an. Endlich ließ auch die Dienerschaft der Herrenschlösser ihr Kontingent zu den Chouans stoßen. Schon als der Adel in der Vendée es noch nicht an der Zeit hielt, die Maske abzuwerfen, und mit Hand und Mund seinen Abscheu gegen den Bürgerkrieg und seine Anhänglichkeit an die neue Ordnung der Dinge betheuerte, standen bereits seine Diener an der Spitze von Chouans. Diot, Wildhüter des Herrn de Larochejaquelein that sich unter den Insurgenten hauptsächlich hervor: er strebt nach Stoffler's Ruhm und kann ihn erreichen, wenn der Bürgerkrieg ihm beisteht. Man kann hiezu noch bemerken, daß den Insurgenten, die aus Ehrgeiz sich den Banden zugesellten, die Thaten des ersten Vendée-Aufstandes und der reiche Lohn, der den damals gemachten Anstrengungen folgte, vor Augen schweben und für sie ein scharfer Sporn werden mußten. Der Maurer Sortant konnte sich zur Berühmtheit des Kärners Chatelineau berufen glauben, wie Diot sich für einen zweiten Stofflet halten mochte. Es war zu hoffen, daß ein Glückswechsel, der die Bourbonen zurückführte, worauf sie zuverlässig zählten, sie und ihre Familien für ihre kühnen Aufopferungen mit vollen Händen lohnen würde. Der größte Theil der vendéer Notabilitäten ist von gleich niedriger Abkunft, und die Gewissenhaftigkeit, mit der die neue Revolution sich beeilte, die von den Bourbonen den Familien der alten Chouans ausgesetzten Pensionen anzuerkennen und fort zu bezahlen, mußte den Helden der neuen Vendée die Zuversicht geben, daß sie nur ein Mal anerkannt auf alle künftigen Wechselfälle hinaus ihr gesichertes Auskommen haben würden. Unter allen politischen Mißgriffen der gegenwärtigen französischen Regierung war die Bestimmung über die von der Restauration den Soldaten des Westens bewilligten Gehalte, einer der größten; er trug in seinem Schoße einen vollständig fertigen Bürgerkrieg.

Die Elemente, aus denen die Chouansbanden sich bildeten, bestanden also aus verdorbenen Handwerksleuten, Konskriptionsflüchtigen, Deserteurs und Bedienten des Adels. Letztere waren, so lange ihre Herren noch nicht unverkappt selbst hervortraten, die Vermittler zwischen der Verschwörung der Schlösser und dem bewaffneten Aufstande. Während Diot seine eigene Bande kommandirte, leitete er auch die andern in seiner Nähe umherstreifenden und sorgte für ihre Bedürfnisse. Deßhalb war auch das Benehmen, das sie beobachteten, ungemein klug. Diese so verschiedenartig zusammengewürfelten Banden entfernten sich nicht einen Augenblick aus der ihnen von höherer Hand vorgezeichneten Bahn. Obgleich die Pächter sich dem Aufstande durchaus fern hielten, bewiesen ihnen die Chouans doch die größten Rücksichten. Nicht allein ihre Personen und ihr Eigenthum genossen der ungestörtesten Sicherheit; sondern sogar Alles, was zu ihrer Industrie gehörte, war von Seite der Insurgenten der Gegenstand eines besonderen Schutzes. Die Viehtreiber durchwandern unangefeindet die von der Chouanerie beunruhigten Gegenden, ungeachtet sie große Geldsummen zum Kaufe des Viehes bei sich führen, da in diesem Lande aller Handel mit baarer Münze vor sich geht. Auch die Hausirkrämer, die in Chollet Sacktücher und Kattunleinwand holen, um sie dann wieder in den benachbarten Flecken und Dörfern zu verkaufen, können gleichfalls ungestört ihres Weges ziehen; nicht als ob die Chouans sich besonders viel daraus machten, die Einwohner von Chollet vor den Kopf zu stoßen, sondern um nicht die Weber der Umgegend, die noch von ihrer Hände Arbeit zu leben haben, gegen sich aufzubringen. Bis zu dem Augenblicke, wo der Kampf ernsthafter wurde, konnte man von Seite der Chouans auch eine besondere Aufmerksamkeit gegen die Soldaten der Linie bemerken. Es war nicht selten, sie mit einander zechen zu sehen, und man könnte nicht sagen, daß ein einzeln betreffener Soldat jemals von ihnen mißhandelt worden sey. Diese Schonung erklärt sich ganz aus den von der Herzogin von Berry erlassenen Proklamationen: man wollte das Heer auf seine Seite bringen, da man glaubte, durch dasselbe am leichtesten eine Gegenrevolution zu Stande bringen zu können. Wenn so die Chouans Feindseligkeiten mit den Truppen auszuweichen suchten; so wußten sie andrerseits schon Feinde zu finden, an denen sie ihr Müthchen kühlen konnten. Die Nationalgarde der kleinen Städte in der Vendée, die Gendarmerie der Marktflecken, die Maires und patriotisch gesinnten Steuereinnehmer mußten vorzüglich ihre Rache fühlen. So wurde Gelusseaux ermordet, der in ihren Augen als Nationalgardist und Bürger von Chollet doppelt strafbar schien; so verübten sie furchtbare Grausamkeiten an einem Gendarmen der Brigade von Maulevrier, der in ihre Hände fiel. Ihre Hauptabsicht ging darauf hin, sich Waffen zu verschaffen, und so entwaffneten sie die Marktflecken und Dörfer; alle ihre Unternehmungen dieser Art glückten, da sie gegen Orte gerichtet waren, die vertheidigungslos waren und in denen sie außerdem noch gute Freunde zu finden hoffen durften. Der einzige Ort von einiger Bedeutung, dessen sie sich auf einen Augenblick bemeisterten, war der Marktflecken Varades, der auf der Straße von Nantes nach Angers gelegen ist. Allein nachdem sie die Entwaffnung vorgenommen hatten, räumten sie ihn wieder, ohne auch nur einen Postwagen geplündert zu haben.

Um diesen Streifzügen der Chouansbanden zu begegnen, gegen die die Regierung übrigens anfangs wenig geneigt schien, mit Strenge einzuschreiten, hatte man sich begnügt, in der Mitte der bedrohten Punkte Truppen kantonniren zu lassen. Dieß hatte allerdings den Vortheil, der Ueberwältigung des ganzen Landes vorzubeugen und somit die völlige Organisation des Aufstandes zu hintertreiben. Allein es war damit der große Nachtheil verbunden, daß man den Pächtern mit allerlei militärischen Frohndiensten beschwerlich fallen und sie sogar üblen Behandlungen von Seite der Truppen aussetzen mußte, während man doch Alles hätte aufbieten sollen, sie so viel als möglich zu schonen. So wurden an mehreren Orten Pächter, die zwei bis drei Stunden von dem Flecken, wo Truppen kantonnirten, entfernt wohnten, durch Requisition gezwungen, dorthin auf unfahrbaren Wegen Matratzen und Bettdecken für die Soldaten zu schaffen. Bei der ohnehin schwierigen Stimmung der Pächter ist es kaum nothwendig, sie durch solche Plackereien noch mehr aufzubringen. So sehr ihr Interesse ihnen Ruhe und Frieden empfiehlt; so sind sie im Herzen doch insgesammt der Chouanerie zugethan. Diese Leute, die über einige Spanndienste, die sie den „Blauen“ leisten müssen, entrüstet werden, zeigen sich gar nicht so halsstarrig, wenn es darauf ankommt die Chouans, die ihre Gehöfte besuchen, zu verpflegen. Von dem Tage an, wo die Pächter die Waffen ergriffen, würde der Kampf einen ganz andern Ernst gewinnen.

Zwei Fälle sind denkbar, die den Pächtern die Waffen in die Hände geben könnten: wiederholte Plackereien würden sie ihre Privatinteressen aus den Augen setzen lassen; eine Invasion von Außen würde ihnen Sicherheit dieser Interessen verheißen. Der gesunde Verstand der Pächter gebot ihnen bis jetzt, hin zu warten; sie ließen die Leute, die ohnehin nichts zu verlieren haben, als verlorne Mannschaft sich vorschieben; aber vorbereitet durch die Edelleute und Geistlichen, wie sie es sind, würde der erste Kanonenschuß auf der Gränze sie zu den Waffen rufen. Und dann denke man sich die Gefahren eines Kampfes, wenn die ganze ländliche Bevölkerung die Waffen ergriffe, in einem so unwegsamen Lande, das im Nothfalle eine ganze Armee bergen kann. Es leben unter der vendéer Bauernschaft noch Ueberlieferungen fort, die sie zurückhalten würde, sich gemeinen Raubzügen der Banden anzuschließen. Der Chouanerie, gegen die sie selbst tiefe Verachtung hegen, würde ein Vendéekrieg folgen, ein Krieg, der der Oertlichkeit des Landes angeeignet, aber frei und offen geführt werden würde, und bei dem die Bekanntschaft mit der Gegend selbst gegen ein zahlreiches und wohldisziplinirtes Heer unberechenbare Vortheile geben würde. Hieraus geht wohl zur Genüge hervor, daß dem Juliusthron, im Falle einer fremden Invasion, von dieser Seite ein gefährlicher Stoß drohen dürfte.

Vermischte Nachrichten.

Kapitän Frankland bemerkt in seinem Tagbuche (Narrative of a Visit to the Courts of Russia and Sweden. London 1832): „Es wunderte mich, daß die französische Revolution der schwedischen Regierung nicht sonderlich gefiel. Auf meine Bemerkung gegen den englischen Gesandten: Bernadotte müsse sich über den Triumph der liberalen Prinzipien freuen, da er sie stets beschützte, erhielt ich zur Antwort: „Tout cela est bien changé depuis que Bernadotte est devenu Roi.“ —

Zwei Franzosen, die Herren Adam de Bauve und Le Prieur, sind gegenwärtig auf einer Reise ins Innere von Guyana begriffen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 203. 21 Julius 1832.

Zustand der Wissenschaften in Italien.

2. Das lombardisch-venetianische Königreich.

In unserm ersten Artikel über den Zustand der Wissenschaften in Italien zeigten wir, wie Piemont mehrere Jahrhunderte hindurch einer fast vollkommenen Unabhängigkeit genoß, und Turin seinen Einfluß in dem Grade weiter ausbreitete, als das Haus Savoyen sich vergrößerte, bis es endlich der politische und literarische Mittelpunkt der sardinischen Staaten wurde. Leider ist die Lombardie, von der hier die Rede seyn soll, durch eine Reihe wechselnder Geschicke gegangen, ohne zu einem so erfreulichen Resultate gelangen zu können.

Fast jede lombardische Stadt konnte sich bei Wiedergeburt der Wissenschaften rühmen, zur Abschüttelung des Joches der Barbarei gleichmäßig beigetragen zu haben. Die kleinen Tyrannen, die sich im vierzehnten Jahrhunderte in dieses schöne Land theilten, nahmen mitten in ihren beständigen Fehden, die Talente in Schutz und stritten sich um den Besitz eines ausgezeichneten Mannes mit eben so viel Eifer, als wenn es die reichste Provinz gegolten hätte. Indeß verschwanden allmählich alle die kleineren Staaten vor der überwiegenden Macht Mailands und Venedigs, die jetzt die Hauptstädte Italiens diesseits des Po wurden. Mailand besaß bis zum Verluste seiner Unabhängigkeit stets eine große Anzahl berühmter Männer in seinen Mauern, und als Franz I. die Lombardei mit Krieg überzog, hielt er es für die schönste Frucht seines Sieges, Leonardo da Vinci, der damals am Hofe des Herzogs von Mailand verweilte, gewonnen zu haben. Im sechzehnten Jahrhunderte mußte diese Stadt, als sie in die Hände der Spanier gefallen war, allmählich ihren früheren Glanz erbleichen sehen; während ihre Nebenbuhlerin, Venedig, Künste und Wissenschaften mit jedem Tage gedeihlicher in ihrem Schooße aufblühen sah. Die glückliche Lage der Königin des adriatischen Meeres und der lebhafte Handel, den sie mit dem Oriente unterhielt, gaben ihren kühnen Kaufleuten Gelegenheit, bis zu den entlegensten und fast fabelhaften Gränzen Asiens vorzudringen. Den berühmten Reisen der Familie Marco Polo's folgten Entdeckungsreisen im atlantischen Ozean, die zwar weniger bekannt wurden, dessen ungeachtet aber von großer Wichtigkeit waren. Auf der andern Seite mußten der häufige Verkehr, zwischen Venetianern und Griechen und die Besitzungen der erstern im Archipel, sie nothwendigerweise frühzeitig schon veranlasse, sich mit der Sprache Homer's zu beschäftigen. Nach dem Falle von Konstantinopel öffnete sich Venedig, wie andere italienische Städte, den Trümmern der griechischen Civilisation als Zufluchtsort; die Büchersammlung des Kardinals Bessarion war der erste Lohn für die gastliche Aufnahme der geflüchteten Griechen. Die von Aldo, dem Aeltern, gegründete venetianische Akademie entwickelte das Studium der griechischen Literatur schnell zur Blüthe, und dieser berühmte Buchdrucker erwarb sich durch Herausgabe der wichtigsten Werke der hellenischen Literatur unsterbliche Ansprüche auf die Dankbarkeit der Nachwelt. Der literarische Ruhm Venedigs entfaltete sich im sechzehnten Jahrhunderte in seinem höchsten Glanze. Nicht nur eine Menge berühmter Männer, wie Palladio, Tartaglio, Fracastoro, Bembo, Titian, u. a. m. war aus dem Schooße der Republik selbst hervorgegangen; sondern Venedig öffnete auch einer großen Anzahl gelehrter Italiener, die vor Karls V. Gewaltherrschaft und den Geisteszwang des römischen Hofes flohen, bereitwillig ein Asyl. So unerbittlich die venetianische Aristokratie gegen Alle war, die sich in die innere Politik des Staates zu mischen wagten; so erlaubte sie doch eine gewisse Freiheit der Meinung gegen auswärtige Unterdrückung und gegen das Joch des Aberglaubens. Venedig war es, wo die Strozzi, die Varchi, della Casa, Schutz gegen die Wuth des Pabstes Alexander und der Medicis fanden; dahin zogen sich auch Brucioli und Andere zurück, um kühn das Wort für die Reformation zu erheben. Die Geschichte wird es immer dankbar aufbewahren, daß die Republik Venedig Gallilei aufnahm, als er in seiner Jugend gezwungen wurde, sich aus seinem Vaterlande zu verbannen, und daß sie Fra Paolo Sarpi gegen „lo stilo della curia di Roma" beschützte.

In den folgenden Jahrhunderten prangten zwar Venedig und die hohe Schule zu Padua nicht mehr mit so glänzenden Geistern, als die eben genannten, behaupteten jedoch noch eine gewisse literarische Oberherrlichkeit über die ganze Lombardei. Allein gegen Mitte des letzten Jahrhunderts schien auch Mailand aus seinem langen Schlafe zu erwachen. Es war eben unter österreichische Herrschaft gekommen, als man es neues Leben athmen und nach einander die Beccaria, Verri, Parini, Volta, Spallanzani und andere berühmte Männer aus ihm hervorgehen sah, die unter der erleuchteten Verwaltung des Grafen Firmiani, weithin den Ruhm ihres Vaterlandes verbreiteten. Auch unter Napoleons

Herrschaft hatten sich die Künste und Wissenschaften in der Lombardei einer kräftigen Ermunterung zu erfreuen. Mailand, damals mit einem glänzenden Hof in seiner Mitte, die Hauptstadt eines Königreichs, das acht Millionen Einwohner zählte, zog Alles, was zwischen den Alpen und Apenninen auf Auszeichnung Anspruch zu machen hatte, in seinen Kreis. Einige Gelehrte, die zu Macht und Würden gelangt waren, wie Paradisi und Albini, ließen jungen Männern, die mit versprechendem Erfolge die Laufbahn der Kunst oder Wissenschaft betraten, ihren viel vermögenden Schutz angedeihen. Andre wirkten thätig an dem italienischen Nationalinstitute, das kaum geschaffen war, als es auch schon von Namen wie Volta, Scarpa, Oriani, Monti, Longhi, u. s. w. glänzte, unter die selbst der größte Feldherr seiner Zeit aufgenommen zu werden wünschte. Das italienische Nationalinstitut konnte damals allen übrigen gelehrten Körperschaften Europa's den Vorrang streitig machen. Leider hat sich seitdem Alles anders gestaltet. Sey es, daß die Revolution des Jahres 1821 das Mißtrauen des Hauses Oesterreich geweckt, oder daß, wie von Andern behauptet wird, in Wien niemals der Gedanke ganz aufgegeben wurde, Mailand seine Suprematie zu entziehen; so viel ist gewiß, daß der Hauptstadt des lombardischen Königreichs die Centralisation und mit ihr Leben und Bewegung entzogen wurde. Der Vizekönig verweilt fast beständig in Monza; der Senat und der General halten sich in Verona auf, und der Kommandostab liegt in Wien. Nirgends ist mehr ein vereintes Wirken wahrzunehmen und wenn man das italienische Institut noch bestehen ließ, so geschah es nur unter der Bedingung, daß es keine neuen Mitglieder aufnehmen durfte. Gegenwärtig liegt es in den letzten Zügen und der Augenblick seiner völligen Auflösung steht vor der Thüre.

Allein obgleich seines größten Glanzes beraubt, zählt Mailand doch noch Männer von erster Größe; an ihrer Spitze schimmert Manzoni. Obgleich frühzeitig seines Vaters beraubt, erhielt Manzoni durch die Sorgfalt seiner Mutter, einer Frau von großem Verdienste, der Tochter des Marquis Beccaria, des Verfassers der berühmten Abhandlung über die Todesstrafe, eine ausgezeichnete Erziehung; er brachte an ihrer Seite einen Theil seiner ersten Jugend in Paris zu, und kehrte nach Italien zwar mit vielen französischen Ideen zurück, die jedoch seine treue und warme Anhänglichkeit für das Vaterland nicht verminderten. Die Tiefe seines Gemüthes erschloß sich zur poetischen Verherrlichung des Glaubens; aber des Glaubens, der die Vorurtheile des Pöbels von seinen glänzenden Schwingen abschüttelt, um sich in den Urquell der Wahrheit und Freiheit zu tauchen. Seine kindliche Frömmigkeit sprach sich in wunderlieblichen Hymnen an die gebenedeite Jungfrau aus, wie er die Religion des Genies in seiner schönen Ode auf Napoleons Tod besang. Manzoni schrieb auch zwei Trauerspiele: Carmagnola und Adelchi; beide enthalten große Schönheiten, wurden aber von den Anhängern der alten klassischen Schule, wegen Verletzung der drei Einheiten, mit scharfer kritischer Lauge begossen; und ein Deutscher mußte ihre Vertheidigung übernehmen. Goethe war es, der dem Carmagnola sein Recht, als eines der Meisterwerke der neuern Bühne, vindizirte. Seit dem Carmagnola nahm Manzoni's Ruf immer mehr zu; es bildete sich um ihn eine Schule, er fand zahlreiche Nachahmer und wurde das Haupt der italienischen Romantiker. Mit nicht geringerem Erfolge als in der dramatischen Poesie versuchte sich Manzoni auch im Roman: er schrieb die „Promessi Sposi," die seinen Namen in ganz Italien volksthümlich machten. Der italienischen Literatur, so reich sie auf den übrigen Feldern der Dichtkunst angebaut ist, fehlte es bis dorthin noch immer an Romanen in Prosa; denn die ältesten italienischen Romane sind kaum den Gelehrten bekannt und die übrigen Jedermann unbekannt.

(Fortsetzung folgt.)

Streifzüge in Calabrien.

(Fortsetzung.)

Späterhin zeigte der Hauseigenthümer, bei dem der Verfasser im Quartiere lag, an, es sey von den Banditen des Forstes von St. Euphemia ein Bote eingetroffen, um mit einigen Leuten der Gemeinde um das Lösegeld zu unterhandeln, das sie für einiges von der Weide weggeraubtes Vieh verlangten. Man kam überein, den Boten festzuhalten und zu zwingen, den Aufenthalt der Räuber anzugeben. Unter Zusicherung einer gewissen Belohnung ließ er sich auch hiezu bereitwillig finden. Die Soldaten brachen um Mitternacht bei schönem hellen Mondschein auf, und kamen nach einem sehr beschwerlichen Weg durch Strauchwerk und über einen Sumpf, dessen Ausdünstungen einen höchst widerlichen Geruch verbreiteten, an einen tiefen Bach, über den der Führer, von zwei Soldaten begleitet, setzte, um aus dem Gebüsche die Planken zu holen, mittelst deren die Räuber ihren Uebergang zu bewerkstelligen pflegten. Mit dieser Arbeit vergingen einige Stunden, und als der Tag herauf zu dämmern begann, hörte man in der Ferne Hundegebell, und bald darauf einige Schüsse und gellende Rufe, woraus man abnehmen konnte, daß die Banditen von der Annäherung der Soldaten Wind erhalten, und sich zur Flucht anschickten. Man drang so schnell als möglich vorwärts, und gelangte auch bald darauf an einen runden Platz, der von niederem Gehölz umgeben, und durch dichtes Laubwerk gegen die Sonne geschützt war. Man sah sich nun mit einem Male mitten in dem noch warmen Neste der Räuber; allein die Vögel waren ausgeflogen. An den Zweigen der Bäume umher hingen Decken; Pferde, Maulthiere und Esel standen mit den Zäumen an die Baumstämme gebunden da, und große Stücke Rind- und Hammelfleisch brieten an hölzernen Spießen über einem großen Feuer; Säcke voll Brod, Käse und Schinken, und einige Schläuche mit Wein lagen am Boden. An den niedergetretenen Brombeergesträuchen und zerknickten Gebüschen, in denen hin und wieder Hüte und Kleiderfetzen hängen geblieben waren, konnte man sehen, daß sich die Banditen nur durch die übereilteste Flucht gerettet hatten. Indeß mußten sich die Soldaten mit dem Morgenimbiß begnügen, den sie fertig fanden. Man belud die Thiere mit der vorgefundenen Beute und trat, so gut es thunlich war, den Rückzug aus diesen Irrgewinden von Gesträuchen und Sümpfen an.

Doch nicht blos gegen die Banditen hatte man den Krieg zu führen, von Zeit zu Zeit empörte sich auch das Landvolk, von englischen Emissären aufgeregt, wie der Verfasser behauptet, und dann ging es selten von beiden Seiten ohne blutige Köpfe ab. Es war

die Bevölkerung von Longo Bucco, das in einer der wildesten Gegenden Calabriens liegt, gegen die Franzosen aufgestanden, und konnte nur durch Waffengewalt zur Ruhe gebracht werden. Der Verfasser erzählt das hiebei vorgefallene Gefecht in Folgendem:

„Longo Bucco liegt fünfzehn Meilen von Rosano. Die Zugänge, die dahin führen, sind furchtbar, und auf allen Seiten von hohen Bergen beherrscht. Um nicht in Hinterhalte zu fallen, führten uns die Wegweiser, die aus den Contributionsgeldern des Bezirkes reichlich bezahlt werden mußten, vorsichtig durch ungeheure Forste, wo man nichts als Rudeln von Hirschen und Rehen begegnete, den einzigen Bewohnern dieser fast unzugänglichen Wildnisse. Um drei Uhr Nachmittags trafen die Truppen an dem verabredeten Orte zusammen, wo die zweite Kolonne bereits angelangt war, und unserer Ankunft um so ängstlicher entgegen harrte, als ringsum in allen Dörfern Sturm geläutet worden war. Bald darauf zeigte sich ein Haufe bewaffneter Bauern, die einen Berg besetzten, der die ganze Gegend beherrschte. Unsere Vorbereitungen zum Angriffe waren bald gemacht; und kaum hatte das Feuer von unserer Seite begonnen, als Alles in der größten Verwirrung Fersengeld gab. Vor Anbruch der Nacht erreichten wir eine Höhe, von der man Longo Bucco in einem engen Thale liegen sah, in dessen Mitte ein wilder Waldstrom tobte, der sich mit Donnergetöse über ungeheure Felsen in den Bergkessel hinabstürzte. Die gigantischen Waldberge, die von allen Seiten um diese furchtbare Gegend sich aufthürmen, geben ihr ein Gepräge düsterer Wildheit, das die Seele mit tiefer Schwermuth drückt. Dieser Flecken enthält eine schauderhaft armselige Bevölkerung von 3000 Einwohnern, die aus Naglern, Grobschmieden und Kohlenbrennern besteht. Die vorige Regierung ließ sie in den benachbarten Silberbergwerken arbeiten, die gegenwärtig aufgegeben worden sind. Die Truppen brachten die Nacht auf den Höhen zu, wobei eine lange Kette von Feuern geschürt wurde, um ihre Anzahl in den Augen der Feinde größer erscheinen zu lassen. Eine Zeit lang herrschte im Thale eine furchtbare Verwirrung. Geschrei des Schreckens hallte von allen Seiten herauf; die Einwohner glaubten, daß man sie noch in der Nacht mit Feuer und Schwert heimsuchen würde, und flüchteten sich und ihr Habe tiefer ins Gebirge. Mit Tages-Anbruch waren die Spitzen aller umliegenden Berge von Truppenabtheilungen besetzt und zweihundert Mann stiegen in das Dorf hinab. Alle Einwohner hatten es während der Nacht verlassen; nur einige alte Männer und der Pfarrer des Ortes waren zurückgeblieben. Letzterer kam unsern Truppen entgegen, und flehte um Schonung für seine Gemeinde. Man stellte ihm nachdrücklich die Nothwendigkeit vor, daß er allen seinen Einfluß anwenden müsse, um die Einwohner zur Niederlegung der Waffen und zur Rückkehr in ihre Wohnungen zu bewegen; nur unter diesen Bedingungen würde das Dorf mit Plünderung verschont bleiben. Der größere Theil der Gemeinde kehrte auch wirklich allgemach zurück, und die Ruhe war bald in dieser Gegend hergestellt. Nur die zwei Rädelsführer des Aufstandes waren ausgeblieben; der Befehlshaber der Truppen in der Hoffnung, sie zur Besinnung zu bringen, schrieb ihnen, wenn sie ihre Bande entlassen und zurückkehren wollten, so verspreche er ihnen vollkommene Sicherheit. Allein da er sah, daß sie hartnäckig jede Unterwerfung verweigerten, so beschloß man, vorzurücken, und sie in einem Dorfe, wo sich eine bedeutende Anzahl von Aufrührern gesammelt hatte, anzugreifen. Um diesen Plan ins Werk zu setzen, brach er am fünften Abends mit vierhundert Mann auf, indem er die Absicht vorschützte, gegen Bochigliero vorzurücken. Mit Anbruch der Nacht aber verließ er plötzlich diesen Weg und führte uns durch eine schnelle und wohlgeleitete Bewegung nach dem Punkt, den die Insurgenten besetzt hielten, die zum Glück nichts von unserer Nähe ahnten. Das Dorf wurde in der größten Stille umringt und mit Anbruch des Tages setzte man sich in Bewegung, es anzugreifen. Gleich einem Adlerneste hing dieses Dorf am Rande eines Felsens, über dem noch ein andrer Berg emporragte, der es beherrscht, ohne daß jedoch von dort aus ein Angriff gehindert werden konnte. Während man den Insurgenten nochmals gütliche Anträge machte, auf die sie jedoch nur mit Flintenschüssen antworteten, hörte man plötzlich in dem Dorfe ein furchtbares Getümmel, das durch das unvermuthete Erscheinen von ungefähr zwanzig Mann unserer Soldaten veranlaßt wurde, die über unzugänglich geglaubte Felsen hinaufgeklettert waren. In einem Augenblick hörte man von allen Seiten „Sturm! Sturm!“ rufen, und Alles stürzte nach dem Dorf, das zum Theil von einem hohen Wall umringt war. Trotz einem lebhaften Feuer, das uns in wenigen Augenblicken einige zwanzig Mann tödtete oder verwundete, hieben die Sappeurs die Thore ein, die Soldaten stürzten sich wie ein losgebrochener Strom in die Gassen, und ein furchtbares Gemetzel begann, dem um so weniger Einhalt gethan werden konnte, als die Insurgenten noch aus allen Häusern ein furchtbares Feuer unterhielten. Das unglückliche Dorf wurde geplündert und verbrannt und erfuhr alle Schrecken eines mit Sturm genommenen Platzes. Der Pfarrer, eine Menge Weiber, Kinder und alte Leute hatten sich glücklicherweise in die Kirche geflüchtet, vor der sich einige Offiziere aufstellten, um dieses Asyl gegen die rohe Wuth der Soldaten zu schützen. Unser Verlust war in diesem Gefechte beträchtlich; von den Insurgenten, die fast alle niedergemacht wurden, blieben zweihundert todt auf dem Platze. Eine große Anzahl derselben suchte sich zu retten, indem sie die jähen Felsen des Berges hinankletterten, fast allen kostete jedoch dieser Versuch das Leben. Unglücklicherweise war es den Anführern abermals zu entkommen gelungen, und man mußte unverzüglich ihre Spur verfolgen, bevor sie anderswo neue Unruhen anstiften konnten. Man rückte daher eilig auf Bochigliero vor, ein großer Marktflecken, der besser gelegen und zahlreicher bevölkert ist als Longo Bucco. Zwar hatte es auch an dem Aufstande Theil genommen, allein da bereits die Nachricht von unserem glücklichen Angriffe dahin gelangt war, so gerieth die Gemeinde in die größte Bestürzung und beeilte sich, die Behörden und angesehensten Einwohner den Truppen als Abgeordnete entgegenzusenden. Der französische Befehlshaber, der den ersten Eindruck des Schreckens benützen wollte, um den Ort zu entwaffnen, drohte, die Abgeordneten insgesammt als Geiseln nach dem Schlosse von Cosenza bringen zu lassen, wenn nicht alle Waffen abgeliefert würden. In weniger als einer Stunde brachte man dreitausend Gewehre zusammen, die insgesammt verbrannt wurden. Hundert Mann blieben in Bochigliero als Besatzung, die Uebrigen kehrten nach Longo Bucco zurück. Um den Sieg vollständig zu machen, fehlte nichts, als daß die Anführer der Insurgenten entkommen waren. Es wurde ein Preis auf ihren Kopf gesetzt.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Hof des Pascha von Aegypten.

Zwei oder drei Meilen von Kahira, am Ende einer Sykomoren-Allee, liegt Schubra, die Lieblingsresidenz des Pascha von Aegypten. Der Palast, der an den Ufern des Nils liegt, ist keineswegs wegen seiner Bauart merkwürdig; allein die großen und schönen Gärten sind mit einem Kiosk geschmückt, der eines der schönsten und originellsten Gebäude ist, die man sehen kann. Bei dem Austritt aus einem duftigen Orangenwäldchen steht man plötzlich vor einer prachtvollen Treppe, die zu einem großen Portale führt. Man steigt hinauf und findet sich beim Eintritte in einer viereckigen Säulenhalle von weißem Marmor, die ein kleiner Teich umfaßt, auf dem sich drei oder vier hübsche Barken, mit seidenen Schnüren am Uferrande befestigt, schaukeln. Die Säulenhalle wird von einer Balustrade geschlossen, auf der man in Relief Gruppen von Fischen jeder Art abgebildet erblickt. An jeder Ecke erhebt sich eine kleine Terrasse, vor der riesengroße Krokodile als Wächter gelagert sind. Außerhalb der Säulenhalle befinden sich Kabinete, vor denen Vorhänge von scharlachrothen Stoffen hängen, die auf dem blendend weißen Marmor, aus welchem der Kiosk gebaut ist, in leiser Röthe widerstrahlen. Es ist eine der Unterhaltungen des Pascha, selbst eine seiner Cirkassierinnen in einer dieser Barken in dem See herum zu rudern, aber in der Mitte desselben seine schöne Ladung Schiffbruch leiden zu lassen. Seine Hoheit, die gewöhnlich einen Kaftan von Kalikot oder sonst von grobem Stoffe trägt, macht sich aus diesem Bade wenig; ergötzt sich aber ungemein an dem jammervollen Anblicke der schönen Cirkassierinnen, die ein Geschrei des Entsetzens ausstoßen, im Wasser auf- und untertauchen und zerzauset und verstört die Arme nach den schwarzen Verschnittenen ausstrecken, die sich von der Balustrade oder der Marmortreppe hinabstürzen und zur Hülfe herbei schwimmen. — Man findet am Hofe des Pascha von Aegypten die ganze Feenpracht von Tausend und Einer Nacht. Man kann sich keine pittoreskere Truppenschaar auf der Welt denken, als die Leibwache der nubischen Verschnittenen, die von glänzend schwarzer Haut, in Scharlach und Gold gekleidet, auf schneeweißen Hengsten reiten und den damaszener Szimetar schwingen; die zahlreiche Einwohnerschaft des Harems, die wimmelnde Schaar von Beamten und Offizieren der Land- und Seemacht mit ihren gestickten Uniformen, die Pagen, Tschibukträger und andere Diener, Alle in reicher Tracht, die Militärmusiken, für die Mehemet Ali leidenschaftlich eingenommen ist, die arabischen Pferde, die kostbar geschmückten Dromedare u. s. w. Alles, was den Pascha von Aegypten umgibt, erinnert an das goldene Zeitalter von Bagdad und seine romantischen Kalifen. Niemals aber erscheint dieser prächtige Hof in so glänzendem Lichte als in jenem köstlichen Sommerpalaste des Pascha, der mitten in den Gärten von Schubra liegt. In diesem zaubervollen Aufenthalte pflegt Mehemet Ali seine Offiziere gewöhnlich während des Beiramfestes zu empfangen. Die Säulenhalle ist dann erleuchtet; zahlreiche Gruppen von Hofleuten und Fremden wandeln an dem See umher, lassen sich auf kleinen persischen Tapeten nieder, schmauchen Tabak aus langen kostbaren Pfeifen, oder sinnen träumerisch an die Balustrade gelehnt, während die Lüfte mit den reichen Falten ihrer Shawls spielen, oder ihre Schatten, vom Monde oder dem Lichtglanze beleuchtet, auf die Spiegelfläche des See's fallen. Von allen Seiten ertönen Melodien, und wenn ein Wind sich erhebt, so weht er Wolken von Duft aus den Gärten herein.

Vermischte Nachrichten.

Ein englischer Reisender theilt über das kanadische Klima Folgendes mit: „Das Klima von Ober- und Unter-Kanada ist der Gesundheit ungemein zuträglich. Die milde und glanzvolle Atmosphäre erfüllt das Gemüth mit Zufriedenheit und Freude; die Luft ist scharf und wolkenlos; Nebel sind in diesen Gegenden so zu sagen unbekannt. Starke und anhaltende Fröste, große Hitze im Sommer und eine köstliche Milde des Herbstes werden von Allen gepriesen, die längere Zeit in Kanada verweilt haben. Noch weiß man nicht die Ursache des hellen Glanzes der Atmosphäre und des Himmels; so bei Tag wie bei Nacht, zu erklären, zwei Eigenthümlichkeiten, die um so mehr auffallen, als in diesen Ländern ungeheure Strecken mit Wäldern, Seen und Sümpfen bedeckt sind. Eben so wenig kann man sich die außerordentliche Heftigkeit der Hitze und Kälte erklären, die in Kanada weit größer ist, als in irgend einem Lande von Europa, das unter gleicher Breite liegt. Vielleicht möchte man die strengen Gegensätze in der Temperatur der menschlichen Gesundheit nachtheilig halten; allein die oben erwähnten Eigenthümlichkeiten des Klima's von Kanada heben vielleicht die schädlichen Einflüsse wieder auf, die unfehlbar in europäischen Ländern von gleichem Klima und gleicher Temperatur eintreten würden. Obgleich die gegenwärtigen Einwohner dieser Gegenden alle aus der alten Welt abstammen; so sind ihre Gewohnheiten, die sie durch die örtlichen Verhältnisse anzunehmen gezwungen werden, doch ganz dem Unterschiede der beiden Klima's angemessen. Die Kanadier machen sich aus dem Winter sehr wenig; im Gegentheil bringen sie ihn unter verschiedenen Arten von Vergnügungen zu, so daß diese strenge Jahreszeit, die in Europa so gefürchtet wird, in diesen Gegenden mit größter Freude erwartet wird. Da dann die Feldarbeiten aufhören und die Wege hartgefroren und die Seen und Ströme mit starkem Eis bedeckt sind; so rüstet jeder Ansiedler seinen Sleigh oder zweiräderige Halbkutsche her, und tausend Entwürfe zu Lustpartien werden gemacht. Man sieht die Sleighs in jeder Richtung auf dem Wege hin- und herrollen; Geschäfte werden abgeschlossen, Märkte besucht, man stattet seinen Freunden und Nachbarn Besuche ab, und der Winter, statt eine Zeit der Langweile und traurigen Abgeschlossenheit zu seyn, ist eine Jahrszeit voll Lust und Geräusch. In dickes Pelzwerk eingehüllt und in weiten warmen Kleidern legt der Pächter und die Pächterin in ihrem Sleigh, der gewöhnlich mit zwei Pferden bespannt ist, auf dem Schnee ohne die mindeste Anstrengung sechzig bis siebzig Lieues des Tags zurück. Die glänzende Durchsichtigkeit der Luft, die Reinheit des Himmels, der malerische Anblick, den die Bäume der Wälder mit ihren schneebedeckten Zweigen bieten, die Schnelligkeit, mit der der Sleigh dahin fährt, die Menge dieser Fuhrwerke, die sich in allen Richtungen kreuzen, Alles vereinigt sich, dieses Vergnügen äußerst unterhaltend zu machen. Deßhalb ist man sowohl in Ober- als in Unter-Kanada weit entfernt, den Winter als eine unwillkommene Jahreszeit anzusehen, sondern Jedermann wünscht ihn von ganzem Herzen herbei. Auch sind die strengen und langen Fröste, wobei so viel Schnee fällt, keineswegs den Saaten des Landmannes schädlich, wie man bisher glaubte; im Gegentheil wünscht er sie stets recht lang anhaltend und streng. Der Schnee gewährt ihm tausend Vortheile; er dient ihm zur Decke seines Getreides und bietet ihm feste Wege, um sich bequem auf die Märkte begeben zu können. Ein Gut, das in einer Provinz liegt, wo man fünf Monate des Jahres mit dem Sleigh fahren kann, wird als vortheilhafter gelegen betrachtet, als eines, wo der Sleigh nur drei Monate im Laufe ist. Außerdem hat die letztere Provinz meist auch ein weniger gesundes Klima, und die Regenzeit dauert dort länger. Im Innern der Wohnungen sind metallene Oefen, von kanadischer Manufaktur, deren man sich in den nördlichen und südlichen Provinzen bedient, mitten in der Stube aufgestellt; eben so auf den Gängen. Diese Oefen, für die die Wälder unerschöpflichen Brennstoff liefern, unterhalten in den Wohnungen eine Hitze von ungefähr 80° während der strengsten Winterszeit, und diese Hitze bekommt den Ansiedlern äußerst wohl."

*

Kapitän Frankland in seiner Reise an die nordischen Höfe berichtet über die Belagerung von Schumla, im Jahre 1828, er habe von einem Adjutanten des Großfürsten Michael gehört, die Türken würden sich aus dieser festen Stellung zurückgezogen haben, wenn die Russen mit Nachdruck angegriffen hätten, da sie in dem Glauben standen, so oft der moskowitische Padischa ins Feld ziehe, sey er von 100.000 seiner besten Truppen umgeben. Die Russen aber hatten nie mehr als 30.000 Mann als Operationsarmee verfügbar. In einem Kriegsrathe, der über einen Angriff auf Schumla gehalten wurde, soll General Wassiltschikoff bemerkt haben: „Erwägen Sie, meine Herren, daß wir den Kaiser von Rußland in unsrer Mitte haben; und daß wir, sollte die Schlacht bei Schumla für uns eine zweite Schlacht am Pruth werden, keine Katharina im Lager haben, um uns vom Verderben zu retten."

Berichtigung.

Nr. 194. S. 776 Sp. 1. Z. 32. von oben l. von einigen statt einige.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 204. 22 Julius 1832.

Die neuen Hebriden im Jahre 1830.

(Fortsetzung.)

Da uns daran gelegen war, von dem Geheimniß unserer Entdeckung Nutzen zu ziehen; hatten wir bei der Abfahrt von Tongatabu dem Schiffsvolke bekannt gemacht, wir würden eine neue Insel aufsuchen, und zugleich die Vorkehrung getroffen, mit Ausnahme der beiden ersten Offiziere, allen Uebrigen ihre Quadranten und sonstigen Meßinstrumente wegzunehmen. Diese Vorsicht war aber umsonst, denn ein Reisender Namens Blakesly, ein sehr geschickter Uhrmacher, und ein anderer Passagier Namens Coe, hatten mit Hülfe einer silbernen Platte einen Sextanten verfertigt, vermittelst welchem sie die Lage von Erromanga genau zu bestimmen gewußt hatten. Kaum waren wir in Oahu angelangt, verbreitete sich schon die Nachricht unserer gemachten Entdeckung, und da das Sandelholz auf den Sandwichinseln einen Haupthandelszweig bildet, waren die Häuptlinge sehr begierig den Ort kennen zu lernen, wo diese neuen Schätze verborgen lagen, um so mehr als ihre eigenen Waldungen anfingen sich bedeutend zu lichten. Blakesly bot sein Geheimniß an, man schlug ihm einen hohen Preis darauf, und der Handel wurde abgeschlossen.

Am 24 November zeigte der Hafen eine sehr belebte Scene. Zwei Kriegsschiffe, die hübsche Brigantine **Tamehameha** (Name des früheren Königs der Sandwichinseln) und der **Becket** wurden ausgerüstet, um Besitz von der Sandelholz-Insel zu nehmen. Die Brigantine wurde unter die Leitung Blakesly's gestellt, den der Gouverneur Boki und einige andere Chefs begleiteten. Den Becket befehligte Manuia, ein ausgezeichneter Seeoffizier, der den König und die Königin der Sandwichinseln auf ihrer Reise nach England begleitet hatte. Am Bord waren die Matrosen eifrig beschäftigt das Segelwerk an seine Stangen zu befestigen, und Vorräthe von Lebensmitteln und süßem Wasser in die Schiffsmagazine zu bringen; während am Ufer der König und seine Häuptlinge bemüht waren, von Handelsleuten Waffen und Kriegsmunition für die Schiffsmannschaft zu erkaufen. Gewehre, Bajonnette, Patrontaschen, kamen auf ein Mal aus der Verborgenheit hervor, in der sie die lange Ruhe des Friedens bisher gehalten hatte. Diese Bewegung dauerte bis zum dritten Dezember, an welchem Tage der „Tamehameha" den Hafen verließ, nachdem er mehrere Insulaner, Europäer und Amerikaner an seinem Borde aufgenommen hatte, welche alle begierig waren dieser Expedition beizuwohnen. Der Becket segelte zwei Tage später ab, und stieß in offener See zu dem Tamehameha, welcher ihn im Angesichte des Hafens erwartete, um mit ihm vereint zu seiner Bestimmung abzusegeln. Während dieser Zwischenzeit hatte der König alle seine Ueberredungsgabe angewendet, um den Gouverneur Boki von seinem Vorhaben abzubringen, denn er sah mit großem Bedauern die Entfernung eines Freundes und Rathgebers, dessen seine eigene jugendliche Unerfahrenheit so sehr bedueste; *) allein Boki blieb unerbittlich und antwortete seinem Gebieter „daß er die Sandwichinseln verlasse, um nie wieder zurückzukehren, weil die Regierungsgeschäfte nicht nach seinem Sinne gingen." Die europäischen und amerikanischen Kaufleute vereinten ihre Bitten mit denen des Königs, aber umsonst; sein Entschluß blieb unerschütterlich. Am Abend des fünften Dezembers sah man beide Schiffe nach der Richtung von Erromanga in vollen Segeln. Dieses war die Veranlassung einer Expedition', wovon mehrere Zeitungen großes Aufsehen gemacht haben, und worüber der Kapitän Beechey in einem jüngst erschienenen Werke folgende Worte äußerte: „Wie erfahren, daß „der große Unternehmungsgeist der Insulaner von Sandwich sie „bestimmt hat, eine Expedition nach dem Archipel der neuen Hebri-„den abzusenden."

Die „Sophie" blieb noch einige Zeit in den Gewässern der Sandwichinseln, welche wir erst am 29 Januar 1830 verließen, um eine zweite Reise nach den neuen Hebriden zu unternehmen. Während der Ueberfahrt liefen wir auf der Insel **Rotumah** ein, von wo aus wir am 28 Februar 200 Mann und etliche dreißig Weiber absendeten, um auf Erromanga an einer neuen Ladung Sandelholz zu arbeiten. In Rotumah fanden wir den Becket, von welchem wir erfuhren, daß in Erromanga eine verheerende Krankheit ausgebrochen sey; man verschwieg uns aber den unglücklichen Untergang des „Tamehameha." Am sechsten März sahen wir auf eine Entfernung von ungefähr 40 Meilen die Insel Erromanga, welche wir jedoch erst des andern Tages erreichten, da sich der Wind fast ganz gelegt hatte, und wir eine Untiefe rekognosciren mußten, welche sich in der Gegend befindet, wo wir waren. Die Bai, in welcher wir anlegten, liegt südlich von der Wirian- oder Cook-Bai,

*) Der junge König Kauikeouli herrscht bekanntlich noch unter Vormundschaft. Siehe Ausland Nr. 170 v. d. J.

und heißt Gnlantap. Wir nannten sie aber Sophie-Bai, da sich unser kleines Armeekorps hier festgesetzt hatte, nachdem es gezwungen war die Bai von Marekini zu verlassen. Sie gewährt übrigens wenig Sicherheit, da man nur in einer großen Tiefe Anker werfen kann. Als wir längs dem waldbedeckten Gestade hinfuhren, bemerkten wir einige Wilde, welche uns mit einer langen Stange, an deren Spitze sie etwas Weißes befestigt hatten, Zeichen gaben an das Land zu kommen; als sich aber der rauhe Ton ihrer Seetrompete vernehmen ließ, entdeckten wir noch zur rechten Zeit ihre eigentliche Absicht, welche nichts weniger als friedlich war. Bei unserer Landung fanden wir unser Detaschement durch einige Soldaten des Schooners Dhaule vermehrt, welcher während unseres Aufenthalts auf den Sandwichsinseln Oahu verlassen hatte, um nach Erromanga zu segeln. Diese kleine Niederlassung war durch dichtbelaubte Bäume vor dem Winde geschützt; doch hatte dieser Wall das Eindringen des Fiebers nicht verhüten können, woran unsere unglückliche kleine Kolonie sehr viel leiden mußte. Viele davon waren schon gestorben, und mehrere lagen noch dem Tode nahe. Am nämlichen Morgen hatte Kono, ein Chef der Rotumahner, erliegen müssen, und einige Tage vorher war ein anderer Häuptling, mit zweien seiner Leute, von den Eingebornen erschlagen und gefressen worden. Man hatte zwar Diejenigen, welche ein Opfer der Krankheit geworden waren, am Fuße der Pallisaden verbrannt, aber ihre Ueberreste, welche nur zwei Fuß tief vergraben waren, verbreiteten einen Ansteckungsstoff, der das Uebel noch vermehrte. Die große Sterblichkeit, welche hier unter den Rotumahnern herrschte, zeigte sich eben so verheerend bei den Insulanern von Sandwich, welche ihre Niederlassung unweit der Cook-Bai genommen, und bereits den Tod ihres Chefs Manuia zu betrauern hatten. Hier erfuhren wir auch mit Gewißheit den Untergang des Tamehameha, von dessen Trümmern noch viele am Ufer umher lagen. Wenn man sich erlauben wollte, eine Muthmaßung über die Ursache dieses beklagenswerthen Ereignisses auszusprechen, könnte man mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß der herabfallende Funke einer brennenden Cigarre das schlecht verwahrte Pulver entzündete, welches unter dem Verdecke lag, auf welchem die Matrosen zu rauchen pflegten.

(Schluß folgt.)

Streifzüge in Calabrien.

(Fortsetzung.)

Die folgende Schilderung eines Marsches von Cosenza nach Nicastro kann ein anschauliches Bild von den Eigenthümlichkeiten der Gegenden Calabriens, und den Gefahren geben, von denen alle Schritte der Fremden damals in diesem Land umringt waren.

„Nachdem wir am 22 Cosenza verlassen hatten, langten wir noch an demselben Tage zu Rogliano an, wo alle Kompagnien ihre Vereinigung bewerkstelligten. Am folgenden Morgen stiegen wir auf einem vielfach geschlängelten Treppenweg in ein tiefes Thal hinab. Das ganze Bataillon, das sich in einen einzigenlangen Faden ausgesponnen hatte und mit seinem Trosse von Pferden und Maulthieren in Windungen die steile Anhöhe herabstieg, bot den Anblick eines unabsehbaren Theaterzuges. Ueber einen Bergstrom, der in der Tiefe brüllte, setzten wir auf einer gebrechlichen Brücke, die zu einem schmalen Fußpfad führte, der in tausend Schlangenwindungen sich krümmte, und uns oft über grauenvollen Abgründen gleichsam schwebend hielt, bis er uns endlich nahe an den Gipfel eines hohen Berges geleitete. Der Schnee, der hier den ganzen Winter liegen bleibt, war überfroren und spiegelglatt, wodurch die Gefahren dieses mühsamen Weges noch vermehrt wurden. Indeß schätzten wir uns noch glücklich, so weit gekommen zu seyn, ohne auf einen Hinterhalt zu stoßen. Die Soldaten, einzeln hinter einander in einer langen Reihe marschirend, setzten ihren Weg durch alle die Windungen dieses verworrenen Labyrinthes schweigend fort, und waren eben aus demselben, ohne irgend einen Unfall, hinausgekommen, als die Truppen, die das Gepäck begleiteten, nach Erreichung eines Engpasses, am Rande eines steilen Felsens, plötzlich von Flintenschüssen begrüßt wurden, die mehrere Soldaten verwundeten. Glücklicherweise war die Mannschaft der Bedeckung noch nicht insgesammt in diesen mörderischen Paß eingerückt, erkletterte daher eiligst die Spitze des Berges, wo die Räuber im Verstecke lagen, und trieb sie in die Flucht. Man war um so weniger auf diesen Angriff vorbereitet, als die Avantgarde, die mit der Durchspähung dieser Höhen beauftragt war, nichts gefunden hatte, was Argwohn veranlassen konnte. Es ist in der That ein Glück für die Franzosen, daß sie in diesem Lande keinen Feldzug machen müssen; bei einem organisirten Aufstande würden die Einwohner, unterstützt durch die örtlichen Schwierigkeiten, die jeden Weg umringen, ohne Gefahr für sich selbst, unsere Truppen Mann für Mann aufreiben können. Nach einem Marsche von sieben Stunden erreichte das Bataillon Scigliano, den Hauptort des Bezirkes, der mit Bergen und Wäldern bedeckt ist. Am folgenden Morgen machte der Reif unsern Weg nach Nicastro so schlüpfrig, daß wir nur mit der größten Schwierigkeit uns beim Hinabklettern in einen tiefen Abgrund, der von steilen Bergen umschlossen war, halten konnten. Ein sehr jäher abschüssiger Steig führte aus demselben nach einem Berge hinauf; und so glatt war der Weg durch den Frost geworden, daß die Maulthiere mit ihren Ladungen nicht emporklettern konnten, und die Truppen mit der übermäßigsten Anstrengung das Gepäck nach der Bergkuppe hinauf tragen mußten. Endlich erreichten wir die Ebene von Sauveria, und machten lange Zeit nahe bei einem großen Gehöfte Halt, das immerwährend von einem französischen Detaschement besetzt gehalten wird, mit dem Zwecke, Bedeckungen zu geben, und die Einwohner der umliegenden Dörfer, die größtentheils das Räuberhandwerk treiben, im Zaume zu halten. Dieses Gehöfte ist mit Brustwehren und mit Schußscharten versehen, und mit Pallisaden umgeben. Ein furchtbares Ereigniß, das sich hier am Tage der Schlacht bei St. Euphemia begab, hat diese Vorsicht nothwendig gemacht. Die Kompagnie, die damals diesen Hof besetzt hielt, und in Folge des Rückzuges des Generals Regnier vereinzelnd zurückblieb, wurde von der ganzen Bevölkerung der umliegenden Ortschaften angegriffen, und nachdem sie alle ihre Vertheidigungsmittel erschöpft hatte, bis auf den letzten Mann niedergemacht.

Nachdem wir diese Ebene, wo eine sehr scharfe Kälte herrschte, im Rücken hatten, erstiegen wir eine Anhöhe, die uns mit einem Male eine der zaubervollsten Ansichten der Welt bot. Ein unabseh-

barer Horizont, den die See begränzte und die untergehende Sonne beleuchtete, deren Strahlen die Bucht von St. Euphemia auf eine weite Strecke mit Purpur färbten, entfaltete vor unsern Augen ein Gemälde von unbeschreiblicher Herrlichkeit, das wunderbar abstach gegen die schauerlich wilden Gegenden, die wir so eben verlassen hatten. Dieses prachtvolle Schauspiel ließ uns alle ausgestandenen Gefahren und Mühseligkeiten unsers Zuges vergessen, und die bisher in düsteres Schweigen versunkenen Truppen gewannen ihre ganze alte Munterkeit wieder. Auf der andern Seite des Hügels kamen wir an dem schönen Dorfe Platania vorüber, dessen Einwohner von albanischer Abkunft, uns mit zutraulicher Offenheit entgegenkamen, und uns eben so sehr durch ihr freundliches Wesen, als ihre geschmackvolle Kleidertracht erfreuten. Es war Dieß das erste Mal, daß die Einwohner dieses Landes nicht vor uns davon liefen, und eine freundschaftliche Gesinnung blicken ließen. Nachdem wir noch tiefer ins Land hinabgestiegen waren, verminderte sich die Kälte merklich, und wir befanden uns bald darauf unter Olivenbäumen — den glücklichen Verkündigern eines mildern Himmels. Gegen Abend rückte das Bataillon in Nicastro ein, angeweht von dem Balsamduft, den Orangen- und Limonien-Bäume aushauchten. Nicastro ist eine große, wohl gebaute Stadt, und am Eingang des Calabria citeriore gelegen. Die waldbewachsenen Hügel, die sie fast von allen Seiten umringen, und die hohen Thürme eines alten Schlosses, das sie beherrscht, geben der Stadt ein ungemein malerisches und romantisches Ansehen. Wir brachten hier zwei Tage zu, um die Oertlichkeiten der Bucht genau zu ermitteln, da es nöthig ist, uns damit vollkommen bekannt zu machen. Die Berge, die die Bai umgeben, erstrecken sich in die See hinein, auf der einen Seite bis zum Vorgebirge Suvero, auf der andern bis zu dem Punkte, wo die kleine Stadt Pizzo liegt. Dieser Raum, der ein kreisrundes Gebiet von ungefähr fünf und zwanzig Stunden umfaßt, ist theilweise mit dichten Forsten bewachsen und von zwei kleinen Flüssen, dem Angitola und Amato, durchströmt, deren Wasser keinen hinreichenden Abzug haben und daher das anstoßende Land sumpfig und die Luft feucht machen, was zwar dem Pflanzenwuchs günstig, aber der Gesundheit höchst nachtheilig ist; auch fehlt es in den heißen Monaten hier nie an Seuchen. Der Boden, welcher nicht überschwemmt wird, bringt Türkisch-Korn hervor, was die Hauptnahrung der Einwohnerschaft ausmacht. In den Niederungen trifft man große Reispflanzungen; auch fanden wir hie und da Zuckerrohr, das vortrefflich gedieh. Oliven, die hier die Größe der Waldbäume erreichen, überdecken das höher gelegene Land; allein das aus ihnen gewonnene Oel ist von schlechtem Geschmack und wird nur in den Manufakturen benützt. Ueber die ganze Ebene sind eine Menge Gehöfte und Landsitze zerstreut, vorzüglich in der Nachbarschaft von Nicastro. Diese bezaubernd schöne Gegend, aus der die stehenden Gewässer, wenn man ihnen einen besseren Abzug gäbe, sehr leicht entfernt werden könnten, hat niemals etwas von der Strenge des Winters zu befahren. Sobald die Herbstregen nachgelassen haben, gewährt sie durch die mildeste und gleichmäßigste Temperatur einen köstlichen Aufenthalt. Die Berge, auf denen man eine große Anzahl Dörfer und einzelne Gebäude zerstreut liegen sieht, bieten einen ungemein erfreulichen Anblick; und die große Fruchtbarkeit des Bodens würde die Einwohner in Stand setzen, reiche Vorräthe der mannichfaltigsten Art zu sammeln, wüßten sie anders die freigebige Güte der Natur zu benützen, die hier ihr Füllhorn ausgegossen zu haben scheint.

(Schluß folgt.)

Schmutz und Elend der niedern Volksklasse zu Paris.

Um einen anschaulichen Begriff von dem Elend und der Unreinlichkeit des pariser Pöbels zu erhalten, dienen unter andern folgende zwei Berichte des Gesundheitsrathes daselbst, die ich ihrer Merkwürdigkeit halber mittheile:

I. Auszug eines Rapports der Gesundheitscommission des Quartier du Jardin des Plantes, vom 8 Nov. 1831.

Man kann sich kaum das Elend eines großen Theils der Straßen Neuve-Saint-Medard, Gracieuse, Triperet, des Boulangers, vorstellen, deren Einwohner die zum Leben nothwendigsten Dinge entbehrend, mit Lumpen bedeckt, ohne Hemd und Strümpfe, meist barfuß, bei jeder Witterung die Straßen durchlaufen, oft ganz durchnäßt nach Hause zurückkehren und ihre Kleider nicht wechseln, ja nicht einmal am Feuer trocknen können; sie bringen verschiedene Dinge mit, die sie im Kothe der Hauptstadt sammelten und deren ekelhafter Geruch so mit ihrer Person identifizirt scheint, daß sie selbst wandelnden Düngerhaufen gleichen. Kann es aber auch anders seyn, da sie, nach ihrer Beschäftigungsart, die Nase beständig auf dem Dünger haben müssen, wenn sie ihren Lebensunterhalt finden wollen? Zu Hause angelangt, ist ihre erste Sorge, nachdem sie ihren Tragkorb geleert, die Lumpen vom alten Papier, die Knochen von alten Schuhen und Thierfellen zu sondern; alles dieß mehr oder minder beschmutzte Zeug wird leicht gewaschen und in ihrer Kammer, oft auf ihrem Bette zum Trocknen ausgebreitet.

Wendet man nun seinen Blick auf ihre Wohnungen, so findet man größtentheils altes, feuchtes, dumpfes, schlecht unterhaltenes Mauerwerk, die Zimmer schlecht gepflastert: die, welche den Titel Hôtel garni führen, enthalten 8—10 Betten hart aneinander gedrängt und meist je mehr als Eine Person beherbergend. In den andern Häusern ist das Elend noch sichtbarer; in den meisten Fensterstöcken sind die Glasscheiben durch Papiere ersetzt; die Miethsleute fast aller Einrichtung baar; etwas Stroh, zuweilen in schlechten leinenen Säcken, ja der Fußboden selbst, ist das einzige Bett, worauf eine ganze Familie ruht; oft zählt man vier Kinder, Vater und Mutter auf einer solchen Lagerstatt, sehr glücklich, wenn sie dazu noch eine schlechte Decke haben; es ist auch nicht nöthig zu erinnern, daß sie sich nicht die Mühe des Auskleidens geben; fast immer sind es die Kleider, die ihre Besitzer zuerst verlassen.

II. Auszug eines Rapports der Gesundheitscommission des 12 Arrondissements.

Die Straßen de Bièvre und du Champ d'Alouette sind wahre Kloaken ohne Nivellement, ohne Pflaster; sie nehmen das Regenwasser, das Waschwasser und alle Sorten Unreinlichkeiten auf. Die Straße Julienne hinter dem Versorgungshause befindet sich in demselben Zustande. Die Straße Croule-Barbe ist noch unreinlicher, weil ihre Häuser keine Abtritte haben. In allen Häusern, die auf den Marché aux Chevaux hinaus gehen, hält man eine große Anzahl von Kaninchen und Hühnern, deren Ställe zu reinigen Niemand einfällt; es gibt daselbst Düngerhaufen, die man selten entfernt, und Abtritte, die man nicht leert. In der Straße Poliveau haben die wenigsten Häuser Abtritte; auch die linke Seite der Straße Censier hat keine; aller Unflath wird in die Bièvre geworfen oder bleibt an den Gestaden dieses Flüßchens liegen. Die Straße de l'Essai ist nicht gepflastert, voll faulenden, stockenden Wassers; man hält dort Kaninchen, Hühner und Ziegen; in mehreren Häusern der Straße du Jardin du Roi gibt es keine Abtritte.

Die Straße Neuve-Saint-Medard ist von Chiffoniers bevölkert, die zur Hälfte von Fetzen bedeckt, in Mitte ihrer Lumpen, Knochen, Häute, alten Schuhe und Papiere leben, welche sie in der Stadt zusammenraffen; sie schlafen auf etwas Stroh, oft auch auf dem bloßen Boden, haben selten eine Decke, sich bei der Nacht einzuhüllen und liegen in engen Räumen und großer Zahl zusammengedrängt; in ihrer Nähe befinden sich die Magazine, wo die Lumpen-Großhändler ungeheure Haufen von Knochen und Lumpen aufthürmen. Diese Straße ist schlecht gepflastert; man stößt bei jedem Schritte auf Koth und Unflath. Die Straßen Gracieuse, Triperet und des Boulangers sind von armen Leuten bewohnt; sie haben keine Brunnen und keine Abtritte. Das Bièvre-Flüßchen, dessen Lauf etwa 600 Toisen beträgt, in Paris, hat einen Schlammgrund von 3 Fuß und

darüber; es erhält das Wasser von den Wäschereien, Gießereien, Stärkmehlfabriken, Roth- und Weißgerbereien, Färbereien, Lumpenwäschen und Viehhaltungen an seinen Ufern; dem Ablaufe aus fünf großen Spitälern, vier Kasernen, einem Gefängniß, einem großen anatomischen Theater, die Exkremente aus allen zunächst gelegenen Häusern; man wirft abgehäutete Thiere hinein; Kinder sind schon hinein gefallen, und obschon schnell herausgeholt, waren doch mehrere im Schlamme erstickt. Nahe an der Barrière de deux Moulins findet sich eine Kothansammlung, deren Ausdünstung sehr lästig für die Nachbarschaft ist. An der Barrière de Fontainebleau ist eine Kerzenfabrik, wo man Unschlitt schmelzt, was einen ekelhaften Geruch verbreitet. Aux Gobelins sind alle Abtritte unreinlich und fehlerhaft angelegt; mehrere Kanäle sind rissig und drohen zu brechen.

Bei dem allgemeinen Schlachthause der Spitäler bestehen die Abtritte in einer Barraque ohne Fenster; zum Sitze dient ein breiter halb fauler, schrecklich stinkender Balken. Im nämlichen Schlachthaus gibt es ein Hühnerhaus mit mehr als 100 Hühnern, das man niemals reinigt ꝛc. ꝛc.

Vermischte Nachrichten.

Ueber Erziehung und Schulwesen in Abyssinien gibt Pearce, in seiner, schon mehrfach erwähnten Reisebeschreibung, folgenden Bericht: „Priester und Diakone ziehen in den verschiedenen Städten umher, bis sie Gelegenheit finden, den Unterricht von Kindern zu übernehmen, die sie lesen lehren; Dieß ist jedoch etwas seltenes, und meist haben sie nur wenige Schüler, obgleich der Unterricht sehr wohlfeil ertheilt wird. Der Lehrer erhält jährlich für den Unterricht eines Knaben oder Mädchens ein Stück Tuch von einem Dollar an Werth, und von jedem Schüler täglich zwei Kuchen. Gewöhnlich wird die Schule auf einem Kirchhofe oder sonst an einem offenen Ort in der Nähe desselben gehalten; manchmal auch vor der Wohnung des Lehrers, und in diesem Falle sind die Kinder während des Regenwetters in einer kleinen finsteren Hütte zusammengedrängt, wo sie aus dem Munde des Lehrers Gebete lernen, statt aus einem Buche. Wenn ein Knabe etwas im Lernen vorgerückt ist, so läßt man ihn die jüngeren unterrichten. Allein so wenig Schüler ein Lehrer in der Regel hat, so viel Plage machen sie ihm, und außer den körperlichen Züchtigungen muß ein Theil von ihnen fortwährend in Ketten gelegt werden. Die gewöhnliche Art zu strafen, ist folgende: Der Schulmeister steht über dem Sträfling mit einer Wachskerze, die so gut einbeißt als die beste Ruthe, während fünf oder sechs Knaben ihn in Arme und Beine zwicken, und zeigen sie hierin sich saumselig, so tanzt die Wachskerze auf ihren Schultern und Rücken. Für die wirksamste Züchtigung wird indeß gehalten, daß man den jungen abyssinischen Taugenichtsen Eisen an die Beine legt. Ein Knabe von dreizehn Jahren, der mehr als einmal seine Fesseln abzustreifen wußte und dann die Schule schwänzte, wurde auf Verlangen seiner Eltern von dem Lehrer in so schwere Ketten gelegt, daß er kein Bein rühren konnte. Dieß brachte den Knaben so in Wuth, daß er sein großes Messer zog und sich die Kehle abschnitt. Nur wenig Abyssinier können lesen und noch weniger lernen schreiben, und die solches können, wenden es hauptsächlich dazu an, Zauberamulette zu schreiben, indem sie dem gemeinen unwissenden Volke weiß machen, sie seyen im Besitz übernatürlicher Kräfte.“

•

Folgende Anekdote mag einen Beitrag zur Charakteristik des russischen Kaisers geben. Im Jahre 1829 wollte der russische Hof, der Kaiserin zu Ehren, während des Karnevals ein großes Karousell veranstalten, dessen Leitung der General der Gendarmerie, Graf Benkendorf, übernommen hatte. Man zählte dabei besonders auf den Fürsten Suwaroff, der zwar in die unglückliche Geschichte des Jahres 1825 verwickelt, aber von dem Kaiser begnadigt und mit einem Jahresgehalte von 25,000 Rubel an eine Hofdame der Kaiserin vermählt worden war. Eines Tags ließ Graf Benkendorf den Fürsten bitten, er möchte sich zu einer Probe des Karousells einstellen, der die Kaiserin beizuwohnen wünsche. Fürst Suwaroff ließ sich dagegen entschuldigen, indem er hinzusetzte: „Ich kann heute nicht, „car malheureusement je suis de service,“ da er an diesem Tage als Adjutant des Kaisers den Dienst hatte. Benkendorf, ohne etwas Böses zu ahnen, zeigte die Antwort der Kaiserin, um den Fürsten zu entschuldigen, und diese schickte das Billet ihrem Gemahl mit der Bitte, Suwaroff für diesen Tag den Dienst zu erlassen. Der Kaiser fühlte sich höchlich gekränkt durch die Worte: „malheureusement je suis de service“ und sagte: „Wenn sich der Fürst so unglücklich fühlt, in meinem Dienste zu seyn, so soll er sogleich seine Entlassung haben.“ Vergebens suchte Benkendorf Entschuldigung auf Entschuldigung hervor, um den Kaiser zu überzeugen, daß der unvorsichtige Ausdruck nicht so übel gemeint sey; der Kaiser bestand durchaus darauf, daß der Fürst vom Hofe und aus dem Dienst entlassen werden solle. Benkendorf eilte in Verzweiflung zur Kaiserin, und diese konnte nur durch viele Bitten und Thränen ihren kaiserlichen Gemahl bewegen, daß er seinen Ausspruch zurücknahm. Indeß konnte der Monarch den Fürsten doch nicht ganz leer ausgehen lassen. „Ich will ihm verzeihen, sagte er, aber unter der Bedingung, daß er vier und zwanzig Stunden im Zimmer der Schwarzen in Arrest bleibe. Wenn er sich diesem unterwerfen will, so soll ihm das Geschehene vergessen seyn.“ Suwaroff, wie sich denken läßt, besann sich nicht lange und wurde von seinem großmüthigen Gebieter wieder zu Gnaden aufgenommen. (Kapitän Franklands Besuch der nordischen Höfe.)

•

Die Gesellschaft der Künste in London hat einem Herrn D. B. Rolt für seinen Versuch, das Gespinnst von Spinnen aufzuspulen, eine Medaille ertheilt. Herr Rolt stellte seine Versuche mit der Diadem- oder Gartenspinne (Aranea diadema) an; da er bemerkte, mit welcher Leichtigkeit dieses Insekt seinen Faden in dem Maße abhaspeln lasse, als man ihn aufspule; er brachte die Spinne mit einer Dampfmaschine in Verbindung, und in einer Schnelligkeit von 150 Fuß in der Minute rollte eine sehr leichte Spule den Faden der Spinne auf, in dem Maße, als sie ihn fahren ließ. Herr Rolt fand, daß die Spinnen, die er diesen Versuchen unterwarf, gewöhnlich 3 bis 5 Minuten einen ununterbrochenen Faden geben. Die der Gesellschaft vorgelegte Probe hatte ungefähr 18,000 Fuß, und war in weniger als zwei Stunden von 22 Spinnen gewonnen worden. Der Faden ist weiß, glänzend und von metallischem Ansehen; man hat noch nicht versucht, ihn zu doppeln. Er ist fünfmal feiner als der Faden des Seidenwurms, und angenommen, daß die Stärke beider Fäden im Verhältniß zu ihrer Feinheit stehe, und daß eine Spinne zweimal des Jahres einen Faden von 750 Fuß gebe, während der Faden des Seidenwurms 1900 Fuß mißt, so ergibt sich, daß das Produkt des letzteren gleich ist dem von 6⅓ Spinnen. Da man nun, um ein Pfund Seide zu erzeugen, ungefähr 3500 Seidenwürmer braucht, so würde man zu einem gleichen Gewichte von Spinnenfaden 22,000 Spinnen bedürfen.

•

Der russische Schiffskapitän Golownin, der mehrere Jahre (1811 bis 1813) in Japan zubrachte, hält die Japanesen für eine der aufgeklärtesten Völker der Welt. Wenn sie sich gleich, was abstrakte Wissenschaften und Bildung der höhern Gesellschaft betrifft, nicht mit den Europäern messen dürfen, so übertreffen sie dieselben, nach der Meinung des Kapitäns, an allgemein verbreiteter Volksbildung. Man trifft dort Niemand, er mag auch von noch so niederem Stande seyn, der nicht lesen und schreiben könnte. Das Volk liest ungemein gern, und man sieht selbst Soldaten auf der Wache mit dem Buche in der Hand. Vielleicht ist kein Volk besser mit seiner vaterländischen Geschichte bekannt, als das japanische. Ueberhaupt läßt sich an den Japanesen größere geistige Elastizität wahrnehmen, als an den andern asiatischen Völkern. In den Schulen werden die Schriften des Konfutse gelesen, nach denen ein großer Theil der Nation seine religiösen Ansichten gebildet hat.

•

Die Einwohner von Pitcairn-Eiland, die sich, wie früher gemeldet, wegen Wassermangel nach Taheiti hatten bringen lassen, sind, entsetzt über die Sittenlosigkeit, die auf dieser Insel herrscht, und nachdem zwölf von ihnen durch Krankheiten aufgerieben worden, wieder nach ihrem früheren Aufenthalt zurückgekehrt. Die Zahl der Nachkommen der meuterischen Mannschaft der Bounty betrug, als sie nach Taheiti ging, 87 Köpfe; es befanden sich darunter auch einige geborne Taheiterinnen, die den englischen Matrosen nach Pitcairn-Eiland gefolgt waren.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 205. 23 Julius 1832.

König Georgs-Sund. *)

1. Lage, Boden, Produkte und Klima.

Der König Georgs-Sund, dessen Einfahrt sich unterm 55° 6′ 20″ südlicher Breite und 118° 1′ östlicher Länge (Meridian von Greenwich) befindet, liegt an der mittägigen Küste, und zwar sehr nahe an der südwestlichen Spitze, von Neuholland. Er ist für die nach Neusüdwales oder Vandiemensland bestimmten Schiffe, die Lebensmittel einnehmen oder Ausbesserungen vornehmen wollen, ein sehr bequem gelegener Ruhepunkt, der sich besonders seit der neuerlich errichteten Kolonie am Schwanenfluß als sehr nützlich erwiesen hat, weil er einen herrlichen und vielleicht den einzigen vollkommen zweckmäßigen Landungsplatz in der Nachbarschaft dieser neuen Niederlassung bietet. Dieser Hafen wurde im Jahr 1792 von Vancouver entdeckt, später von Flinders, der sich bei der von Baudin befehligten französischen Expedition befand, und neuerdings vom Kapitän King untersucht; seit dieser Zeit wird er häufig von den Schiffen besucht, die auf den Seehundsfang auslaufen, weil die benachbarte östliche Küste von Felsen und Eilanden umgeben ist, auf denen die schwarzhaarige Gattung dieser Thiere häufig gefunden wird.

Die Lage und die Vortheile, die dieser Hafen bieten, verbunden mit der Hoffnung, im Innern gutes Land zu finden, veranlaßten das Gouvernement von Neusüdwales hier eine Niederlassung zu begründen und zu diesem Zweck ward gegen das Ende des Jahres 1826 eine aus 52 Personen bestehende Kolonie, unter Befehl des Majors Lockyer, abgeschickt. Diese kleine Expedition verließ Sidney am siebenten November und erreichte am nächsten 25 Dezember, nach einer sehr beschwerlichen Ueberfahrt den Ort ihrer Bestimmung.

Flinder berichtet, daß außer dem äußern Hafen noch zwei Buchten oder innere, ganz von Land umschlossene Häfen vorhanden sind, die den Schiffen jede nur wünschenswerthe Sicherheit bieten. Der nördliche von diesen beiden Oyster-Harbour (Austern Hafen) genannt, hat vor seiner Einfahrt eine Sandbank auf der der Wasserstand bei hohem Meer nur eine Höhe von 15½ Fuß erreicht und ist in seinem innern Raum, die Oeffnung und die Umgebung der Insel Green ausgenommen, wo kleinere Fahrzeuge sicher Anker werfen oder sich mit Tauen am Lande befestigen können, dergestalt von Sandbänken durchschnitten, daß selbst Canots kaum genug Wasser finden, um sich dem Ufer nähern zu können. Sie bestehen größtentheils aus einer einzigen zusammenhängenden Bank, die bei niederm Meer beinahe oder gänzlich trocken liegt, mit Ausnahme des Theils der sich an der Mündung zweier kleiner Flüsse befindet, die sich im Hintergrund des Hafens ergießen und die von ihrer Mündung an bis auf einige Meilen aufwärts für kleine Kähne schiffbar sind. In der Mitte des Austernhafens liegt die Insel Green, ein kleines Eiland, auf dem Vancouver mehrere Gartengewächse aussäete, die, wenn sie auch aufgingen, wahrscheinlich von Thieren verwüstet wurden, denn es fand sich davon keine Spur mehr vor. Da die Beschaffenheit der Ufer dieses Hafens den neuen Ansiedlern nicht einladend genug schien, um sich hier niederzulassen, so beschlossen sie sich am Hafen der „Prinzeß royal“ niederzulassen, der rückwärts oder westlich vom großen Hafen liegt, und in den große Schiffe einlaufen und ganz nahe am Lande sicher Anker werfen können. Die Kolonisten lagerten Dem zufolge am Fuß des Gebirges, dem sie später den Namen Mont Melville gaben. Es liegt an der nördlichen Küste des Hafens fast eine Meile von dessen Einfahrt und ganz nahe an der Stelle, wo Flinders im Jahr 1801 verweilte. Man fand diese Lage in mannichfacher Hinsicht außerordentlich vortheilhaft; allein unglücklicherweise fehlte es an trinkbarem Wasser, und eben so wenig fand man in der Nachbarschaft zu Bauholz geeignete Bäume. Dieser Mangel an zwei so höchst wichtigen Bedürfnissen trat, vorzüglich in der ersten Zeit, dem Gedeihen der Kolonie sehr hinderlich in den Weg. Den Boden in der nächsten Umgebung des Lagers fand man sehr unfruchtbar, denn einige Fuß unter der Oberfläche zeigte sich nichts als reiner, weißer Sand; an den sumpfigen Stellen hingegen fand man die untern Schichten torfartig. Da sich nun der unfruchtbare Boden für den Anbau einer hinreichenden Menge von Küchengewächsen nicht als günstig erwies, so war man genöthigt zu diesem Zwecke verschiedene Plätze auszusuchen, unter denen das Eiland Green im Austernhafen, obschon sehr klein, sich als der ergiebigste erprobte. Uebrigens ist das Klima der Vegetation so günstig, daß überall, wo man nur ein wenig Dünger beischaffen konnte, die

*) Die hier gegebene geographisch-etnographische Skizze ist von Hrn. Scott Nind, der im Jahre 1826, die nach diesem Theil von Australien abgesendete Kolonie begleitete, und bis zum Jahre 1829 daselbst verweilte. Eine kleinere Notiz über die Einwohner von König Georgs-Sund findet sich bereits S. 647 des Auslandes vor Jahrg.

Ernte sicher und reichlich war. Man baut Erbsen, Blumenkohl, Erdäpfel, Kohl, Gurken u. s. w.; auch Melonen, Türkenbund (eine Kürbisart), Wassermelonen und Mais gediehen leicht während der heißen Jahreszeit; jedoch war auf die letztern Gemüsearten nicht zuversichtlich zu rechnen. Die Insel Green erzeugte Hasenkohl, Malven und wilden Selleri, deren sich die Kolonisten während eines Anfalls von Skorbut mit wirksamem Erfolge bedienten. Der Hasenkohl und der wilde Selleri wuchsen auch am Meeresstrande. Kapitän King bemerkt in dieser Hinsicht, daß seine Mannschaft ebenfalls von einer Art wilder Petersilie (apium prostratum) und einer Art Portulak (atriplex halimus) Gebrauch machte, wovon der letztere besonders ein herrliches Surrogat für Gemüse war. Dieser Seefahrer fügt noch bei, daß er in dieser Gegend keinen Selleri gefunden habe, mithin ist die in dem Berichte des Herrn Nind so genannte Pflanze wahrscheinlich die wilde Petersilie.

Der Anblick des Landes überhaupt ist, wenn auch nackt, doch sehr malerisch; die Hügel hinter der Niederlassung haben Wände und Gipfel von ungeheuren Granitblöcken und sind überreich mit herrlichem Gesträuche bedeckt, unter dem die leuchtende Banksia, die hier eine bedeutende Größe erreicht, die Kingia und die Xanthorrhöa sehr häufig sind. An einigen Stellen, wo der Boden eine röthliche Färbung hat, wachsen zahlreichere und stärkere Bäume, sämmtlich verschiedene Gattungen von Eucalyptus und Casuarina, welche letztere Gattung der Sumpfeiche auf Port Jackson gleicht. Die Bäume sind indeß größtentheils kernfaul und können daher nicht als Zimmerholz verwendet werden. Gegen Norden scheint das Land eben zu seyn; allein eigentlich besteht es aus waldigen Hügeln, die durch Sumpfebenen von einander getrennt werden, die mit einer kleinen Gattung der Banksia bedeckt sind. Die Ebenen sind mit strauchartigen Pflanzen bekleidet; Graswuchs gibt es nicht. Ungefähr zwanzig Meilen von der Küste trifft man eine Gebirgskette mit Waldungen bedeckt, deren Holz von guter Beschaffenheit ist und die von den Eingebornen Borringorrop genannt wird. Der Boden ist steinig; doch trägt der tiefere Boden Gräser. Zwanzig Meilen jenseits der Borringorrop befindet sich eine andere Gebirgskette, die Cordschernerref-Berge, die sehr steinig zu seyn scheinen; die Eingebornen versicherten, der Boden sey dort sehr unfruchtbar und enthalte viele Teiche mit Salzwasser. Gegen West und Nordwest scheint das Land wellenförmiger und holzreicher zu seyn; der Angabe der Eingebornen zufolge sind dort die Kangurus häufiger und die verschiedenen Gattungen der Banksia seltener; auch soll die Erde roth und mit kurzem Graswuchse bedeckt seyn. Zwischen dem Hafen der Princeß royale und dem Hafen Ellypse besteht das Land aus kleinen, wellenförmigen, mit Baumgruppen untermischten Hügeln; der Boden ist theils wenig tief und roth, aber nicht lehmig; theils besteht er aus schwarzer, mit einem weißen Sand vermischter Pflanzenerde. An einigen Stellen findet man zarten Graswuchs, im Ganzen aber sind die Pflanzen hart und trocken.

In allen Theilen des Landes findet man Teiche von stehendem Wasser, und darunter einige von ziemlicher Größe. Das Wasser derselben ist durchaus dunkelfärbig und hat einen sehr unangenehmen Pflanzengeschmack. Einige dieser Seen sind salzig, doch werden sie von Enten, Schwänen und Duckenten besucht. Die vorherrschende Gebirgsart in der Nachbarschaft der Kolonie ist der Granit, und man vermuthet daß auch die Borringorrop und die Cordschernerref daraus bestehen; längs der Küste finden sich Kalkfelsen und am niedern Strand, vorzüglich gegen Westen, herrscht eine rauhe, harte, eisenhaltige Steinart vor, die hie und da von einem röthlichen, nicht tiefen Erdreiche bedeckt ist. Der Kalkboden vorzüglich, ist mit vielen kleinen Hügeln bedeckt.

Von den Winden der Jahreszeiten etwas zu sagen, ist, ihres unregelmäßigen Eintritts wegen, sehr schwer. Die Ostwinde stellen sich gewöhnlich im September ein und dauern die Monate Januar, Februar und März hindurch; diese Zeit kann man als den Sommer ansehen. Anfänglich sind die Winde sehr stark und das Wetter ist regnerisch; später, im März und April, bläst der Wind aus Norden, Windstille tritt häufig ein, die Witterung ist schön und warm und das Thermometer steigt bis auf 98° (29° 33). Im Junius und Julius sind die Westwinde anhaltender, und im August und September sind die Südostwinde am häufigsten. Das Wetter ist gewöhnlich schön, und im Oktober und November regnet es zuweilen. Der erstickende Nordwind, von dem man in Sidney zu leiden hat, weht auch zuweilen in König Georgs-Sund, wo den Sommer hindurch Gewitter sehr häufig sind. Das Klima ist im Ganzen schön, und der Regen fällt reichlich genug, um die Vegetation zu befördern. *)

Zustand der Wissenschaften in Italien.

2. Das lombardisch-venetianische Königreich.

(Fortsetzung.)

Die Erzählungen des Boccacio, Bandello und der übrigen „Novellieri", aus denen Shakspeare und Lafontaine so glücklich schöpften, sind zwar köstliches Gestein in der Krone der italienischen Literatur, ermangeln aber des eigentlichen Romanschliffes. Die eigentlichen italienischen Romane sind gleich den provençalischen, aus denen Artosto, Bojardo, Pulci u. s. w. den Stoff zu ihren Gedichten schöpften, in gebundener Sprache. Foscolo versuchte diese Lücke der italienischen Literatur, im Anfang dieses Jahrhunderts, durch seinen Jacopo Ortis auszufüllen; allein dieses Werk erinnert, bei allen eigenthümlichen Schönheiten, doch zu sehr an Goethe's Werther, als daß man es als Meisterwerk in dieser Gattung Poesie gelten lassen möchte. Manzoni fand daher das Feld noch fast unbetreten, als er seine Verlobten schrieb, und der Beifall, mit dem dieses Werk aufgenommen wurde, bewies, wie sehr der Man-

*) Als Herr Nind im Oktober des Jahres 1829 von König Georgs-Sund abreiste, zählte die Kolonie, wie bereits erwähnt, 52 Personen, und hatte noch keine großen Fortschritte gemacht; zehen Häuser waren theils aus ungebrannten Backsteinen, theils aus ausgestochenen Rasenstücken, mit Mörtel und Flechtwerk aufgeführt, und mit Dächern aus Binsen oder strauchartigen Pflanzen versehen. Man nannte die Niederlassung anfänglich Frederick Town; da jedoch dieses Namens in den offiziellen Berichten nicht gedacht wird, so weiß man nicht, ob er beibehalten wurde. Man glaubte sogar eine Zeit lang, die Ansiedelung werde gänzlich verlassen werden, da man indeß an der Geographenbai gutes Land entdeckt, und über das Innere günstige Berichte erhalten hat, so wird man sich wahrscheinlich entschließen, dort zu bleiben.

gel an Romanenlektüre von seinen Landsleuten gefühlt wurde. Einige glauben, Manzoni habe in diesem Roman auf den Papst, als den künftigen Schöpfer der italienischen Wiedergeburt, hinweisen wollen, und diesen Gedanken seinem Werke zum Grunde gelegt; wenn nun Dieß wohl die innere Ueberzeugung seines Herzens seyn mag, so wollte doch Manzoni schwerlich seinen Roman dem Zweck einer politischen Abhandlung unterschieben. Der Dichter sprach den tief gefühlten Schmerz über das Unglück seines Vaterlandes mehr in den Chören des Carmagnola aus, dort wo zwei italienische Völker sich bekämpfen. Die steigende Angst des Dichters, wenn er ausruft:

„Ahi . . . .
Ahi sventura . . .
Ahi sventura, sventura, sventura" *),

fühlt wohl jedes italienische Herz mit, und wird gewiß tief durchschnitten bei diesem zerreißenden Schmerzruf. Wenn es übrigens Männer gab, die Italiens Wiedergeburt vom Vatikan aus erwarteten, so konnte man ihnen ehemals sagen: „Schlagt die Geschichte auf und leset"; gegenwärtig kann man ihnen zurufen: „Schlagt die Augen auf und sehet!"

Manzoni arbeitet gegenwärtig an zwei neuen Werken, das eine wird über die neuere Philosophie, das andere über die italienische Literatur handeln; zu bedauern nur ist es, daß seine erschütterte Gesundheit ihm nicht angestrengte Arbeiten erlaubt. Kaum getraut er sich, allein auszugehen, und man sagt, daß er oft von der furchtbaren Einbildung gequält werde, ein Abgrund gähne an seiner Seite. Seine Feinde wollten behaupten, er affektire Dieß, um sich eine Aehnlichkeit mit Pascal zu geben; allein um ihm so Etwas aufzubürden, muß man nicht den einfachen Charakter und die wahrhaft rührende Bescheidenheit Manzoni's kennen, und ihn nicht in Gegenwart von Fremden, wie ein schüchternes Mädchen, verwirrt gesehen haben.

Man kann Manzoni nicht von Grossi, einem seiner vertrautesten Freunde trennen. Letzterm verdankt man zwei schöne Novellen in Versen: Ildegonda und die Entflohene. Grossi schreibt mit sehr vielem Glücke den mailändischen Dialekt, dessen sich auch Porta und Bossi mit so großer Gewandtheit bedient haben. Sein Orpheus ist ein Muster von originellem und launigem Humor. Auch ein episches Gedicht in romantischem Geiste: „Die Lombarden im Kreuzzug" ist von ihm, machte jedoch, ungeachtet großer einzelner Schönheiten, im Ganzen weniger Glück als seine Erzählungen. Gegenwärtig schreibt er an einem neuen Romane, der „Krieg von Cremona", dessen Druck in Kurzem zu erwarten steht.

Beccaria und Verri bildeten um sich her eine Schule ausgezeichneter Publizisten und Staatsökonomen, deren Zahl sich jedoch gegenwärtig mit jedem Tage vermindert. Melchior Gioja — der Verfasser der Philosophie der Statistik — starb vor unlängst, nachdem er kaum einen Kerker verlassen hatte, und der ehrwürdige Verfasser des Colbertismus — Mengotti — erlag einer gewaltthätigen Absetzung. Noch aber lebt jener stoische Geist Romagnosi's, der muthvoll gegen alle ihn umgebenden Schwierigkeiten kämpft. Romagnosi, in der Umgegend von Piacenza geboren, that sich schon frühzeitig durch seine Schrift über den Ursprung des peinlichen Rechts hervor. Während der Kriege, die gegen Ende des verflossenen Jahrhunderts in der Lombardei wütheten, zog er sich nach Trient zurück, wo er sich dem Studium der Physik und Naturgeschichte ergab. Hier war es, wo er im Jahre 1802 zum ersten Male die Abweichung der Magnetnadel beobachtete, wenn man dieselbe mit galvanischen Einwirkungen in Verbindung setzt; eine wichtige Erscheinung, die dem Elektromagnetismus zur Grundlage dient. Bald darauf wurde er von der neuen italienischen Regierung nach Mailand berufen, und mit der Abfassung eines peinlichen Gesetzbuches für Italien beauftragt. Die Art, wie er sich dieser Aufgabe entledigte, trug ihm große Lobeserhebungen ein. Um dieselbe Zeit ließ er seine schöne „Einleitung in das allgemeine Staatsrecht" und andere tiefgedachte Werke erscheinen. Nach einander zum Lehrer an der Hochschule von Parma und Pavia ernannt, bekleidete er auch nebenbei wichtige Funktionen bei dem Justizministerium in Mailand. Nach dem Sturze Napoleons verlor Romagnosi alle seine Stellen, und wurde zu Venedig ins Gefängniß geworfen, wo er sein Werk über den „Elementarunterricht der mathematischen Wissenschaften" schrieb. Nachdem er endlich seine Freiheit wieder erlangt hatte, kehrte er nach Mailand zurück, wo er noch jetzt in ehrenvoller Dürftigkeit lebt. Obgleich schon hoch betagt, legt er doch noch eine erstaunenswürdige Thätigkeit an den Tag, und gab erst neulich noch eine Sammlung der Schriften Zanotti's und Stellini's, über die Moralphilosophie der Alten heraus. Auch arbeitet er an den statistischen Annalen Lampato's und andern periodischen Schriften mit.

Unter den Gelehrten, die sich mit dem Studium der Geschichte beschäftigen, gebührt dem Grafen Pompeo Litta der erste Rang. Der Graf Pompeo Litta weihte sein Vermögen wie sein Talent der Herausgabe eines großen Werkes, das eben so wichtig ist für die Geschichte überhaupt, als für die Kunstgeschichte insbesondere: „Die berühmten Familien Italiens" sind keineswegs eine dürre Sammlung von italienischen Stammbäumen, sondern dieses Werk enthält treffliche Lebensbeschreibungen der ausgezeichnetsten Männer, die Italien hervorgebracht hat, und die entweder selbst Künstler und Gelehrte, oder durch ihre freigebige Aufmunterung Kunst und Wissenschaften mächtig gefördert. Ferrario verdankt man wichtige Forschungen über die Ritterromane des Mittelalters, über die Raynouard im „Journal des Savans," zu seiner Zeit ausführlichen Bericht erstattete. Derselbe Gelehrte hat auch mit Landriani einen trefflichen Versuch über „die Geschichte der Theater" herausgegeben. Defendente Sacchi ließ eine gelehrte Geschichte der griechischen Philosophie erscheinen und leitet die große Sammlung der Metaphysiker, die zu Mailand in Druck gegeben wird. In Gemeinschaft mit einem seiner Verwandten, Joseph Sacchi, stellte er auch interessante Untersuchungen über die Baukunst der Longobarden an. Der Graf Castiglioni beschrieb mit großer Gelehrsamkeit die kufischen Münzen des Museums von Mailand und gab verschiedene Abhandlungen über wichtige Fragen der morgenländischen Literatur heraus. Neuerdings machte er ein Fragment des Ulphilas bekannt, das Mai früher in den Palimpsesten der ambrosianischen Bibliothek entdeckt hatte. Cattaneo, der mit großem Eifer zur Gründung des schönen numismatischen Museums zu Mailand mitgewirkt, gab gelehrte Untersuchungen über

*) O! — O Unglück! — O Unglück! Unglück! Unglück!

ungerische Denkmäler und einige andere Monumente des Mittelalters heraus. Endlich verdankt man Bossi, einem Manne von erstaunlich umfassender Gelehrsamkeit, eine Geschichte Italiens und Forschungen in fast allen Zweigen des menschlichen Wissens.

(Fortsetzung folgt.)

Die Heuschrecken in der Ukraine.

(Aus Boplan's Beschreibung der Ukraine im siebzehnten Jahrhundert.)

Die zahllose Menge von Heuschrecken in der Ukraine erinnert an die Plagen Aegyptens. Ich sah, wie diese Geißel die Ukraine mehrere Jahre nach einander verheerte, besonders in den Jahren 1645 und 1646. Die Heuschrecken fliegen nicht zu Tausenden, nicht zu Millionen, sondern in Wolken einher und bedecken eine Strecke von 6 bis 8 Meilen in der Länge und 2 bis 3 Meilen in der Breite. Fast jährlich werden sie aus der Tartarei, Cirkassien und Mingrelien durch die Ost- und Südostwinde herbeigetrieben, und verzehren das noch grüne Getreide und das Gras auf den Wiesen; wo nur die Schwärme hinkommen oder zur Erholung anhalten, da ist nach zwei Stunden kein Gräschen übrig und die Theuerung aller Lebensmittel wird furchtbar. Das Unglück wird noch tausendmal größer, wenn die Heuschrecken nicht bis zum Anfang des Herbstes verschwinden, denn im Oktober sterben sie; vorher aber legt jedes Insekt gegen 300 Eier in die Erde, aus welchen im nächsten trockenen Frühjahr eine unzählige Menge Heuschrecken auskriechen. Wenn um die Zeit des Auskriechens Regen einfällt, so kommen sie um, und die Ukraine ist für ein ganzes Jahr vor der Verheerung gesichert, falls nicht der Wind neue Wolken aus der Tartarei herbeitreibt. Es gibt kein Wort für die Menge der Heuschrecken; sie erfüllen vollkommen die Luft und verdunkeln das Tageslicht. Ihr Flug läßt sich am besten mit einem Schneegestöber vergleichen, wenn die Flocken durch den Wind nach allen Seiten hingetrieben werden. Wenn sie sich setzen, so bedecken sie das ganze Feld, und man hört nur ein durch das Abfressen der Pflanzen hervorgebrachtes Geräusch. In einer oder zwei Stunden ist das ganze Feld abgeleert; dann erhebt sich die Wolke und fliegt weiter dem Winde nach. In dieser Zeit wird der Glanz der Sonne verdunkelt, und der Himmel bedeckt sich wie mit finstern Wolken. Im Monat Juni 1645 mußte ich zwei Wochen in dem kürzlich erbauten Nowogrod bleiben, wo ich eine Festung angelegt hatte. Als ich die zahllose Menge Heuschrecken sah, konnte ich mich kaum von meinem Erstaunen erholen; das Ungeziefer kroch im Frühjahr in der Umgegend von Nowogrod aus und konnte noch nicht recht fliegen, es bedeckte aber die Erde und erfüllte die Luft dermaßen, daß ich in meinem Zimmer nicht ohne Licht essen konnte. Häuser, Pferdeställe, selbst Schweinställe und Keller waren davon angefüllt. Um die ungebetenen Gäste aus dem Zimmer zu vertreiben, verbrannte ich Pulver, machte einen Schwefelrauch, alles umsonst; sobald man die Fenster öffnete, flog eine zahllose Menge zu gleicher Zeit hinaus und herein. Auf den Straßen flogen sie einem ins Gesicht, setzten sich auf die Nase, auf die Wangen, an die Augenbraunen, sogar in den Mund, wenn man ihn nur zum Sprechen öffnete. So unerträglich Dieß ist, so war es doch unbedeutend im Vergleiche mit der Beunruhigung bei der Mahlzeit; zerschnitt man das Fleisch auf dem Teller, so zerdrückte man zugleich eine Heuschrecke, und öffnete man den Mund, um einen Bissen zu genießen, so mußte man ihn in demselben Augenblicke von eingeflogenen Insekten reinigen; man muß Augenzeuge gewesen seyn, um über diese Plage zu urtheilen. In zwei Wochen verheerten sie die Umgegend von Nowogrod, und als sie Kraft zum Fliegen erhalten hatten, setzten sie sich mit dem Winde nach andern Gegenden in Marsch. Ich sah ihr Nachtlager; Haufen von Kerbthieren bedeckten den Weg mit einer vier Zoll dicken Schichte, so daß die Pferde stehen blieben und nur durch starke Peitschenhiebe vorwärts gebracht werden konnten; sie spitzten die Ohren, sie schnaubten und setzten nur mit großer Furcht einen Fuß vor den andern. Die von den Hufen der Pferde zertretenen und von den Rädern der Wagen zermalmten Ungeziefer gaben einen unerträglichen Gestank von sich, welcher den Kopf angriff. Ich war gezwungen, ein mit Essig angefeuchtetes Schnupftuch unaufhörlich vor die Nase zu halten. Die Schweine fressen die Heuschrecken sehr gern, und werden schnell fett davon; Niemand schlachtet aber solche Schweine, einzig aus Abscheu vor den Heuschrecken, die so großen Schaden anrichten. Die Heuschrecke lebt nicht länger als 6½ Monate; aber sie pflanzt sich für das folgende Frühjahr fort; im Monat Oktober stellt sie ihren Flug ein, dann gräbt jedes Insekt mit dem Schweife eine Grube in den Boden, legt gegen 300 Eier hinein, verscharrt sie mit den Füßen und stirbt. Zur Zeit des Eierlegens vernichtet weder Regen noch Winterfrost diese Keime. Im Frühjahr, in der Mitte Aprils, wenn die Sonnenstrahlen die Erde erwärmen, kriecht die Heuschrecke hervor, aber erst nach 6 Wochen erhält sie die Fähigkeit zum Fliegen; bis zu dieser Zeit entfernt sie sich nicht weit von dem Orte ihrer Entstehung. Wenn ihre Kräfte gestärkt sind, richtet sie ihren Flug nach dem Winde; anhaltender Nordwestwind treibt sie ins schwarze Meer; aber die Winde aus andern Richtungen bringen diese Geißel nach der Ukraine. Wenn im Frühjahr beim Auskriechen 8 bis 10 Tage lang regnerisches Wetter einfällt, so gehen sie sämmtlich zu Grunde, eben so, wenn es im Sommer 8 oder 10 Tage lang fortdauernd regnet, stellen sie ihren Flug ein, kommen um, und die Ukraine wird mit der Verwüstung verschont. Der Sommer ist jedoch in der Ukraine gewöhnlich trocken, und die Einwohner leiden bis zum Oktober durch die Heuschrecken. Dieß ist mir während eines langen Aufenthalts in der Ukraine von diesem Ungeziefer bekannt worden. Sie sind einen Finger dick und drei bis vier Zoll lang. Leute, welche die chaldäische Sprache verstehen, haben mich versichert, auf den Flügeln der Heuschrecken stünden mit chaldäischer Schrift die Worte: Zorn Gottes; ob Dieß richtig ist, überlasse ich Denen zur Beurtheilung, welche die chaldäische Sprache verstehen. *)

Vermischte Nachrichten.

In der letzten Sitzung der französischen Akademie der Wissenschaften las Herr Dureau de la Malle eine Abhandlung über den ägyptischen, sizilianischen und italienischen Papyrus und die Papierbereitung bei den Alten, vor, worin er mehrere bisher bestandene irrige Ansichten berichtigte. Man dachte sich, der Stamm der Papyrusstaude bestehe aus mehreren konzentrischen Blätterlagen, die man nur auseinander zu schlagen brauche, um Bücherrollen daraus zu bilden. Man vergaß hiebei den Unterschied, der zwischen den Stämmen der Dikotyledone und Monokotyledone besteht. Der Papyrus ist eine monocotyledone Pflanze und hat einen dreiseitigen Stängel, der mit einem faserigen Mark angefüllt ist. Die Alten schnitten diese Stängel in kleine Blättchen, die man so an einander legte, daß sie sich mit dem Rande berührten, und durch den von Natur in ihnen enthaltenen gummiartigen Saft zusammenklebten. Ein hierdurch entstandenes Blatt von größerem Umfange hieß Scheda, man beschnitt es an seinem Rande, legte es unter die Presse und ließ es dann an der Sonne trocknen. Zwei solcher Blätter wurden dann so aufeinandergelegt, daß die Fugen der aneinandergeklebten Blättchen in einem rechten Winkel sich kreuzten; dann wurden sie abermals unter die Presse gelegt, und das gedoppelte Blatt hieß jetzt Plagula. Hierauf klopfte man es, und gab ihm einen Leim, der aus Mehl oder auch aus Brosamen, mit etwas Weinessig vermischt, bestand. Dann klopfte man es von Neuem, schabte es, glättete es mit Elfenbein; endlich legte man die zu einem Buche gehörigen Blätter, die selten die Zahl von zwanzig überstiegen, zusammen.

Einer jährlichen und lang herkömmlichen Sitte zufolge bewirtheten unlängst die Eigenthümer der verschiedenen Zeitungsblätter in London ihre sogenannten „Newsvenders," eine zahlreiche und sehr nützliche Klasse von Menschen, die in London auf öffentlichen Straßen die Zeitungen ausrufen und verkaufen. Mehr als sechshundert Personen wurden auf eine sehr glänzende Weise bewirthet. Zuerst setzten sich an dreihundert Knaben, alle wohlgekleidet und von gutem Aussehen, zu Tische. Später kamen die Erwachsenen mit ihren Weibern und Töchtern, und Abends war in einem großen Saale Ball, der bis gegen Morgen dauerte.

*) Der Leser wird Dieß thun können, auch ohne chaldäisch zu verstehen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 206. 24 Julius 1832.

König Georgs-Sund.

2) Die Eingebornen, ihre Kleidung und Waffen.

Die Eingebornen von den König Georgs-Sund umgebenden Bezirken unterscheiden sich nur wenig von denen in der Nachbarschaft von Sydney. Sie sind von mittlerer Größe, zartem Gliederbau, und häufig trift man unter ihnen Dickbäuche. Ihre einzige Bekleidung besteht aus einem Mantel von Kangurufell, der die Schultern bedeckt, nur bis zum Knie hinabreicht und mit einer Binse so an der rechten Schulter befestigt wird, daß der Arm auf dieser Seite frei und ungehindert bleibt. Nur selten gehen sie ohne diesen Mantel aus, dessen behaarte Seite bei Regenwetter nach Außen gekehrt wird; er ist indeß oft so kärglich zugeschnitten, daß sein Besitzer fast für ganz nackt gelten kann; Dieß ist besonders bei Kindern der Fall, die nichts als eine Binde von Fell tragen. Die Häute der Kangurumännchen, als die größten, dienen vorzugsweise zur Bekleidung der Frauen. Diese Mäntel werden auf folgende Weise zubereitet: zuerst wird das Fell mit Pflöcken auf dem Boden ausgespannt, um es zu trocknen; ist Dieß geschehen, so wird es mit einem scharfen Stein zugeschnitten, um ihm die gehörige Form zu geben. Das nämliche Instrument dient auch, um die innere Seite des Felles so lange abzuschaben, bis es glatt und geschmeidig genug ist, und dann wird es mit Fett und mit einer ocherähnlichen rothen Erde eingerieben, deren sich die Eingebornen auch zum Bemalen des Körpers bedienen. Die auf solche Weise zubereiteten Felle werden mit den Schwanzflechsen desselben Thieres zusammengenäht.

Die übrigen Theile ihrer Kleidung sind der Nudlebeul, oder der Gürtel, die Armschienen und der Kopfschmuck. Der Nudlebeul ist eine lange, aus der Wolle des Opossum geflochtene Schnur, die einige hundert Male um den Leib geht; zuweilen wird eine ähnliche auch um den linken Arm und um den Kopf getragen.

Die Unverheiratheten, die mit der Benennung Man dschahlajebs bezeichnet werden, schmücken ihren Kopf mit Federn, Hundeschweifen und ähnlichen Dingen; auch tragen sie zuweilen die Haare lang und rund um den Kopf aufgebunden. Die Weiber tragen weder Schmuck noch den Nudlebeul und schneiden die Haare sehr kurz; nur die jungen Mädchen haben zuweilen ein Nurtill, eine Flechte von Wollenfaden, um den Hals. Die beiden Geschlechter übertünchen sich Gesicht und Oberleib mit dem Palail, einer rothen mit Fett vermischten Farbe, was ihnen einen höchst unangenehmen Geruch gibt; sie bedienen sich dieser Schminke, wie sie sagen, um sich rein zu halten und gegen Sonne und Regen zu schützen; auch das Hauptbaar wird oft mit dieser Salbe eingerieben. So lange dieser Anstrich frisch ist, hat er eine leuchtend rothe Farbe, was ihnen ein sehr seltsames Aussehen gibt. Haben sie Trauer, so ziehen sie einen Kainghin oder schwarzen Strich quer über die Stirne und unter jeden Backenknochen; die Weiber hingegen bemalen sich dieselben Stellen mit großen weißen Flecken. Das Anstreichen des Körpers geschieht bei ihnen nicht wie bei den Eingebornen von Sydney, um sich ein kriegerisches Aussehen zu geben, sondern nur zur Zierde, und wird deßhalb beim Tanz oder Besuch eines benachbarten Stammes nie außer Acht gelassen. In der Jahrszeit, wo sie sich Fett von Fischen oder andern Thieren verschaffen können, versäumen sie nie sich zu bemalen; indeß kamen uns doch auch mehrere vor, die sich nur sehr selten auf diese Art schminkten.

Eben so, wie bei den Eingebornen von Sydney, herrscht auch bei ihnen die Sitte, sich Einschnitte in den Körper zu machen, die erhobene Narben zurücklassen. Vorzüglich auf den Schultern und in den Seiten sieht man solche Narben, die zugleich eine ehrenvolle Auszeichnung und die Abzeichen sind, durch welche sich die verschiedenen Stämme unterscheiden. Auch die Scheidewand der Nase wird durchbohrt, um eine Feder oder irgend einen andern Gegenstand darin zu tragen. Alle diese Verzierungen gelten jedoch durchaus bei Niemand als Abzeichen der Gewalt oder des Ansehens, denn sie werden nur von jungen unverheiratheten Leuten getragen; die eigentlichen Ehrenzeichen sind die Narben, und auch diese dienen, wie bereits erwähnt, mehr um die verschiedenen Stämme zu unterscheiden.

Jeder, der eine Wanderung antritt oder sich vom Lager seines Stammes entfernt, nimmt einen Feuerbrand mit, um im Nothfalle Feuer anmachen zu können; im Winter pflegen sie fast immer einen solchen unter dem Mantel mit sich zu tragen, um sich zu wärmen. Zu diesen tragbaren Oefen bedienen sie sich eines kegelförmigen Stücks vom Holz der Banksia grandis, das die Eigenschaft besitzt lange glühend zu bleiben. Die zusammengerollte Rinde desselben Baumes wird häufig zu gleichem Zwecke verwendet.

Ein solcher Brand wird sehr sorgsam aufbewahrt, und um ihn immer wieder anzuzünden, bedienen sie sich, in Ermanglung anderer Mittel, zweier Stücke Holz, die sie auseinander reiben.

Die Waffen der Eingebornen von König Georgs-Sund bestehen

aus mehreren Arten Sagayen oder Wurfspießen, die sie mit dem Meara oder Wurfholz schleudern; auch haben sie Messer und Hämmer von Stein und den Kenel, eine platte oder gekrümmte Waffe, dem Bumerang der Eingebornen von Neusüdwales ähnlich. *) Die von ihnen mit dem Namen Keid bezeichneten Wurfspieße bestehen aus einem langen etwa fingersdicken Stabe von hartem schwerem Holz, dessen eines Ende durch Schaben mit einem Stein zugespitzt und dann am Feuer gehärtet wird. Die zur Jagd und zum Fischfange bestimmten, Mangoll genannten Wurfspieße, sind mit hölzernen Widerhaken versehen, die sie mit Kanguruflechsen (Pit) sehr künstlich zu befestigen wissen; die Umbindung wird dann mit einem Harz bestrichen, das sie aus einer Abart der Xanthorrhöa ziehen. Diese Waffen sind ungefähr acht Fuß lang. Die längern und schwerern Kriegssagayen sind fünf oder sechs Zoll von der Spitze abwärts mit kleinen scharfen Steinen versehen, die in Harz eingesetzt sind und einer Säge gleichen. An der Spitze selbst befinden sich die kleinsten und so je weiter abwärts, immer größere Steine. Jeder Krieger trägt vier oder fünf solche Lanzen. Der Meara oder Wurfstock ist an Gestalt sehr von jenen verschieden, deßen sich die Eingebornen von Sydney bedienen, denn er ist um Vieles größer, ungefähr zwei Fuß lang, vier Zoll breit und läuft nach beiden Enden schmal zu. Am Griff ist ein Stück Harz (Uanl) befestigt, in dem sich ein Torkil oder scharfer Stein befindet, der dazu dient, die Spitze der Sagaye wieder zu schärfen, wenn sie stumpf geworden. An der Spitze des Meara ist ein Mert oder kleinerer hölzerner Pflock befestigt, den man in ein am Ende des Schafts der Sagaye befindliches Loch bringt und ihn dann daraus fortschleudert. Der Meara wird auch im Gefechte Mann gegen Mann gebraucht. Der Hammer (Koit) ist aus einem Stücke Harz verfertigt, in welches zwei Steine eingekittet werden und das dann an einen kurzen Stock befestigt wird; man bedient sich desselben, um Bäume zu erklimmen, Thiere durch den Wurf zu tödten, die Xanthorrhöa zu fällen und endlich überhaupt statt eines Beils oder Hammers. Das Messer (Taap) ist ein Stab, in dessen Kante scharfe Steine in einer Harzkruste eingekittet sind; da diese Steine in einer Breite von zwei bis drei Zoll neben einander stehen, so hat dieses Instrument viele Aehnlichkeit mit einer Säge. Der Tauk ist ein kurzer Stock, mit dem die Eingebornen kleine Thiere, entweder durch Wurf oder Schlag tödten; solche Thiere sind z. B. der Guerndo, der dem gestreiften Kanguru ähnelt, und der Ualloby oder zierliche Kanguru von Neusüdwales. Der Kenel oder Bumerang wird selten als Waffe gebraucht, und die Eingebornen von Georgs-Sund sind auch in seiner Handhabung nicht so geschickt, als die von Neusüdwales; im Innern des Landes soll diese Waffe, ihrer Angabe nach, häufiger vorkommen und man sich ihrer dort zur Erlegung der Kangurus und zur Beinstigung bedienen.

* * *

3.) Wohnungen und Lagerstellen.

Die Hütten oder Turloits der Eingebornen **) bestehen aus nichts als einigen kleinen in die Erde eingerammten Stangen, die oben wie eine Laube zusammengebogen werden. Diese Hütten, von denen zuweilen zwei mit einander verbunden sind, haben eine Höhe von ungefähr vier, und eine Breite von fünf bis sechs Fuß; die leichte Bedachung besteht aus den Blättern der Xanthorrhöa. Während der Regenzeit werden sie mit einem Dach von Stücken Rinde der Xanthorrhöa versehen, auf die man Steine legt, damit der Wind sie nicht davonführt; gegen üble Witterung gewährt diese Bedeckung jedoch nur sehr geringen Schutz. Diese Hütten werden gewöhnlich an einem, gegen die Wetterseite geschützten Orte, nahe an einem Wasser, aufgerichtet; die Rückseite ist dem herrschenden Winde zugekehrt, und vor dem Eingang wird beständig ein Feuer unterhalten. Eine solche Hütte umschließt mehrere Personen, die hier, in ihre Mäntel gehüllt, neben, ja sogar auf einander liegen; auch den Hunden wird gestattet, einen Theil des Raumes einzunehmen. Ein Lager besteht selten aus mehr als sieben oder acht Hütten; denn die Zeit des Fischfangs und der Jagden mit Anzünden des Waldreviers, wo sie sich in großen Schaaren versammeln, ausgenommen, leben diese Wilden nur in so kleiner Anzahl, selten mehr als fünfzig beisammen, daß zwei oder drei Hütten hinreichen sie zu beherbergen. Die Hütten sind so gestellt, daß man nicht aus einer in die andere sehen kann; die Unverheiratheten bewohnen eine besondere, und die Kinder liegen bei den Weibern in einer großen Hütte, neben der ihrer Männer. In einem solchen Lager wohnen meist die nächsten Verwandten beisammen, und so bilden diese mehr eine Familie als einen Stamm.

Jene Familien, welche ihre Wohnungen an der Küste haben, verlassen sie mit Eintritt des Winters, um ins Innere des Landes zu ziehen, so wie dagegen die dort Wohnenden zur Zeit des Fischfangs nach der Küste wandern. Diese allgemeine Jagd- und Fisch-Zeit ausgenommen, haben die beisammen lebenden Familien das ausschließende Recht in dem an ihre Wohnungen gränzenden Gebiete zu jagen oder zu fischen. Diese Gebiete sind in persönliche Besitzungen abgetheilt, und der Landstrich, der jedem Einzelnen angehört, ist von bedeutendem Umfange. Jedoch ist sein Recht auf dieses Besitzthum nicht so ausschließend, daß nicht auch eine andere Person Anspruch auf die Benützung desselben hätte, und so kann ein solches Gebiet mehr als Eigenthum des Stammes angesehen werden. Alle, die zu diesem gehören, dürfen in ihrem Bezirke Xanthorrhöa fällen, Kangurus, Eidechsen und andere Thiere fangen, und Wurzeln graben; soll aber zum Behufe der Jagd der Boden abgebrannt werden, so muß der Eigenthümer desselben gegenwärtig

*) Kapitän King hat diese Waffe in seinem Reisebericht über die Südländer beschrieben und abgebildet. Australien T. 1. p. 566. T. 2. p. 138 u. f. Man findet sie auch im Atlas der Reisen und Entdeckungen.

**) Die Hütten der verschiedenen Stämme der Eingebornen von Neuholland sind in ihrer Bauart nicht wesentlich verschieden, sondern durchgehends roh und einfach zusammengefügt. Zu Port Jackson bestehen sie aus Baumrinde, die in Gestalt eines Dachs gebogen ist, und sind kaum groß genug, um den Körper zu schützen. Im Port Macquarie haben sie die nämliche Gestalt, sind aber bedeutend größer und vielleicht auch von soliderer Bauart. Die Gestalt der Hütten ist sehr von den Erzeugnissen des Landes abhängig. In den Bezirken, wo die Fieberrinde häufig ist, wie z. B. in der Nähe von Port Jackson an der südöstlichen Küste, liefert diese das beste Baumaterial, das man finden kann, weil sie unburchdringlich gegen Regen ist und also ein zugleich sicheres und warmes Obdach gewährt. Die Kolonisten von Neusüdwales haben ihren Werth kennen gelernt und ihre Dächer theils damit überkleibet, theils auch gänzlich damit bedeckt.

(Anmerk. des Kapitän King.)

seyn. Da die Nahrungsmittel eben nicht im Ueberfluß vorhanden sind, so bleiben sie selten an Einem Orte, und ziehen aus einem Bezirk in den andern, um die Produkte, wie die Jahreszeit sie mit sich bringt, aufzusuchen. Im Winter und im Anfang des Frühjahrs leben sie sehr vereinzelnt, im Sommer aber, wo das Wildpret am häufigsten ist, versammeln sie sich in großen Schaaren zur Jagd.

Zustand der Wissenschaften in Italien.

2. Das lombardisch-venetianische Königreich.

(Fortsetzung.)

Mailand besaß einige Jahre lang den ausgezeichneten Philologen Mai, dem man Entdeckungen von höchster Wichtigkeit verdankt. In den Jahrhunderten des europäischen Barbarenthums, wo Pergament sehr selten war, schabten unwissende Mönche die Handschriften griechischer und römischer Meisterwerke ab, und verwandelten die kostbarsten Blätter des Alterthums in Kirchen- und Gebetbücher. Mai, der bis 1812 fast völlig unbekannt in einer venetianischen Provinz gelebt hatte, wurde um diese Zeit berufen, die Leitung der ambrosianischen Bibliothek in Mailand zu übernehmen, wo er sich vorzüglich mit jenen Handschriften beschäftigte, die man Palimpsesten nennt. Seine Nachforschungen wurden mit dem schönsten Erfolge gekrönt. In wenigen Jahren gab er den Fronton, den Dionysius von Halikarnaß und andere wichtige Werke heraus. Späterhin nach Rom berufen, um der vatikanischen Bibliothek vorzustehen, fand er die berühmte Abhandlung Cicero's von der Republik, deren Entdeckung in der gelehrten Welt so großes Aufsehen erregte. Außerdem aber ließ Mai auch andere Werke erscheinen, die nicht aus den Palimpsesten gezogen waren. So verdankt man ihm ein Itinerarium und eine romantische Geschichte Alexanders, die griechisch geschrieben und ungemein interessant ist. In Gemeinschaft mit dem armenischen Gelehrten Zohrabe, stellte er einen Theil des Eusebius wieder her, von dem das Original verloren, aber eine armenische Uebersetzung erhalten worden ist. Gegenwärtig ist Mai beschäftigt, zu Rom eine neue Auflage der Schriftsteller des Alterthums herauszugeben, von der bereits fünf Bände erschienen sind. Die letzte Lieferung, die vom Jahr 1831 ist, enthält ein Verzeichniß der orientalischen Handschriften, die in der vatikanischen Bibliothek befindlich sind, ein Verzeichniß, das für Alle, die sich mit asiatischer Literatur beschäftigen, von großem Interesse seyn muß.

Obgleich in Mailand kein so gemeinschaftliches Zusammenwirken besteht, wie in Turin; so werden dort die physischen und mathematischen Wissenschaften doch nichts desto weniger mit großem Erfolge betrieben. Der Nestor der italienischen Gelehrten, Oriani, entfaltet dort noch alle Thätigkeit einer kraftvollen Jugend. Von sehr armen Eltern in der Nachbarschaft von Mailand geboren, zeichnete sich Oriani schon frühzeitig durch seine glücklichen Geistesanlagen aus, und erwarb sich die Ehre, unter die Astronomen von Brera aufgenommen zu werden. Im Jahre 1783 gab er Tafeln des kurz zuvor von Herschel entdeckten Planeten Uranus heraus, und bald darauf ging er in einer wissenschaftlichen Sendung nach Frankreich und England. Nach seiner Rückkehr in die Lombardei wurde er von der Regierung beauftragt, mit Cesaris die Messung des Meridianbogens zu leiten. Nacheinander gab er die „Theorie des Uranus," des Merkurs, und mehrere sehr denkwürdige Abhandlungen über die Planetenstörungen heraus. Oriani war im Jahre 1801 der erste, der das von Piazzi beobachtete neue Gestirn (die Ceres), das dieser Astronom für einen Kometen hielt, als einen Planeten erklärte, was auch die spätere Erfahrung bestätigte. Man verdankt ihm „Elemente der sphärischen Trigonometrie," die zwar schon vor fünf und zwanzig Jahren herauskamen, aber noch immer ein klassisches Werk in ihrer Art geblieben sind; außerdem schrieb Oriani auch verschiedene Abhandlungen für die mailändischen Ephemeriden und andere wissenschaftliche Journale. Oriani war einer der ersten beobachtenden Astronomen, die sich zugleich in eine gründlichere Erforschung der Mechanik des Himmels vertieften. Sein Ruf hatte sich indeß so weit verbreitet, daß Carnot, nach dem ersten Feldzuge Bonaparte's in Italien, den Astronomen von Brera der besondern Rücksicht des jungen Generals empfahl. Bonaparte wollte nach seinem Einzug in Mailand den Abbé Oriani sehen, und machte ihm die glänzendsten Anerbietungen; allein dieser lehnte Alles standhaft ab, und erbat sich als die einzige Vergünstigung, ihn seine Studien in Ruhe fortsetzen zu lassen. Napoleon forderte ihn auf, sich wenigstens jedesmal, wann er von der französischen Regierung Etwas zu verlangen habe, unmittelbar an ihn selbst zu wenden. Als bald darauf die Lehrer an der Hochschule von Pavia ihre Besoldung nicht mehr ausbezahlt erhielten, baten sie Oriani um seine Fürsprache, und dieser fragte bei dem General Bonaparte in Livorno an: „s'il voulait prendre les sciences par la famine?" Auf der Stelle erfolgte der Befehl, die rückständigen Besoldungen flüssig zu machen. Als einige Jahre später Napoleon nach Mailand gekommen war, um sich die eiserne Krone aufzusetzen, erinnerte er sich jener strengen Worte, und fragte den Astronomen von Brera lächelnd, ob die Besoldungen der Professoren richtig ausbezahlt worden seyen. Nachdem Oriani nacheinander ein reiches Bisthum und das Ministerium des öffentlichen Unterrichtes, das ihm der König von Italien übertragen wollte, abgelehnt hatte, mußte er am Ende doch sich noch dazu verstehen, die Würde eines Senators und den Titel eines Grafen anzunehmen, entsagte aber deßhalb keineswegs seiner anspruchlosen, einfachen Sinnesweise. Niemand in Italien genoß so sehr das Vertrauen des größten Mannes seiner Zeit, und Niemand machte davon einen edlern Gebrauch. So erhielt auf seine Verwendung Brunacci den mathematischen Lehrstuhl an der Hochschule zu Pavia, und ihm verdankte Carlini, damals noch sehr jung, seine Ernennung zum Sekretär des italienischen Nationalinstitutes. Noch immer lebt Oriani auf demselben Observatorium von Brera, wo er während eines Zeitraumes von fünfzig Jahren die Gestirne beobachtete, und die jungen Männer, die die Bahn der Wissenschaften betreten wollen, ermangeln nicht, in diesem stillen Aufenthalte des ehrwürdigen Greises Rath und Aufmunterung zu suchen, und verlassen ihn nie, ohne ihre Trennung von einem Gelehrten zu bedauern, dessen Geist sich, ungeachtet seines hohen Alters, noch alle Thatkraft und Anmuth der Jugend bewahrt hat.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

In den leztvergangenen dreißig Jahren ist in Beziehung auf den Verbrauch der edleren Metalle eine große Veränderung eingetreten. Seit der Entdeckung von Amerika kam der größte Theil von Gold und Silber aus jenem Welttheile nach Europa. Nach den Berechnungen des Herrn von Humboldt, die mit der größten Genauigkeit und Umsicht gestellt sind, belief sich die Einfuhr edler Metalle, die aus Amerika nach Europa gebracht wurden:

Vom	Jahre	1492	bis	1500	jährlich auf . .	450,000	Dollars
—	—	1500	—	1545	— — .	3,000,000	—
—	—	1545	—	1600	— — . .	11,000,000	—
—	—	1600	—	1700	— — . .	16,000,000	—
—	—	1700	—	1750	— — . .	22,000,000	—
—	—	1750	—	1805	— — . .	35,300,000	—

Die außerordentliche Zunahme der Ausfuhr der Metalle von 1750 bis 1805 fand vorzüglich in Mexiko statt. Herr von Humboldt schreibt diese Zunahme dem Anwachs der Bevölkerung in jenen Gegenden, den Fortschritten in den Kenntnissen und der Industrie, der im Jahre 1778 Amerika ertheilten Handelsfreiheit, der größern Leichtigkeit, sich Eisen und Stahl zu den Bergbauarbeiten zu verschaffen, der Verminderung des Quecksilberpreises, der Entdeckung der reichen Minen von Catorce und Valenciana, und der Errichtung eines Bergwerksgerichtes zu. Herr von Humboldt schäzt die jährliche Ausbeute der Bergwerke der neuen Welt am Anfang dieses Jahrhunderts auf 43,500,000 Dollars (226,200,000 Fr.) in Gold und Silber; und auf 25,000,000 Dollars, was die europäischen Bergwerke in Ungarn, Sachsen u. s. w. abwarfen. Vom Jahre 1800 bis 1810 war der Ertrag der Minen in Amerika in fortwährender Zunahme begriffen. Allein im Jahre 1810 begannen die ersten Erschütterungen, welche die spanische Herrschaft jenseits des atlantischen Ozeans stürzten und mit der Unabhängigkeit Amerika's endigten; von dort an aber läßt sich auch eine bedeutende Verminderung in der Ausbeute der edlen Metalle verspüren. Die Revolution war in diesem Lande vorzüglich den Gold- und Silberbergwerken nachtheilig. Die reichsten Minen gehörten alten Spaniern, die überall der Gegenstand öffentlicher Verfolgung wurden, zum größten Theil auswanderten und die meisten Kapitalien, die sie zum Bergbau verwenden konnten, mit sich aus dem Lande nahmen. Außer dem Nachtheile, den die Bergwerke durch die Entziehung dieser Kapitalien erlitten, wurden auch die wichtigen Gewerke der Minen von Guanaxuato und Valenciana zerstört, und andere Bergwerke, die der Zerstörung entgingen, wurden, von den Bergleuten verlassen, bald unter Wasser gesezt und hiedurch unbrauchbar. Jacob in seinem merkwürdigen Werke: „Consumption of the precions metals“ hat mit der größten Mühe alle auf die Abnahme des Bergwerksertrages seit 1810 bezügliche Thatsachen gesammelt. Die gesammte Ausbeute der amerikanischen Minen, die brasilianischen mit einbegriffen, während der lezten zwanzig Jahre, die 1829 zu Ende gingen, belief sich auf 2,618,419,200 Fr., was jährlich 130,920,960 Fr. gibt, eine Summe, die um die Hälfte geringer ist, als der Ertrag selbst zu Anfang und während der ersten zehn Jahre des neunzehnten Jahrhunderts. Auch die Bergwerke von Europa haben in ihrer Produktion während der lezten zwanzig Jahre eine Verminderung erlitten; nur die Rußland gehörigen Minen lieferten einen erhöhten Ertrag. Nach Herrn von Humboldt zieht Rußland aus seinen Bergwerken ein jährliches Einkommen von 61,250,000 Fr. Uebrigens kann sich der Gesammtbetrag der Bergwerke von Amerika und Europa, die russischen mit einbegriffen, auf 150,000,000 bis 150,000,000 Fr. belaufen, was 112,000,000 bis 115,000,000 Fr. weniger beträgt, als die jährliche Produktion der Bergwerke zu Anfang des 19ten Jahrhunderts.

•

Fourier's neues Journal führt den Titel: „Le Phalanstère, Journal pour la fondation d'une phalange agricole et manufacturière associée en travaux et en menage.“ In der ersten Nummer desselben, die bereits erschienen ist, heißt es: „Wir haben das Problem der gesellschaftlichen Ordnung umgekehrt und von der entgegengesezten Seite zu lösen versucht. Seit vierzig Jahren verliert man die Zeit auf der Oberfläche; wir gehen auf den Grund, auf den Haushalt, auf das tägliche Leben, auf die individuellen Interessen jedes Augenblicks ein; und von diesem Gesichtspunkte aus wird Das, was für Andere die Hauptsache ist, für uns nur Nebensache. Man sucht und schlägt gesellschaftliche Synthesen vor. Nun ist aber die wesentliche Bedingung dieses Strebens: primo vivere, deinde philosophari. Zuerst muß man leben, um die Moral zu hören und vor Allem sie in Anwendung zu bringen. Die Industrie ist die Nährmutter des physischen Lebens; der Inbegriff des physischen Lebens ist der Haushalt, und die Grundlage des Nationalhaushaltes ist die Subsistenz des Volkes. Hier liegt, mit Erlaubniß der großen Publizisten sey es gesagt, der Hauptgrundstein der Politik. Wir werden durch eine Aktiengesellschaft eine Quadratstunde, oder auch noch weniger, Grundstücke zu kaufen oder zu miethen suchen, und die häusliche, agrikole und manufakturielle Association ausführen, um allmählich zur Nachahmung aufzumuntern. Wir kennen keinen bessern Proselytismus, als das Beispiel, keinen überzeugendern Beweis, als den des Fingers, des Auges und der Wohlthat. Es handelt sich zwar nur von einer Kombination der Industrie und des Haushaltes. Indeß wissen wir wohl, daß es in der Bestimmung des Menschen noch etwas Anderes gibt als das physische Leben, und wir selbst bekennen uns zu der Lehre, daß die Neigungen der Seele über dem sinnlichen Begehren stehen müssen. Allein in einer wohlgeordneten Reihenfolge sezt die höhere Stufe immer eine untere voraus, die sie nicht zerdrückt, sondern auf die sie sich stüzt; so auch muß der Mensch, bevor er sein hohes Antliz zum Himmel erhebe, mit den Füßen fest auf der Erde stehen; deßhalb beginnen wir denn auch mit dem materiellen Leben.“ — Gegenwärtig ist die Gesellschaft des „Phalanstère“ beschäftigt, die zu ihrem Versuche nöthigen Kapitalien zusammenzubringen und in der Nähe von Paris ein zu ihrem Unternehmen geeignetes Grundeigenthum an sich zu bringen, wo sie 12- bis 1500 Proletarier beschäftigen will. Selbst wenn man annehmen wollte, daß durch Fourier's System keine Vervollkommnung in der Kunst, zu produziren, hervorgebracht würde, behaupten seine Anhänger, werde doch wenigstens das Verfahren der häuslichen Association die Ausgaben auf weit vortheilhaftere Weise verwenden. In der bisherigen zerstückelten Haushaltung bedurfte man bis jezt für dreihundert Familien dreihundert Feuer, dreihundert Keller, dreihundert Speicher u. s. w., überdieß noch wenigstens dreihundert Weiber für die Küche. Alle diese unnöthig vervielfältigten Ausgaben lassen sich sehr vereinfachen. Ein halb Duzend Weiber, große Küchengeschirre, ein einziges Feuer würden zur Bereitung der Nahrungsmittel hinreichen, die man viel gesünder, im größerm Ueberfluß und zu weit wohlfeileren Preisen bereiten könnte. — Gleich wohlthätige Reformen werden auch im Handel vor sich gehen, der gegenwärtig aus Mangel gemeinschaftlichen Zusammenwirkens auf lästige Weise eine Menge Arme in Anspruch nimmt. Wenn so hundert Handelsleute, Jeder einen Tag, zubringen, einige Maaße Hülsenfrüchte zu verkaufen, die ein einziger Mensch eben so gut hätte verkaufen können; so ist klar, daß der Werth dieser Früchte durch den unproduktiven Preis von 99 unnüzen Tagen vergrößert wird. Allein nicht bloß in den Aufwand soll größere Ersparniß gebracht werden, auch eine produktivere Art der Arbeit will Fourier schaffen, mit dem einfachen Grundsaze voran, daß das erste Recht eines Associirten in dem Recht auf Arbeit besteht — das wichtigste Recht von allen, und das bisher stets in dem langen Verzeichniß der Menschenrechte vergessen worden ist. Doch auch mit der Zusicherung des Rechtes auf Arbeit ist noch nicht Alles gethan, wenn die Arbeit, wie bisher, mühselig, abstoßend und ungesund bliebe. Jeder würde sich dann nur auf das unumgänglich Nöthigste beschränken, und die Oekonomie des Zeit- und Kraftaufwandes nur zur Förderung der Faulheit dienen. Eine der wichtigsten Aufgaben, die sich Fourier's System gesezt hat, soll also darin bestehen, die Arbeit durch die kürzeste Dauer und die vielfältigste Abwechslung, durch die größtmöglichen Vereinigungen in jeder Funktion u. s. w. anziehend zu machen, so daß das ewige Einerlei, das Geist und Körper abstumpft, aus der Arbeit verbannt werde. Dieß sind, im Allgemeinen angedeutet, die Hauptzüge von Fourier's neuem Haushaltsysteme.

•

In einer jüngst von Dr. Heberden, im königlichen medizinischen Kollegium zu London, vorgelesenen Abhandlung wird behauptet, daß die Einwohner in einem Theil der Hebriden vom Schnupfen befallen werden (catch a cold) so oft ein Fremder sich unter ihnen einfindet. Sonach wäre hier der umgekehrte Fall, wie an andern Orten der Welt, wo Fremde, die ein neues Land betreten, gewissen Krankheiten unterworfen sind, von denen die Eingebornen verschont bleiben.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 207. 25 Julius 1832.

Streifzüge in Calabrien.

(Schluß.)

„Fünf Meilen von Nicastro liegt St. Euphemia, das auf den Ruinen einer alten Stadt erbaut ist und der Bucht den Namen gegeben hat. Der zunächst diesem Orte gelegene Forst war als der Schlupfwinkel der thätigsten Banditenhäuptlinge bekannt. Von diesem Punkt insbesondere erhielten wir Nachricht, daß die Engländer mit den zahlreichen Banden, die in beiden Calabrien zerstreut sind, fortwährend Verbindungen unterhielten. Die Leichtigkeit, hier Landungen vorzunehmen, ließ sie wahrscheinlich diesem Orte den Vorzug geben, da dicht daran hohe Waldberge stoßen, über die man ins Innere des Landes gelangen kann. Der Forst von St. Euphemia ist ungemein dicht und sumpfig und besteht in einem Labyrinthe, in dem sich nur die Banditen zurecht zu finden wissen. Die zahllosen Pfade, die hinein führen, sind so durcheinander verschlungen und so mit Niederholz überwachsen, daß es unmöglich ist, in diesen Wald einzudringen, vorzüglich wenn er noch mit bewaffneter Hand vertheidigt wird. Es gelang auch unsern Soldaten niemals, sich einen Weg hindurch zu bahnen. Ein alter Räuber, Benincasa genannt, einer der berüchtigtsten Namen Calabriens, war der Anführer der verschiedenen Banden, die diese gefährliche Gegend beunruhigten. Mit Mordthaten und andern Abscheulichkeiten lang schon vor Ankunft der Franzosen beladen, konnte er dem Arme der Gerechtigkeit nur dadurch entgehen, daß er sich in diese Wälder warf und eine Schaar verzweifelter Bösewichter um sich versammelte. Verflossenen Herbst machte man einen Versuch, dieses Raubnest zu zerstören, indem man mit Benincasa Unterhandlungen anknüpfte und ihm und seinen Gesellen allerhand vortheilhafte Bedingungen zusicherte; allein die Sache ging so langsam von Statten und wurde mit so wenig Geschick geleitet, daß nichts Wirksames erzielt wurde; während die Räuber aus Furcht, in ihrem Schlupfwinkel aufgestöbert zu werden, sich wieder ins offene Land heraus wagten, und alle Arten furchtbarer Gräuelthaten verübten. Die Angewöhnung an ein gesetzloses Leben und eine wilde und rohe Unabhängigkeit, in der der calabresische Bauer aufwächst, machten bis jetzt alle Amnestien, die man wiederholt versuchte, fruchtlos. Alle Schritte der Güte und Ueberredung betrachteten sie entweder als eine List, oder als ein Zeichen der Schwäche; nur die äußerste Strenge kann also bei diesen Menschen etwas ausrichten."

„Ein anderer Bandit, dessen Grausamkeit ihm den Namen „Il Bioja„ (der Henker) erworben, wüthete mit blutigerem Grimm, als irgend einer seiner Raubgenossen, gegen Franzosen, die das Unglück hatten, in seine Hände zu fallen, und meist tödtete er sie unter den schrecklichsten Martern. Endlich wurde er in einem seiner Angriffe verwundet und gefangen und zum Schaffotte verurtheilt, zu größter Freude Aller, die seine Rache empfunden oder zu fürchten hatten. Die Gräuelthaten, die er verübt, die entsetzlichen Mißhandlungen, die er einem reichen Landeigenthümer, dessen Schweinhirt er früher gewesen war, angethan hatte, empörten viele Einwohner von Cosenza so sehr, daß sie das Gesuch stellten, man möchte den Unmenschen unter eben solchen Qualen sterben lassen, mit denen er gewöhnlich seine Schlachtopfer gepeinigt habe. Man bestand darauf, daß ihm zuerst die Nase aufgeschlitzt werden sollte, dann die Ohren, dann der Mund; kurz sie wollten ihn so langsam zu Tode martern, daß sein Hinsterben bis zur heißen Jahreszeit dauern sollte, wo sie ihn, um die Insekten herbei zu locken, mit Honig bestrichen und lebendig an der Sonne aufgehangen, sein ruchloses Daseyn unter den schrecklichsten Schmerzen enden lassen wollten. Eine große Menge junger Leute aus der Stadt erröthete nicht, ihre Hand zum Vollzug dieser Abscheulichkeiten anzubieten. Natürlich wurden diese Anträge mit Unwillen zurückgewiesen, und der Bioja mit mehreren seiner Raubgesellen gehangen. Alle starben mit einer Gleichgültigkeit, die man nicht sowohl dem Muthe, als einem unbegreiflichen viehischen Stumpfsinn zuschreiben muß. Man denke sich nun, welche widerwärtigen Verrichtungen wir bei den Kriegsgerichten zu vollziehen haben. Meist müssen wir noch in später Tagesstunde hinsitzen, um uns durch mündliche Wiederholung der schon erlebten Abscheulichkeiten das Haar noch einmal emporsträuben zu lassen; wobei die meisten Richter sehr wenig Italienisch verstehen, und ihnen daher die Hauptpunkte der Anklage erst begreiflich gemacht werden müssen. Das scheußliche Aussehen der Angeklagten entscheidet oft ihr Loos; und nicht selten wird eines dieser Galgengesichter nur auf schwache Verdachtsgründe hin verurtheilt. Indeß muß man nicht glauben, daß unsre Herzen so verhärtet und unsre Gemüther so von Vorurtheilen befangen wären, daß wir in Sachen, wo es sich um Leben und Tod handelt, nur auf den Schein hin Urtheile sprechen. Oft schon gelang es

uns, die Unschuld des Angeklagten ans Licht zu bringen, und erst neulich waren wir so glücklich, einen abscheulichen Anschlag zu vereiteln. Eine Abtheilung unserer Truppen lag in einem Dorfe, in der Nähe von Cosenza, einquartirt und mußte von den Einwohnern mit Lebensmitteln versehen werden. Plötzlich nahm der Befehlshaber der Bürgergarde den Bäcker, der das Brod lieferte, in Verhaft und klagte ihn vor dem Kriegsgericht an, er habe Arsenik unter den Teig gemischt. Drei Zeugen setzten ihre Namen unter die Anklage und zur Vervollständigung des Beweises wurden einige Pfunde Teig vorgelegt, den man chemisch untersuchte, und wirklich mit Arsenik vergiftet fand. Solche Beweise schienen mehr als genügend; allein eine Menge Nebenumstände erweckte bei uns doch Zweifel, und zuletzt ergab sich, daß der Ankläger, ein höchst boshafter Schurke, aus keinem andern Grunde den Bäcker ins Verderben stürzen wollte, als weil er ihn tödtlich haßte und seine Tochter zu verführen suchte. Als man ihn vor Gericht ziehen wollte, hatte er sich mit seinen falschen Zeugen aus dem Staube gemacht. Sollte man nicht denken, daß dieses Calabrien, dessen Boden so oft von Erdbeben erschüttert wird, gerade über dem Höllenpfuhle liege, der bei jedem Stoß, den es verspürt, eine Legion Teufel auf seine Oberfläche hinausspeie?"

Ein vollkommenes Gegenstück zu diesen düstern Landschaften und Menschen bildet die Gegend des alten Sybaris, in der, die heiße Jahreszeit ausgenommen, ein ewiger Frühling herrscht. Wer hört den Namen der Sybariten, jenes Volkes von weibischen und salbölduftigen Sardanapalen, ohne an die weichhäutigen Schlemmer im besten antiken Style zu denken, die auf einem umgeschlagenen Rosenblatte sich die Hüfte wund lagen, und Seitenstich empfanden, wenn sie von einer so himmelschreienden Strapatze reden hören mußten?

„Sybaris, sagt der Verfasser, in der Geschichte eben so sehr berühmt durch seine wollüstige Schwelgerei, als durch sein Unglück, ist eine der ältesten und blühendsten Kolonien, die die Griechen an den Küsten Italiens gründeten. Die Milde des Himmels, die Fruchtbarkeit des Bodens und seine Lage zwischen zwei sehr bedeutenden Flüssen, dem Chratis und Sybaris (gegenwärtig Cocillo genannt) wirkten zusammen, um es zu einer der reichsten Städte des Alterthums zu machen. Seine zahlreiche Bevölkerung und die seiner in der Nachbarschaft gegründeten Kolonien, setzten es in den Stand, ein Heer von dreimalhunderttausend Mann unter die Waffen zu stellen. Durch Ackerbau, Künste und Handel bereichert, erhielt es sich lange Zeit einen überwiegenden Einfluß über die ganze Küste von Groß-Griechenland. Die Münzen, Bildsäulen und Vasen, die seinen Untergang überlebten, liefern den Beweis, daß in Sybaris die Kunst die höchste Stufe der Vollendung erreicht hatte. Die weichliche Lebensart der Sybariten wurde zum Sprüchworte, und man findet bei den Alten davon Beispiele erzählt, die unglaublich scheinen. In alle Arten sinnlicher Wollust versunken, und durch Luxus und Weichlichkeit, die unzertrennlichen Gefährten übermäßigen Reichthums, entnervt, beschleunigten sie hiedurch nur ihren Untergang. Die Geschichte, welche die Zeit des Sturzes dieser Republik aufbewahrt hat, vergaß die Ursache aufzuzeichnen, die ihre Feinde so sehr erbitterte, daß sie ihre Rache nur mit der völligen Zerstörung dieser reichen Stadt befriedigen konnten. Fünf hundert acht und sechzig Jahre vor der christlichen Zeitrechnung rückten die Einwohner von Crotona, unter Anführung des berühmten Athleten Milo, der im Gewande und mit der Waffe eines Herkules, und mit dem Preise der olympischen Spiele gekrönt, einherzog, gegen die Sybariten ins Feld, die ihren Feinden ein Heer von dreimalhunderttausend Mann entgegenstellten. Die beiden Heere stießen an der Gränzscheide ihres Gebietes, das durch den Hilias, jetzt Trionto genannt, einen Bergstrom zwischen Rosano und Cariati, getrennt wurde, auf einander. Die Krotoniaten gewannen den Sieg, erlegten den größten Theil ihrer Feinde, und schleiften Sybaris bis auf den Grund. Da hiebei die Dämme, welche beide oben genannte Flüsse im Zaume hielten, niedergerissen wurden, so zerstörte die vereinte Wuth ihrer angeschwollenen Gewässer vollends jedes Gebäude, das noch übrig geblieben war. Die wenigen Einwohner, die dem Verderben entgangen waren, bauten in einiger Entfernung davon die Stadt Thurium, für das man das heutige Terra nuova hält. Die Zerstörung von Sybaris war so vollständig, daß nicht die mindeste Spur von dieser prachtvollen Stadt bis auf unsre Tage gekommen ist. Die beiden Flüsse, die einst diesen Ebenen Fruchtbarkeit liehen und zum Schmucke dienten, haben jetzt die Gegend in einen faulen Sumpf verwandelt, der während der heißen Jahreszeit die giftigsten Dünste aushaucht. Wohl nirgends in der Welt hat sich noch eine so außerordentliche und traurige Veränderung ereignet, denn kaum möchte man, mit allen geschichtlichen Zeugnissen in der Hand, Jemand überzeugen können, daß hier einst eine so reiche und blühende Stadt gestanden; so physisch unmöglich scheint Dieß. Nur wenn man die zahllosen einzelnen Schönheiten der Gegend näher ins Auge faßt, befreundet sich die Phantasie mit dem Gedanken, daß hier Sybaris gestanden haben könne. Ungeheure Berge, mit Städten und Dörfern besetzt, schließen eine unabsehbare Ebene ein, die zu gleicher Zeit von süßem Wasser und Salzfluth überströmt wird, die bisweilen eine weite Strecke ins Innere des Landes eindringt und dann einen unermeßlichen See bildet, der noch die Pracht der Natur erhöht. Dieses ganze weit umfassende Gebiet ist jetzt im Besitz der Herzoge von Cassano und Corigliano. Der Theil des Bodens, der nicht überschwemmt ist, bringt Getreide im Ueberfluß hervor, und die unangebauten Strecken erzeugen, ohne alle Beihülfe von Menschenhand, die Süßholzwurzel. Das übrige Land besteht aus Triften, die sich in unabsehbaren Strecken ausdehnen und während des Winters mit zahllosen Heerden von Hornvieh und Schafen bedeckt sind. Auch Pferde und Maulthiere, auf deren Zucht man große Sorgfalt zu verwenden scheint, werden hier in großer Menge gefunden. Die Racepferde des Herzogs von Cassano insbesondere stehen im ganzen Königreiche in hohem Werthe."

Auf dem Wege längs der Küste von Palmi*) nach Reggio kommt der Wanderer an der Scylla und ihren übel berüchtigten Klippen, den Schrecken der Schiffer des Alterthums, vorbei. Auf den Fel-

*) Palmi liegt an der Seeküste, am Fuße des Monte Corona, und ist eine der schönsten Städte des Landes. Im Jahre 1783 durch das Erdbeben zerstört, wurde sie regelmäßiger wieder aufgebaut. Die Mitte der Stadt hat einen großen viereckigen Platz mit einer prächtigen Fontaine. Die umliegende Gegend ist herrlich und die Einwohner haben ein Aussehen von Wohlhabenheit und Gesundheit, wie man es selten in Calabrien trifft.

sen dieser Scylla steht ein altes Schloß, von dessen Zinnen man zu seinen Füßen die wilden Wasserwirbel toben sehen kann, die durch Meeresströmungen und Scheeren entstehen. Die Wogen brechen sich mit furchtbarem Getöse an den Klippen und stürzen sich brüllend in eine Höhle, die sie durch unaufhörlichen Anstoß in den Felsen gebohrt haben. Die Dichter stellten die scharfen Felszacken, als eben so viele bellende Hunde dar, die bereit waren, die Schiffer zu verschlingen. Seit diesen poetischen Schilderungen ist der gefährliche Engpaß um Vieles erweitert worden, und auch die Schifffahrt hat unendliche Fortschritte gemacht; indeß bleibt die Einfahrt in diese Straße noch immer nicht ohne Gefahr. Die Stadt Reggio war in der alten Zeit durch ihre Lage, ihr Klima und ihren Reichthum berühmt. Das Erdbeben von 1783 zerstörte sie gleichfalls bis auf den Grund, und eine neue Stadt wurde über ihren Trümmern errichtet. Die Gegend umher ist von bezaubernder Schönheit und es ist nicht eines der geringsten magischen Wunder, daß man hier bisweilen die sogenannte „Fata Morgana" erblickt:

„Es ist unmöglich, sich etwas Schöneres zu denken, als die Umgegend von Reggio, die zugleich die mannichfaltigsten und ausgesuchtesten Erzeugnisse hervorbringt. Eine Menge Bächlein und Quellen schlängeln sich vom Fuße des benachbarten Berges in mäandrischen Krümmungen, durch Laubgänge von Citronen- und Orangen-Bäumen, und verbreiten auf ihrem Wege Erfrischung und Fruchtbarkeit. Es ist ein unermeßlicher Garten, dessen Boden mit aromatischen Gewächsen überdeckt ist, und einen Begriff von dem Paradiese geben kann. Die Seegestade bieten aller Orten entzückende Ansichten. Die Meerenge gleicht einem majestätischen Strome, der sich zwischen zwei hohen Bergen Bahn gebrochen hat: die Strömungen der Wogen reinigen die Luft und bringen fächelnde Winde hervor, die die heftige Sonnenhitze kühlen; kurz, das Klima, der Boden und die Lage von Reggio vereinigen Alles, was die wärmste Einbildungskraft nur Zaubervolles und Sinnberauschendes erdenken kann. Diese glückliche Gegend trieb vor dem Krieg einen beträchtlichen Handel mit Seide, Wein, Oel und Orangen. Um das Entzücken, das ich in dieser köstlichen Landschaft genoß, vollständig zu machen, fehlte nur noch die Erscheinung jener wunderbaren Luftgebilde, die man Fata Morgana nennt. Da ich einige Einwohner um eine Beschreibung derselben bat, so versicherten sie mir, obgleich Augenzeugen davon, seyen sie doch nicht im Stande, mir davon einen genügenden Begriff zu geben. Da ich sie nicht selbst gesehen habe, kann ich daher nur in Kürze anführen, was einige Schriftsteller, unter andern Mazzi und Angelucci, davon berichten. Während des heißen Sommers tritt oft eine solche Luftstille ein, daß selbst die Strömungen in der Meerenge ihre Bewegung einstellen, und die See, zwischen den Bergen eingezwängt, steigt einige Fuß über ihren gewöhnlichen Spiegel. Dieses Steigen des Meeres tritt zu einer Stunde des Tages ein, wo alle Gegenstände am Ufer sich in kolossalen Umrissen darstellen. Die schwankende Fläche dieses Meeresspiegels bricht sich in Fassetten, die in tausenderlei Bildern alle Gestalten zurückstrahlen, und Dieß in einer so reißend schnellen Folge, daß ihr Glanz zunimmt oder verschwindet, je nachdem die Sonne eine gewisse Höhe erreicht. Wenn diese Naturerscheinung in einem Augenblick eintritt, wo die Atmosphäre mit elektrischen Dünsten erfüllt ist, so wird der Zauber der in der Luft widergespiegelten Bilder um so herrlicher, wo denn freilich auch die heiße Einbildungskraft der Einwohner, die in den Luftgebilden der Fata Morgana prachtvolle Paläste, Säulengänge und feenartige Gärten unterscheiden will, ihre Farben dazu herleihen mag."

Neben den vielen lebensgefährlichen Abenteuern, die der Verfasser in diesem Lande der Schrecken und Wunder zu bestehen hatte, mag auch noch folgender, minder bedrohlicher Vorfall eine Stelle finden. Von einem Soldaten seines Regimentes begleitet, besuchte er in der Nähe von Cosenza einen Aquädukt, der durch Felsen gehauen war, als er beim matt hereindämmernden Strahl des Tageslichtes, in der Vertiefung der Höhle mehrere verdächtig aussehende Gestalten beisammen kauern sah. Da er unter solchen Umständen sich nicht gern allein in ein Abenteuer einlassen wollte, so eilte er mit seinem Gefährten so schnell als möglich davon, holte Verstärkung herbei, und griff nun die Höhlenbewohner an, die sich endlich als Zigeuner zu erkennen gaben. Der Verfasser macht folgende Schilderung dieses Wandervolkes von ewigen Juden:

„Die Zigeuner Calabriens, gleich allen ihren übrigen Brüdern in Europa, besitzen weder Grund und Boden, noch irgend ein Eigenthum anderer Art, und vermischen sich mit keiner Klasse der Einwohner. Ihre Abkunft ist in so tiefes Dunkel gehüllt, als ihre religiösen Gebräuche, die sie in Höhlen oder im einsamen Walddunkel zu verrichten pflegen. Sie sprechen die Landessprache mit einer etwas fremdartigen Betonung, und ihre eigene Sprache ist offenbar im Oriente daheim. Als angebliches Geschäft treiben sie Kesselflicken und andere Arbeiten in altem Eisen; meist aber leben sie von ihrem Scharfsinn und der Gewandtheit ihrer Finger, indem sie wahrsagen, oder Taschenspielerausflüge auf Märkte und Messen machen, wo sie auch mit Pferden und Eseln handeln, die meist gestohlen sind. Ihre Kleidung ist erbärmlich; ihr Schmutz abscheulich. Meine unvorhergesehene Dazwischenkunft störte sie einen Augenblick in einem Feste; sie begingen eine Hochzeit. Eine alte Hexe stellte mir die junge Braut vor, die meine Hand ergriff, um mir wahrzusagen; ich drückte ihr für die verursachte Störung einen Piaster in die Hand. Sie war ein sehr junges Mädchen, das, abgesehen von ihrer tiefdunkeln Haut, in einem andern Anzuge sich vortheilhaft ausgenommen haben würde; sie hatte dunkle, feurige Augen, schöne Zähne, einen lieblichen Ausdruck in ihren Zügen, und war schlank und zart gebaut."

Zum Schlusse noch das Gefecht von Orsomarzo, wo die französischen Truppen mehr, als irgendwo anders, von den calabresischen Rebellen in die Enge getrieben wurden. Der ganze Bezirk von Castrovillari, in welchem Orsomarzo liegt, war in Aufstand gerathen (September 1810). Die Truppenabtheilung, die ihn zu dämpfen beauftragt war, schmolz durch Krankheiten auf dreihundert fünfzig Mann zusammen. Furchtbare Berge waren zu übersteigen, an grauenvollen Abgründen mußte vorbeigezogen werden, und nicht genug konnte man gegen Hinterhalte auf seiner Hut seyn. Alle Dörfer, durch die sie zogen, fanden sie von den Einwohnern verlassen; einige Patrouillen brachten endlich zwei Hirten ein, „wahre Wilde, deren Jargon kaum zu verstehen war." Indeß brachte man doch so viel aus ihnen heraus, daß die Einwohner der verschiedenen Ort-

schaften, mehrere tausend Mann stark, sich an einem Engpasse versammelt hätten, der auf dem Wege der Franzosen lag, um diese hier zu erwarten. Schnell brach man dahin auf, in der Hoffnung, den Feind zu überrumpeln. Durch einen Umweg gelangten die Truppen unbemerkt auf eine Anhöhe, die die Stellung der Insurgenten beherrschte. Vorsichtig näherte man sich ihnen, und erblickte, als man aus einem dunkeln Wald hervortrat, eine Menge Bauern, die sich hier gelagert hatten, und zum Theile schliefen. Plötzlich gab man auf sie Feuer; die Bauern fuhren aus ihrem Schlummer auf, und flohen über Hals und Kopf, mit Verlust einiger Todten und Verwundeten davon, verfolgt mit dem Bajonnette in den Rippen, bis an den Rand eines schauerlichen Abgrundes, in dessen Tiefe Orsomarzo lag. Die Lage dieses Dorfes ist in jedem Betracht furchtbar. Es liegt in einem tiefen Bergkessel, der von himmelhohen Bergen gebildet wird. Der Weg dahin besteht aus Treppen, die längs den Krümmungen eines Bergstromes hinabführen, der mit donnerähnlichem Gebrülle sich von Fels zu Fels stürzt, und prächtige Wasserfälle bildet. Unten angelangt, durchströmt er das Dorf, und drängt sich durch eine enge Felsenspalte in eine schöne, wohlangebaute Gegend hinaus, die er bewässert, und die einen höchst überraschenden Kontrast mit diesem schrecklichen Abgrunde bildet. Kaum begreift man, wie ein menschliches Wesen auf den Gedanken kommen konnte, sich hier niederzulassen. Der Pfad, der diesem Waldstrome folgt, ist durch Felsen gehauen. Nachdem die Franzosen am Eingange dieser Schlucht einen Posten zurückgelassen hatten, stiegen sie in das Dorf hinab, um sich nach Lebensmitteln umzusehen. Man fand diese im Ueberfluß in den Häusern, die alle verlassen waren, und deren Thüren weit offen standen. Während man beschäftigt war, die Vorräthe zu sammeln, hörte man einige Schüsse fallen, und sah bald darauf alle Berghöhen von bewaffneten Volksmassen erfüllt werden. Der am Eingange der Schlucht aufgestellte Posten wurde geworfen, und mußte sich mit großem Verluste zurückziehen. Die Truppen im Dorfe rückten zu seiner Unterstützung vor, wurden aber mit ungeheuren Steinen und Felsblöcken, die man aus der Höhe herabwälzte, und einem Kugelregen empfangen. Furchtbarer als alles Dieß drang in ihr Ohr das gellende Geschrei der Weiber, „die Furien ähnlich sahen, die kaum den Augenblick erwarten konnten, ihren Durst in unserm Blute zu stillen.“ Es blieb kein andrer Ausweg, als sich aus diesem Höllenabgrunde, in den sie sich unvorsichtigerweise gestürzt hatten, durchzuschlagen, was sie auch tapfer thaten, jedoch nicht ohne den Verlust von mehr als sechzig ihrer Leute.

Vermischte Nachrichten.

In dem Landstriche von Peru, der sich nördlich und südlich von Lima, unter 12° der Breite erstreckt und östlich von den Andes, westlich von dem stillen Ozean umschlossen wird, fällt niemals ein Tropfen Regen. Indeß ist den Winter über die Erde mit einem so dichten Nebel bedeckt, daß ihn die Sonnenstralen nicht zu durchdringen vermögen. Seine Dichtigkeit ist so groß, daß man Gegenstände auf einige Schritte nicht sehen kann; zwischen zehn und zwölf Uhr beginnt er sich etwas aufzuhellen; aber ohne ganz zu verschwinden. Dann kann man weiter umherblicken; doch werden die Sonnenstralen noch immer verdeckt, eben so wie in der Nacht die Sterne. Manchmal verliert sich der Nebel so weit, daß die Sonnenscheibe sichtbar wird, aber ihre Stralen sind dessenungeachtet ohne Wärme. Diese Dünste lösen sich während des Winters in einen sehr feinen Thau auf, der den ganzen Boden durchdringt; indeß fällt er nie so stark, um die Wege zu verderben oder dem Reisenden beschwerlich zu werden; allein er befruchtet die mit Dürre und Unfruchtbarkeit heimgesuchten Orte und verwandelt den unangenehmen Staub der Straßen von Lima in Koth. Der Wind bläst in diesem Lande durchaus von Süden; manchmal auch ein wenig östlich, aber fast stets südlich oder südöstlich. Während der Nebelzeit läßt sich der Südwind nur leise spüren, und eine von Norden kommende, sehr milde Luft bringt jene Nebel hervor. Als Ursache, warum es da nie regnet, gibt man an, weil der Wind beständig von einem sehr kalten Punkte nach einem sehr heißen weht. Die Nebel würden sonach durch eine Mischung warmer Luft, die von Norden herkommt, mit der kältern, die von Süden weht, verursacht.

•

Vor einer der Polizeibehörden in London erschien dieser Tage eine Mistreß Comfort, die sich bitterlich über die schlechte Aufführung ihres Gemahls beklagte, der sie sogar schon thätlich mißhandelt habe. Bei dieser Gelegenheit entspann sich zwischen der armen Frau und dem Polizeibeamten folgendes Zwiegespräch: — Der Beamte: „Wem schreiben Sie die von Ihrem Manne erfahrene üble Behandlung vorzüglich zu?“ — Mrs. Comfort: „Wem Aaders als dem Herzog von Wellington; der wird noch sein Berderden seyn.“ — „Wie? der Herzog von Wellington? Was hat der Herzog von Wellington mit Ihrem Manne zu schaffen?“ — „Ja es ist nur allzu wahr. Mein Alter hat nicht Ruhe noch Rast, wenn er nicht bei der saubern Bande des Herzogs von Wellington sitzt. Morgens, Mittags und Nachts ist er dort, und wenn er zu Hause ist, so träumt er von nichts als von seinem verfluchten Herzog von Wellington.“ — „Liebe Frau, ich verstehe Sie nicht recht. Erklären Sie sich näher. Wie kann der Herzog von Wellington an der schlimmen Aufführung Ihres Mannes Schuld seyn? Ich sollte denken, Ihr Alter, wie Sie ihn nennen, möchte nicht so viel Zeit in Gesellschaft bei Sr. Herrlichkeit zuzubringen Gelegenheit haben, und selbst wenn er im Stalle oder sonst in einem Dienst des Herzogs beschäftigt wäre.“ — „Ja, im Stalle! Ew. Gnaden, wär' er nur im Stalle! 's wäre mir ganz recht. Aber er kommt nicht aus der Schenkstube.“ — „Ah, ich verstehe Sie jetzt. Ihr Mann ist also in das Wirthshaus verliebt?“ — „Ei freilich, Sir.“ — „Und das Wirthshaus, das er gewöhnlich besucht, heißt der Herzog von Wellington?“ — Mistreß Comfort bejahte es und fügte hinzu: könnte sie nur ihren Alten vom Herzog von Wellington losbringen, so würde sie noch einmal so glücklich seyn; aber seit er „bei Herzogs“ ein- und ausgehe, habe sie keinen guten Tag mehr gehabt.

•

Die Bauern im Himalaya haben eine so eigene Art, ihre Kinder einzuschläfern, erzählt ein Reisender, daß ich es lange nicht glauben wollte, bis ich mit eigenen Augen mich davon überzeugte. Das Kind, das ich so eingeschläfert sah, konnte 18 Monate bis 2 Jahre alt seyn, und die Mutter, die während seines Schlafes Getreide in einem Mörser stieß, hatte es auf einer weidengeflochtenen Matte an einen Rasenabhang gelegt, auf dem oben in schmalem Bette eine kleine Quelle vorbeirieselte. Ein Stück zu einer Röhre aufgerollter Baumrinde war am Saum der Quelle angelegt und leitete einen dünnen Faden Wasser hinab, der in der Höhe von ungefähr einem halben Fuß auf den entblößten Schädel des Kindes fiel. In dem Augenblicke, wo ich dazukam, lag der kleine Hindu unter seinem Gießbade in tiefem Schlafe. Die Bauern halten diese Art, ihre Kinder einzuschläfern, der Gesundheit derselben sehr zuträglich, und behaupten, daß unter dieser Begießung baumstarke Bursche heranwüchsen. Allerdings mag dadurch ihr Schädel an Härte gewinnen; ob aber ihre geistige Fähigkeit dabei nicht ein wenig zu sehr verknöchert werde, ist eine andere Frage, die der Verstand der Bauern im Himalayagebirge nicht sehr zu ihrem Vortheil beantwortet.

•

Die durch Cuvier's Tod erledigte Stelle eines lebenslänglichen Sekretärs der Naturwissenschaften bei der französischen Akademie der Wissenschaften erhielt Herr Dulong. Am Lehrstuhle der vergleichenden Anatomie am Jardin des Plantes, der gleichfalls durch Cuviers Tod erledigt wurde, ernannte man Herrn von Blainville.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 208. 26 Julius 1832.

Zustand der Wissenschaften in Italien.

2. Das lombardisch-venetianische Königreich.

(Fortsetzung.)

Das Institut von Brera zählt noch mehrere ausgezeichnete Astronomen. Carlini theilte mit Plana in Turin, wie schon früher erwähnt, den von der französischen Akademie ausgesetzten Preis für die Mondstheorie. Zahlreiche Beschäftigungen hinderten Carlini bis jetzt, seine Arbeit herauszugeben; indeß läßt er sie bruchstückweise in den mailändischen Ephemeriden, deren Herausgabe er schon seit lange her leitet, erscheinen. Diese wichtige Sammlung, die im Jahre 1775 von Cesaris begonnen wurde, enthält sehr interessante Abhandlungen von Oriani, Carlini und andern gelehrten Astronomen; sie ist für Italien, was für Frankreich die „Connaissance de temps" ist, die das „Bureau des Longitudes" herausgibt. — Cesaris, der Oriani in der Leitung der Sternwarte von Brera folgte, beschäftigt sich gegenwärtig fast nur noch mit meteorologischen Beobachtungen. Aus der Vergleichung einer großen Anzahl solcher Beobachtungen, glaubte er beweisen zu können, daß in der Menge des zu Mailand fallenden Regens seit dem letzten Jahrhundert ein Wechsel eingetreten ist. Seine Beobachtungen über die Temperatur, die er seit fünfzig Jahren mit demselben Thermometer, das täglich an demselben Platze hängt, angestellt hat, sind von großem Interesse. — Frisiani, der gleichfalls auf der Sternwarte von Brera angestellt ist, verdient nicht minder einer besonderen Erwähnung. Er ist der Erfinder eines Instrumentes, um die Vertikale bloß durch optische Beobachtungen zu bestimmen, ohne Beihülfe eines Bleidrathes oder einer Wasserwage oder eines schwimmenden Körpers. Eine Beschreibung davon gab er in der „Biblioteca Italiana," und es ist zu hoffen, daß man seine Anwendung in den Observatorien einführen wird. Das Institut von Brera hat unlängst fühlbare Verluste erlitten. Mossoti, einer der geschicktesten Geometer der Lombardei, mußte sein Vaterland verlassen, und sah sich, nachdem er in verschiedenen Ländern von Europa umhergeirrt war, am Ende genöthigt, in Amerika eine Unterkunft zu suchen. Brambilla, der mehrere Jahre lang thätig an der Herausgabe der Ephemeriden mitgearbeitet hatte, kam vor Kurzem elend ums Leben. Piola verließ gleichfalls Brera, und beschäftigt sich seitdem mit mathematischer Analyse. Vor einigen Jahren trug derselbe einen Preis am Nationalinstitute von Mailand, für die Anwendung der Grundsätze der analytischen Mechanik auf mechanische und hydraulische Aufgaben, davon; man kennt von ihm gelehrte Abhandlungen über die Integralen, und andere wichtige Gegenstände seines Faches. Piola hat um sich mehrere junge Gelehrte, wie Casati, Basti, Frisiani u. s. w. versammelt; sie kommen gewöhnlich in einem Saale zusammen, wo alle Möbeln zu analytischen Tafeln herhalten müssen; selbst den Ofenschirm sieht man da mit Integralrechnungen bedeckt. Einer der merkwürdigsten Männer in Mailand ist unbestritten der so bescheidene Professor Belli, der mit sehr beschränkten Hülfsmitteln wichtige Untersuchungen in der Physik anzustellen im Stande war. Belli ist außerdem ein ausgezeichneter Geometer; er benutzte, um die geodätischen und astronomischen Instrumente in eine wagerechte Lage zu bringen, die schon vor ihm gemachte Beobachtung, über die Repulsion erwärmter Körper auf Tropfen einer Flüssigkeit, und bewies, daß es nur einer kleinen Differenz von Wärme auf beiden Seiten des Instrumentes bedürfe, um den Index nach der entgegengesetzten Seite in Bewegung zu setzen. Auch eine Abhandlung über die Anziehungskraft der Atome schrieb Belli, der auch das Gesetz der Erkaltung der Körper zu bestimmen suchte, wobei er eine ausgedehntere Stufenleiter zum Grunde legte, als Dulong und Petit zu ihren schönen Versuchen anwendeten. Belli erfand auch eine sehr sinnreiche Elektrisirmaschine, wo die erste Entwicklung der Elektrizität durch Berührung zweier verschiedenartiger Metalle vor sich geht, wobei diese Elektrizität durch elektrische Atmosphären, wie bei dem Condensator Volta's unendlich vermehrt wird. Ein Freund Belli's, der Stiftsherr Bellani, ist sehr bekannt durch seine meteorologischen Instrumente und Untersuchungen über verschiedene Gegenstände der Physik. Eine vorzügliche Aufmerksamkeit verwendete er auf die Verbesserung der Thermometer; und er war es, der zuerst die merkwürdige Thatsache herstellte, daß das Wasser unter verschiedenen Temperaturen je nach den Gefäßen, in denen es enthalten ist, aufwallt. Eben so machte er zuerst die Physiker auf die Verrückung des Nullpunktes aufmerksam, die mit der Zeit an den Thermometern vor sich geht, und alle Beobachtungen in einem beständigen Irrthum erhält. Gegenwärtig beschäftigt sich Belli mit jenen schön gefärbten Gläsern, die man an Orten findet, wo sich schwefelsaures Wasserstoffgas entwickelt, worüber Bossi vor wenigen Jahren eine gelehrte Abhandlung geschrieben hat. Man kann dieses Feld der Wissenschaft nicht verlassen, ohne der schönen Arbeiten des Ritters Morosi zu gedenken. In der Nähe von Pisa, in Toscana geboren, ent-

wickelte Morosi frühzeitig schon großes Talent für Mechanik und erwarb sich hierdurch den Schutz des Ministers Manfredini, für den er später den berühmten Schachspielautomaten verfertigte, der gegen Ende des verflossenen Jahrhunderts so viel Aufsehen machte. Im Jahre 1799 flüchtete sich Morosi, aus Furcht vor den Ausschweifungen der empörten Aretiner, nach Frankreich, wo er sich durch Erbauung verschiedener Maschinen Hülfsquellen eröffnete, durch die er auch den übrigen Gefährten seiner Verbannung nützlich werden konnte. Nach der Gründung des Königreiches Italien wurde er nach Mailand berufen, wo er den Bau der schönen Münzmaschinen leitete, in denen die Geldstücke durch eine schwache Wasserströmung unter den Prägstock gebracht und von einer metallenen Hand weggenommen werden, die, wenn sie nichts mehr zu thun findet, eine Glocke zieht, um Arbeit zu verlangen. Morosi baute eine Menge anderer sinnreicher Maschinen, von jenem Instinkte geleitet, den man häufig bei den Italienern trifft, und der die Fontana zu Rom und die Mazera zu Turin hervorbrachte. Zum Mitglied des italienischen Nationalinstitutes ernannt, fing er an, den theoretischen Theil der Wissenschaften zu studiren, die er bis jetzt, nur von seinem glücklichen Talente geleitet, praktisch geübt hatte. Man verdankt ihm eine Entdeckung, die für die Wirkung des Wassers in hydraulischen Maschinen von großer Wichtigkeit ist; er beobachtete nämlich, daß das Wasser, wenn es in senkrechter Richtung auf ein Hinderniß stößt, nicht alle seine Schnelligkeit verliert, so daß man seine hervorgebrachte Wirkung bedeutend verstärken kann, wenn man am Rande der Ebene, auf die es wirkt, noch eine Leiste anbringt. Morosi beschäftigte sich auch mit der Entwicklung der Wärme durch die Reibung von Metallen, so wie mit der Anwendung, die man davon auf die Industrie machen kann. Es gelang ihm, hiedurch eine zur Verfertigung der Seide hinreichende Temperatur hervorzubringen, und gegenwärtig ist er beschäftigt, diese Untersuchungen fortzusetzen, die, wenn es gelänge, die bewegende Kraft in eine erwärmende zu verwandeln, in der Industrie eine nicht minder wichtige Umwälzung hervorbringen könnte, als die Verwandlung der Hitze in eine bewegende Kraft in den Dampfmaschinen hervorbrachte.

(Fortsetzung folgt.)

Die neuen Hebriden im Jahre 1830.

(Schluß.)

Am 7 Mai legte sich der Schooner „Minerva" unter Kommando des Kapitains Henri in unserer Bay vor Anker. Dieses kleine Schiff wurde uns sehr nützlich, da es leichter, als das unsrige war, und sich näher bei dem Ufer halten konnte, ohne den Wind zu verlieren. Es wurde zu einem Spitale eingerichtet. Das Sandelholz, welches auf diesem Punkte der Küste in großer Menge wächst, verschaffte uns dennoch wenig Ausbeute, denn das anhaltende Fieber hatte unsere Arbeiter erschöpft und ihren guten Willen gelähmt. Vor der Ankunft der Sandwichsinsulaner lebten die Tonganioten auf ihrer Niederlassung an der Cook-Bay im besten Einverständnisse mit einem benachbarten Stamme Eingeborner, welche die neuankommenden Insulaner für Freunde unserer Verbündeten hielten, und ihnen deßhalb mit Zuvorkommenheit entgegen kamen; allein Manuia bemächtigte sich des Häuptlings dieses gastfreundlichen Stammes, ließ ihn an Händen und Füßen binden, und begehrte ein bedeutendes Lösegeld für seine Freiheit die er ihm wahrscheinlich nicht wieder gegeben haben würde, wenn er nicht durch die ernsten Drohungen des Tonganioten-Chefs dazu gezwungen worden wäre. Wiewohl dieser Vorfall einen friedlichen Ausgang genommen hatte, setzten die Wilden doch wenig Vertrauen auf die erfolgte Aussöhnung; sie entfernten sich in der Nacht von unserm Lager, und unterhielten seit dieser Zeit mit den Insulanern von Sandwich beständige Plänkeleien, welche einer Menge Krieger von beiden Parteien das Leben kosteten. Alle Bestrebungen der neuen Gäste schienen mehr auf Krieg als auf einen friedlichen Verkehr hinzuzielen, denn ihr späteres Betragen zeigte, daß sie ihre zerstörenden Eroberungsplane nicht aufgegeben hatten, da sie bei der geringsten Veranlassung gern Gelegenheit nahmen, ihre Artillerie donnern zu lassen. Der Kapitain Hardy, Kommandant des Snapper, welcher später diese Insel besuchte, nachdem wir sie schon verlassen hatten, sagte uns, daß die Eingebornen für unsere Gräber eine fromme Ehrfurcht beibehielten, währenddem sie jene der Sandwichsinsulaner gänzlich zerstört hatten, sobald diese abgesegelt waren.

Wir verließen am 9 Mai die Bay von Gulantap, um in die Cook-Bay einzufahren, und fanden am Eingange derselben den Becket vor Anker. Ich besuchte den Kapitain dieses Schiffes an seinem Bord, um genauere Kundschaft über die Expedition des Gouvernements von Sandwich zu erhalten, und erfuhr, daß die uns früher zugekommene Nachricht von der verheerenden Krankheit unter ihrer Mannschaft nicht übertrieben war, und daß Manuia's Tod ebenfalls kein falsches Gerücht gewesen sey. Seine Wittwe Kaupene befand sich in Trauerkleidern am Bord des Becket, sammt der Leiche ihres Mannes, welche nach der in Sandwich üblichen Weise einbalsamirt war: d. h. man hatte sie gewaschen und eingesalzen, nachdem die Eingeweide herausgenommen worden waren. Nach dieser Zubereitung ward der Leichnam in ein seidenes Todtentuch gewickelt, und in eine Waffenkiste gepackt, welche mit einem in Theer getränkten Segeltuche überzogen war. Diese Kiste wurde in dem unteren Schiffsraume beigesetzt, und mit einem schwarzen Stück Baumwollenzeug, welches als Leichentuch diente, bedeckt. Zu jener Zeit waren die 120 Insulaner von Sandwich, welche mit dieser Expedition abgesegelt waren, schon auf 67 zusammengeschmolzen, und als der Becket späterhin nach Oahu zurückkam, brachte er nur noch den Sohn und die Wittwe Manuias mit; alle Uebrigen waren umgekommen.

Am 20 März erreichten wir Rotumah, wo wir die an unserm Bord befindlichen Eingebornen an das Land setzten. Am 11 April segelten wir nach Tanna, einer der neuen Hebriden, welche wir, nebst den Inseln Erronan und Immer, am 20sten zu Gesicht bekamen; wir hatten aber auf dieser Höhe gegen einen Meerstrom zu kämpfen, welcher uns nach Westen abtrieb. Der Lootse steuerte nach dem Hafen „Resolution;" allein die Schwäche des Windes erlaubte uns an diesem Tage noch nicht hinein zu fahren. Als die Nacht angebrochen war, zeigten sich die Flammen des Vulkans von Tanna, und dienten uns gleichsam als Leuchtthurm. Am 22 April legten wir uns in dem Hafen oder

vielmehr in der kleinen Bucht „Resolution,“ welche am östlichen Theile von Tanna gelegen ist, und von den Eingebornen Urabadu genannt wird, vor Anker. Letztere säumten nicht mit ihren leichten Pirognen gegen unsern Ankerplatz zu rudern und Lebensmittel zu bringen, welche sie gegen eiserne Ringe und Leinwand austauschten, so daß unser Schiff bald einem Handelsbazar ähnlich sah.

Die Abstammung der Eingebornen von Erromanga deutet auf rein papuanische Race, dagegen schienen jene von Tanna eine Mischung von papuanischem Blute mit asiatischer Race zu seyn. Die Ersteren tragen ihre Haare kurz geschoren, die Andern hingegen lassen sie in langen Locken wachsen, und binden ihre abgetheilten Haarbüschel so lange mit den Fasern einer Baumrinde zusammen, bis sie lang genug werden, um über ihre Schultern herabzureichen. Uebrigens sind die Haare der Einen wie der Andern wollicht. Die Eingebornen von Tanna scheinen sehr stolz auf diesen natürlichen Schmuck zu seyn, welchen sie gemeiniglich durch ein darüber gezogenes netzartiges Geflechte zu verwahren suchen. Auch hüten sie sich wohl, den Wachsthum ihrer Schnurrbärte zu hindern, welche nicht selten eine Länge von 12 Zoll erreichen. Ihre Weiber tragen dagegen die Haare kurz geschoren. Sie besitzen zwar einige jener Annehmlichkeiten der Physiognomie, welche wir an den Europäerinnen rühmen, doch hat ihre Schönheit nicht den Glanz, den wir erwarteten, und es fehlt ihren Zügen jene anmuthige Symmetrie, welche im Allgemeinen den weiblichen Gesichtern so vortheilhaft ansteht. Gleich den Herren der Schöpfung (so nennen sich ihre Männer) übertünchen sie ihren Leib mit einer aus Ruß und Oel zusammengesetzten Mischung; sie haben keine andere Bekleidung als ein Geflecht von Pisangblättern, womit sie sich umgürten, und tragen als Schutz gegen die Sonne eine Kopfbedeckung von gleichem Geflechte. Sie zeigten an unserm Borde eine natürliche Schüchternheit, welche ihnen recht wohl anstand; dagegen machten ihnen ihre Männer mit vieler Galanterie die Honneurs unseres Schiffes. Die mütterliche Zärtlichkeit scheint bei ihnen ein sehr lebhaftes Gefühl zu seyn, denn sie bewiesen zwei kleinen Kindern, einem Mädchen aus Erromanga und einem Mulatten von den Sandwichsinseln, welche sich an unserm Borde befanden, sehr große Theilnahme.*) Zahlreiche Pirognen führten eine Menge Weiber an unsern Bord, welche diese Kinder besuchten, und sie mit Liebkosungen und Geschenken überhäuften. Meistens brachten sie ihre eigenen Kinder mit, um den kleinen Fremden eine besondere Ehre zu erweisen.

Die Eingebornen pflegen dem Gemische, womit sie sich übertünchen, einen Theil rothen Ockers beizufügen, was ihrem Körper ein schmutziges Aussehen gibt, das noch dadurch vermehrt wird, daß sie sich sehr selten oder niemals waschen. Hiedurch entsteht bei den Männern wie bei den Weibern eine Nüancirung in der Haut, welche Einigen ein kupferfarbiges Aussehen gibt, während Andere sich mehr der Negerfarbe nähern. Die Männer sind meist von muskulöser und hoher Statur; sie tragen nichts als einen Gürtel, und sind am übrigen Theile des Körpers ganz nackt. In den Nasenlöchern pflegen sie häufig einen Ring von Schildkrötenschale so einzuziehen, daß er die äußere Nasenwand aufwärts biegt; ähnliche Ringe tragen sie in den Ohren, überhaupt scheinen sie großen Werth auf Verzierungen von Schildpatt zu legen. Auf dem Kopfe tragen sie, wie ihre Nachbarn in Erromanga, einen Schmuck von Federn, und durchfurchen auch, wie jene, anstatt der bei den meisten Insulanern der Südsee üblichen Tatuirung, ihren Leib mit langen aufgeworfenen Narben.

*) Von diesen beiden Kindern ließen wir Eines in Rotumah; das Mädchen aber, Namens Elan, wurde durch Herrn Bennet nach England gebracht, wo derselbe die Sorge für seine Erziehung übernommen hat. Dieses Kind zeigt eine äußerst gefühlvolle Seele, viel Geistesgegenwart, und eine große Vorliebe für die Musik. Schade daß es seine Landessprache ganz vergessen hat. Es wird aber merkwürdig seyn durch diesen Versuch zu erfahren, wie weit sich die geistigen Kräfte eines Insulaners der Südsee durch europäische Erziehung entwickeln lassen. A. d. V.

Einige dieser Wilden waren so begierig, auf unser Schiff zu kommen, daß sie aus Mangel einer hinlänglichen Anzahl Pirognen, in der Eile aus Pisangstämmen Flöße erbauten, und diese gebrechlichen Fahrzeuge mit Kokosästen, welche ihnen als Ruder dienten, gegen unser Schiff lenkten. Ihre Lieblingswaffe ist ein langer zugespitzter Stock, welchen sie mit wunderbarer Geschicklichkeit zu handhaben wissen. Ihre Bogen, Pfeile und Keulen, welche die vollständige Bewaffnung eines Kriegers ausmachen, sind mit weniger Sorgfalt gehalten, als ihre benachbarten Inselbewohner darauf zu verwenden pflegen. Das Abfeuern unserer Waffen flößte ihnen nach und nach weniger Schrecken ein, doch glaubten sie noch immer (wie es die Bewohner Taheitis und der übrigen Inseln Polynesiens lange geglaubt haben), daß das Feuer, welches die Entladung hervorbringt, aus dem Munde des europäischen Soldaten komme. Uebrigens leben die verschiedenen Stämme, aus denen die Bevölkerung von Tanna und der benachbarten Inseln besteht, in ewigem Kriege mit einander: es kamen oft Abgeordnete an unsern Bord, welche nicht nur die Bitte stellten, diesem oder jenem Stamme den Zutritt auf unser Schiff zu verweigern, sondern sie ersuchten uns sogar unsere Artillerie gegen sie zu gebrauchen. Die Tannioten sind besonders mit den Eingebornen von Erromanga in immerwährendem Kriege, weil jene die Letzteren nicht ohne Grund beschuldigen, Kannibalen zu seyn.

Einer unserer Officiere, welcher den Wunsch hatte, das Haupthaar eines Wilden mitzunehmen, konnte dieses nur um den Preis einer Scheere erkaufen. Dieser Handel erneuerte sich noch mehrmals, ich konnte mich aber des Lachens nicht enthalten, als einer dieser Wilden, seinerseits, einem Matrosen den Antrag machte, ihm eine Locke seiner langen Haare für einige Raritäten seines Landes zu überlassen. Ich konnte nicht errathen, war es Spott, oder wirkliche Theilnahme.

Am Morgen des 25 Aprils gingen alle Schiffe, welche in diesen Gewässern lagen, unter Segel. Unsere Bestimmung war nach Manilla. Als wir ungefähr zehn Meilen weit von Tanna entfernt waren, bekamen wir eine sehr deutliche Ansicht des feuerspeienden Berges, dessen dumpfes Geheul wir während unseres Aufenthaltes auf der Insel so oft gehört hatten. Seine schwarzen und kalcinirten Seitenwände bildeten mit dem lieblichen Grün der umliegenden Hügel einen seltsamen Kontrast. — Wir fuhren an mehreren kleinen Inseln vorüber, welche zur Gruppe der neuen Hebriden gehören, und erkannten sehr deutlich Hinschinbroke, Sandwich, die Schäferinseln und viele andere, welche sich, je nach ihrer Entfernung, entweder als schmale grüne Streifen oder als kleine Flächen darstellten. Den 29sten befanden wir uns im Angesichte von Paum, einer sehr hohen vulkanischen Masse, deren Gipfel mit Schnee bedeckt ist; ihr unterer Theil besteht aus Gehölzen oder aus unfruchtbaren Steppen; das Ganze aber bietet einen erhabenen und imposanten Anblick dar. Gegen 6 Uhr Abends erkannten wir auf eine Entfer-

nung von drei bis vier Meilen die Insel Ambrym, welche mit dichten Waldungen bedeckt ist; wir kamen derselben nahe genug, um die Feuer zu unterscheiden, welche die Eingebornen am Ufer angezündet hatten. Sie riefen uns zu, und machten mit einer langen Stange, an deren Ende sie einen hellen Stoff befestigt hatten, mehrere Zeichen, worauf zwei Pirogunen vom Lande abstießen, und in der Richtung gegen uns zu kommen schienen. Die einbrechende Nacht nöthigte sie aber bald umzukehren.

Casimir Perier's Charakter.

(Aus dem „Monthly Magazine.“)

Was war Perier? Wollen wir auf diese Frage den Moniteur, das Debats und das Journal von Paris antworten lassen, so war der letzte Präsident des französischen Konseils der erste Mann der Welt. Bertin de Veau hat ihn über Napoleon gesetzt und Leon Pillet ihn „un puits de science politique“ genannt. Würden wir dagegen dem National, der Tribune und dem Mouvement eine Stimme einräumen, so würden wir ihn als den niedrigsten Menschen, als den Inbegriff eines Wellington und Polignac, schildern hören. Was wir hier von Perier zu sagen haben, schöpften wir aus persönlicher Bekanntschaft, und wir können mit voller Wahrheit erklären, daß wir in ihm stets einen Mann von despotischem und tyrannischem Charakter kennen lernten; einen Mann, der oberflächlich einige allgemeine Kenntnisse, wenig klassische und politische Bildung, aber große finanzielle Talente besaß. Fragt man: welches waren die politischen Grundsätze Casimir Perier's, so nennen ihn die Vorfechter des Justemilien einen wahrhaft konstitutionellgesinnten Minister. Odillon Barrot, Lamarque, Dupont de l'Eure und die übrigen Oppositionsmitglieder dagegen bezeichneten ihn oft als den geheimen Agenten der legitimen Partei in Europa und als die Puppe Metternich's und Nesselrode's. Beide Ansichten sind übertrieben; unsrer Meinung nach hatte der verstorbene Premierminister gar keine eigenen politischen Grundsätze, und war der bloße Vollstrecker der ihm von der doktrinären Partei unter die Hand gegebenen Maßregeln. Alles was Broglie, Guizot, Dupin, Villemain und selbst Louis Philipp in Antrag brachten, wurde bei Perier politisches Glaubensbekenntniß, und da er unbestritten der hartnäckigste Kopf in Frankreich war, so hatte man keine bessere Wahl treffen können, als durch Perier dieß System in Vollzug setzen zu lassen.

Welche administrativen Talente besaß Perier? Das Justemilien hat ihn den Administrateur par excellence genannt. Die Partei der Bewegung beschuldigte seine Verwaltung, Frankreich zu untergraben und ins Verderben zu stürzen. Ohne von Parteilichkeit geblendet zu seyn, muß man sagen, daß Casimir Perier während seiner Verwaltung große Gewandtheit bewiesen, obgleich er oft zu niedrigen Mitteln seine Zuflucht nahm. Unbedingt aber müssen wir den Grundsatz verwerfen, den er in Bezug auf seine Untergebenen aufstellte, indem er sagte: „Ceux qui acceptent des places sous moi ne doivent avoir que ma conscience.“ Diese despotische Maxime wurde, während er am Steuer war, buchstäblich genau befolgt. Alle, die nur im Mindesten selbstständige Grundsätze blicken ließen, wurden auf der Stelle von ihrem Dienste entlassen; und wenn man Casimir Perier des Despotismus beschuldigte, pflegte er zu antworten, daß keine Regierung ohne ihn bestehen könne!!

War Casimir Perier ein guter Minister des Innern? Hierauf kann man, ohne auf die Lobeserhebungen seiner besoldeten Vertheidiger, oder auf die Anklagen seiner Gegner Rücksicht zu nehmen, bloß durch Thatsachen antworten. Als Perier das Staatsruder ergriff, war Frankreich allerdings in einem Zustande großer Gährung, allein die heftigste Krise war bereits vorüber. Polignac und seine Mitschuldigen waren verurtheilt, die Bonapartisten und Republikaner hatten die Hand geboten, die Regierung der neuen Dynastie zu unterstützen, voraus bedungen, daß die Institutionen Frankreichs die benöthigten Verbesserungen erfahren würden. Die Vendéer, die Verbets und die Karlisten des südlichen Frankreichs lagen in einer Art Betäubung. Die Presse nahm noch immer eine vertheidigende Stellung ein, enthielt sich aber der Angriffe. Der Handel litt, aber war doch noch im Gange; in keiner Provinz Frankreichs hatte sich Bürgerkrieg entzündet und Alles schien die Befestigung der neuen Epoche der Freiheit zu versprechen. Casimir Perier, statt den innern Zustand von Frankreich zu verbessern, that Alles — und vielleicht, wenn wir seinen Freunden glauben wollen, in guter Absicht — ihn zu verschlechtern. Lamarque wurde bald darauf sein Kommando in der Vendée genommen, weil er kein Freund der Doktrinäre war, und wenig Wochen verstrichen, so begann der Bürgerkrieg in dieser Provinz; und obgleich man fünfzig tausend Mann Soldaten gegen die Chouans auf den Beinen halten mußte; so haben doch Ermordungen, Plünderungen und Aufruhr dort noch immer nicht aufgehört. Perier errichtete — wahrscheinlich in seinen guten Absichten — eine Art von Geheimkabinet, in welchem seine Censoren die politischen Artikel der Oppositionsjournale untersuchten, und es ist Thatsache, daß die Presse keinen ärgern Feind hatte, als den Premierminister. Zwei Drittheile der politischen Schriftsteller Frankreichs wurden ins Gefängniß geworfen. Casimir Perier erneuerte auch das barbarische System der Haussuchungen und legte darin ungescheut seine despotische Sinnesart an den Tag. Es ist Thatsache, daß Herr Vivien die Polizeipräfektenstelle niederlegte, weil er sah, daß er das blinde Werkzeug von Perier's Despotismus seyn sollte. Sein Nachfolger that dasselbe, und Perier ersetzte ihn durch einen seiner alten Trabanten, und von nun an trug die Polizei alle Spuren der gehässigsten Inquisition an sich. Es wurden Scheinverschwörungen angezettelt, Scheinaufstände veranlaßt und unterdrückt; Blut wurde vergossen und alle Gefängnisse mit den Unglücklichen angefüllt, die in die ihnen gestellte Falle gegangen waren. Rovigo's System wurde in allen Stücken erneuert. Es wimmelte von Spionen, zu deren Unterhaltung die Doktrinäre fünf Millionen für geheime Ausgaben bewilligten. In diesen guten Absichten kaufte Casimir Perier ferner zwei Journale, und unterhielt mit dem Geld des Publikums einen beständigen Krieg gegen das Publikum zur Vertheidigung seiner Administration. In diesen guten Absichten theilte er wichtige Stellen und Missionen seinen Verwandten zu bis ins fünfte Glied. Seine Söhne und Neffen verließen die Bankgeschäfte in der Rue des Luxemburg und wurden mit einem Male Diplomaten, Präfekte und Gesandtschaftssekretäre.

War Casimir Perier ein guter Präsident des Konseils? Keineswegs; er war ein Despot, aber ein Mann, der keinen Nutzen stiftete. Stets versprach er Glück und Wohlfahrt und schuf nur Elend; er sprach von der Ehre Frankreichs, während die französische Nation im Auslande alle Achtung verlor; er verschloß sein Ohr dem Hülfsrufe Polens und Italiens und begünstigte die Absichten der absoluten Mächte. Casimir Perier hat sich Denkmäler in Warschau und Modena gestiftet, und ein Mausoleum darf ihm zu Lyon, zu Nimes, Grenoble und Marseille errichtet werden.

War Casimir Perier jemals wirklich liberal gesinnt? Bis zum Jahre 1827 wurde er dafür gehalten; unter Martignac's Ministerium aber erlosch viel von dem Glanze seines Namens. Man erzählte sich — und berief sich dabei auf Benjamin Constant — Perier habe sich mit den Ministern auf gewisse Bedingungen verständigt, und seine finanziellen Verhältnisse, die damals nicht zum Besten standen, seyen dadurch wieder in Ordnung gebracht worden. So viel ist gewiß, daß Perier während Martignac's Ministerium in der Deputirtenkammer verstummte, allen Partien Karls X fleißig beiwohnte und ein vertrauter Freund dieses Monarchen und seines Sohnes, des Dauphins, wurde. Ueberdieß war Casimir Perier bei dem Ausbruche der Juliusrevolution einer der Letzten, der sich der Nationalpartei anschloß; er verweigerte der Protestation der Deputirten gegen die Ordonnanzen Karls X seine Unterschrift, und, was noch mehr Beachtung verdient, Karls X letzter Akt, bevor er seine Abdankung unterzeichnete, war die Ernennung Perier's zu derselben Stelle, die ihm Ludwig Philipp übertrug.

Sobald Casimir Perier zum Präsidenten des Konseils ernannt war, fiel es den Generalen Lafayette und Dupont de l'Eure wie Schuppen von den Augen, und als man sie fragte, warum sie eine so große Niedergeschlagenheit blicken ließen, erwiderten sie: „Weil wir überzeugt sind, daß Casimir Perier während der bourbonischen Herrschaft sich nur deßhalb der Opposition anschloß, weil er Minister und Pair werden wollte, und wenn ihm seine Absicht fehlschlug, so war es nicht sein Fehler, sondern der seiner Freunde und der Presse.“ Die letzten Worte, die Benjamin Constant vor seinem Tode über Frankreichs Angelegenheiten sagte, waren: „Gott behüte Frankreich, und möge Perier niemals Minister Ludwig Philipps werden!“ Diese Worte schreibt man auch dem ehrwürdigen Pompierre zu.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 209. 27 Julius 1832.

König Georgs = Sund.

4. Jagd, Fischerei und Nahrungsmittel.

Bei ihren Feuer-Jagden, zu denen sich die Eingebornen von König Georgs-Sund des Sommers in großer Anzahl versammeln, gehen sie folgendermaßen zu Werke: „Mit einer Art Fackeln, aus den dürren Blättern der Xanthorrhöa, zünden sie Gras und Gesträuche rings um das Gehölz an, wo das Wild seinen Stand hat; bei der großen Dürre greift das Feuer schnell um sich, und das Wild kann nirgends hinaus entrinnen. Die Jäger, hinter dem Rauche versteckt, vertheilen sich an dem gewöhnlichen Wechsel des Wildes, durchbohren die Thiere, wenn sie vorbeilaufen, mit ihren Sagayen und erlegen so mit leichter Mühe eine große Menge Wildpret. Das Feuer greift bei solchen Gelegenheiten oft auf einer Strecke von mehreren Meilen um sich, verbreitet sich jedoch nur selten allzuweit, weil die Jäger immer nur stellenweise und nach und nach Feuer anlegen. Die Weiber zünden ebenfalls zuweilen solche Feuer an, um die gestreiften Kangurus zu tödten, begleiten aber auch oft ihre Männer auf ihren großen Feuerjagden. Sobald das Feuer abgelöscht ist, durchsuchen die Jäger die Asche nach den Schlangen und Eidechsen, die bei solchen Gelegenheiten in großer Menge umkommen, und holen diejenigen dieser Thiere, die sich etwa in ihre Löcher geflüchtet haben, mit leichter Mühe heraus.

Man bedient sich auch der Hunde, die sie selbst aufziehen, ohne sich jedoch die Mühe zu geben, sie für irgend eine Jagdweise besonders abzurichten. Diese Hunde scheinen eine treffliche Witterung zu haben; sie beschleichen das Wild nach Art der Vorstehhunde, und springen dann darauf ein oder verfolgen es. Die größte Geschicklichkeit derselben besteht darin, die gestreiften und die kleinen Kangurus, so wie auch den Opossum im Lauf zu fangen; sie sind jedoch nicht schnell genug, um Emins (Kasuars) und große Kangurus einzuholen. Der Eigenthümer eines Hundes wird Turt-äh-din genannt, und hat das Recht, einen größern Antheil des erlegten Wildes anzusprechen. Oft leiht er auch seinen Hund gegen einen Theil der Jagdbeute aus.

Diese Hunde werden mit Pflanzennahrung, gerösteten und gestoßenen Wurzeln, den Eingeweiden der erlegten Thiere, und solchen Knochen gefüttert, die für die Zähne der Wilden zu hart sind. Wird diesen Thieren zuweilen zu wenig Futter gereicht, so verlassen sie ihre Herren, um sich selbst Nahrung zu suchen, kehren jedoch meist nach Verlauf einiger Tage wieder zurück. Will der Herr nicht, daß sein Hund mit ihm laufe, so fesselt er ihm einen der Vorderläufe mit einer Binse an den Hals, und läßt ihn an einem schattigen Orte zurück; trägt ihn auch zuweilen auf den Schultern mit sich. Ein Hund von sechs Monaten bis zu einem Jahre wird Dschimmeny genannt, und zur Jagd auf Eidechsen und gestreifte Kangurus verwendet; bis sie dieses Alter erreichen, bleiben sie unter Aufsicht und Pflege der Weiber. Sie bellen nur selten, haben aber ein sehr scharfes Gebiß und schnappen wie die Füchse. Sie sind sehr wachsam, und greifen jeden Fremden an. So lange sie im Zustand der Wildheit leben, werden sie zuweilen von den Eingebornen erlegt und gegessen, ihr Fell wird jedoch nicht benützt. *) Stoßen die Eingebornen auf das Lager einer solchen wilden Hündin mit Jungen, so nehmen sie eines oder zwei mit sich, um sie aufzuziehen; zuweilen folgt dann die Mutter dem Räuber und greift ihn an, was allerdings gefährlich ist, da diese Hunde groß und stark sind; allein meist lassen sie den Raub geschehen und ziehen sich bald wieder langsam zurück.

Die Kangurujagd wird von kleinen Gesellschaften oder auch von einem Jäger allein betrieben. Man wartet einen heftigen Regen oder starken Wind ab, damit das Thier, das ein sehr feines Gehör hat und immer wachsam ist, das Geräusch der Schritte des Jägers nicht höre. Der Jäger schleicht mit der größten Vorsicht heran und es geschieht oft, daß er sich ganz nahe bei dem Kanguru befindet, ohne daß dieses ihn gewahrt. Ist es irgend thunlich, so sucht er sich mit dem Winde im Gesicht zu nähern, und entdeckt er das Thier, so nimmt er seinen Mantel ab, paßt den Augenblick ab, wo es sich bückt oder ihm den Rücken kehrt, eilt dann schnell auf dasselbe los, und verbirgt sich hinter einem Gebüsch. Je näher er seiner Beute kommt, um so leiser schreitet er, immer gebückt, vorwärts, und zwar nur dann, wenn das Getös des Windes das Geräusch seiner Schritte übertäubt. Wendet sich der Kanguru zufällig, so bleibt er unbeweglich, bis das Thier wieder zu grasen anfängt. Auf diese Weise nähert er sich ihm bis auf einige Schritte, und durchbohrt es dann mit seiner Sagaye. So wie es fällt, läuft er hinzu und gibt ihm vollends den Fang, indem er ihm mit sei-

*) Ihr Schweif wird häufig als Zierde am Arm- oder Handgelenke getragen. (Kings Australia.)

nem Hammer den Kopf einschlägt. Das erste, was jetzt geschieht, ist, dem Känguru die beiden Schneidezähne der untern Kinnlade auszubrechen, die als Spitzen für die Sagayen dienen; dann faßt er den Schweif des Thieres, beißt die Spitze desselben ab, und zieht die Flechsen heraus, die er um einen Stock wickelt um sie trocknen zu lassen, bis er ihrer bedarf, um damit einen Mantel zusammen zu nähen oder die Zähne an seine Sagayen zu befestigen. Kleine und große Kangurus werden an sumpfigen Orten auch in Gruben gefangen. Diese Gruben sind mit Zweigen bedeckt und mit Erde überstreut; vorzüglich im Innern des Landes ist diese Art des Fanges üblich.

Der Casuar oder Emiu wird meist im Winter, die Brütezeit dieses Vogels, gejagt. Haben die Jäger ein Nest entdeckt, so verbergen sie sich hinter einem Gesträuche in der Nähe und suchen sich zuerst des Männchens zu bemächtigen; das Weibchen ist ihnen dann so ziemlich gewiß, wenn es anders nicht beunruhigt wurde, in welchem Falle es das Nest verläßt. Obschon dieser Vogel gleich den Kangurus als die leckerste Speise gilt, so wird er doch nur sehr selten getödtet. Auch Eidechsen werden von den Eingebornen gern gegessen und machen zu gewissen Zeiten fast ihre einzige Nahrung aus. Sie beschränken sich auf drei Gattungen; die größte, Mennaar genannt, ist dem Leguan ähnlich, den man in der Gegend von Sydney findet; er ist gewöhnlich lang, dünn und mager, zu einer gewissen Zeit aber wird er fett und gibt dann einen guten Bissen. Der Mennaar macht sich ein Loch in das Nest einer gewissen Gattung Ameisen, das einen Erdhaufen von vier bis fünf Fuß Höhe bildet und im Innern aus sehr harten, festen Zellen besteht, die aus einer harzigen mit Erde vermischten Substanz zusammengefügt sind; dennoch durchbohrt er diesen Hügel vom Gipfel bis auf den Grund und legt ein Dutzend an einander hängender, mit einer zähen, pergamentartigen Haut bedeckter Eier, von der Größe eines starken Taubeneies hinein. Die Ameisen beeilen sich, das von dem Mennaar gemachte Loch wieder zu verschließen und so werden diese Eier nun von der natürlichen Wärme des Ameisenhaufens ausgebrütet. Diese Eier haben einen öligen Geschmack, lassen sich nicht leicht mit kaltem oder warmem Wasser vermischen, sind indeß gut zu essen. Der Occandie, die zweite Gattung Eidechsen, hat eine sehr dunkle Farbe und einen langen, cylinderförmigen Schwanz. Man trifft ihn gewöhnlich auf den Felsen, wo er sich in Ritzen und unter Steinen verbirgt. Auch in Höhlungen in der Erde und in Bäumen hält er sich auf; er ist sehr munter und schnell in seinen Bewegungen.

Die dritte Gattung, der Yuern, hat einen kurzen Schweif, dicken Kopf und verhältnißmäßig ungeheuren Rachen, den er, wenn er angegriffen wird, sogleich aufreißt und eine purpurrothe Zunge hervorstreckt; sein Körper ist mit großen grauen Schuppen und braunen Querstreifen bedeckt, er ist sehr träge und gräbt sich keine Löcher, sondern verbirgt sich im hohen Gras. Das Weibchen trägt zwei große Eier im Leib; bereits gelegte hatte ich nicht Gelegenheit zu sehen; dem Bericht der Eingebornen zufolge gräbt sie das Weibchen unter die Oberfläche des Bodens ein, wo sie von der Sonne ausgebrütet werden. Man findet diese Yuern häufig in Ameisenhaufen, die von Stroh oder Blättern mit Sand untermischt aufgebaut sind; ob sie sich hier aufhalten um ihre Eier zu legen, oder Ameisen zu fressen, vermag ich nicht zu bestimmen.

(Fortsetzung folgt.)

Lander's Entdeckungsreisen auf dem Niger.

7. Ankunft in Kiama. — König Yarro. — Merkwürdige Freundschaft. — Die mohammedanischen Mollams. — Das große Gebet und das Pferderennen.

Der Mussa, ein kleines Flüßchen, scheidet die Königreiche Yarriba und Borgu. Die Lander hatten ihn kaum überschritten, als sie sich in ein völlig von Yarriba verschiedenes Land versetzt fanden, wo eine andere Sprache gesprochen wurde, eine andere Religion, andere Sitten, Gebräuche und Vergnügungen herrschten. Die runden Hütten, die von den Bewohnern von Borgu Catamba, in der Haussa-Sprache Zowley, und in Bornu Cuzie genannt werden, haben in ihrer Mitte einen dicken Baumstamm, der das Dach trägt, und zwei einander gegenüber angebrachte Oeffnungen als Thüren. Vielleicht gibt es nirgends zwei Völker, die so nahe bei einander wohnen und in jedem Betrachte so durchaus verschieden sind, als die Einwohner von Yarriba und Borgu. Jene sind in stätem Handelsverkehre mit einander von Stadt zu Stadt; diese verlassen ihre Städte nur, wenn sie in den Krieg oder auf Raubzüge ausgehen; erstere sind feig und kleinmüthig, letztere kühn, tapfer, voll Stolz und Muth, und scheinen nicht glücklicher, als wenn sie kriegerische Uebungen vornehmen können. Die Einwohner von Yarriba sind sanft, bescheiden und ehrlich, aber kalt und leidenschaftslos; die von Borgu stolz und hoffärtig; zu eitel, um höflich, zu listig, um ehrlich zu seyn; allein sie scheinen eine Ahnung von Liebe und gesellschaftlichen Neigungen zu haben, sind warm in ihrer Freundschaft und heftig in ihrem Unwillen.

Die Lander setzten ihre Reise von Katunga nach Kiama, der Hauptstadt von Borgu, in Gesellschaft einer Fatakie oder Karawane von Kaufleuten fort, die gewöhnlich einen Trommelschläger im Sold haben, der den ganzen Tag über seine dumpfe, heiser tönende Trommel schlägt, um die Lastträger in ihrem Schritte anzufeuern. Die Reisenden einer solchen Fatakie pflegen meist an Daumen und Mittelfinger eiserne Ringe zu tragen, an deren einem sich eine Platte von gleichem Metall befindet; wenn nun einer der Gesellschaft auf dem Wege durch die dichten Urwälder dieses Landes von dem Zuge abgekommen ist, oder sich verirrt hat, so schlägt er beide Ringe an einander, was einen weithin vernehmbaren Schall gibt; die Karawane erwidert dieses Zeichen, und so findet man sich leicht wieder zusammen. Der Weg führte fast ununterbrochen durch prachtvolle Urwälder, wo es Hirsche und Antilopen in Menge gab, aber auch Löwen, Leoparde, Elephanten, Büffel und wilde Esel. Die Reise ging ohne weitere Abenteuer von Statten. Nur Einmal ließen sich einige zwanzig verdächtig aussehende Neger, mit langen Bogen und Pfeilen bewaffnet, blicken, und schienen große Lust zu haben, die Karawane anzugreifen, deren Lastträger, wie sie es bei dergleichen Fällen gewöhnlich thun, eben ihre Bürden abwerfen wollten, um die Flucht zu ergreifen, als einer der Brüder sein Gewehr auf sie anschlug, wodurch die Räuber so erschreckt wurden, daß sie eiligst in das Dickicht des Waldes zurückwichen.

Auch der König von Borgu schickte den Reisenden bewaffnete Reiter entgegen, um sie nach Kiama einzuholen. Diese begrüßten die weißen Männer, indem sie, nicht sehr zu deren Vergnügen, fast dicht unter ihrer Nase die Lanzen hin- und herschwenkten, dann ihre Pferde herumtummelten und bäumen ließen, aber endlich, nachdem sie genugsame Proben ihrer kriegerischen Geschicklichkeit abgelegt zu haben glaubten, vom Pferde sprangen, und sich den Fremdlingen zu Füßen warfen. Es war ein heiterer schöner Abend, als sie sich Kiama näherten; die Bäume und Gebüsche hauchten köstliche Düfte aus, während rechts und links vom Zuge das wohlberittene Gefolge, in orientalischer Tracht, zwischen den Bäumen hindurch seinen Weg suchte und mit erstaunlicher Schnelligkeit bald der Karawane vorausprengte, bald hinter ihr sich anschloß. Dieß Gefolge, so wild und abenteuerlich wie die Landschaft, durch die der Zug sich bewegte, bot dem Auge ein um so überraschenderes Schauspiel, als ihre Lanzen und die silbernen Verzierungen ihrer Turbane im Mondschein erglänzten, während zahllose Feuerwürmer, wie davon fliegende Funken, um sie her stäubten.

König Yarro, ein ältlicher Mann, mit einem fast zahnlosen Munde und einem Bart, wie von weißer Wolle, nahm sie mit großer Güte auf, und schien sehr erfreut, Richard Lander wieder zu sehen. Kaum waren sie in den ihnen zugewiesenen Hütten angelangt, als ein halbes Dutzend von Yarro's Weibern erschien, die große Kalabaschen mit saurer Milch brachten, deßgleichen geschmorte Pfannkuchen und in Reis gedämpftes Rindfleisch, das erste, das den Reisenden noch in dieser Gegend zu Gesicht kam. Auch buntfarbige und sehr kunstreich gearbeitete Matten wurden den Gästen zum Gebrauche überreicht. Die Brüder machten dem König am andern Tage dagegen sechs Ellen rothes Tuch, einige Stücke gedruckte Kattune, ein Paar silberne Armbänder, einen Spiegel, zwei Scheeren, ein Messer, zwei Kämme und eine Tabakspfeife zum Geschenke.

Yarro bekennt sich zum mohammedanischen Glauben; allein es läßt sich leicht bemerken, daß die Lehre des Korans bei ihm noch nicht sehr tiefe Wurzeln geschlagen, da er im Glauben seiner Väter, noch immer Fetische am Eingange seiner Wohnungen als deren Schutzgottheiten aufgestellt läßt. In einer seiner Hütten sahen die Reisenden einen viereckigen Stuhl, an dessen zwei Hauptseiten hölzerne Figuren ausgeschnitzt waren, von denen einige mit Flinten, andere mit Bogen und Pfeilen bewaffnet waren, andere mit Trommeln und andern musikalischen Instrumenten. Ueber ihren Köpfen war ein Reiter auf einem roh gearbeiteten Flußpferde angebracht, mit einem Schwert in der Hand und einer Art Kardinalshut auf dem Kopf. Die Einwohner pflegen dieses Götzenbild um Schutz gegen die Flußpferde und andere Gefahren anzurufen, wenn sie auf dem Flusse schiffen wollen. In einer anderen Hütte sahen sie Yarro auf Büffelhäuten sitzen; der König lud sie ein, an seiner Seite sich niederzulassen. Die Wände dieses Gemachs waren mit mehreren guten Kupferstichen Königs Georg IV, seines verstorbenen Bruders, des Herzogs von York, Lord Nelson's, des Herzogs von Wellington zu Pferde, und einer sehr schmachtend darein sehenden englischen Dame behangen. Gegenüber hing Pferdegeschirr, und überall waren schmutzige Papierstreifen, mit Koransprüchen beschrieben, angeklebt. Auf dem Boden lagen Schießgewehre, sehr schön verzierte Lanzen und andere Waffen, alle auf einem Haufen durcheinander, neben einem großen Granitblock, der zum Pfefferstoßen diente. An mehreren kleinen Seitenthüren drängten sich die Weiber des Königs, um die fremden Gäste zu beäugeln.

(Fortsetzung folgt.)

Saint-Martin.

Paris, den 12 Juli.

Gestern um 5 Uhr Morgens starb der berühmte Orientalist Saint-Martin im 42sten Jahre seines Lebens, an einem heftigen Anfalle von Cholera. Der Kummer über den Verlust seines Freundes Remusat, und über die ungerechte Verfolgung, der er seit zwei Jahren ausgesetzt war, scheint die Tödtlichkeit der Krankheit befördert zu haben. Er war in Paris geboren, bestimmte sich früh für historische Studien, beschäftigte sich fast mit allen orientalischen Sprachen und vorzugsweise mit der armenischen, worin er in Europa den ersten Rang behauptete. Er hatte sich mit großer Vorliebe auf chronologische Studien gelegt, und seine Papiere müssen ein fast vollständiges System der alten und orientalischen Chronologie enthalten, aus dem er von Zeit zu Zeit Bruchstücke in der Akademie vorlas, in welcher er für klassisch in diesem Fache galt. Seine Arbeiten waren vielseitig und erstreckten sich fast über alle Punkte der vorderasiatischen Geschichte, seine Mémoires sur l'Arménie 1818. 2 Bde. 8., und seine Anmerkungen zu Lebeau, 11 Bde. 8., sind ein sprechender Beweis seiner tiefen Geschichtskenntniß und seines historischen Scharfsinns; seine Geschichte von Palmyra ist zum Theil gedruckt, aber nicht erschienen; seine Memoiren über die Pehlewi-Inschriften, über den Ursprung der Berbern, über die Geographie von Armenien, über die Organisation des persischen Reiches sind im Druck erschienen, so wie eine Menge sehr umfassender Arbeiten, Uebersetzungen orientalischer Historiker und Geographen, Notizen über Handschriften u. dgl. Es ist zu hoffen, daß seine Handschriften in hinlänglicher Ordnung sind, um gedruckt werden zu können. Er selbst liebte nicht, seine Arbeiten drucken zu lassen; er beschäftigte sich Jahre lang mit einer Lieblingsaufgabe, unternahm die umfassendsten Arbeiten aufzulösen, schrieb seine Resultate und die Beweise nieder, und legte Alles, sobald es fertig war, zu seinen Papieren. Seine mündlichen Mittheilungen waren höchst interessant; er pflegte halbe Tage mit seinen Freunden über einen wissenschaftlichen Gegenstand sich zu unterreden, wobei man die Fertigkeit seines Gedächtnisses, die Kunst, mit der er die verschiedensten Data kombinirte und erklärte, und die Ausdehnung seiner Kenntnisse bewundern mußte. In seiner Jugend hatte er gewünscht, eine Reise nach Persien und Armenien zu unternehmen, und einen ausführlichen Plan dazu entworfen, in welchem er aus den Alten und orientalischen Schriftstellern die Lokalitäten festgesetzt hatte, die zu beobachten wären, wo sich unbekannte Inschriften finden, und wo man Handschriften, die für die Geschichte wichtig wären, entdecken könne. Die Umstände erlaubten ihm nicht, diesen Plan auszuführen; aber es blieb für ihn eine Lieblingsidee, die er, als er zu Macht und Einfluß gelangt war, durch seinen unglücklichen Freund, Schulz aus Gießen, ausführen lassen wollte. Er verschaffte ihm durch seinen Einfluß bei dem damaligen Minister der auswärtigen Angelegenheiten den Auftrag diese Reise auszuführen, deren trauriges Ende allgemein bekannt ist. Ueberhaupt war er von der liebenswürdigsten Zugänglichkeit für Fremde; er machte nie einen Unterschied zwischen einem Franzosen und einem Deutschen, wenn er glauben konnte, daß er wissenschaftlich etwas leisten könne. Er hatte keinen größern Wunsch, als die Arbeiten Anderer zu befördern, und war weit geneigter, fremde Werke als seine eigenen der Welt vorzulegen. Man hat ihm hier oft und bitter eine Neigung, sich den Großen zu nähern, vorgeworfen; aber seine Freunde wissen, daß er mehr von ihnen aufgesucht wurde, als sie von ihm, und wenn er Einfluß hatte, so benützte er ihn nur für die Beförderung Dessen, was er für Recht und nützlich hielt, und nie zu seiner eigenen Erhebung; er hat nie große und lukrative Stellen bekleidet, und mehrmals, wenn man aus politischen Gründen Gelehrte absetzen wollte, und ihm ihre Stellen anbot, wendete er seinen Einfluß an, sie vor der Gefahr zu beschützen, obgleich sie nicht seine Ansichten theilten. Seine politischen Meinungen waren übertrieben und vollkommen absolutistisch, wenigstens dem Scheine nach, und er liebte, sie aufs schneidendste auszusprechen;

aber Niemand war liberaler in seinen Gesinnungen und Handlungen. Er hatte sich unglücklicherweise bewegen lassen, an der Errichtung eines literarischen Journals, das den Titel: „l'Universel“ führte, Theil zu nehmen, in dem Glauben, daß es möglich sey, in einem von politischen Parteien so zerrissenen Lande das Journal von aller politischen Farbe frei zu erhalten; aber bald nachher nahm das Blatt gegen seinen Willen und ohne seine Mitwirkung (denn er hat nie eine Zeile darein geschrieben) eine politische Wendung, und die Nothwendigkeit, entweder die darin steckenden Fonds aufzuopfern, oder es in ein politisches Blatt zu verwandeln, entschied bald für den letzteren Ausweg. Das Blatt fiel bei der Revolution von 1830, und hat von da an nicht aufgehört, seine Stifter zur Zielscheibe einer Verfolgung zu machen, die ihren Grund weit mehr in der beleidigten Eitelkeit einiger emporgekommenen Schriftsteller, als in den politischen Meinungen hatte, die darin ausgesprochen waren. Saint-Martin verlor seine Stelle als Administrator der Bibliothek des Arsenals durch eine niedrige Kabale, und wurde in den Zeitungen auf alle Art angegriffen. Der Minister, der ihn abgesetzt hatte, sah selbst die Ungerechtigkeit seiner Maßregel ein, und er und seine Nachfolger versprachen beständig Saint-Martin zu entschädigen und seine Dienste für den Staat zu benutzen; aber sie wagten nie, sich dem Geschrei der Journale auszusetzen, und er starb, ohne daß das Unrecht, das man an ihm begangen hatte, gut gemacht worden wäre. Er war mit Abel Remusat seit seiner Jugend aufs engste befreundet; ihre Ansichten, ihre Studien, ihre Art die Wissenschaft zu behandeln, waren dieselben, und von dem Augenblick an, da er seinen Freund verloren hatte, fing er an zu kränkeln, bis ihn die Cholera ergriff und in 24 Stunden dahinraffte. Er war ein Mann von einem geraden und unbiegsamen Charakter, der sich nicht zu verstellen, nicht zu schmeicheln oder zu heucheln wußte; seine Meinungen über Menschen und Dinge sprach er frei und offen aus, so unangenehm sie auch dem Ohre des Hörers seyn mochten, und verbarg nie seine Gesinnung gegen Menschen, die er Grund hatte zu verachten, was ihm natürlich unzählige Feindschaften zuzog, die es an Verläumdungen und bitterm Hasse nicht fehlen ließen; aber Saint-Martin war höchst gleichgültig gegen Eindrücke dieser Art; er war in hohem Grade von gemeiner Eitelkeit, die sich vom Lobe der Menge nährt, frei, und wünschte nur den Beifall Weniger. In seiner Jugend war er Dichter, und schrieb unter Anderm ein großes episches Gedicht, „Chosroes,“ allein seine Einbildungskraft wendete sich bald ausschließlich auf Geschichte, in der er liebte, aus den zerrissenen Bruchstücken und Nachrichten sich lebhafte und individuelle Bilder von Menschen, Institutionen und Völkern zusammenzusetzen; Alles in der Geschichte hatte Leben für ihn; er vernachlässigte nicht das geringste Faktum, um es kunstmäßig in das Bild einzuweben, von dem es einen Theil ausmachte. Er hatte fast über alle Theile der Geschichte neue und scharfsinnige Ansichten, bei denen man, auch wo man seine Meinung nicht theilen konnte, doch der Originalität seines Geistes, der Lebhaftigkeit seiner Auffassung eines Ganzen und eines Individuums, wie der mannichfaltigen Gelehrsamkeit, seine Bewunderung nicht versagen konnte. Seine Methode in der Behandlung der Chronologie war wissenschaftlich streng; es war sein Grundsatz, daß sein System über jeden Theil der Chronologie nur dann zur Gewißheit erhoben sey, wenn er alle Data's darüber in Harmonie gebracht habe, und er erlaubte sich eine Angabe, die er in einem alten Schriftsteller fand, nur dann als falsch anzunehmen, wenn er den Grund des Irrthums aufgefunden hatte und erklären konnte, auf welche Art der Schriftsteller zu seiner falschen Angabe gekommen sey. Er war Mitglied der Akademie der Inschriften, in der er im größten Ansehen stand, Chef der orientalischen Typographie in der königlichen Druckerei, um welche er sich die größten Verdienste erworben hat; er hat ihren Reichthum an orientalischen Charakteren verdoppelt und sie in dieser Hinsicht zum ersten Etablissement der Welt gemacht. Er war ein eifriger Beförderer der asiatischen Gesellschaft, in der er sich seit ihrem Beginne dem mühsamen und undankbaren Geschäft der Redaktion des Journals unterzogen hat. Er läßt eine große Lücke in der gelehrten Welt; mit Remusat und ihm geht die Hoffnung der orientalischen Literatur in Frankreich zu Ende. Sie hatten Gelehrsamkeit zu großen Arbeiten, Geist, um das Wichtigste zu wählen, Liberalität der Gesinnung, um fremde Arbeiten zu befördern, die Richtung ihrer Studien war die einzig wahre. Wer wird ihr Werk fortsetzen?

Vermischte Nachrichten.

Ueber die Bevölkerung von Oran berichtet das „Memorial encyclopédique“ Folgendes: „Kaum mit Lumpen bedeckt irren diese halbwilden Menschen in herumziehenden Stämmen auf den Ebenen umher, wo sie ihre zahlreichen Heerden weiden lassen. Einige von ihnen, die etwas betriebsamer sind, ernten fast ohne Arbeit im Ueberfluß Getreidearten jeder Sorte ein. In der arbeitsscheuen Verweichlichung der mohammedanischen Lebensweise erzogen, lassen sie Alles durch ihre Frauen verrichten. Diese unglücklichen Geschöpfe sind dem strengsten Despotismus unterworfen, müssen das Feld bauen, die Ziegenheerden auf die Gebirgshöhen treiben, Gerste, Reis, Kuskus, von deren Brei sie sich nähren, stampfen, die Heerden melken und aus der Milch, die sie in Schläuchen schütteln, Butter bereiten. Unter zerlöcherten Gezelten, die ihnen kaum Schutz gegen den heißen Sonnenbrand gewähren, liegt Alles durch einander; der Mann mit seinen vier Weibern, die ihm das Gesetz zu nehmen erlaubt, sammt den zahlreichen Kindern von ihnen, Alle gemartert von wimmelndem Ungeziefer, von den Hausthieren umgeben, denken sie Tag und Nacht auf nichts, als Raub und Plünderung. Ihr köstlichstes Eigenthum bilden ihre Weiber; sie würden Alles hingeben, um sich dieselben zu erhalten; doch können sie sie auch nach Willkür verstoßen. Diese Weiber, die durch Tatuirungen aller unbedeckten Körpertheile (Gesicht, Hals, Arme, Beine) verunstaltet sind, malen sich die Nägel gelb und schmücken sich die Ohren, den Hals und die Arme mit einer Menge kleiner Geldmünzen und Kupferbleche. In eine grobe Jacke gekleidet, tragen sie ihre Kinder in ein leichtes wollenes Tuch gewickelt, das um den Leib geschlungen wird und ihnen Kopf und Schultern bedeckt, auf dem Rücken, wohin sie ihnen die Brust reichen. Mit dieser kostbaren Bürde beladen, legen sie die längsten Wege zurück und verrichten die beschwerlichsten Arbeiten. Die Niederkunft geschieht bloß mit Hülfe einiger alten Weiber, die durch Erfahrung darin geübt sind. Nichts überrascht so sehr, als die Weiße ihrer Zähne und die Reinlichkeit ihres Mundes. Wenn sie Anfangs dem Anblicke der Fremden scheu ausweichen; so zögern sie doch nicht, bald zu beweisen, daß die Natur ihnen ein gutes und menschenfreundliches Herz gegeben hat. Die Männer sind gemeiniglich argwöhnisch, aber nicht so sehr, als man glauben möchte.“

•

Es gibt wohl nichts so Sonderbares, als bis auf diese Stunde noch ganz Europa von den thörichten Launen eines eigensinnigen und aufgeblasenen chinesischen Gouverneurs, wegen einer Pflanze abhängig zu sehen, deren Gebrauch durch lange Gewohnheit unentbehrlich geworden ist. Und doch scheint die Theepflanze auch unter höheren Breiten gedeihlich fortzukommen. Verschiedene Arten der Camelia oder Theepflanze werden in den nördlichen Gegenden von China, auf beträchtlichen Höhen, gebaut. Warum sollte es nicht möglich seyn, sie auch in einigen Gegenden Europa's einheimisch zu machen? Auf der Prinz-Walesinsel ist die Pflanze schon lange her mit gutem Erfolge eingeführt worden. Im „Diario Fluminense“ liest man, daß sie gedeihlich zu Saint-Paul in Brasilien von Rosa Arouche de Toledo angebaut wurde, dessen Garten 51,000 Pflanzen zählt, die zwar noch sehr jung sind, aber Thee von der besten Sorte gegeben haben. Die Camelia würde also fast in allen Theilen Indiens herrlich fortkommen, und man darf sogar annehmen, auch in England und andern europäischen Ländern. Man versichert, die Camelia viridis, oder die Pflanze zum grünen Thee, sey von Herrn Rooffey zu Bristol, in einem Theile von Breconshire, nahe an der Quelle des Usk, ungefähr 1000 Fuß über der Meeresfläche, angebaut worden. Die Staude, die der Strenge des letzten Winters trotzte, litt durchaus nicht von sehr starken Frösten und hat mehrere kräftige Schößlinge getrieben.

•

Die Ginsengwurzel bildet einen bedeutenden Handelsartikel der Vereinigten Staaten. Eine Menge Hände sind in dem westlichen Virginien beschäftigt, sie zu graben. Die Kaufleute bezahlen das Pfund mit 1 Frank 25 Centimes, und ein guter Arbeiter kann des Tags sechs bis acht Pfund erbeuten. Man trifft Wurzeln, die zehn bis zwölf Zoll Länge und drei im Umfange haben und gegen ein halbes Pfund wiegen. Man braucht drei Pfund frische Wurzeln, um ein Pfund trockene daraus zu machen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 210. 28 Julius 1832.

Lander's Entdeckungsreisen auf dem Niger.

7. Ankunft in Kiama. — König Yarro. — Merkwürdige Freundschaft. — Die mohammedanischen Mollams. — Das große Gebet und das Pferderennen.

(Fortsetzung.)

Von dem verstorbenen König von Bergu, Yarro's Vater, geht unter dem Volke von Kiama eine Sage, die an Ueberlieferungen des klassischen Alterthums erinnert: Yarro's Vater hatte mit einem Araber der Wüste eine Freundschaft von solcher Innigkeit geschlossen, daß der König sich nur in der Gesellschaft des Arabers ganz glücklich fühlte, und ihm als einen Beweis seiner Achtung und seines Vertrauens seine geliebteste Tochter zur Frau gab. Diese zärtliche Freundschaft dauerte bis zum Tode des Arabers, der den König so betrübte und ihm das Leben so unerträglich machte, daß er, in der Hoffnung seinen Freund jenseits wieder zu finden, Hand an sich selbst legte.

Unter den Personen, die den Brüdern fast zu jeder Stunde des Tages Besuche abstatteten, befanden sich außer den Kaufleuten der Fatakie, mit der sie von Katunga hieher gereist waren, auch mehrere mohammedanische Mollam's oder Priester —*) ausgelernte Heuchler und die zweizüngigsten Verläumder, die nie von Jemand sprechen konnten, ohne etwas Nachtheiliges von ihm zu sagen. „Hütet Euch vor diesem Menschen, sagte eines Abends ein solcher Mollam über Jemand, der gerade die Hütte verließ und dem er einen Augenblick zuvor noch in Allah's Namen Heil und Segen gewünscht hatte — „Hütet Euch vor diesem Menschen: denn glaubt mir, er wird keine Gelegenheit vorüber gehen lassen, Euch zu betrügen; und wenn Ihr vollends so unvorsichtig seyd, ihm etwas anzuvertrauen, so wird er Euch jeden Kauri abzuzwacken trachten." Der würdige Mollam hatte kaum den Mund geschlossen, als er aufstand, um sich wegzubegeben; unglücklicherweise hatte er aber im Eifer seiner salbungsreichen Rede vergessen, einige vergoldete Knöpfe, die er weggefischt, besser zu verwahren; denn als er aufstand, fielen sie aus seinen weiten Aermeln auf die Erde. Der fromme Mann gerieth darüber in sichtliche Verlegenheit und schlich schwerbetroffen davon; indeß ließen ihn die Lander ziehen, indem sie sich stellten, als ob sie nichts bemerkt hätten. Vergoldete Knöpfe standen zu Kiama in hohem Preis; es galt das Stück zwei bis dreihundert Kauris. Die Weiber trugen sie als Schmuck am Halse, an den Fingern und Handgelenken, und hielten sie wegen ihres Glanzes für pures Gold.

Da der Bebem Sala, oder „große Gebetstag" bevorstand; so trafen die Einwohner von Kiama, die sich alle zum mohammedanischen Glauben bekennen, große Vorbereitungen zu diesem Feste. Jedermann, der es vermochte, schlachtete für diese Feier einen Ochsen oder ein Schaf, während die ärmern Leute sich ein oder das andere Stück Fleisch kaufen mußten, um ihre Verehrung des Bebem Sala an den Tag zu legen. Schon am frühen Morgen desselben wurden die Reisenden durch das Getöse von acht oder zehn Trommeln und durch das schrillende Geschrei Turawa awassbiel — „Weiße Männer, wir wünschen Euch Glück!" — aus dem Schlafe aufgeschreckt. Die ganze Bevölkerung hatte sich Morgens zwischen acht und zehn Uhr auf freiem Felde versammelt, wo man sich in sechs Reihen — die Weiber bildeten die hinterste — auf eben so viele Bänke von aufgeworfener Erde niederließ. Sobald der Ober-Mollam das Gebet zu sprechen begann, verstummte augenblicklich das Geplauder und Getümmel der Volksmenge und Jedermann schien mit der größten Aufmerksamkeit zuzuhorchen, obgleich Niemand ein Wort davon verstand, da es in arabischer Sprache abgefaßt war. Das Volk verrichtete hierauf die bei den Bekennern des Islams üblichen Abwaschungen, Kniefälle u. s. w.; nur der König stand nicht auf, wie die Uebrigen, sondern begnügte sich, den Namen Allah auszusprechen und sich auf den Boden zu neigen. Nachdem die Gebete verrichtet waren, bestieg der Mollam einen kleinen Erdaufwurf, wo er einige Blätter aus dem Koran vorlas; während zwei andere Mollams neben ihm auf den Knien lagen und den Saum seines Kleides hielten, und ein dritter hinter ihm seine Schleppe hob. Nachher stieg er herab und schlachtete ein Schaf, dessen Blut in einer Kalabasche aufgefangen wurde, worin der König und die Frömmsten seiner Unterthanen die Hände wuschen, indem sie nicht versäumten, einige Tropfen davon auf die Erde zu sprengen. Das Ende der Feierlichkeit wurde durch einige Flintenschüsse verkündigt, worauf Alt und Jung unter Trommelschlag und Pfeifenklang nach Hause zurückkehrte. Jedermann war bei dieser Gelegenheit mit seinen besten Kleidern angethan und einige hundert Männer sprengten mit Lanzen und andern Waffen in der Hand einher, was ihnen bei ihren stattlichen Pferden ein kriegerisch-stolzes Ansehen gab.

*) Mollam bedeutet eigentlich einen Gelehrten, Schriftgelehrten.

Nachmittags versammelte sich die ganze Bevölkerung von Kiama und den umliegenden Dorfschaften, um einem Pferderennen beizuwohnen, das jedes Jahr am Tage des Behem Sala gehalten wird. Man kann sich denken, daß die Engländer sich nicht zweimal zu einer Volksbelustigung einladen ließen, bei der sie sich, mitten in Afrika, nach ihrem Epsom oder New-Market versetzt glauben konnten. Vor dem Pferderennen ritt der König mit seinem Gefolge langsam rund um die Stadt, um zu sehen, wie es hieß, wo irgend einer seiner Unterthanen besonders Noth leide; eigentlich aber, um sich von seinem Volke bewundern und begrüßen zu lassen. Die Lander geben von diesem, ihrem englischen Herzen so erquicklichen Schauspiele in ihrem Tagebuch folgende Schilderung:

„Die Rennbahn war nordwärts durch niedre Granithügel eingefaßt; südwärts durch einen Wald, und gegen Ost und West durch hohe majestätische Bäume, unter denen sich Wohnungen des Volkes befanden. Unter dem Schatten dieser prachtvollen Bäume waren die Zuschauer versammelt, und legten ihre Freude durch ein lautes Getümmel und die lebhaftesten Gebärden an den Tag. Als wir uns einfanden, war der König noch nicht zugegen, und wir hatten Zeit, die erwartungsvollen und unruhigen Gesichter der Menge zu beobachten und unsre Meinung über den Geschmack der Weiber in der Wahl ihres bunten und phantastischen Putzes fest zu stellen. Die Weiber und Kinder der Häuptlinge saßen uns zunächst, in abgesonderten Gruppen, und zeichneten sich vor den übrigen durch eine gewähltere Kleidung aus. Einige kohlschwarze Mädchen trugen grobe Manchestertücher, jedoch von den hellsten Farben, und Kleider aus gemeinen englischen Bettüberzügen, um die Hüfte geschlagen; alle Weiber aber hatten ihre Nacken mit Strängen von Glasperlen und ihre Handgelenke mit Armbändern in verschiedenen Mustern, — einige derselben bestanden aus Glasperlen, andere aus Messing, andere aus Kupfer — geschmückt; auch an den Fußknöcheln trugen sie eine Art Ringe von niedlicher Arbeit.

„Der ferne Schall von Trommeln verkündigte die Annäherung des Königs, und jedes Gesicht wendete sich nun der Richtung zu, von woher man ihn erwartete. Bald erschien auch der Zug, voran vier Reiter, die sich dem Hause des Königs gegenüber in einer Reihe aufstellten; dieses lag nämlich fast in der Mitte der Rennbahn, und dicht daneben saßen seine Weiber und Kinder und wir selbst. Hinter den vier Reitern kamen Männer, die auf den Köpfen große, mit einer Menge Pfeilen gefüllte Köcher, von Leopardenfell trugen; dann zunächst zwei Personen, die ihren seltsamen Possen und Grimassen nach zu urtheilen, die Lustigmacher und Pickelhärlinge des Festes vorstellten. Beide trugen Stöcke in den Händen, die sie im Gehen in die Luft warfen und geschickt wieder zu fangen wußten, wobei sie zu allgemeiner Belustigung die fratzhaftesten Gesichter schnitten und sich in den tollsten Sprüngen gebärdeten. Hinter ihnen und zunächst vor dem Könige tanzte eine Schaar kleiner Knaben, die fast ganz nackt waren und nach allen Seiten hin Kuhschwänze über ihre Köpfe schwenkten. Der König selbst ritt einher, umgeben von einem Gefolge stattlicher Männer, die auf schönen Pferden saßen, und der ganze bunte Reiterzug stellte sich vor dem Hause auf, wo man, ohne abzusteigen, die weiteren Befehle Yarro's erwartete. Da uns die Häuptlinge vor dem Pferderennen einen Wink gegeben hatten, es möchte dem König nicht übel gefallen, wenn wir ihn beim Vorbeireiten mit einigen Schüssen begrüßen würden, so hielten wir diesen Augenblick für den gelegensten dazu und schossen dreimal unsre Pistolen in die Luft; worauf einige Krieger Yarro's, deren Musketen wenigstens anderthalb Jahrhunderte alt seyn mochten, gleichfalls ein Paar Schüsse thaten."

(Schluß folgt.)

König Georgs-Sund.

4. Jagd, Fischerei und Nahrungsmittel.

(Fortsetzung.)

Die Schlangenarten welche von den Wilden gegessen werden, sind der Uakeul, der Norne, der Docat u. a. m. Der Uakeul ist die gemeine Diamantschlange von Neusüdwales, und nicht giftig. Der Norne und der Docat sind sich sehr ähnlich, beide von dunkler Farbe und sechs bis sieben Fuß lang; ihr Biß ist meist sehr gefährlich. Noch gibt es eine kleinere Schlangenart von der Farbe der Sieniterde, deren Biß, obschon giftig, doch nur selten tödtet. Außer dieser finden sich noch mehrere kleinere Gattungen, die nicht gegessen werden. Wenn die Eingebornen eine Schlange tödten, so zerschmettern sie ihr zuerst den Kopf und untersuchen sie dann um zu sehen, ob sie erst vor Kurzem gefressen hat. Finden sie noch unverdaute Nahrungsmittel in ihrem Magen, so werfen sie sie weg, weil dann ihr Genuß heftiges Erbrechen verursachen würde. Im Frühjahr leben die Eingebornen größtentheils von Eiern, kleinern Vögeln, besonders von der Familie der Papageien, und auch von Falken, Enten, Schwänen, Tauben u. s. w. Bäume erklettern sie mit ausgezeichneter Leichtigkeit, zu welchem Ende sie, eben so wie die Eingebornen von Port Jackson, Einschnitte in die Rinde machen. Auf diese Weise erlegen sie auch den Opossum, dessen Spur sie, nach den Merkmalen, die die Klauen dieses Thiers in der Rinde zurücklassen, bis in seine Höhle verfolgen. Es gibt zwei Gattungen dieses Thiers, die eine der Nuorra, ist der gewöhnliche Opossum mit geringeltem Schweif und die andere der Comal. Man trifft sie nur selten in demselben Bezirk beisammen, denn der Comal hält sich meist in den hohen, dichten Waldungen auf, während der Nuorra sich gewöhnlich in Morästen und dem sie umgebenden Gestrüppe findet. Der Comal ist größer und von lichterer Farbe, hat einen bräunlichen, dicken Schweif, ist feister und hat längere, weißliche Haare. Dieses Thier ist es, aus dessen Wolle die Eingebornen eine Art Fäden, Peteroe genannt, spinnen, aus dem sie ihre Nudel Beul verfertigen. Bei beiden Gattungen löst diese Wolle sich leicht von der Haut. Der Comal wird zuweilen bei Mondenschein mit Hunden gejagt und auf der Flucht, oder eigentlich wenn er sich bemüht, sein Lager in der Höhlung eines Baumes zu erreichen, mit Sagayen getödtet. Man macht eine Oeffnung in den Baum und zieht das Thier hervor, oder wäre dieß zu umständlich; so zündet man ein Büschel dürrer Blätter der Xanthorrhöa an, wirft diese in die Höhlung und will der Comal entfliehen, so wird er mit leichter Mühe ergriffen. Die Eingebornen erzählen auch noch von andern Thieren, die im Innern des Landes häufig in den Bäumen gefunden werden; eines dersel-

den ist wahrscheinlich der fliegende Hund oder der Vampir, doch wird dieses Thier in der Nachbarschaft der Kolonie nicht gefunden.

Im Sommer und Herbst leben die Eingebornen meist von Fischen. Sie haben keine Piroguen *) und können nicht schwimmen, zwei Eigenheiten, durch die sie sich wesentlich von den übrigen uns bekannten Wilden des australischen Continents unterscheiden. Deßhalb können sie auch nur solche Fische fangen, die aus Ufer oder in die seichtern Wasserstellen kommen, da sie überdieß weder Netze, noch Harpune, noch Angeln haben, und zu ihrem Fischfange sich gleichfalls nur der Sagaye bedienen, die sie auch hier mit großer Gewandtheit zu führen wissen. Mittelst von Zweigen geflochtener Behälter, fangen sie an den Mündungen der Bäche und Flüsse eine große Menge von Fischen, allein die am meisten geübte Art des Fanges bleibt immer die, den Fisch mit der Sagaye aufzuspießen, wenn er im seichten Wasser auf dem Grund steht, oder nach der Oberfläche des Wassers emporstreicht. Wenn das Meer ruhig ist, durchwaten sie die Sand- und Schlammbänke, um Plattfische zu suchen, die sie sehr gut aus ihren Löchern zu holen wissen. Bei Nacht zünden sie Fackeln an, beschleichen die Fische, und durchbohren sie mit ihren Sagayen. Auf diese verschiedenen Arten, die jedoch sämmtlich nur bei Meeresstille ausführbar sind, fangen sie eine große Menge Fische. Zuweilen setzen sie sich auch auf ein Felsenstück, auf dem sie unbeweglich bleiben, und werfen von Zeit zu Zeit Stücke von lebenden Mollusken in das Wasser, unter welchem sie ihre Sagaye ruhig halten, bis der Fisch an den Köder beißt, wo sie dann fast immer gewiß sind, ihn zu erlegen.

---

*) Mangel an passendem Material zum Bau von Piroguen ist vielleicht Ursache, daß die Eingebornen von König Georgs-Sund keine Schifffahrt haben. Der geringe Wasserstand im Hafen der Prinzeß royal und im Austernhafen, macht diesen Mangel nicht eben fühlbar, denn man kann den größten Theil dieser Gewässer durchwaten. Bei dem Mangel an Lebensmitteln dürften indeß Besuche auf den Inseln des Hafens, wo die Robben häufig sind, den Eingebornen sehr nützlich werden, und bei der vorherrschenden Neigung der Australindier zur Schifffahrt ist es allerdings eine außerordentliche Erscheinung, daß gerade diese Wilden bis jetzt noch kein Mittel erfunden haben, um jenseits des Wassers zu gelangen. Die Bäume von König Georgs-Sund sind übrigens wie gesagt, durchaus nicht zum Bau von Piroguen geeignet, denn sie haben keine taugliche Rinde, und das Holz selbst ist zu hart und schwer, als daß es durch Feuer oder auf eine andere Art ausgehöhlt werden könnte. Die Eingebornen der westlichen Küste haben keine Piroguen, und im Norden von Cap Leeuwin hat man bis zum Archipel Dampiers auch keine entdeckt. An der nordwestlichen Küste, wo der Wurzelträger den Indiern an diesem Gestade Mittel liefert, das Meer zu befahren, bedient man sich eines ganz einfachen Blocks, der groß genug ist, um zwei oder mehr Menschen zu tragen. Mehr gegen Osten, an der Bai von Hannover, baut man aus dem Holz des Wurzelträgers Flöße; an der nördlichen, östlichen und südöstlichen Küste hingegen werden die Piroguen aus der Rinde des Eukalyptus verfertigt, sind jedoch in ihrer Bauart sehr verschieden. Auf der nordöstlichen Küste, zwischen Cap Flinders und den Cumberlandsinseln werden die Piroguen aus dem Stamm eines weichholzigen Baumes (erythrina indica), der hohl ist, verfertigt, und sind mit einem Schwingruder versehen.

(Schluß folgt.)

Historische Nachrichten über einige persische und türkische Städte in Asien, welche von 1826 bis 1830 in den Kriegen mit Persien und der Türkei von den russischen Truppen genommen wurden.

(Aus den kaukasischen Memoiren.)

Choi, Hauptstadt des Chanats gleichen Namens, welches zur Provinz Adserbeidschan gehört, liegt mitten in einem weiten Thale, hat eine in Form eines irregulären Fünfecks gebaute Festung, ist ziemlich groß, volkreich und sehr gut gebaut; mitten in den Straßen sind Kanäle gezogen, in welchen das Wasser aus dem Flüßchen Kotura hereingeleitet wird, das an der Stadt vorbei fließt. Die Kanäle sind auf beiden Seiten mit Bäumen bepflanzt, was der Stadt ein sehr hübsches Ansehen gibt und Schatten und Kühlung verschafft, die für Leute in heißen Klimaten so unentbehrlich sind. Choi war früher mit hohen Mauern und Thürmen in asiatischem Style umgeben, aber Abbas Mirsa befestigte es wegen der Wichtigkeit seiner Lage von neuem nach europäischer Weise. Die Einwohner von Choi sind größtentheils Armenier; der Distrikt, der zur Stadt gehört, ist sehr groß und wird von einem Chan erster Klasse regiert. Zur Zeit des armenischen Reiches gehörte der Landstrich, in dem Choi und ein Theil des gleichnamigen Distrikts liegt, nach der Provinzialeintheilung Armeniens unter König Bagarschat im zweiten Jahrhundert n. Chr., zur Provinz Waßpurakan. Die Armenier betrachten Choi als eine sehr alte Stadt ihres Reichs, aber die Zeit ihrer Gründung ist unbekannt. Die Stadt wurde im Jahre 1827 von dem persischen Thronfolger Abbas Mirsa den Russen als Pfand einer Entschädigungssumme für die Kriegskosten übergeben, und unter Anführung des Generalmajors Pankratieff von den russischen Truppen besetzt.

Marand auf armenisch, auf persisch Merend, liegt von dem Berge Ararat ungefähr 150 Werste gegen Südosten, am Flüßchen Sellui, auf dem rechten Ufer des Araxes; diese weder große, noch volkreiche Stadt ist der Hauptort des marandinischen Distrikts, der zur Provinz Adserbeidschan gehört. Auf der südöstlichen Seite der Stadt ist ein kleines viereckiges Fort mit Thürmen an den Ecken. Marand liegt in einem sehr schönen Thale, das durch seine großen Gärten, den vortrefflichen Geschmack seiner Früchte und durch seine reichen Weiden berühmt ist. Diese letztern wurden von Abbas Mirsa seiner regulären Reiterei angewiesen, welche einige Monate des Jahres über hier ihren Aufenthalt hatte. Das marandinische Thal hat eine ungemein milde und reine Luft und einen Ueberfluß an allen Gaben der Natur. Hier findet sich auch die Cochenille, dieses dem reichen Indien angehörende Insekt; aber es wird nicht in großer Anzahl und nur kurze Zeit hindurch eingesammelt. Marand und sein Distrikt wird von einem Chan zweiter Klasse regiert. Diese Stadt gehört zu den ältesten; sie war schon zur Zeit des Ptolomäus bekannt, der sie Mornud nennt, gehörte zu dem armenischen Reiche und lag in der Provinz Waßpurakan. Die armenischen Geschichtschreiber schreiben die Erbauung dieser Stadt oder wenigstens die Besitznahme dieser Gegend dem Noah zu, und behaupten, daß hier Nosemgamera, die zweite Mutter aller Lebenden, die Gattin dieses heiligen Mannes, begraben liege. Ihren Beweis gründen sie auf die Bedeutung des Wortes, denn im Armenischen bedeutet Merend „die Mutter des Orts." *) Im Jahre 1828 wurde Marand von den russischen Truppen unter Anführung des Generallieutenants, Fürsten Eristoff, eingenommen.

Nachitschewan. Auch dieser Ort gehört zu den ältesten Städten Armeniens, und in frühern Zeiten war er durch seine Größe, seinen Reichthum und seine Volksmenge berühmt; er liegt ungefähr 80 Werste südöstlich vom Berge Ararat, am Flüßchen Nachitschewan-ssu, das von der linken Seite in den Fluß Araxes fällt. Diese Stadt gehörte mit ihrem Distrikte, der gleichfalls Nachitschewan hieß, zu dem armenischen Reiche, und bildete einen Theil der Provinz Waßpurakan; seit ihrer Gründung erfuhr sie eine Menge Unglück sowohl von äußern Feinden, als von innern Empörungen und Revolutionen, die im armenischen Reiche sehr häufig waren. Namentlich seit dem Sturze der über Armenien herrschenden Dynastie der Arsaciden wurde sie wiederholt zerstört, und die Einwohner kamen um; sie erhob sich aber jedesmal mit alter Kraft aus den Trümmern, und bei ihrer letzten Zerstörung, im 17ten Jahrhundert, durch Ab-

---

*) Eigentlich „von hier."

das Schah von Persien, enthielt sie noch 40.000 Häuser und über 500.000 Einwohner. Jezt ist sie im traurigsten Zustande, auf einer mit ihren Trümmern bedeckten Strecke von 10 Wersten hat sie nicht mehr als 5000 Einwohner. Sie gehörte in lezterer Zeit Persien an und wurde von einem untergeordneten Beamten regiert. — Die Armenier nennen diese Stadt Nack-Tschewan, die Araber Neschschni, die Türken und Perser Nakch-Dschewan. Auch Ptolomäus erwähnt ihrer in seiner Geographie und nennt sie Nachuana. Der persische Geograph, Hamdulla aus Kaswin spricht von ihr auf folgende Weise: „Nakchdschewan ist eine Stadt des 4ten Klimas,*) und liegt unter 81° 55 Minuten der Länge von dem Meridian der glücklichen Inseln an, und unter dem 38° der Breite; es wurde von Bahram Dschubin gegründet;**) es ist eine sehr schöne Stadt, und man nennt sie das Bild des Weltalls; die meisten Häuser sind aus Backsteinen gebaut. Ihre Erzeugnisse sind ein sehr körnigtes Getreide, Baumwolle und verschiedene Früchte. Die Einwohner haben ein sehr weißes Gesicht; sie hangen der Lehre Schefi's an (d. h. sie gehören zu einer der vier rechtgläubigen Sekten des Islamismus). Der Distrikt von Nakchdschewan ist sehr groß und enthält mehrere Festungen, z. B. Alind-Shak, Esur-Mari, Siamer und Meg-Han. Die Einkünfte dieses Distrikts schäzt man auf 150,000 Golddinare." Die Meinung einiger Orientalisten, daß Nachitschewan das alte Artaksata sey, das von dem armenischen Könige Artaschars, nach einem Plane Hannibals, im zweiten Jahrhundert vor Christus gebaut worden, ist irrig. Die Lage dieser leztern Stadt ist 70 Werste nordwestlich von Nachitschewan, zwischen dem Ararat und Eriwan. Die Trümmer von Artaksata sind noch jezt zu sehen." Jezt ist in der Nähe derselben durch die russische Regierung eine Post-Station errichtet worden. — Die armenischen Geschichtschreiber halten Nachitschewan für die erste Niederlassung Noah's bei dem Ausgang aus der Arche und stützen diese Meinung auf die Bedeutung des Wortes; denn im Armenischen heißt Nachitschewan die erste Anfahrt. Sie behaupten auch, im 7ten Jahrhundert vor Christo seyen von den durch Nebukadnezar gefangen genommenen und an den armenischen König Bratschi geschenkten Juden viele hierher verpflanzt worden. Von diesen war ein gewisser Sembet oder Sumbat der Liebling des Königs Bratschi. Das in der armenischen Geschichte berühmte Geschlecht der Bagratiden, aus welchem in der Folgezeit einige Jahrhunderte lang Könige auf den Thronen von Armenien und Grusinien saßen, stammte von diesem Sumbat ab. Als der persische König Cyrus und der armenische König Tigranes gegen Astyages, König von Medien, zogen, fielen, als der leztere durch die Verbündeten geschlagen und sein Reich verheert worden war, dem Tigranes bei der Theilung die Schäze des Astyages und 10.000 Gefangene zu; unter diesen befanden sich die Kinder des medischen Königs und seine Gattin, die schöne Argemida. Tigranes verpflanzte die gefangenen Meder auf die Ostseite des Ararat, und gab der Gattin des Astyages eine Pflanzstadt, wo jezt Nachitschewan steht, das auf einer alten, durch ein Erdbeben verheerten Stadt gegründet wurde. Die Nachkommenschaft Argemida's, Muradsean genannt, beherrschte Nachitschewan und ihr Gebiet gegen 700 Jahre. Im zweiten Jahrhunderte n. Chr. vertilgte Artavasd, Sohn des armenischen Königs Artasches II, die bedeutendsten Glieder dieses Geschlechts, und entriß den Muradseans die ihnen gehörige Stadt mit dem Gebiet. In den ersten Jahrhunderten n. Chr. wanderten viele Juden ein. Um die Mitte des vierten Jahrhunderts wurde Nachitschewan von den Persern zerstört, und der größte Theil der Einwohner in die Gefangenschaft abgeführt. Am Ende des fünften Jahrhunderts war Nachitschewan, nach dem Zeugniß des Casari Porlezia nicht größer als ein kleines Dorf. In der Folge aber erhob es sich wieder, Einwohner strömten herbei, und im Anfange des zehnten Jahrhunderts war es eine sehr reiche Stadt, die den Fürsten von Sinenii gehörte, denen die Beherrscher von Waspurakan es entrissen. Im 13ten Jahrhundert wurde diese Stadt von den Tataren völlig zerstört und alle ihre Einwohner niedergemacht. Aber in den folgenden Jahrhunderten erhob sich Nachitschewan wieder aus seiner Asche, und zeichnete sich bald durch Volksmenge und Reichthum aus. Im 15ten Jahrhundert, als die Temuriden Armenien beherrschten, war Nachitschewan der Hauptort einer Provinz. Bei der Eroberung eines großen Theils von Armenien durch die Türken kam auch Nachitschewan unter ihre Herrschaft. Im Anfang des 17ten Jahrhunderts, als Schah Abbas der Große — groß nur durch seine Grausamkeit und seinen Blutdurst — mit den leztern Krieg führte, wurde Nachitschewan von ihm erobert, und da er die Stadt nicht für sich behalten konnte, zerstörte er sie von Grund aus, und ließ die unglücklichen Einwohner ohne Unterschied des Alters und Geschlechts niederhauen. Er wollte die persische Gränze, welche von diesem Orte zu entfernt war, durch eine Einöde gegen die Türkei schützen und verfuhr deßhalb mit solcher Wildheit gegen die Einwohner. Was die Schärfe des Schwertes verschont hatte, verpflanzte er ins Innere seines Reiches, und das zerstörte Nachitschewan blieb am Ende dieses Kriegs den Türken. Im Anfang des 18ten Jahrhunderts eroberte es Schah Thamas; im Traktate, den er mit Mustapha I schloß, wurde es den Türken zurückgegeben; aber Schah Nadir eroberte es zugleich mit andern Städten Armeniens, die der Türkei gehörten, und von da an blieb es in den Händen der Perser. Im Jahre 1827 wurde es von dem Befehlshaber des abgesonderten kaukasischen Armeekorps eingenommen und in dem mit Persien geschlossenen Traktat mit Rußland vereinigt; es gehört nun zur Provinz Eriwan.

(Schluß folgt.)

*) Die arabischen Geographen theilen bekanntlich die Erde in sieben Klimate.

**) Dieß ist nur von der Wiederherstellung zu verstehen.

Vermischte Nachrichten.

Die königliche Bibliothek in Paris zählt ungefähr 700.000 Bände gedruckte Werke und 70.000 Manuscripte; die Bibliothek Monsieur's 150.000 Bücher und 5000 Handschriften; die Bibliothek St. Geneviève 110.000 gedruckte Werke und 2000 Manuscripte; die Bibliothek Mazarin 92.000 Bände und 5000 Manuscripte; die Bibliothek der Stadt Paris 20.000 Bände. In den Departements von Frankreich zählt man 25 öffentliche Bibliotheken, mit ungefähr 1,700.000 Bänden; als Aix mit 72,670; Marseille 31.500; Toulouse 50.000; Bordeaux 105.000; Tours 30.000; Lyon 106.000; Versailles 40.000; Amiens 40.000. Man beabsichtigte vor einiger Zeit in jeder der 40.000 Gemeinden von Frankreich auf dem Wege der Subscription, eine öffentliche Bibliothek zu eröffnen; allein dieser löbliche Gedanke scheint im Getümmel des Parteihasses vergessen worden zu seyn.

•

Amerika überspinnt sich mit einem Arteriengeflecht von Eisenbahnen, das bis in die entlegensten Theile dieses großen Kontinents Leben und Bewegung unterhalten wird. Bald werden die Vereinigten Staaten in der That ein vereinigter Staat seyn. Schnelle, sichere und wohlfeile Kommunikation fördert am sichersten nicht bloß Reichthum und Wohlfahrt, sondern auch Freiheit und Aufklärung. Gegenwärtig wird in New-York sogar ein „Rail-road Journal" — eine Eisenbahn-Zeitung — herausgegeben.

•

Wenige Tage nachdem Graf Landreçy als Gouverneur in Martinique angekommen war, traf er auf der Straße einen Kaufmann, mit dem er zu sprechen hatte. Während er sich mit ihm unterhielt, ging ein Negersklave vorbei und zog seinen Hut ab. Der Gouverneur that das Gleiche. Der Kaufmann war betroffen über diese Erniedrigung der weißen Farbe, und erlaubte sich ihm zu bemerken, daß ein Weißer nie den Hut vor einem Schwarzen abziehe. „Wie so? antwortete Herr von Landreçy; es sollte mir sehr leid seyn, mich in Höflichkeit von einem Neger übertreffen zu lassen."

•

In dem Bericht der russischen Kirchensynode vom Jahre 1829 findet man, daß im Jahre 1827 unter der Bevölkerung, die sich zur griechischen Kirche bekennt, allein 848 Individuen über hundert Jahre alt geworden sind. Unter diesen erreichten 52 hundert zwanzig und 4 ein Alter von hundert dreißig bis hundert fünf und dreißig Jahren. Von 606.818 Individuen, die im Jahre 1826 starben, zählten 2985 mehr als 90 Jahre; 1452 mehr als 95, und 818 mehr als 100. Von den lezteren hatten 88 hundert fünfzehn; 24 hundert zwanzig Jahre überschritten; 7 starben 125 und 1 160 Jahre alt.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 211. 29 Julius 1832.

Zustand der Wissenschaften in Italien.

2. Das lombardisch-venetianische Königreich.

(Fortsetzung.)

Das Haupt der neuen italienischen Arzneischule, Rasori ist zwar zu Parma geboren, lebt aber schon lange Zeit in Mailand und muß also gleichfalls hier eine Stelle finden. Rasori machte in seiner Jugend Reisen in Frankreich und England, wo er sich unter den besten Meistern seiner Wissenschaft bildete. In Edinburg wurde er ein leidenschaftlicher Bewunderer Brown's, dessen Ideen er annahm. Bei der Bildung der cisalpinischen Republik bewies sich Rasori als einen der eifrigsten Anhänger der neuen Ordnung der Dinge. Später zum Oberarzt und Direktor der Militärspitäler in Mailand ernannt, überzeugte er sich bald von der Unzulänglichkeit der schottischen Arzneikunde; er modifizirte sie daher nach Prinzipien, die hier zu entwickeln zu weit führen würde, und stellte endlich die Theorie des sogenannten Contrestimulus auf, die in Italien viele Anhänger zählt. Rasori hat nur wenige Schriften herausgegeben und weniger durch sie, als durch mündlichen Unterricht seine Lehre verbreitet. Seine Werke wurden indeß neuerdings erst in Mailand gesammelt, und seine Geschichte des Typhus in Genua ins Französische übersetzt. Man findet auch mehrere Abhandlungen von ihm in den „Annalen der Wissenschaften und schönen Künste," deren Herausgabe er seit zwei Jahren leitet. Nach der österreichischen Restauration wurde Rasori zum Tode verurtheilt, aber begnadigt, und kam mit einer fünfjährigen Gefängnißstrafe davon. Hier schrieb er, im Fort San Giorgio zu Mantua seine Abhandlung über entzündliche Krankheiten. Gegenwärtig arbeitet er an einem umfassenden Werke, das seine ganze Theorie darstellen soll.

Mailand ist vielleicht die einzige Stadt in Italien, wo der Buchhandel noch in Blüthe steht, und wo die meisten Werke in Verlag kommen. *) Unter Napoleon munterte die Regierung zur Herausgabe wichtiger Werke auf. Den Herausgebern der großen Sammlung italienischer Klassiker wurden große Summen als Unterstützung bewilligt und Custodi allein erhielt 60,000 Fr. um die Sammlung der italienischen Schriftsteller herauszugeben, die über Staatsökonomie geschrieben. Diese Ermunterung von Seite des Staates hat gegenwärtig aufgehört; allein noch immer werden wichtige und bändereiche Sammlungen, unter den Augen ausgezeichneter Männer, zum Drucke befördert; es genügt hier die „Enzyklopädie der Künste und Wissenschaften," „der italienischen enzyklopädischen Bibliothek" und der ins Italienische übersetzten Klassikersammlung zu erwähnen. Auch legte man in kleinem Format die italienischen Klassiker auf und diese Ausgaben machten, wie ähnliche in Deutschland, großes Glück. Die Freigebigkeit einiger reichen Privatleute von Mailand trug auch dazu bei, die prachtvollen Ausgaben seltener Werke zu vervielfältigen. In dieser Beziehung ist vorzüglich der unlängst erfolgte Tod des Marchese Trivulzi ein großer Verlust für die italienische Literatur.

Außer den schon früher erwähnten statistischen Annalen erscheinen zu Mailand noch einige andere periodische Schriften. Die bekannteste von ihnen ist die „italienische Bibliothek." Dieses Journal wurde im Jahr 1816 durch drei der ausgezeichnetsten Männer Italiens: Breislak, Giordani und Monti, unter Leitung Acerbi's, gegründet, und erwarb sich gleich bei seiner Entstehung einen großen Ruf; einige Jahre später aber erhob sich in ihm ein Streit über den Vorzug der lombardischen und toskanischen Mundarten, der in eine bittere und kleinliche Polemik ausartete. Diese Zänkereien, welche die Gemüther erbitterten, ohne wirklich einen Nutzen hervorzubringen, schadeten dem Fortgang des Journals ungemein. Außerdem kamen auch ungünstige Gerüchte gegen Acerbi in Umlauf, von dem man behauptete, er habe sich ausländischen Einflüssen verkauft, was ihn bei den Italienern äußerst verhaßt machte; die ausgezeichnetsten Mitarbeiter zogen sich zurück und die italienische Bibliothek verlor ihren ganzen Kredit. Nach Acerbi's Tod wurde sie zwar von talentvollen Männern redigirt, deren Gesinnungen keinem Verdachte jener Art unterliegen; allein die „Biblioteca italiana" konnte doch seitdem nicht wieder in ihre früheren schönen Tage zurückgeführt werden.

Wenn man Mailand unter den übrigen Städten der Halbinsel als diejenige bezeichnen muß, wo nicht bloß die berühmtesten Namen in Literatur und Wissenschaft nebeneinander zu finden sind, sondern auch die Bildung am weitesten verbreitet ist; so kann man

*) Damit es nicht scheine, als kämen wir hier mit der im ersten Artikel über den Zustand der Wissenschaften in Italien (S. 622) aufgestellten Behauptung, daß der Buchhandel den dortigen Gelehrten geringe Hülfsquellen öffne, in Widerspruch, darf bloß hier gesagt werden, daß Monti, als er die höchste Stufe seiner Berühmtheit als Dichter erreicht hatte, seine Uebersetzung des Homer, die ihm mehrere Jahre Arbeit gekostet hatte, um nicht mehr als fünfzig Louisdor an einen mailändischen Buchhändler verkaufen konnte. A. d. R.

doch auch nicht umhin zu bedauern, daß man dort, vorzüglich unter den höheren Ständen, vergeblich nach jenem brennenden Eifer für ernste Studien suchen wird, der sich in so erfreulicher Art zu Turin wahrnehmen läßt. Allerdings fällt zum Theil die Schuld davon der Regierung zur Last; allein es muß die Ursache davon auch vorzüglich in dem Charakter der Bevölkerung von Mailand gesucht werden. Mailand ist eine Stadt des Vergnügens; die jungen Leute, die sich keine Laufbahn geöffnet sehen, ziehen das Theater de la Scala der Studirstube vor. Man wird sich kaum einen Begriff davon machen, welchen Werth man in Mailand auf das Theater legt: man gibt für dieß und jenes Theater eigene Almanache heraus; die große und die kleine Welt beschäftigt sich bei Ankunft einer Prima Donna nur mit ihren Leistungen; hier lobt man sie, dort wird sie getadelt, man streitet, man erhitzt sich und vergißt in diesen schalen Erörterungen die wichtigsten Angelegenheiten, wie es denn überall zu geschehen pflegt, wo man dem Publikum die höhern Interessen zu verleiden gewußt hat. Man verschwendet an Tänzerinnen und Sängerinnen Gehalte, Büsten, Medaillen, und Männer, die ihrem Vaterlande zu Ehre und Nutzen gereichen, bleiben vergessen. Man sieht zu Mailand in mehreren öffentlichen Anstalten die Büste der Madame Pasta und anderer Sängerinnen. Während meines Aufenthalts in Mailand schlug man zu Ehren der Madame Lalande Denkmünzen und ein erst kürzlich angekommener fremder Prinz, der sich bei dem Vicekönig nach Manzoni erkundigte, mochte freilich nicht wenig erstaunt seyn, als der Erzherzog und seine Hofleute verblüfft sich ansahen und nicht wußten, ob sie nach einem Tänzer oder Schauspieler gefragt wurden. Ich mußte mehrere Tage nach Romagnosi suchen und Niemand wußte mir die Wohnung dieses ehrwürdigen Greises zu bezeichnen. Zu Como erschien Madame Pasta nie auf der Straße, ohne von einer Art Ehrenwache umgeben zu seyn, die aus Allem gebildet war, was die Gesellschaft in Mailand Ausgezeichnetes besitzt; und zu Como war es, wo Volta seine letzten Jahre verlebte, ohne daß es Jemand einfiel, sich um ihn zu kümmern!

Indeß finden sich bei Weitem nicht alle Gelehrte der Lombardei in Mailand beisammen. Pavia, dessen Hochschule im verflossenen Jahrhundert, zu gleicher Zeit, Volta, Spallanzani, Scarpa, Paoli u. s. w. besaß; Pavia, obgleich jetzt minder berühmt, zählt doch noch Männer von großem Verdienste. An ihrer Spitze steht Scarpa, dessen Arbeiten über das Organ des Gehörs, über die Augen, die Nerven u. s. w. den Anatomen rühmlichst bekannt sind. Allein minder bekannt, als seine Werke, ist in dem Leben Scarpa's ein Zug, den wir hier nicht unerwähnt lassen können. Dieser berühmte Physiolog, der schon zur Zeit der französischen Invasion in Italien Professor war, wollte der neuen Regierung nicht den Eid leisten, und verlor seine Stelle. Einige Jahre später, als Napoleon sich zum König von Italien hatte krönen lassen, besuchte er die Hochschule von Pavia und ließ sich ihre Lehrer vorstellen. „Wo ist denn Herr Scarpa?“ fragte er. Man nannte ihm die Ursache seiner Entfernung vom Lehrstuhle. „Ei, rief der Kaiser, was liegt an Verweigerung des Eides und politischen Meinungen? Scarpa gereicht der Universität und meinen Staaten zur Ehre.“ — Seitdem blieb Scarpa fortwährend öffentlicher Lehrer, und obgleich schon hochbetagt, unterbrach er doch niemals seine gelehrten Forschungen. Wenige Tage vor seinem Tode noch legte Cuvier der französischen Akademie die merkwürdigen Resultate vor, zu denen dieser Altmeister der italienischen Anatomen in Bezug auf die Natur und die Verrichtungen der verschiedenen Nerven neuerdings gelangt war. Der Professor der Mathematik, Bordoni, hat wichtige Untersuchungen über das Gleichgewicht der Gewölbe, über die Schatten und andere Gegenstände dieser Art bekannt gemacht. Borgnis, Professor der Mechanik, ist von allen Ingenieuren Europa's gekannt und gewürdigt. Der Professor Panizza gab einen Band physiologischer Untersuchungen heraus, durch den er sich im verflossenen Jahre einen Preis am französischen Institute errang; diese Akademie erkannte zu gleicher Zeit Rusconi, für seine schönen Beobachtungen über die Salamander und Frösche, eine Denkmünze zu. Der unlängst erfolgte Tod Mangili's ist ein großer Verlust für die Naturwissenschaft; ihm verdankt man die Erklärung einer merkwürdigen Erscheinung, auf die Spallanzani zuerst aufmerksam machte. Mangili bewies nämlich, daß die Fähigkeit der Fledermäuse im Fluge, auch wenn sie erblindet sind, die gehörige Richtung zu nehmen, sich sehr gut aus der Feinheit ihres Gehörs erklären lasse, ohne daß man deßhalb bei diesen Thieren einen sechsten Sinn anzunehmen braucht. Es ist zu bedauern, daß das Journal von Pavia, das unter Leitung zweier ausgezeichneter Gelehrten, Configliachi und Brugnatelli herauskam, aus Mangel an Lesern eingegangen ist.

Die Hochschule von Padua besitzt den Professor Santini, den Verfasser einer ausgezeichneten Abhandlung über die Astronomie und eines sehr wichtigen Werkes über die optischen Instrumente. Man verdankt diesem Astronomen auch gelehrte Untersuchungen über die Perturbationen der Vesta. Der Professor Melandri-Contessi, in derselben Stadt, gab ein sehr geschätztes Lehrbuch der Chemie und interessante Abhandlungen über verschiedene Punkte der Physik heraus. Zu Padua erscheinen auch, unter Leitung Fusinieri's, eines durch seine schönen Versuche über die Fortschaffung der ponderabeln Materie durch die Elektrizität, sehr bekannten Physikers, die „Annalen der Wissenschaften im lombardisch-venetianischen Königreiche.“ Endlich darf man unter den verdienstvollen Männern Paduas auch nicht des ausgezeichneten Predigers, Barbieri, vergessen, der jedoch bei jenen frommen Seelen, die auf dem Predigtstuhle nur die zornige Stimme der Verfolgungssucht und Intoleranz hören wollen, sehr wenig beliebt ist.

Verona dankt dem Naturforscher Pollini eine treffliche „Flora Veronese,“ interessante Versuche über das Wachsthum der Bäume, und andere bedeutende Werke. Ein anderer Gelehrter dieser Stadt, der Professor Zamboni, beschäftigte sich viel mit der Konstruktion einer voltaischen Säule ohne nassen Konduktor, und es gelang ihm durch die Kombination der elektrischen Anziehungskraft und des Magnetismus eine Art Perpetuum mobile zu schaffen; wenigstens erhält sich diese Maschine mehrere Jahre hintereinander im Gange. Zamboni beschäftigt sich gegenwärtig mit elektromagnetischen Versuchen, die ohne Zweifel manch neues Licht geben werden. Verona erlitt vor unlängst erst einen Verlust durch den Tod des Paters Cesari, der sich sein ganzes Leben hindurch mit der italienischen Philologie beschäftigte; man verdankt ihm die Herausgabe mehrerer alten Schriftsteller Italiens, und eine neue und vielfach verbesserte

Auflage des großen Wörterbuchs der Akademie de la Crusca. Cesari war die Quintessenz des italienischen Purismus, und wenn man ihm gleichwohl zuweilen Mangel an Geschmack und Kritik vorwerfen kann; so werden seine Arbeiten doch stets zu einem tieferen Studium der italienischen Sprache von großem Nutzen seyn.

(Schluß folgt.)

Lander's Entdeckungsreisen auf dem Niger.

7. Ankunft in Kiama. — König Yarro. — Merkwürdige Freundschaft. — Die mohammedanischen Mollams. — Das große Gebet und das Pferderennen.

(Schluß.)

„Inzwischen, fährt Landers Tagbuch fort, hatte man sich zum Rennen angeschickt, und Rosse und Reiter, die den Wettkampf bestehen wollten, bewegten sich vorwärts. Die Reiter trugen Kappen, weite fliegende Gewänder und Hosen von jeder Farbe, weiß und blaue Turbane von Baumwolle, und Stiefel von rothem Marokkanleder. Die Pferde waren prunkvoll angeschirrt, und ihre Köpfe mit Strängen von kleinen messingenen Schellen behangen; während ihr Bug mit hellrothem Tuch und seidenen und baumwollenen Quasten geschmückt war. Ein großer, mit niedlicher Stickerei versehener Polster befand sich unter jedem Sattel, und kleine Zauberamulette in rothes und gelbes Tuch eingewickelt, hingen mit Stückchen Silberzindel am Zügel. Der arabische Sattel und Steigbügel war durchgehends zu sehen, und die ganze Reitergruppe bot einen imposanten Anblick.

„Das Zeichen zum Rennen war gegeben worden, und die ungeduldigen Thiere stürzten hinaus und flogen im vollem Galoppe dahin. Die Reiter schwangen ihre Speere, die Knaben ihre Kuhschwänze; die Pickelhäringe schrien und sprangen, Flinten wurden abgefeuert, das Volk jubelte, und der König selbst, der das schönste Roß von Allen ritt, verwendete keinen Blick von den Rennern, während Freudenthränen in seinen Augen glänzten. Die Sonne beleuchtete mit ihrem vollen Schimmer diese grünen, weißen, gelben, blauen und karmoisinrothen Gewänder, die in der Luft flatterten, und die phantastischen Kappen, die glitzernden Speere, das Geklingel der Pferdegehänge und die ausdrucksvollen und kriegerisch wilden Gesichter der Reiter gewährten das wunderbarste Schauspiel, das uns noch vorgekommen. Das Rennen ging mit dem größten Wetteifer vor sich, und hörte nur auf, als die Pferde müde und athemlos waren; obgleich der Preis in weiter Nichts als in der Ehre bestand. Nachher rannten einige nackte Knaben auf Pferden ohne Sattel, worauf der zweite und letzte Wettlauf begann, wobei man jedoch nicht sowohl durch Schnelligkeit als durch Geschicklichkeit im Lanzenschwingen und gewandte Führung des Pferdes zu glänzen suchte. Der König blieb die ganze Zeit über im Sattel, ohne nur einmal abzusteigen, und sich mit seinen Weibern und Kindern, die zu beiden Seiten von ihm auf dem Boden saßen, zu unterhalten. Seine Kleidung war mehr prunkvoll als kostbar, und bestand aus einer rothen Kappe, um die in großen Falten ein weiter Turban von Musselin geschlagen war; in zwei Ueberröcken von blauem und scharlachrothem Tuch, über die er noch einen musselinenen Kaftan trug; rothen Hosen und Stiefeln von Scharlach und gelbem Leder. Sein Pferd schien unter dem Gewicht seines Reiters und den vielerlei Zierrathen, mit denen Kopf, Bug und Leib überladen waren, zu erliegen. Der älteste und jüngste Sohn des Königs hielten neben seinen Weibern und übrigen Kindern gleichfalls zu Pferde. Der älteste war ungefähr elf Jahre alt; der jüngste, der nicht mehr als drei Jahre zählen mochte, wurde von einem Sklaven im Sattel aufrecht gehalten, da er es von selbst nicht im Stande war. Die Kleidung dieses Kindes war sehr übel gewählt. Es trug eine dicke baumwollene Mütze, die tief ins Gesicht herein hing, und mit ihren beiden Seitenklappen auch die Wangen bedeckte, so daß kaum Nase und Mund zu sehen waren; der Rock und die Hosen wären auch einem erwachsenen Manne gerecht gewesen, und wurden durch zwei breite Gürtel am Leibe des Kindes festgehalten. Die kleinen Beine des Knaben hingen in weiten gelben Stiefeln, die für seinen Vater groß genug gewesen wären, und ein so hübsches Kind es war, so wurde es doch durch diesen unsinnigen Anzug so entstellt, daß man es eher für alles Andere, als Das was es war, gehalten hätte. Einige Weiber, die dem König zunächst am Boden saßen, hatten weite weiße Gewänder umgeschlagen, die ihre ganze Gestalt, wie Leichentücher, umhüllten. Die jüngeren Mädchen gingen, wie es Landessitte ist, ganz nackt, einige hatten eine Blume hinter das Ohr gesteckt und Perlenschnüre um ihre Lenden gewunden; dieser Mangel an Kleidung aber hinderte sie nicht, an dem Vergnügen mit eben so viel Eifer Theil zu nehmen, als alle Uebrigen. Von den vielen bunten Gewändern der Männer nahmen sich vorzüglich gut einige dunkelkarmoisinrothe der Reiter aus; auch die saubeern schneeweißen Gewänder der Mollams, von denen wenigstens hundert zugegen waren, hatten ein stattliches Aussehen. Das ganze Volksfest ging ohne Unfall und die mindeste Störung vorüber; und als der König vom Pferde stieg, war Dieß für die Volksmenge das Zeichen, auseinanderzugehen.“

Die Reisenden verweilten noch einige Tage in Kiama und brachen endlich am 5 Junius nach Bussa auf, eine große Strecke des Weges von gemeinem Volke begleitet, das sich nicht wenig über die elende Mähre des ältern Lander lustig machte, die dergestalt heruntergekommen war, daß man sie eher für ein künstlich ausgetrocknetes Gerippe, als ein ordentliches Thier von Fleisch und Bein hätte halten mögen.

Historische Nachrichten über einige persische und türkische Städte in Asien, welche von 1826 bis 1830 in den Kriegen mit Persien und der Türkei von den russischen Truppen genommen wurden.

(Aus den kaukasischen Memoiren.)

(Schluß.)

Urdabat, eine kleine Stadt, mit einer kleinen alten Festung, liegt auf dem linken Ufer des Araxes, in der Provinz Aderbeidschan, an einem Flüßchen, das aus den Gubanischen Bergen kommt und in den Araxes fällt. In der alten Eintheilung Armeniens gehörte diese Festung mit dem Distritte Kosten zur Provinz Waßpurakan. Urdabat heißt im armenischen Ortuwar oder Arluwar. Die Zeit ihrer Erbauung ist unbekannt; aus dem geographischen Werke Dschehan Numa (Weltenschau) und aus den armenischen Geschichtschreibern ersieht man aber, daß Urdabat schon im vierzehnten Jahrhundert n. Chr. bestand. Im Jahre 1827 wurde diese Stadt von dem Generalmajor Fürst Bagration-Muchranski eingenommen und beim Friedensschluß mit Persien mit Rußland vereinigt. Jetzt gehört sie gleichfalls zur Provinz Eriwan.

Abbas Abad, eine Festung auf dem linken Ufer des Araxes, in

der Provinz Adserbeidschan. Die Festung wurde von Abbas Mirza an der Stelle der von Schah Abbas zerstörten, in europäischem Style aufgebaut. Die Zeit, wann die alte Festung erbaut wurde, ist gleichfalls unbekannt; jedoch ersieht man aus der Geographie Archak Gesals, daß an diesem Orte in den mittleren Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung ein bedeutender Pflanzort, Asdabad, stand. Am Ende des vierzehnten Jahrhunderts findet sich hier das bedeutende armenische Kloster Banschirwark, d. h. das rothe Kloster, dessen sehr häufig in der armenischen Geschichte Erwähnung geschieht. Die Festung Abbas Abad wurde von den Persern als ein wichtiger Schutz auf der Seite der russischen Gränze betrachtet. Die Gestalt dieser Festung ist ein nicht ganz regelmäßiges Fünfeck. Die Kurtinen sind sehr gut angelegt, die beiden westlichen stoßen an den Fluß Araxes. Im Jahre 1827 wurde die Festung von den Russen unter Paskewitsch eingenommen und im Frieden mit Rußland vereinigt. Das Klima ist zum mindesten gesagt sehr ungesund.

Urmia, eine große und volkreiche Stadt, liegt auf einer nicht sehr großen Ebene, hat eine Menge Gärten und im Innern der Stadt eine sehr gut gebaute Festung in Form eines unregelmäßigen Vierecks mit vielen halbrunden Thürmen. Die Stadt gehörte zur Provinz Adserbeidschan, und liegt westlich in geringer Entfernung von dem See Urmia, dem alten Mazian, von den Persern Schechi genannt. Als Armenier noch diese Gegend beherrschten, gehörte wie der See Mazian, so auch die Stadt Urmia, zur persisch-armenischen Provinz. Die Stadt Urmia ist an der Stelle des alten Tatarma erbaut, wo der berühmte persische Weise Zoroaster geboren wurde, und sie ist der Hauptort des Geschlechts der Awgarden, aus welchem Schah Nadir entsprossen. Ein Chan zweiter Klasse verwaltet die Stadt. Im Jahre 1827 wurde Urmia von dem Generalmajor Laptew eingenommen.

Ardebil, auch Ardebel genannt, ist volkreich, ziemlich groß, hat schöne Moscheen und eine sehr gute, regelmäßig gebaute Festung, mit einem Wassergraben. Es liegt an einem kleinen Flüßchen, nur etwa 100 Werste vom kaspischen Meer, und ist in Persien durch seine Mineralwasser und das Grabmal Sophieddnichs *), das sich in einer schönen Moschee befindet, sehr berühmt. Zur Verehrung dieses Grabmals wallfahrtet aus ganz Persien eine große Anzahl Mohammedaner und bereichert die Stadt durch ihren Aufenthalt, die Moschee durch Geschenke. Ardebil wurde im tiefen Alterthum erbaut, und die Zeit der Erbauung ist gänzlich unbekannt. Die Stadt wurde im Jahre 1827 durch Generallieutenant Graf Suchtelen eingenommen.

Türkische Städte.

Azchur ist eine kleine, immer mehr zerfallende Festung; sie ist auf einer Felshöhe erbaut, und stößt ans linke Ufer des Kur. Nach der alten Eintheilung Armeniens gehörte sie zur Provinz Kullari, und heißt auf armenisch Aßschurecht oder Gsasburecht, auf grusinisch Asskweri. Sie gehört zur Zahl der alten Festungen Armeniens; noch im 10ten Jahrhundert n. Chr. wurde sie in den innern Unruhen, die Armenien erschütterten, von dem armenischen Könige Aschot II, aus der Dynastie der Bagratiden, mit Sturm erobert und die Einwohner, die es vertheidigten, niedergehauen. In den folgenden Jahrhunderten fiel diese Festung an Grusien, und kam dann unter die Herrschaft der Türken. Im Jahre 1770 schlug Heraklius, König von Grusien, unter den Mauern derselben die Türken auf's Haupt. Im Jahre 1810 wurde sie von den russischen Truppen belagert, und zu gleicher Zeit Achalzik durch den in Grusien das Oberkommando führenden Generallieutenant Tormassoff blokirt. Im Jahre 1828 wurde Azchur durch den Generallieutenant Fürst Wadbolski eingenommen.

Ardagan, eine kleine alte armenische Festung mit einer Vorstadt, liegt auf dem linken Ufer des Kur, nicht weit von Kars. Ardagan gehörte zur armenischen Provinz Ararat. Die Zeit der Erbauung ist ungewiß. Im Jahre 1828 wurde es von dem Generalmajor Bergmann eingenommen.

Bajazet, eine kleine Stadt mit zwei Festungen; die eine ziemlich erhalten, lehnt sich an den Felsen an, die andere ist klein und wurde erst vor Kurzem aus weißen behauenen Steinen in Form eines Parallelogramms aufgebaut. Diese Stadt ist der Hauptort des Paschaliks Bajazet, und die Residenz des Pascha. Bajazet liegt in den zagroischen Gebirgen. Es ist in Schluchten und an der Seite des Kotys-Dag in amphitheatralischer Form zerstreut, und wurde von den Türken gegründet, als sie diesen Theil Armeniens eroberten. Zur Zeit des armenischen Reichs gehörte der Ort zur Provinz Ararat. Im Jahre 1828 wurde diese Stadt von dem Generalmajor Tschewtschewadse eingenommen, und mit einer unbedeutenden Garnison unter General Popoff besetzt. Der Pascha von Wan rückte mit einem Korps von 14,050 Mann heran, belagerte die Stadt und wagte einen Sturm, während zugleich die Einwohner sich gegen die Russen empörten; die Feinde wurden aber mit großem Verlust geschlagen, und verjagt, und die Einwohner zum schuldigen Gehorsam zurückgebracht.

Achalkalaki, eine sehr gut gebaute Festung, liegt auf dem rechten Ufer des Kur, an den Mündungen der Flüsse Toporowan-tschai und Geberaßu. Auf armenisch heißt sie Akchal, auf grusinisch Akchal-kalaki, die neue Stadt, auf persisch Scheher, die Stadt, schlechtweg. Achalkalaki gehörte zur armenischen Provinz Kukari. Ihr hohes Alter geht schon aus dem Umstande hervor, daß sie im Jahre 1064 von dem Sultan der seldschukischen Türken, Arpaslan,*) mit Sturm genommen wurde. In spätern Zeiten kam sie unter die Herrschaft der Grusinier, und die Umgegend wurde Dschewachetien genannt. Unter der Herrschaft der Türken gehörte Achalkalaki zum Paschalik Achalzych. Im Jahre 1807 wurde Achalkalaki von dem in Grusien kommandirenden Graf Gudowitsch belagert, und nach einem vergeblichen Sturme, der fünf Stunden dauerte, die Belagerung aufgehoben. Im Jahre 1817 wurde die Festung unter Anführung des Obersten Kotlarewski, mit Sturm genommen. Dasselbe geschah im Jahre 1828 unter Paskewitsch, nach einem hartnäckigen Widerstand von Seite der Türken.

Baiburt, eine Handelsstadt von mäßiger Größe, gut gebaut, mit einer Festung von sehr alter Bauart, die auf einer abgesonderten Felsenhöhe an dem bedeutenden Flusse Tscharoch-tschai liegt, welcher ins schwarze Meer fällt. In den Winkeln der Festung sind viereckige Thürme; sie hat die Form eines Trapez. Der Fluß Tscheroch-tschai fließt in einem engen Bette an Baiburt vorbei, und biegt sich um den Fuß des Felsen, auf dem die Festung erbaut ist. Auf armenisch schreibt man den Namen Paipurt. Sie gehört zu den ältesten Städten Armeniens, lag in dem Distrikt Eber, der einen Theil der Provinz Oberarmeniens ausmachte. Von den alten Historikern nennt sie Procopius Baiberdon, Cedrinus Paiperte. Im ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung war sie ein Gränzkriegsposten der bagratidischen Fürsten. Im sechsten Jahrhundert wurde sie von dem griechischen Kaiser Justinian erobert; beim Falle des konstantinopolitanischen Reiches gehörte sie zu Trapezunt, diesem ärmlichen Ueberrest der griechischen Macht, die von den Komnenen beherrscht wurde, mit diesem wurde sie von Mahomed II erobert. Im Jahre 1829 wurde Baiburt von dem Generalmajor Burtzoff, und dann zum zweitenmal, nach einem hartnäckigen Widerstand der Türken, unter Anführung des Grafen Paskewitsch-Erivanski genommen, und damit der letzte türkische Krieg in Asien, der das tapfere russische Heer und seinen berühmten Führer mit Ruhm bedeckte, beendigt.

---

*) Bei der Art, wie die Russen oft die orientalischen Namen schreiben, läßt sich deren richtige Schreibart nicht immer ermitteln.

*) Soll wohl Alp Arslan heißen.

Strenge des Winters in Astrachan.

Neuere Briefe aus Astrachan entwerfen ein trauriges Bild von der Strenge des Winters in dieser Gegend und dem daraus entstandenen Unglück. Die Fröste fingen am 10 Oktober an und dauerten bis zum Monate April. Im Dezember, Januar und Februar stand das Réaumur'sche Thermometer oft 27 und 28° unter Null. Die Wolga bedeckte sich am 16 November mit Eis, von dem sie erst am 6 April befreit wurde, und das eine Dicke von fünf Viertel Arschinen erlangte. Verschiedene Schiffe des kaspischen Meeres wurden vom Eis zertrümmert, und zwar in einer Jahrszeit — Hälfte Novembers — wo die Schifffahrt nie von dergleichen Gefahr bedroht ist. Die Lebensmittel, welche auf der Wolga nach Astrachan gebracht werden, stiegen, durch die allzufrüh gehemmte Schifffahrt dieses Flusses, ungemein im Preise. Außerdem haben auch die Nomaden des Gouvernements Astrachan 1599 Kamele, 9155 Pferde, 9708 Stücke Hornvieh und 66,496 Schafe eingebüßt.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 212. 30 Julius 1832.

Lander's Entdeckungsreisen auf dem Niger.

8. Bussa. — Der König und seine Midiki. — Der Streit um die Knöpfe. — Die eitle Trommelschlägerin. — Anblick des Nigers. — Mungo Parks Rock. — Abreise nach Yaurî.

Zwölf Tage brachten die Reisenden auf dem Wege von Kiama nach Bussa zu. Zwei Tagreisen von der Hauptstadt des Königreichs Borgu gingen sie über den Oly, einen kleinen Fluß, der in den Aschantigebirgen seinen Ursprung nehmen soll, und sich in den Kuarra (Quorra oder Niger) ergießt; er war nicht mehr als vierzig Schritte breit, und in der Mitte sieben bis acht Fuß tief. Von einer brennenden Sonnenhitze gequält, gegen die ihnen der Schatten der Bäume nur wenig Schutz gewährte, und von den Mühseligkeiten der Reise erschöpft, fiel der jüngere Lander in ein Fieber, das ihn oft seiner Besinnung beraubte und so entkräftete, daß sein Bruder jeden Augenblick befürchtete, es möchte um ihn geschehen seyn. Glücklicherweise brach sich die Krankheit kurz vor ihrer Ankunft in Bussa, wo beide Brüder von dem König und der Midiki — so wird die erste Gemahlin desselben oder die eigentliche Königin genannt — freundlich aufgenommen wurden.

Sehr zu ihrer Verwunderung fanden sie Bussa nicht, wie Clapperton angegeben, auf einer Insel, sondern am rechten Ufer des Niger gelegen. Die Stadt Bussa besteht aus einer Menge gruppenweise zusammengestellter Hütten, die nur durch geringe Zwischenräume von einander getrennt sind, und ist auf einer Seite von dem Kuarra, auf der andern von einem weitläufigen, und mit Thürmchen versehenen Wall, sammt Wassergraben, in einem vollständigen Halbkreise umschlossen. Ungeachtet dieser natürlichen und künstlichen Befestigungen aber wurde Bussa doch vor vielen Jahren von den Felatahs eingenommen, und die Einwohner flüchteten sich mit ihren Habseligkeiten und Kindern auf eine Insel im Niger. Als jedoch die Fürsten von Niki, Uouou und Kiama davon benachrichtigt wurden, sammelten sie ein Heer, vereinigten sich mit den vertriebenen Einwohnern von Bussa, und verjagten die Felatahs wieder, von denen Viele im Niger ihr Leben einbüßten. Seitdem wurde diese Stadt von keinem Angriffe mehr bedroht. Der Boden in der Umgebung von Bussa ist größtentheils sehr fruchtbar, und bringt Reiß, Korn, Yams u. s. w. im Ueberflusse hervor. Man erntet hier das beste Dowah, eine Getreideart, die fünfhundertfältig trägt, und die vorzüglichste Nahrung der Einwohnerschaft, der armen wie der reichen, ausmacht. Auch eine andere Getreideart, die acht Aehren auf einem Stängel, und ein sehr kleines und süßliches Korn trägt, wird hier gebaut, jedoch nicht in großer Ausdehnung. Der Butterbaum blüht in und außer der Stadt; Palmöl wird von Nuffie eingeführt, ist aber sehr theuer und selten, und wird nur von dem König und den vornehmsten Einwohnern gekauft. Der König und seine Midiki besitzen große Heerden von schönem Hornvieh; keiner ihrer Unterthanen aber hat auch nur Einen Ochsen, wiewohl Heerden von Schafen und Ziegen im Besitze. Der Niger versieht sie reichlich mit Fischen, die die tägliche Nahrung und das Lieblingsgericht der Einwohner bilden, aber zäh, trocken und unschmackhaft sind. Sehr gutes Salz wird von einem Salzsee, der sich zehn Tagreisen nordwärts von Bussa, am Ufer des Flusses befindet, hierher gebracht, und Pfeffer wächst allerorten. Perlhühner, Fasanen, Rebhühner und verschiedene Wasservögel gibt es in größter Menge. Die Einwohner versuchen es zuweilen, sie mit ihren Pfeilen zu erlegen, wobei es aber so unsicher hergeht, daß man den Reisenden erzählte, schon mehrere Jahre her seyen nicht mehr als zwei Vögel geschossen worden. Die Engländer fanden mit ihren Schießgewehren ergiebige Jagdbeute. Auch Hirsche und Antilopen trifft man in der Nähe der Stadt; aber sie sind sehr furchtsam und scheu, und werden nur höchst selten von den Einwohnern erlegt.

Die meisten Einwohner des Königreiches Borgu, Alt und Jung, verstehen die Haussasprache fast eben so gut als ihre Muttersprache; und der größte Theil spricht sie sehr geläufig. Die Regierung des Landes ist despotisch; aber die unbeschränkte Macht wird stets mit großer Milde und Schonung ausgeübt. Alle Privatstreitigkeiten werden vom König geschlichtet, und Vergehen bestraft er ganz nach Willkür. Obgleich in seinem Benehmen gegen die Reisenden freundlich und bescheiden, zeigte er doch ziemlich viel angeborne Würde. Uebrigens ist er einer der größten und schönsten, aber auch einer der geschäftigsten und thätigsten Männer des Landes. Alle Fürsten und „großen Männer,“ wie sich die Häuptlinge des Landes zu nennen pflegen, sowohl in Borgu wie an andern Orten, die von den Reisenden besucht wurden, verdämmern die Einen die Hälfte ihrer Lebenszeit in einem Zustande zwischen Wachen und Schlafen, die Anderen verschlafen sie ganz, oder bringen sie mit höchst kindischen Spielereien zu, während der Fürst von Bussa, wenn er nicht mit Staatsangelegenheiten beschäftigt ist, die müßigen Stunden zu allerlei nützlichen Beschäftigungen in seinem Hauswesen verwendet und sich seine Kleider mit höchsteigenen Händen schneidert. Der König

ist oft unwohl, in Folge von Gift, wie er sagt, das man ihm als Arznei beibrachte, um ihn aus dem Wege zu schaffen. Der König und die Midiki haben weder Wohnungen noch Vermögen gemeinschaftlich, leben aber ungeachtet dieser Trennung in der größten Liebe und Eintracht, und man behauptete in Bussa, daß die Königin große Macht über ihren Gemahl besitze, was um so auffallender in einem Land ist, wo, wie in Afrika überhaupt, das weibliche Geschlecht wenig geachtet wird. Indeß bot sich den Reisenden doch eine Gelegenheit, bei der sie bemerken konnten, daß die Meinung von dem großen Einflusse der Midiki nicht ganz gegründet war. Bei einem Besuche des Königs und der Königin machten die Lander ihr einige goldplattirte Knöpfe zum Geschenk, deren Glanz so sehr die Bewunderung ihres Gemahls erregte, daß beide sich darum rissen, wer sie besitzen sollte. Nach einem langen Streit entschied es sich dahin, daß der König die größten und besten behielt, und die übrigen seiner Gemahlin gab, wobei er jedoch die Vorsicht brauchte, ihr von den Knöpfen, die für seinen Theil gewählt, nur die innere, und durch den Gebrauch abgenutzte Seite zu zeigen, um ihr hiedurch begreiflich zu machen, daß er ihr die bessern Stücke gelassen. „Das königliche Paar, bemerkt hier das Tagbuch, benahm sich ganz wie zwei große Kinder, doch war Jedes mit seinem Geschenke unendlich zufrieden, und drückte seine Dankbarkeit mit großer Wärme aus."

Man könnte hieraus vielleicht auf eine besondere Putzsucht und Eitelkeit schließen, wie es bei allen Wilden und Kindern der Fall zu seyn pflegt. Allein beide, der König und die Königin, gingen einfacher gekleidet, als die meisten ihrer Unterthanen. Der König trug gewöhnlich ein weißes Ueberkleid, und darunter ein blau und weißes, eine rothe Kappe und lederne Sandalen von derselben Farbe. Die Midiki war in ein gewürfeltes Kleid, von der Art, wie sie in Nuffie verfertigt werden, gekleidet; ein glattes Stück blauer Baumwollenzeug war um ihre Stirne gewunden, und verhüllte ihr ganzes Haar; ein größeres Stück desselben Zeuges hatte sie über die linke Schulter geworfen, und ein drittes, um die Hüfte geschlagen, reichte bis zur Hälfte des Beines hinab. Sie ging baarfuß, und ihre Arme waren bis an die Ellenbogen bloß; ein messingener Ring zierte jede große Zehe, und acht silberne Bänder, von denen jedes wenigstens ein Viertelpfund wog, die Handgelenke. Außer diesem Schmuck trug sie ein Halsgehänge von Korallen und Stückchen Gold, und durch jedes Ohrläppchen waren kleine Stücke Bernstein gesteckt. Und doch darf man nicht vergessen, daß der König von Bussa allgemein als der mächtigste Fürst im westlichen Afrika betrachtet wird, wie der Sultan von Bornu als der mächtigste des nördlichen.

(Fortsetzung folgt.)

Zustand der Wissenschaften in Italien.

2. Das lombardisch-venetianische Königreich.

(Schluß.)

Die kleine Stadt Bassano hat in den jüngst vergangenen Jahren einen Mann ersten Ranges eingebüßt, **Brocchi**, dessen Arbeiten jedoch außer Italien wenig bekannt sind. Brocchi wurde im Jahre 1772 zu Bassano geboren, studirte Anfangs die Rechtsgelehrsamkeit an der Hochschule von Padua, verließ aber, plötzlich dieser Wissenschaft überdrüssig geworden, Padua, und ging nach Rom, wo er sich auf Philologie verlegte. Im Jahre 1792 gab er zu Venedig eine sehr interessante Abhandlung über die Bildhauerkunst der Aegyptier heraus, entsagte aber bald darauf allen Untersuchungen dieser Art, um sich ganz dem Studium der Naturgeschichte hinzugeben, die er auch einige Jahre zu Brescia lehrte. Im Jahre 1808 gab er ein treffliches Werk über die Eisenbergwerke von Mella heraus. Späterhin zum Mitglied des italienischen Nationalinstituts und zum Bergbaurath ernannt, schrieb er mehrere Abhandlungen über die Geologie verschiedener Punkte von Tyrol und der Lombardei. Im Jahre 1811 unternahm Brocchi eine geologische Reise in das südliche Italien, und gab nach ungemein ausgedehnten Untersuchungen, im Jahre 1814, seine „subapenninische Conchyliologie" heraus. In den folgenden Jahren bereiste er abermals Toscana und Rom, und stellte während der furchtbaren Epidemie, die in letzterer Stadt, im September 1818, herrschte, muthige Versuche über die *Malaria* an. Späterhin durchwanderte er Sizilien und wohnte einem Ausbruch des Aetna bei. Im Jahre 1820 gab er einen „Versuch über die physischen Verhältnisse Roms" heraus, ein sehr wichtiges Werk in Bezug auf Geologie und physische Geschichte der Siebenhügelstadt. Um diese Zeit entschloß sich Brocchi, der in der Lombardei seine Stelle verloren hatte, nach Aegypten zu gehen, um dort die Leitung der Bergwerke des Vizekönigs zu übernehmen. Bevor er jedoch Europa verließ, besuchte er noch Kärnthen, um dort die Konstruktion und Anwendung der Reverberiröfen gründlich kennen zu lernen. Im November 1822 langte er in Alexandrien an, ging aber bald darauf nach Nubien, wo jedoch seine Versuche nicht von dem glücklichsten Erfolg begleitet waren: er hatte zum Behuf der Metallschmelzen auf den *Dichus dura*, eine Art Nilschilfrohr gerechnet, dessen sich, wie man glaubte, die alten Aegyptier zum Brennen ihres Porzellans bedient haben sollen; allein dieser Brennstoff wurde als unzulänglich befunden. Brocchi unternahm hierauf eine Reise nach dem Libanon, wo er reiche Steinkohlenlager entdeckte. Da er sich mit der arabischen Sprache sehr vertraut gemacht hatte, so beobachtete er sorgfältig die Sitten und religiösen Gebräuche der Drusen, und übersetzte mehrere wichtige Handschriften. Im Jahre 1825 ging er nach Senaar, unterlag aber dem Klima dieses Landes und starb am 23 September 1826 zu Chartum. Durch letztwillige Verfügung bestimmte er alle seine Sammlungen und Manuskripte und eine beträchtliche Geldsumme seiner Vaterstadt, um dort ein naturgeschichtliches Museum zu gründen. Brocchi vereinte großes Talent mit einer riesenhaften Geistesthätigkeit: Nichts entging seinem Scharfblick auf seinen Reisen; die Denkmäler der Kunst, wie die Erzeugnisse der Natur wurden von ihm gleicher Aufmerksamkeit unterzogen.

Gegenwärtig, wo Venedig aufgehört hat, der Mittelpunkt einer Regierung zu seyn, zählt es kaum noch einige Namen, die sich in Literatur und Wissenschaft hervorgethan haben. Der Graf *Cicognara*, Präsident der Akademie der schönen Künste, gab eine Geschichte der Bildhauerkunst heraus, die ihm Ehre macht und bei dem französischen Institut rühmliche Erwähnung fand. Graf Cicognara ist gegenwärtig mit Ausarbeitung einer Geschichte der Kupferstecherkunst beschäftigt. Der Professor *Marianini*, dem seine Schriften einen ausgezeichneten Rang unter den Physikern Italiens erwarben, gab zu Venedig eine treffliche Abhandlung über die elek-

tromagnetischen Versuche heraus; mehrere andere Abhandlungen von ihm sind in den Memoiren des „Athenäums" von Venedig zu finden. Außer Marianini bleibt uns Niemand zu erwähnen, als Bizio, Verfasser sehr geschätzter „Opuscoli" über Chemie und Physik, und Filiasi, dem man interessante Beobachtungen über die Veränderung der Atmosphäre von Venedig verdankt. Der Kardinal Zurla, ein Venetianer, stellte gelehrte Untersuchungen über den Mappamondo des Fra Mauro, über die Reisen Marco Polo's und Cadamosto's, wie über andere Punkte der venetianischen Geographie, an. Gamba, ein gelehrter Bibliograph, leistete der Literatur große Dienste durch seine Untersuchungen über die italienischen Klassiker und seine Sammlung von „Werken zum Unterricht und Vergnügen," enthält mehrere noch nicht herausgegebene und unbekannte Schriften. Tiepolo hat „Discorsi" über die Geschichte von Venedig herausgegeben, die einen unumgänglich nothwendigen Nachtrag zu Daru's venetianischer Geschichte bilden. Cicogna ra machte eine Sammlung venetianischer Inschriften durch den Druck bekannt, worin man sehr interessante biographische Angaben findet. Auf einer kleinen Insel endlich, in der Nähe von Venedig, besteht ein Kloster von armenischen Mönchen, und eine orientalische Druckerei, aus der vor unlängst erst Fragmente des Eusebius und Philo in armenischer Sprache, unter Leitung des Paters Aucher hervorgegangen sind; deßgleichen ein Gemälde der armenischen Literatur von dem Pater Sukias Somal, ein Werk von großer Wichtigkeit. Vor Kurzem erst veranstaltete der Pater Ciakciak — Verfasser einer armenischen Grammatik — eine zweite Auflage seines armenisch-italienischen Wörterbuches, das von allen Orientalisten mit Beifall aufgenommen worden ist.

Die hier gegebene Uebersicht der lombardischen Literatur hat vielleicht nicht die Vollständigkeit, die man ihr zu geben wünschte; es gibt eine Menge schriftstellerischer Erzeugnisse, die aber bloß von so lokalem Interesse sind, daß sie hier mit Stillschweigen übergangen werden mußten, und wenn wichtigere Arbeiten keine Erwähnung fanden, so muß die Schuld davon der schwierigen und langsamen Mittheilung zugeschrieben werden, die in diesem Lande die Verbreitung der literarischen Produkte hemmt. Jedenfalls aber wird zur Genüge daraus hervorgehen, daß es auch der Lombardei nicht an Männern fehlt, die durch Geist und Gelehrsamkeit ausgezeichnet sind; daß sie aber in ihrer Thätigkeit vereinzelt, von der Regierung nicht unterstützt und von einem in Zerstreuung und Genußsucht versunkenen Publikum mit Gleichgültigkeit behandelt, wie zerblätterte Blumen auf der Oberfläche eines Stromes hinschwimmen, dem es einerlei ist, ob er einen Stöpsel oder eine Perlenmuschel trägt. *)

*) In dem ersten Artikel hat sich ein Druckfehler eingeschlichen: Seite 663 ist zu lesen statt: an dem Ufer des Po, an dem Ufer der Dora. Anm. d. R.

Vermischte Nachrichten.

In französischen Blättern liest man über die Krankheit des Herzogs von Reichstadt, neben einer Menge sinnloser Angaben, folgende Stelle aus einem Schreiben aus Wien: „Langsam erlöscht das Leben des Herzogs von Reichstadt in dem Schlosse Schönbrunn; einsam auf fremder Erde stirbt ein Prinz, dessen Geburt von dem freudigen Zurufe einer großen Nation begrüßt wurde, an dessen Zukunft die Geschicke der Welt geknüpft schienen. Ein so beklagenswerthes Ereigniß fehlte noch, um dem tragischen Hause Napoleons den Schlußstein zu geben. Mit einer überraschenden Schönheit und den edelsten Geistesanlagen ausgestattet, erweckte der junge Prinz eben so sehr durch sich selbst, als durch sein großes Mißgeschick Theilnahme. Von Natur aus zu Schwermuth und träumerischem Tiefsinn geneigt, liebte er leidenschaftlich die abstrakten Wissenschaften und vorzüglich die musikalischen Kompositionen, in deren schwierigste Berechnungen und Geheimnisse er eingeweiht war. Im Umgange zurückhaltend, spricht er nur wenig, und sein Geist gibt sich nur durch einzelne Gedankenblitze kund. Am meisten zieht er die Ungarn vor, die fast alle ein gewisses originelles Gepräge tragen. Die Julius-revolution hat diese in sich zurückgedrängte, aber glühende Seele tief aufgeregt, und während Europa von dem Stoße dieser gewaltigen Bewegung von einem Ende bis zum andern aufgerüttelt wurde, glaubte auch der Herzog von Reichstadt, daß eine neue Bestimmung für ihn aufgehen würde. Bis dahin in aller Strenge der monarchischen Grundsätze erzogen, hatte man ihm die Ueberzeugung eingeimpft, daß die Legitimität die höchste Glaubenssatzung des Fürsten und der unverletzliche Grundstein sey, auf dem das ganze Staatengebäude ruhe, dessen unzerstörbare Nothwendigkeit selbst sein Vater anerkannt habe. So wuchs er auf, in Ergebung sich fügend in das unwiderrufliche Gesetz des Schicksals. Da schlug der Donnerstreich des Julius durch die Welt, und zerriß die Binde vor seinen Augen, während er eine altersmorsche Legitimität zertrümmerte, die ihre schwache Hand der Riesenkraft der Nation entgegenstemmen wollte. Nun folgte der langen Abspannung und Niedergeschlagenheit eine heftige Aufwallung; der junge Herzog erinnerte sich — in einem Alter von 21 Jahren ist es so leicht an das Glück zu glauben — daß auch er als Erbe des französischen Thrones ausgerufen worden; daß nur für ihn sein Vater dem Thron entsagt, kurz er hoffte, daß für ihn der so lang ersehnte Augenblick gekommen sey, dieses kalte und zwecklose Leben, das er seit seiner Geburt geführt, aufzugeben, und ein heißes und stetes Fieber der Einbildungskraft ging dem Fieber voran, das ihn jetzt aufzehrt.... Der Herzog von Reichstadt kannte seine Lage vollkommen; er wußte sie zu beurtheilen; aber resignirt, wie sein Vater auf St. Helena, kam nie ein bitteres Wort über seine Lippen. Ein französischer Künstler, der so glücklich war, einige Augenblicke bei ihm zu verweilen, bat den Prinzen, ihm einige Worte in sein Album zu schreiben; der Herzog schrieb: „Sie kehren nach Paris zurück; sagen Sie der Vendomesäule, daß ich vor Kummer sterbe, sie nicht umarmen zu können."

•

Herr Guerry hat in einer der letzten Sitzungen der französischen Akademie der Wissenschaften eine auf offizielle Dokumente gestützte „moralische Statistik von Frankreich" vorgelegt, in der mit der größten Genauigkeit angegeben ist, wie sich die Verbrechen gegen Personen und Eigenthum in den einzelnen Departements vertheilen, und welche Triebfedern als Veranlassungen von Kapitalverbrechen bekannt wurden; ferner enthält die merkwürdige Abhandlung Bericht über den Zustand des Unterrichts, die der Geistlichkeit, den Wohlthätigkeitsanstalten und Schulen gemachten Schenkungen, die Desertionen, Selbstmorde und die Lotterieerträge. Folgendes sind die Hauptresultate seiner Untersuchungen: Unter 100 Verbrechen, die gegen Personen von Weibern verübt wurden, zählt man 6 Vergiftungen; bei den Männern findet sich auf gleiche Zahl von Verbrechen nur Ein Giftmord. Mehr als drei Viertheile der Vergiftungen zwischen Ehegatten wurden von der Frau allein oder mit Hülfe Anderer begangen. Unter 100 Angriffen auf das Leben eines der Eheleute treffen 60 auf den Mann und 40 auf die Frau; bei der Frau finden jedoch vier Fünftheile der Verbrechen mit Vorbedacht statt, während es bei den Männern nur drei Fünftheile sind. Von 100 Verbrechen durch Vergiftung, Mord und Todtschlag, die in Folge von Ehebruch begangen wurden, sind 96 gegen die betrogenen und vier nur gegen die schuldigen Gatten gerichtet; dieses Verhältniß gestaltet sich so nur in Bezug auf die ungetreue Frau. Bemerkenswerth ist, daß von drei Verbrechen dieser Art nur zwei von einem der Eheleute, das dritte von einem Mitschuldigen begangen worden. Ausschweifung, Verführung und Konkubinat lassen ungefähr eben so viele Verbrechen begehen, als Ehebruch. Allein hier gestaltet sich das Verhältniß in Bezug auf die Männer anders, als in Bezug auf die Frauen. Im ersten Fall sind mehr als drei Viertheile der Verbrechen gegen die Frau gerichtet, während bei dem Ehebruch

die Zahl der Angriffe auf das Leben der Männer die größere ist. Ein Sechstheil der in Folge von Ausschweifungen, Verführung und Konkubinat begangenen Verbrechen hat die Begierde, sich an untreuen Konkubinen zu rächen, zum Grunde; genau ein anderes Sechstheil die Absicht, sich verführter Frauen oder aufgegebener Liebschaften, die einer Heirath im Wege stehen, zu entledigen. In der Ehe führt die Untreue der Frau ungefähr nur ein 15 Theil der Verbrechen gegen ihr Leben herbei; bei ungesetzlichen Verbindungen aber ein Sechstheil. Man hat sich bis jetzt einen falschen Begriff von dem Einflusse gemacht, den der Unterricht auf Verminderung der Verbrechen haben sollte. In den Departements des Westen und des Innern von Frankreich, wo am wenigsten Schulbildung vorherrscht, werden die wenigsten Verbrechen gegen Personen begangen. Verbrechen dieser Art sind am zahlreichsten im Süden. Was die Verbrechen gegen das Eigenthum betrifft, so steht ihre Zahl nicht im umgekehrten, sondern im geraden Verhältnisse zum Unterricht. Man kann jedoch hieraus durchaus keinen Schluß auf die Entbehrlichkeit des Unterrichtes ziehen, sondern nur folgern, daß die Bildung nur den Kopf und nicht das Herz berührt hat; ein Fehler, der in der Volkserziehung nur allzuhäufig vorkommt. — Die Legate und Schenkungen zu Gunsten religiöser Anstalten bei Katholiken und Protestanten, bilden fast die Hälfte der Gesammtzahl dieser Vermächtnisse. Die Männer geben mehr Schenkungen als die Weiber an wohlthätige Anstalten, deßgleichen auch an geistliche Stiftungen, so oft man auch das Gegentheil behauptet hat. Eben so wurde als ausgemacht angenommen, daß die meisten Schenkungen an die Geistlichkeit mittelst letztwilliger Verfügungen geschehen; daß man folglich die Willensbestimmungen dieser Art beschränken müsse. Allein nicht durch Testamente, sondern durch Schenkungen unter Lebenden erhält die Geistlichkeit die meisten Stiftungen. Auf die Donationen dieser Art müßte also die Gesetzgebung ihr Augenmerk richten, wenn sie nicht zu viel Besitzthum in todte Hand kommen lassen will. Die anonymen Stifter sind fünfmal geringer an Zahl bei Denen, die der Geistlichkeit Schenkungen machen, als bei Denen, welche für Schulen Stiftungen errichten. — In den Departements von Mittelfrankreich ist die Unwissenheit am größten, und die Zahl der Verbrechen gegen Personen, vorzüglich gegen Blutsfreunde in aufsteigender Linie, am geringsten; hier finden sich aber auch die meisten Desertionen und die wenigsten unehelichen Geburten und Selbstmorde.

•

Die Erzeugung wie der Verbrauch von Butter in England ist unglaublich groß. Der Verbrauch derselben in London allein kann im Durchschnitt auf ein halb Pfund für jedes Individuum wöchentlich angenommen werden, was für das Jahr 26 Pfund ausmacht, und nimmt man die Bevölkerung zu 1,450,000 Seelen an, so würde die gesammte Consumtion 37,700,000 Pf. oder 16,850 Tonnen betragen; wozu man jedoch noch 4000 Tonnen Butter rechnen kann, die für Proviantirung der Schiffe und auf andere Weise verbraucht werden. Der sämmtliche Verbrauch würde also in runder Summe auf 21,000 Tonnen oder 47,040,000 Pf. angenommen werden dürfen, was das Pfund zu 10 Pence gerechnet 1,960,000 Pf. Sterling betragen würde. Marshall nimmt im Durchschnitt die von einer Kuh jährlich gewonnene Butter auf 168 Pf. an; um die für den londoner Markt nothwendige Butter zu erzeugen, würden also, unter Voraussetzung der Richtigkeit der gemachten Annahme, 280,000 Kühe erforderlich seyn.

•

Das „Hofjournal bemerkt: Das Schloß Penclère, in dessen Brande, wie man eine Zeit lang glaubte, die Herzogin von Berry ihr Leben eingebüßt haben sollte, wurde in der neuesten Zeit als bloße Meierey benützt, und war an dem Tage, wo es angegriffen wurde, von 63 Vendéern besetzt, von denen die meisten kaum noch Pulver gerochen hatten. Der Angriff geschah von 600 Mann Linientruppen und einer starken Abtheilung Nationalgarden. Das Schloß wurde umringt, so daß Niemand von Denen, die darin waren, entrinnen konnte, außer wenn der Angriff zurückgeschlagen wurde. Die Nationalgarde glaubte, die Herzogin von Berry befinde sich darin, und dieser Glaube befeuerte noch mehr ihren Eifer, in das Schloß einzudringen. Fünfzig Soldaten wurden vorangeschickt, und rückten auch unerschrocken auf das Thor los; wurden aber von einem so gut gezielten Feuer, meist aus Jagdflinten, empfangen, daß der größere Theil von ihnen getödtet oder verwundet, und die übrigen zu einem schleunigen Rückzug bewogen wurden. Als die Nationalgarde Dieß sah, zog sie sich bescheiden außer Schußweite vom Schlosse zurück, und überließ die Sache den Truppen auszufechten, die aufgebracht über ihren Verlust, mit großem Ungestüm vorrückten, und endlich auch eine Bresche in der Mauer zu Stande brachten, durch die fünf Sappeurs hineinschliefen und in den Erdgeschossen Feuer anlegen konnten. Die Angegriffenen machten ihren Gegnern den Raum Schritt um Schritt streitig, waren aber zuletzt genöthigt, dem Feuer zu weichen, und sich in einen Seitenflügel zurückzuziehen, wo sie sich hinter Barrikaden vertheidigten. Ein junger Mensch hatte sich zu oberst einer Treppe verrammelt, und erschoß vier Sappeurs, parirte zuletzt den Streich eines Beiles, den ein Fünfter nach ihm führte, mit einem zweihändigen Schwert, und stieß dieses dem Soldaten bis an den Griff in den Leib, worauf es ihm zerbrach. Da die Soldaten den Verhack nicht erstürmen konnten, so zogen sie sich zurück, und versuchten, was das Feuer auszurichten vermochte. Die hiedurch gewonnene Zeit rettete die Besatzung, die zu den Fenstern hinaussprang, und sich in einen nahen Wald flüchtete. Das Schloß wurde ganz und gar zerstört. Den Vendéern wurden sieben Mann getödtet. Von den Entkommenen soll kein einziger ohne Wunden seyn. Die Soldaten verloren 80 Mann. Die Kriegskasse der Chouans wurde erbeutet, enthielt aber nicht mehr als 800 Fr. Die Herzogin von Berry war übrigens gar nicht im Schlosse zugegen.“

•

Die „Gazette medicale“ gibt über eine seltsame Epidemie über die Hämeralopie, die eine Zeit lang unter der französischen Garnison zu Belfort herrschte, folgenden Bericht: „Gegen Anfang des verflossenen Februars klagten einige Soldaten, daß sie gleich nach Sonnenuntergang oder kurz vor Aufgang der Sonne ihrer Sehkraft beraubt würden. Die Zahl der mit diesen Leiden Behafteten war Anfangs nicht mehr als zwölf oder fünfzehn; aber das Uebel griff gegen Ende Februars und Anfang März reißend schnell um sich. Jeden Abend, kurz nach Sonnenuntergang sah man eine Menge Soldaten — die sonderbare Krankheit blieb nämlich bloß auf die Garnison beschränkt — wie Blinde umherwanken, kaum im Stande ihren Weg zu finden. Viele mußten sich führen lassen, oder mit den Händen an der Wand und den Häusern sich nach ihren Wohnungen fortzuhelfen suchen. Neunzig Mann vom 56 Infanterieregiment und zwanzig vom 1 Dragonerregiment wurden von diesem Gesichtsleiden befallen. Sechzig derselben wurden im Verlauf von zehn Tagen mittelst tonischer und stärkender Augenbäder, Zugpflaster im Nacken und Gaben von 15 bis 20 Gran Calomel geheilt, obgleich letzterer nicht immer nothwendig befunden wurde. Die Epidemie hörte gegen Ende des Monats April ganz auf.

•

Der Graf von Stieling, der in Unter-Kanada und Neuschottland unermeßliches Grundeigenthum besitzt, hat dort 18,000 Acres für solche Arme abgetreten, die aus England einwandern und den Boden anbauen wollen.

•

Die pariser Polizei hat auf die Weigerung der Saint-Simonisten, ihr Haus auf Menilmontant zu schließen und dem Publikum, das dorthin strömte, um sie arbeiten zu sehen, den Zutritt zu versagen, einen Kommissär mit einem Gendarmen in Enfantin's Wohnung geschickt, um Jedermann an der Thüre abzuweisen. Da Enfantin erklärte, dieser gewaltsamen Maßregel werde er sich förmlich widersetzen, so entfernte sich zwar der Polizeikommissär mit seinem Gendarm, erschien aber bald darauf an der Spitze einer Kompagnie Infanterie, worauf Herr Michel Chevalier, vormals Bergbau-Ingenieur und Redakteur des Globe, gegenwärtig mit der Hauptverwaltung des saint-simonistischen Berges beauftragt, dem Kommissär sagte: „Dießmal, mein Herr, haben Sie die Bajonnette; wir haben keine und wollen auch keine haben; denn wir sind Apostel des Friedens und der Arbeit. Treten Sie also ein, aber nur weil Sie die Bajonnette haben.“ Der Polizeikommissär trat hierauf ein und ließ das Haus und den Garten von einer Menge Männern und Frauen räumen, die sich versammelt hatten, um die Saint-Simonisten arbeiten zu sehen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 213. 31 Julius 1832.

Lander's Entdeckungsreisen auf dem Niger.

8. Bussa. — Der König und seine Midiki. — Der Streit um die Knöpfe. — Die eitle Trommelschlägerin. — Anblick des Nigers. — Mungo Parks Rock. — Abreise nach Yauri.

(Fortsetzung.)

Dagegen war das Weib eines Trommelschlägers, in deren Hütte den Fremden ihre Wohnung angewiesen war, ein höchst eitles, wiewohl sonst gutmüthiges und angenehmes Geschöpf. Mehrere Stunden des Tags brachte sie damit zu, ihr Haar zu flechten, das in drei Zöpfen, der eine über die Stirne, die beiden andern an den zwei Seiten des Kopfes, herabhing. Dann machte sie die vielfältigsten Versuche mit ihrem Schmucke an allen Gliedern des Leibes, um herauszubringen, was am besten stehe; endlich färbte sie sich Lippen und Zähne mit der hellrothen Farbe der Hennah — eine Art Myrthe — und wenn alles Dieß in Ordnung war, konnte sie sich nicht genug in einem zerbrochenen Spiegelglas bewundern, das ihr ihre Gäste geschenkt hatten. Es diente den Brüdern zu großer Belustigung, wenn sie sahen, wie die gefallsüchtige Trommelschlägerin den Spiegel bald nahe vors Gesicht, bald weit von sich weghielt, und dann lächelte, wenn sie sich besonders schön vorkam, wobei sie ihr Gesicht auf alle mögliche Arten verzog und ihren Körper in die lächerlichsten Stellungen brachte, um zu sehen, in welcher sie sich am unwiderstehlichsten ausnehme. Indeß will es etwas sagen, die Frau des Hof-Trommelschlägers in Bussa zu seyn, und es ist kein Wortspiel, wenn man sagt, daß sie in der Hauptstadt den Ton angibt. *) Die Stelle ihres Mannes ist eine der wichtigsten im Königreiche, und alle Frauen von Bussa, die auf Geschmack und Rang Anspruch machen, suchten es der Trommelschlägerin nachzuthun, waren aber auch nicht minder eitel und affektirt als sie. Auch einige Männer färben bisweilen ihre Lippen, Zähne, Finger- und Fußzehnägel, wie die Weiber; allein es scheinen Dieß doch nur mehr die Stutzer der Hauptstadt zu seyn. Der König und die Königin machten aus Allem dergleichen wenig. Dennoch schien die Midiki nicht ganz ihr Geschlecht verläugnen zu können. Als die Brüder späterhin auf ihrer Rückkehr von Yauri, zum zweitenmal in Bussa eintrafen, ließ sie der König nicht mehr bei der schönen Trommlerin wohnen und ihnen andere Hütten anweisen. Der Grund davon, wie die Lander nachher erfuhren, war, daß die Trommlerin einen kleinen vergoldeten Knopf, den sie ihr geschenkt hatten, um den Hals trug, und hiedurch den Neid der Königin so sehr reizte, daß diese einige runde und flache goldene Zierrathen, aus ihrem schafledernen Beutel, wo sie wohl ein Viertel Jahrhundert schon aufbewahrt worden waren, hervorholte, und damit ihren pechschwarzen Busen schmückte, wodurch es ihr denn auch gelang, den elenden Knopf der Trommlerin vollkommen zu verdunkeln und auszustechen.

*) Wie unglücklich es dem Trommelschläger späterhin wegen einer Liebschaft mit der Frau eines der Prinzen des königlichen Hauses erging, wird später erzählt werden. A. d. R.

So waren also die Reisenden endlich an dem lang ersehnten Orte angelangt, wo die eigentliche Aufgabe ihrer gefahrvollen Reise beginnen sollte. „Am Morgen nach unsrer Ankunft," bemerkt das Tagbuch am 18 Junius, besuchten wir den vielbesprochenen Niger oder Kuarra (Quorra), der an der Stadt, ungefähr eine halbe Stunde von unserer Wohnung, vorbeifließt. Groß war unsere Enttäuschung bei dem Anblick dieses berühmten Stromes. Schwarze rauhe Felsen erhoben sich aus der Mitte desselben, und verursachten auf seiner Wasserfläche Strudel und Wirbel. Man sagt, daß der Fluß einige Meilen ober Bussa sich in drei Arme theilt, die durch zwei fruchtbare Inseln gebildet werden, und daß er von hier aus bis Funda in ununterbrochener Strömung sich forterg ieße. Der Niger ist hier in seiner breitesten Stelle nicht mehr als einen Steinwurf breit. Der Fels, auf dem wir saßen, überblickte die Stelle, wo Mungo Park und seine Gefährten von ihrem unglücklichen Schicksal ereilt wurden; wir konnten uns nicht erwehren, an dieses traurige Ereigniß zu denken, und indem wir bei uns erwägten, wie viele theure Leben in dem Versuche, diesen Strom zu erforschen, geopfert worden, flehten wir im Stillen den Allmächtigen an, er möchte uns die unwürdigen Werkzeuge werden lassen, endlich die wichtige Frage über den Lauf und das Ende dieses Stromes zu lösen."

Da die Reisenden den Argwohn kannten, womit die Fremden von den Eingebornen in Allem beobachtet werden, was auf den Niger Bezug hat, so hielten sie es der Klugheit angemessen, auch gegen den König von Bussa Nichts von dem eigentlichen Zweck ihrer Reise zu erwähnen; weßhalb sie auf seine Fragen hierüber vorgaben, sie seyen gesonnen, über Yauri nach Bornu zu gehen. Zugleich suchten sie den König auszuforschen, ob sich in seinen Händen nichts von Parks Hinterlassenschaft befinde; wirklich besaß er auch ein Kleid,

das, wie er sagte, einem weißen Manne gehört habe, der vor vielen Jahren von Norden her gekommen sey, und von dem es der Vater des Königs gekauft habe. Nun stimmte die Zeit, wo das Kleid gekauft worden seyn sollte, genau zu der, wo Mungo Park diese Gegenden erreicht hatte; auch weiß man von keinem Europäer außer ihm, der von Norden her so weit südlich bis Bussa gekommen wäre. Das Kleid wurde herbeigeschafft, und bestand aus reichem karmoisinrothem Damast, schwer mit Gold gestickt. Es schien den Lander Anfangs nicht wahrscheinlich, daß Park dieses Kleid selbst getragen haben sollte, allein sie erfuhren später in Yauri, daß der unglückliche Reisende wirklich in einem solchen Kleide zu Bussa ertrunken war. Hieraus war es vielleicht auch zu erklären, warum weder der König von Bussa, noch seine Vorfahren dieses prunkvolle Gewand angelegt. Eine Art abergläubische Furcht schien sie davon zurückzuschrecken, obgleich der gegenwärtige König bemerkte, man habe es nicht zur Schau tragen wollen, „um nicht den Neid und die Begier der benachbarten Mächte darnach zu erwecken." Von den Papieren und Tagbüchern Mungo Parks schien indeß nichts vorhanden zu seyn. *) Der König war erst neun Jahre alt, als das Unglück sich ereignete, und wußte nicht zu sagen, was aus dem Schiffbruche Parks damals gerettet worden seyn mochte. Endlich aber wurde dennoch durch Zusicherung eines großen Lohnes, den die Reisenden versprachen, ein Mann ausgemittelt, der von jener Zeit her noch im Besitz eines Buches seyn sollte. Die Brüder boten Alles auf, Einsicht davon zu erhalten, und wirklich erschien auch eines Nachmittags der König, von einem Manne begleitet, der ein Buch unter dem Arme trug, das damals aus dem Niger aufgefischt worden seyn sollte. „Es war in ein großes baumwollenes Tuch eingewickelt, erzählt Lander, und hoch schlug uns das Herz, als der Mann es langsam herausnahm, denn der Größe nach zu urtheilen, konnte es Parks Tagebuch seyn. Allein wir täuschten uns darin sehr. Als man es aufschlug, fanden wir, daß es ein altes nautisches Werk des verflossenen Jahrhunderts war; das Titelblatt fehlte und sein Inhalt bestand hauptsächlich aus logarithmischen Tafeln. Zwischen den Blättern fanden wir einige Zettel, worauf Bemerkungen von keinem Belang standen; eine oder zwei über die Wasserhöhe des Gambia; ein Blatt enthielt die Einladung eines Herrn Watson in London an Mungo Park zum Mittagessen. Der König sowohl als der Eigenthümer des Buches schienen eben so verdrießlich, als wir selbst, daß es nicht das gesuchte sey, und deßhalb auch nicht der ausgesetzte Preis verabfolgt werden konnte. Nachdem wir unsere Neugierde hinlänglich befriedigt, wickelte der Inhaber seinen Schatz wieder sorgfältig ein und nahm das Buch mit sich fort, da er es als eine Art von Hausgötzen aufbewahrte."

*) Zu Yauri fanden die Lander später eine sehr schön geschiftete Doppelbüchse, die Park dem dortigen Sultan bei seiner Durchreise zum Geschenke gemacht hatte. Diese, wie den oben erwähnten damastenen Rock handelten die Reisenden ein, verloren aber Alles bei ihrer Gefangennehmung zu Kirri wieder.

Anm. d. R.

(Schluß folgt.)

König Georgs-Sund.

4. Jagd, Fischerei und Nahrungsmittel.

(Schluß.)

Im Herbst wenn die junge Fischbrut in großer Menge an die Ufer kömmt, wird sie von den Eingebornen umstellt und an einer seichten Stelle auf ebenem Grund so lange aufgehalten, bis die Ebbe eintritt und die Fische auf dem Trockenen liegen bleiben; sie werden dann ohne Mühe aufgespießt und nur wenige entgehen ihnen. Sie bedienen sich bei diesem Fange sehr kurzer Sagayen ohne Widerhaken, die sie aus der Hand werfen; fällt das Wasser nicht tief genug, daß sie die Fische erhaschen können, so stecken sie Zweige so dicht neben einander, daß ihre Beute nicht entkommen kann und tödten sie dann gelegentlich. Da es Fische im Ueberfluß gibt, so fangen sie oft mehr als sie für den Augenblick bedürfen; in diesem Falle wird der Ueberfluß geröstet, in große Stücke geschnitten, die Gräten ausgenommen und kann dann in diesem Zustande mehrere Tage aufbewahrt werden. Haben sie einen großen Fisch gefangen, so machen sie unterhalb der Kiemen eine Oeffnung, durch die sie ihn ausnehmen; hat er Fett, so wird dieses sorgfältig ausgeschieden, Eingeweide, Leber u. dgl. werden gekocht und gegessen. Obschon der Hai hier sehr häufig ist, so fürchten ihn die Eingebornen doch keineswegs, weil sie, ihrem Vorgeben nach, niemals von diesen Ungeheuern angegriffen werden. *) Sie erlegen deren zuweilen mit ihren Sagayen, essen sie aber niemals. Rochen, deren es ebenfalls sehr viele gibt, tödten sie wohl dann und wann zur Belustigung, machen aber von ihrem Fleisch keinen Gebrauch. An einigen Gegenden der Küste wird der Stachel, mit dem eine Art dieser Rochen am Ende des Schweifs versehen ist, als Spitze für die Sagayen verwendet. Austern und andere eßbare Muscheln, deren es eine große Menge gibt, wurden vor Gründung der Kolonie von den Eingebornen nicht gegessen; seit dieser Zeit aber werden diese Thiere als ein gutes Nahrungsmittel geschätzt und gekocht genossen. Ein wahres Volksfest aber gibt es, so oft ein todter Wallfisch an die Küste geworfen wird; dann fallen sie darüber her, verschlingen das Fleisch gierig und bewahren einen großen Theil des Fettes auf. Zuweilen erlegen sie auch Robben, deren Fleisch von ihnen sehr geschätzt wird, und das auch, besonders das der jungen Thiere, von nicht unangenehmem Geschmack ist. In den Morästen von süßem Wasser findet man eine Art Krebse, Tschallos genannt und den englischen Flußkrebsen ähnlich, in großer Menge. Ihr Fang während der Sommermonate, wenn das Wasser größtentheils verdünstet ist, bleibt das Geschäft der Weiber; diese holen sie aus den, einen Fuß tiefen Löchern, die oben eng, aber weit genug sind, um mit dem Arm bis auf den Boden hinabreichen zu können. In Salzwasser gekocht sind sie von angenehmem Geschmack; die Eingebornen braten sie in heißer Asche und essen sie häufig. Die Schildkröten des süßen Wassers, Kilan, und deren Eier gehören ebenfalls zu den Nahrungsmitteln dieser Wilden. Diese Schildkröten legen ihre Eier gewöhnlich am Ufer, auf die

*) Wenn sie auch in dem seichten Wasser der beiden Häfen sich vor dem Haifisch nicht fürchten, so sind sie doch auf dem Fluß, der die Bänke der Bai Ellipse umgibt, so außerordentlich behutsam, daß sie sich nicht einmal auf die auf den Bänken stehenden Bäume wagen.

Oberfläche einer vom Wasser 60 bis 500 Fuß weit entfernten Bank, graben sie in ein kleines Loch ein und bedecken sie sorgfältig. Zwei oder drei Gattungen Frösche, Cuyah, werden ebenfalls während der Laichzeit gegessen.

Zu einer gewissen Zeit des Jahres schlagen oder brechen die Eingebornen die Xanthorrhöa, in die der Paalock, eine Art Käfer, seine Eier legt; die aus diesen entstehende große Larve, von milchweißer Farbe, wird gekocht oder leicht gebraten gegessen. Auch in angefaulten Bäumen, im Schilf u. s. w. werden noch viel größere Larven von Käfern, sämmtlich von weißer Farbe, gefunden; die Eingebornen nennen sie Teliangol, legen aber auf den Paalock einen besonders großen Werth. Jeder der einen Baum fällt, hat das Recht auf die Ausbeute desselben und jeder Diebstahl dieser Art wird im Entdeckungsfall streng bestraft. Die Eingebornen hegen überdieß den Glauben, daß der Genuß gestohlener Paalocks Krankheiten und Aussatz verursache. So oft indeß Einer Hunger hat, so nimmt er unbedenklich seine Zuflucht zu der Xanthorrhöa eines Nachbars, schält aber dann einen Zweig des Baumes ab und pflanzt ihn die Erde. Ein solches Verfahren wird Keit e borringhera genannt und hat den Zweck, den Zorn des Eigenthümers zu beschwichtigen und andere unangenehme Folgen zu verhüten. Ameiseneier werden ebenfalls gegessen.

Von den Pflanzen, die den Eingebornen zur Nahrung dienen, kennt man nur eine geringe Anzahl; jene die vorzugsweise von ihnen gegessen werden und die man als den Hauptbestandtheil ihrer Mahlzeiten ansehen kann, sind nach ihrer Benennung folgende: Mirnes; Tenboc, Tschocket, Tonebong. Die Mirnes (haemodorum spicatum) ist eine zwiebelartige Wurzel von scharlachrother Farbe, die an Gestalt und Größe einer Tulpenzwiebel gleicht; gebraten ist sie mehlig, aber von einem herben und unangenehmen Geschmack. Man bratet sie in heißer Asche und zerreibt sie dann zwischen zwei flachen Steinen, die vorher mit Erde bestrichen werden, damit die Wurzel nicht anklebt. Diese Zubereitung gibt eine schleimige Substanz von glänzend schwarzer Farbe, die bei den in der Nähe der Kolonie lebenden Wilden die Stelle des Brodes vertritt; im Innern des Landes wird die Mirnes nicht gefunden.

Der Tenboc ist von der Familie der Orchis-Pflanzen *) und geröstet von angenehmem Geschmack. Im Anfang des Frühjahrs treibt diese Zwiebel einen einzigen, hohlen, unsrer Zwiebel ähnlichen, aber schleimigen, süßlichen Stengel, der ebenfalls gegessen wird. Ehe die Zwiebel völlig reif ist, heißt sie Tschokern und wird roh gegessen; die ausgewachsenen Zwiebeln werden Naank **) genannt. Der Tschocket ist die kleine, zwiebelartige Wurzel einer Binse; sie ist sehr faserig und nur zu einer gewissen Zeit des Jahres eßbar. Die Wurzeln des Farnkrautes, des Liesch grases und anderer Pflanzen dienen ebenfalls als Nahrungsmittel, so wie auch zwei Gattungen Pilze und noch eine andere Art von Schwämmen. Zur Blüthezeit der verschiedenen Arten der Banksia ziehen die Eingebornen aus dieser Pflanze eine bedeutende Menge Honig, den sie sehr lieben; sie brechen auch die Blüthen (Moncat) und saugen sie aus, können sich jedoch diesen Genuß nicht immer verschaffen; die beste Zeit dazu ist der Morgen, wenn starker Thau gefallen ist, oder auch während trüber, aber nicht feuchter Witterung. Die Eingebornen beschrieben uns noch mehrere Wurzelsorten, die im Innern des Landes als Nahrung dienen. Eine davon, Yoke genannt, gleicht, ihrer Beschreibung nach, unserm Erdapfel, ist von derselben Größe und hat einen eben so angenehmen Geschmack; doch trägt jeder Stengel nur Einen Knollen, auch ist die Gestalt der Pflanze und der Blätter anders als bei den Kartoffeln. Eine andere Wurzel hat die Gestalt der gelben Rübe. Den Reiß nennen die Eingebornen Kioc; sie erzählten uns, daß er bei ihnen häufig auf einem kleinen Strauch wachse und Körner von röthlicher Farbe habe; sie breiten ihre Mäntel unter denselben, schütteln ihn und essen die abfallenden Körner roh. Das Brod nennen sie Guamert oder Marrin; es ist jedoch zu vermuthen, daß diese beiden Benennungen Nahrungsmittel bezeichnen, die nur im Innern des Landes gefunden werden. Auch Bienen gibt es im König Georgs-Sund; zwar findet man sie nicht in der Nähe der Niederlassung; doch versicherten die Eingebornen, daß sie deren zuweilen ausnähmen und den Honig äßen.

*) Wahrscheinlich eine Art Thelymitra.

**) Naank bedeutet sie, oder das Weibchen.

Cobbet's Reformfest.

Cobbet's Feier des Reformsieges ist des alten schlauen Radikalen würdig. Dem Vergnügen, dabei gewesen zu seyn, zunächst steht gewiß das Lesen der nachfolgenden kräftigen Beschreibung, die wieder einmal in recht lebendigen Zügen ein Bild jener kerngesunden Sinnes- und Gemüthsart des „lustigen Alt-Englands“ gibt, die sich durch alle Revolutionen und Reformen ungeschwächt erhalten hat. Es fand am 7 Julius zu Sutton Scotney, in Hampshire, statt; die Erzählung, die in Cobbet's Wochenschrift, dem „Register“ vom 15 Julius d. J. erschien, ist das „Gabelfest“ (Chopstick-Festival) überschrieben.

„Ich habe so viele hunderte von glücklichen Tagen in meinem Leben gehabt, daß es vielleicht zu viel wäre, wenn ich sagen wollte, gestern sey der glücklichste gewesen; aber gewiß war es ein so glücklicher Tag, als irgend einer, den ich je erlebt habe. Alles war recht; Alles war angenehm, das Wetter, ein heller Sonnenschein und ein sanfter Wind, nach einem Regenschauer in der Nacht, der den Staub gelöscht hatte. Die Gesellschaft gerade die, in der ich mich mein Leben lang am wohlsten gefühlt habe. Die Zurichtungen die passendsten, und die Vorräthe alle reichlich und von den allerbesten; und vor Allem, die Herzensfröhlichkeit, die sich auf jedem Gesichte abmalte. Die Philosophen freilich, die so eine gewaltige Freude an der „steten Fortbildung des Verstandes“ haben, werden — fürchte ich — in unserem Feste nur ein schlechtes Kompliment für unsere Verstandeskräfte und den Geist des Volkes finden; denn es hatte bei Weitem mehr vom Fleisch als vom Geist an sich; es war eine praktische Erläuterung meiner Lehre, die immer den Anfang mit der Sorge um den Leib macht. Da gab's denn also den nottinghamshirer Schinken, der zu Kensington unter Mistreß Cobbets Leitung abgesotten worden war, und bis aufs Bein aufgezehrt wurde, so groß er war. Ich muß hier einschalten, daß alle die anwesenden Pächter und Handwerksleute gar sehr darauf aus waren, von diesem Schinken zu kosten. Mehr als vierhundert Personen, wie ich wohl sagen mag, haben davon versucht, und dabei hat ein Jeder, wie auch ich thue, erklärt, er habe Alles der Art übertreffen, was irgend Einer von uns je zuvor gekostet habe. Herr Nicholson, der Theehändler, gab uns einen andern Schinken, der auch kein Krüppel war, denn er wog vierzig Pfund. Herr Scales, von dem wir ein fettes lincolnshirer Schaf und ein 28 Pf. schweres Stück Rindschmalz bekommen sollten, schickte das Schmalz nicht, plaute aber dafür mit einem zweiten Schaf herein; so daß es hier an die 250 — 260 Pf. Hammelfleisch absetzte. Dazu fügte ich drei kapitale Stücke *) Ochsenfleisch, jedes Stück an die 40 Pf. schwer. Ein Pächter aus Werwell schickte so gegen 50 Pf.

*) Im Original three capital rounds of beef. — Zu einem ächten Roastbeef werden bekanntlich in England nur die, in der Runde herausgeschnittenen, fleischigsten und also saftigsten und weichsten Theile des Mastochsen genommen. D. Ueb.

Speck. Herr Stares von Lichfield schickte eine Quantität abgekochten Specks und einiges Brod. Herr Budd kam mit seinem Wagen von Burghclere; hielt den Freitag Nacht zu Whitchurch an, und hatte ein gebratenes Ferkel, das nur 50 Pf. wog. Nachdem er in Whitchurch angekommen war, wollte er Niemand mehr in seinen Wagen nehmen, außer wer seinen eigenen Mundvorrath mitbrachte. Er brachte außerdem zwei Gänse, die in Whitchurch zum Mittagessen gebraten worden waren, und die wir noch heiß bekamen; auch einige fertige Kälberpasteten, und einigen abgekochten Speck und Kalbsbraten. Dazu that er noch einen guten Vorrath von fertigem Plumpudding und einige ungeheuer große Stachelbeerr-Puddings; die Stachelbeeren in den geschlagenen Teig gethan, in Milchpfannen gebacken und herausgenommen, wenn das ganze abgekühlt ist, so daß es dann in haltbare Stücke geschnitten und herumgegeben werden konnte. Herr Blount kam mit seinem Fuhrwerk von Uphusband, und brachte jede Seele von seinem Pachthofe mit sich, nebst einem großen Vorrath von gekochtem Fleisch, und einen Sack mit Brod. Ein Freund aus der Gegend von Winchester, dessen Name mir nicht genannt wurde, hatte schon einige Tage früher zwei Schäffel Semmelmehl geschickt. Gott weiß, wie viel Brod im Ganzen vorräthig war. Zu aller Vorsicht hatte ich auf meinem Hinüberwege am Freitag zu Baringstoke angehalten, und mit einem Bäcker ausgehandelt, daß er 140 einpfündige Laibe diese Nacht backen sollte, die uns bei den Austheilungen von Brod und Käse an die Mädchen und Knaben außerordentlich gut kamen. Es waren im Ganzen wenigstens 250 Pf. Pudding. Zur Bereitung von Plumpudding schickte Herr Stakes von Salisbury 12 Pf. Rosinen als Zugabe zu den 28 Pf., welche Herr Barrett aus der Fetter-lane geschenkt hatte. Um 10 Uhr kam der politische Verein von Winchester mit Musik und Fahnen, an deren einer ein Bratrost prangte, angezogen. Die Reformer von Whitchurch kamen in gleicher Weise, und jede von diesen Gesellschaften brachte drei bis viermal so viel Mundvorrath mit, als sie verzehrte, so daß — meines Erachtens — obschon an die 7000 Personen zugegen gewesen mögen, nicht Einer oder Eine hungrig oder durstig wieder von dannen zog. Vom Trunk weiß ich jedoch nichts Näheres, außer von den 400 Maß Bier, welche Herr Deller von Andover, auf die liebreichste Weise vorausgeschickt gehabt hatte; das Bier war köstlich und ein Geschenk von Herrn Deller und einigen andern Herren von Andover. Eine Frage, die sich wohl Jedem aufdringen wird, ist: „Wie konntet Ihr denn für die friedliche Vertheilung von dem Allem sorgen?“ Die Bude, welche gehörig den Tag zuvor errichtet worden war und zwei Tische hatte, die gegen 500 Personen fassen mochten, und so gestellt waren, daß ein breiter Durchgang zwischen denselben, aber keiner an ihrer Außenseite sich befand, besetzten (wie billig) zuvorderst die Petitionsunterzeichner, welche zunächst zur Stelle waren, ein Jeder in seinen Kittel gekleidet, und ein blaues Band am Hut. Diese, welche sich etwa auf 150 an der Zahl beliefen, saßen an den beiden Enden der zwei Tafeln, deren Mitte mit Besuchern aus Winchester, aus Portsea, von der Insel Wight, mit Einem Worte — von überall her gefüllt waren. Ich saß am Oberende der Tafel, für die Zeit, wo ich zugegen war. Herr Swain, Herr Beck und Herr Allsop, welche von London kamen und verschiedene andere Gentlemen thaten nichts, als Vorschneiden. Die an den Tischen, die immerfort im Augenblick mit Brod und Fleisch bedient wurden, ließen dann die Stücke wieder ihren Angehörigen zukommen, die sich außen vor dem Zelt befanden. Wenn einer seine Portion hatte, so machte er einem Andern Platz. Ich selbst schnitt einen Fetzen nach dem andern ab, und versah so wohl an die 30 bis 40 Personen. Auf gleiche Weise ging es auch mit der Vertheilung der Puddings zu. Die Dienstfertigkeit und Gutmüthigkeit der anwesenden Pächter und Handwerker kann ich nicht genugsam loben und bewundern. Sie schienen für gar nichts Sinn zu haben, als nur - das Volk recht reichlich zu versehen. Eine große Menge von ihnen stand in dem weiten Raum zwischen den zwei Tischen, wo sie bloß einen Bissen Brod in die Hand und einen Bissen Fleisch darauf nahmen, und sich's mit ihren Sackmessern herunterschnitten, so daß ich es darauf ankommen lassen wollte, ob unsere große donnernde Regierung mit all ihren Polizeimännern und sonstigen Zwangsmännern eine so unparteiische und harmonische Vertheilung, als bei dieser Gelegenheit stattfand, je zu Wege zu bringen im Stande wäre. Es war aber auch das Besondere bei diesem Falle, daß es ein Fest zu Ehren der arbeitenden Klasse war! Es war etwas so Neues, Eigenes, Erfreuliches, zu Gefühlen der Dankbarkeit gegen die Geber Aufforderndes, daß es ein halbes Wunder gewesen wäre, wenn irgend etwas Unrechtes oder Schlechtes Platz gegriffen haben würde. Es waren Herren da, angesehene Leute im Ackerbau und in den Gewerben, aus jeder Stadt in der Grafschaft, und aus den entferntesten Theilen des Landes. Ein Blick auf die Karte von Hampshire zeigt, daß es keinen von allen Marktstädten entfernter gelegenen Ort enthält, als dieses Sutton Scotney: Jeder, der kam, kam also bloß um der Sache willen. — Es waren denn da zwei Herren von Salisbury; zwei oder drei aus Sussex; Herr Budd kam aus dem alleräußersten Kirchspiel in dem nördlichsten Theile der Grafschaft; nebstdem sechs oder sieben Herren aus der Insel Wight, welche, wie man bemerken wird, erst übers Wasser, und dann über 18 Stunden zu Lande machen mußten. Das Benehmen aller dieser Gesellschaften verdient meine volle Dankbarkeit, verdient sie weit mehr, als ich auszusprechen vermag; es ist aber eben das bewunderungswürdige Gefühl, das sie gegen diese armen Leute beseelt haben muß, was über allen Ausdruck des Lobes und der herzlichsten Achtung erhaben ist. — Nachdem ich lange genug in der Bude geblieben war, um die wohlthuende Ueberzeugung zu gewinnen, daß Alles in Liebe und Freundschaft vor sich gehe, hielt ich mich und andere nicht mit stupiden Trinksprüchen oder anderem dergleichen eckelhaftem Zeug auf, das, wenn Kopf und Herz gesund sind, die besten Mahlzeiten Einem schwer im Magen liegen läßt; indem ich von Herzen gern das Monopol von solchem garstigen Kehricht den Fressern und Säufern überlasse, die nächsten Mittwoch bei dem City-Festessen *) dreitausend Pfund von unserm Gelde hinunterschlucken werden; als ich nun, wie gesagt, lange genug geblieben war, und sah, daß alles ordentlich zuging und Jedermann vergnügt war, und da ich mich von der Hitze in der Bude mehr denn halb geschmort fühlte, sagte ich: „Ich gehe jetzt in das Wirthshaus, wo ich, nach einem halben Stündchen Ausruhen, eine Rede an Euch halten will.“ Ins Wirthshaus ging ich denn auch, riß Rock und Schuhe herunter, und legte mich aufs Bett, um mich zu verkühlen. Um drei Uhr etwa hatte Herr Blount seinen Wagen hart unter die Vorderseite des Wirthshauses gezogen, welchem gegenüber ein freier, geräumiger und passender Platz sich befindet. Als ich die Nachricht erhalten hatte, daß das Essensgeschäft ganz vorüber und nur noch das Trinken im Gange war, ließ ich kund thun, daß ich jetzt meine Rede halten wolle. Bald war das Volk an dem Orte zusammengeströmt, und ich stieg nun in den Wagen, von dem aus ich denn etwa folgende Standrede hielt.“

Cobbet gibt hier den wesentlichen Inhalt dieser Rede, die wir aber aus Mangel an Raum weglassen müssen.

„Nach Beendigung derselben fingen die Gesellschaften, welche aus der größten Entfernung hergekommen waren, an, sich auf den Heimweg zu machen. Bei Denen, die blieben, füllte Tanzen, Singen und Trinken die Zeit bis zum Sonntagmorgen aus; und zuletzt ging denn alles auseinander, ohne daß auch nur ein Schlag, ein Zank Spektakel veranlaßt hätte, wenn es schon nicht an Leuten fehlte, die da vorhersagten: „es würde Blut in Strömen in den Straßen von Sutton Scotney fließen!“ Dergleichen Leute haben allewege Blut auf der Zunge (es ist freilich nicht weit vom Herzen zur Zunge, und da gibt's eben eine unerschöpfliche Niederlage davon). Die einzige persönliche Gefahr, die mir zu bestehen schien, war die für die Lungen und Kehlen, denn mein Lebtage habe ich noch nicht innerhalb einem gleichen Zeitraum so viel Lachen und von dem Lärm gehört, den man Singen nennt. —

„Ich, der am 7ten selig zu Bette gegangen war, stand am Sonntag Morgen um halb vier Uhr auf, wo denn der Flecken so still war, als er je seit dem ersten Tage seiner Entstehung gewesen war. Die Bude war bereits wieder abgebrochen und fort. Der Morgen war zwar etwas feucht, aber doch recht angenehm, und somit hatte denn eine der vergnüglichsten Herrlichkeiten, die man je auf der Welt sah, ein Ende.

*) Das am 11 Julius von der City dem jetzigen englischen Ministerium zur Feier der Durchbringung der Reformbill gegeben worden ist.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 214. 1 August 1832.

Die Berberstämme.

Die französische Eroberung von Algier hat die Europäer zum Erstenmale in eine nahe, dauernde und vielseitige Berührung mit einem der Menschenstämme gebracht, die bis jetzt noch ein großes, und unaufgelöstes Räthsel für den Geschichtsforscher geblieben sind, und die von nun an in dem Schicksale von Nordafrika wieder die bedeutende Stelle einnehmen werden, die sie schon mehreremal. in der Geschichte behaupteten. Vom Westufer des Nils in Darfur an zieht sich in einem sehr breiten Landstreifen ein Volk durch ganz Nordafrika hin, das die Oasen der Wüste, von denen des Ammon an bis zu den letzten am atlantischen Meere, bewohnt, beide Seiten des Atlas inne hat, im Süden bis nach Tonbuktu, im Norden bis an die Gränzen der arabischen Staaten von Mauritanien, und zum Theil bis ans Meer reicht (wie z. B. die Insel Zerbi, das alte Menink, in der Syrtis minor, von ihnen bewohnt ist), und ohne Zweifel in früherer Zeit die Canarien bewohnte. Die Ufer des Mittelmeeres wurden ihnen von jeher durch Einwanderungen civilisirter und mächtigerer Stämme entrissen, in uralter Zeit, wie Salust berichtet, von den Persern, später von den Karthagern, nach diesen von den Römern, dann von den Vandalen, und endlich von den Arabern. Alle diese Völker fanden keine große Schwierigkeit, sich der vortheilhaften Niederlassungen am Meere hin zu bemächtigen, und sie gegen die ewigen Kriege zu behaupten, die sie gegen die Bewohner des Inlandes, unter dem Namen von Gätulern, Berbern und Kabylen zu führen hatten. Die großen Reichthümer, die ihnen der Handel und die Fruchtbarkeit des nördlichen Abhanges des Atlas verschaffte, gaben diesen fremden Eroberern eine scheinbar so große Ueberlegenheit über die armen, entzweiten und zerstreuten Bewohner des Gebirgs und der Wüste, daß sie nur selten als ein bedeutendes Hinderniß, oder als furchtbare Feinde erschienen. Aber es ist eine viel zu wenig bemerkte Erscheinung, daß alle diese äußerlich so glänzenden und so mächtigen Staaten an einer innern Schwäche, wie an einer geheimen Krankheit, die in ihrer innersten Organisation verborgen lag, litten; sie erhoben sich schnell und fielen immer wieder eben so schnell; die große Macht der Karthager ging in drei Kriegen zu Grunde, so daß von diesem großem Reiche fast keine Spur übrig blieb. Das so große, so reiche und mächtige römische Mauritanien verwandelte sich in eine Wüste, sobald es einmal angegriffen wurde, und die arabische Macht, die sich in den moghrebinischen Staaten mit derselben Schnelligkeit erhoben hatte, war in wenigen Jahrhunderten gebrochen, und ist nach einer langen Agonie im Begriffe völlig zu verschwinden. Der Grund dieser Erscheinung liegt an den verachteten Berbern, welche alle diese Staaten hinderten, ihre Macht und ihre Besitzungen in einer hinlänglichen Tiefe zu begründen; sie waren daher Alle genöthigt, sich in die Breite auszudehnen, und sich in fremde Kolonien zu verlieren, die ihnen zur Zeit der Gefahr keine große Hülfe darboten, und deren Behauptung die Kräfte des Hauptstaates erschöpften. Karthago und Araber haben, durch diese natürlichen Verhältnisse gedrungen, immer versucht, sich durch den Besitz von Spanien und Sicilien eine ihrem Bedürfniß angemessene Masse von Unterthanen zu verschaffen; aber die unaufhörlichen Kriege, die sie in ihrem Rücken mit den Bewohnern der Wüste zu führen hatten, hinderten sie immer, diese großen Kolonien hinlänglich zu unterstützen, während der Verlust von Spanien und Sicilien nothwendig den Ruin des Mutterstaats nach sich zog. Von den Karthagern wissen wir Dieß aus der Geschichte der punischen Kriege; von den Arabern ist es weniger bekannt, aber eben so gewiß. Nichts hatte sie gehindert, Spanien, Sicilien und Frankreich zu behaupten, als die Kriege, die sie genöthigt waren auf der ganzen nördlichen Gränzlinie der Sahara und des Atlas hin zu führen, die ihre Kräfte erschöpften, und ihnen nicht erlaubten, ihren Kolonien in Europa nachdrücklich zu Hülfe zu kommen. Dasselbe Schicksal verschlang die römischen Proinzen von Nordafrika, sobald Spanien in den Händen der Gothen und Italien außer Stande war, Truppen nach Mauritanien zu schicken; und in der neuesten Zeit hat man gesehen, mit welcher Leichtigkeit Algier aufhörte ein Staat zu seyn. Es ist immer derselbe Grund: die Oberflächlichkeit, wenn man so sagen kann, der fremden Bevölkerung des Meeresufers. Die Franzosen sind jetzt im Kampfe mit derselben Schwierigkeit; sie suchen durch ein System von Blockhäusern ihr Gebiet zu sichern und ins Innere auszudehnen; sie haben eine Leichtigkeit sich zu behaupten, welche die Karthager und Araber nicht hatten, indem ihnen Algier nicht der Mittelpunkt eines Reichs ist, das seine Kräfte von dem Territorium von Nordafrika zu ziehen hat, sondern eine Kolonie eines volkreichen Staats, der immer eine hinlängliche Masse von Truppen und Kolonisten dahin schicken kann; sie sind in dieser Beziehung in derselben Lage, in der die Römer standen. Aber dennoch sind ihre Verhältnisse zu den Berbern, wenn gleich nicht entscheidend für die Existenz der

Kolonie, doch von der größten Bedeutung für ihren Wohlstand; die Berberstämme sind im Besitze der Handelsstraße mit dem Süden, und können durch fortgesetzte Einfälle die Kultur der Regentschaft immer unterbrechen; bleibt die Kolonie mit ihnen im Kriege, so ist sie auf den Handel mit dem mittelländischen Meer und ihren eigenen Produkten beschränkt; gelingt es aber sie zu gewinnen, so öffnet sich für Frankreich eine unberechenbare Aussicht für den Handel und den politischen Einfluß im Innern von Afrika. Die Schwierigkeit der Lage ist groß und der Erfolg ungewiß; die Berbern sind ein wildes Volk, das unter sich und mit Jedermann in beständigem Kriege liegt. Sie sind bis jetzt wenig bekannt; Leo Afrikanus, Shaw, Benture, Jackson, Lemprière, Shaler, Graberg u. A. haben unvollständige Nachrichten über sie gegeben, und kürzlich hat der amerikanische Konsul in Algier, Hodgson, einige neue Data über sie bekannt gemacht, die in den gegenwärtigen Umständen nicht ohne Interesse sind. Er hatte einen jungen Mann von einem der Kabylenstämme, der seine arabischen Studien in dem Kollegium von Bujeah gemacht hatte, in seine Dienste genommen und lernte von ihm die Berbersprache durch Hülfe des Arabischen, das sie Beide sprachen. Mit Hülfe dieses jungen Berbers verfaßte er eine Berbergrammatik, von der er einige Auszüge bekannt gemacht hat, die zwar bis jetzt nur ein sehr unvollständiges Bild der Sprache geben, aber wenigstens ohne Widerspruch beweisen, daß sie nicht semitischen Ursprungs ist. Er versucht viele Etymologien von Ortsnamen in Aegypten und Mauritanien, und glaubt daß Ammon, Theben, Thoth u. s. w. Berberursprungs sind. Wenn sich Dieß bestätigte, so wäre ein großer Schritt zur Bestimmung der ägyptischen Race gethan, die man auch aus physischen Gründen für dieselbe mit den Berbern halten möchte. Die hohen und hervorstehenden Backenknochen, die man bei der ägyptischen Race bemerkt, wie sie auf den alten Monumenten sich selbst dargestellt hat, und die besondere Art, wie die Arme an die Brust angeschlossen sind, bietet die größte Aehnlichkeit mit der physischen Form der heutigen Berbern, namentlich der in Nubien wohnenden, und scheint jedenfalls zu zeigen, daß sie nicht arabischen Ursprungs waren. Es ist freilich wahr, daß die heutigen Berbern keineswegs überall dieselbe physische Konstitution haben, indem mehrere ihrer Stämme, z. B. die Wadreagan und Wurgelan, schwarz sind, wollichtes Haar, dicke Lippen und ziemlich platte Nasen haben, während die meisten übrigen Stämme röthliche Gesichtsfarbe, blonde glatte Haare, und eine gebogene oder gerade Nase haben, namentlich die Mozabis, die Kabylen und die Tuariks. Die Sprache ist das einzige Band, das diese verschiedenen Stämme als Eine Nation zusammenhält und bezeichnet. Daß dieser Unterschied schon alt ist, beweisen die schwarzen Gätuler des Ptolemäus; allein es ist wohl begreiflich, daß die weiße Race der Berbern einige Negerstämme auf der Gränze von Sudan unter sich aufgenommen habe, denn die weißen Berberstämme sind überall die zahlreichsten und herrschenden; die weiße Farbe behauptet auch hier ihre überall bemerkte, sonderbare Herrschaft über die schwarze, und in Tuppurt, der Hauptstadt des schwarzen Berberstammes der Wadreagan, findet sich eine weiße Kaste, die das Monopol aller öffentlichen Aemter hat, mit Ausschluß der Stelle des Sultans. Die Sprache ist überall dieselbe, mit wenigen Dialektverschiedenheiten. Die Kabylen, d. h., die Berbern die den Atlas bewohnen; haben, wie alle Gebirgsbewohner, härtere Aspirationen als die Berber der Oasen in der Wüste und der Ebenen. Der Name der Kabylen ist aus dem Arabischen Kabylet, ein Stamm, entstanden. Der Name Tuarik hat dieselbe Bedeutung, und heißt in der Berbersprache ein Stamm. Man bezeichnet mit diesem Namen den Theil der Berbern, welche den südlichen Abhang des Atlas und die Oasen der Sahara bewohnen; sie sind von Hornemann, Lyons, Denham und Clapperton beschrieben worden, und sind Räuberhorden, die vom Sklavenfang in Sudan, vom Plündern der Karawanen in der Wüste, vom Vermiethen ihrer Pferde und Kamele, und vom Handel leben. Ihre Gränzen dehnen sich östlich bis Fezzan, westlich bis an die Oasen von Tedikel und Twat, nördlich bis Ghadames und Engusah, südlich bis Bornu, Haussa, und Tonbuktu aus. Ein sonderbares Phänomen zeigt sich in dem politischen Zustande der Berbern. Shaw hatte in dem Berberstaate Tlemsan, Lyons in Ghadames, und jetzt Hodgson in Wurgelan und Egwaat bemerkt, daß jede dieser Städte in zwei, drei oder vier Distrikte getheilt war, die mit einander in beständigen Kriegen lebten. Die Städte haben gegen die auswärtigen Feinde eine gemeinschaftliche Mauer, aber die verschiedenen Stämme, die das Innere bewohnen, sind ebenso durch innere Mauern von einander geschieden, so wie jeder Theil seine Gärten an einem besondern Theile der Umgegend der Stadt hat, der mit dem von ihm bewohnten Stadttheile zusammenhängt und durch eine Mauer mit ihm verbunden ist. Keiner der Berberstämme hat eine Literatur; sie haben, wie alle barbarischen Völker, Lieder und Fabeln, von denen Hodgson einige gesammelt hat. Wenn sie etwas in ihrer Sprache schreiben, so bedienen sie sich des arabischen Alphabets, das sie mit fünf Buchstaben vermehrt haben, um die ihnen eigenthümlichen Laute auszudrücken. Sie haben viele arabische Wörter in ihre Sprache aufgenommen, aber sie dekliniren und konjugiren nach den Regeln der Berber-Grammatik, und haben im Allgemeinen ihre Sprache reiner bewahrt, als man bei einer so langen Berührung mit den weit gebildetern mohammedanischen Nationen, und bei ihrer fast allgemeinen Bekehrung zum Koran hätte glauben sollen. Bis jetzt sind die Berührungen der Franzosen mit den Kabylen nur friedlich gewesen; aber es ist wohl möglich, daß das Interesse der Letzteren, wenn hinlänglich darauf Rücksicht genommen wird, sie dazu bringt, sich auf einen friedlicheren Fuß mit den Besitzern von Algier zu stellen; denn sie waren früher gewohnt, zur Friedenszeit in Menge in die Stadt zu kommen, wo sie sich als Handarbeiter und Bediente vermietheten, und Hodgson hat ein Lied aufbewahrt, das sich auf diese periodischen Wanderungen nach Algier bezieht. Es wird weit schwieriger seyn, sich die Tuariks zu verbinden, und von ihnen Sicherheit für den Handel durch die Wüste zu erhalten; bis jetzt ist es noch nie gelungen, sie zu unterwerfen.

Bilder aus Jamaika.

Als ich meinen Fuß an das Ufer von Jamaika setzte, war ich voll der Ueberzeugung, daß mir dieses Land, außer der Pracht seiner üppigen Natur, wenig Genuß bieten würde. Meine Einbildungskraft malte sich die Sklaven als eine elende, halbverhungerte, zerlumpte, in Schmutz versunkene, und mit Arbeit überladene Menschenrace vor — und ihre Herren und die weiße Bevölkerung

überhaupt, als kränkliche Lazarethgesichter von safrangelben Tyrannen, in Strohhüten mit regendachgroßen Rändern, in weiten Pluderhosen und Kattunjacke, die von nichts als Landkrabben und Pfeffer leben, Arrakpunsch trinken und den ganzen Tag Zigarren rauchen. Zu meinem größten Vergnügen fand ich mich ungemein angenehm enttäuscht; denn wenn ich gleich manche Ausnahmen von der Regel traf und mehr als einer tollen Rumsceue beiwohnte; so weiß ich doch im Ganzen von der Gastlichkeit der Einwohner in den Städten sowohl wie auf dem Lande, nur Liebes und Gutes zu sagen. In Kingston fand ich das gesellschaftliche Leben vortrefflich, so vortrefflich, als nur irgend in einer Provinzialstadt; und es herrschte dort in den Familien, wo ich eingeführt wurde, bei dem einen wie bei dem andern Geschlecht, eine so warme Herzlichkeit und unverstellte Artigkeit, wie ich sie nirgends noch außer Jamaika getroffen habe.

Zur Zeit, von der ich spreche, stand die Insel noch in der Blüthe ihres Gedeihens und der Hafen von Kingston lag voller Schiffe. Nie sah ich noch einen herrlicheren Handelshafen; er ist ganz vom Land umschlossen und von einem Umfange, daß die ganze englische Seemacht bequem darin Raum fände. Von der Seeseite her ist er fast unangreifbar; denn es gehörte nicht viel weniger als ein Wunder dazu, wenn ein feindliches Geschwader sich durch das Labyrinth von Scheeren und Untiefen hindurch finden sollte, die die Mündung des Hafens umgeben und zwischen denen sich so enge und vielfach verwickelte Durchfahrten befinden, daß man nur an drei oder vier Stellen Sandboote versenken dürfte, um jeden Zugang zu sperren. Außerdem wird die Einfahrt zu Port-Royal von sehr starken Werken vertheidigt, deren Feuerschlünde die ganze Wasserstraße in der Quere bestreichen, während ein wenig weiter davon die feindlichen Schiffe von dem schweren Geschütz der „Apostelbatterie" in ein mörderisches Kreuzfeuer genommen werden würden. Und wären auch alle diese Hindernisse überwunden und die Einfahrt erzwungen; so würden sie, bevor sie noch den Engpaß hinter sich hätten, den man durchseegeln muß, um auf den Ankerplatz von Kingston zu gelangen, erst ein furchtbares Feuer aus sechszig Mauergeschützen von dem „Fort Augusta" zu bestehen haben, das so gelegen ist, daß die Schiffe wenigstens eine halbe Stunde gegen den Wind zu steuern haben, und noch dazu in einem Kanale, in dem sie sich nicht auf Flintenschußweite aus dem Bereich der Wälle entfernen können. Als Canning seine neue Welt noch nicht ins Daseyn gerufen hatte, floß der ganze Handel des Festlandes, von Porto Canello bis herab nach Chagres, der größte Theil des Handels von Cuba und San Domingo und sogar von Lima und San Blas und den übrigen Häfen des stillen Ozeans, über den Isthmus von Darien, in Kingston zusammen, obgleich Jamaika, wegen der Fortschritte der französischen Waffen auf der pyrenäischen Halbinsel, mit Cadix nicht mehr in den gewöhnlichen Verbindungen stand. Aus diesem ungeheuren Verkehr, hinter dem der Handel eines Tyrus beschämt zurückstehen mußte, floß ein Strom von Gold und Silber, in einem jährlichen Betrag von drei Millionen Pfund Sterling für brittische Manufakturen, in die englische Bank und lieferte der englischen Aristokratie die mächtige Waffe, die Freiheit des europäischen Kontinentes zu bekämpfen. Aber abgesehen von dem großen Markte, der dort englischen Waaren aufgethan war, wurden in diesem Handel auch eine Unzahl Schiffe und viele tausend Seeleute beschäftigt, und unendlich viele Wege dem Kapital und dem Unternehmungsgeiste der Engländer geöffnet. Und wohin ist alle diese Herrlichkeit entschwunden? Das Echo der leeren Vorrathshäuser klagt es nach: wohin? —

Sobald ich in Kingston angelangt war, war es mein erstes Geschäft, einen der reichsten Kaufleute der Stadt aufzusuchen, an den meine Briefe gerichtet waren. Die ganze Stadt schien auf den Beinen. Die heißen sandigen Straßen waren gedrängt voll von Rollwagen, die von dem Ufer Waaren nach den Magazinen führten und von den Magazinen nach den spanischen Posadas. Die Kaufleute der Stadt, rührige Männer mit scharfen heißen Augen, standen in Gruppen unter den Piazzas, in ernsten Gesprächen begriffen mit ihren spanischen Kunden, oder saßen auf den Ballen und Kisten, die so eben gelandet worden waren, und harrten der Gingham gekleideten, mohrisch aussehenden Don's, die mit dem Zigarro im Munde daher kamen, auf ihren Fersen einen Zug von Negern, die auf den Köpfen mit Pesos fuertes*) gefüllte Feuereimer trugen. Die Stadt selbst hatte ein neues und freundliches Aussehen, die Häuser meist zweistöckig, schienen aus Karten gebaut und waren größtentheils mit Piazzas (Vorhallen) von zehn bis vierzehn Fuß Breite umgeben, die einen lustigen Anstrich von Grün und Weiß hatten und durch die Dachvorsprünge gebildet wurden, die über die ziegelsteinernen oder hölzernen Wände der Häuser hinausragten. Diese Piazzas stehen im Erdgeschosse offen und bilden in dem tiefergelegenen Theil der Stadt, wo die Häuser näher zusammengebaut sind, bedeckte Gänge, die einen sehr angenehmen Schutz gegen die Sonne bieten, indem sie zu beiden Seiten der Straßen fortlaufen, die nicht gepflastert und mehr ausgetrockneten Rinnsälen eines Waldstroms, als menschlichen Fahrbahnen einer Christenstadt ähnlich sind. Im zweiten Stockwerke sind die Balkone von einer Art beweglicher Fensterläden geschlossen, die man Jalousies nennt; dieselben sind gleich den breitblätterigen venetianischen Gitterfenstern in Rahmen befestigt und hie und da gläserne Felder eingefügt, um Licht einzulassen, wenn die Läden bei schlechtem Wetter ganz geschlossen werden. Der obere Theil der Stadt nimmt sich ungemein vortheilhaft aus; jede Wohnung steht von dem Nachbarhause getrennt in ihrem kleinen Garten, der mit Weinreben, Fruchtbäumen, stattlichen Palmen und Kokosnußbäumen prangt; in einem daran stoßenden Hofe, in dessen Mitte gewöhnlich, in ganz altväterischem Geschmack, ein ehrlicher Ziehbrunnen, meistentheils von einer prächtigen wilden Tamarinde beschattet, zu sehen ist, befinden sich die Wohnungen der Neger und andere Nebengebäude. Als ich in dem Hause des reichen Kaufmannes ankam, wies man mich in ein hohes kühles Gemach, mit einer Reihe von Schreibpulten an den Wänden, vor denen ein Dutzend eingekrümmte Schreiber den Gänsekiel führten. In der Mitte dieses kleinen Saales saß ein Mann, eine kleine dünne Figur, doch von Art und Wesen eines Gentlemann. „Das ist Massa," sagte mir der Schwarze, der mich einführte. Ich ging also auf ihn zu und überreichte ihm meine Briefe. Der kleine dünne Mann hob kaum den Kopf von seinem Buche auf; worüber ich in mir fast einigen Aerger aufsteigen fühlte. In diesem Augenblick aber entstand in der Piazza ein Geräusch, und eine Schaar von Schiffsoffizieren, unter ihnen der Admiral, an den ich gleichfalls empfohlen war, traten herein. Mein schweigsamer Freund wurde nun lebendig und konnte nicht genug lächeln und Bücklinge schneiden.

*) Schwere Piaster.

(Fortsetzung folgt.)

Die T'hugs oder P'hansigars in Indien.

Noch immer wird Indien von jenen mörderischen Räuberbanden beunruhiget, die unter dem Namen T'hugs oder P'hansigars (Wüeger) das Land weit und breit mit Schrecken erfüllten. *) Das „Calcutta Magazine“ theilt über einige von diesen Würgern in neuester Zeit verübte Gräuelthaten folgenden Bericht mit, den der Verfaßer aus dem Mund einiger gefangenen T'hugs geschöpft hat.

An einem schönen klaren Novembermorgen saßen am Rande einer Schlucht, die gegen die Heerstraße zu durch einige Bäume und Gebüsche verdeckt war, zwei riesenhaft gebaute junge Männer, vor einer frisch aufgeworfenen Grube im Gespräche begriffen, wobei sie häufig nach einem schmalen Fußwege hinblickten, der nach dem Dorfe Pahli, bei Riwah, leitete. Plötzlich rief Einer von den Beiden: „Ich sehe sie kommen; aber ich fürchte unverrichteter Dinge. Wohl werden wir die Grube wieder ausfüllen müssen, da der Gast, dem sie bestimmt war, entkommen ist. Wahrscheinlich hat er etwas gewittert; doch was hilft es ihm, seinem Schicksal entrinnen zu wollen; heute oder morgen, gleichviel; er muß doch unser werden.“ — „Ja, erwiderte der andere Geselle; aber wir sollten uns in Acht nehmen, Aufsehen zu erregen; denn Suliman Sahib, **) hat strengen Befehl erlassen, Alle von uns, deren man habhaft werden kann, zu ergreifen, und er besitzt irgend ein Dschadu ***) oder sonst ein Mittel, uns ausfindig zu machen! Fluch den Feringhis!“ ****) — „So sey es, sagte der Andere, diese Kaffers fangen an selbst für uns zu gescheidt zu werden, und berauben uns unsers rechtmäßigen Gewinnes.“ Inzwischen war die übrige Bande — dreißig Mann stark — herangekommen, und wurde von den beiden mit Fragen bestürmt, wie es zugegangen, daß ihnen ihre Beute entwischt sey. Sie erfuhren hierauf, daß der Reisende, dem sie aufgelauert, zufällig auf der Straße einigen Reitern begegnet sey, mit denen er seine Reise fortgesetzt; allein er übernachte heute in dem Dorfe Umre, das nicht weit davon entfernt lag, und werde ihnen am folgenden Morgen nicht entgehen. Die ganze Bande ging nun daran, ihr Abendessen zu bereiten, das aus einer Ziege bestand, die sie irgendwo auf dem Felde weggefangen.

Gegen zwei Uhr vor Tagesanbruch verließen drei von der Bande ihr Lager, gingen durch das Dorf, wo ihr Schlachtopfer übernachtete und verbargen sich eine halbe Meile weiter davon, nahe an der Straße in einem Sumpfe, wo sie lauerten, bis der Reisende des Weges vorbeikam. In diesem Augenblicke stürzten sie auf ihn hervor, und Einer warf ihm seinen zu diesem Ende bereit gehaltenen Leibgürtel um den Hals, und in wenigen Sekunden war der unglückliche Mann erdroßelt. Hierauf trugen sie die Leiche eine Strecke weit und scharrten sie in die Grube ein, die sie zuvor dazu aufgeworfen hatten. Dann sammelten sie einiges dürre Holz und verbrannten es auf der Stelle, wo sie den Ermordeten begraben hatten, um durch die Asche schnell alle Spuren, daß die Erde frisch aufgegraben gewesen, zu verwischen. Nun ging man daran, die Kleider und den Mantelsack, die sie erbeutet, zu mustern; sie fanden fünf und dreißig Rupien, einen Hundih, †) den sie augenblicklich verbrannten, und einige kupferne Geschirre, wie sie der Reisende in Indien zu seinem Bedarfe bei sich zu führen pflegt. Der Klepper, auf dem der arme Mann geritten war, wurde ausgezäumt und in die Dschongels getrieben, weil er von einer auffallenden Farbe und besonders gezeichnet war. Hierauf steckten die Ungeheuer kaltblütig ihre Pfeifen an und schmauchten, bis ihre übrigen Gesellen nachkamen. Bald darauf erschienen diese an Ort und Stelle, und nachdem man sie wegen der kunstgerechten Sicherheit, mit der sie ihren Mordanschlag ausgeführt, nach Gebühr belobt, machte ihnen Hira, der Anführer der Bande, bekannt, daß er selbst in dem Dorfe Palih Kundschaft über eine Gesellschaft von Reisenden eingezogen, die heute noch dort erwartet werde; sie bestehe aus Mohadschuns, ††) zwei Brüdern, von denen der eine sein Weib und seine Kinder, sammt drei Bedienten, bei sich habe. Es wurde beschlossen, da die beiden Mohadschuns und ihre Bedienten wohl bewaffnet seyen, sie des Nachts und durch List zu überfallen.

Der Plan war bald gemacht. Hira und sechs seiner Mordgenossen ließen sich am folgenden Tage von den Mohadschuns auf der Heerstraße einholen, und knüpften mit ihnen, als seyen sie gleichfalls Reisende, eine Unterhaltung an, indem sie furchtbare Geschichten von den T'hugs erzählten, die, wie die Rede gehe, in der Umgegend sich herumtrieben; zugleich entschuldigten sie sich mit ihrer Furcht, wenn sie sich den Mohadschuns anschlössen, um unter ihrem Schutze die Reise fortzusetzen. Unter diesen und andern Gesprächen kamen sie miteinander gegen drei Uhr Nachmittags zu Riwah an, und schlugen ungefähr fünfhundert Ruthen vor der Stadt unter Mangobäumen, an einem Bache, ihr Nachtlager auf. Hierauf begab man sich nach dem Bazar, um einzukaufen, was man zum Abendbrod nöthig hatte. Die Sonne neigte sich eben zum Untergang, als die übrige Bande anlangte, die sich gleichfalls für eine Gesellschaft Reisender ausgab, die nach Deccan unterwegs sey. Auch diese lagerten sich unter den Mangobäumen, und fingen an, ihr Abendessen zu bereiten. Gegen acht Uhr in der Nacht ließen Hira und seine sechs Leute sich mit den Mohadschuns in ein Gespräch ein; man rauchte zusammen und unterhielt sich auf das Beste. Die Räuber brachten ein Paar Dhols *) zum Vorschein und begannen zu singen, was auch die Andern herbeizog, die sich stellten, als wollten sie zuhören. Acht der letztern hatten bereits ihre Leibgürtel zusammengedreht und ein wenig naß gemacht; andere hielten dieselben in ihrer Hand, oder hatten sie scheinbar nachläßig über die Schulter geworfen, wie man zu thun pflegt. **) Die Gesänge wurden mit allgemeinem Beifall aufgenommen; man rauchte, trommelte und sang bis spät in die Nacht, als Hira einem seiner Begleiter zurief: „Baih, tumbako lao!“ — Bruder, bring den Tabak. — Dieß war das verabredete Losungswort. In einem Augenblicke war den unglücklichen Reisenden, die nicht von Ferne etwas Böses geahnt hatten, die Schlinge um den Hals geworfen; während ein Räuber ihnen die Hände hielt und zwei andere die Schlinge zusammenzogen. In weniger als zwei Minuten waren alle erwürgt. Einer der Bande wollte sich der Kinder erbarmen und bat, ihnen das Leben zu schenken; allein Hira gab ihm einen strengen Verweis über seine Thorheit, da es ein unumstößliches Gesetz der T'hugs sey, keines Menschen, selbst nicht des Säuglings an der Brust zu schonen, wenn sie einen Raub begehen wollten. Während diese Gräuelthaten verübt wurden, verstummten die Dhols nicht einen Augenblick, und die Gesänge dauerten fort, wie zuvor, bis in einiger Entfernung davon eine große Grube gegraben war, in die man die Leichen warf, nachdem man sie zuvor an mehreren Stellen mit Dolchen durchstochen hatte, um das Anschwellen derselben zu verhindern, wie es bei todten Körpern, wenn sie in Gährung gerathen, zu geschehen pflegt. Nachdem die Leichen hineingeschichtet und die Erde festgestampft war, wurde Asche darüber gestreut. Die gräuelvolle That war vollbracht, und die Bande streckte sich auf den Boden nieder, um auszuruhen. Vor Tagesanbruch war Alles auf den Beinen und schlug eine westliche Richtung ein.

(Schluß folgt.)

*) Ueber diese Räuberkaste und ihre religiösen Gebräuche ist in diesen Blättern, voriger Jahrgang, S. 665, ausführlicher die Rede gewesen.
A. d. R.

**) Der englische Kapitän Sleeman, der vorzüglich thätig ist, diese Elenden aufzusuchen und den Händen der Gerechtigkeit zu überliefern.

***) Ein Zaubermittel.

****) Franken oder Europäer.

†) Wechsel.

††) Kaufleuten.

*) Handtrommeln.

**) Die P'hansigars bedienen sich zu ihren Mordthaten nie eines Strickes, aus Furcht, man möchte einen solchen bei ihnen finden und Verdacht auf sie werfen.

Vermischte Nachrichten.

Bei den Ausgrabungen, die auf dem alten Forum in Rom angestellt worden sind, wurde unlängst ein dreieckiges Piedestal von Marmor aufgefunden, auf welchem Bacchanten abgebildet sind. Dieß und eine Büste von Marmor bildet bis jetzt die einzige Ausbeute dieser übrigens, unter den gegenwärtigen Umständen, sehr saumselig betriebenen Arbeiten.

In dem britischen Nordamerika kommen 44 Zeitungen heraus: 18 in Ober-Kanada, 15 in Unter-Kanada, 15 in Neu-Braunschweig und Neu-Schottland.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 215. 2 August 1832.

Bilder aus Jamaika.

(Fortsetzung.)

Uebrigens schien ich schon die schlimmste Seite des kleinen reichen Unholdes gesehen zu haben; denn er lud mich ungemein artig ein, einige Tage bei ihm zu verweilen, und fuhr mich dann in seinem Ketureen, eine Art Sänfte, die vorn und auf beiden Seiten offen ist, und auf einem Kabrioletgestelle hängt, nach Hause. Die Zeit vor dem Mittagessen verdämmerte ich unter der Piazza, indem ich die Straße hinabsah. Der Leichenzug eines Negers kam daher; voraus taumelte ein Schwarm trunkener Schwarzer, singend und die Gumbies schlagend — eine afrikanische Trommel, die aus einem Stück ausgehöhlten Holzes besteht, das mit einem Fell überspannt ist, und von einem Manne getragen wird, während ein anderer mit flachen Händen darauf schlägt. Der Sarg wurde von zwei Negern auf dem Kopfe getragen — ein Neger trägt Alles auf dem Kopfe, vom Waarenballen an bis zum Weinglas oder der Theetasse. Die Leichenträger pflegen vor einem Hause, wo irgend Jemand wohnt, gegen den der Verstorbene, wie man glaubt, einen Groll hegte, unter dem Vorgeben, der Sarg wolle nicht vorüber, Halt zu machen, und Dießmal waren sie eben dem Orte, wo wir standen, gegenüber, als sie anfingen, sich um und um zu drehen, und unter ihrer Last hin und her zu taumeln, während der übrige Leichenkondukt ein Zetergeschrei erhob, als sollten die Lungen zerspringen. „Was solltest Du in die finstere Höhle hinabgehen, Bruder," schrien die schwarzen Ungeheuer in ihrem Kauderwelsch: „Hast einen Zorn auf Einen da, he?" — Und von Neuem begann der tolle Rundtanz. Dann rief Einer dieser rabenschwarzen Ungethüme ins Haus hinein: „Massa, Hausherr! Ho! Massa, Hausherr!" — Noch wilderes Getümmel — „Ho ho Massa! Ein Dollar für trink! Etwas für Spiel (das Todtenfest der Neger am Grabe) in Springpath" (der Negerkirchhof) — „Bediacko sag ihm, wir nit gehen, bis er uns was geben." Und nun fingen sie an, noch wilder als vorher sich herum zu tummeln; als eine Heerde Ochsen daher gerannt kam, unter die sich in einem Augenblick der ganze Leichenzug zerstreut sah; Leiche und Träger und Alles wurden über den Haufen gestoßen, und der Todte in seinem weißen Leichenhemde und mit seinem schwarzen Gesicht kollerte zwischen den Füßen der darüber hinstolpernden Viehheerde im Staube herum. Kaum war aber dieser Sturm vorüber, als die Leiche wieder in den Sarg gepackt wurde, und der ganze Zug trommelnd und singend so laut als zuvor, seines Weges weiter zog.

Die Tischgesellschaft war sehr zahlreich, und Alles im besten Style; Madeira, Champagner und eine Menge leichter Weine herrlich, Schildkrötensuppe u. s. w. köstlich, die Unterhaltung angenehm und lebhaft. Ein Herr Francis Fyall, mein Tischnachbar, lud mich ein, an einem der nächsten Tage mit ihm einen Ausflug auf eine der seiner Leitung untergebenen Pflanzungen zu machen, was ich mit um so größerem Vergnügen annahm, als Dieß einer meiner lebhaftesten Wünsche war. Herr Fyall war ein großer „Pflanzer-Attorney," so nennt man nämlich dort die Agenten von einer Anzahl Gutsbesitzern, die es vorziehen, in England zu leben, und Jemand die Verwaltung ihrer Pflanzungen zu übertragen, der sich mit dem Klima von Jamaika besser abzufinden weiß, als sie selbst. Eine besondere Ueberraschung für mich war, als wir eben von der Tafel aufstehen wollten, ein wolkendichter Schwarm geflügelter Ameisen, der durch die offenen Fenster hereinstürzte und sicherlich alle Lichter ausgelöscht haben würde, wären diese nicht mit Glasschirmen versehen gewesen. Nachdem sich diese ungebetenen Gäste auf der Tafel niedergelassen hatten, schüttelten sie ihre Flügel ab, wie etwa Jemand einen Reisemantel abwirft, und verstreuten sich in der bescheideneren Gestalt von kriechendem Ungeziefer in der Behausung.

Am folgenden Tage machte ich einen Besuch bei einer Dame der Stadt, mit der ich weitläufig verwandt war. Ein Gang durch die brennend heißen, sandigen Straßen von Kingston ist keine kleine Aufgabe. Halb erblindet von dem scharfen Strahlenreflex der Sonne stieg ich die Treppe hinauf. In Jamaika haben die Fußböden der Häuser keine Teppiche, sondern sind meistens von Mahagoni, wie ein Spiegel polirt, und so sauber gehalten wie ein Eßtisch. Wie natürlich sind sie deßhalb auch glatt wie Eis und erfordern große Behutsamkeit, bis man sich gewöhnt hat, darauf zu gehen. Die Zimmer werden während der Hitze des Tages, wie es unter allen heißen Himmelsstrichen Brauch ist, so dunkel gehalten wie ein Keller. Ein schwarzer Lakay, bis auf seine nackten Schienbeine, die ich Anfangs für schwarzseidene Strümpfe hielt, vortrefflich gekleidet, stieg vor mir hinan, um mich zu melden, und verstümmelte meinen Namen, wie ich außen im Vorzimmer hören konnte, so abscheulich, daß meine leiblichen Verwandten nicht wußten, was sie aus mir machen sollten. Auch hatte ich nicht Zeit, ihnen die nöthige Aufklärung zu geben; denn kaum war ich aus der sonnenhellen Piazza in

das stockfinstere Besuchzimmer, das durch den Kontrast noch zehnmal dunkler wurde, drei Schritte weit vorgerückt, als ich, so lang ich war, über eine in der Mitte des Zimmers befindliche Ottomane stolperte, und mich einigen jungen Damen, die mit zwei oder drei Schooßhunden darauf saßen, buchstäblich zu Füßen legte. Während ich mich unter dem Geschrei der erschrockenen Damen und dem Gekläffe der erbosten Schooßhunde wieder auf die Beine zu stellen versuchte, glitt ich auf dem spiegelglatten Getäfel des Bodens mit beiden Füßen aus, und saß nun recht auf meinem Kielende fest, wie ein auf eine Untiefe aufgerauntes Schiff, indem ich mit der Hand mir in die Haare fuhr, als wollte ich nachsehen, ob der Kopf noch auf dem rechten Flecke sitze. Zu meinem großen Troste mußte mir noch einfallen, daß ich von der ganzen Gesellschaft des Morgenbesuches, die hier versammelt war, so deutlich gesehen wurde, wie eine Mißgeburt im Weingeiste, während es mir vor den Augen noch so dunkel war, daß man mir mit den Fingern hätte hineingreifen können. Noch mißlicher aber wurde meine Lage; als ich an der Kühle des Fußbodens, auf dem ich saß, fühlen mußte, daß ich einen Leck erlitten, der sich in diesem Augenblicke der höchsten Noth auf keine Weise kalfatern ließ, so daß ich vor der Hand nichts Besseres zu thun wußte, als geduldig sitzen zu bleiben, mitten unter dem kaum zu unterdrückenden Gelächter meiner lieben Freunde und Anverwandten. Endlich begann es um mich her zu tagen, und aus dem Zwielichte trat, gleich freundlichen Gestirnen, ein Gesicht um das andere vor meine verstörten Sinne; und es waren wirklich Sterne der schönsten Art, denn es befanden sich Kreolinnen darunter, die, was den Wuchs betrifft, es mit allen Schönheiten der Welt aufnehmen, und deren Gesicht von Reitzen strahlt, die man erst dann gehörig zu würdigen weiß, wenn man sich, wie es bei mir durch meine langen Reisen der Fall wurde, daran gewöhnt hat, nicht mehr die Rosen auf ihren Wangen zu vermissen. Indeß kehrte Muth und Geistesgegenwart wieder in meine Seele zurück, als ich meine älteste Base Marie auf mich zukommen sah, zumal, da ich bedachte, daß Niemand im Zimmer die Röthe der Beschämung auf meinen Wangen — mein Gesicht brannte nämlich wie glühendes Eisen — in dem grünen Dämmerlichte des Zimmers wahrzunehmen im Stande sey. „Nun Tom, sagte das gute Mädchen, da Du nicht mehr geblendet bist, und uns Alle sehen kannst, wäre es besser, wenn Du nicht länger sitzen bliebest. Siehst Du nicht, Mama wartet darauf, Dich zu umarmen.“ — „Es ist mir ein Unglück begegnet, liebe Base, erwiderte ich leise, das mich wohl zwingt, hier sitzen zu bleiben, wenn mir Deine Mutter nicht ihren Pudermantel oder sonst etwas leihen will, um ein gutes Werk an mir zu thun.“ — „Wie, einen Pudermantel, Tom? bist Du bei Sinnen?“ — „Kein Witz, Marie, kein Witz! Ich habe meine Unaussprechlichen *) zerrissen!“ — Und wie eine Sylphe schwebte das gute Kind dahin, und erschien schneller, als man ein Auge zuthut, wieder mit dem verlangten Noth- und Hülfsrock, den sie mir unter allgemeiner Fröhlichkeit umwarf. Und nun stand ich auf und umarmte meine lieben Verwandten mit aller Herzlichkeit.

*) Bekanntlich kommt das Wort Beinkleid nie über die Zunge einer englischen Dame, weßhalb man dieses so arg verrufene Kleidungsstück „Unmentionables“ oder „Unexpressibles“ nennt. A. d. R.

(Fortsetzung folgt.)

Lander's Entdeckungsreisen auf dem Niger.

8. Bussa. — Der König und seine Midiki. — Der Streit um die Knöpfe. — Die eitle Trommelschlägerin. — Anblick des Nigers. — Mungo Parks Rock. — Abreise nach Yauri.

(Schluß.)

So groß die Güte und Gastfreundschaft war, mit der die Reisenden von dem König und der Midiki behandelt wurden — der König hatte ihnen für ihre unbedeutenden Geschenke nacheinander ein Pferd, einen Ochsen, ein Schaf und einen kalekutischen Hahn geschickt — so suchten sie doch, so bald als möglich, ihre Reise den Niger aufwärts bis Yauri fortzusetzen. Endlich ertheilte ihnen der König hiezu die Erlaubniß, und sie brachen mit zwei Reitern als Geleite und einem Boten zu Fuße auf, um sich zwei Stunden von Bussa in einem kleinen Städtchen Kagodschi (Kagogie) auf dem Kuarra einzuschiffen, während ihre Pferde mit dem Gepäcke den Weg zu Lande fortsetzen sollten. Der König konnte ihnen vor ihrer Abreise nicht genug einschärfen, in den Orten, durch die sie kommen würden, von Niemand Lebensmittel anzunehmen, als von den Statthaltern, am wenigsten aber Milch oder Honig; er fürchte, sagte er, man möchte ihnen Gift darunter mischen. Diesen Verdacht äußerte er, ohne einen Grund dafür anzugeben, und ließ die Reisenden über diesen unerwarteten Rath ihre eigenen Betrachtungen anstellen. Gleich vor den Mauern von Bussa fanden sie die Heerden des Königs und der Midiki, das schönste Hornvieh, das sie noch gesehen. Felatahsklaven waren die Hüter davon, da die Eingebornen mit der Viehzucht nicht umzugehen wissen. Kagodschi, wo ein Kahn sie erwarten sollte, ist bloß von Sklaven der Stadt Bussa bevölkert. Die saumseligen Einwohner waren indeß, obgleich sie schon drei Tage vorher Befehl dazu erhalten hatten, noch nicht mit der Herrichtung eines Kanots zu Stande gekommen. Nicht Drohungen, nicht Bitten vermochten die Arbeit zu fördern, und die Werkleute sagten, sie möchten nicht alle Schätze der Fremden nehmen und sich übermäßig anstrengen. „Die Eingebornen dieses Landes, sagt das Tagbuch hierüber, leben ohne einen Gedanken an die Zukunft, und glauben, daß alle Menschen sich aus der Zeit so wenig machen, als sie selbst. Alles wird bis auf den letzten Augenblick verschoben, und sie sehen Einem ganz erstaunt ins Gesicht, wenn man auf irgend eine Art seine Ungeduld bezeigt.“ Dieselbe träge Gleichgültigkeit brachte die Reisenden auch oft während der Fahrt auf dem Flusse fast außer sich. Als sie in den „König des Kanots“ — diesen stolzen Namen hatte sich der Steuermann desselben beigelegt — drangen, die Arme seiner Leute etwas rascher bewegen zu lassen, antwortete er mit großem Ernste: „Könige arbeiten nicht so schnell als gewöhnliche Menschen. Es ziemt sich, daß ich euch so langsam als möglich hinauffahre.“

Der Arm des Nigers, der an Kagodschi vorbeifließt, ist ungefähr eine englische Meile breit, aber durch große Sandbänke, bis auf eine einzige Stelle, so verseichtet, daß ein Kind bequem durchwaten könnte. Die Ufer des Flusses aber sind zu beiden Seiten mit schönen hohen Bäumen, wie ein Park, bewachsen; Korn, das fast reif geworden, schwankte mit seinen vollen Aehren am Rande des Wassers, und jede halbe Stunde sah man große offene Dörfer, und daneben Heerden gefleckten Viehes unter den schattigen Bäumen weiden.

Mehrere Meilen weit aufwärts war der Fluß nicht minder reizend, als seine Ufer, er glich einem spiegelglatten See; auf seinem fast bewegungslosen Gewässer fuhren Kanots, mit Schafen und Ziegen beladen und von Weibern gerudert, auf und ab, und Schwalben und Wasservögel strichen auf der glashellen Fläche, die mit einer Menge niedlicher Eilande geschmückt war, nach Beute hin und her. Der Fluß erweiterte sich noch mehr während des zweiten Tages ihrer Fahrt, und hatte, so weit das Auge reichen konnte, gegen zwei englische Meilen in der Breite. Der Anblick seiner Ufer war so malerisch, als man es sich nur denken kann; sie waren, buchstäblich genommen, mit Weilern und Dörfern und schönen Bäumen bedeckt, die sich unter der Last ihres dichten und undurchdringlichen Laubes zu beugen schienen. Das Auge, von dem klaren Sonnenschein geblendet, erquickte sich wieder, wenn es auf diesen dunklen Laubmassen oder dem frischen Grün der kleinen Hügel und Ebenen verweilte, die dazwischen hervorschimmerten. Späterhin gewann das Ufer jedoch einen ganz veränderten Anblick; wenn es vorher aus Dunkelboden, Thon und Sand bestand; so jetzt aus schwarzen rauhen Felsen; große Sandbänke und Inseln waren im Flusse zerstreut und theilten ihn in eine solche Menge kleiner Arme, daß er fast gänzlich verschwand. Ein Ungewitter, das von furchtbaren Donnerschlägen, Blitzen und Windestosen begleitet, sie überfiel und den hellen Mittag mit einer Dunkelheit erfüllte, daß man kaum einige Schritte weit vor sich hin sehen konnte, zwang sie in einigen Hütten am Ufer eine Zuflucht zu suchen. Die Einwohner, die in den Dörfern zwischen Bussa und Yauri zerstreut am Ufer des Nigers wohnen, sind ein ganz eigener Volksstamm, harmlos und gutmüthig, aber schmutzig. Zwar sprechen sie die Landessprache, haben aber auch noch eine eigene, die Niemand als sie selbst versteht. Die Weiber, zu arm, sich andern Putz anzuschaffen, bestäuben sich das Haar mit rother Thonerde. Diese Uferbevölkerung lebt theils vom Landbau, theils vom Fischfang, den sie drei Tagreisen weit Fluß auf- und abwärts treiben. Sie bauen Korn, Reiß und Zwiebeln. Ihre Hütten, die eine auffallende Aehnlichkeit mit Backöfen haben, werden meist von Pfeilern getragen, die unbegreiflich dünn und von Lehm sind, oder von Steinbrocken, die nicht über einen Zoll in der Dicke haben. Die Thüren bestehen aus kleinen Oeffnungen, die fast an der Decke angebracht sind, wohin die Bewohner hinaufklettern müssen, und dann erst noch Mühe haben, hinein zu kriechen. Als sie am dritten Tage von einem solchen Dorf Abschied nahmen, geleitete sie der gastfreundliche Häuptling desselben ans Ufer, und konnte dem „König des Kanots" nicht genug ans Herz legen, der weißen Fremdlinge doch recht in Acht zu nehmen. „In Acht nehmen!" erwiderte der mächtige Beherrscher der zwei Holzblöcke, die mit Stricken zusammengebunden, das Boot vorstellten, „Verlaßt euch darauf, es soll geschehen. Denn, weiß ich wohl nicht, daß weiße Männer so kostbar sind, als eine Bootsladung Eier und auch so viel Sorgfalt erfordern, als sie?" —

An diesem Tage war es wohl Noth, Acht zu haben. Man kam an eine Stelle, wo eine Kette schwarzer Felsen quer über den Fluß lief und dem Wasser nur einen schmalen Durchgang ließ, aus dem es mit großem Ungestüm hervorbrauste und Alles mit sich fortriß, was ihm in den Weg kam. Eine Menge Inseln und Sandbänke machte hier überdieß die Fahrt so beschwerlich und gefahrvoll als in der Nähe von Bussa. Die Bootsleute konnten ihr Kanot durch die reißende Strömung des Flusses nur mit Hülfe der Uferbewohner hindurchbringen, die zu beiden Seiten auf den Felsen standen und es mit größter Anstrengung in stilleres Gewässer zogen. Nun war aber auch die größte Beschwerlichkeit der Fahrt überstanden, und gleich darauf bot der Fluß wieder den prachtvollsten Anblick: die Ufer wurden schöner als je; nirgends mehr zeigte sich eine Sandbank oder Klippe, und nur ein kühler Morgenwind kräuselte die Fläche der Gewässer, die einem leicht bewegten See glichen. Gegen Mittag landete man bei einem Dorfe, wo man unter schattigen Bäumen ausruhte, und die Pferde und Träger erwartete, mit denen die Reisenden den Weg zu Lande fortsetzten. Anfangs war der Boden dürr und unfruchtbar; je mehr man sich aber Yauri näherte, desto größere Strecken Landes sah man mit Korn, Reiß, Baumwolle, Indigo u. s. w. zu beiden Seiten des Weges angebaut. Die Arbeiter auf diesen Feldern hatten Trommelschläger bei sich, um von dem Schall der Instrumente angefeuert, desto flinker und rüstiger zu arbeiten. Durch die Anstrengungen des Tages und die glühende Sonnenhitze so erschöpft, daß sie diesen Abend nicht mehr dem Sultan von Yauri ihren Besuch machen konnten, gelangten die Reisenden endlich durch ein gewaltig befestigtes Thor, dessen Flügel mit groben Eisenplatten beschlagen waren, in die Stadt.

Das Tagebuch bemerkt über den Lauf des Nigers von Yauri bis Bussa Folgendes:

„Der Kuarra fließt ungeachtet seiner Windungen und der vielen kleinen Arme über Bussa hinauf doch nur in einem ungetheilten Bette. Wenn er nicht durch Felsen oder andere Hindernisse in seinem Laufe aufgehalten wird, strömt er in dieser Jahreszeit (Ende Junius) im Durchschnitte mit einer Schnelligkeit von einer bis zwei englischen Meilen in einer Stunde; wo er jedoch eingeengt wird, ist sein Lauf bedeutend stärker. Wenn während der trockenen Jahreszeit, wegen der vielen gefährlichen Felsen, zwischen Bussa und den weiter abwärts gelegenen Staaten kein Verkehr zu Wasser besteht; so gehen dagegen zahlreiche Kanots zwischen Yauri, Nuffie, Bussa und Funda in der nassen Jahreszeit oder Melca hin und her, wo es vierzehn Tage ununterbrochen regnet, und alle Flüßchen, die während der übrigen Jahreszeit vertrocknet sind, ihren Ueberfluß „dem großen Vater der Wasser" — wie man den Niger nennt — zuführen. Unmittelbar nach der Melca reißt der Kuarra durch die Tiefe und Heftigkeit seiner Strömung alles Schilf und Gras, das während des Jahres an seinen Ufern gewachsen ist, hinweg, und alle Felsen, Bänke und niedere Eilande werden vom Wasser bedeckt, wo dann Kanots ohne die mindeste Gefahr darüber hinfahren."

Die T'hugs oder P'hansigars in Indien.

(Schluß.)

Mehrere Einwohner der Stadt, die in der Morgendämmerung schon herausgegangen waren, konnten nicht ihre Verwunderung bergen, daß die Mohadschuns so frühzeitig aufgebrochen seyn sollten, zumal, da sie am Abend zuvor auf dem Bazar geäußert hatten, sie wollten am nächsten Tag wegen des Marktes liegen bleiben, um einige nöthige Sachen einzukaufen. Indeß dachten die Eingebornen in ihrer gewöhnlichen Apathie nicht weiter darüber nach, und würden in kurzer Zeit ganz und gar darauf vergessen haben, wären nicht noch an demselben Tage einige Reiter in Riwah eingetroffen, die sich sorgfältig nach einer Gesellschaft von Reisenden erkundigten, die, wie man argwöhnte, aus T'hugs bestehe. Der Kotwal der

Stadt wurde herbeigeholt und erzählte dem Dschimedar, der den Streifzug befehligte, es seyen gestern Mohadschuns von höchst unverdächtigem Aussehen angelangt, die hier heute hätten Rast halten wollen; auch seyen in ihrer Gesellschaft Leute bemerkt worden, die ohne alle Waffen gewesen und arme Reisende geschienen. Die Kaufleute, fügte er hinzu, seyen auf dem Heimwege nach Hindustan begriffen, und würden wahrscheinlich im nächsten Orte zu treffen seyn. Die Reiter eilten sogleich in jener Richtung fort, welche die Fremden genommen haben sollten; da sie aber keine Spur von ihnen fanden, so kehrten sie nach Riwah zurück, und nahmen sodann ihren Weg in einer westlichen Richtung, gegen Sager zu, bis sie endlich am dritten Tage in einer kleinen Hütte Kunde erhielten, daß früh am Morgen eine große Schaar von Reisenden vorübergekommen sey, die drei Pferde bei sich geführt hatte, welche der Beschreibung nach denen der Mohadschuns glichen. Auf diese Nachricht wurde kein Augenblick versäumt, den Flüchtlingen nachzusetzen, und nachdem sie ungefähr noch drei Meilen zurückgelegt hatten, stießen sie unversehens auf die T'hugs, die guter Dinge waren, und ohne eine Gefahr zu ahnen ihre Mahlzeit bereiteten. Der Dschimedar, der durch schnelles Einschreiten sie aufzuschrecken fürchtete, wo sie dann über Hals und Kopf, wenigstens zum Theil, entflohen seyn würden, begann mit ihnen eine Unterredung und sagte, er sey ausgeschickt, um eingeschmuggeltes Opium zu suchen, und da ihre Pferde so gut beladen seyen, und ihm verdächtig vorkämen, so müßten sie ihm zu dem nächsten Civilbeamten folgen, um sie untersuchen zu lassen. Anfangs sträubten sie sich dagegen, indem sie hoch und theuer versicherten, daß sie ehrliche Leute seyen, bei denen man keine dergleichen verbotenen Waaren suchen müsse; allein da sie einmal der Besorgniß enthoben waren, für P'hansigars gehalten zu werden, fügten sie sich endlich in das Verlangen des Dschimedars. Die Reiter umringten und bewachten sie, und am folgenden Morgen brach der ganze Zug nach Dschupulpur auf. Ungeachtet der Dschimedar immer noch von Schwärzern und Opium sprach, so schöpfte Hira doch Verdacht, worin er noch mehr bestärkt wurde, als er zwei von den Reitern in tiefem Gespräche begriffen sah, wobei sie zuweilen seltsame Blicke auf die Pferde der Kaufleute fallen ließen. Es fuhr ihm daher wie ein Blitz durch den Kopf, daß der Scheitan*) Soliman Saheb die Hand im Spiele haben könne; und Dieß gedacht, war er auch entschlossen, keinen Augenblick zu verlieren, um sich aus dem Staube zu machen. Gegen zwölf Uhr Mittags wurde an einem kleinen Flusse Halt gemacht, um auszuruhen und die Pferde zu tränken. Hira ließ sich mit dem Dschimedar in ein ganz gleichgültiges Gespräch ein, und begab sich dann mit einigen seiner Gefährten, unter Aufsicht zweier Reiter, nach dem Flusse, um sich zu baden. Hernach zog er seine nassen Kleider aus (denn die Eingebornen baden immer in einem Theil ihrer Kleidung) und hing sie am Gebüsche zum Trocknen auf; zu gleicher Zeit aber paßte er mit der größten Aufmerksamkeit den günstigen Augenblick ab, und als er die Pferde der Reiter etwas unruhig werden sah, trat er hinter das Gebüsch, an dem seine Kleider aufgehangen waren, stahl sich langsam zehn oder zwölf Schritte hinweg, hatte aber kaum das dichtere Röhricht erreicht, als er gleich einem gehetzten Hirsche davon flog. Seine Flucht wurde Anfangs nicht bemerkt; erst beim Aufbruch zählte man einen Mann weniger; vergeblich wurde nach ihm umhergesucht, und man band nun den übrigen Verhafteten, um sie von gleichem Versuche abzuhalten, die Hände auf den Rücken. So langte man in Dschupulpur an, wo sich in Kurzem herausstellte, daß es T'hugs waren. Einige gestanden ihre Verbrechen und führten die Gerichtsbehörde nach dem Orte, wo die unglücklichen Mohadschuns und andere Ermordete verscharrt lagen. Die Bande wurde hierauf vor Gericht gestellt und mit Ausnahme weniger zum Strange verurtheilt. Auf dem Richtplatze angelangt, baten sie sich aus, daß man ihnen weder die Hände binden, noch daß der Henker sie berühren sollte. Dann bestiegen sie insgesammt das Gerüste, Jeder zog eine Schlinge heraus, legte sich dieselbe um den Hals, und vier oder fünf hatten sich schon erhenkt, ehe noch die Fallthüre unter ihren Füßen niederschlug. Auch Hira entging der wohlverdienten Strafe nicht. Einige Tage nach seiner Flucht stieß er auf der Heerstraße zu einigen T'hugs, die er als solche an ihrem Losungswort erkannte, und wurde bald darauf mit ihnen überfallen, als sie gerade beschäftigt waren, die Jacke eines Sipoi's zu verbrennen, den sie ermordet hatten. Als die Soldaten, die sie hiebei überraschten, die halbverbrannte Uniform ihres Regiments erkannten, wurden sie so ergrimmt über den Tod ihres unglücklichen Kameraden, daß man sie nur mit genauer Noth abhalten konnte, die Mörder auf der Stelle mit dem Bajonnette niederzustechen. Hira wurde gleichfalls vor Gericht gestellt und, als einer der Hauptleute der T'hugs überwiesen, in Ketten gehangen.

*) Teufel.

Reste der ausgestorbenen indianischen Racen in Nordamerika.

Alles was ich von den Resten der ausgestorbenen Racen, die einst die Ebenen am Ohio, Mississippi und Missuri bewohnten, gesehen habe, sagt der Rev. Th. Flint, in seinen Erinnerungen vom Mississippi-Thal, beweist, daß sie kleiner waren, als die jetzt lebenden Menschen. Alle Leichname, welche man in einem Zustande vollkommener Erhaltung in Salpeterlagern gefunden hat, sind von bedeutend kleinerer Statur, als die der gegenwärtigen Bewohner. Die zwei Leichname, welche man in einer Kalksteinhöhle in Tenessee fand, und deren einen ich in Lexington gesehen habe, waren nicht mehr als 4 Fuß lang, und sie konnten lebend nicht viel größer gewesen seyn, denn die Nägel und Zähne bewiesen, daß das Fleisch bei dem Trocknungsprozeß, dem man sie unterworfen hatte, nicht viel zusammengeschrumpft war. Die Zähne waren durch beträchtliche Zwischenräume getrennt, klein, lang, weiß und scharf, und erinnerten an die Kindermährchen von den Zähnen des Oger. Das Haar schien braun und gelblich gewesen zu seyn, während bekannt ist, daß nichts so gleichförmig ist als die schwarze Farbe der Haare bei den heutigen Indianern. Die Mühe, die man sich gegeben hatte, die Leichname zu erhalten, und die große Arbeit, die man auf ihre Leichentücher gewendet hatte, beweist, daß sie von königlicher Abkunft gewesen seyn mußten. Sie waren in ein doppeltes Tuch gewickelt, das mit den schönsten Federn des wilden Auerhahns in regelmäßigen Streifen und Feldern durchwoben war. Das Tuch selbst war eine Art von Linnen, von zierlicher Weberei, von der Art, wie es jetzt noch aus den Fasern der Nessel bereitet wird. Der Leichnam war der einer Frau von mittlerem Alter. Aehnlich waren die Leichname, die man am Maramec in der Grafschaft St. Louis fand. In zahlreichen Gräbern lagen steinerne Särge, die meistens vollständige Skelette enthielten. Die Länge der Särge zeigte die der Leichname an, und im Allgemeinen konnte keiner derselben mehr als 3½ — 4 Fuß lang gewesen seyn. Ich habe Gefäße von Töpferarbeit, die man in so großer Menge in den Grabhügeln und den Kalksteinbänken am Ohio hin ausgräbt, mit Aufmerksamkeit untersucht. Sie waren ungebrannt, und sehr unvollständig glacirt, so daß Oel durchschlägt; sie sind offenbar aus freier Hand gedreht. Die Masse bestand vor allem aus dem fetten angeschwemmten Thon des Mississippithals, den die Franzosen „Terre grasse“ nennen. Das vollkommenste Stück, das ich je gesehen habe, ist in meinem Besitz, es ist ein Trinkgefäß, nach dem Model eines Kürbisses geformt, und faßt etwa 2 Quarts. Es ist glatt, wohl geformt, und von grauer Farbe, wie gewöhnliches Steingut. Der Hals ist in Form des Halses einer Frau, deren Haare nach indianischer Art zusammengeknotet sind, der Kopf ist mit Sorgfalt gearbeitet, aber unförmlich, die Oeffnung ist durch den Mund der Figur gebildet, der ins Gräßliche verzerrt ist. Man findet Gefäße von allen Formen und Größen, deren einige bis auf vier Gallonen halten konnten.

Seltene Gattenliebe.

Bei dem Verkaufe des Schlosses Dalystown, in Irland, der in Folge des Todes seines ehemaligen Besitzers, Sir Denis Bowes Daly, statt fand, entdeckte man in einem Kämmerchen, zu dem früher Niemand der Eintritt gestattet war, die Leiche seiner, dreißig Jahre vor ihm verstorbenen Gemahlin, in ziemlich wohlbehaltenem Zustande. Wenn Herr Daly sein Schloß besuchte, sah man ihn stundenlang in dieser Kammer verweilen. Niemand aber hatte eine Ahnung davon, was dort aufbewahrt wurde. Lady Daly war, nach ihrem Hinscheiden, wie Jedermann glaubte, beerdigt und über ihrem Grabe ein Denkstein errichtet worden. Der zärtliche Gatte soll auch bis zu seinem Tode Asche von dem Herzen seiner Gemahlin, in einer Kapsel auf der Brust, getragen haben.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 216. 3 August 1832.

Nordamerikanische Ueberlieferungen.

Von den ersten Niederlassungen in Nordamerika, den Abenteuern und Gefahren, die dort die Ansiedler zu bestehen hatten, sind kaum noch einige Ueberlieferungen auf die Nachwelt gekommen; besonders aber vernachlässigte die Geschichte die blutigen und mit aller Grausamkeit geführten Fehden zwischen den Nordamerikanern und Rothhäuten aufzuzeichnen, die in dem nordamerikanischen Freiheitskriege eben so interessante als schauderhafte Episoden bilden. Man weiß wenig mehr von den Thaten und Kämpfen der Indianerstämme, als daß sie auf Seite der Kolonien oder im Dienste des englischen Heeres sich aufreiben ließen, und die wenigen Traditionen, die noch übrig sind, werden in kurzen Jahren verschollen seyn, während sie, sorgfältig gesammelt dem künftigen Geschichtschreiber der neuenglischen Staaten reichen Stoff bieten würden. Die nachstehenden Skizzen sind von dieser Art und werden ein lebendiges Gemälde von dem Zustande der englischen Ansiedlungen aus jener und den früheren Zeiten geben.

1. Entdeckung des Niagara.

Unter den ersten Missionären, die zur Bekehrung der Indianer aus England abgesendet worden waren, befand sich Joseph Price, ein junger Mann, der den Auftrag erhalten hatte, tiefer, als es bis dahin geschehen war, in die ungeheuren Urwälder einzudringen, die das amerikanische Festland gegen Norden bedecken. Auf dieser gefahrvollen Unternehmung wurde er von Henry Wilmington begleitet, der, von gleichem Glaubenseifer getrieben, freiwillig sich ihm angeschlossen hatte. Beide waren zu Boston gelandet, das dazumal noch eine kleine, aber gedeihlich heranwachsende Stadt war. Hier trafen sie die nöthigen Vorbereitungen zu ihrer Reise und suchten sich von den Mühseligkeiten einer dreizehnwöchentlichen Ueberfahrt zu erholen; denn so lang brauchte man damals gewöhnlich, um von Plymouth aus den atlantischen Ozean zu durchschneiden.

Es war einen Monat nach ihrer Ankunft in Boston, in den letzten Tagen des Mai's, als sie den Einwohnern von Boston, die sie gastfreundlich aufgenommen hatten, Lebewohl sagten, und von den Glückwünschen Aller begleitet, ihren Weg nach den nie betretenen Wäldern einschlugen. Die Knospen der Bäume fingen gerade an, in Blätter auszuschlagen, und die Sonne wurde oft von den Schwärmen wandernder Tauben verfinstert, die dort, wo es die Wälder erlaubten, manchmal so nahe am Boden hinstrichen, daß die Wanderer sie mit ihren Stöcken erschlagen konnten. Bevor sie England verließen, hatten sie oft Leute, die jenseits des atlantischen Ozeans gewesen waren, von diesem Umstand erzählen hören, hielten die Sache aber stets für Uebertreibung, bis sie jetzt selbst mit eigenen Augen von der Wahrheit sich überzeugten. Es lag besonders in der Absicht der beiden Reisenden einen entlegenen Landstrich aufzusuchen, von dem nichts bekannt war, als was unzuverlässige Gerüchte von ungeheuren Süßwasserseen zu sagen wußten, denen man eine Ausdehnung zuschrieb, daß man hätte versucht werden können, das Land, auf dem man sich befand, für eine große Insel zu halten, wenn anders diese Wasserbehältnisse keine Süßwasserseen gewesen wären. Indeß waren die Nachrichten meist von Indianern eingezogen worden, auf deren Zeugniß wenig zu bauen war; Niemand sonst konnte aus eigener Erfahrung sprechen.

Die Reisenden hatten sich zu ihrer gefahrvollen Wanderung mit Kompaß und Jagdflinten versehen, und schlugen die Richtung ein, die ihnen die Angaben der meisten Indianer vorzeichneten, ohne daß sie deßhalb viele Hoffnung hegten, ein erwünschtes Resultat zu erlangen. Allein erfüllt von dem Verlangen, zu vollenden was sie begonnen, dachten sie wenig an die Schwierigkeiten und Gefahren, die ihrer warten mochten, und so verließen sie, ohne sich viel Sorge und Kummer anfechten zu lassen, die englischen Niederlassungen.

Nachdem sie mehrere Tage fortgewandert waren, ohne daß ihnen etwas Bemerkenswerthes begegnet wäre, langten sie endlich an einem Gehöfte an, das wahrscheinlich das letzte war, dem sie fortan noch begegnen konnten. Hier blieben sie über Nacht und setzten dann am folgenden Morgen ihren Weg durch die Wälder fort, die vor ihnen schwerlich noch von eines weißen Mannes Fuß betreten worden waren. Aufgeschrecktes Wild sprang oft über ihren Weg, und Dieß, so wie einige Vögel, die ihnen zu Gesicht kamen, waren die einzigen lebendigen Wesen, die ihnen in dieser stillen Wildniß um sie her begegneten. Von ihrem Kompasse geleitet, setzten sie viele Tage ihre Wanderschaft fort, bis sie die Ufer eines großen reißenden Stromes erreichten, über den sie vergeblich zu setzen versuchten, so daß sie endlich wegen seiner Breite und Schnelligkeit die Hoffnung aufgeben mußten, ihn zu durchschwimmen. Nachdem sie allerlei Versuche angestellt hatten, die sie aber alle unausführbar fanden, beschlossen sie endlich, ihr Glück auf einem der vielen umgestürzten Bäume zu versuchen, die längs dem Ufer im Wasser lagen. Hiezu wählten sie einen, dessen Aeste dergestalt ausgebreitet waren, daß er nicht umschlagen konnte; flochten dann Zweige dazwischen, so daß es eine Art von kleinem Korb gab, worauf sie endlich, nachdem sie sorgfältig Waffen und Schießbedarf gegen Nässe verwahrt, mit starken

Baumstangen versehen sich einschifften. Allgemach brachten sie den Baum vom Ufer ins Wasser, und behalfen sich dabei so lange mit ihren Stangen, als sie Grund fanden; endlich mußten sie es dem guten Glücke überlassen, sie ans jenseitige Ufer zu bringen. Eine Zeit lang fuhren sie in der Mitte des Stromes dahin, ohne daß sie dem einen oder dem andern Ufer näher getrieben wurden, bis sie endlich bemerkten, daß sie mit Hülfe des Windes eine mächtig große Kiefer erreichen konnten, die langsam flußabwärts schwamm. Als sie dieselbe erreichten, stemmten sie ihre Stangen dagegen und wirklich gelang es ihnen auch, durch einen kräftigen Stoß in seichteres Wasser zu gelangen, wo sie ihre Fahrbäume wieder gebrauchen konnten. Nach vieler Anstrengung erreichten sie endlich das Ufer, nahmen ihre Waffen zu sich und setzten getrosten Muthes ihre Reise fort.

Bald darauf fanden sie einen Ort, den sie gelegen hielten, um da den folgenden Morgen zu erwarten, und gingen dann auf die Jagd aus, um sich, wie sie gewöhnlich zu thun pflegten, mit Speisevorrath auf den andern Tag zu versehen, was ihnen stets ungemein leicht wurde, da es in den Wäldern Heerden von Rothwild gab, das so wenig scheu war, daß es selten die Flucht ergriff. Dießmal stießen sie bald auf ein großes Rudel Wild, das dem Kampf zweier Hirsche zuzusehen schien, die in der heftigsten Wuth einander mit ihren Geweihen zu durchbohren suchten. Von diesem nie gesehenen Anblick überrascht, wollten auch sie den Ausgang dieses ergrimmten Kampfes abwarten, und bald sahen sie einen der erbitterten Gegner durch einen unbegreiflich hohen Sprung über den andern wegsetzen, schnell wie der Blitz sich wenden, und ihm das Geweih mit solcher Gewalt in die Seite stoßen, daß er todt auf der Stelle blieb. Die Missionäre eilten hinzu, scheuchten das übrige Wild hinweg, bemächtigten sich des gefallenen Hirsches, von dem sie so viel Wildpret mit sich nahmen, als sie auf einige Tage nothwendig zu haben glaubten, und das Uebrige den Wölfen zur Beute liegen ließen.

Eine Woche später ungefähr erreichten sie eine Bergkette, an deren Fuß sie ihr Nachtlager aufschlugen, mit dem Entschluß, am folgenden Tage die steilen und sandigen Abhänge derselben zu ersteigen, was ihnen aber nur gelang, indem sie sich an den Wurzeln und Zweigen der Bäume hinaufzogen; wobei sie oft genug Gefahr liefen, in die unter ihnen gähnenden Abgründe hinabzustürzen. Wilmington hatte an einer besonders gefährlichen Stelle einen morschen Baumzweig gefaßt, der ihm in der Hand zerbrach, so daß er bis an den Rand einer tiefen Schlucht hinabstürzte, wo es ihm kaum noch gelang, sich an einem Busche festzuklammern. So kletterten sie mit der größten Anstrengung und Gefahr den ganzen Tag fort, bis sie gegen Abend einen kleinen Vorsprung erreichten, auf dem sie die Nacht zuzubringen beschlossen. Gegen Mittag des folgenden Tages erreichten sie den Rücken des Gebirges, und um einen Ueberblick des umliegenden Landes zu gewinnen, erstiegen sie noch, nicht ohne große Schwierigkeit, einen kahlen Felsen, der hoch über die andern Berggipfel hinausragte und den sie erklimmen mußten, da die hohen Bäume ihnen jede Umsicht verdeckten. Nachdem sie die Spitze desselben erreicht hatten, spähten ihre Augen neugierig weit umher in der Gegend, um zu sehen, ob nicht irgendwo eine Spur von den großen Seen zu erblicken sey, von denen die Indianer so viel zu sagen wußten. Allein sorgenvoll begegneten sich die Blicke der beiden Wanderer, als sie, so weit das Auge reichte, nichts als unermeßliche Waldungen gewahrten. In diesen furchtbaren Wildnissen vernahmen sie Nichts als zuweilen hoch über ihnen das heisere Geschrei der Geier, die ihre Beute verfolgten, und tief unten das Girren der Waldtauben oder das Hämmern des Baumspechtes. Bitter getäuscht in ihren sehnlichsten Erwartungen, stiegen sie in kummervollem Schweigen die andere Seite des Gebirges hinab; aber ungeachtet der äußersten Anstrengung konnten sie doch nicht den Fuß derselben noch an dem nämlichen Tag erreichen, und sahen, von der Nacht überrascht, sich genöthigt, einen Ort aufzusuchen, wo sie sicher übernachten konnten. Früh am Morgen brachen sie wieder auf, und setzten ihren Weg die Abhänge des Berges hinab fort, bis sie endlich am Fuß angelangt, die furchtbaren Schwierigkeiten überwunden hatten, die ihnen diese Bergkette entgegenstellte.

(Schluß folgt.)

Bilder aus Jamaika.

(Fortsetzung.)

Abends gab ich den Damen das Geleite auf einen Ball. Ein Ballsaal in Westindien ist, beiläufig gesagt, eine vollkommene Laterne, die nach allen vier Weltgegenden offen steht und kühler ist, als ein Ballsaal irgend anderswo. So unangenehm meinem Eintritt ein Hinderniß in den Weg lief, an das ich am wenigsten gedacht hatte; so entschädigte mich doch später eine Szene, von so ganz komischer eigener Art, als es nur immer in diesem Lande, wo der Pfeffer wächst, vorkommen kann, und wo, wie ich großen Grund zu glauben habe, das Temperament des Volks heißer ist als sein Klima, und dieses ist, Gott weiß es, doch wirklich schweißtreibend, mehr als nöthig. Mit meiner schönen Base am Arme durchschritt ich stolz das Vorzimmer und wanderte dem Eingange des Ballsaales zu, der von der elegantesten Gesellschaft erfüllt, glanzvoll beleuchtet und mit Blumen und Laubwerk geschmückt war von einer Schönheit und Seltenheit, wie es kein europäisches Glashaus zu liefern vermöchte. Die Decke des Saales war durch Palmzweige und Immergrün in eine riesenhafte Laube verwandelt worden, während der glatte Fußboden, wie ein ungeheurer Spiegel die bleichen, aber schönen schwarzäugigen und schwarzgelockten Gesichter der westindischen Damen zurückstrahlte, die zwischen den dunkler gekleideten Herrengruppen hervorschimmerten, unter die sich hier und dort die reiche und bunte Uniform eines See- oder Landoffiziers mischte. Als wir uns dem Eingange näherten, streckte ein Konstabel seinen Stab quer über unsern Weg, indem er sagte: „Verzeihen Sie, Sir, Sie sind nicht in ballmäßigem Anzug."

Nun war es aber die erste Nacht, wo ich seit meiner Ankunft auf der Insel meine Lieutenantsuniform angelegt hatte, und mit meinen goldnen Achselbändern, einen eleganten Degen an der Seite, goldnen Schnallen in meinen Schuhen und mit makellosen weißen Beinkleidern angethan, dünkte ich mich in meiner Unschuld als den unvergleichlichsten, unwiderstehlichsten und schmucksten Ballritter, der noch in dem Fußturnier des Tanzes ein Dutzend Damenherzen weggestochen. Um so tiefer mußte mich die Kränkung schmerzen. „Niemand," setzte der schonungslose Konstabel hinzu, „wird in

weiten Beinkleidern zugelassen, Sir." — „Ei, so hole doch! — mußt' ich hier unwillkürlich ausrufen. „So ist es denn in den Sternen geschrieben, fügte ich leiser hinzu, daß ein Paar Hosen an allem meinem Unglück auf dieser verwünschten Insel Schuld seyn muß!" — „Still Tom, sagte meine Base, indem sie mich in den Arm kneipte, geh' nach Hause und hol' Mama's Pudermantel." Indeß, der Mann an der Thüre schien wenig Umstände zu machen; Streit anzufangen, war die Sache zu unbedeutend; so übergab ich also meine schöne Begleiterin der Obhut eines Gentleman, der so glücklich war, ballmäßig angethan zu seyn, eilte nach meiner Wohnung, um meine Beine in ein engeres Gehäuse zu schieben und flog nach dem Balle zurück. Hier war es indeß zu einem wahren Teufelslärm gekommen. Das Vorgemach des Saales fand ich vollgedrängt von Land- und Seesoldaten, an deren Spitze Niemand geringerer stand, als ein General und ein einarmiger riesengroßer Mann, wie ich später erfuhr, einer der vornehmsten Civilbeamten der Stadt, der in seinen frühern Tagen Seemann gewesen war. Ich kam gerade zur rechten Zeit, um die dichtgeschlossene Heersäule, vor der die Konstabels wie Spreu im Winde hinwegstäubten, auf den Eingang des Ballsaales losrücken und dann Halt machen zu sehen. Der einarmige Goliath trat nun aus dem Phalanx hervor, und schritt auf die Vorsteher des Balles los, die sich vor den Damen, die wie Kaninchen in einer Ecke des Saales zusammengedrängt waren, aufgestellt hatten. Da nun der Weg offen war; so trat ich ungehindert ein, und suchte meine arme Base auf, um sie zu trösten, und den Verlauf der Sache in aller Ruhe mit anzusehen. Der Wortführer des gleich mir zurückgewiesenen Generals hatte sich, um seinen Eintritt in den Ballsaal vorschriftsmäßig zu machen, seine Beinkleider bis über die Kniee hinaufgestülpt und dann mit seinen Strumpfbändern befestigt, so daß er vollkommen einem holländischen Bootsmann ähnlich sah. Ueberzeugt, daß jetzt an seinem Anzuge nicht ein Faden zu bekritteln sey, war er auf einen der Vorsteher, einen kleinen Mann, mit rundem Bäuchlein, losgegangen, um für die Kolonne, die noch an der Saalthüre der Entscheidung harrte, das Wort zu nehmen. Der kleine Festwart aber unterbrach den Einarm kurzweg, indem er ihn anschnaubte: „Ei was, Ordnung muß seyn! — Und wie? — Ei — Hier beäugelte er mit seiner Brille das Untergestell des einarmigen Wortführers — „Ei seht mir doch, Sie sind ja selbst nicht zulässig! —" Der Gigant brach aber bei diesen Worten in ein schallendes Gelächter aus und rief: „So hole mich dieser und jener! Der Kerl muß ein Schneider seyn! Nun vorwärts denn, meine guten Bursche, und werft mir die Konstabels zum Fenster hinaus und die Vorsteher hinterdrein!" Zugleich streckte er seine Riesenfaust zu einem Griff nach seinem lilliputanischen Gegner aus, der ihm aber entschlüpfte und sich wie ein Aal zwischen den Damen verschloff; während der große Christoffel seinen hölzernen Arm schwang, an dem sich, wie man jetzt erst wahrnehmen konnte, ein eiserner Haken befand, und dabei in breiter schottischer Mundart rief: „Hätt' ich nur die Kreatur erwischt, ich wollte ihn da einbeißen lassen und wie einen Salm herausgeangelt haben!" Auf dieß Zeichen ergoß sich der Strom von Soldaten und Matrosen in den Saal; die Konstabels waren in einem Augenblick verschwunden; die Festwarte wurden auf die Damen zurückgedrängt und nun ging ein Ohnmachtfallen und Kreischen, ein Fluchen und Drohen los, wie ich es nie in meinem Leben zu hören das Glück hatte. Dann folgten Fragen auf Fragen nach Namen und Wohnung, und Bestellungen zu einem Gang auf den andern Tag in der kühlen Morgenfrische u. s. w. „Ein herrliches Land, meiner Seele, sagt' ich zu mir selbst, wo einem Menschen der Schnitt seiner Hosen das Leben kosten kann!"

(Fortsetzung folgt.)

Jussuf Pascha und die Uebergabe von Varna.

(Aus Alexander's Travels to the seat of war in the East.)

Die Belagerung Varna's begann mit einer sehr ungenügenden Macht von 1200 Mann; die Zahl der Vertheidiger betrug, die Bürger mit eingerechnet, nur 5000. Als die Türken sahen, daß die Russen nicht stark genug seyen, um die Festung durch einen Handstreich zu nehmen, warfen sie auf eine geschickte Weise eine Verstärkung von 25,000 Mann hinein, und vermehrten die Vertheidigungsmittel. Der russische Kaiser fühlte die Wichtigkeit der Besetzung Varna's so sehr, daß er sich in Odessa auf dem Admiralschiffe „Paris" von 110 Kanonen einschiffte und 40 Tage an Bord blieb, um die Operationen zu beaufsichtigen. Der Kapudan Pascha kam mit einer Stillstandsflagge, angeblich um wegen der Uebergabe des Platzes zu unterhandeln, in Wahrheit aber, um ungestört eine Verstärkung hineinzubringen, denn die Garnison hatte sehr bedeutend gelitten. Man schlug ihm als Bedingung vor, daß er und seine Truppen mit Kriegsehren ausmarschiren sollten; er verwarf die Bedingungen, und die Belagerung dauerte fort. Endlich, zwei Monate nach Eröffnung der Transcheen, wurde die Contrescarpe des Thurms durch eine Mine gesprengt, und eine furchtbare Bresche in der Scarpe gemacht. 150 Matrosen und 350 Jäger erboten sich freiwillig zum Sturm; Pionniere sollten folgen, um auf der Brustwehr festen Fuß zu fassen; zur Bedeckung war eine starke Abtheilung Garden bestimmt. Auf das gegebene Signal rückten die Freiwilligen aus den Transcheen an, erstiegen die Bresche, überraschten die Türken und trieben sie vorwärts in die Straßen; die Pionniere folgten mit Schanzkörben und Faschinen, aber der Ingenieuroffizier, der sie begleiten und die Operationen hätte leiten sollen, war nirgends zu finden, so daß die Pionniere ihre Materialien auf den Boden warfen, weil sie nicht wußten, was sie damit anfangen sollten. Als die Türken sich von ihrem ersten Schrecken erholt hatten, fielen sie von allen Seiten über die unerschrockene kleine Schaar her, doch nicht eher, als bis die Stadt an mehreren Stellen in Brand gesteckt war. Graf Woronzoff, der muthig die kleine Schaar angeführt hatte, sah keine Möglichkeit etwas Bedeutendes auszurichten, und trat den Rückzug an, der nicht ohne schweren Verlust bewerkstelligt wurde; denn die Türken stiegen auf die Häuser und machten ein mörderisches Feuer, das die Hälfte der Angreifenden niederstreckte. Der Ueberrest, welcher auf der Spitze der Bresche keine Schutzwehren traf, zog sich ins Lager zurück. Trotz des Mißlingens machte dieser Angriff einen großen Eindruck auf die Osmanli's, denn sie sahen, daß die Russen jetzt in die Stadt kommen konnten, wann sie wollten; ihre Lage war auch sonst verzweifelt geworden, denn zur See wie zu Lande eingeschlossen, waren sie von aller Zufuhr abgeschnitten, Krankheiten richteten fürchterliche Verwüstungen unter ihnen an; 12,000 Menschen waren umgekommen; außer den Batterien von Kanonen und Mörsern von der Landseite hatten zwei Linien- und mehrere Bombenschiffe fortwährend die Stadt beschossen, so daß jedes Haus durchlöchert und die Straßen wegen der Trümmer und Leichname ungangbar waren. Jussuf Pascha, der Zweite im Kommando, wurde demgemäß vom Kapudan Pascha abgeschickt, um abermals wegen der Uebergabe zu unterhandeln. Admiral Greigh und Graf Woronzoff wurden von dem Kaiser mit der Unterhandlung beauftragt, und legten die Bedingungen vor: die Truppen sollten die Waffen strecken, sich als Kriegsgefangene auf Gnade und Ungnade ergeben und alle Kriegsmunition ausliefern, Privateigenthum solle geachtet werden. Jussuf strebte mit äußerster Anstrengung bessere Bedingungen zu erhalten, verlangte, daß man den Türken wegen ihrer Tapfer-

keit gestatten solle, mit Kriegsehren auszuziehen, und sich hinzubegeben, wo sie hinwollten, und ihre Effekten mitzunehmen; hierauf wurde geantwortet: der Kaiser sey schon einmal durch eine vorgeschützte Unterhandlung hintergangen worden, die mildern Bedingungen, die er zuerst vorgeschlagen, habe man verworfen, seine Truppen hätten durch die Hartnäckigkeit der Türken großen Verlust erlitten; man sehe klar, daß es, da die Wälle vernichtet, nicht mehr möglich sey, den Platz eine Woche länger zu halten, und deßhalb sey der Kaiser entschlossen keine weitern Bedingungen, als eine Uebergabe auf Gnade und Ungnade zu gestatten. „Gut denn, sagte Jussuf, stand auf und schüttelte dem Admiral die Hand; ich muß versuchen die Sache mit dem Kapudan Pascha in Richtigkeit zu bringen; morgen früh bin ich wieder in den Transcheen mit der Antwort meines Obern.“ Am folgenden Morgen kam Jussuf, aber dießmal begleitet von dem Sekretär des Kapudan Pascha und den Aeltesten der Stadt. Alle erklärten, der Kommandant halte die Bedingungen für zu streng, und erwarte noch immer dieselben, wie sie zuerst angeboten wurden; er vergaß aber, daß seit dieser Zeit ein Monat verflossen war, und die Umstände sich wesentlich zu Gunsten der Russen verändert hatten. Jussuf Pascha sagte dem Admiral, die Aeltesten seyen hergesendet, um die Bedingungen aus seinem Munde zu hören, und ihren Einfluß zu versuchen, um bessere zu erhalten. Dieß gelang indeß nicht; der Admiral kannte seinen Vortheil zu gut, und war entschlossen, seinen Instruktionen wörtlich nachzukommen. Die Deputation bat sodann, sich zurückziehen zu dürfen, um mit dem Kapudan Pascha abermals Unterredung zu pflegen. Als sie das Zelt verließen, blieb Jussuf sitzen; sie wandten sich zu ihm und sagten: „Wollt Ihr nicht mit uns gehen?“ Er erwiderte: „Ihr wißt, daß wir die ganze vergangene Nacht uns berathen, und endlich der Kommandant mir sagte, wenn ich mit Eurer Hülfe keine bessern Bedingungen erhielte, ins Aeußerste zu willigen. Ihr kamt mit mir in der vollen Ueberzeugung, Eure grauen Bärte würden bessere Bedingungen zu Wege bringen; Ihr seht nun, daß es Euch nicht gelungen ist, und was nützt es, wenn ich mit Euch zurückgehe, um mich abermals zu berathen. Ihr mögt Eures Weges gehen; ich bleibe hier, und hier will ich des Kapudan Pascha Entscheidung abwarten. Inzwischen bitte ich Euch, mir meine Kinder und Diener zu senden, denn ich weiß, daß Varna sich nicht länger halten kann, und ich bin um die Sicherheit der Mitglieder meiner Familie besorgt.“ Die Familie Jussuf's vereinigte sich demgemäß noch an demselben Tage mit ihm im russischen Lager. Um zwei Uhr des folgenden Morgens kamen die Aeltesten der Stadt abermals in großem Kummer zu dem Admiral, und sagten: der Kapudan Pascha habe die Stadt verlassen und sich mit etlichen Hundert Mann, die entschlossen seyen, mit ihm zu sterben, in die Citadelle eingeschlossen; in Folge dieses Schrittes herrsche die größte Verwirrung in der Stadt. Der Admiral sagte ihnen: sie sollten nur bis Tagesanbruch ruhig bleiben, dann werde Alles abgemacht werden. Als Jussuf Pascha's Truppen vernahmen, ihr Führer sey im russischen Lager geblieben, und habe sich nicht mit den Andern in die Citadelle eingeschlossen, erklärten sie, sie würden mit ihm gehen und sich zu Kriegsgefangenen ergeben; da die Türken gewöhnlich ihren Führern sehr anhänglich sind, so kamen 500 von Jussuf's Leuten ins russische Lager, und gaben ihre Waffen ab; zugleich schrieben einige Bimbaschi's an Jussuf und boten sich an, gleichfalls hinauszukommen, da es eine Thorheit sey, länger in Varna sich halten zu wollen. Jussuf zeigte diese Briefe dem Admiral, der sich mit dem Grafen Woronzoff berieth, und beide drangen natürlich in den Pascha, an die Bimbaschi's zu schreiben, und sie aufzumuntern, gleichfalls herauszukommen; er schrieb, sie kamen und 2000 Mann mit ihnen; Dieß war jedoch immer noch eine geringe Zahl im Vergleich mit denen, die noch in Varna blieben. Nach Tagesanbruch rückte eine starke Schaar Russen gegen die Stadt an, und forderte sie noch einmal auf. Die Türken feuerten nicht, und nach einiger Verzögerung wurden die Thore geöffnet. Nachdem die Russen sich in der Stadt festgesetzt hatten, forderten sie auch die Citadelle auf: der Kapudan Pascha gab endlich nach und marschirte mit 600 erlesenen Leuten heraus. Als er vor den Kaiser gebracht wurde, der ihn wegen seiner Tapferkeit lobte, sagte er: sein hohes Ansehen in Konstantinopel und sein Einfluß auf den Kaiser würden in kurzer Zeit den Frieden bewerkstelligen können. Der Kaiser schenkte ihm großmüthig die Freiheit, und erlaubte ihm, das Lager mit 500 bewaffneten Leuten zu verlassen. Die 2500 Mann, welche zuerst ins Lager gekommen waren, erhielten jeder 5 Dukaten für ihre Waffen und die Erlaubniß zu gehen, wohin sie wollten. Jussuf Pascha schenkte dem Admiral einen kostbaren Säbel als Zeichen seiner Achtung, und der Kaiser sandte ihn mit einer lebenslänglichen Pension nach Odessa. Aus dieser Erzählung erhellt, daß Varna nicht übergeben wurde, als bis es völlig unhaltbar war, und daß Jussuf Pascha der Verräther nicht ist, für den man ihn gewöhnlich ausgibt.

Vermischte Nachrichten.

Zu Anfang der französischen Revolution kam die englische Reformfrage in England lebendiger als je in Anregung. Die Toryverwaltung, zu jener Zeit noch unerschütterlich stark, schleuderte die Blitze ihrer Gewalt auf alle Köpfe, die eine Abschaffung der schreienden Mißbräuche in der englischen Verfassung zu denken wagten. Wie viele edle und freisinnige Menschen wurden damals das Opfer. Wir erinnern hier nur an Fish Palmer und Thomas Muir (s. Ausland, v. Jahrg. S. 775 u. d. f.) Mehr als fünfzig der talentvollsten Männer wurden damals verfolgt und eingekerkert. Nur wenige erlebten den Sieg ihrer guten Sache, während Wer weiß wie viele, im Herzen verzweifelnd an dem Erfolg des schweren Kampfes, aus der Welt geschieden sind! Und doch brach endlich der Tag an, wo die gerechte Sache im Siegesglanze hervortrat; kaum ein Menschenalter ist verflossen und der stolze Toryriese des achtzehnten Jahrhunderts in seiner goldenen Rüstung liegt zu Boden geschmettert von der öffentlichen Meinung, die, wie der Glaube, unscheinbar stets, gleich dem Hirtenknaben mit seinen sieben glatten Kieseln hervortritt, den hochmüthigen Philister trotz zu besiegen. Von Denen, die um der Reformfrage willen männlich gestritten und gelitten, und doch ihren endlichen Sieg erlebten, muß vor Allen Sir Francis Burdett genannt werden, der ihrer wegen ein Mal mit drei und das andere Mal mit sechs Monaten Gefängniß bestraft wurde. Sir Robert Phillips saß 1792 bis 95 achtzehn Monate lang gefangen; Hr. James Ridgeway vier Jahre, von 1793 bis 1797; Herr Hunt, Herausgeber des Examiners, zwei Jahre; die Herren Edmonds und Lewis, aus Birmingham, ein Jahr; Herr Cobbet zwei Jahre; die Herren Hardy und Thelwall, 1795 des Hochverrathes angeklagt, acht Monate u. s. w. In schwerer Zeit, wo die Freiheit hart bedroht wird, läßt sich, wie uns dünkt, großer Trost aus solchem Beispiele schöpfen.

Die englischen Zeitungen geben die Beschreibung eines Volksfestes, das zur Feier des Reformsieges in Saint Albans angestellt wurde. Es wurden dabei auf öffentlichem Platze 3500 arme Leute gespeist, wozu 4000 Pf. Fleisch und 250 fünfpfündige Puddings verwendet wurden. Jede Person erhielt außerdem ein Quart Bier. Abends begab sich ein Zug von mehr als 5000 Menschen auf das freie Feld, wobei man eine Puppe, die den Herzog von Wellington vorstellen sollte, an einen Galgen gehängt, voraustrug. Vergeblich suchte Alderman Webster die Volksmenge dahin zu bringen, den groben Witz zu unterlassen: Alles schrie: „Ins Feuer mit dem Wellington!“ und wirklich wurde auch ein Feuer angezündet und die Puppe verbrannt.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 217. 4 August 1832.

Bruchstücke aus einer Reise in Sibirien. *)

Bei herrlichem Wetter verließen wir Irkutsk am 12 Februar Nachmittags. Der Himmel ist hier den ganzen Winter hindurch klar und heiter, und bedeckt sich erst mit Wolken, wenn die Angara mit Treibeis zu gehen anfängt. Wir fuhren im Schlitten auf der Angara, deren Ufer von Sandsteinfelsen mit niedern und abgerundeten Gipfeln begränzt sind. Die zweite Post von Irkutsk aus heißt Listwinischna oder Lerchenbaumdorf, weil dieser Baum (pinus larix) in einem Walde, der in der Nähe dieses Dorfes längs dem Flusse hinläuft, sehr häufig ist. Hier ist bei einer Kälte von 25° die Angara nicht mit Eis bedeckt; brausend stürzt sie sich aus dem See und durch den Nebel, der aus ihrem Wasser emporsteigt, sieht man die ungeheure Eisfläche des Baikalsees vor sich. Es war Nacht, als wir Listwinischna erreichten, und wir legten nun bei Mondschein, auf einem, zwischen dem See und den spitzen Felsen, die ihn hier von allen Seiten umgeben, eingeengten Weg, noch eine Post zurück. Wir sahen die Felsen nur im Dämmerlichte, doch bewiesen uns ihre schroffen Spitzen, daß der Sandsteinzug schon vor Listwinischna verschwunden war, und daß wir hier eine andere Felsengattung vor uns hatten.

Bevor man die Post Kadilnaja erreicht, betritt man das Eis des Baikalsees, der, mit Ausnahme eines Wasserstrichs, welcher den Lauf der Angara bezeichnet, gänzlich zugefroren ist. Die Pferde des Landes sind sehr rasch, und rennen mit dem Schlitten auf der glatten, und nicht mit Schnee bedeckten Eisfläche des Sees in unglaublicher Schnelligkeit dahin. Von Kadilnaja aus verläßt man das westliche Ufer des Baikal und durchschneidet seine ganze Breite, die hier fünfzig Werste beträgt, in gerader östlicher Richtung. Wir brachten die Nacht in Kosolskoi zu, und am andern Morgen bot uns die Aussicht auf den See ein prachtvolles Schauspiel: Die Strahlen der aufgehenden Sonne spiegelten sich in tausendfachem Wiederscheine in den Seitenflächen der am Ufer senkrecht aufgethürmten Eisschollen; gegen Nordost und Südwest dehnte sich eine unabsehbare spiegelglatte Eisfläche aus, und gegen Westen, dieser prachtvollen Winterlandschaft gegenüber, ragten die Häupter von Bergen empor, deren Fuß hinter den Krümmungen des Bodens verborgen lag. Sobald man die Ufer des Sees verlassen hat, führt der Weg durch eine mit Schilf und Riedgras bedeckte Ebene, durch welche die Selenga dem Baikal zuströmt. Dieser Fluß, der an seiner Mündung ein Delta bildet, überschwemmt zuweilen die ganze Ebene. Unsere Schlitten gingen nur langsam vorwärts, denn der Schnee ist hier zu Lande selten, und vermischt sich überdieß im Fallen mit dem Straßenstaub. Transporte von Thee zogen häufig an uns vorüber, und je näher wir dem Ort ihrer Abfahrt kamen, desto mehr nahm ihre Anzahl zu; sie bestehen aus einem Zuge von gewöhnlich 50 bis 100 einspännigen Schlitten; die Theeballen sind in Ziegenhäute eingenäht und mit einem Stricknetz umschnürt. Zwei oder drei Führer reichen für eine solche Karawane hin, und die Pferde gehen meist in starkem Trabe eines hinter dem andern. Die Kaufleute lassen gewöhnlich ihre Ballen durch Bauern von einer Station zur andern fahren, zuweilen bedienen sie sich aber auch der Post, die ihre Waaren mit größter Schnelligkeit von Kiachta nach Moskau befördert, und da diese Art des Transportes in Sibirien mit nur geringen Kosten verknüpft ist, so finden die Kaufleute ihre Rechnung recht gut dabei.

Das Land, durch das unser Weg führte, ist mit Bergen umgeben; die höchsten derselben sind gegen Südost, wo, am äußersten Ende des Sees, der Gipfel des Chamar-Dabban über alle andern emporragt. Die große Straße führt durch das Thal der Selenga, die, ehe man nach Werchne-Udinsk kommt, die Gebirge durchschneidet, und sich in engem Bette zwischen den Felsen durchdrängt, um sich dann in die Steppen auszubreiten. In Werchne-Udinsk hielten wir uns einige Stunden auf, um den Hettmann des Bezirks zu besuchen, der uns versprach, dem Chamba-Lama, dem Oberhaupt der Geistlichkeit unter den Buräten des Landes, vor unserer Rückkehr aus China unsren Besuch anzusagen. Noch am nämlichen Abend setzten wir unsre Reise, immer durch das Thal der Selenga, bis zur letzten Post vor Selenginsk fort. Felsen von der wunderlichsten Gestaltung umgeben das Thal; als ich ihre kegelförmig abgerundeten Gipfel zu Gesicht bekam, hielt ich sie für vulkanischen Ursprungs, näher gekommen fand ich indeß zu meinem großen Erstaunen, daß sie aus Granit bestanden. Am 13 Februar Morgens machten wir uns nach Selenginsk auf den Weg, durch das wir, ohne uns aufzuhalten, mit dem Vorsatz fuhren, auf dem

*) Während man mit großer Erwartung der Reisebeschreibung des Herrn Adolph Erman, deren Herausgabe demnächst bevorsteht, entgegensieht, theilt Herr von Humboldt folgende Bruchstücke in der Revue des deux mondes mit, die aus Briefen des Herrn Erman an seinen Vater gezogen und anfänglich nicht zum Druck bestimmt, hier aus dem Französischen übersetzt, wieder gegeben werden.

Rückweg länger zu verweilen. Der Neumond trat am 18 Februar (neuen Styls) ein, und wir wollten noch zu rechter Zeit ankommen, um den religiösen Feierlichkeiten beizuwohnen, die in Maimatschin und der ganzen Mongolei während der ersten Tage des Jahres begangen werden. Bei Selenginsk hatten wir Gelegenheit, Buräten, die von den Russen des Landes Brazkes genannt werden, ziemlich in der Nähe zu beobachten. Sie bewohnten zwei Zelte von Filz, ganz denen der Samojeden ähnlich, mit dem einzigen Unterschied, daß ihre kegelförmige Gestalt mehr abgerundet war; wie die Samojeden doppelt auseinandergelegte Rennthierfelle zu ihren Zelten verwenden, bestanden diese aus einer doppelten Lage von Filz. Das Feuer brannte, dem Gebrauch der nomadischen Völker gemäß, in der Mitte des Zeltes, in einem Loche des Bodens; beide Zelte gehörten einer einzigen Familie, und waren ringsum mit eingeschlagenen Pfählen umzäunt, um die Pferde nicht verlaufen zu lassen und stets bei der Hand zu haben. Sonst halten sich ihre Hausthiere meist im Freien auf; Kühe, Schafe, Pferde und Kamele, die insbesondere den Buräten von Selenginsk von großem Nutzen sind, weiden gemeinschaftlich auf den Steppen, und werden im Winter nur mit dürrem Liesċhgras gefüttert. In Gesichtsbildung sind die Buräten den Kalmucken sehr ähnlich; sie haben hervorspringende Backenknochen, Augen wie die Chinesen, rabenschwarzes Haar und sehr schöne Zähne. Alle Weiber tragen reich mit Kügelchen von Malachit, Korallen und Perlenmutter besetzte Stirnbänder, und die Mädchen durchflechten ihre Haare mit Bändern, die ebenfalls mit Perlenmutter- und Korallenperlen gestickt sind. Die Männer rasiren den obern Theil des Kopfes, und tragen die übrigen Haare in einen langen Zopf geflochten. Nur die Lamas scheeren sich den ganzen Kopf glatt. Im Hintergrund des Zeltes steht eine Art hölzerner Altar, der, wie alles Geräthe der Buräten, sehr niedlich gearbeitet ist, und aus einer Lade mit Schubfächern besteht, in denen unter andern Dingen ihre Heiligenbilder verwahrt werden; eines derselben, einen Heiligen oder Burchor vorstellend, ist auf dem Deckel der Lade aufgestellt. In dem Zelte, das wir besuchten, war so das Bild des Tschigemune, des vornehmsten Götzen der Mongolen aufgestellt; sechs kleine, messingene, mit Wasser gefüllte Schalen stehen vor dem Götzenbilde, und zu beiden Seiten einige kleine, runde Spiegel, gleichfalls von polirtem Messing, die zu der sehr sonderbaren Ceremonie der Wasserweihe bestimmt sind: Der Lama stellt nämlich diese Spiegel so, daß sie das Bild des Götzen zurückwerfen, und gießt dann über ihre Oberfläche den Inhalt der Schalen aus; das abfließende Wasser wird in einem untergestellten Gefäße aufgefangen, und ist nun, weil es das Bild des Gottes in sich aufgenommen hat, geweiht. Diese metallnen Spiegel findet man in den Gräbern der Kurganen oder Tschuden in großer Anzahl und ich habe deren zu Krasnojarsk sehr viele gesehen, die man aus solchen Gräbern genommen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Nordamerikanische Ueberlieferungen.

(Schluß.)

Noch manchen Tag setzten die beiden Missionäre ihre abenteuerliche Wanderung durch endlose Waldungen fort, ohne in dieser grauenvollen Einsamkeit auf ein menschliches Wesen zu stoßen; als sie eines Abends in einer lichten Waldstelle einige Indianer trafen, die Anfangs nicht wenig erstaunt waren, Menschen von so ganz verschiedener Farbe und nur mit so glatt geschliffenen Stöcken bewaffnet zu sehen, wofür sie die Gewehre der Missionäre hielten; endlich aber näherten sie sich und redeten die Fremden in einer wohlklingenden, aber unverständlichen Sprache an. Während man sich von beiden Seiten durch Zeichen verständlich zu machen suchte, schwirrte über ihren Häuptern ein Schwarm wilder Gänse hin, nach denen die Wilden mit ihren Bogen schossen, ohne jedoch einen dieser Vögel erlegen zu können, als auf einmal Price und Wilmington ihre Gewehre anlegten, Feuer gaben, und zum höchsten Erstaunen der Indianer zwei Wildgänse tödtlich getroffen aus der Höhe herabtaumelten. Nun umringten die Indianer die Fremden, und begannen die Waffen zu bewundern, die sie Anfangs nur geringschätzig betrachtet hatten. Noch mehr stieg ihre Verwunderung, als sie sahen, daß man Etwas, das sie für gestoßene Kohle hielten, in die Oeffnung der wunderbaren Stöcke schüttete, und nur ein kleines Stückchen Eisen zu berühren brauchte, um einen Blitz hervorzubringen, auf den augenblicklich Rauch und ein lauter Schlag erfolgte. Der Häuptling dieser Indianer lud die Missionäre durch Zeichen ein, ihn zu begleiten, um auch den übrigen Leuten seines Stammes das unerhörte Wunder sehen zu lassen. Bald darauf erreichten sie einen andern lichten Waldgrund, wo mehrere Indianer beschäftigt waren, kleine Wigwams aus Baumrinde zu errichten. Der Häuptling suchte den Fremden begreiflich zu machen, daß hier nur ihr Jagdrevier sey, und daß ihr Dorf fern von da in der Richtung hin, wo sich eben die Sonne zum Untergange neigte, gelegen sey, und daß sie bald dahin zurückzukehren gedächten. Von dieser Zeit an verweilten die Missionäre unter diesen Indianern, und lernten mit der Zeit, nachdem sie mit den Eingebornen in ihr Dorf gezogen waren, das am Oneida lag, ihre Sprache in so weit, daß sie mit ziemlicher Geläufigkeit darin sich ausdrücken konnten. Price fing an, den Indianern Lehrvorträge über das Christenthum zu halten; und wirklich hörten sie auch seine erste Rede mit aller Aufmerksamkeit an; dann aber wurde es ihm, zu seinem großen Kummer, nicht mehr möglich, sie noch einmal zu einer Versammlung zu bewegen. Da alle seine Bemühungen, ihren Sinn für die neue Lehre zu öffnen, an der Gleichgültigkeit der Indianer scheiterten, so hielt Price es für rathsamer, statt hier nutzlos die Zeit zu verlieren, ihre Nachforschungen nach den großen Binnenseen fortzusetzen. Wilmington stimmte ihm hierin vollkommen bei, und nachdem sie den Indianerhäuptling, dessen Namen Majuk war, von ihrer Absicht in Kenntniß gesetzt hatten, so bedeutete er ihnen, daß der Fluß, der bei ihnen vorbeiströme, zu einem unermeßlichen Wasserbecken führe, das, wie man dafür halte, durch viele große Ströme, die in dasselbe einmündeten, gefüllt werde; allein nur noch wenige seines Stammes hätten die Ufer jenes Sees auf eine weiter ausgedehnte Strecke in der Runde befahren. Es befand sich aber unter diesen Indianern ein alter Mann, der in seiner Jugend es gewagt hatte, viele Sonnen nacheinander auf seinem Kanoe den See entlang zu schiffen, und die Nachricht mit nach Hause brachte, ein ungeheurer Strom münde darein, an dessen Ufern er, um zu jagen, ausgestiegen sey. Da habe er ein furchtbares Gebrülle, wahr

scheinlich von Wassern, vernommen, dem er durch die Wälder einige Meilen weit entgegen gegangen, wo er endlich den Strom so reißend gefunden, daß kein Boot ihn aufwärts zu befahren im Stande sey. Ob dem furchtbaren Getöse habe ihn aber nun ein Grauen befallen, und eilig sey er wieder zurückgegangen, worauf er sich sogleich zur Heimfahrt angeschickt. Indeß war er der Einzige des Stammes, der so weit sich hinweggewagt, und aus seinem Berichte schlossen die Eingebornen, daß dieser große Strom die Quelle jenes Sees seyn müsse.

Auf diese Nachricht baten die Missionäre den Häuptling, er möchte einigen von seinen Indianern erlauben, sie den Fluß abwärts nach dem See zu begleiten, um zu untersuchen, woher das Getöse komme, das den alten Indianer erschreckt hatte. Majuk bot zuerst Alles auf, um ihnen ihr Vorhaben auszureden; als er sie aber unerschütterlich in ihrem Entschlusse fand, so erklärte er, er werde sie selbst auf dieser Fahrt begleiten. Es wurde nun ausgemacht, daß man die folgende Woche die Reise antreten wolle; allein noch ehe die bestimmte Zeit herangekommen war, ereignete sich ein Vorfall, der ihre Abreise weit hinausschob. Als sie eines Morgens aufstanden, bemerkten sie, daß große Wolken Rauches über ihren Häuptern hinwirbelten, die die Luft mit einer furchtbar drückenden Hitze füllten. Die Indianer sagten, es sey ein Waldbrand ausgebrochen, und da ein starker Wind sich zu erheben begann, so fiel rings umher ein heißer Aschenregen. Anfangs suchten sie gegen ihn Schutz in ihren Wigwams, allein die Luft wurde so unerträglich heiß, daß sie erstickt zu werden Gefahr liefen. Majuk gab ihnen den Rath, sich in den Oneida zu flüchten, und nun stürzte sich Alles bis an den Hals ins Wasser, aus dem sie nur den Kopf hervorragen ließen; und auch so waren sie oft genug genöthigt, ganz unterzutauchen. Viele Stunden mußte man in dieser Lage zubringen, während das Wasser von der vielen gefallenen Asche schwarz gefärbt wurde. Endlich schlug zu ihrer großen Freude der Wind um und befreite sie von der furchtbaren Gefahr, indem er die Flammen nach einer entgegengesetzten Richtung forttrieb. Indeß konnten sie noch immer nicht den Fluß verlassen, da der Boden weit umher mit glühender Asche bedeckt war. Als sie endlich wieder ans Land gehen durften, fanden sie zu ihrem großen Kummer das Dorf an vielen Stellen in Brand, und es dauerte geraume Zeit, bevor sie der zerstörenden Flamme Einhalt thun konnten. Das größte Unglück aber war, daß alle ihre Kanots, die sie ans Ufer gezogen hatten, verbrannt waren.

Nachdem der Schaden wieder ausgebessert und neue Kanots gezimmert waren, trat man endlich die langersehnte Reise an. Mehrere Tage schon waren sie den Strom hinabgefahren, als sie an einem schönen heitern Abend von dem Anblick des Ontarioseеs in Entzücken versetzt wurden. So weit ihr Auge reichte, gewahrte es Nichts als Wasser, das uferlos zu seyn schien, und nicht von dem leisesten Lüftchen bewegt, seine spiegelglatte Fläche vor ihnen ausbreitete. Nun fuhren sie am Saume des Ufers hin, um eine Stelle zu suchen, wo sie ihre Kanots die Nacht über sicher anlegen konnten, und bald fanden sie auch unter den vielen Einschnitten des Gestades eine vorzüglich wohl gelegene Bucht. Mit Sonnenaufgang setzten sie ihre abenteuerliche Fahrt weiter fort. Als sie längs dem Gestade hinfuhren, sahen sie hier und dort aus dem Dickicht, das die Ufer begränzte, Wild hervorlugen, an andern Stellen es über die Bäche und Flüsse schwimmen, die von verschiedenen Seiten her, in den See einmündeten. Die Reisenden aber waren zu sehr in den Anblick der wundervollen Landschaft versunken, die sich vor ihnen aufschloß, als daß sie das muntere Spiel der arglosen Thiere durch eine Jagd auf sie hätten unterbrechen sollen; Dieß thaten sie nur, wenn die Noth sie dazu trieb. So schifften sie wieder mehrere Tage fort, ohne irgend auf Etwas zu stoßen, das die Nähe des von dem alten Indianer bezeichneten furchtbaren Stromes anzudeuten schien. Endlich, nachdem sie an einem neblichten Morgen mehrere Meilen zurückgelegt und die Sonne Kraft genug gewonnen hatte, die dichten Nebel zu zerstreuen, sahen sie sich gegen Mittag, wo der Himmel sich ganz aufgehellt hatte, zu ihrer größten Freude an der Mündung eines großen Stromes, der mit reißender Schnelligkeit sich in den See ergoß. Da Dieß so ziemlich mit den Angaben des alten Indianers übereinstimmte, so beschloß man diesen Strom aufwärts zu fahren; hatte aber nur erst eine kleine Strecke zurückgelegt, als die Strömung so heftig wurde, daß man aussteigen und die Reise am Rande des hohen jähen Ufers zu Fuß weiter fortsetzen mußte. Der Wind wehte sanft und rauschte in den Blättern der Bäume; doch glaubte man von Zeit zu Zeit ein fernes donnerähnliches Getöse unterscheiden zu können.

Nachdem man so immer am tief abschüssigen Ufer fort den Weg genommen hatte, schlug endlich Price vor, daß Einer von ihnen einen Baum ersteigen sollte, um dem Fluß aufwärts mit den Augen zu folgen und zu sehen, woher das Getöse entstehe, das sie nun immer deutlicher vernahmen. Majuk befahl sofort einem der Indianer eine hohe Fichte zu erklettern, die einzeln am Ufer stand, dieser aber hatte kaum die Hälfte des Baumes erstiegen, als er einen Schrei der Verwunderung ausstieß und schnell wieder herabglitt, wo er dann seinen Gefährten berichtete, er habe unermeßliche Wolken von Flugwasser hoch über die Bäume hinaus aufsteigen sehen, aber nicht wahrnehmen können, von wo sie ausgingen. Durch diesen Bericht ermuthigt, nahmen sie, ermüdet durch den höchst beschwerlichen Weg, einige Erfrischungen zu sich und eilten dann immer am Rande des Ufers hin, dem Donnergetöse entgegen, das immer furchtbarer wurde, und ihnen bei der pfeilschnellen Geschwindigkeit des Stromlaufes die Nähe eines wüthenden Wassersturzes verkündigte. Plötzlich traten sie aus dem dichten Gebüsche hervor und standen am Saum eines kahlen Felsen, der über einen unabsehbaren Abgrund hing, in den sich zwei Ströme und ein gewaltiger Fluß mit einem Getümmel von Donnern hinabstürzte, das die Ausrufe ihres Erstaunens übertäubte und stärker als die brüllende See im furchtbarsten Sturme, an ihre Ohren schmetterte. Entsetzt prallten sie zurück von der gähnenden Tiefe, in die ein Schritt weiter sie hinabgestürzt haben würde, und sprachlos vor Staunen und betäubt von dieser ungeheuern Erscheinung, starrten sie in den brüllenden und schäumenden Wassersturz und merkten nicht, daß ein Theil des Felsens, auf dem sie kurz vorher noch gestanden waren, zu schwanken anfing, und dann allmählich sich ablöste, bis sie endlich durch das krachende Getöse aufmerksam gemacht wurden, mit dem er in den Abgrund hinabdonnerte und das fern in den Wäldern tausendfach widerhallend selbst das Gebrüll des Wasserfalles übertönte. Die Missionäre sprangen vor Schrecken zitternd

unter die Bäume zurück und hier erst gewannen sie so viel Ruhe, um das furchtbar erhabene Schauspiel vor ihnen genauer zu beobachten. Der Strom flog eine Strecke weit oberhalb seines Absturzes mit pfeilschneller Geschwindigkeit dahin; dicht am Abgrunde aber floß er an einigen Stellen ganz langsam; andere Stellen dagegen waren ganz weiß von Schaum. Während Aller Augen wie von einem Zauber festgebannt, an diesen tobenden, durcheinander kochenden, und in Wolken von Schaum und Staubregen fortgeschleuderten Wassermassen hingen, lenkte ein lauter Schrei Majuks ihren Blick nach einem großen Hirsch, der vergebens gegen den reißenden Zug der Gewässer ankämpfte, der ihn mit unwiderstehlicher Gewalt dem Abgrund zuschleuderte. Sie sahen seine fruchtlosen Anstrengungen das Ufer zu erreichen, und als er in die trügerische Stelle getrieben wurde, wo das Wasser langsamer floß, als zögerte es noch einen Augenblick in die furchtbare Tiefe hinabzustürzen, schien das Thier mit weit aufgerissenen Nüstern und vorgestrecktem Halse, von Verzweiflung ergriffen, zu schreien; allein das Gebrüll der Katarakten erstickte seine Stimme und gleich darauf war es in den kochenden Wasserkessel hinabgestürzt.

Es ist möglich, daß die Franzosen von Quebec aus früher schon diese furchtbaren Wasserstürze erreichten; aber Price und seine Gefährten hielten dafür, daß sie die Ersten seyen, die bis dahin vorgedrungen; und als sie wieder in das Indianerdorf zurückkehrten, schien die Beschreibung der unvergleichlich großartigen Katarakte, denen Majuk den Namen **Niagara**, oder die **donnernden Wasser** gab, Allen unglaublich. Doch die Wildniß ist jetzt aus dem Bereiche dieser Szene verdrängt, und Handel und reges Leben hat sich mitten unter dieser gewaltigen Naturerscheinung niedergelassen, deren einfache Erhabenheit ein Schauspiel bietet, dessen Gleichen auf der Erde nicht zu finden ist.

Der Hobart-Town Almanach für 1832.

Des Hobart-Town Almanaches vom vorigen Jahre ist in diesen Blättern (S. 1235) Erwähnung geschehen. Es bleibt uns über den heurigen Jahrgang nichts zu sagen übrig, als daß dieser exotische und so zu sagen wilde Almanach unter dem übrigen buntgefiederten, zahmen Federvieh von Taschenbüchern und Kalendern, das alljährlich auf unserm literarischen Hühnerhofe durcheinander zirpt, pfeift, singt und schnattert, immerhin eines der kuriosesten Geflügel bleibt.

Für Dießmal begnügen wir uns, daraus folgende Stellen zu entnehmen:

„Das ununterbrochene Schmelzen des Schnees auf den Gebirgen von Van Diemensland erzeugt Bergströme, die vielleicht, hinsichtlich ihrer Gewalt und reißenden Schnelligkeit während der Wintermonate, auf der ganzen Welt nicht ihres Gleichen haben. Es wäre mit großer Gefahr verbunden, über einen derselben, obgleich sie nicht über zehn Fuß breit sind, zu setzen, ohne einen Baum zu einer Brücke darüber zu fällen. Diese wilden Gebirgswasser bilden an vielen Stellen herrliche Kaskaden, die zwischen dem dunkelgrünen Laubwerk, das die Bergabhänge bekleidet, wie geschmolzenes Silber anzusehen sind, und eine Kette von dichtem Dampfe bilden, die in anmuthigen Windungen ohne Unterbrechung bis zum Gipfel der Berge sich emporschlängelt.“

Der Almanach enthält auch eine Abbildung des Meerteufels oder Froschfisches (toad-fish), an dessen Genuß kurz vorher eine Frau und zwei Kinder gestorben waren, mit folgender Beschreibung desselben:

„Das Gift des Meerteufels ist von ungemein deprimirender Kraft; bringt Fühllosigkeit, Verlust der Sprache, des Schlingens, des Gesichtes, der Bewegungskraft der willkürlichen Muskeln, und zuletzt völligen Nachlaß der Nerventhätigkeit und Tod hervor. Die Wirkungen des Giftes wurden bei der Leichenbeschau außer Zweifel gesetzt, indem man von dem übriggelassenen Fische zwei Katzen gab, die bald darauf von jenen Symptomen befallen wurden. Als beide schon in Todeszuckungen lagen, wurden der einen von ihnen fünfundzwanzig Tropfen Arsenikauflösung eingegossen, worauf sie sich außerordentlich schnell erholte, während die andere, die man sich selbst überließ, bald darauf verendete. Die Leichen der drei verunglückten Personen waren schlotterig und sehr gebleicht, und gaben besonders um den Mund herum, einen Geruch wie frisches Heu von sich. In zwölf Stunden aber waren sie in Fäulniß übergegangen, schwellen auf, rochen unerträglich und gingen in Verwesung über, während aus allen äußern Theilen eine mit Blut vermischte Flüssigkeit abging. Die gewöhnliche Größe dieses giftigen Fisches ist fünf Zoll in der Länge, und hat fast eben so viel in der Dicke; der Rücken ist gefleckt, und hat die Farbe von Schildpatt; der Bauch ist weiß und wie Bockleber anzufühlen. Er hat eine Bauchflosse hinter dem Anus, eine Schwanz- und zwei Brustflossen. Der Schwanz ist senkrecht; die Kiemen befinden sich vor den Brustflossen und sind ungefähr drei Achtel eines Zolles lang und halbmondsförmig; die Augen sind groß und vorstehend, wie bei dem Frosch; die Nasenlöcher befinden sich vor den Augen.“

Aus einem Nachtrage des neuholländischen Taschenbuches ersieht man, daß die Kolonie das beste Gedeihen hat, was auch schon daraus hervorgeht, daß gegenwärtig dort fünf Zeitungen, drei in Hobarttown und zwei in Launceston herauskommen und außer dem erwähnten Hobarttown-Almanach auch noch ein „Van Diemensland Almanach für das Jahr 1832“ (12. S. 268) erschien. Aus letzterem ersehen wir, daß die Bevölkerung aus 24,000 Weißen und 1000 bis 1500 Schwarzen und Eingebornen besteht. Im Verlaufe des Jahres 1831 wurden in Hobarttown gegen fünfzig gute Häuser gebaut, und in Launceston zwanzig. Ebenso sind an verschiedenen Orten niedliche Gehöfte und Landhäuser entstanden, und mehrere öffentliche Gebäude und Verschönerungen zur Ausführung gekommen. Die Zunahme der Bevölkerung in der Hauptstadt wird auf zehn Prozent angegeben. Die Einfuhr hat nicht zugenommen, wohl aber die Ausfuhr, die hauptsächlich in Wolle und Oel bestand, und sich bis zu 200,000 Pf. St. belief, folglich um 50,000 Pf. vermehrte.

Ertheilung des Bürgerrechts an Lord Grey.

Bei Gelegenheit des glänzenden Gastmahles, das zur Feier des Reformsieges in der Guildhall zu London gegeben wurde, sollte auf Beschluß des Gemeinderathes der City, auch dem Earl Grey und Lord Althorp das Bürgerrecht von London ertheilt werden. Dieser feierliche Akt wurde am bestimmten Tage im Sitzungssaale des Gemeinderathes, nach altherkömmlicher Weise, vorgenommen. Es wurde dabei eine von Alderman Wood, Herrn Pearson und andern ehrbaren Bürgern der City unterzeichnete Urkunde vorgelesen, worin bezeugt wurde, daß Earl Grey und Lord Althorp Männer von gutem Ruf und Ehrbarkeit u. s. w. seyen. Schon bei dieser alten Förmlichkeit konnte sich die Versammlung ungeachtet allen Ernstes, der dabei vorherrschte, eines Lächelns nicht erwehren, das sich wiederholte, als der Kammerherr der City den üblichen Bürgereid vorlas, worin gelobt wird, an allen Lasten der Stadt tragen zu helfen, keine Anstellung auf länger als sieben Jahre anzunehmen, alle Verschwörungen gegen den König zu entdecken, keine Konventikel zu besuchen u. s. w. Die beiden Lords legten den Eid mit großer Feierlichkeit ab, worauf ihnen das Bürgerrecht in goldenen Kapseln überreicht wurde; von denen jede 100 Guineen in Werth hatte. Dieser Feierlichkeit, wie dem nachher in der Guildhall gehaltenen Mahl, wohnten der Herzog von Sussex, der Herzog von Richmond, Lord Brougham, Lord John Russell, Sir James Graham u. s. w. und mehr als achthundert Gäste bei, von denen fünfhundert größtentheils aus Mitgliedern des Ober- und Unterhauses und den ausgezeichnetsten Männern des Landes bestanden.]

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 218. 5 August 1832.

Bruchstücke aus einer Reise in Sibirien.

(Fortsetzung.)

Der Schnee blieb auf unserm Wege immer noch selten, und die Schlitten konnten nur auf dem Eis der Selenga vorwärts kommen. Zu Ust-Kiachta verläßt man diesen Fluß, und nun wird es unmöglich, die Reise im Schlitten fortzusetzen. Ust-Kiachta ist demzufolge die Station, wo alle Ladungen von Thee oder andern, aus China kommenden Waaren umgeladen werden müssen. Diese Ladungen werden von Maimatschin nach Ust-Kiachta auf der Achse geführt, und erst vom letztern Ort aus ist der Transport auf Schlitten möglich. Wir ließen die unsrigen in der Stadt, und nahmen Telejen (Bauernwagen), auf denen wir tüchtig zusammengeschüttelt wurden, und den bergauf führenden Weg nach Troizko-Sawsko im gestreckten Galopp zurücklegten.

Dieser Flecken liegt noch vier Werste von der chinesischen Gränze, und ist der Sitz der russischen Douane; in Kiachta wohnen nur Kaufleute. In Troizko wurden wir von dem Kommandanten der transbaikalischen Kosaken — es sind Dieß mit Bogen und Pfeilen bewaffnete Buräten und sibirische Kosaken — J. Ph. Ostrowski, an den ich von Irkutsk aus ein Empfehlungsschreiben hatte, auf das freundlichste aufgenommen. Ostrowski war mit der letzten Gesandtschaft, unter der sich Timkowski befand, in Peking gewesen, und hatte ein Jahr in China zugebracht. Da er in Kiachta geboren ist, so spricht er das Mongolische der Buräten, eine Mundart, die in der ganzen Mongolei verstanden wird; in Peking wird das eigentliche Chinesisch und die Mandschu-Sprache gesprochen, deren sich auch der Kaiser und die vornehmsten Beamten bedienen. Sobald man in Kiachta ankommt, wird man sogleich gewarnt, die Chinesen, wenn man sie anredet, ja nicht Kitaizi oder Chinesen, sondern Nikanzi (in der einfachen Zahl: Nikanez) zu nennen. Kitaizi ist der Spottname, den die Mandschus den Mongolen gaben, nachdem sie sie unterjocht hatten, und bedeutet Sklave. Die Chinesen wollen Nikanzi genannt seyn, was auf mongolisch so viel heißt, als tapfere Krieger. Es ist in der That höchst seltsam, daß sich das griechische Wort νίκη in der mongolischen Sprache wiederfindet.

Am 16 Februar Abends traten wir unsern ersten Ausflug nach China an. Die Einfahrt des russischen Fleckens Kiachta ist durch eine Pallisadirung, wie man sie in unsern Dörfern sieht, geschlossen; ein Kosake, den blanken Säbel in der Faust, hält davor Wache. So kann keine Ausfuhr aus Maimatschin, ohne Bewilligung der russischen Zollbehörde in Troizko-Sawsko vor sich gehen. Die hölzernen Häuser sind von niedlicher Bauart. In Kiachta wimmelte es von Buräten, die gekommen waren, mit ihren alten Landsleuten und Glaubensgenossen die religiösen Feste von Maimatschin zu feiern. Auch sah man in den Straßen chinesische Kaufleute in schwarzseidenen Oberkleidern und schwarzen Filzhüten mit Büschen von rother Seide, deren herabhängende Fäden den ganzen Hutkopf bedecken. Auf der Spitze des Hutes befindet sich eine kleine messingene Schraube, auf der jedoch die Kaufleute gewöhnlich kein Abzeichen befestigen; als solches ist ihnen nur ein goldener Knopf gestattet; die Knöpfe von verschiedenen farbigen Steinen deuten den Rang Dessen an, der sie trägt. In China wie in Rußland gehören die Kaufleute zur letzten Klasse. Zum Schutz gegen die Kälte tragen sie Ohrenklappen von Pelz, und ihr glattgeschorner Kopf ist unter dem Hute sorgfältig mit einer dicken seidenen Mütze bedeckt. Ihre schwarzen Haarflechten reichen meist bis auf den halben Leib herab, und Jeder trägt an der rechten Seite seinen Tabaksbeutel nebst einer kleinen Pfeife. Als wir ankamen, eilten eben alle Chinesen Rußland zu verlassen, da Sonnenuntergang nicht mehr fern war, und sie um diese Zeit über der Gränze seyn müssen. Indem wir dem Haufen der Chinesen folgten, der sich nach einem kleinen Thore zudrängte, gelangten wir mit ihnen auf einen großen viereckigen, von Buden umschlossenen Platz, eine Art Bazar, der den russischen Kaufleuten als Niederlage für ihre Waaren vorbehalten ist. Am Ausgang dieser Waarenlager stößt man auf eine hölzerne Mauer mit einem sehr zierlichen Thore, über dem der russische Adler und die Anfangsbuchstaben des Namens des russischen Kaisers Nikolaus I, unter dessen Regierung der Bau unternommen wurde, ausgeschnitzt sind. Dieses Thor führt den Namen „das Loch von Ursern," und kaum hat man es im Rücken; so glaubt man sich mit einem Zauberschlag auf den Weihnachtsmarkt von Berlin versetzt. Man befindet sich in Maimatschin, auf einem sorgfältig rein gehaltenen Weg von gestampfter Erde, zwischen niedern hölzernen Mauern, mit Fenstern von chinesischem Papier. Die Wände der Häuser sind kaum zu sehen, vor den Reihen bunter Papier-Laternen, die an Schnüren hangen, und vor einer Menge Flaggen, die gleichfalls von buntem Papier, und mit chinesischen Inschriften bedeckt sind. Andere buntgestreifte Laternen und Flaggen hängen

an quer über die Straße gezogenen Stricken. Diese Menge buntscheckiger Farben wird durch das eintönige Graugelb des Bodens und der Mauern noch stärker herausgehoben. Auf den Plätzen, wo sich die nach der Schnur gezogenen Straßen kreuzen, erblickt man große Kohlenpfannen von gegossenem Metall mit gewaltigen Theekesseln, und rings um dieselben hölzerne Bänke mit Theetrinkern besetzt, die hier aus ihren kleinen Pfeifen, auf mongolisch Gansa genannt, rauchen. Wir hatten mit diesen Rauchern auf den Kreuzwegen die ergötzlichste Unterhaltung; sie reden eine barbarische Sprache, die sich durch die Handelsverbindungen der Kaufleute von Kiachta und Maimatschin gebildet hat. Da die Letztern seit zwanzig Jahren alle Jahre an die Gränze kommen, so haben die Bewohner von Kiachta, die in beständigem Verkehr mit ihnen stehen, endlich alle die Verzerrungen angenommen, die die Chinesen sich mit der russischen Sprache erlauben, und so ist denn eine ganz eigene Mundart entstanden, ein Rothwälsch, das für einen Russen völlig unverständlich ist.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Jamaika.

(Fortsetzung.)

An einem der nächsten Tage verließ ich Kingston, um meinen Freund Fvall auf seiner, sieben Meilen von der Stadt entlegenen Pflanzung zu besuchen. Der Morgen war schön, wie gewöhnlich; erst gegen Mittag zogen dünne durchsichtige Wolkenflocken auf, die aber allmählich schwerer und dichter wurden und sich um die Gipfel des Liguaneagebirges, das ungefähr vierzig Meilen hinter der Stadt bis zu einer Höhe von nahe an 5000 Fuß aufsteigt, zu sammeln begannen. Dann und wann vernahm man in jener Richtung das dumpfe Grollen des Donners; allein Dieß kommt in dieser Jahreszeit auf Jamaika alle Tage vor, und da ich in einem federleichten Kabriolet mit einem hirschfüßigen Renner bespannt dahinflog, meinen Mantelsack in einem wohl getheerten Tuche verwahrt und nur noch einige Meilen zu machen hatte, so spottete ich des noch fernen Ungewitters. Indeß hatte ich kaum drei Meilen zurückgelegt, als der blendende Glanz des tropischen Mittagshimmels sich zum tiefsten Blau verdüsterte, als wenn ein böser Dämon seine schwarzen Fittiche zwischen uns und der Sonne ausgespreitet hätte; und so schnell ging dieser Wechsel von Licht und Dunkel vor sich, daß ich an das Untersinken der Lampen einer Bühne erinnert wurde. Die Straße wand sich um einen schroffen Vorsprung des Liguaneagebirges hin, der sich nach der Ebene nicht in allmählichen Abstufungen und sanften Wellenlinien herabsenkte, sondern ungefähr eine Meile weit von dem Hauptgebirgsstamm kühn hervorschoß, daß er wie aus dem Flachlande herausgemeiselt schien und einem felsigen Vorgebirge glich, das jähabschüssig in einen gefrorenen See hineinspringt. Als ich meine Augen an diesen Felsenwänden emporhob, sah ich die finstern Wolkenmassen am Gebirge sich ausbreiten, und von den Gipfeln, an denen sie den ganzen Morgen gehangen waren, sich ablösen. Langsam rollten sie die Abhänge nieder und schienen die Wipfel der Bäume zu berühren, an ihrem untersten Saume mit langen Wolkenfetzen behangen, die wie Flaggen hin und her flatterten. Noch war weder Blitz noch Regen zu sehen, und da ich den Wind auf meiner Seite hatte; so setzte ich mein Pferd in vollen Lauf, in der Hoffnung, dem Ungewitter noch entkommen zu können. Der Neger, der an meiner Seite im Kabriolet saß, schüttelte darüber den Kopf, und sagte: „Massa kann nicht dem Sturm entgehen; Massa rennt gerade hinein. Hört Massa nicht das Geräusch des Regens, der gegen den Wind herankommt; riecht Massa nicht seinen Erdgeruch wie von einem frisch aufgeworfenen Grabe?“ — Das Geräusch des Regens — unter einem andern Himmel, lang lang vorher, habe ich oft auf dem Schooße meiner Großmutter gehört: „Und Elisa sagte zu Ahab: Das Geräusch eines großen Regens bringt zu mir; spann an und fahr hinab, daß der Regen Dich nicht ereile, und ehe man zusah, ward der Himmel schwarz von Wolken und Wind und kam ein großer Regen.“

Ich blickte auf und es war, so wie mein Neger gesagt hatte: in einem Augenblick schoß ein weißer Strom des dichtesten Regens, den ich noch gesehen habe — wenn anders Regen genannt werden kann, was eher einer Wasserhose glich — von dem untersten Saume der schwarzen Wolken mit einem brausenden Getöse herab, das sich bis zum Gebrülle eines Wasserfalles steigerte. Indem die dichte Wand von Wasser auf uns losrückte, schien sie Felsen und Bäume zu verschlingen, die, sobald sie von ihr berührt wurden, hinter ihr dem Aug entschwanden. Auf eine Meile Weges weit sahen wir sie die Straße entlang auf uns zukommen; ein schwarzer Strich lief ihr auf dem Wege voraus, und bezeichnete den begossenen weißen Straßenstaub. Schnurgerade gegen den Wind und in einem solchen gleichmäßigen Zuge schob sich die Wasserwand heran, daß ich wirklich glaubte, es schüttete wie mit Kübeln auf den Kopf meines Pferdes, während noch kein Tropfen mich erreicht hatte. In diesem Augenblicke begegnete mir ein Tandem mit zwei windschnellen Rennern, und einem kreolischen Jockei auf dem Sattelpferde, an einer Stelle, wo die Straße eine Vertiefung bildete, die wenige Minuten zuvor noch trocken wie ein frisch gebrannter Ziegel war und jetzt von einem kniehohen Wildwasser überströmt wurde. Bis auf die Haut durchnäßt, während das Wasser zu beiden Seiten des Wagens hinaus Kaskaden bildete, war ich eben auf dem andern Ufer des neuen Stoombettes angelangt, als ein lang fortlodernder Blitz aufflammte, dem ein so furchtbarer Donnerschlag folgte, daß mein Pferd zurückprallte, und auf allen Vieren zitternd, stehen blieb. Mein kleiner rußiger Reisegefährte sprang aus dem Wagen und warf sich in gestreckter Länge auf den Boden, und um es offenherzig zu gestehen, war mir selbst nicht ganz wohl bei der Sache. Gern wäre ich auf die Knie gefallen, um anzubeten. Der Donner bestand in einem schmetternden Krachen, als wäre das ganze Himmelsgewölbe von Glas gewesen und durch einen Faustschlag des Allmächtigen in Scherben zertrümmert worden. Zwanzig Sekunden wenigstens hielt das Brüllen und Rollen an, und hallte endlos in den Bergen und Wolken wieder.

Wohlbehalten langte ich indeß auf der Pflanzung an, gerade noch zur rechten Zeit, um mich mit zu Tische zu setzen. Am folgenden Tage erfuhren wir, daß von dem furchtbaren Blitze, der uns mit solchem Entsetzen erfüllt hatte, der Jockei und das Sattelpferd eines Obristen, des nämlichen, der mir begegnet, erschlagen worden

war. Da sich sein Wagen im Augenblicke dieses Unglückes gerade in der Mitte des Wildwassers befand, das die Straße überschwemmte, so wurde die Leiche des jungen Kreolen in einen nahen Graben fortgerissen, und erst, als das Wasser sich verlaufen hatte, mit Sand bedeckt gefunden. Ich traf Herrn Fyall unter der Piazza, wo er meiner zu warten schien; aber völlig rücksichtslos und beinahe unhöflich seine pudelnassen Gäste zur Zielscheibe seiner plumpen Witze machte. An seiner Seite befand sich ein rothbäckiger Mann mit klugen Augen und einer Nase, die so weit offen stand, daß man hätte glauben mögen, man müsse ihm eine Spanneweit in die vier Gehirnkammern voll Spitzbüberei hineinsehen können. Squire Peregrin Whistle, so nannte man den Mann, der Herrn Fyall's Schreiber oder Buchführer zu seyn schien, wußte sich bei jedem Einfall seines Herrn nicht zu lassen, und hielt vor Lachen mit beiden Händen seinen Zuckerhutbauch. Mit diesen beiden bildete ich das Kleeblatt der Tischgesellschaft. Das Essen war trefflich, aber etwas derb, und mein Appetit wurde eben nicht sehr gereizt durch ein pausbackiges Negerkind, das Herrn Fyall zur Seite stand, und von ihm zum Spaß dergestalt mit Speise und Trank vollgestopft wurde, daß zuletzt der kleine häßliche Köter toll und voll hinausgetragen werden mußte.

Eine Sommernacht in Europa ist still, wie eine Stube, in der ein Wiegenkind schläft. Die Bäume vor dem Fenster murmeln leise ein Schlummerlied und nicken wie schläfrige Ammen und das ferne Geplapper der Frösche trommelt so eintönig fort, daß selbst einem schlaflosen Menschen endlich die Augen zufallen. In Jamaika ist es ganz was Anderes. Kaum ist die Sonne untergegangen, so erhebt sich ein laut summendes Getöse; ein Schwirren, Zirpen, Schrillen und Quäcken zahllosen Gewürmes, aus Erde, Luft und Wasser. Ich wurde durch diese nicht unangenehme aber ungewöhnliche Nachtmusik aus dem ersten Schlafe aufgeweckt. Von Minute zu Minute stürmte ein daumengroßer Käfer durch das offene Fenster herein und machte mit einem Gesumme wie eine Kinderschnurre die Runde durch das Schlafgemach oder tanzte mit einem halben Dutzend Fledermäusen und handbreiten Nachtschmetterlingen Quadrille, während die Feuerfliegen wie Funken eines brennenden Hauses herumstoben und in den Bettvorhängen glühten. Das Gequäck der Baumkröte, ein Gethier, das ohnehin alle liebenswürdigen Eigenschaften seines Gelichters besitzt und nebenbei noch von der Größe des Bodens einer Hutschachtel ist, schnarrte von einem nahen Sumpf herüber und mischte sich mit den röchelnden Nasenlauten einiger Negersklaven, die nackt bis auf den Kopf, den jeder Neger des Nachts mit so viel Flanell und Sacktüchern einwickelt, als er haben kann, unter der Piazza schliefen. Beiläufig gesagt, liegen diese Schwarzen stets auf dem Gesicht, so daß man sich kaum über ihre platten Nasen wundern sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Auszüge aus der Korrespondenz der französischen Konsulate.

1) Handel von Trebisond in den Jahren 1830 und 1831.

Der Handel zwischen Europa und der Levante scheint seit einiger Zeit in Trebisond wieder eine der alten Straßen einzuschlagen, die er ehemals mit Vortheil benuzte, aber seit einigen Jahren völlig aufgegeben hatte. Trebisond scheint durch seine Lage auf der Gränze der asiatischen Türkei, Georgiens und Persiens bestimmt, einer der bedeutendsten Handelsplätze im Orient zu werden. Die Bevölkerung der Stadt beträgt 30.000 Seelen; das Klima ist mild, die Umgegend sehr fruchtbar, der Hafen sicher, und die Küste bietet den Schiffen, die nach Konstantinopel gehen, eine Menge Zufluchtshäfen, was bei der Unbeständigkeit des schwarzen Meeres von großer Wichtigkeit ist. Alle europäischen Produkte, welche in dem östlichen Theile von Natolien, in Diarbekir und in Kurdistan, welche die reichsten Städte von Kleinasien enthalten, verkauft werden, kamen sonst von Konstantinopel, Smyrna oder Tarsus. Die Räubereien der unabhängigen Stämme haben es aber den Städten im Inland seit einiger Zeit unmöglich gemacht, mit Smyrna oder Tarsus in Verbindung zu bleiben. Dagegen sind die Verbindungen mit Trebisond eben so sicher und frei, als mit Konstantinopel. Sie sind unmittelbarer, schneller, daher wohlfeiler, was ein unberechenbarer Vortheil ist, der die Kaufleute des Innern, die eine Bevölkerung von 6 Millionen mit Waaren versehen, nach dieser Stadt ziehen muß. Ebenso ist Georgien durch den Mangel eigener Seehäfen nothwendig auf Trebisond angewiesen. Bisher bezog es seine Waaren aus Konstantinopel, aber die Kosten und Gefahren sind bei dem Verkehr mit Trebisond so viel geringer, daß es nothwendig den georgischen Handel, so weit er bisher mit Konstantinopel geführt wurde, an sich ziehen muß. Aber der Hauptabsatz der europäischen Waaren von Trebisond aus eröffnet sich nach Persien, wohin sie bisher entweder von den Häfen des persischen Meerbusens oder durch Karawanen von Aleppo über Bagdad gebracht wurden. Die großen Kosten dieses Transportes um das Kap bis in den persischen Meerbusen, und von da zu Lande, und die Unterbrechungen der Kommunikationen zwischen Aleppo und Bagdad, durch die Kriege und Einfälle der Araber, weisen Persien nothwendig darauf hin, sich an Trebisond, als den Stapelort des europäischen Handels, zu halten. Auch haben in den lezten Jahren alle Kaufleute der nördlichen türkischen und persischen Provinzen aufgehört, ihre Waaren aus den südlichen Häfen zu beziehen, und sich nach Trebisond gewendet. Das persische Gouvernement befördert diese Handelsstraße auf alle Art, und die Engländer haben leztes Jahr angefangen, direkt von London Schiffe nach Trebisond zu schicken, wo sie vortreffliche Geschäfte machen und täglich größern Einfluß gewinnen. Der Handelsstand von Tauris hat einem englischen Haus in Trebisond alle Geschäfte aufgetragen, die er sonst durch seine Korrespondenten in Konstantinopel versehen ließ.

2) Handel mit Griechenland im Jahre 1831.

Die Schifffahrt und der Handel haben sich im lezten Jahre etwas gehoben, obgleich der unsichere Zustand der politischen Lage des Landes sie nicht die Ausdehnung gewinnen läßt, zu der sie bestimmt zu seyn scheinen. Ein Bericht, den der Minister der auswärtigen Angelegenheiten im Februar dieses Jahrs dem Kongreß in Nauplia vorlegte, gibt die Zahl der Handelsschiffe auf 2941 an, worunter 617 mehr als 15 Tonnen führen. Dieser glückliche Zuwachs der griechischen Marine ist dem Schritte der Gesandten der europäischen Höfe in Konstantinopel zu danken, durch den sie im Oktober 1830 bewirkt haben, daß die griechischen Schiffe in den türkischen Häfen mit einem Paß eines fremden Konsuls angenommen werden. Die Folge war, daß der Handel mit der Türkei 2107 Schiffe mit 159,512 Tonnen beschäftigt hat. Die Einfuhr in Griechenland betrug im Jahre 1831 27,780,000 Franken, die Ausfuhr 6,741,000 Fr., was beim ersten Anblick ein Verhältniß scheint, dem man Mühe hat Glauben beizumessen; aber es wird dadurch erklärlich, daß Syra ein Emporium ist, das durch Küstenschifffahrt große Massen Waaren nach Morea und Rumelien schickt, ohne daß sie bei den Ausfuhrlisten aufgezeichnet werden, indem sie schon zuvor die Zölle bezahlt haben, und die Kleinheit der Schiffe die Kontrole sehr unsicher machte. D.e hauptsächlichsten Artikel waren Getreide für 6,800,000 Fr., Cotonnaden für eben so viel, Zucker, Seide, Kaffee, Tuch und Stockfische. Die zunehmende Kultur der Ländereien hat auf die Einfuhr des Getreides einen großen Einfluß gehabt; in den Jahren 1829 und 1830 betrug sie 14,000,000 Fr., während sie im lezten Jahre nur die Hälfte betrug und in zwei Jahren ohne Zweifel ganz aufgehört haben wird. Die Hauptartikel derselben waren Seibe, 2,000,008 Fr., Rosinen, Wolle, Oel, Kupfer, Weine. Deutsche Häuser haben in Syra Magazine von Hausgeräthen errichtet und Arbei.er hingeschickt, den Vorrath an Ort und Stelle zu vermehren und auf dem laufenden zu erhalten, und die Spekulation ist vollkommen geglückt.

3) Handel der Wallachei im Jahre 1831.

Der Frieden von Adrianopel, der den Handel der Wallachei befreite, und ihm durch die Abtretung von Ismailow an diese Provinz einen Seehafen gegeben hatte, ließ die glänzendsten Erwartungen über die Resultate dieser Maßregeln hoffen. Die Cholera, die Erschöpfung durch die Kriege und der Einfluß der griechischen, jüdischen und armenischen Mäckler haben bis jetzt einen Theil dieser Hoffnungen noch nicht erfüllen lassen; aber dennoch ist der Fortschritt, den dieses Land gemacht hat, bedeutend, und seine Ausfuhr betrug im letzten Jahre 10,581,000 Fr., hauptsächlich an Salz, Talg, Pferden, Wolle und Häuten. Ehemals behielt sich die Pforte die Ausfuhr des Getreides vor, und bezahlte den Centner mit 1 Fr., jetzt gilt er 4 Fr. und wird frei nach Konstantinopel und Italien verschifft; diese Ausfuhr kann unbegränzt zunehmen, sobald die Lücken, welche die Cholera in der Bevölkerung gemacht hat, ausgefüllt sind, und sobald die Bojaren einsehen, daß sie sich durch nichts, als den sorgfältigern Anbau ihrer Ländereien von dem Schaden erholen können, den ihnen der Krieg und der Verlust der einträglichen Stellen gethan hat. Die Wälder der Wallachei in den Karpathen sind sehr beträchtlich, und fangen erst jetzt an, zu Bauholz zum Gebrauche für Konstantinopel behauen zu werden. Der Salzreichthum ist so groß, daß die Ausbeute der Bergwerke sich nur nach dem möglichen Verkaufe richtet. Die Gold-, Silber- und Kupferminen der Karpathen liegen noch unbenützt. Die Einfuhr betrug 6,500,000 Fr., wovon beinahe 4 Mill. auf Deutschland kommen. Ibrailoff an der Donau ist der einzige Hafen der Wallachei; es sind im letzten Jahre 111 Schiffe dort eingelaufen; er hat große Freiheiten von alter Zeit her, die von den Russen noch sehr vermehrt worden sind. Es nimmt an Einwohnern und Gebäuden zu, und auf allen Seiten erheben sich Magazine. Der Handel der Moldau betrug etwa 4 Mill., hauptsächlich durch den Hafen von Galatz, in den im letzten Jahre 185 Schiffe eingelaufen sind. Bis jetzt findet man in beiden Fürstenthümern weder große Handelshäuser, noch Märkte zur Bestimmung der Preise, und Alles geschieht durch Juden und Griechen, die diesen Zustand noch sehr missbrauchen. Aber die Bewegung des Handels ist so bedeutend geworden, daß sich unverzüglich ansehnliche Handelshäuser dort bilden werden.

4) Handel mit Rußland im Jahre 1830.

Die Einfuhr betrug 162,758,000 Fr., die Ausfuhr 255,569,200 Fr. Die Hauptartikel der Einfuhr sind: roher Zucker 53 Mill., rother baumwollen Faden 31 Mill., Wein 9 Mill., Salz 7 Mill., Seidenzeuge 6 Mill., baumwollene Zeuge 7 Mill., Indigo 5 Mill., Kaffee 5 Mill., wollene Zeuge 7 Mill. Die Hauptartikel der Ausfuhr: Getreide 65 Mill., Talg 58 Mill., Flachs 26 Mill., Hanf 17 Mill., Hanfsamen 14 Mill., Hanföl 11 Mill., Holz 7 Mill. u. s. w. Der Handel mit Frankreich betrug: 11,298,200 Fr. Einfuhr aus Frankreich, und 15,600,000 Fr. Einfuhr von dorther.

Vermischte Nachrichten.

Ein französisches Journal bemerkt: Weder eine Zeitschrift in England noch in Frankreich hat unseres Wissens ein vollständiges Verzeichniß von Sir Walter Scott's Schriften gegeben. Ein solches bietet eine merkwürdige Uebersicht dieses so thätigen Lebens: 1799 Göz von Berlichingen von Goethe, übersetzt. 1 B. — 1802 Minstrelsy of the Scotish Border. 3 vols. — 1804 Sir Tristram 1 vol. — 1805 The lay of the last Minstrel 1 vol. — 1806 Ballads and lyrical poetry. 1 vol. — 1808 Marmion. 1 vol. — The works of Dryden, 18 vols. — 1809 Papers and Letters of Sir Ralph Sadler, 2 vols. — Collection of Papers of Lord Somers 13 vols. 4. — 1810 The poetical Works of Miss Seward 3 vols. — The Lady of the Lake. 1 vol. — 1811 The Vision of Don Roderick. 1 vol. — 1813 Rockeby 1 vol. — 1814 The Works of Swift 19 vols. 8. The Battle of Waterloo. Guy Mannering 3 vols. 12. — 1816 The Antiquary 3 vols. 12. Tales of my Landlords, First Series. The Black Dwarf und Old mortality 4 vols. 12. — 1817 Rob Roy 3 vols. 12. — 1818 Tales of my Landlord, Second Series: The Hearth of Mid-Lothian. 4 vols. 8. — 1819 Tales of my Landlord. Thirth Series: The Bride of Lammermuir und die Legende of Montrose. 4 vols. Provincial Antiquities and Picturesque Views of Scottland. 4 vols. 4. Poëms etc. of P. Carey. 1 vol. 8. — 1820 Ivanhoe. 3 vols. 12. The Monastery. 3 vols. 12. The Abbot. 3 vols. 12. — 1821 Kenilworth. 3 vols. 12. — 1822 The Pirate. 3 vol. 12. Lord Nigel. 3 vols. 12. Halidown Hill. 1 vol. 8. — 1823 Peveril of the Peak. 4 vols. 12. Quentin Durward. 3 vols. 12. — 1824 Saint Ronan's Well. 3 vols. 12. Redgauntlet. 3 vols. 12. — 1825 Tales of the Crusaders: The Bethrothed und The Talisman. 4 vols. 12. — 1826 Woodstock 3 vols. 12. — 1827 Chronicles of the Canongate, First Series. 2 vols. 12. Life of Napoleon. 9 vol. 8. — 1828. Anne of Geyerstein, Third Series of the Chronicles of the Canongate. 3 vols. 12. Memoirs of Madame la Rochejaquelein. 1 vol. 8. Letters from Malachi Malegrowther on the Public Funds. 1 vol. 8. Tales of a Grandfather on the History of Scottland, First Series. 3 vols. 18. — 1829 Tales of a Grandfather, etc. Second Series. 3 vols. 18. Sermons by a Layman. 1 vol. — 1830 The Ayrshire Tragedie. 1 vol. 8. Tales of a Grandfather etc. Third Series. 3 vols. 8. — 1831 Tales of a Grandfather etc. Fourth Series. 4 vols. 8. Letters on Demonologie. 1 vol. 8. Last Series of the Chronicles of the Canongate. 4 vols. 8. — Hiezu müssen noch gezählt werden vier Bände in Prosa, enthaltend biographische Notizen, Versuche u. s. w. die ursprünglich in der britannischen Encyklopädie eingerückt worden waren; ferner die vom Dichter für die verschiedenen Reviews geschriebenen Artikel, die gleichfalls nicht weniger als vier Oktavbände bilden würden; während der vier letzten Jahre hat er außerdem bei Durchsicht seiner Werke noch bei 6 Bände Noten und Vorreden dazugeschrieben.

•

Bei Rochester, einer der bedeutendsten Städte des Staates New-York, sieht man noch die Trümmer einer hölzernen Brücke, über den Fluß Genesee, die man die „Clydebrücke" nannte, und die vor ihrem Verfalle eines der merkwürdigsten Bauwerke dieser Art in Europa und Amerika war. Diese Brücke bestand aus einem einzigen Bogen, der 352 Fuß in der Länge maß, und vom Spiegel des Flusses an gerechnet 196 Fuß in der Höhe hatte. Diese Brücke war 732 Fuß lang und 30 breit, und obgleich die ganze Struktur 130,000 Fuß Holz enthielt, so war sie doch durch die Hände von nur 20 Arbeitern, in einem Zeitraum von nicht mehr als 9 Monate zu Stande gekommen. Der Doktor Harrison, der diese Brücke vor zwei Jahren sah, gibt davon folgende Beschreibung: „Mein Weg führte mich an das Ende des Brückenbogens, der über den Genesee gesprengt war. Der Strom tosete unter mir in einer Tiefe von 90 Fuß und die eine Hälfte des Bogens wölbte sich noch über meinem Haupte, man hätte sagen mögen, er schwebte in der Luft; während ich auf den Felsen mir gegenüber Stücke halbverfaulter Balken, zerbrochenes Sparrenwerk und ungeheuere hölzerne Strebepfeiler erblickte, die alle in furchtbarer Verwirrung durcheinander lagen. Nichts läßt sich mit der Schönheit, den eleganten Verhältnissen und der Pracht des halben Brückenbogens vergleichen, der noch übrig ist. Seine sinnreiche Construktion, seine kolossalen Verhältnisse, seine schwindelnde Höhe und die großartige und malerische Landschaft umher, erfüllten die Seele mit Staunen und Bewunderung. Auf der linken Seite des Ufers sieht man das Gewässer eines kleinen Bergstromes in Wasserfällen über steile Felsen herabstürzen, und die Waldungen, die von allen Seiten den Hintergrund des Gemäldes bilden, und die furchtbaren Felsen, die ihre schwarzen Schatten in den Spiegel des Flusses werfen, geben dem ganzen einen Charakter von Schwermuth und Wildheit, daß der Wanderer die Trümmer des Riesenbaues, die über seinem Kopfe schweben, eher für das Werk gewaltiger Zauberkräfte, als menschlicher Hände halten möchte."

•

Die Garde des türkischen Großherrn hat jetzt ein vollständiges europäisches Musikkorps, dessen Leitung Donizelli, der Bruder des bekannten Opernkompositeurs, führt. Der Sultan, über die Fortschritte erstaunt, die die türkischen Musikanten unter Donizelli's Anleitung gemacht, hat ihm bei einer jüngsten Gelegenheit, mit eigenen Händen, den neu gestifteten Orden des Stieres verliehen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 219. 6 August 1832.

Nordamerikanische Ueberlieferungen.

2. Der Indianer und der Jäger.

An einem schönen Abend in den lezten Tagen des Julius sah man einen müden Jäger, so schnell es noch seine Kräfte erlaubten, den schmalen und selten betretenen Fußpfad daherkommen, der von Wincer nach Micford führt. Aus seinen bestaubten und in Unordnung gerathenen Kleidern, wie aus der Bestürzung in seinen Bliken, konnte man schließen, daß er irgend eine wichtige Nachricht bringe. Um diese Zeit wüthete der Krieg für die amerikanische Unabhängigkeit in dem östlichen Theile von Vermont, hatte sich aber noch nicht bis zu der Niederlassung verbreitet, nach der er jezt seine Schritte lenkte, und die an den Ufern des Tontoo liegt, westlich von den grünen Bergen, deren Kette diesen Staat von Nord gegen Süd durchschneidet.

Die Einwohner von Micford waren schon vor einigen Tagen durch die Nachricht in Unruhe und Bestürzung gesezt worden, daß die Indianer in ihrer Nachbarschaft, und an deren Spize ihr gefürchteter Häuptling Chinchusa, sich der britischen Sache angeschlossen, der sie selbst feindlich gesinnt waren. Nun brachte ihnen dieser Jäger, der Fisher hieß, auch noch die traurige Neuigkeit, daß Wincer, eine noch größere Niederlassung, als die ihrige, von den Wilden zerstört worden sey. Fisher erzählte, er sey bei den Gräueln dieser Verwüstung, die von einem furchtbaren Gemezel begleitet war, Augenzeuge gewesen. Chinchusa hatte mit seiner Horde die Einwohner, die sich Dessen nicht versahen, überfallen, die Häuser in Brand gesteckt und Alle, die in seine Hände fielen, oder den Flammen zu entrinnen versuchten, erschlagen. Fisher selbst war mit einem der Ansiedler nur mit genauer Noth entkommen, und von Chinchusa und mehrern Indianern eine weite Streke durch die Wälder verfolgt worden; sein Gefährte strauchelte unglüklicherweise, indem er über einen umgestürzten Baum sprang, wurde von den Indianern eingeholt und ermordet.

Ganz Micford kam sogleich in geschäftige Bewegung, und einmüthig wurde Fisher gewählt, Alles was er zur Vertheidigung dienlich erachte, anzuordnen. Jedermann legte nun Hand an, die Niederlassung, so gut es ging, und die Kürze der Zeit es erlaubte, zu befestigen. Um die Annäherung ihrer schlauen Feinde früher wahrzunehmen, ließ Fisher vor allen Dingen das Niederholz, das sich von Micford bis an den Saum eines nahen Waldes erstreckte, sorgfältig wegschaffen, und eine Schildwache auf einer hohen Ulme, die innerhalb der Niederlassung stand, die Gegend überspähen. Dann wurde die einzige Straße, die der Ort hatte, verbollwerkt und die Häuser außerhalb des Pfahlwerkes der Niederlassung abgebrochen. Obgleich die ganze Bevölkerung vom ersten Strahl des Tages an zu arbeiten begonnen hatte, in der Hoffnung, noch vor Einbruch der Dunkelheit, wo man auf einen Angriff gefaßt seyn mußte, fertig zu werden; so war doch die Sonne bereits untergegangen, ohne daß sie die nöthigsten Befestigungen vollends zu Stande gebracht hatten. Fisher hatte sich für die Nacht die Wache auf dem Baume vorbehalten, und schon konnte sein Blik kaum mehr die finstere Nacht durchdringen, die sich über die Gegend lagerte. Sorgenvoll war sein Auge eine Zeit lang über Micford hin und her gestreift, als er an den ostwärts gelegenen Befestigungen ein Licht flimmern sah. Da er es aber Anfangs für die Laterne der Schildwache hielt, die dort aufgestellt war, so wurde er dadurch nicht sogleich beunruhigt, bis er bemerkte, daß es zu einer kleinen Flamme anwuchs. Bevor Fisher auf den Baum gestiegen war, hatte er streng befohlen, daß alle Feuer ausgelöscht werden sollten, und er glaubte nun keinen Augenblick mehr zögern zu dürfen, den Einwohnern das Allarmzeichen zu geben. Er schoß daher seine Büchse ab, und stieg eiligst vom Baume herab.

Als er den Boden erreicht hatte, begegneten ihm mehrere Einwohner, denen er ihm zu folgen befahl; sie rannten nach dem Orte, wo er das Licht gesehen hatte, und fanden, daß die Pallisaden in Brand gesteckt waren. Anfangs argwöhnten sie noch nicht, daß es von den Indianern geschehen sey, als sich aber Einer der Stelle näherte, um den Schaden zu untersuchen, fiel aus dem Walde ein Schuß, der ihn tödtlich verwundete. Da es indeß nöthig war, die Flamme zu dämpfen, so befahl Fisher einigen beherzten Männern, die dem Feuer zunächststehenden Pfähle auszureißen, um es nicht weiter um sich greifen zu lassen, und dann einige Baumstämme vor die Oeffnung zu wälzen. Während man damit beschäftigt war, machten die Indianer auf einer entgegengesezten Seite einen wüthenden Angriff, den man nur mit genauer Noth zurükschlug. Zum Glücke trat in diesem Augenblicke der Mond hinter dem dunkeln Gewölke hervor, das ihn verdeckt hatte, und die Amerikaner, die bis jezt nicht gewußt hatten, wohin sie hauptsächlich ihre Gegenwehr richten sollten, sahen deutlich ihre Feinde vor sich. Die

Indianer verloren dabei den großen Vortheil, die Ansiedler bei dem Scheine des Feuers zu sehen und auf sie zu schießen, ohne selbst gesehen zu werden. Die Einwohner, Fisher an ihrer Spitze, machten nun durch die entstandene Öffnung des Pfahlwerkes einen Ausfall und stürzten sich auf die Indianer, die eines so schnellen Angriffes nicht gewärtig, eine Strecke weit zurückgetrieben wurden. Chinchusa sammelte jedoch seine Indianer wieder, und führte sie von Neuem in den Kampf, wodurch nun ihrerseits die Ansiedler, an Zahl schwächer als ihre Feinde, genöthigt wurden, sich hinter ihre Befestigungen zurückzuziehen. Da indeß die Indianer bei diesem Gefechte Viel gelitten hatten, so verfolgten sie ihren Vortheil nicht weiter und ließen ihren Gegnern Zeit, die schadhaft gewordenen Befestigungen wieder auszubessern.

So sehr die größere Anzahl der Einwohnerschaft ihr ganzes Vertrauen auf Fishers Anordnungen gesetzt hatte, so gab es in der Niederlassung doch auch Leute, die jede Gelegenheit ergriffen, seinen Planen entgegenzuhandeln. Unter diesen befand sich insbesondere ein junger Mann, Namens Dirson, der, wie man sagte, Fisher um die Stelle des Anführers beneidete. Sein unkluges Benehmen war ihm sowohl von dem Jäger, als von den ältern Leuten der Niederlassung ernstlich verwiesen worden; allein er entschuldigte sich, indem er sagte, er sehe nirgends eine Gefahr, und wolle sich nicht länger innerhalb der Niederlassung einsperren lassen. Fisher hatte nämlich die Ansiedler ersucht, sich nicht über die Befestigungen hinauszuwagen. Fisher erwiderte ihm, wenn er durchaus darauf bestehe, hinauszugehen, so könne er ihm nicht verwehren, Dieß auf seine Gefahr zu thun; indeß warnte er ihn vor Chinchusa, der, wenn auch in seinem ersten Angriff zurückgeschlagen, doch sicherlich in der Nähe auf jeden Ansiedler laure, den er einzeln treffen könne.

Dirson machte sich am nächsten Morgen nach dem Wald auf, hatte aber kaum den Saum desselben betreten, als er in vollem Laufe wieder erschien, verfolgt von Chinchusa, den man von den übrigen Indianern leicht an dem hohen Federbusch unterschied, den er auf dem Haupte trug. Chinchusa flog windschnell hinter ihm drein; allein schon war Dirson auf Schußweite an die Pallisaden herangekommen, und die Ansiedler schöpften Hoffnung, daß es ihm noch zu entkommen gelingen werde, als sein Verfolger seine Flinte anlegte und ihn niederschoß. Fisher, der mit gespanntem Blick jede Bewegung Beider beobachtet hatte, fuhr rasch mit der Flinte auf, feuerte und schoß Chinchusa, der sich wieder dem Walde zugewendet hatte, eine Feder vom Kopf. Als die Indianer, die im Walde verborgen lagen, Dieß sahen, stießen sie ein furchtbares Geheul aus, und stürzten, den wüthenden Chinchusa an ihrer Spitze, auf die Verschanzungen los, die sie zu ersteigen suchten, wurden aber tapfer zurückgeschlagen.

Mehr als Alles fürchteten übrigens die Ansiedler Hungersnoth, und Fishers Sinnen und Denken war nun darauf gerichtet, ihr zuvorzukommen. Da Misford an dem Ufer des Tontoo lag, der den westlich gelegenen Theil der Ansiedlung bespülte, so schlug er den Einwohnern vor, den Fluß hinabzufahren, und in einer tiefer gelegenen Niederlassung Vorräthe und Verstärkung zu holen. Da Niemand dagegen eine Einwendung zu machen hatte, so bestieg Fisher Abends ein Boot, und fuhr in möglichster Eile und Stille den Fluß hinab, ohne, wie er glaubte, vom Feinde bemerkt worden zu seyn. Nachdem er die ganze Nacht gefahren war, und am Morgen den Ort erreicht hatte, wo er landen mußte, so lenkte er nach einer kleinen Bucht, die von Bäumen verdeckt war, und band sein Boot unter Gebüschen, die es dem Auge entzogen, an einen Baumstamm. Dann nahm er seine Waffen zu sich, und schickte sich an, seinen Weg zu Fuß fortzusetzen, als er auf dem Fluß mehrere Stimmen hörte. Leise schlich er sich nach dem Rande der Einfahrt, und sah zwei Kanoes mit Indianern eiligst den Strom herabkommen. Da er die indianische Sprache verstand, so entnahm er aus ihren Gesprächen, daß in der Nacht ein Scheinangriff auf Misford gemacht worden sey, um die Entfernung dieser Truppe zu verbergen. Dann schlug Einer vor, sich am Ufer in Hinterhalt zu legen, worauf sie genau dem Gebüsche zuruderten, wo Fishers Kahn verborgen lag. Da er einsah, daß er keine Zeit zu verlieren übrig habe; so versteckte er sich in einen Sumpf, wo er von dem Röhricht vollkommen verborgen wurde. Kaum hatte er sich hier verkrochen, als er seine Feinde ein Geschrei des Staunens ausstoßen hörte, als sie das Boot fanden, und deutlich konnte er vernehmen, welche Muthmaßungen sie über den Weg anstellten, den er genommen haben konnte; die Einen waren der Meinung, er sey nach Kasord, die Anderen, er sey nach Moark gegangen. Nach einiger Berathung theilten sie sich in zwei Truppen, von denen jede nach einer der benannten Niederlassungen sich auf den Weg machte.

(Schluß folgt.)

Bruchstücke aus einer Reise in Sibirien.

(Fortsetzung.)

Man kann sich nichts Sanfteres, Leutseligeres denken als die Gesichter und den Ton dieser Chinesen. Ich rauchte einige Pfeifen mit ihnen, wodurch sie sich sehr geschmeichelt fanden, denn diese Lazaronis sind aus den niedrigsten Volksklassen und man mischt sich nur selten in ihre Gesellschaft. Sie fragten uns, ob wir Ziani seyen, diesen Namen geben sie den Europäern. Wir antworteten, wir seyen Chundi, was auf Mongolisch „Rothköpfe" heißt, eine Benennung, mit der man in China die Engländer bezeichnet. Zufällig hatten zwei Personen unsrer Gesellschaft etwas hochblonde Haare, man glaubte uns also aufs Wort; ich hingegen, dessen Kleidung und Aussprache mehr einen Sibirier verriethen, galt für einen russischen Bedienten, der die Chundi als Dolmetscher begleitete. Diese Herren trugen schottische Mäntel, die einiges Aufsehen machten, sonst aber zogen wir die Neugierde der Nikani nicht besonders auf uns. Ein Einziger nur befühlte unsere Kleider und fragte beständig: „Was kostet das? Wie viel Rubel begehrt man dafür?" Er wollte einen unsrer Mäntel kaufen, denn es sey Dieß, wie er sagte, ein recht hübsches Kleidungsstück.

Da wo die beiden Hauptstraßen von Maimatschin sich kreuzen, steht ein hölzerner Thurm, dessen Untermauern ein Viereck mit vier Thoren bilden, durch welche beide Straßen gehen. Auf diesem Würfel ruht ein achteckiger Thurm mit chinesischem Dach, wie man es oft auf den Pavillons unsrer Gärten sieht. Da wo die Untermauer aufhört, ist eine Geländereinfassung, von der herab die

Lamas, wie ich glaube, den Untergang der Sonne und das Aufgehen des Mondes verkünden, und von der Spitze des Daches bis zum Gelander herab, laufen lange Seile mit papierenen Laternen und bunten Flaggen. Jede der acht Seiten des Thurmes ist mit einem Götzenbild von abenteuerlicher Gestalt bemalt, mit grünen, rothen, gelben oder blauen Thiergesichtern, Teufelskrallen u. s. w., welche an die mexikanischen Götzen erinnern, die in dem Tempel Montezumas gefunden wurden. Uebrigens ist dieser Thurm kein Tempel und die Götzenbilder dienen bloß zur Verzierung. Auf den Kreuzstraßen findet man kleine Kapellen mit offenen Eingängen, in deren Innern einer der mongolischen Götter oder irgend einer ihrer zahllosen Heiligen, mit den gewöhnlichen kleinen Schalen voll geweihten Wassers, aufgestellt ist. Abends werden auf dem Altar rothe Kerzen und eine eigene Art, wie Bleistifte geformte Räucherkerzen angezündet, die, wie mir scheint, aus Spänen von Cedern- oder anderm wohlriechendem Holz verfertigt werden und wie die unsrigen sich selbst verzehren; doch enthalten sie keinen Salpeter und knistern während des Brennens nicht. Diese mongolischen Kapellen sind für die untern Volksklassen und für die mongolischen Kameltreiber bestimmt, die aus dem Innern des Landes Theesendungen überbringen. Die Mandschus, die nach Maimatschin kommen, die Regierungsbeamten z. B. und die großen Kaufleute, finden ebenfalls Tempel ihrer Religion. An festlichen Tagen, wie der gegenwärtige, mischt sich der Geruch des chinesischen Pulvers mit dem der erwähnten Räucherkerzen, denn jeden Augenblick werden in den Höfen der Häuser kleine Raketen losgelassen. Ueber den wesentlichen Bestandtheil der Wohlgerüche des Landes weiß ich leider nichts Näheres; es herrscht aber hier ein ganz eigener Nationalgeruch (wie Napoleon von Corsika bemerkte und wie alle Fremde die nach Rußland kommen, wahrzunehmen Gelegenheit haben) und das ist der der Chinesen selbst. Wenn ich in Kiachta zu Kaufleuten kam, so wußte ich auf der Stelle, und ohne mir Rechenschaft geben zu können warum, ob vor einiger Zeit Chinesen von Maimatschin bei ihnen gewesen waren oder nicht. Die Russen fanden meine Bemerkung sehr richtig und schrieben diesen Geruch dem Genuß der Zwiebeln zu, die von den Chinesen sehr gern gegessen werden.

Vom Untergang der Sonne wird man durch den Schall der Pauken und durch Pistolenschüsse, die in den Höfen der Häuser losgebrannt werden, in Kenntniß gesetzt. Dann ist für Europäer kein Bleiben mehr in Maimatschin und die Russen dürfen nur an gewissen Festtagen die Abende dort zubringen. Ich sprach noch einige Vorübergehende an, erhielt aber, jedoch mit ihrer gewöhnlichen Höflichkeit, keine andere Antwort als: „Paschol" (Geht eures Wegs), wobei sie mit der Hand nach dem Thore hinzeigten, wo man China verläßt.

Am 18 Februar nahmen die Feste von Maimatschin eigentlich ihren Anfang und an diesem Tage gab der Sargutschei große Tafel. Nach russischer Rangstufenleiter gehörte der Sargutschei etwa zur siebenten Klasse, hier aber ist er eine höchst wichtige Person. Seine Gewalt in Maimatschin ist fast unumschränkt; er entscheidet alle Prozesse und urtheilt alle Verbrechen ab, mit Ausnahme derjenigen, die mit dem Tode bestraft werden, über die er Bericht nach Urga zu erstatten hat, eine 180 Werste von Maimatschin, auf der Straße nach Peking gelegene Stadt, die der Sitz eines Generalgouverneurs ist. Die Organisation der chinesischen Regierung ist vollkommen dieselbe, wie in Rußland. Die Handelsverträge werden zwischen dem Gouverneur von Irkutsk und dem von Urga abgeschlossen, und gerade während unserer Anwesenheit waren einige russische Beamte nach Urga gesandt worden, die eine große Depesche in Mandschu-Sprache mit nach Irkutsk zurückbrachten. Wie gern hätte ich sie begleitet, um in China einige astronomische Beobachtungen anstellen zu können, allein jeder Versuch der Art wäre vergebens gewesen. Nur zwei Dolmetscher dürfen, wie Dieß gewöhnlich durch besondere Verträge ausdrücklich bestimmt wird, die russischen Beamten begleiten, und wissenschaftliche Reisen werden in China so ungern gesehen, daß, als Kawalevski die Gesandten nach Urga als Dolmetscher begleitete, die chinesischen Soldaten der Bedeckung zwar höflich, aber auf das Bestimmteste das Schreiben unterwegs verboten, so daß er seine Bemerkungen nur bei Nacht niederschreiben konnte. Kawalevski ist ein Gelehrter von Kasan, der in Irkutsk die mongolische Sprache studirt. Wenn man die Schwierigkeiten einer Reise in diesem Lande kennt, so findet man erklärlich, warum der Pater Hyacinth und Timkowski ihren so werthvollen Beschreibungen von China auch nicht eine einzige Berechnung beifügten, denn ein Reisender darf sich sehr glücklich schätzen, wenn ihm die Chinesen nur den Gebrauch seiner Augen gestatten. Beide Beschreibungen sind das Ergebniß der letzten kirchlichen Mission nach China, die durch einen seltsamen Umstand veranlaßt wurde. Zwei tausend mongolische Chinesen hatten nämlich im Jahr 1680 ein russisches Gränzdorf mit ungefähr hundert Einwohnern angegriffen, die letztern, die wahrscheinlich die Feindseligkeiten veranlaßt hatten, durch Hunger gezwungen, sich gefangen zu geben, und sie nach Peking geführt. Die Nachkommen derselben machten sich im Lande seßhaft, und der Wunsch sie bei dem christlichen Glauben zu erhalten, war die offizielle Veranlassung der russischen Missionen, die nun von zehn bis zehn Jahren sich erneuern, und Gelegenheit geben, China binnen kurzer Zeit vollständig kennen zu lernen. Timkowski's Werk ist in alle europäische Sprachen übersetzt worden; ob dem Pater Hyazinth dieselbe Ehre widerfuhr, ist mir unbekannt *) und doch ist sein Werk das wichtigere, aus dem Timkowski Vieles ausgeschrieben hat.

*) Hr. Klaproth hat eine französische Uebersetzung seines Werkes herausgegeben.

(Fortsetzung folgt.)

Jeremias Bentham.

(Nekrolog.)

Jeremias Bentham starb am 6 Juni. Die Welt verlor in ihm einen der größten Lehrer seiner Zeit, einen Mann, der unter allen Menschen, die bis zu seinem Todestage lebten, auf das Glück und die Wohlfahrt seines Vaterlandes nicht minder ausgedehnten und ausdauernden Einfluß übte, als auf das menschliche Geschlecht überhaupt, und der, ohne je an der Spitze der Verwaltung zu stehen, durch die Richtung, die er seinen Zeitgenossen gab, in gewisser Hinsicht selbst jetzt noch auf unmittelbare Weise die Angelegenheiten seines Landes leitet. Es wurde ihm das glückliche Loos, das nur wenig Sterblichen zu Theil wird, am Ende seiner langen und ehrenvoll zurückgelegten Lebensbahn noch Vieles von Dem, was er gesäet, zur Reife gelangt zu sehen, und mit der Ueberzeugung zu sterben, daß das Uebrige in kurzer Zeit zu voller Entwicklung gelangen werde.

Es ist jetzt noch nicht an der Zeit, den vollen Kreis seiner Wirksam-

keit zu ermessen, und die Resultate seiner Thätigkeit nach ihrem ganzen Umfange würdigen zu können. Der Werth eines solchen Lebens für die Menschheit, der eben erst recht bemerkbar zu werden anfängt, wenn es endigt, wird immer fühlbarer werden, je fähiger die Menschen werden, die Hand, die sie leitet, anzuerkennen. Es wird nicht an Gelegenheit fehlen, daran zu erinnern, was auch die Philosophie ihm verdankt, wenn Alles, was seit zehn Jahren in englischer Politik und Gesetzgebung geschehen ist, und Alles, was in weitern zwanzig Jahren noch geschehen wird, seinen Namen und seine Verdienste mit lauter Stimme Allen verkünden wird, die den Einfluß der öffentlichen Meinung auf die Ereignisse und den eines großen Geistes auf die öffentliche Meinung zu beurtheilen wissen. Einige Bemerkungen hierüber dürften um so mehr an ihrer Stelle seyn, als sie dazu beitragen, Benthams Wirken in das gehörige Licht zu stellen.

Zuvörderst muß man erwägen, in welchem Zustande sich Rechtswissenschaft, Gesetzgebung und Philosophie der Jurisprudenz und Gesetzgebung befanden, als Bentham seine Laufbahn begann. Alle demals in der Welt bestehenden Gesetzsysteme, vor Allem aber jenes, unter dem er aufgewachsen war, glichen einem dichten Walde, durch den noch kein Pfad gehauen war; es waren unförmliche Massen, in deren Zusammensetzung die Vernunft nur wenig zu thun gehabt hatte; eine Anschwemmung zahlloser rechtlicher Bedenken und vererbter Rechtsformen, ohne Sinn und innern Zusammenhang, gegründet auf die rauhen Sitten eines Zeitalters, das rücksichtlich der Gesetzgebung noch weit barbarischer war als in mancher andern Hinsicht; eine unendliche Menge größeren und kleineren Flickwerkes, womit man die schadhaft gewordenen Stellen überklebt hatte, bis endlich ein ungeheurer Klumpen daraus wurde, den zuletzt der schärfste Verstand und das eisernste Gedächtniß nicht mehr zu fassen vermochte. So war das Gesetz in der Praxis beschaffen; nicht besser stand es um die Theorie. Und wie konnte es auch anders seyn; denn diese Theorie bestand entweder aus nichts als technischen Prinzipien, die man aus den bestehenden Systemen, die größtentheils ohne alle logische Verbindung zusammengesetzt und nur in der Absicht aufgestellt waren, um einzelnen, durchaus heterogenen Materialien doch einen Anschein von Zusammenhang zu geben, abgeleitet hatte, oder aus weitschweifigen, dunkeln und unbestimmten Gemeinplätzen, die willkürlich a priori aufgestellt, und Naturrecht oder Prinzipien des Naturrechts genannt wurden.

In diesem Zustande befand sich die Rechtswissenschaft, und daß sie so war, befremdet in der That weit weniger, als das abergläubische Vorurtheil, mit dem man sie, troß ihrer Mängel, aufrecht hielt und verehrte. Das englische Volk hatte sich selbst und auch einen großen Theil der übrigen Welt überredet, daß die englischen Gesetze, so wie Bentham sie vorfand, der Triumph des menschlichen Verstandes seyen. Daß Dieß keineswegs der Fall sey, war eine politische Ketzerei, die Niemand kühn genug war auszusprechen; selbst an die englische Konstitution durfte sich, wenn es mit Bescheidenheit geschah, der Tadel wagen, aber ja nicht an die englischen Gesetze; über diese und die Gerichtshöfe stimmten Whighs, Tories und Demokraten, wann immer die Rede darauf kam, in unbedingter Bewunderung überein, und an ihrer Vortrefflichkeit zu zweifeln, wäre für eine weit größere Abgeschmacktheit gehalten worden, als die Lehre von dem Gesetz der Schwerkraft zu bestreiten.

Dieses Vorurtheil hatte seinen Scheitelpunkt erreicht, als Bentham sich mit dem Studium der englischen Gesetze beschäftigte, um als praktischer Rechtsgelehrter seinen Unterhalt zu verdienen. Allein er fand bald, daß er die gewählte Bahn nur dann mit Ehren betreten könne, wenn er zu einer gänzlichen Umgestaltung dieser Gesetze Hand anlege. Es ist ungemein merkwürdig, jetzt, am Ende seines Lebens, einen Blick auf seine erste, vor mehr als einem halben Jahrhundert erschienene Schrift: „Fragmente über Verwaltung“ (Fragment on governement) zu werfen, in der schon damals, ebenso wie in seinem letzten Werke, die volle, feste Ueberzeugung ausgesprochen wurde, daß der blinde Glaube an die Vortrefflichkeit der englischen Gesetze eine entwürdigende Abgötterei sey; daß dieselben, weit entfernt, für ein Meisterstück des Scharfsinns gelten zu können, vielmehr den menschlichen Verstand erröthen machten, und daß es eine, jedes weisen und edlen Mannes würdige Lebensaufgabe sey, sie mit der Wurzel ausrotten zu helfen. Dieß war nun das Werk, dem Bentham sein Leben widmete, und würdig hat er es vollendet. Das Ungeheuer hat von ihm die Todeswunde erhalten. Vieler seiner Glieder beraubt, schleppt es sich noch fort, und wird sich vielleicht noch einige Jahre hinschleppen, aber nie wird es wieder erstehen; schnell geht es seinem Grab entgegen.

Bentham hat nun fast sechzig Jahre diesen Kampf gekämpft, und zwar den größten Theil dieser Zeit hindurch ohne Unterstützung eines andern Menschen, die etwa ausgenommen, die Dumont ihm dadurch leistete, daß er seine Ideen ins Französische übersetzte; und selbst ohne eine lange Zeit hindurch irgend ein menschliches Wesen für seine Meinung gewinnen zu können. Er versuchte jede nur mögliche Angriffsweise; er bekämpfte den Feind mit allen Waffen und auf allen Punkten; bald griff er das Ganze, bald die einzelnen Sätze an, bald bekämpfte er das Uebel, indem er es in seiner ganzen Blöße zeigte, bald dadurch, daß er es mit dem Guten in Vergleich stellte. Sein Muth und seine Ausdauer trugen endlich den Sieg davon. Einige der einflußreichsten Männer an der Spitze der öffentlichen Angelegenheiten wurden überzeugt und überzeugten wieder Andere, bis endlich die englischen Gesetze als systematisches Ganzes allgemein aufgegeben wurden, und alle denkenden Köpfe, selbst unter den Advokaten, einstimmig sich dahin vereinigten, daß man sie in ihrer Urverfassung weder beibehalten, noch selbst bei Begründung neuer Gesetze sich der alten Materialien bedienen könne. Hier sind jedoch nur die alten technischen Ausdrücke und Distinctionen verstanden; denn die wesentlichen Bestandtheile des einen oder andern Gesetzsystems müssen, so fern sie nützliche und unverwerfliche Verordnungen enthalten, nothwendig bestehen bleiben.

Bentham war bei dieser wichtigen Umwälzung der eigentliche Hebel; er gab den Impuls, der alle übrigen in Bewegung setzte. Doch Bentham war nicht bloß Zerstörer. Gleich Allen, die ein falsches System nicht von den bloßen Resultaten, sondern in den Grundprinzipien angreifen, legte er auch, indem er das alte Gebäude niederriß, den Grund zu einem neuen. Es galt ihm als unerläßliche Pflicht, nur dann erst das Bestehende anzugreifen, wenn man vollkommen darüber im Klaren sey, was an seine Stelle gesetzt werden müsse. Diesem positiven Werthe seiner Spekulationen über die Philosophie der Gesetzgebung im Allgemeinen, dankt er hauptsächlich den größten Theil seines Ruhms, denn nur durch sie ist er seinen Lesern außerhalb England, also der größern Anzahl, bekannt, und von diesen auch weit mehr, als selbst in seinem Vaterlande gewürdigt worden. Mehrere der wichtigsten Zweige der Rechtswissenschaft, die in dem Augenblicke, wo er sich ihrer Bearbeitung unterzog, in einem eben so zerrütteten Zustande waren, als fast alle übrigen, sind von ihm so erschöpft worden, daß es fast scheint, als habe er künftigen Forschungen nichts mehr zu thun übrig gelassen. Dieß ist vorzüglich in Bezug auf die einzelnen Fächer der Prozedur, das Beweisverfahren, die Begründung des richterlichen Urtheils 2c., der Fall; was für Verbesserung der Straftheorie noch zu thun war, hat er ebenfalls gethan. Für die Civilgesetzgebung, die Grundlage aller übrigen Gesetze, ist indeß von ihm zwar nur weniges geschehen, und er hat hierin noch Vieles zu thun übrig gelassen; allein seine Verdienste in dieser Hinsicht sind dennoch von unschätzbarem Werthe, weil er die äußersten und unmittelbaren Gränzen des bürgerlichen Gesetzes schärfer, als es bisher geschehen war, bestimmte, die Vorzüge der geschriebenen und systematischen Gesetze entwickelte, das Mangelhafte der gewöhnlichen juristischen Sprache in der englischen Jurisprudenz erwies, die angehenden Rechtsgelehrten vor dem Doppelsinn warnte, der oft in ihr liegt, und sie an eine bestimmtere, logisch geordnete Nomenklatur gewöhnte.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

In den Bevölkerungstabellen der Vereinigten Staaten, die von dem Staatssekretär des Innern bekannt gemacht worden sind, findet man die Bevölkerung in drei Klassen getheilt: Sklaven, farbige freie Menschen und weiße Menschen. So bestände denn selbst in diesen demokratischen Staaten eine Aristokratie und noch dazu die wunderlichste, die es wohl je gegeben hat — die Aristokratie der Haut!

*

In Ancona hat man die päpstliche Exkommunikationsbulle an einem Ballon, auf welchem die Worte standen: „Rendiamo al cielo quel che è del cielo,“ befestigt, eine Luftfahrt machen lassen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 220. 7 August 1832.

Bruchstücke aus einer Reise in Sibirien.

(Fortsetzung.)

Die Bekanntschaft mit Herrn Goieckowski, Zolldirektor zu Troizko-Sawsko, verhalf uns zu der besondern Auszeichnung zu der Tafel des Sargutschei geladen zu werden. Gegen 11 Uhr langten die vornehmsten russischen Zollbeamten, von zwei Dolmetschern begleitet, in Kiachta an, und wir drei Ziani waren ebenfalls, und zwar in großer Galla, von der Gesellschaft. Zuerst wurden einige Besuche bei den vornehmsten russischen Kaufleuten abgestattet, und dann verfügte man sich zu Fuß nach Maimatschin und in die Wohnung des Sargutschei. Als wir u·s dem Hause näherten, trafen wir auf der Straße eine Gesellschaft vermummter Personen, die mit musikalischen Instrumenten einen heillosen Lärm machten. Dieß war die Schauspielertruppe von Maimatschin. Bei diesem entsetzlichen Orchester sahen wir eine hölzerne Trommel in Gestalt eines Fasses, Cymbeln, Stücke Holz, die als Kastagnetten dienten, und mehrere der auch bei uns unter dem Namen Tamtam bekannten metallnen Scheiben, die mit einem Stabe geschlagen werden. Viele von den Schauspielern waren als Frauen verkleidet, in Maimatschin gibt es nämlich keine Weiber, und führten ihre Rolle wirklich recht gut durch; ihr Kopfputz bestand aus Perücken und langen Haarflechten von schwarzer Seide und um die Täuschung noch größer zu machen, hatten sie die Stirn mit Locken, unsern altmodischen glatt tapirten Seitenwuckeln ähnlich, bedeckt. Sie trugen keine Larven, waren aber im Gesicht auf groteske Weise mit weißen, schwarzen und rothen Streifen geschminkt; einige hatten sich Brillen und Knebelbärte und einer sogar eine Sonne auf das Gesicht gemalt, von der sein Mund den Mittelpunkt bildete. Ueberdieß trug dieser letztere noch eine Feder auf dem Kopf, im chinesischen Schauspiel das Abzeichen eines Geistes oder Gespenstes; ein anderer war mit einem goldenen Helm geschmückt, genug um in ihm einen Krieger zu erkennen, und andere hieben sich beständig mit einem Stock nach den Beinen, was in der Kunstsprache des chinesischen Theaters bedeutet, daß sie Reiter vorstellten. Diese Allegorien wurden mir von den Russen erklärt, die hänglich in dieselben eingeweiht waren, da sie bei jeder Feierlichkeit solche Verkleidungen und Schauspiele sahen, die bei chinesischen Festen niemals fehlen dürfen. Maimatschin hat seine stehende Schauspielergesellschaft, deren Mitglieder bloß ihrer Kunst leben. In Shakespeares Sommernachtstraum enthalten sich die Künstler, die sich dem Theater widmen, des Knoblauchs, allein hier zu Lande essen die Schauspieler viel Knoblauch und bleiben dennoch Künstler; Dieß wurde ich empfindlich gewahr, als ich mich einer der Pseudodamen näherte, um ihr durch Zeichensprache ein wenig den Hof zu machen. Ich improvisirte auf diese Weise eine Rolle im Stück, und hatte alle Ursache zu glauben, daß den Zuschauern eine solche Freiheit gestattet sey; denn die Schöne wollte mich auf der Stelle umarmen und von diesem Augenblick an war der arme Ziani, mit seiner Brille auf der Nase, das Stichblatt der Schauspieler. Zur Hälfte wenigstens war ich, da die Brille bei einer solchen Mummerei eine Hauptrolle spielt, ebenfalls maskirt und die Reiter kamen meinen Gläsern, so oft sie an mir vorüber galopirten, mit ihren Stöcken ziemlich nahe. Ich konnte aus dem Sinn der Pantomime, die ich vorstellen sah, nicht klug werden, vielleicht hatte sie auch gar keinen, was aber immer wiederholt wurde, war Folgendes. Die ganze Truppe ging in Einer Reihe, mit langsamen, gemessenen Schritten im Kreis herum, indem sie mit ihren Instrumenten ein Tutti staccato machte und nach jeder Note und jedem Schritt, im Chor eine Sylbe eines Rezitativs sprach. Nach mehreren Rundgängen dieser Art folgte dem Adagio der Musik ein wildlärmendes Allegro, unter dessen Begleitung die ganze Gesellschaft auf den Fußspitzen im Kreis herumsprang; nur einige Schauspieler ließen sich in der Mitte des Kreises nieder und führten Gauklerkünste und Kraftstücke auf. Endlich beschlossen die Schauspieler ihren Tanz und stellten sich an die Spitze der kleinen Versammlung, um uns unter der Musik ihrer hölzernen Instrumente nach der Wohnung des Sargutschei zu begleiten, wo sie unter dem großen Thor des Palastes stehen blieben und während der Mahlzeit Tafelmusik machten. Wir drängten uns nun durch eine Menge Chinesen, die uns zum Gruß die Hand drückten und gelangten endlich in den Festsaal, wo wir von unserm Wirth empfangen wurden.

Das Vestibüle des Palastes ist mit einem flachen hölzernen Dach bedeckt, das von drei Säulenreihen getragen wird. Die Thüre des Vorgemaches führt unmittelbar in das Vestibüle, und aus dem Vorgemache gelangt man in den Speisesaal. Die Mauern des Gebäudes sind von Holz, da zwischen Rußland und China ein Vertrag besteht, der jeden Bau von Steinen auf den Gränzen beider Reiche untersagt. Indeß wird in Kiachta dennoch ein Bazar von Steinen gebaut; ich weiß nicht ob Dieß eine Freiheit

ist, die man sich herausnimmt, oder ob es Ausnahmsweise unter besonderer Uebereinkunft statt findet. Die Fenster dieses Palastes laufen von der Thür des Vorzimmers an, bis zur Hälfte des Speisesaals, der ein rechtwinkliges Viereck bildet, ohne Unterbrechung fort; auch an zwei andern Stellen der Mauer sind Fenster angebracht und dennoch sind die Gemächer düster, weil das platte Dach des Vorhauses stark vorspringt und das Licht benimmt. Die Fensterscheiben bestehen, wie die der russischen Bauern, aus Frauenglas; in den Häusern der Kaufleute hingegen wird ihre Stelle durch viereckige Stücke Papier ersetzt, in deren Mitte sich eine kleine, runde, durchsichtige Scheibe von Frauenglas befindet. Diese papiernen Fenster sind durch diagonal laufende Querleisten befestigt und von Rahmen umgeben, die, wie alles chinesische Hausgeräthe, sehr zierlich gearbeitet sind. Der Sargutschei saß dem Eingang des Saales gegenüber, auf einem an der Wand stehenden Sopha und ich nahm sogleich von dem ihm zunächst stehenden Armsessel Besitz, um mit ihm plaudern zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Nordamerikanische Ueberlieferungen.

2. Der Indianer und der Jäger.

(Schluß.)

Fisher wartete, bis sie sich entfernt hatten, und nachdem es ihm gelungen war, den Sumpf zu durchwaten, eilte er in gerader Richtung nach Moark, um dort vor seinen Feinden anzulangen, die den gewöhnlichen Weg eingeschlagen hatten. Die Sonne neigte sich zum Untergange, als er die Niederlassung erreichte. Die Einwohner hatten kaum seinen Bericht vernommen, als sie einstimmig sich bereit erklärten, dem bedrängten Mieford zu Hülfe zu eilen. Es wurde beschlossen, noch diesen Abend aufzubrechen, sobald Fisher etwas ausgerastet. Dieser machte indeß die Ansiedler von Moark auch mit dem Plane der Indianer bekannt und schlug vor, man solle sie zu überfallen und sich ihrer Boote zu bemächtigen suchen, die zur Fortschaffung der Lebensmittel benützt werden konnten. In dieser Absicht schlug man die gewöhnliche Straße ein, in der Hoffnung, den Indianern zu begegnen; allein diese hatten auf dem Wege keine Spur von Fisher gefunden, und waren zurückgekehrt, ohne weiter gegen Moark vorzurücken. Als man dem Landungsplatze näher kam, schlich Fisher sich bis zur Stelle, wo er am Morgen im Verstecke gelegen war, um zu erspähen, ob sie bereits wieder aufgebrochen, oder ob die andere Streifpartie von Kasord schon zurückgekehrt sey. Zu seiner größten Freude konnte er bemerken, daß sich beide Abtheilungen noch nicht vereinigt hatten. Auf Händen und Füßen kroch er vorsichtig zu seinen Gefährten zurück, berichtete, was er gesehen, und theilte ihnen seine Meinung mit, wie der Angriff zu bewerkstelligen sey. Während ein Theil die Indianer zu Lande angriff, sollten diejenigen Ansiedler, die gut schwimmen konnten, den Fluß herabschwimmen bis zur Bucht, wo die Kanots lagen, sich derselben bemächtigen, und den Wilden so die Flucht unmöglich machen. Diesem Vorschlage wurde von Allen beigestimmt; sie warfen ihre Bündel ab, und Fisher führte sie bis an den Saum des Röhrichts, von wo aus er geradezu auf die Indianer losging, nachdem er Denen, die sich der Kanots bemächtigen sollten, gemessenen Befehl gegeben, nicht eher zum Vorscheine zu kommen, bis sie den Kampf begonnen hörten.

Kaum waren diese Vorkehrungen getroffen, als man schon das Geschrei der Indianer vernahm, die den Feind entdeckten und sich zur Gegenwehre anschickten. Diejenigen, die den Fluß hinabzuschwimmen beauftragt waren, sprangen sogleich ins Wasser, und Fisher befahl der einen Hälfte seiner Leute, ihm zu folgen, der andern aber durch das Niederholz fortzukriechen, und nicht eher Feuer zu geben, bis sie ihre Kameraden im Begriffe sehen würden, sich der Kanots zu bemächtigen; hiedurch würden jene wahrscheinlich in den Stand gesetzt werden, die Kanots unangefochten aus dem Bereiche der Indianer zu bringen, während er versuchen wolle, die Aufmerksamkeit derselben von dort abzulenken.

Durch das Röhricht und die Gebüsche stürzte er nun mit seinen Leuten auf die Indianer los, und in wenigen Augenblicken standen sie nur einige Schritte weit von ihren Feinden, die ein unaufhörliches Feuer unterhalten hatten, was jedoch wenig Schaden anrichtete, da die Amerikaner durch die Bäume gedeckt wurden. Einige Indianer eilten jedoch nach den Kanots, um diese in Verwahrung zu halten; als sie aber einige der herbeigeschwommenen Ansiedler schon in denselben erblickten, während andere im Begriffe waren, sich hineinzuschwingen, geriethen sie fast vor Wuth in Wahnsinn, und stießen ein gellendes Geschrei aus, indem sie zugleich ihre Tomahawks nach ihren Feinden schleuderten; allein in ihrer wilden Hast zielten sie so unsicher, daß diese furchtbaren Würfe entweder über die Köpfe ihrer Gegner hinausschwirrten, oder in die Kanots fuhren, aus denen die Amerikaner, die zu ihrer Vertheidigung nichts als die Ruder und ihre Messer hatten, diese Waffen eiligst loszureißen bemüht waren. Dieser ungleiche Kampf würde indeß nicht von langer Dauer gewesen seyn, wenn nicht in diesem Augenblicke das Feuer aus den Gebüschen einige der Angreifer zu Boden gestreckt hätte, wodurch der Muth Derer, die in den Kanots waren, so gesteigert wurde, daß sie sich auf ihre Feinde stürzten, und sie von den Booten zurückschlugen, die sofort unverzüglich vom Ufer abgestoßen wurden. Einige Indianer sprangen dessen ungeachtet noch in den Fluß, und versuchten die Kanots umzustürzen, wurden aber meist mit den schweren Ruderstreichen niedergeschlagen. Nur Ein Boot war von einem Indianer ergriffen und augenblicklich umgestürzt worden, wodurch Alle, die sich darin befanden, kopfüber ins Wasser fielen; und kaum waren sie wieder auf der Oberfläche zum Vorscheine gekommen, als sie von ihren, in Raserei versetzten Feinden mit furchtbarem Grimm angefallen wurden. Indeß hatten die Amerikaner, die hinter den Gebüschen im Verstecke lagen, wieder geladen, und gaben ihren Feinden eine neue Ladung, wodurch beide Theile ungefähr an Zahl gleich wurden.

Während Dieses vorging, hatten Fisher und seine Leute einen verzweifelten Kampf zu bestehen; sie waren genöthigt worden, zu ihrer Vertheidigung sich der Kolben ihrer losgebrannten Gewehre zu bedienen, während ihre weit vortheilhafter bewaffneten Feinde noch durch jene Verstärkung erhielten, die von dem Flusse zurückgetrieben worden waren; und schon begannen die Amerikaner zurückgedrängt zu werden, als auch ihre Kameraden aus dem Hinterhalte hervorrückten, die Indianer umringten, und da sie sich nicht gefangen geben wollten, Alle bis auf den letzten Mann niedermachten.

Nachdem so die eine Abtheilung ihrer Feinde aufgerieben war, beschloß man hier sich in Hinterhalt zu legen, und die Rückkehr der Uebrigen zu erwarten. Kaum war man mit der Wegräumung der Leichen fertig geworden, und in die umliegenden Gebüsche versteckt, als die andern Indianer von ihrem Streifzuge gegen Kaford zurückkamen. Ohne die mindeste Gefahr zu ahnen, waren sie dem Hinterhalt auf Schußweite nahe gekommen, als ein mörderisches Feuer von allen Seiten losbrach, und sie bestürzt über Hals und Kopf nach den Wäldern zurückflohen. Die Amerikaner luden nun ihre Bündel in die Kanots, und kamen glücklich am folgenden Morgen zu Micford an, wo sie von den, beinahe schon an Fishers Rückkehr verzweifelnden Einwohnern mit Jubel empfangen wurden. Die Ansiedler hatten inzwischen bei den unablässigen Angriffen Chinchusas bedeutend gelitten; da sie aber jetzt durch die aus Moark erhaltene Verstärkung ihren Feinden an Zahl beinahe gleich waren, so beschlossen sie, nicht länger sich angreifen zu lassen, sondern, sobald Chinchusa aus den Wäldern hervorkomme, einen Ausfall zu machen, und ihm wo möglich den Rückzug dahin abzuschneiden. Nachdem man sich hierüber verständigt hatte, warteten Alle mit Ungeduld auf einen neuen Angriff Chinchusas, der auch gegen Mittag erfolgte, wobei die Indianer sich wie gewöhnlich mit größter Wuth auf die Verschanzungen stürzten. Sogleich rückte eine Schaar der Belagerten auf einer entgegengesetzten Seite der Niederlassung ins Feld, und indem sie einen weiten Umweg machte, gelang es ihr beinahe, Chinchusa von den Wäldern abzuschneiden. Zeitig genug bemerkte dieser die Gefahr, stieß einen Schrei der Ueberraschung aus, und rannte mit den Indianern, die zunächst um ihn waren, nach dem Walde zurück, wohin ihm auch zu entkommen gelang, während jene von seinen Leuten, die sich abgeschnitten und keinen Ausweg sahen, in Verzweiflung auf ihre Feinde losstürzten, um wenigstens nicht ungerächt zu fallen. Die Ansiedler, statt sich damit zu begnügen, sie aus der Ferne niederzuschießen, eilten in der Hitze ihrer Kampfbegier ihnen entgegen, um mit ihnen handgemein zu werden. Vergebens hatte Fisher sie zurückzuhalten gesucht; allein, da er sah, daß sie nicht mehr zu bändigen waren, so strengte er nun auch alle Kräfte an, den kühnen Angriff so nachdrücklich als möglich zu machen, indem er den Ansiedlern zurief, nirgends die kleinste Lücke zu lassen, durch die Einer von ihren Feinden entrinnen könnte, vor Allem aber mit den Indianern sich nicht in einen so nahen Kampf einzulassen, wo Körperkraft und Gewandtheit entscheidet, denn hierin sowohl, als in Führung des Messers und Tomahawks, waren Letztere den Europäern bei Weitem überlegen. Allein Einige mißachteten seinen Rath, warfen ihre Gewehre weg, zogen ihre Messer und waren augenblicklich mit ihren verzweifelten Feinden im nahesten Handgemenge, wurden aber eben so schnell zu Boden geworfen, und büßten ihre Unvorsichtigkeit mit dem Leben. Die Uebrigen, hiedurch gewarnt, bedienten sich mit Erfolg ihrer Gewehrkolben, und schlugen Alles zu Boden, was sich ihnen entgegenstellte. Einige der Indianer wußten jedoch durch geschickte Wendungen den Streichen auszuweichen, unterliefen ihre Gegner, und blieben dann meistentheils Sieger. Fisher, der bis jetzt Alles vor sich niedergeworfen hatte, führte einen gewaltigen Kolbenschlag nach einem Indianer, mit dem er zu fechten kam; dieser sprang beiseite, der Streich ging daneben, und die Flinte flog ihm aus der Hand. Sogleich war ihm sein Gegner auf dem Leibe, und kaum hatte er so viel Zeit, mit einer Hand den Indianer zu packen und mit der andern sein Messer zu ziehen. Beide rangen nun miteinander und fielen zu Boden, wo sie mit Anstrengung ihrer letzten Kräfte im Grimme der Verzweiflung sich wälzten. Endlich gelang es dem Indianer, seinen Gegner unter sich zu bringen, und schon würgte er ihn mit eiserner Faust an der Kehle, und schwang sein Messer, um ihm den Gnadenstoß zu geben, als Fishers Messer mit furchtbarer Gewalt unter der Achsel des Indianers eindrang, der einen Schrei des Schmerzens ausstieß, noch eine Bewegung machte, seinen Feind zu ermorden, dann aber entseelt zurückstürzte. Die wenigen Indianer, die noch übrig, durch Anstrengung erschöpft und von der Mehrzahl ihrer Gegner übermannt, ergaben sich endlich der Gnade der Sieger und wurden entwaffnet nach Micford in Gewahrsam gebracht.

Die siegreichen Ansiedler machten sich nun zur Verfolgung Chinchusas und der übrigen Indianer auf, und drangen unter Fishers Anführung in die Wälder ein. Nachdem sie eine Strecke weit in großer Eile vorgerückt waren, ohne irgend Etwas zu gewahren, wodurch sie auf die Nähe ihrer Feinde hätten schließen können, stieß einer von ihnen plötzlich ein Geschrei aus, und rief, daß er einen Indianer kaum zehn oder zwanzig Schritte von ihnen im Dickicht habe verschwinden sehen. Fisher befahl nun Einigen, ihre Gewehre in das Gebüsch abzufeuern; worauf sie eine Zeit lang warteten, ob nicht etwa Einer ihrer Feinde zu fliehen versuchen werde; allein da sie Niemand zum Vorschein kommen sahen, so rückten sie wieder vor; als plötzlich ein Schuß fiel, dessen Kugel Fishers Gewehr traf. Kaum hatten sie sich von der Ueberraschung erholt, als eine Menge Schüsse auf sie abgefeuert wurden, und Einer der Ansiedler todt zu Boden stürzte. Die Amerikaner wendeten sich nach der Seite, woher das Feuer kam und sahen ihre Feinde eben in voller Flucht nach dem tieferen Dickicht des Waldes. Nun säumten aber auch sie nicht, ihnen eine Ladung nachzusenden, wodurch zwei Indianer getödtet und mehrere verwundet wurden, was sie aus den Blutspuren abnehmen konnten, die sie am Boden sahen. Gewarnt durch diesen unvermutheten Angriff, ließ Fisher nun einige seiner Truppe einzeln vorangehen, um nicht abermals in einen Hinterhalt zu fallen. Je weiter sie vorrückten, desto deutlicher zeigten sich die Blutspuren an den umgestürzten Baumstämmen, so daß sie jeden Augenblick mit ihren Feinden zusammen zu treffen gefaßt seyn mußten. Plötzlich aber hörten diese Spuren auf und man sah sich verlegen um, wohin man nun die Verfolgung richten sollte, als Fisher an der Rinde einiger nahe stehender Bäume Blutflecken sah und da er in die Höhe blickte, bemerkte er in den Zweigen mehrere Indianer, die ruhig auf ihn und seine Gefährten angeschlagen hatten. Sogleich sprang er hinter einen Baum und rief auch seinen Kameraden zu, ein Gleiches zu thun; Einige derselben aber verstanden ihn nicht sogleich, schauten noch umher und wurden auf der Stelle von den Bäumen herab niedergeschossen. Allein nun begannen die Amerikaner ein Feuer, durch das Einer um den Anderen aus den Zweigen herabgeschossen wurde. Indeß hatten sie noch nicht wieder geladen, um ihren Streifzug fortzusetzen, als ungefähr zwölf Indianer aus dem Dickicht hervorsprangen, auf eine Entfernung von wenigen Schritten ihre Gewehre abschossen, wodurch mehr als die Hälfte der Ansiedler kampfunfähig gemacht wurde, und

dann auf die übrigen mit ihren Tomahawks losstürzten. Einchusa griff mit einem Geheul der Wuth Fisher an, der sich mit seinem Flintenkolben zu vertheidigen suchte, bald aber von seinem verzweifelten Gegner mehrere Wunden erhielt; indeß glitt der Häuptling bei einem wüthenden Streich, den er nach dem Kopfe seines Gegners führte, aus und wurde von Fisher durch einen Kolbenschlag zu Boden gestreckt. Als die andern Indianer ihren Häuptling fallen sahen, rannten sie mit der Schnelligkeit der Hirsche in den Wald hinein; allein nur wenige entkamen, um zu ihren Wigwams die Nachricht der Niederlage zu bringen, die sie an den Ufern des Tontoo erlitten hatten.

Vermischte Nachrichten.

Oporto, wo Don Pedro Portugals Boden betrat, ist nächst Lissabon, die wichtigste und größte Seestadt von Portugal. Die Römer nannten sie Portus Gallorum. Sie liegt vier Meilen von der Mündung des Douro und 174 engl. Meilen nordöstlich von Lissabon. Oporto ist der Sitz eines Bischofs, hat 5 bis 6000 Häuser und 50,000 Einwohner. Es zählt sieben Kirchen, zwölf Klöster und neun Hospitäler, von denen eines 900 Waisen nährt. Ferner gibt es hier ansehnliche Seiden-, Töpferwaaren- und Hutmanufakturen. Der Hafen ist sehr geräumig und sicher, und die Einfahrt nur bei gewissen Winden, wegen der vielen Scheeren und der hochgehenden See gefährlich. Das Kastell von St. Joao de Foz vertheidigt ihn. Es laufen jährlich mehr als 500 Schiffe ein, von denen die meisten fremde Handelsschiffe sind. Der Handel war daher hier sehr bedeutend, nicht bloß mit den vormaligen portugiesischen Kolonien, sondern auch mit England, Holland und andern Seestaaten. Die Ausfuhr bestand meist in brasilianischen Waaren, Weinessig, Branntwein und Weinen. Der Handel mit ersterem hat, seit Brasilien sich unabhängig erklärte, ziemlich abgenommen; die berühmten Portweine aber machen noch immer einen bedeutenden Handelszweig aus, obgleich nicht die Hälfte der Weine, die man gewöhnlich so nennt, Oporto gesehen hat. Die Einfuhr schätzte man auf 600,000 Pf. Sterling. Die Ausfuhr auf mehr als 800,000. England war bei diesen Handel am meisten betheiligt; doch litt derselbe unter Don Miguels Tyrannei bedeutend. Villa Nova liegt Oporto gegenüber, am Douro, über den eine Brücke dahin führt; es ist eigentlich eine Vorstadt von Oporto und zählt 2000 Einwohner.

•

Herr Michael Chevalier, Vorsteher des saintsimonistischen Kultus, gibt in französischen Blättern die Beschreibung eines saintsimonistischen Leichenbegängnisses, bei welcher Gelegenheit „die Familie“ zum erstenmale ihren Berg, d. h. ihre Wohnung auf Ménil-montant, verließ. Es war der saintsimonistische Apostel Talabot, ein junger Mann von angesehener Familie, der von der Cholera hinweggerafft, und von ihnen zur Erde bestattet wurde. Die Leiche war den Tag vor dem Begräbnisse in einem Saal ihrer Wohnung, in ihrem Apostelkostüme, auf einem Paradebette ausgestellt worden; wobei in einem anstoßenden Gemach ein Sängerchor von Saintsimonisten, hinter einem Gazvorhange, von Zeit zu Zeit Gesänge und Gebete vernehmen ließ. Am folgenden Morgen wurde der Todte unter einem Sargtuche, worauf sein Name geschrieben stand, im Garten ausgestellt. Nachmittags vier Uhr wurde die Leiche von den Saintsimonisten auf den Leichenwagen gehoben, auf dem sich die symbolische Weste der Gesellschaft und ihre Fahne, mit den Worten: „Talabot apôtre,“ befanden. Hinter dem Wagen folgten vier Gläubige (Fidèles) aus Paris. Dann kamen zwei von den Aposteln, die Talabot am meisten liebte, von Eichthal und Lambert, von denen der Eine den Gürtel, der Andere die Filzmütze (la toque) des Verblichenen trug. Vier Saintsimonisten mit Hacke und Schaufel folgten; denn sie wollten das Grab selbst graben, um zu beweisen, „daß sie alle Arbeiten, selbst die widerlichsten, mit eigenen Händen verrichten.“ Hierauf kam die ganze saintsimonistische Familie, die Neophyten, voran; dann der Vater Enfantin von mehreren Oberen der Gesellschaft umgeben, zuletzt einige fünfzig saintsimonistische Frauen, denen sich ein Zug von Saintsimonisten aus Paris angeschlossen hatte. Alle trugen den kurzen blauen Ueberrock, die weiße, hinten zugeknöpfte Weste (diese Weste ist für sie das Symbol der Association, weil man sie nicht ohne fremde Beihülfe anlegen kann!!) und das weiße Beinkleid. Alle trugen lange Bärte, Kopf und Hals entblößt. Der Zug bewegte sich in großer Ordnung, unter Zulauf einer großen Volksmenge, nach dem Leichenacker. Am Grabe angelangt, stellte sich die saintsimonistische Familie in zwei Gruppen zur Rechten und Linken des Vaters Enfantin auf, und der saintsimonistische Prediger Barrault hielt die Leichenrede, worin er eine kurze Lebensgeschichte des Verblichenen gab, der früher Substitut des Staatsprokurators zu Dreux gewesen war; er rühmte seinen warmen und ritterlichen Charakter, den großen Einfluß, den er auf die Bekehrung der Schüler der polytechnischen Schule übte u. s. w. Diese Rede wurde an mehreren Stellen von religiösen Gesängen der Saintsimonisten unterbrochen. Vater Enfantin besonders zog durch seine Statur sowohl, als durch seine langen schwarzen Haare, und seinen dichten Bart Aller Augen auf sich. Nachdem die Saintsimonisten das Grab wieder geebnet hatten, zogen sie, wie sie gekommen waren, nach Ménil-montant unter Absingung des sogenannten „Appel,“ zurück.

•

Die Auflagen, die in England auf der Literatur lasten, sind außerordentlich drückend, und zugleich eben so unpolitisch als ungerecht. Es wird durch sie die Volksbildung gehindert, und oft verschlingen sie den ganzen Gewinn einer achtbaren Klasse der bürgerlichen Gesellschaft, wie sie überhaupt nicht im Verhältnisse mit den Artikeln stehen, von denen sie erhoben werden. Einer neuerlich, in einer der ersten Buchhandlungen von London angestellten Untersuchung zufolge, fand sich, daß von hundert dreißig Werken, die herausgekommen waren, fünfzig nicht die Kosten gedeckt hatten; von achtzig Werken, welche die Kosten deckten, erlebten nur dreizehn eine zweite Auflage; aber bei den meisten derselben warf dieselbe nicht den mindesten Gewinn ab. Im Durchschnitte läßt sich annehmen, daß unter einer gegebenen Anzahl von Werken ein Viertheil nicht die Kosten deckt, und daß von acht bis zehn Büchern nur eines mit Gewinn wieder aufgelegt werden kann. Was die Flugschriften und Broschüren betrifft, so ist es gewiß, daß nicht eine derselben unter fünfzig die Kosten deckt. Die zwölf Exemplare, welche von jedem neu erscheinenden Werke an die Staatsbibliotheken abgegeben werden müssen, sind für alle Werke überhaupt eine Last; insbesondere aber für Prachtwerke, die mit Zeichnungen, Karten, Kupferstichen u. s. w. ausgestattet sind, ein wahres Verderben. Ueberdieß sind die Bibliotheken, an welche diese zwölf Exemplare abgeliefert werden müssen, nicht einmal alle öffentlich; mit Ausnahme des britischen Museums *) sind es bloße Privatanstalten, die gewissen Körperschaften oder Anstalten gehören, und nur den Mitgliedern offen stehen. Man verlangt von dem Schriftsteller oder Verleger, daß er ein Exemplar seines Buches den Mitgliedern der Advokateninnung von Edinburg, ein Anderes den Mitgliedern der Advokateninnung in Dublin, ein anderes jeder Universität verabfolgen lasse! In jedem andern Lande ist in dieser Beziehung die Gesetzgebung dem Buchhandel günstiger. In Amerika, Preußen, Sachsen, Bayern wird bloß ein Exemplar von jedem erscheinenden Werke für die Staatsbibliotheken gefordert; in Frankreich und Oesterreich zwei, in den Niederlanden drei.

•

Herr Sylvestre de Sacy ist an Saint Martins Stelle, zum Inspektor der orientalischen Druckerei ernannt worden, was er schon im Jahre 1814 gewesen war.

---

*) Das britische Museum in London ist der große Nationalschatz von Alterthümern und Merkwürdigkeiten. Dieses im Jahre 1753, durch eine Parlamentsakte ins Leben gerufene Institut, enthält gegenwärtig reiche und zahlreiche Sammlungen von Handschriften, Druckwerken, Skulpturen, Kunstgegenständen, Naturseltenheiten u. s. w. Die Manuskriptensammlung ist vielleicht die zahlreichste und kostbarste von Europa, und kann sich mit der vatikanischen und jener der königlichen Bibliothek in Paris messen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 221. 8 August 1832.

Lander's Entdeckungsreisen auf dem Niger.

9. Yauri. — Arglist des Sultans. — Noth der Reisenden. — Rückkehr nach Bussa.

Yauri ist ein großes, blühendes, und wohl in sich abgeschlossenes Königreich. Es wird gegen Osten von Haussa, gegen Westen von Borgu, gegen Norden von Cubbie, gegen Süden durch das Königreich Nuffie begränzt. Die Herrschaft ist erblich und rein despotisch. Indeß wurde der vorige Sultan wegen seiner allzugrausamen Gewaltthätigkeiten von seinen Unterthanen vertrieben, und der gegenwärtige Beherrscher regiert schon neun und dreißig Jahre. Der Sultan von Yauri hat ein starkes Heer auf den Beinen, das schon einigemal die Angriffe der Felatahs mit Erfolg zurückgeschlagen haben soll, und bei Ankunft der Lander beschäftigt war, die Bewohner von Engarski, einer Provinz von Yauri, zum Gehorsam zurückzuführen, da dieselben, durch strenge Maßregeln des Sultans aufgebracht, die gewöhnlichen Abgaben zu entrichten verweigerten. Die Stadt Yauri ist von einem erstaunlichen Umfange, und so volkreich, als irgend eine dieses Kontinents, oder wenigstens des Theiles desselben, den die arabischen Kaufleute zu besuchen pflegen. Der Wall derselben, obgleich nur aus Lehm, ist vortrefflich, und mag gegen zwanzig oder dreißig englische Meilen im Umfange haben. Acht große, und nach Art des Landes stark befestigte Thore führen in die Stadt. Die Einwohner verfertigen eine grobe Sorte Schießpulver, die jedoch die beste, und wahrscheinlich auch die einzige ist, die in diesem Lande zubereitet wird. Außerdem verfertigen sie sehr niedliche Sättel, Baumwollentuch u. s. w., und bauen Indigo, Tabak, Zwiebeln, Weizen und verschiedene andere Getreidearten, so wie eine ungeheure Menge Reiß von vorzüglicher Güte. Deßgleichen treiben sie Viehzucht, und besitzen Pferde, Rinder, Ziegen u. s. w. Allein ungeachtet dieser Industrie gehen sie dennoch sehr dürftig gekleidet, haben wenig Geld, und klagen stets über ihre Noth. Unter bequemen Schirmdächern wird täglich ein unbedeutender Markt gehalten, wo die obengenannten Erzeugnisse zum Verkauf ausgestellt sind.

Die wohlhabenden Weiber, die Geld und Zeit genug zum Putze haben, tragen ihr Haar sehr kunstreich geflochten, und mit Indigo blau gefärbt; auch ihre Lippen sind mit gelber oder blauer Farbe geschminkt, was ihnen bei ihren schwarzen Gesichtern ein abscheuliches Aussehen gibt. Des Hennah bedient man sich zu Yauri wie überall, und die reichsten Weiber wenden diese prächtige Farbe in verschwenderischem Uebermaß an. Die gestoßenen Blätter dieser Pflanze werden zur Färbung der Zähne, der Finger- und Zehennägel gebraucht; für letztere bereitet man davon eine Art Pflaster, das man die Nacht über auflegt, und am Morgen abnimmt. Die ärmeren Weiber machen von diesem Putze, zur Erhöhung ihrer natürlichen Reize, keinen Gebrauch, wahrscheinlich jedoch mehr aus Dürftigkeit als aus Abneigung, und schmücken sich nur mit einigen Tatuirungen.

Das Wohngebäude des Sultans, wie die Häuser der meisten wohlhabenden Einwohner ist zweistöckig, und plumpe finstere Stiegen von Lehm führen in das obere Stockwerk hinauf, das meist hoch, und wie das Erdgeschoß mit Thüren versehen ist, durch die man bequem, ohne sich bücken zu müssen, eintreten kann. Das Hauptgebäude ist in Gestalt der Cuzie rund, doch haben die Einwohner auch viereckige Häuser. Sonderbar mag es vielleicht scheinen, daß die Einwohner von West- und Mittelafrika, und vielleicht auch die des nördlichen, den Fußboden und die Wände ihrer Hütten mit einer Auflösung von Kuhmist in Wasser zwei- bis dreimal des Tages, oder so oft sie es zur Hand haben, befeuchten. Allein so unangenehm dieß den Geruchsnerven der Europäer ist, so erhält dieß Verfahren das Innere der Wohnungen doch eben so kühl, als sie dunkel sind. Zwischen den einzelnen Häusergruppen von Yauri sind bedeutend große Felderstrecken als Zwischenräume gelassen, auf denen das Vieh weidet, oder Garten- und Feldfrüchte gebaut werden. Eben so sieht man innerhalb des Walles eine Menge Palmen, Micadanen, Dattelbäume u. s. w.; letztere jedoch, obgleich von sehr üppigem Wachsthume, tragen keine Früchte. Der Palmbaum bildet überhaupt eine Hauptzierde des Nigerufers, und nimmt an Menge zu, je weiter man den Fluß aufwärts steigt.

Zwei Tage nach ihrer Ankunft begaben sich die Lander nach der Wohnung des Sultans, die in einem großen Gebäude oder vielmehr aus einer Gruppe von mehreren Gebäuden besteht, die von einem hohen Wall eingeschlossen sind. Durch einen niedern Gang, der aus Pfeilern gebildet und so dunkel wie eine unterirdische Höhle war, gelangten sie in einen großen viereckigen Hof, wo sie aus der Menge hin und her rennender Diener auf die Nähe des Sultans schließen konnten. Nachdem sie hier lange hatten warten müssen, wurden sie endlich in einen zweiten viereckigen Hof eingeführt, wo sie den Beherrscher von Yauri auf einem einfachen Teppiche, unter jedem Arme einen Polster, und vor ihm eine schöne messingene Pfanne

aufgestellt, erblickten. Sein Aussehen war nicht nur armselig, sondern auch ungemein schmutzig. Es war ein dicker, ziemlich bejahrter und jovialer Mann, der zwar in seinem Gesicht einen Ausdruck von herrischer Strenge hatte, aber doch die ganze Unterredung über ein gutmüthiges Lächeln blicken ließ. Nur zuletzt schien er darüber etwas ungehalten zu werden, daß Lander bei seiner ersten Reise, auf der Rückkehr von Sakkatu nach der Küste, ihm nicht seine Ehrfurcht bezeigt hatte. Lander suchte sich zu entschuldigen, indem er vorgab, seine Waarenvorräthe seyen damals so erschöpft gewesen, daß er sich dem größten Fürsten dieses Landes nicht zu nähern gewagt habe, aus Furcht, ihm keine würdigen Geschenke überreichen zu können. Allein der Sultan runzelte die Stirne und sagte, auch ohne Geschenke bringen zu können, hätte es die erste Pflicht und Sorge der Fremden seyn müssen, ihm ihre Ehrfurcht in Yauri zu bezeigen. Indeß schien der ganze Zorn des Sultans nur angenommen, um seine Verlegenheit zu verbergen, in die er sichtlich gerieth, als ihn Lander fragte, warum er die dem Kapitän Clapperton zugesagten Papiere Mungo Park's, die, wie er vorgegeben hatte, in seinem Besitze seyen, nicht ausgeliefert habe. Park hatte übrigens Yauri gar nicht besucht, sondern unterhalb der Stadt bei einem Dorfe des Nigerufers angelegt, von wo aus er dem Sultan einige Geschenke, unter Anderm einen Säbel und eine Doppelflinte übersandt hatte, die jetzt Lander gegen ein Jagdgewehr eintauschte. Der Sultan hatte sich aber gegen Clapperton das Ansehen gegeben, als seyen Bücher und Schriften des verunglückten Reisenden in seinen Händen, um von ihm größere Geschenke herauszulocken, und dieselbe List beobachtete er auch gegen die Lander, die jedoch mit solchem Ernst in ihn drangen, daß er endlich durch einen alten Araber, der bei ihm die Stelle eines Premierministers vertrat, wenn man es so nennen kann, auf das Feierlichste betheuern ließ, daß er nie im Besitze von Schriften der weißen Männer gewesen sey, die bei Bussa umgekommen.

(Schluß folgt.)

Bruchstücke aus einer Reise in Sibirien.

(Fortsetzung.)

Der Sargutschei zählt ungefähr 50 Jahr, ist groß und hager, und sieht sehr alt aus; er war mit einer Aermelweste und einem Oberkleid von grauem, durchwirkten Seidenzeug bekleidet. Obschon im Zimmer, trug er doch, wie alle Chinesen, seinen schwarzen Winterfilzhut mit rother Quasten und einem weißen Stein auf der Spitze, als Zeichen seines Rangs. Am Daumen seiner rechten Hand hatte er einen Ring mit einem zollgroßen Chalcedon, das Unterscheidungszeichen der Mandschus. Seine Nägel waren nur einen halben Zoll lang, denn er war schon zu alt und zu ernst, um noch den Stutzer zu spielen.

Man nahm jetzt auf Bänken an den vier kleinen, viereckigen Tafeln Platz; die Russen auf der einen, die Chinesen auf der andern Seite. Der russisch-mongolische Dolmetscher stand hinter dem Sitz des Zolldirektors und zwei Offiziere des Sargutschei übersetzten diesem das Mongolische in Mandschusprache, da er nur diese versteht. Die Unterhaltung gerieth nie ins Stocken, und das gewöhnliche Höflichkeitsceremoniel wurde, wie dieß bei Leuten, die sich alle Jahre nur Einmal sehen, nicht anders seyn konnte, von beiden Seiten gewissenhaft beobachtet. Auf jedem Tische befand sich eine runde, pappene Schachtel mit einem Deckel, der abgenommen wurde, sobald Jedermann sich niedergelassen hatte. Diese Schachteln waren in mehrere Fächer abgetheilt, mit einer großen Auswahl von getrockneten Früchten gefüllt und glichen ganz unsern Präsentirtellern, die wir bekanntlich der chinesischen Erfindung verdanken. Die Gäste kosteten so lange sie nur konnten von allen diesen Früchten, weil in China Jeder, der auf guten Ton Anspruch macht, von allen Gerichten essen muß. Mit diesen Früchten ward auch Thee herumgegeben, und für die Europäer befand sich auf der Mitte des Präsentirtellers Zucker. Dann wurde das Zuckerwerk abgetragen und Jedem, als Serviette, ein Blatt weißes Papier, nebst kleinen runden, elfenbeinernen Stäbchen, von der Größe eines Bleistifts vorgelegt, deren man sich als Gabeln bedient. Jeder Gast erhält zwei, man hält beide mit Einer Hand, und führt mit ihnen die Speisen zum Munde, was für einen Fremden mühsam genug ist. Die Tische waren ganz mit einer Menge kleiner porzellanener Schalen bedeckt, von denen jede ein anderes Gericht enthielt, das in sehr feine Stücke geschnitten war, um es desto leichter mit den elfenbeinernen Stäbchen auffassen zu können; der Inhalt aller dieser Schalen war uns ein Räthsel, das nur die mehrjährige Erfahrung unserer russischen Freunde uns einigermaßen lösen konnte. Man kostete sehr schnell von allen diesen Gerichten, keines derselben aber wurde wieder abgetragen, sondern auf die erste Tracht wurden die verschiedenen Porzellanschalen der folgenden pyramidenförmig aufeinander gestellt, und boten uns alle Herrlichkeiten der chinesischen Gastronomie. Sämmtliche Speisen waren sehr fett und jeder Bissen wurde in eine Schale schlechten Weinessigs getaucht, die nie von der Tafel kommt. Nach den ersten Trachten, die aus mehr als hundert Schüsseln bestanden, wurden Pfeifen und chinesischer Rhum herumgereicht, der jedoch nichts weniger als gut ist; man bot uns zugleich, als besonders köstliche Herzstärkung, sibirischen Branntwein der schlechtesten Gattung, den alle anwesenden Chinesen dem Rhum vorzogen. Als man aufgehört hatte, zu rauchen, trug man Suppen von allen möglichen Arten in kleinen porzellanenen Gefäßen auf; dann griff man wieder zur Pfeife und endlich ward die Mahlzeit auf ganz eigene Weise beschlossen, indem man auf jede Tafel dampfende Theekessel, mit glühenden Kohlen darunter, stellte, die aber nicht Thee, sondern Schtschi, die russische Kohlsuppe, enthielten.

Nach der Mahlzeit führte uns der Sargutschei in die seinem Palast zunächst gelegenen beiden mandschu'schen Haupttempel. Im ersten erblickte man im Hintergrund des Heiligthums vier oder fünf menschengroße Götzenbilder, mit den grellsten und schreiendsten Farben bemalt; sie standen auf einer Estrade, und zu ihren Füßen lagen Opfergaben aufgehäuft, als ganze Schafe, Geflügel jeder Art u. dergl. Auf einer besondern Tafel, die am Thor des Tempels, nach der Straßenseite zu stand, waren die Gaben der Gläubigen so aufgeschichtet, daß sie eine Mauer bildeten, die den Eingang versperrte. Eine solche Verschanzung von Eßwaaren hat eine Höhe von fünf bis sechs Fuß und die Zwischenräume sind sorgfältig mit eingemachten Früchten, allen Arten Kuchen und tausend andern Lecke-

reien ausgefüllt, nach denen oft den Priestern nicht wenig der Zahn wässern mag.

Der zweite Tempel hängt mit dem ersten zusammen, seine innere Einrichtung ist dieselbe, nur sind die aufgestellten Götzenbilder von anderer Art. Der erste ist dem Gott des Reichthumes und dem Gott der Pferde geweiht, und im zweiten verehrt man den Gott des Feuers und den Gott der Kühe. Hinter den Statuen dieser Götzen stehen andere, die, wie man uns sagte, ihre Diener vorstellen, von denen Einer ein kleines Pferd und ein Anderer eine Kuh in der rechten Hand hält. Es ist gewiß sehr sinnreich ausgedacht, daß der Gott des Feuers ein brennendrothes Gesicht hat und, um die Durchsichtigkeit der Flamme anzudeuten, in der Mitte des Leibes eine kleine Glasscheibe. Der Gott des Reichthums gleicht dem Priap der Römer, nur ist er mit Zierrathen in chinesischem Geschmacke überladen.

Als wir den Tempel verließen, wandelten wir, von dem Sargutschei geführt, in den Straßen von Maimatschin umher, um die vornehmsten chinesischen Kaufleute zu besuchen. Unser Wirth war von einigen Polizeisoldaten, die mit bogenförmig gekrümmten Stöcken bewaffnet waren, und seinen beiden jungen Dolmetschern begleitet; letztere waren Leute von großem Gewichte, wie man uns sagte; ihr Anzug war sehr ausgesuchter Art und von der Spitze ihrer Hüte hingen lange Zobelschwänze herab, was ihnen höchst lächerlich stand. Als es Nacht wurde, leuchteten uns vier Laternenträger vor, deren buntgestreifte, mit transparenten Inschriften versehene Laternen das Seltsame unsers Zugs noch erhöhten. Diese Laternen, die an langen Stangen getragen wurden, bestanden aus Würfeln, von denen jede Seite anderthalb Fuß im Durchmesser hatte. Voraus gingen die Laternenträger, dann folgten unsre Schauspieler und Musiker, die, da sie vom Morgen an bis jetzt in den Straßen unaufhörlich gesungen und getanzt hatten, ziemlich müde und heiser seyn mußten, und endlich kam der Sargutschei von seinen beiden Dolmetschern begleitet und von den Europäern gefolgt.

Bei allen Kaufleuten, die wir besuchten, wurden ähnliche Mahlzeiten, wie bei dem Sargutschei aufgetragen. Zum Glück verschwanden die Fleischspeisen nach und nach und endlich fanden wir nichts mehr als getrocknete Früchte und Thee auf den Tafeln. Wir machten wenigstens ein Dutzend solcher Besuche; überall verfolgte uns der ewige Refrain: Picha, Picha (trinke, trinke) und so mußten wir denn trinken, weil jeder Kaufmann uns Thee aus seiner Handlung vorsetzte, den wir ohne den Wirth zu beleidigen, nicht ausschlagen durften. Man zählt jetzt mehr als 700 chinesische Familien, deren Namen auf den Ballen, die sie in den russischen Handel liefern, geschrieben stehen, und die Theesorte bezeichnen, die aus ihren Magazinen kommt. Die Kaufleute von Einer Familie verpflichten sich, unter ihrem Namen nur Eine gewisse Qualität von Waare zu liefern, wobei sie sich jedoch nicht für die mehr oder weniger günstigen Ergebnisse der Ernten verantwortlich machen. Diese Familiennamen sind im Handel eine sichere Bürgschaft, denn die chinesischen Kaufleute beobachten, wie die Russen versichern, eine große Redlichkeit. Man studirt diese Namen in Kiachta mit demselben Fleiß, wie wir den Sanskrit; sie werden mit beigefügter russischer Uebersetzung in eigenen Verzeichnissen gesammelt und man lehrt schon die Kinder, sie zu entziffern.

(Fortsetzung folgt.)

Jeremias Bentham.

(Nekrolog.)

(Schluß.)

Benthams Bemühungen beschränkten sich indeß nicht allein auf das Feld der Jurisprudenz oder auf Politik im Allgemeinen, in der sein Name unter den radikalen Philosophen den ersten Rang einnimmt. Seine Arbeiten umfaßten auch die Moral, wenn gleich, in seinen erschienenen Werken wenigstens, nicht mit besonderer Ausführlichkeit; indeß wird er auch hier, so wie in Allem, was er schrieb, mit Nutzen gelesen werden. Mehrere seiner Bewunderer wollten auf den Grund hin, daß er der Erste gewesen sey, der den Grundsatz der Gemeinnützlichkeit als die philosophische Basis der Moralität und der Gesetze aufstellte, Bentham als den Begründer der moralischen sowohl, als der legislativen Wissenschaften angesehen wissen; allein seine Originalität bedarf eines solchen Schmuckes nicht. Ueberdieß bekennt er selbst, die Lehre von der Gemeinnützlichkeit, als Grundlage der Tugend, von Hume entlehnt zu haben, und er wendete sie nur gleichförmiger und in größerer Ausdehnung an, als sein Vorgänger; die Idee selbst aber ist so alt, als die älteste griechische Philosophie. Benthams eigentliches Verdienst, rücksichtlich der Grundlage der Moral, besteht darin, daß er sie mehr als irgend einer seiner Vorgänger von dem Wust vorgeblicher Naturgesetze, Naturrechte und dergleichen reinigte, wodurch die Menschen verleitet wurden, Alles, was mit ihren Neigungen und Gefühlen übereinstimmte, ohne sich sonst weitere Rechenschaft darüber geben zu können, als Vorschrift der Moral anzunehmen.

Die hervorstechendsten moralischen Züge in Benthams Charakter sind: Gerechtigkeitsliebe und Haß gegen jede Art des Truges; und seine merkwürdigsten intellektuellen Vorzüge, ein durchdringender Scharfblick, Klarheit und Bestimmtheit in seiner wissenschaftlichen Sprache, und die Gabe, einen Gegenstand in allen seinen Einzelnheiten zu entwickeln. Nur Wenige kommen ihm an Originalität gleich; er mag wohl in metaphysischer Analysis, an Umfang und Vielseitigkeit der Kenntnisse übertroffen worden seyn, denn er betrachtet einen Gegenstand oft nur von einer oder einigen Seiten, aber er bringt bei dieser einseitigen Beleuchtung meist tiefer in die Sache ein, als Alle, die sie vor ihm von allen Seiten beleuchteten. Allerdings muß indeß diese Halbheit seiner Ansichten bei der sonstigen Genauigkeit, die überall in seinen Werken vorherrscht, auffallen. Eine vorzügliche Ursache dieser Einseitigkeit, in die er zuweilen verfiel, war wohl, daß er sich keiner fremden Hülfsmittel bediente; denn indem er seine eigenen Ideen verfolgte, gab er sich nicht damit ab, die Anderer zu studiren. Bei Jedem andern würde Dieß ein Fehler gewesen seyn; bei ihm jedoch kann man nur sagen, daß er ohne denselben ein um so größerer Mann gewesen seyn würde.

Benthams Styl ist vielfach getadelt worden, und ohne Zweifel macht auch der sehr verwickelte Periodenbau in seinen letzten Schriften es schwer, sie leicht und geläufig lesen zu können, wenn man nicht schon mit ihm vertraut geworden ist. Allein seine früheren Schriften, unter denen mehrere seiner werthvollsten Werke sind, sind nicht allein gänzlich frei von diesem Fehler, sondern sie können auch in Fluß und Zierlichkeit den besten englischen Schriften an die Seite gestellt werden. Glücklich gewählte Ausdrücke finden sich selbst in seinen schwer verständlichen Werken im Ueberfluß, und man könnte sowohl aus seinen frühern, als auch aus seinen spätern Schriften Bände mit ausgewählten Stellen füllen, die in Witz und Beredtsamkeit wohl selten übertroffen werden dürften.

Nur wenigen Menschen fiel ein so glänzendes und beneidenswerthes Loos, als ihm. Während eines Lebensalters, das weit die gewöhnlichen Gränzen überschritt, genoß er einer fast ungetrübten Gesundheit; bei gemächlichem Auskommen war er im Stande, seine ganze Zeit und alle seine Kräfte auf seine Lieblingsarbeiten zu verwenden, denen er auch seine höchsten moralischen und intellektuellen Fähigkeiten widmete, und die für ihn eine reiche Fundgrube der edelsten Genüsse wurden. Seine eingezogene Lebensweise hielt Ueberlästige fern, und brachte ihn nur mit Jenen in Berührung, die seine Bekanntschaft suchten, weil sie ihren Werth zu schätzen wußten. Nur wenige Menschen hatten wärmere Bewunderer, als er, und wenn die Taglohnschriftsteller seiner Zeit, und selbst Einige, die doch eines Bessern hätten überzeugt seyn sollen, mit Spott oder Geringschätzung von ihm sprachen, so hatte er ein treffliches Mittel, sich ungeachtet dergleichen Ausfälle seine Ruhe ungestört zu erhalten; er las sie nämlich nie.

Bei seiner Neigung zu den abstraktesten Studien und dem lebendigen Interesse, das er an öffentlichen Angelegenheiten nahm, bewahrte er sich stets jene kindliche Frische und Elastizität, für die auch der geringfügigste Anlaß eine Quelle des Frohsinns wird, und die ihm bis ins höchste Alter jene Geselligkeit, Heiterkeit und Lebenslust lieh, die man sonst nur bei jungen Leuten findet. In Gesellschaft seiner Freunde war er außerordentlich aufgeweckt und voll muntern Scherzes; Dieß waren seine Erholungsstunden, und selten nur berührte er bei solchen geselligen Unterhaltungen seine gelehrten Beschäftigungen.

Seine vorzüglichsten Werke sind: „Introduction to the Principles of Moral and Legislation," das schon erwähnte „Fragment on Government," das „Rationale of Judicial Evidence," in fünf Bänden, worin auch eine umfassende Untersuchung des Verfahrens der englischen Gerichtshöfe enthalten ist; ferner das „Book of Fallacies," der „Plan of a Iudical Etablissement," eine seiner vollendetsten Schriften, die im Jahre 1792 gedruckt wurde, aber nicht regelmäßig im Buchhandel erschien; seine „Defensy of Usury," und das „Panopticon," ein treffliches Werk über die Zuchtgefängnisse, und viele andere, außer den von Dumont in französischer Sprache, aus obigen Werken und vielen noch ungedruckten Manuscripten, herausgegebenen Abhandlungen, in denen alle seine wichtigsten Lehrsätze, gehörig begründet und erläutert, enthalten sind, aber mit wenig von jenen beißenden Bemerkungen über bestehende Institutionen gewürzt, die seinen eigenen Schriften ein so originelles Gepräge geben.

Bentham war der Sohn von Jeremias Bentham, und ward auf dem Landsitze seines Vaters, bei Aldgate Church, geboren. Sein Geist verrieth schon frühzeitig große Reife; schon in einem Alter von drei Jahren las er Rapin's Geschichte von England zu seinem Vergnügen. Mit sieben Jahren las er den Telemach französisch; im achten spielte er Violine, auf der er es in spätern Jahren zu großer Fertigkeit brachte. Einer der ausgezeichnetsten Zöglinge der Westminsterschule, bezog er im dreizehnten Jahre seines Alters schon die Universität Oxford.

Nachstehende, mit Benthams eigenen Worten erzählte Anekdote zeugt von der frühzeitigen Entwicklung seiner scharfen Auffassungsgabe und seines moralischen Charakters, der sich in der Folge noch kräftiger ausbildete:

„Ich war noch nicht lange Mitglied der Universität Oxford, als fünf Studenten, die man als Methodisten angegeben und der Ketzerei und des Besuchs von Konventikeln beschuldigt hatte, durch ein Dekret des Vizekanzlers des Universitätsgerichts relegirt wurden. Man verstand unter Konventikel einen Versammlungsplatz; allein diese Konventikel waren nichts als die kleinen Zimmer dieser sehr armen Studenten, und den Zusammenkünften, die hier gehalten wurden, wohnte sonst Niemand bei, als dieselben fünf, nur zu frommen, armen jungen Leute und zuweilen eine alte Frau. Das ihnen Schuld gegebene Vergehen bestand in nichts weiter, als daß sie die Bibel mit einander lasen und über das Gelesene sprachen. Die Anklage der Ketzerei war nicht besser begründet; man hatte nämlich Leute abgeschickt, um sie über die 39 Artikel der englischen Kirche zu prüfen, und der Sinn, den sie diesen Artikeln unterlegten, wich in einigen Punkten von dem ab, den die Examinatoren hineingelegt wissen wollten." Bentham spricht sich hier sehr stark gegen die Ungerechtigkeit des erlassenen Urtheils aus und fährt dann fort: „Alle Achtung vor der englischen Kirche; allein das Urtheil, durch welches jene armen Bibelleser von der Universität verwiesen wurden, erkaltete in mir den redlichen Eifer, der meine jugendliche Brust bei meiner Aufnahme durchglüht hatte. Ich las die Kontroverse, ich studirte sie; allein so sehr ich mich auch sträubte, meine Gefühle blieben dieselben. Nicht lange nachher (denn bei meiner Aufnahme hatte man mich, meiner zarten Jugend wegen, noch mit einer Unterzeichnung der 39 Artikel verschont und mir so einen Meineid erspart) kam die Zeit, wo ich meine Unterschrift unter jene Artikel setzen sollte. Da ich nun wohl wußte, daß ich durch diese Unterschrift feierlich und auf mein Gewissen erklärte, daß ich alle in jenen Artikeln enthaltenen Glaubenssätze für vollkommen mit meiner Ueberzeugung übereinstimmend halte, so schien es mir unerläßliche Pflicht zu seyn, sie genau zu untersuchen, um zu sehen, ob Dieß wirklich der Fall sey. Meine Bemühung war von ungünstigem Erfolg; in einigen konnte ich durchaus keinen Sinn finden, und in andern nur einen solchen, der, meiner Ueberzeugung nach, sich weder mit der Vernunft noch mit der heiligen Schrift in Einklang bringen ließ. Ich vertraute meinen Kummer einigen meiner Mitschüler und fand Theilnahme. Bei genauerer Nachfrage fand sich ein Lehrer am Kollegium, der nächst seinen Berufsarbeiten auch noch den besondern Auftrag hatte, bei solchen Gewissensfragen mit Rath an die Hand zu gehen. Mit Furcht und Zittern begaben wir uns zu ihm; seine Antwort war kalt und der wesentliche Inhalt derselben, daß es so unsunterrichteten jungen Leuten, wie wir, nicht zukomme, unsere Privaturtheile gegen allgemein anerkannte, durch die heiligsten, besten und weisesten Männer, die jemals gelebt hätten, aufgestellten Glaubenssätze zu erheben. Als Christus aus der Menge seiner Anhänger zwölf Apostel wählte, erklärten die Schriftgelehrten, er sey vom Teufel besessen, und seine eigenen Freunde hielten ihn für wahnsinnig. Gleiches Schicksal stand mir bevor, als ich gewissenhafter seyn wollte, als der Casuist, dem ich mich anvertraut hatte. Christus hatte einen allmächtigen Tröster an seinem himmlischen Vater vor Augen; vor meinen schwachen Augen stand kein solcher. In meinem Vater, der mir vielleicht bei jeder andern Gelegenheit ein Tröster gewesen seyn würde, durfte ich hier nur einen Zuchtmeister zu finden hoffen, denn durch meine unzeitige Gewissenhaftigkeit und das allgemeine Verdammungsurtheil, das sie mir zugezogen hätte, wären alle Hoffnungen, die er auf mich baute, vernichtet, und Alles, was er auf meine Erziehung gewendet hatte, nutzlos vergeudet gewesen. Ihm durfte ich meine Bedenklichkeiten nicht vertrauen; ich unterschrieb also, allein die Umstände, die mich dazu nöthigten, machten einen Eindruck auf mich, der nur mit meinem Leben verlöschen wird."

Mehrere Züge aus seinem früheren Leben deuten auf seine ausgebreitete Bekanntschaft mit den großen Männern des vergangenen Jahrhunderts. Mit innigem Vergnügen erzählte er oft, wie er in seinem Knabenalter zu Hogarth, von dessen Werken er ein großer Verehrer war, zum Thee eingeladen wurde. Bentham hatte noch den Vorlesungen beigewohnt, die Sir William Blackstone zu Oxford hielt, und so jung er auch damals war, so regten ihn doch die Vorträge des Professors bis ins Tiefste seiner Seele auf. Als Student der Rechte machte sich Bentham Auszüge aus den Reden Lord Mansfields und war Mitglied des von Johnson geleiteten Klubbs; doch liebte er diesen Gelehrten nicht, weil er ihn für einen finstern Menschenfeind hielt. Im Jahre 1772 widmete er sich, auf Befehl seines Vaters, der Rechtspraxis, und erschien zum ersten Mal vor den Schranken; gab sie jedoch, der mannichfachen Schikanen und wegen seines Widerwillens gegen das damals bestehende gerichtliche Verfahren auf, sobald er nur die Erlaubniß seines Vaters erhalten konnte.

Im Jahre 1826 ging er seiner Gesundheit wegen nach Frankreich, und ward dort mit all der Achtung und dem Enthusiasmus empfangen, mit dem die Franzosen ausgezeichnete Männer aufzunehmen pflegen. Seine juristischen Werke waren in Frankreich sehr verbreitet und hatten auf die dortigen Rechtsgelehrten großen Eindruck gemacht, obschon die französischen Advokaten, vielleicht mehr noch als die englischen, unter dem Einfluß jener Mißbräuche zu leiden haben, die Bentham in seinen Schriften bekämpfte. Bei seiner Anwesenheit in Paris besuchte er einen der höchsten Gerichtshöfe, wo er bei seinem Eintritte alsbald erkannt wurde; die sämmtlichen anwesenden Rechtsgelehrten gingen ihm sogleich entgegen, bewiesen ihm die größte Achtung und führten ihn zu dem Ehrensitz. Bentham stand mit fast allen ausgezeichneten Staatsmännern seiner Zeit in schriftlichem Verkehr. Seinen ganzen Briefwechsel und einen großen Theil seiner Selbstbiographie hinterließ er dem Dr. Bowring, seinem Testamentsvollstrecker, dem er auch seine sämmtlichen Manuscripte mit dem Auftrag übergab, eine vollständige Ausgabe seiner sämmtlichen gedruckten und ungedruckten Werke zu veranstalten.

Einkünfte der französischen Theater.

Die Einnahmen der französischen Theater im letzten Monat Junius waren; in der Port St. Martin 57,750 Fr., Academie Royal de Musique, 56,560 Fr.; Vaudeville, 56,249 Fr.; Theater Français 26,245 Fr.; Palais Royal, 23,743 Fr.; Gymnase, 19,984 Fr.; Varietes, 19,750 Fr.; Gaité, 18,502 Fr.; Ambigu, 13,080 Fr.; Folies Dramatiques 7895 Fr.; Pantheon 5975 Fr.; zusammen 555,442 Fr.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 222. 9 August 1832.

König Georgs-Sund.

5) Lebensart, Sitten und Gebräuche.

Wenn im Vorausgegangenen die verschiedenen Nahrungsmittel der Bewohner von König Georgs-Sund ausführlich beschrieben wurden, so geschah es hauptsächlich, weil die Beschaffenheit derselben auf die Sitten und Gebräuche der im Zustande der Wildheit lebenden Menschen einen ganz besondern Einfluß übt. Die Eingebornen von König Georgs-Sund leben von den ärmlichen Erzeugnissen des Bodens, wie die Jahreszeit oder der Bezirk, in dem sie sich eben befinden, sie ihnen oft kärglich genug bieten, und sind daher gezwungen ein Nomadenleben zu führen. Deßhalb ist auch die Bevölkerung nicht zahlreich, und nach der Beschaffenheit der Nahrungsmittel, die sie in dem Bezirke findet, in ihrem Aeußern und ihren Gewohnheiten verschieden. Aus dieser Ursache lebt sie auch in eine Menge von Stämmen und kleiner Genossenschaften vertheilt, und nur durch sehr schwache Bande verbunden. Die verschiedenen Horden sind schwer von einander zu unterscheiden, da sie alle denselben Namen führen. Wenn sie im Frieden leben, vereinigen sie sich selten zu einer größern Gesellschaft, und ihre Kriege scheinen mehr Kriege zwischen Individuen und Familien als zwischen Stämmen oder Bezirken zu seyn. Sie haben weder ein gemeinschaftliches Lager, noch einen gemeinschaftlichen Sammelplatz, noch erkennen sie ein gemeinschaftliches Oberhaupt an, sondern sie vereinigen sich und gehen wieder auseinander, wie eben die Jahreszeit oder das Bedürfniß sie dazu veranlaßt. In wie fern sie im Innern des Landes in größeren Genossenschaften beisammen wohnen, weiß ich nicht zu sagen; sie sind vielleicht zuweilen sehr ansehnlich, allein ich glaube, daß sie im Winter, wo die Küstenbewohner sich nach dem Innern begeben, ihre Reise in kleinen, sehr zerstreuten Horden antreten, und von gestreiften Kangurus, Opossum und den gemeinen Kangurus leben. Im September oder October kehren sie nach dem Strande zurück und nähren sich während dieser Zeit größtentheils von Wurzeln, gehen jedoch auch, wenn das Meer ruhig ist, auf den Fischfang aus. So wie die Jahreszeit weiter vorrückt, machen sie Jagd auf kleine Vögel, nehmen Nester aus u. s. w.; dann wird ihre Anzahl durch neu ankommende Familien verstärkt. Gegen Weihnachten beginnen die großen Feuer-Jagden und die während des Winters zerstreuten Familien schließen sich näher an einander. Am zahlreichsten leben sie im Herbste (Purner) zusammen, wo der Fischfang am ergiebigsten ist. Gegen Ende dieser Jahreszeit nehmen die Kangurusjagden, auf die beschriebene Art des Umstellens, ihren Anfang. Während der trockenen Jahreszeit werden sehr große Landstriche, wegen Mangels an Wasser verlassen. Ich hörte viel von der Gewohnheit dieser Wilden reden, daß sie auf Bäume klettern, um sich den Durst zu löschen; ob Dieß geschieht, um in den Höhlungen befindliches Wasser aufzusuchen, oder um den Saft der Bäume abzuzapfen, ist mir jedoch nicht bekannt. Ich glaube indeß, daß sie mit ihren Hämmern ein Loch in den Baum machen, um zu trinken, oder vielmehr um den Saft in ihren Mänteln aufzufangen, und daß sie dann die gemachte Oeffnung sorgfältig wieder verstopfen. Aus diesem Mangel an eßbaren Gegenständen entspringen noch andere seltsame und charakteristische Gebräuche. Männer und Weiber gehen in abgesonderten Truppen, zwei oder drei miteinander, gewöhnlich Morgens sehr früh, an ihre verschiedenen Verrichtungen; die Weiber um Wurzeln zu graben oder um zu krebsen, und die Männer, mit ihrer Lanze bewaffnet, entweder auf die Jagd oder auf den Fischfang. Die Weiber sind mit einem Uang, oder langen, gespitzten Stock versehen, mit dem sie die Wurzeln ausgraben, und der auch zuweilen die Stelle einer Waffe vertritt. Auf dem Rücken haben sie einen Coleh, oder Sack von Kangurufell, in dem sie ihre Ausbeute sammeln; auch tragen sie einen Feuerbrand mit sich, um Einen Theil der Wurzeln, oder was sie sonst finden, sogleich zu kochen und zu verzehren; das Uebrige heben sie für ihre Männer und Kinder auf. Die ganze Horde kocht und speis't gemeinschaftlich. Auch die Männer gehen, gewöhnlich zu zweien oder dreien, mit einander. Sie sind meist am Ufer mit Fischen oder in den Wäldern mit Aufsuchen von Nestern oder mit der Jagd beschäftigt. Sind sie glücklich, so wird auf der Stelle Feuer angezündet und ein Theil der Beute verzehrt; einen andern nehmen die verheiratheten Männer für ihre Weiber mit nach Hause. Jeder hütet seinen Antheil von Lebensmitteln mit neidischem Auge, versteckt und verzehrt ihn ins Geheim; sind indeß Mehrere gegenwärtig, so theilt er diesen davon ein kleines Stück mit. Auch die Männer krebsen zuweilen und graben Wurzeln aus, überlassen jedoch gewöhnlich die Arbeit ihren Weibern. Ich habe Ursache zu vermuthen, daß die beiden, Ernieung und Taa-man genannten Horden, sich abgesonderter halten, als die übrigen.

Eigene abergläubische Meinungen beobachten die Bewohner von König Georgs-Sund hinsichtlich der Nahrungsmittel, insofern diese nach

gewissem Alter oder Geschlecht genossen werden dürfen oder nicht. Mädchen über eilf oder zwölf Jahre essen nur selten von dem gestreiften Kanguru, weil sie glauben, das Fleisch dieser Thiere sey der Fruchtbarkeit nachtheilig. Junge Männer versagen sich den Genuß des Naiioits oder Uartits (schwarzen Adlers), weil dieser, ihrer Meinung nach, das Wachsthum ihres Bartes hindern und auch einen nachtheiligen Einfluß auf ihr Jagdglück üben soll. Nach zurückgelegtem dreißigsten Jahre ist es, wie ich glaube, gestattet Alles ohne Unterschied zu essen. Wachteln (Purriock oder Purrha) sind die Nahrung der alten Leute. Reichlich genossenes Kangurufleisch verleiht ihrer Meinung nach den Weibern Fruchtbarkeit.

(Schluß folgt.)

Lander's Entdeckungsreisen auf dem Niger.

9. Yauri. — Arglist des Sultans. — Noth der Reisenden. — Rückkehr nach Bussa.

(Schluß.)

Da es dem Sultan mißlungen war, die Fremden auf diese Art länger hinzuhalten, so suchte er ihrer Abreise bald dieses, bald jenes Hinderniß in den Weg zu legen, wahrscheinlich um durch den verlängerten Aufenthalt sie zu zwingen, ihre Geschenke zu wiederholen und zu verdoppeln. Zu diesem Ende suchte er die wunderlichsten Vorwände hervor; er hatte den Brüdern einige Straußfedern, die einem lebendigen Vogel ausgerupft worden waren, zustellen lassen, um sie als ein Geschenk des Sultans dem Könige von England zu überbringen; zugleich aber ließ er ihnen sagen, um dieß Geschenk ansehnlicher zu machen, werde es nöthig seyn, daß sie so lange warteten, bis dem Strauß einige neue Federn gewachsen seyen, die man den vorigen beilegen könne; es sey jetzt zu kalt, fügte er hinzu, den Vogel aller seiner Federn auf ein Mal zu berauben; übrigens habe er bereits Befehl gegeben, für zwei tausend Kauris Butter (ungefähr zwölf Pfund) zu kaufen, und den Vogel damit einzureiben, um das Wachsthum der Federn zu beschleunigen. Auch der Krieg in Engarski und die Kämpfe der Felatahs in Nuffie mit den Eingebornen gaben ihm tausend Ausflüchte an die Hand, die Abreise der Fremden von einem Tag auf den andern zu verzögern.

Es lag Anfangs im Plane Landers, von Yauri aus über Kulfu oder Guari zu Lande bis Funda zu gehen, und von dort erst den Niger bis zu seiner Mündung zu verfolgen. Da aber der Sultan sich stellte, als könne er sie wegen der vielen Gefahren, die ihnen auf jenem Wege drohten, nicht ziehen lassen, so ergriffen die Reisenden diese Gelegenheit, die sich nicht besser hätte an die Hand geben können, um nach Bussa zurückzukehren, und wo möglich von dort aus schon den Niger hinabzuschiffen. Die Lander sendeten daher einen ihrer Leute an den König von Bussa, und ließen ihm vorstellen: „ihre Waaren seyen so zusammengeschmolzen, daß sie aus Mangel an Geschenken für die Könige, deren Gebiet sie betreten müßten, ihren Weg über Guari nach Bornu nicht fortzusetzen im Stande seyen; weßhalb sie nach der Küste zurückkehren müßten, um neue Vorräthe zu holen. Der König von Badagry habe sie aber so übel behandelt, daß er sie sicherlich ihr Leben lang gefangen halten würde, wenn sie auf demselben Wege zurückkehrten. Deßhalb wünschten sie einen kürzern und minder gefahrvollen Weg nach der Seeküste einzuschlagen, und nach Funda zu gehen, was aber der Streifzüge der räuberischen Felatahs wegen zu Lande nicht wohl möglich sey, weßhalb sie dem Könige von Bussa unendlich verbunden seyn würden, wenn er ihnen bis Funda ein Boot leihen oder zu kaufen geben wollte.“

Indeß mußten die Reisenden, bis Antwort von dort zurückkam, in Yauri bleiben, wo ihr Aufenthalt alle Unannehmlichkeit einer Gefangenschaft hatte.

„Da wir, sagt hierüber das Tagebuch, wegen der unaufhörlichen Regen und des fast in einen Sumpf verwandelten Bodens nicht ausgehen konnten, so war die baufällige Hütte, die wir bewohnten, für uns so gut als ein Gefängniß. Die ersten Tage und Nächte nach unsrer Ankunft verstrichen noch so ziemlich erträglich; seitdem aber ein boshafter Wind einen Schwarm Moskitos in unsre Wohnung getrieben, haben wir Tag und Nacht keine Ruhe mehr. Und als wäre es an dieser Plage nicht genug, werden wir auch noch von Myriaden Schnaken, Kakerlaken, schwarzen Ameisen u. s. w., gepeinigt, während eine Menge von Fledermäusen uns umschwirrt und nicht wenig Belästigung verursacht. Es ist daher unmöglich zu schlafen, und wir bringen die Nächte meist bei Lampenlicht unter Gesprächen oder mit Lesen erbaulicher Bücher zu. Sobald das Tageslicht unsere nächtlichen Quälgeister verscheucht, und wir nun ein wenig Ruhe genießen könnten, fangen die Besuche der Eingebornen an, die uns, nicht weniger als die Moskitos, mit ihrem albernen Geschwätze lästig fallen.“

Diese Besuche hatten vorzüglich zum Zwecke, von den Fremden Arzneimittel zu erhalten, da die Neger in dem Glauben stehen, daß die weißen Menschen alle Krankheiten unter der Sonne zu heilen vermögen. Manche junge Frau klagte da den Brüdern ihre Noth, und bat sie um ein Mittel gegen eine unerklärliche Unfruchtbarkeit, aber auch noch unsinnigere Begehren wurden an die vermeintlichen Wundermänner gestellt, und eine ehrliche alte Negerin ließ die Brüder in ihren zahnlosen Mund sehen, und flehte gar beweglich, ihr doch nur wenigstens zwei oder drei gute Zähne wachsen zu lassen. Da sie durch keine Zureden sich abweisen ließ, wurde Lander so unwillig über ihre Zudringlichkeit, daß ihm die Galle stieg und er sie anfuhr: „sie solle zum Grobschmied gehen, und sich ein Paar Zähne einnieten lassen,“ worauf die Alte, unter großem Verdrusse zankend davonging. Häufig wurden die Reisenden auch von den zahlreichen Töchtern des Sultans besucht, deren Gunst sie sich durch allerlei kleine Geschenke, insbesondere durch Knöpfe, erworben hatten. Bisweilen brachten diese schwarzen Prinzessinnen auch eine Art berauschenden Bieres, Buhsa genannt, mit sich, wovon sie ihren Freunden zu trinken boten. Meist aber gingen sie selbst schweren Kopfes und mit unsichern Schritten wieder. Aber auch diese Damen wurden den Reisenden am Ende so überlästig, daß sie gezwungen waren, sie mit vorgehaltenen Pistolen wegzuscheuchen. Eines Tages wurden sie von dem ältesten Sohne des Königs besucht, als der früher schon erwähnte alte Araber hereintrat und kaum den Prinzen erblickte, als er ihm, sehr aufgebracht, wie es schien, auf der Stelle sich zu entfernen befahl. Der junge Mann gehorchte ohne Widerrede. Als die Lander nachher den Araber um die Ursache einer so gebieterischen Strenge befragten, erwiderte er, er habe es ge-

than, um den Prinzen zu verhindern, sich von ihnen Gift geben zu lassen, das er gegen das Leben seines Vaters anwenden könnte.

Inzwischen hatten die Lander fast alle ihre Muschelmünze ausgegeben, und der Sultan verweigerte unter allerlei Vorwänden, die ihnen abgekauften Artikel, wie z. B. rothes Tuch, Knöpfe u. s. w. zu bezahlen, wodurch es so weit kam, daß die Reisenden über vierzehn Tage lang bloß von der Jagd leben mußten. Zum Glück gab es in der Umgegend von Yauri Perlhühner, deren Fleisch von köstlichem Geschmacke war, und große Tauben in Menge; deßgleichen eine große Gattung Wildenten, Gänse, Kraniche, Pfeilenten, Reiher und andere Wasservögel, womit die Flinte ihres Dieners Paskoe ihren Tisch reichlich versorgte. Zwar hatten die Lander noch einen guten Vorrath von Nadeln, mit denen sie sonst ihre Lastträger bezahlten, Lebensmittel für ihr Gefolge kauften u. s. w. Allein seit Clappertons Reise in diese Gegenden war dieser sonst so gesuchte Artikel so häufig geworden, daß er fast keinen Werth mehr hatte. Nach keiner Sache, die die Lander noch besaßen, waren die Eingebornen so lüstern, als nach Knöpfen, von denen man das Stück mit drei- bis vierhundert Kauris bezahlte, wenn sie versilbert, und den doppelten Preis, wenn sie vergoldet waren, während sie für einen guten Spiegel kaum dreihundert Kauris erhielten. Die Reisenden waren aber bereits von diesen Kostbarkeiten so entblößt, daß sie keinen einzigen Knopf mehr auf ihren Röcken hatten, und nur noch einige verrostete Soldatenknöpfe besaßen, die sie mit großer Mühe erst putzen und glänzend machen mußten. In dieser unangenehmen Lage dachten die Reisenden schon daran, heimlich aus Yauri zu entweichen, als ihr Bote von Bussa zurückkehrte und die erfreuliche Nachricht brachte, daß der König eingewilligt habe, sie wegen der Gefahren einer Landreise, bis Funda den Niger hinabschiffen zu lassen. Der nachdrücklichen Verwendung des Königs verdankten es die Reisenden auch, daß endlich der Sultan sich entschloß, sie ziehen zu lassen.

Um von dem Sultan Abschied zu nehmen, wurden die Lander in ein großes dunkles Gemach geführt, wo er gewöhnlich seine vornehmern Besuche empfing. An dem Gebälke der Stubendecke hingen mehrere Schwalbennester, deren zwitschernde Einwohner von den ungehindert ein- und ausfliegenden Vögeln geätzt wurden und nicht wenig zur Unreinlichkeit des nie gesäuberten Zimmers beitrugen. In der Mitte desselben, dem Eingange gegenüber, saß der Beherrscher von Yauri auf einer Erhöhung, die mit abgeschossenem Damast bekleidet war, und rauchte aus einer ungeheuren Pfeife. Zu seinen beiden Seiten befanden sich dicke Polster, und hinter ihm war ein großes Stück buntfarbigen Seidenzeuges, von sehr alterthümlichem Aussehen, aufgehangen. Dieser einst glänzende und werthvolle Stoff war von dem berühmten Mosser *) gekommen, von welchem die Eingebornen, wie von einer Feenstadt, in den fabelhaftesten Uebertreibungen zu sprechen pflegen. Man nahm gegenseitig Abschied, wobei man sich jedoch nicht die Hände schüttelte, da die Reisenden vorher gewarnt worden waren, Dieß zu unterlassen, weil es von dem Sultan, mit dem seine Unterthanen nie anders als auf den Knieen zu sprechen pflegten, als eine zu große Vertraulichkeit übel ausgelegt werden könnte.

Noch wenige Augenblicke vor ihrer Abreise wurden sie von den Söhnen und Töchtern des Königs und einer Menge anderer Einwohner von Yauri um Arzneien bestürmt, und die Lander nahmen an dem alten Arabert, der ihnen bei seinem Herrn manchen schlimmen Dienst geleistet, an dem Sultan, und dem ganzen königlichen Hause die unschädliche Rache, daß sie ihnen insgesammt zum Abschiede tüchtige Dosen von Jalappe zurückließen.

„Es ist kein geringes Vergnügen, so schließt hier das Tagbuch am zweiten August, nach einer fünfwöchentlichen Gefangenschaft in einer engen, finstern und ungesunden Kammer und jeder Art von Plage und Sorge ausgesetzt, wieder seine Freiheit zu erlangen; zu wissen und zu fühlen, daß man frei ist; die Schönheit von Gottes Schöpfung wieder zu genießen, und den bel benden Hauch der frischen Luft wieder zu athmen. Nur in voller Gesundheit kann man ein so wohlthätiges Gefühl ganz empfinden. Der Kranke betrachtet die lieblichsten Gegenstände mit Gleichgültigkeit. Wir hatten Yauri krank betreten, und dort viel gelitten, aber wir verließen es in voller Gesundheit. Während unsers Aufenthaltes war das Wachsthum der Pflanzen erstaunlich gewesen; die Gegend bot einen ganz umgewandelten und verschönerten Anblick, Bäume und Gesträuche prangten in frischerem Grün; die Gräser waren zu einer Höhe von zehn bis zwölf Fuß aufgeschossen, und Getreide und Reiß in nicht geringerem Gedeihen."

Das Thermometer (Fahrenheit) wechselte während des Aufenthaltes der Lander in Yauri zwischen 75° und 94°.

Vermischte Nachrichten.

Ueber die mit jedem Jahre anwachsende Zahl der Findelkinder in Frankreich enthält der Temps einen Artikel, der ein trauriges Bild von dem moralischen Zustande des Volkes gibt. Die für Pflege und Erziehung dieser Kinder nothwendig gewordenen Summen vermehren nicht nur die Departementallasten ungemein, sondern drohen sogar, wenn dieses steigende Verhältniß länger fortbestehen würde, das ganze Budget der Departements zu verschlingen. Die Hauptquelle des Uebels wird hauptsächlich in den übervielen leichtsinnig geschlossenen Heirathen und unlegitimen Verbindungen gesucht. So lange Frankreich mit den übrigen Mächten Europa's im Kampfe lag, wurden die schlimmen Folgen jener zahllosen Ehen nicht so sehr gefühlt, da der Krieg alle Jahre „den Luxus der Bevölkerung," wie man sich damals im Senate vernehmen ließ, wieder aufräumte. Und doch war schon damals das Uebel so groß geworden, daß im Jahre 1810 zu Paris 53,000 Kinder von öffentlicher Wohlthätigkeit erhalten wurden. In den letzten fünfzehn Friedensjahren ist jedoch die Bevölkerung immer dichter und der Erwerb hiedurch mehr erschwert worden; und die untern Volksklassen, „die, wie „der Temps" sagt, nur ihrer Leidenschaft Gehör schenken, fuhren fort, Kindern das Leben zu geben, die sie nicht ernähren können, wodurch sie sich allmählich gewöhnten, dieselben der öffentlichen Wohlthätigkeit zur Ernährung zu überlassen." Wenn hiedurch eine höchst beklagenswerthe moralische Verwilderung der niedern Volksklassen angedeutet wird; so ist nicht viel besser, was der „Temps" von den höheren Ständen rühmend erwähnt, wenn er sagt: „daß diese über ihre wahren Interessen aufgeklärt den Grundsatz im Auge behielten: es sey nicht genug Kinder zu erzeugen, sondern man müsse sie auch ernähren können." Es scheint, daß bei den höheren Klassen, die doch am meisten im Stande sind, Kinder zu ernähren, die von vielen Seiten her schon oft gerügte Abneigung gegen den Ehestand, in andern Ursachen, als in der bloßen Klugheit zu suchen ist, und gleichfalls auf eine große moralische Verdorbenheit

---

*) Unter Mosser oder wie die Araber es aussprechen Mesr wird das Kairo der Europäer verstanden.

hinweist. Als ein anderer Grund der vielen ehelichen und außerehelichen Verbindungen, und der daraus entspringenden Ueberzahl von Geburten, können auch die auf allen Punkten Frankreichs errichteten Findelhäuser angesehen werden. Nicht bloß die Dürftigkeit machte davon Gebrauch, sondern auch die Ausschweifung und selbst die Gewinnsucht haben damit argen Mißbrauch getrieben. In ganz Elsaß, französisch Flandern, in Artois, der Franche Comté und in einigen andern Theilen von Frankreich ist das Kindergebären zu einer Art einträglichen Erwerbes geworden. Die Hausammen, in den Provinzen unter dem Namen der filles-mères bekannt, entledigen sich ihrer Kinder im Findelhause, und begeben sich dann in die Städte, um dort als Säugammen in wohlhabenden Häusern eine Unterkunft zu finden!! Andere treiben dadurch Unterschleif, daß sie ihre Kinder ins Findelhaus geben, dann wieder abholen und sich dafür als Ammen bezahlen lassen. In dem einzigen Departement Loiret stiegen die Ausgaben für die Findelkinder von 84,782 Fr. im Jahre 1822 bis zu 122,005 Fr. im Jahre 1831, und nahmen in dieser zehnjährigen Periode jährlich um ein Zwanzigtheil zu. In den folgenden Departements stellt sich das jährliche Verhältniß der Findelkinder zu der übrigen Bevölkerung in Folgendem heraus:

Departements	Bevölkerung	Zahl der Findelkinder	Verhältnißzahl zu den Einwohnern
Loiret . . .	290,000	1575	1 auf 191
Nièvre . .	257,000	508	— — 857
Ille u. Villaine	550,000	1020	— — 539
Meurthe . .	580,000	1880	— — 207
Pas de Calais .	655,215	1580	— — 414
Gironde . .	525,000	3417	— — 153
Vendée . .	318,000	513	— — 619
Puy-de-Dôme .	553,000	1429	— — 386
Aisne . . .	460,000	1560	— — 290
Haute Garonne	592,000	1194	— — 328
Manche . .	592,000	1695	— — 495
Rhone . . .	396,000	10,220	— — 88

—— Die Negerkolonie von Liberia ist fortwährend im gedeihlichsten Aufblühen begriffen; und ihre Begründer, die Nordamerikaner, rühmen sich, daß diese Niederlassung das wichtigste Ereigniß sey, das seit der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten sich begeben habe. Ein Nordamerikaner, der vor unlängst Monrovia besuchte, gibt von dieser Stadt folgende Beschreibung: „Alle Kolonisten scheinen der besten Gesundheit zu genießen; alle meine Erwartungen hinsichtlich der Gesundheit, Ordnung, Einigkeit, Industrie und des allgemeinen Wohlstandes der Ansiedler wurden bei weitem übertroffen. Man zählt jetzt in der Stadt Monrovia über zweihundert Häuser, die längs dem Cap Mesurado erbaut sind. Die meisten derselben sind schöne und solide Gebäude, die ersten Stockwerke meist von Stein, und einige von ihnen sehr geräumig, bemalt und mit venetianischen Fensterläden versehen. Nichts überraschte mich so sehr, als zu sehen, wie außerordentlich die Einwohner von Monrovia ihren farbigen Brüdern in Amerika in Intelligenz, Sitte, Unterhaltung und guten Anstand überlegen sind. Ich kenne keinen Ort, wo der Sabbath so heilig gehalten wird, als hier. Viele farbige freie Menschen und Schwarze sind aus den Vereinigten Staaten neuerdings in Liberia eingewandert, und Alles scheint anzudeuten, daß von diesem Punkte aus eine neue Aera für die afrikanischen Völker beginnen werde.“

Zu Boston erschien gegen Ende des verflossenen Jahres ein kleines Buch unter dem Titel: „Chahta Vba Isht Taloa“ — Hymnenbuch der Choctaw — (Boston, Crocker und Brewster. 18mo. 84 Seiten). Ein Werk, in der Sprache eines Indianerstammes geschrieben, der noch vor wenigen Jahren ohne Ahnung einer Schriftsprache lebte, muß nothwendig von großem Interesse seyn. Es wurde von den Missionären zum Gebrauche der christlich erzogenen Indianer abgefaßt. Man bediente sich, so fern es die indianischen Sprachlaute gestatteten, des lateinischen Alphabetes, wie es auch auf den Sandwichinseln und überall, wo Missionen unter Leitung der amerikanischen Missionsanstalt bestehen, eingeführt worden ist. Folgendes sind die Namen und Aussprache der Buchstaben, wie sie zu Anfang der Hymnen stehen;

		Aussprache.			Aussprache.
A	a	Ah	S	s	si
Ā	ā (eigener Buchst.)	Av	T	t	ti
B	b	bi	U	u	u
E	e	ae	V	v	uh (kurz)
F	f	fi	W	w	wi
H	h	hi (scharf aspirirt)	Y	y	yi
J	i	i	Ch	ch	tschi
K	k	ki	Sh	sh	schi
L	l	li	Nasenlaute.		Aussprache.
M	m	mi	A̱	a̱	ang
N	n	ni	A̱	a̱ (eigener Buchst.)	awng
O	o	o	J̱	i̱	ihng
P	p	pi	O̱	o̱	oung
			U̱	u̱	uhng
			V̱	v̱	ong
			Diphthongen.		Aussprache.
			Ai	ai	ai
			Au	au	au

Man zählt gegenwärtig an 10,000 Choctawindianer, die das Christenthum angenommen haben, und mehrere Hundert lernen nach dem neuen Alphabete lesen und schreiben. Gegen 200 Erwachsene und Kinder lernen Englisch. Folgenden englischen Brief eines Choctaw-Mädchens von neun Jahren, das drei Jahre englisch lernte, theilen die „American Annals of Education and Instruction for the Year 1831. (Vol. I. S. 558)“ — ein uns vorliegendes Werk, das durch seine Abhandlungen und Mittheilungen über den Unterricht in der alten und neuen Welt von höchstem Interesse ist — unverbessert, wie er aus der Hand der Schreiberin kam, mit:

Goshen School.

Mr. Wright!

My dear friend J now sit down this afternoon to write to you J want to see you very much The boys and girls are all well we want to learn Very much. We hope that you will come back into the Choctaw-Nation before we go over the river do go with us because when we go over the river there will be no school here and we want to learn very much before we go over the river. We expect that yon want to see us we have not seen Mrs. Wright this long time and we want to see Mrs. Wright very much. This is all J wish to say to you.*)

Mary Gardner.

Es ist unsern Lesern bereits bekannt, daß ein Cherokese und seine Tochter durch unermüdliche Anstrengung von selbst ein cherokesisches Alphabet erfunden haben (s. Ausland vor. Jahrg. S. 1348); ein, wie uns dünkt, seit Kadmus Zeiten nicht mehr erhörtes Beispiel.

*) Schule zu Gosen.

Herr Wright.

Mein theurer Freund. Ich setze jetzt diesen Nachmittag mich nieder, um Ihnen zu schreiben. Ich sehne mich sehr, Sie zu sehen. Die Knaben und die Mädchen wollen Alle recht viel lernen. Wir hoffen, daß Sie zur Choktaw-Nation zurückkehren, bevor wir über den Fluß gehen, weil, wenn wir über dem Flusse sind, es dort keine Schulen geben wird, und wir doch recht viel lernen möchten, bevor wir über den Fluß gehen. Wir hoffen, daß Sie uns auch zu sehen wünschen. Wir haben Madame Wright so lange Zeit nicht gesehen, und wünschen sehr, sie zu sehen. Dieß ist Alles, was ich Ihnen sagen wollte.

Marie Gardner.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 223. 10 August 1832.

Bruchstücke aus einer Reise in Sibirien.

(Fortsetzung.)

Die Wohnung eines Kaufmanns ist weit eleganter als die des Sargutschei; gewöhnlich dient sie zugleich als Magazin, und dann stehen an den Wänden niedliche Schränke, in denen die Waaren in schönster Ordnung aufbewahrt liegen. Die Chinesen heitzen diese Gemächer auf ganz eigene Weise; in der Mitte des Magazins steht eine große Gluthpfanne von gegossenem Metall, auf der der Thee bereitet wird, und an der Wand befindet sich eine Art Ofen von Backsteinen, dessen oberer Theil von Holz ist und der mit Teppichen und Polstern belegt, zugleich als Bett und als Sopha benützt wird. Bei der großen Anzahl von Kaufleuten die ich besuchte, sah ich durchgehends diese Einrichtung.

Als wir aus dem Haus eines dieser chinesischen Kaufleute heraustraten, ging eben ein Mongole vorüber, der das Unglück hatte, an den Sargutschei anzustoßen, worüber der stolze Mandschu sich dermaßen entrüstete, daß er den ihn begleitenden Polizeisoldaten befahl, den Schuldigen zu greifen. Ich blieb zurück, um zu sehen, wie sie bei Ausführung dieses Befehls zu Werke gingen; die beiden Soldaten drückten den armen Mongolen, der vor Furcht an allen Gliedern zitterte, an die Mauer, legten ihm eine eiserne Kette um den Hals und als er sich zu entschuldigen versuchte, brachten sie ihn mit gewaltigen Ohrfeigen zum Schweigen. Der arme Sünder war bald von einem Haufen Leute umgeben, die auf ihn hineinredeten und ihm warscheinlich kräftige Verweise ertheilten, denn Alle schlossen ihre Ermahnungen, indem sie ihm die Faust unter die Nase hielten; endlich schleppte ihn einer der Soldaten an der Kette fort und führte ihn ins Gefängniß. Um ein chinesisches Gefängniß ist es eine ganz eigene Sache; man stelle sich ein Brett mit zwei Löchern vor, in die beide Hände des Gefangenen mit Gewalt und zwar so eingezwängt werden, daß er die Arme immer über dem Kopf halten muß. In dieser Stellung und unter freiem Himmel wird er gewöhnlich durch eine strenge Diät bestraft. Doch wehe Dem, der sich übler Nachreden gegen den Sargutschei schuldig macht; er kömmt nicht so gelind davon. Unter dem Vorgänger unsers Wirths, der der Verwaltung von Maimatschin erst seit einigen Jahren vorsteht, hatte ein Mongole sich eines solchen Vergehens schuldig gemacht. Der Verbrecher wurde nicht zum Fasten verurtheilt, im Gegentheile schüttete man ihm langsam mit Wasser verdünnten Menschenkoth in den Mund. Diese Thatsache ward mir von den russischen Zollbeamten verbürgt, die übrigens, vielleicht aus Furcht vor der Strafe der Verläumder, nichts als Gutes von dem Sargutschei sagten.

Als alle unsere Besuche abgethan, nahmen wir Abschied von unserm Mandschu-Wirth, der uns, bevor wir schieden, noch seinen Namen sagte; er hieß ganz einfach, U. — An diesem Tag sah man in Maimatschin noch weit mehr buntes, mit Inschriften verziertes Papier, als gewöhnlich; alle Hausthüren und Straßenecken waren damit bedeckt. Ich bemerkte, daß der Name eines jeden Kaufmannes, nebst einigen Worten von guter Vorbedeutung als: „Freude, Gedeihen, Klugheit", u. s. w. über den Thüren geschrieben stand. Alle diese Inschriften sind in Mandschu-Sprache. Am andern Morgen kehrte ich nach Maimatschin zurück um in den Magazinen, die den Namen Phusi führen, einige Kleinigkeiten zu kaufen. Ich besuchte einen Tempel, der ganz denen ähnlich war, die der Sargutschei uns gezeigt hatte, nur bemerkte ich auf der Erhöhung, wo gewöhnlich die Götzenbilder stehen, und hinter einem Vorhang, der das ganze Gebäude in zwei Hälften theilte, die Statue eines Gottes, oder eines Mannes, in goldener Ritterrüstung. Ich hatte den Tag vorher keine ähnliche gesehen, da indeß unsere Besuche so schnell abgemacht wurden, daß wir uns nicht Zeit nahmen, hinter die Vorhänge zu blicken, so befanden sich in den andern Tempeln wahrscheinlich eben solche Bilder. Wie man mir sagte, gibt es einen Tempel, wo eine solche Figur den regierenden Kaiser vorstellt; die übrigen dieser Art sind also wahrscheinlich Bildsäulen chinesischer Helden, die als Götter verehrt werden. In dem Tempel, wo dem Kaiser göttliche Ehre erwiesen wird, schließt die religiöse Ceremonie mit einer Phrase, die von den Russen übersetzt wird: „Möge der Sohn des Himmels Tausend und aber Tausend Jahre leben."

An diesem Tage sah ich lange Karawanen von Kamelen mit Thee beladen, von Peking angekommen. Jedem dieser Thiere war der Nasenknorpel mit einem Knochen durchbohrt, an dem sie geleitet wurden, indeß zogen sie, eines hinter dem andern und ohne Führer in die Stadt. Sie vertheilten sich in den Höfen der Handlungshäuser, wo die Theeballen, die sie auf ihren Saumsätteln trugen, abgeladen wurden, und dann trieb man sie auf die Steppen außerhalb der Stadt auf die Weide.

Von Kiachta reisten wir zu Wagen bis nach Ust-Kiachta und hier nahmen wir Schlitten, um unsern Rückweg über die Selenga

bis zur Post Monachonowa vor Selenginsk fortzusetzen. Westlich von Monachonowa dehnt sich eine wüste, von vulkanischen Bergen umgränzte Steppe aus, die, so wie die ganze Straße von Werchne-Udinsk bis Kiachta, von Buräten bevölkert ist, und hier wohnt das Oberhaupt der Religion des Lama oder des Gottes Tschigemune, mitten unter seinen Schülern. Die Bekenner des Tschigemune fangen ihr Jahr, wie die Chinesen, mit dem Neumond an, und die Buräten des Landes, die ich durchreiste, halten um diese Zeit in ihrem Haupttempel eine große religiöse Feierlichkeit. Dieser Tempel liegt mitten in der Wüste, nächst der Wohnung des Chamba-Lama und ist mit 15 bis 20 kleinen Kapellen umgeben. Der Chamba-Lama war auf unsern Besuch vorbereitet und wir fanden daher in Monachonowa einen Kosaken von Seleginsk, der uns als Dolmetscher dienen sollte, und vier Lamas, die abgeordnet waren, uns von Seite ihres Oberhauptes zu begrüßen und uns zu ihm zu geleiten. Die Zahl der Lamas oder burätischen Priester ist ungeheuer, denn jede Familie zählt mindestens einen unter ihren Mitgliedern. Die uns entgegengeschickten Lamas sahen in ihren reichen Scharlachgewändern und ihren großen hellgelben Hüten recht gut aus. Man hatte in Monachonowa zwei Telejen für uns bereit gehalten, denn nicht eine Spur von Schnee ist in diesem Lande zu sehen, und man kann nur auf der Selenga im Schlitten fahren. Ich setzte mich jedoch nicht in das für uns bestimmte Fuhrwerk, sondern zog es vor, die 30 Werste bis zur Wohnung des Chamba-Lama zu Pferde zurückzulegen. Wir reisten bei herrlichem Wetter ab; ich bestieg eines der hurtigen Pferde, die hier auf den Steppen herumspringen und sich da, Sommer und Winter ihre Nahrung suchen. Ich ritt in Bekleidung eines russischen Bauers, der die Pferde von unserm Fuhrwerk zurückführen sollte, eines der vier Lamas und des tungusischen Fürsten Gentimur, unsers Dolmetschers, der Unteroffizier unter den Kosaken war, und jener alten tungusischen Familie angehörte, deren Abkömmlinge Peter der Große als Prinzen von kaiserlichem Geblüt anerkannt hatte. Die burätischen Priester sind sehr gut zu Pferde und der uns begleitete, war immer unsrem kleinen Zuge voraus. Nach einem schnellen Ritt von 21 Wersten, deutete der heilige Mann mit der Hand gegen Westen und Gentimur sagte uns, um diese Gebärde zu erklären, daß dort die Wohnung des Chamba-Lama liege. Wir legten die letzte Werste im Paradegalopp zurück, und nun hatten wir auf Einmal die malerischste Scene vor uns, die man sich nur denken kann. Von der Thür der Wohnung des Chamba-Laman an bis in die Ebene waren eine Menge von Priestern in bunten Gewändern, in zwei Reihen aufgestellt, über deren Häuptern Wimpel und Flaggen von allen Farben im Winde flatterten. Nie werde ich die Pracht dieses wunderbaren Gemäldes vergessen, dessen reicher Farbenschimmer auf dem weißen Hintergrund der schneebedeckten Berge und dem Aetherblau des daurischen Himmels noch mehr hervorgehoben wurde. Auf unserem Wege durch diese Gasse von Lamas wurden wir mit der betäubendsten Musik begrüßt, die ich noch je in meinem Leben gehört habe. Man kann sich ungefähr eine Vorstellung davon machen, wenn man weiß, daß ihre Instrumente aus ungeheuren Pauken auf vierräderigen Wägen, zehn Fuß langen kupfernen Hörnern, deren jedes von zwei Männern getragen wurde, aus Tamtams von den verschiedensten Formen, einer Menge von Cymbeln, Kastagnetten, chinesischen hölzernen Trommeln u. s. w. bestanden. Die Hörner und Pauken führten ein Adagio aus, dem in gemessenen Pausen ein rauschendes Allegro von allen Instrumenten folgte; dann erschallten die Cymbeln, Trommeln und Kastagnetten unter den Schlägen der Priester und bildeten die seltsamste Harmonie. Zwischen den Reihen der Priester sahen wir jetzt den künftigen Nachfolger des Chamba-Lama, mit seinem Dolmetscher auf uns zukommen; er entschuldigte seine Heiligkeit, daß sie nicht selbst uns empfange, woran sie durch Alter und Schwäche gehindert sey. Nun wurden wir in das hölzerne Haus des Chamba-Lama geführt, der uns an der Treppe erwartete; bei seinem Anblick konnten wir nicht umhin seine Entschuldigung gegründet zu finden, denn er war ohne Zweifel der dickste Mann in ganz Sibirien. Es fehlte seinen Zügen indeß nicht an Adel und seiner Wohlbeleibtheit ungeachtet, hatte sein Gang jene ungezwungene Haltung, die einen vornehmen Mann verräth.

(Schluß folgt.)

König Georgs-Sund.

5) Lebensart, Sitten und Gebräuche.

(Schluß.)

Ihre Kinder scheinen sie sehr zu lieben, und nur selten werden diese gezüchtigt; die Weiber hingegen erfreuen sich nicht immer der zartesten Behandlung, denn viele tragen an ihren Beinen oder Schenkeln Wunden von den Sagayen ihrer Männer. Die Weiber sind ihren Männern sehr nützlich, nicht nur beim Aufsuchen der Nahrungsmittel, sondern sie verfertigen auch die Mäntel, bauen die Hütten, und verrichten alle häuslichen Arbeiten. Ihr weniges Hausgeräthe ist sehr plump gearbeitet; ein Stück welcher, an beiden Enden zusammengebundener Baumrinde vertritt die Stelle eines Bechers, eine Kanguruklaue dient als Nähnadel, und mit einem Binsenrohre oder dem Flügelknochen eines Vogels saugen sie das Wasser von Stellen auf, die sie mit dem Munde nicht erreichen können. Die Vielweiberei ist allgemeine Sitte, und ein Mann hat zuweilen mehrere Frauen; allein die in dieser Hinsicht bestehenden Gebräuche sind so seltsam und so mannigfaltiger und widersprechender Art, daß man darüber noch keine zuverlässigen Berichte geben kann. Die ganze Bevölkerung theilt sich in zwei Klassen, nämlich in die Ernieung und in die Tem oder Taaman. Beide Klassen müssen sich untereinander verheirathen, und Jeder, der gegen diese Verordnung verstößt, wird Yeurebendscher genannt, und streng bestraft. Die Kinder erhalten immer den Namen der Mutter; hat z. B. ein Mann, der ein Ernieung ist, alle seine Kinder Taaman genannt, so erhalten dagegen die Kinder seiner Schwester den Namen Ernieung. Diese Sitte besteht bei allen Stämmen der Nachbarschaft, mit Ausnahme der Meurram. Die Töchter sind, wie es scheint, ganz der willkürlichen Verfügung des Vaters überlassen, und werden als Kinder, ja sogar noch vor ihrer Geburt, verlobt. In einigen Fällen findet eine gegenseitige Versprechung der Kinder statt. Nicht selten geschieht es, daß der Mann, mit dem ein Mädchen verlobt wird, von mittlerem oder schon vorgerücktem Alter ist,

und bereits mehrere Weiber hat. Ein anderer Gebrauch, Cotertie genannt, der sich nur auf die Knaben bezieht, läßt sich mit den Pflichten, die ein Pathe übernimmt, vergleichen, und scheint in dem Versprechen zu bestehen, dem jungen Menschen beizustehen, ihn zu beschützen, und als Schwiegersohn anzunehmen. Es scheint nicht, daß die Eingebornen von König Georgs-Sund besondere Hochzeitsgebräuche beobachten. In einem noch zarten Alter wird das Mädchen ihrem künftigen Manne zugeführt, und man bezeigt ihrem Vater weit mehr Achtung, und macht ihm mehr Geschenke als der Braut selbst; denn die Kleinigkeiten, die diese erhält, werden meist ihm zugestellt. Diese Gaben bestehen vorzüglich in Wildpret und andern Nahrungsmitteln, und der Vater erhält etwa einen Mantel, Sagayen und andere Gegenstände. In einem Alter von eilf oder zwölf Jahren wird das Mädchen dem Manne ganz überlassen. Jene Männer, welche ihre Frauen entführen, was sehr häufig vorkommt, sind verpflichtet, ihnen größere Aufmerksamkeit zu beweisen. Bei solchen Entführungen wird zuweilen Gewalt angewendet, und das Mädchen gegen ihren Willen geraubt; indeß ist die Entführte gewöhnlich die Gattin eines alten Mannes, und die jungen Leute thun diesen Schritt aus gegenseitiger Neigung; auch sind die Stämme zuweilen mit dem Unternehmen einverstanden. Die Flüchtlinge halten sich eine Zeit lang verborgen, entfernen sich so weit sie nur immer kommen können, und wechseln beständig ihren Aufenthalt, um den Nachstellungen der Freunde des beleidigten Gatten zu entgehen, der Alles aufbietet, die Entflohene wieder in seine Gewalt zu bekommen, und die ihm widerfahrene Schmach zu rächen. Sind die Flüchtlinge so glücklich, so lange unentdeckt beisammen zu leben, bis die Frau schwanger wird, so treten die Freunde beider Parteien als Vermittler auf; dem beleidigten Gatten werden Geschenke gebracht, und die frühere Verbindung der Frau gelöst; eine solche Entführung einer Frau wird Marr in colata genannt. Nicht selten wird indeß die Schuldige wieder eingefangen, und dann mit einer derben Tracht Schläge gezüchtigt, oder noch häufiger mit der Sagaye in die Schenkel verwundet. Eheliche Untreue ist keineswegs selten; indeß hütet der Mann seine Frau mit eifersüchtigen Augen, und prügelt sie bei dem geringsten Verdachte unbarmherzig. Die meisten Männer bleiben bis zum dreißigsten Jahre unverheirathet, einige auch noch länger. Alte Männer haben mehrere Weiber von jedem Alter. Die unverheiratheten Männer entschädigen sich zum Theil durch den Tarra manaccarack; so wird nämlich die Sitte genannt, einer Frau noch bei Lebzeiten ihres Mannes den Hof zu machen, wobei jedoch beide Parteien übereinkommen, daß der Liebhaber das Weib heirathet, sobald sie Witwe geworden ist. Bei solchen Gelegenheiten erhält sowohl der Mann als auch die Frau von dem Cicisbeo Geschenke, die sie gewöhnlich mit ihrem Gemahl theilt. Dieses Verhältniß besteht ganz unverhohlen und ist erlaubt, doch muß Alles so anständig zugehen, daß die einverstandenen Paare kein Aergerniß und dem rechtmäßigen Manne keinen Anlaß zu Eifersucht geben. Nach dem Tode eines Mannes wohnen seine jüngsten Weiber, während der Trauerzeit, meist bei dem Stamme ihrer Väter. Die Männer, denen sie künftig angehören sollen, beweisen ihnen dann wenige Aufmerksamkeit, und wollten die Weiber sogleich mit diesen leben, so würden sie hart gestraft werden. Sehr oft steht eine Frau im Verhältniß mit den nächsten Verwandten ihres Mannes, jedoch nur mit seiner Einwilligung, was, selbst während dieser noch am Leben ist, nicht geheim gehalten zu werden braucht.

So wie bei andern wilden Völkern haben auch die Weiber von König Georgs-Sund bei ihrer Niederkunft nur wenig von Wehen zu leiden, und gehen schon am nächsten Tage wieder ihren gewöhnlichen Verrichtungen nach. Während der ersten Wochen wird das Kind in einer Falte des Mantels auf dem Arme getragen, später aber auf die Schulter genommen, und erhält nicht eher eine Bedeckung, als bis es laufen kann. Gebärt ein Weib Zwillinge, so wird eines der beiden Kinder getödtet, und sind sie von verschiedenem Geschlechte, so trifft dieses Loos den Knaben. Zur Entschuldigung dieses grausamen Gebrauches führen sie an, daß das Weib nicht Milch genug habe, um beide Kinder zu säugen, und daß sie nicht beide tragen und zugleich ihren Verrichtungen nachgehen könne. Sie säugen ihre Kinder bis zu einem Alter von vier bis fünf Jahren, und lange zuvor, ehe sie entwöhnt werden, lernen sie schon einen Theil ihrer Nahrung selbst suchen. Ein Mädchen von neun Jahren hat die Aufsicht über alle kleinen Kinder, die bereits gehen können, und führt sie, jedes mit einem Stock zum Ausgraben der Wurzeln versehen, in die Umgebung des Lagers. Stößt den kleinen Wurzelgräbern ein Fremder auf, so verbergen sie sich, gleich den Hasen zusammengeduckt, im Grase.

Die Tänze werden meist mit ganz nacktem Leibe aufgeführt, allein in unsrer Gegenwart hatten sie ihre Mäntel um die Hüften befestigt, so daß nur der Oberkörper nackt blieb. Das Gesicht war roth geschminkt, auf Körper und Arm aber hatten sie mit weißer Farbe verschiedene Figuren gemalt. Letztere Farbe ist sonst das Zeichen der Trauer, allein bei ihren Tänzen wählen sie sie deßhalb, weil sie während der Nacht am besten sichtbar ist. Ihre Moulgarradocks (Aerzte) und Greise tanzen niemals. Es wird an einem wohlgelegenen Orte ein Feuer angezündet, hinter dem ein Greis sich niedersetzt, und vor demselben, gleichsam gegen den Alten hin, wird nun der Tanz ausgeführt. Die Tänzer machen alle den nämlichen Schritt, der von Zeit zu Zeit wechselt. Unter den seltsamsten Leibesverdrehungen, die sie dabei vornehmen, scheinen sie zuweilen ihre Jagden und das Verscheiden der Thiere vorstellen zu wollen. Während des Tanzes halten sie grüne Zweige in den Händen, die Jeder, so wie die Reihe ihn trifft, vor dem Greis, hinter dem Feuer, niederlegt. Einige dieser Tänze werden mit Sagayen aufgeführt, wobei sie unter anderm sich anstellen, als wollten sie einen Mann aus ihrer Reihe tödten; dann werden die Sagayen eben so wie die Zweige vor dem Alten niedergelegt, der die ganze Zeit über auf der Erde sitzt, sein ernstes Wesen behauptet, und den Kopf nach allen Seiten wendet, als ob er die Tänzer beaufsichtige, oder ihnen Befehle ertheile, wobei er abwechselnd mit einer seiner Hände seinen Bart zieht oder streicht. Sie entwickeln bei diesen Tänzen, die sehr bizarr und vielleicht symbolisch sind, weder Grazie noch Lebendigkeit. Die Weiber tanzen nicht mit den Männern, und ich zweifle, ob sie dieser Belustigung überhaupt pflegen. Das Getöse, das sie während des Tanzes machen, kann man unmöglich für Musik halten. Jeder Einzelne wiederholt bei jedem Sprunge die Worte: Uan, Uan. Wenn sie mit Stöcken an das Gebüsch schlagen und ein Geschrei erheben, um das Wild herauszujagen, so nennen sie Dieß Uan-i-niateur, wobei sie das Wort Uan auf die Weise wie beim Tanze ausrufen.

Die Schützen von Kentucky. *)

(Aus Audubons Ornithological Biography.)

Die Bewohner von Kentucky bedienen sich des Karabiners mit einer Geschicklichkeit, die in Erstaunen versetzt, und es ist nicht leicht möglich tüchtigere Schützen zu finden, als sie.

Einen Nagel mit einer Kugel in die Wand zu schlagen, einen wilden Vogel auf eine Entfernung von hundert Metres in den Kopf zu treffen, sind für sie eine Kleinigkeit. Die Einen, wenn es ihnen Vergnügen macht, haben in kürzester Zeit eine Unzahl Eichhörnchen zusammengeschossen; Andere putzen mit der Kugel ihres Karabiners ein Licht, ohne es auszulöschen, und Dieß auf eine Entfernung von mehr als fünfzig Mètres. Man hat Beispiele von Kentuckern, deren Kaltblütigkeit ihrer Geschicklichkeit im Schießen glich, daß sie das Auge ihres Feindes zum Voraus, und noch dazu auf bedeutende Entfernungen, als das Ziel ihrer Kugel bezeichneten, und wenn der Kampf vorüber war, und man den Kopf des gebliebenen Gegners untersuchte; so fand sich die tödtliche Wunde genau an der von ihnen vorher angegebenen Stelle. Da ich mehrere Jahre in Kentucky verweilte, und Gelegenheit hatte ihren Schießübungen mit dem Karabiner öfters beizuwohnen, so will ich hier einige meiner dabei angestellten Beobachtungen mittheilen, aus denen man die Geschicklichkeit dieser Schützen bemessen kann.

Mehrere geschickte Schützen vereinigen sich öfters zu ihrer Lieblingsunterhaltung: dem Karabinerschießen. Der Einsatz ist gewöhnlich ein unbedeutendes Stück Geld. In die Mitte einer Scheibe wird ein Nagel von mittelmäßiger Größe, auf zwei Drittheile seiner Länge eingeschlagen. Die Entfernung des Standes ist meist vierzig Schritte. Dann reinigt jeder Schütze den Lauf seines Karabiners mit der größten Sorgfalt; legt eine Kugel in seine hohle Hand und schüttet aus seinem Pulverhorn so viel Pulver darauf, als nöthig ist, um die Kugel zu bedecken. So viel Kraut und Loth reicht auf eine Entfernung von hundert Mètres aus. Man gilt für einen ungeschickten Schützen, wenn man den Nagel fehlt; oft streift die Kugel ihn an der Seite, und krümmt ihn; zu einem Kernschuß aber verlangt man nicht mehr und nicht minder, als daß der Nagel dergestalt auf den Kopf getroffen wird, daß er in gerader Linie in das Brett eindringt. Gewöhnlich trifft unter drei Schüssen einer den Nagel und wenn zwölf Schützen beisammen sind, so muß dreimal ein frischer Nagel aufgesteckt werden, wenn Jeder zum Schusse kommen soll. Wenn Mehrere den Nagel getroffen haben, so rittern sie mit einander. Diese Belustigung nennt man das „Driving the nail" — das Nageleinschlagen.

Die Jagd auf Eichhörnchen oder das „Barking off squirrels" d. h. das Abschälen der Rinde des Zweiges, auf dem das Eichhörnchen seine Sprünge macht, ist gleichfalls eine Lieblingsunterhaltung der Kentucker und erfordert große Geschicklichkeit. Ich war Augenzeuge der eigenen Art, wie man in Kentucky die Eichhörnchen erlegt. Während meines Aufenthaltes in der Stadt Francfort (Hauptstadt von Kentucky) begleitete mich auf meinen Ausflügen der berühmte Jäger Daniel Boon. Wir wanderten zusammen die jähen Ufer des Kentucky entlang, bis wir in eine Ebene kamen, die mit Eichen, Buchen, Nußbäumen und andern Bäumen der Hochwaldungen bedeckt war. Da gerade die Bucheicheln hier zeitig waren; so sah man eine Menge Eichhörnchen auf allen Zweigen ihre Sprünge machen. Mein Gefährte, ungeachtet seines Alters, voll Gesundheit, Kraft und Feuer, in seiner groben Jägertracht, mit nackten Schienbeinen, an denen er nur Mokassins trug, hatte einen langen und schweren Karabiner auf der Schulter, den er nun zu laden anfing, indem er mir sagte, daß er noch nie einen Fehlschuß gethan, und daß er auch jetzt, wo es ihm darum zu thun sey, mir eine Probe seiner Geschicklichkeit zu geben, der edlen Waidmannskunst Ehre zu machen gedenke. Daniel säuberte den Lauf seines Gewehres, nahm das gewöhnliche Pulvermaß, wickelte die Kugel in ein Stückchen sehr feiner Leinwand und setzte die Ladung mit dem Ladstocke so fest auf, als er konnte. Boon zeigte mir dann ein Eichhörnchen, das in einer Entfernung von fünfzig Schritten auf einem Zweige saß, und bat mich, genau Acht zu geben, wo die Kugel aufschlagen werde. Nun fuhr er auf, zielte einen Augenblick und berührte den Drücker und das Echo der Wälder und Berge umher hallte tausendstimmig den Schuß nach. Man denke sich meine Ueberraschung, als ich sah, daß die Kugel den Zweig gerade da, wo das Eichhörnchen saß, getroffen, und ihn in mehrere Stücke zersplittert hatte. Die prellende Erschütterung, die daraus erfolgte, hatte das kleine Thier getödtet, und es flog in die Höhe und überschlug sich in der Luft, als wäre unter ihm eine Pulvermine losgegangen. Boon lud sogleich wieder und erlegte in kurzer Zeit auf dieselbe Art eine Menge dieser Thiere; denn die Kentucker brauchen zum Laden ihres Karabiners nur einen Augenblick, und man kann mehrere Stunden aus einem solchen Gewehre schießen, wenn man die Vorsicht gebraucht, es immer gehörig auszuputzen. Nach diesem Kunststück des alten Boon konnte ich später noch mehrere andere Kentucker wegen ihrer nicht geringeren Geschicklichkeit auf der Eichhörnchenjagd bewundern.

Das „Snuffing of a candle" — das Lichtputzen mit einer Kugel, ist gleichfalls eine Uebung, die sicherlich nicht weniger schwierig ist, als die bereits erwähnten. Ich hatte zum erstenmal am grünen Fluß (Green-River) Gelegenheit, dieser sonderbaren Unterhaltung beizuwohnen. Bei einem Ausflug, den ich mit Einbruch der Nacht begonnen hatte, hörte ich jeden Augenblick, unfern von mir, Flintenschüsse und nahm daher meinen Weg in jener Richtung, um u sehen, was es da gebe. Als ich an Ort und Stelle kam, fand ich ein Dutzend Leute von riesenhaftem Wuchse, die mir sagten, daß sie hier zusammen gekommen seyen, um sich im Lichterschießen zu üben, wodurch sie es dahin zu bringen suchten, des Nachts Schaufelhirsche oder Wölfe bloß auf das Funkeln der Augen dieser Thiere zu erlegen. Neben diesen Jägern war ein großes Feuer angezündet, dessen Rauch sich in Wirbeln durch das dichte Laubwerk hinaufschlängelte; und auf eine Entfernung von fünfzig Mètres war eine brennende Kerze aufgesteckt, deren Licht auf diese Entfernung kaum sichtbar war. Einige Schritte seitwärts von ihr war ein Mann aufgestellt, der die Wirkung eines jeden Schusses anzugeben, das Licht, wenn es ausgelöscht wurde, wieder anzuzünden, oder eine frische Kerze aufzustecken hatte, wenn eine solche entzwei geschossen wurde. Es wurde nach der Reihe herum geschossen. Einige fehlten nie den Docht oder die Kerze, und jeder ihrer Schüsse wurde mit einem lang anhaltenden Gelächter belohnt; andere putzten wirklich das Licht ohne es auszulöschen, worauf dann stets ein lautes Bravo aus den rauhen Kehlen der Jäger erscholl. Einer von ihnen, ein besonders geschickter Schütze, war so glücklich, unter sieben Schüssen, das Licht dreimal zu putzen, und jedes andere Mal löschte er es aus, oder schoß die Kerze einen halben Zoll unter der Flamme ab.

Ich könnte noch eine Menge anderer eigenthümlicher Spiele der Kentucker anführen; allein es ist hier der Ort nicht dazu. Ueberall, wo in diesem Staate die Bevölkerung noch nicht besonders zahlreich ist, begegnet man selten einem Manne, der nicht seinen Karabiner und seinen Tomahawk bei sich trägt. Es wird aus dem voraus Erwähnten leicht zu ermessen seyn, daß der Kentucker sich mit erstaunlicher Leichtigkeit Wildpret verschaffen, oder auch eines Feindes sich entledigen kann, vorzüglich wenn man weiß, daß er sich dieser Waffe von dem Augenblicke an bedient, wo er seine Schulter stark genug fühlt sie zu tragen, bis sie ihm der Tod aus der Hand schlägt. Der Karabiner versorgt den Kentucker auf seinen langen Märschen durch unermeßliche Waldungen mit dem nöthigen Lebensbedarf; bildet für ihn aber auch zugleich eine unerschöpfliche Quelle von Vergnügungen und Zeitvertreib.

*) Diese Provinz der Vereinigten Staaten wurde 1754 entdeckt, im Jahre 1773, auf die unsern Lesern (s. Murat's Skizzen aus Nordamerika) schon bekannte Art den Indianern abgekauft und 1792 unter die nordamerikanischen Freistaaten aufgenommen. Kentucky enthält gegenwärtig an 600,000 Einwohner und ist sehr fruchtbar.

Preisschrift gegen die Saintsimonisten.

Die „Societé de la morale chrétienne," in Frankreich hatte einen Preis von 500 Fr. ausgesetzt: „für die beste Widerlegung der saint-simonistischen Lehre, in Betracht Dessen, was sie der christlichen Moral Zuwiderlaufendes enthält." Dieser Preis wurde Herrn Pouyot, Professor am Kollegium von Sorèze, zu Theil. Es waren eilf Abhandlungen eingereicht worden.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 224. 11 August 1832.

König Georgs-Sund.

6. Die Meulgarradocks und die Krankheiten der Eingebornen.

Das größte Ansehen unter den Bewohnern von König Georgs-Sund genießen die Meulgarradocks oder Gaukler, die je nach ihrer größern oder geringern Geschicklichkeit in verschiedene Grade eingetheilt werden; so wie bei andern wilden Völkerstämmen wird auch hier das Treiben dieser Leute einer übernatürlichen Einwirkung zugeschrieben. Einem Meulgarradock wird die Macht beigemessen, dem Wind oder Regen nach Willkür gebieten zu können, und Jemand den er oder ein Anderer haßt, durch Blitz oder Krankheit tödten zu lassen. Will er ein Gewitter besänftigen, so stellt er sich unter freien Himmel, ficht mit den Armen, schüttelt seine Kleider von Kangurufellen, und fährt mit diesen heftigen Bewegungen, die er in Zwischenräumen wiederholt, so lange fort, bis er seinen Zweck erreicht hat. Ein ähnliches Verfahren findet statt, wenn er Krankheiten heilen will, nur geht der Gaukler dann weniger geräuschvoll zu Werke, indem er den Kranken mit zwei Stücken von grünem Holz reibt, die vorher am Feuer gewärmt wurden; der Kranke wird hiebei von ihm öfters angeblasen, was die Schmerzen lindern soll. Der Hand des Meulgarradock wird auch die Kraft zugeschrieben, Stärke und Gewandtheit mittheilen zu können. Dieses Wunder wird von ihm auf höchst einfache Art verrichtet: der Gaukler streicht den Arm Dessen, der mit so großen Vorzügen begnadigt werden soll, von der Schulter bis zu den Fingerspitzen herab stark mit der Hand und zieht ihn dann so lang, bis die Gelenke krachen.*) Bei Krankheiten beschränkt sich indeß seine Behandlungsweise nicht bloß auf Reibungen; bei Durchfällen z. B., einer auf König Georgs-Sund häufigen Krankheit, verordnet er dem Kranken das Harz der Xanthorrhöa, und zuweilen auch die grünen Stängel der Mirns, der bereits erwähnten rothen Wurzel. Die Eingebornen haben außer diesen wahrscheinlich noch mehrere Heilmittel, auf die sie ein besonderes Vertrauen zu setzen scheinen, denn man sieht sie oft die ekelerregendsten Getränke verschlucken. Die Krankheiten, denen sie am meisten unterworfen sind, bestehen in solchen, die ihre Ursache in Erkältung haben, als Halsweh und Koliken, die, bei Kindern besonders, häufig mit dem Tode enden. Ein junger Mensch, der einst an meinem Feuer stand, und ganz gesund zu seyn schien, fiel plötzlich unter konvulsivischen Zuckungen des Gesichts, des Halses und der Arme bewußtlos um. Ich hob ihn auf, und als er nach einigen Minuten wieder zu sich gekommen war, bat er mich ihm Arznei zu geben; man versicherte mich, daß solche Anfälle bei ihnen sehr häufig seyen. Die vorzüglichste Geschicklichkeit der Meulgarradocks ist auf Heilung der mit Sagayen zugefügten Wunden beschränkt; sie wissen die Waffe mit vieler Geschicklichkeit auszuziehen, streuen dann ein Pulver auf die Wunde, dem ähnlich, was sie zu ihrer Schminke verwenden, und legen einen sehr festen Verband von weicher Baumrinde an. Die Zeit der Genesung des Kranken ist in mehrere Perioden eingetheilt, während deren er eine verschiedenartige Diät zu beobachten hat; anfänglich erhält er nichts als Wurzeln, dann Eidechsen, später Fische u. s. w. Mißgestaltete Menschen werden unter den Eingebornen nicht gefunden; man trifft weder Taube noch Blinde. Ohnmachten werden bei ihnen nicht beachtet. Einst sahen die Eingebornen einige unserer Leute so stark betrunken, daß Einer von ihnen nicht aufrecht stehen konnte; hierüber sehr beunruhigt, kamen sie zu mir und meinten, dieser Mann werde wohl den nächsten Tag nicht erleben, denn auch die schwarzen Männer würden zuweilen von derselben Krankheit befallen, und müßten dann immer sterben. Auf nähere Erkundigung nach der Krankheit, von der sie sprachen, schloß ich aus ihren Angaben, daß Dieß der sogenannte Sonnenstich seyn müsse. Das Verfahren bei Schlangenbissen ist sehr einfach und zweckmäßig; sie unterbinden den verletzten Theil mit Binsen, erweitern die Wunde mit einem Kangurunagel oder der Spitze einer Sagaye, und saugen sie dann aus, waschen aber nachher dieselbe wie den Mund mit kaltem Wasser aus. Ist letzteres nicht bei der Hand, so halten sie das Aussaugen der Wunde für gefährlich. Einer der Eingebornen, Namens Unnua, der von einer Schlange in den Finger gebissen wurde, war zwei bis drei Tage krank, und hatte eine Zeit lang ein kränkliches, abgemagertes Aussehen.

* * *

7. Die Stämme, ihre Fehden und Leichenbegängnisse.

Die Abtheilung und Unterabtheilung der verschiedenen Stämme ist so verwickelter Art, daß es wohl noch geraume Zeit anstehen dürfte, bis man hierüber die nöthige Aufklärung erhalten wird. Die Klassen der Erniung und der Tem sind die einzigen in der

*) Die Aehnlichkeit in diesem Anblasen, Bestreichen u. s. w. mit unsern magnetischen Kuren braucht kaum bemerkt zu werden. Anm. d. R.

Nachbarschaft des Sundes, allein diese Benennung ist eine allgemeine, und bezeichnet keineswegs besondere Stämme; eine andere ebenfalls fast allgemeine Eintheilung ist die in Moncalon und in Torndirrey; indeß gehören einige Individuen weder zu der einen noch zu der andern. Man kann sie kaum Stämme nennen, da beide zu sehr mit einander vermischt sind. Die Moncalon sind indeß östlich, und die Torndirrey westlich von der Kolonie zahlreicher. Unter diesen Stämmen finden gegenseitige Heirathen statt; jeder Stamm hat wieder Unterabtheilungen; solche sind die Oppezheip, die Cambien, die Mahnöur u. s. w. Wahrscheinlich erhalten diese Stämme zum Theil ihren Namen von dem Wilde oder den Nahrungsmitteln, die in ihrem Bezirke am häufigsten sind. Die Bewohner in der Umgegend des Sundes werden Mirnangher genannt, wahrscheinlich von Mirn, die bereits erwähnte rothe Wurzel, und angher (essen.) Hier wird auch wirklich der Mirn am häufigsten gefunden; allein die entfernteren Stämme essen ihn nicht, und klagen darüber, daß der Boden zu sehr mit Gesträuch *) bedeckt ist, das ihnen die Füße zersticht. Die großen Kangurus sind hier selten, die kleinere Gattung hingegen, und die Xanthorrhöa und Banksia werden häufig gefunden; auch an Fischen ist zu gewissen Zeiten kein Mangel. Die Eingebornen, welche die rechte Seite des Landes bis an die Küste des Kap Nordwest bewohnen, werden Merram genannt. Dieser Bezirk soll fruchtbarer als der vorerwähnte seyn und verschiedene Gattungen eßbarer Wurzeln hervorbringen; auch gibt es hier viele Teiche, mehr wildes Geflügel und mehr Emius. Die Eintheilung in Ernieung und Tem gilt also nicht für alle Stämme. Ihnen zunächst, im Innern des Landes, wohnen die Yodderore, in einer Gegend, die gebirgiger und mehr bewaldet zu seyn scheint als das erstere; allein wir hatten mit ihren Bewohnern nur wenig Verkehr. Dann kommt das Gebiet der Uill oder Ueil, ein schönes Land, das seinen Namen vielleicht von dem Worte Uill oder Ueil (Ameisenei) führt. Die Eingebornen berichteten uns, es werde von einem breiten und tiefen Fluß durchströmt, dessen Lauf ihnen, seiner ganzen Ausdehnung nach, nicht bekannt sey, und den man nur an einer einzigen Stelle, mittelst eines großen Baumes überschreiten könne, der von einem Ufer des Flusses zum andern gefallen sey. An das Gebiet der Ueil stößt das der Uarrangre, von Uarri (Känguru) so genannt, das von derselben Beschaffenheit wie das von Ueil zu seyn scheint, nämlich ein offenes, waldiges Land mit kurzem Pflanzenwuchse, von Kangurus, Opossums und andern Säugethieren, so wie auch von Vögeln bewohnt, wie man sie längs der Küste nicht findet. Das Gebiet von Coraine hat seinen Namen vielleicht von Quunr, die Benennung des kleinen, im Gesträuch lebenden Kangurus; der Aussage der Eingebornen zufolge ist dieses Land sehr flach und gänzlich von Waldungen entblößt; es enthält mehrere Salzwasserseen, und ist mit Farrenkraut bedeckt. Jenseits dieses Bezirks strömt ein Fluß, der sich durchwaten läßt, und ins Meer ergießt.

*) Aus dieser Aeußerung ließe sich schließen, daß das Land im Innern offener und fruchtbarer ist, weil nur dürrer Boden mit niederm Gesträuch bedeckt zu seyn pflegt, und weder zur Weide noch zum Anbau sich eignet.

(Fortsetzung folgt.)

Bruchstücke aus einer Reise in Sibirien.

(Schluß.)

Der Chamba-Lama führte uns in sein Zimmer, wir nahmen Platz, und nun begann mit Hülfe Gentimur's, der uns als Dolmetscher diente, eine höchst interessante Unterredung. Ich fragte den Chamba-Lama, ob die Annahme, daß seine Sekte dem Buddhismus angehöre, wie in Hassel's Statistik behauptet wird, gegründet sey. „Ja, erwiderte er, denn der Buddha der Indier ist ganz derselbe Gott wie unser Tschigemune. Allein Tschigemune ist nicht der Fo der Mandschu. Die Mutter des Tschigemune, fügte er hinzu, wird in großen Ehren gehalten.“ Ich wollte gern erfahren, ob in diesen letzten Worten nicht eine allegorische Bedeutung liege und fragte ihn deßhalb um ihren Sinn, allein vergebens, wir konnten uns einander nicht verständlich machen. Der Chamba-Lama sagte mir, daß die Buräten an einen einzigen Gott glauben und verglich die Menge von Burchanen, Götzenbildern, die man in den Tempeln der Lamas findet, mit den Heiligenbildern der griechischen Kirche. Ich sprach mit ihm über Confuzius; „Ich kenne ihn nicht, war die Antwort; allein wir haben viele, ganz andere Philosophen als ihn.“ Unter Anderm belehrte er mich auch, daß die Lamas nicht in einer besondern Schule erzogen werden; die Kinder, die von ihren Vätern zum Priesterstande bestimmt sind, werden einem Lama übergeben, der seine Jurte mit ihnen theilt, und sie in den heiligen Schriften unterrichtet. Die Hierarchie der Priester zerfällt in eine unendliche Menge von Stufen, und nur dem Chamba ist gestattet, alle heiligen Bücher ohne Ausnahme zu lesen. Die Lamas verheirathen sich nicht und müssen ein durchaus ascetisches Leben führen. Ich wollte gegen Se. Heiligkeit über das Unbequeme des Cölibats einen Scherz anbringen, aber er gab dem Gespräch ziemlich barsch eine andere Wendung und brach über diesen Gegenstand kurz ab. Dieß hieß aber auch im Hause des Gehenkten vom Stricke reden, denn der heilige Mann war selbst heimlich verheirathet gewesen. Der Chamba-Lama stirbt, gleich dem Dalai-Lama, seinem Oberhaupte, niemals; noch bei seinem Leben wird ihm ein Nachfolger bestimmt, der aber bei ihm wohnen muß, und die Buräten glauben, daß während dieses Beisammenwohnens und noch ehe das materielle Leben des Lama erlischt, seine Seele allmählich in den Körper seines Nachfolgers übergehe, der immer aus seinen nächsten Verwandten gewählt wird. Der unsers Chamba-Lama war, wie man uns sagte, sein Neffe; böse Zungen wollten indeß behaupten, er sey eine Frucht jener heimlichen Ehe, und in der That, wenn man die Anlage zur Wohlbeleibtheit, die sich an dem jungen Manne verrieth, in Betracht zog, so mußte man bekennen, daß hier die Seelenwanderung auch eine überraschende körperliche Aehnlichkeit hervorgebracht hatte. — Die Lamas haben ihre heiligen Bücher von Tübet erhalten, woher überhaupt alle ihre religiösen Lehren und Gebräuche stammen; sie sind in der Tangu-Sprache (russisch Tangusky, die man nicht mit dem Tunguzky verwechseln darf) geschrieben. Diese Sprache weicht so gänzlich vom Mongolischen der Buräten ab, daß kein Laie jene heiligen Bücher versteht; die Lamas hingegen lesen das Tangu geläufig. Einer ihrer Glaubensartikel sagt, daß es mehrere Sündfluthen gegeben habe, und daß noch eine eintreten werde. Wir gedachten gegen den Chamba

des Deukalion und Noah; allein er gab uns zur Antwort, daß diese Namen in den heiligen Büchern nicht vorkommen. Ich bemerkte, daß man Fische auf den Gebirgen gefunden habe, was für die Richtigkeit der lama'schen Traditionen zu sprechen scheine; allein er erwiderte ziemlich übel gelaunt, er habe dergleichen nie gesehn, und seine Bücher sagten nichts davon. Als er hörte, daß wir uns mit astronomischen Untersuchungen beschäftigten, wollte er etwas von unsrer Kosmographie wissen; ich bemühte mich ihm das „ponderibus librata suis" und das „e pur si move" begreiflich zu machen. „Das ist Alles wohl möglich, sagte der Greis, aber unsre tangusischen Bücher sagen: Ein Elephant trägt die Erde, und die Sterne stehen unbeweglich hinter durchsichtigen beweglichen Wassern, die sie auf ihrer Fläche abspiegeln, und uns dadurch glauben machen, daß die Sterne sich bewegen." So scheint auch bei der oben beschriebenen Ceremonie der Wasserweihe das Bild des Burchanen oder Götzen sich im Spiegel zu bewegen, wenn der Priester das Wasser darüber gießt.

Nach dieser Unterredung begaben wir uns in den Haupttempel, der fast an die Wohnung des Chamba-Lama stieß. Dieser Tempel ist ganz wie eine gothische Kirche gebaut und mit einer Vorhalle versehen. Das Schiff ist höher als die Seitengänge, von denen es durch zwei hölzerne Säulenreihen getrennt wird, über denen sich in der Mitte des Tempels, der Länge nach, eine hohe Kuppel wölbt, wie man sie bei den in Kreuzesform gebauten gothischen Kirchen sieht. Längs den Säulen sind Bänke angebracht, auf denen die Priester Platz nehmen und zwar so, daß die von niederm Rang auf die Seitenbänke, die von höherm Range hingegen, auf die Bänke, an den Säulen in der Mitte zu sitzen kommen. Jeder der Priester, mit einem musikalischen Instrumente versehen, spielte seine Stimme in einem noch weit seltsameren Orchester, als jenes, das uns auf der Ebene bewillkommt hatte. Hier sah man nicht allein jene Hörner von zehn Fuß Länge, Tamtams (ein chinesisches Wort das wahrscheinlich von den pariser Musikern erfunden wurde, denn hier zu Lande kennt man es durchaus nicht), Cymbeln, Kastagnetten und Pauken, sondern auch lange spiralförmige Instrumente und ein Glockenspiel, das eine höchst seltsame Wirkung machte. In der Nähe des Altars, im Hintergrunde des Tempels, saßen einige Lamas höhern Grads auf Lehnsesseln; diese hatten keine Instrumente, aber sie psalmodirten Gebete, die von dem Orchester der zweihundert Lamas, abwechselnd bald mit einem Andante, bald mit einem Allegro begleitet wurden. War der Gesang der Priester langsam und ernst, so begleiteten ihn die tiefsten Instrumente, wie Hörner und erzene Pauken, und am Ende jeder Strophe gingen Stimmen und Orchester wieder in ein Allegro über; alle Lamas sangen und spielten zugleich, so daß auf jede Sylbe des Recitativs eine Note des Orchesters folgte. Während einer Pause lief einer der auf den höhern Bänken sitzenden Priester schnell durch den Tempel, und gab jedem Lama eine Handvoll Getreide, die er aus einem großen Becken nahm; dann fing die Musik wieder an, und Alle warfen während des Gesanges das erhaltene Getreide in die Luft. Vor dem großen Altar, auf dem die Bilder des Tschigemune und mehrere Burchanen aufgestellt waren, standen, wie gewöhnlich, Becher mit Wasser gefüllt und ein großes Becken voll Getreide. Die Lamas gingen in Prozession durch den Tempel, einer nach dem andern neigte sich vor dem Becken, dessen Rand sie mit der Stirne berührten, und traten dann zu einem der höhern Priester, der jedem abermals eine Handvoll Getreide gab. Hat diese Ceremonie nicht einige Aehnlichkeit mit dem Abendmahl der Christen? Für mich wurde diese Erinnerung um so stärker, weil man während der Prozession ein Andante sang, das einem alten Kirchengesang sehr ähnlich war.

Die Gläubigen nahmen keinen Theil an dieser Ceremonie; sie stehen mit gefalteten Händen längs der Mauer am Eingang des Tempels. Die Weiber sind in blauen Seidenzeug gekleidet und mit reichen, mit Malachit, Korallen und Perlenmutter besetzten Stirnbinden geschmückt. Die Lamas der höhern Bänke tragen Mützen von gelbem Stoff, in Gestalt eines Helms, wodurch sie sich vor den übrigen auszeichnen, deren Kopfbedeckung der spitze Hut der Mongolen ist. Diese Helme hingen während des Gottesdienstes an den Säulen hinter ihren Sitzen, wurden aber gegen Ende desselben aufgesetzt und dann die Ceremonie bedeckten Hauptes mit einem Gesang geschlossen.

Hinter einem Vorhange, der den Hauptaltar von der Mauer scheidet, liegen die heiligen Bücher, in der Tangusprache, und Handschriften aufgeschichtet, deren Blätter je zwischen zwei Brettern aufbewahrt und in Stoff von verschiedener Farbe eingewickelt sind. Der Tempel ist überreich mit Pfauenfedern, Tiger- und Leoparden-fellen, Elephantenzähnen und andern Seltenheiten Mittelasiens ausgeschmückt. Ich bemerkte noch einige andere Verzierungen, über die man mir jedoch keinen genügenden Aufschluß geben konnte; es waren Dieß Stücke Holz, welche Menschenköpfe vorstellten, und die zu Hunderten am Dom des Tempels hingen. Diese Köpfe waren bizarr bemalt, hatten chinesische Augen, Hundeschnauzen und mitten auf der Stirn einen runden schwarzen Fleck, der wahrscheinlich ein drittes Auge oder ein Stigma vorstellen sollte. Diese letztere Vermuthung scheint mir um so gegründeter, weil die Pupille rund und ohne Augenlied war, und ich überdieß später erfahren habe, daß auch die mongolische Mythologie ihre Cyklopen hat. Vom Kinne jedes dieser Köpfe hingen statt des Bartes eine Menge Bänder herab. Als ich die Vorhalle des Tempels betrat, fiel mir ein großer papierner Cylinder auf, der, mit tangusischen Gebeten beschrieben und mit bunten Bändern geschmückt, sich um eine Achse bewegte. So oft er umgedreht wurde, schlugen zwei am obern Ende angebrachte Schwängel auf Glocken, die zur Seite aufgehangen waren. Jene Gläubigen, die nicht lesen können, drehen, wenn sie aus dem Tempel gehen, diesen Cylinder um, und Dieß vertritt bei ihnen die Stelle des Gebets; es ist Dieß der Rosenkranz, Ave Maria u. s. w. der Christen. Die auf dem Hauptaltar brennenden Kerzen bestehen aus Butter, und ihre Dochte aus Baumwolle; die Butter dient auch überdieß noch zur Bereitung mehrerer Opfergaben, in Gestalt von Blumen u. s. w.

Von den vielen Kapellen in der Umgebung des Tempels besuchten wir nur Eine, und zwar die, in welcher der Wagen aufbewahrt wird, in dem man bei gewissen Feierlichkeiten das Standbild der Mutter des Tschigemune um den Tempel fährt. Man erblickt an diesem Wagen sieben neben einander gespannte Pferde, die grün bemalt und sehr sauber gearbeitet sind, das mittlere derselben ist von Lebensgröße, die übrigen, zu beiden Seiten befindlichen aber werden immer kleiner, so daß die beiden letzten nur den vierten Theil so groß sind, als das mittlere. Es ist Dieß ein russisches Ge-

spann, bei dem sogar die Glocke nicht vergessen ist, durch die die sibirischen Postfuhren bezeichnet sind. Die Mutter des Tschigemune hat also ihre Poderoschna bezahlt. Als wir von dem Chamba-Lama Abschied nahmen, bat er uns, dem russischen Kaiser zu sagen, daß die Buräten zu Gott mit so vielem Eifer für ihn beten, als sie es nur vermöchten. Seine eigenen Worte. Der heilige Mann hatte von Alexander schon eine goldene Medaille erhalten, und vielleicht trug er Verlangen nach einer zweiten. — Wir stiegen nun zu Pferde, und Prinz Gentimur und ich sprengten in gestrecktem Galopp nach Monachonowa zurück.

Vermischte Nachrichten.

Vor sechzig oder siebzig Jahren, hielt man in England viel auf gut gemalte Wirthshausschilde. Man trieb damit selbst bis nach Amerika Handel, und viele der damaligen Künstler ersten Ranges schämten sich nicht, mit dergleichen Arbeiten ein Stück Geld zu verdienen. Seit der Zeit nahm der Künstlerstolz zu, und der Geschmack an schönen Wirthshausschilden ab, und die Wirthe begnügten sich mit Bildern von geringerem Kunstwerthe. In einer Neu-Yorker Zeitung wird erzählt, daß unlängst der Kopf eines Bullenbeißers, eine der frühesten Arbeiten West's, der über siebzig Jahre als Schild einer Schenke gedient hatte, von einem reisenden Engländer für die königliche Akademie gekauft worden sey. So soll „der gestiefelte Geißbock“ zu Little-Chelsea von Georg Morland, der gern ein wenig tief in's Glas guckte, in einer seiner rosenfarbenen Stunden gemalt worden seyn, und der „Kopf der Königin,“ den man früher zu Epsom als Wirthshausschild sah, war von Harlow, und hatte die besondere Eigenthümlichkeit, daß der Künstler in einer seiner launigen Anwandlungen das Gesicht auf die eine und den Hinterkopf auf die andere Seite gemalt hatte. Harlow, der damals mit Lawrence nicht auf bestem Fuße stand, setzte unter dieses Bierzeichen T. L. Greekstreet, wodurch dieser sich nicht wenig gekränkt fühlte.

*

„Unter den Personen, die ich in Paris kennen lernte,“ sagt Depping in seinen Erinnerungen aus dem Leben eines Deutschen in Paris; „befand sich auch Llorente, der so verfolgte Geschichtschreiber der spanischen Inquisition. Ich besuchte ihn oft und fand in ihm einen sehr vielseitig gebildeten Gelehrten. Eines Morgens begegnete ich ihm sehr früh auf der Straße, und als ich ihn fragte, woher er komme, antwortete er: „ich hatte mich verwichene Nacht verdingt, bei einer Leiche Wache zu halten. Wie wenig ließ ich mir träumen, als ich Kanonikus von Toledo und geheimer Rath in Madrid war, daß ich einst mein tägliches Brod durch Nachtwachen bei einem todten Pariser werde verdienen müssen!“ Bald darauf erhielt er auf Peyronnets Befehl die Weisung, Frankreich zu verlassen; denn Dieß war der Wille und Befehl der Jesuiten des Hofes. Der arme Llorent mußte gehorchen und kam nothdürftig wieder in seine Heimath, wo er bald darauf im tiefsten Elend starb.“

*

Die „India Gazette“ enthält ein Schreiben aus Basra vom 24 August v. J., worin es heißt: „Fast jeder Landstrich dieser Gegenden ist von furchtbaren Plagen heimgesucht; Bagdad und die umliegenden Ortschaften sind durch die Pest verödet worden, und nun treffen aus Hamadan, dem alten Ekbatana, Nachrichten von einer bisher unerhörten Geißel ein, von der die dortigen Einwohner befallen worden sind. Eine Gattung furchtbar giftiger Schlangen soll nämlich die Stadt überschwemmt haben, und ihr Biß furchtbaren Wahnsinn erzeugen, der nur mit dem Tode endigt. Die Straßen sind von Leichen angefüllt, mit denen sich Hunde und Schakals mästen; die Einwohner voll Schrecken und Bestürzung wissen kaum, wohin sie sich retten sollen.“

*

Das „Edinburgh Review“ gibt über das arabische Kameel folgende neue Bemerkungen: „Das Pferd dient in Arabien nur zum Schaugepränge und ist nur im Kriege von eigentlicher Nutzbarkeit. Der eigentliche Gefährte des Arabers, das Thier, das seine Arbeiten und Mühseligkeiten theilt, ist das Kameel. Nedsched, der Landstrich, den vorzüglich Beduinenstämme bewohnen, scheint das Geburtsland dieses unschätzbaren Thieres zu seyn; man nennt ihn daher auch: „Die Mutter der Kameele.“ Die besondere Eigenschaft des Kameeles lange Zeit Durst leiden zu können, macht es ganz geeignet für den Boden, wo es geboren wird. In Aegypten, wo es täglich in den Gewässern des Nils seinen Durst löschen kann, ist es nicht im Stande, länger als einen Tag des Wassers zu entbehren. In den Ebenen Anatoliens, die zwar sehr hoch gelegen sind, aber gewöhnlich noch ziemlich Wasser haben, kann es zwei Tage dürsten; während es in Arabien gemeiniglich vier Tage ohne Tränke aushalten kann. In der großen Wüste, die Aegypten von Sennaar trennt, muß das Kameel neun Tage ohne Wasser bleiben, und dennoch langen die meisten dieser Thiere, welche die Karawanen bilden, wohlbehalten am Ort ihrer Bestimmung an. Der Reisende Burckhardt widerlegt in Bezug hierauf die gewöhnliche Meinung, daß das Kameel oft an der großen Menge Wassers, die es im Magen aufbewahre, umkomme. Der bei ihm vorgefundene Vorrath ist im Gegentheil nie sehr groß. Dagegen scheint auch der Höcker für das Kameel eine Art Vorrathskammer zu seyn, von der es zehrt, oder wie die Araber sagen, aus der es während seiner langen Märsche Nahrung schöpft. Wirklich erhebt sich auch der Höcker, wenn das Thier, so viel es braucht, Futter zu sich genommen, zu einer wohlausgefüllten Pyramide, die den vierten Theil der ganzen Größe des Thieres ausmacht. In der Wüste jedoch schwindet diese Erhöhung so zusammen, daß sie am Ende gar nicht mehr sichtbar ist, und dann ist das Thier so erschöpft, daß es nicht mehr weiter gehen, und Ruhe und Lebensmittel nicht länger entbehren kann.“

*

Das Echo ist unter den Eisbergen von Grönland so stark, daß jeder Schall am Fuße derselben sich augenblicklich bis zu ihrer Spitze fortpflanzt, und wenn diese abgemorscht oder sonst locker geworden ist, so reicht oft ein Wort hin, sie herabstürzen zu machen. Ein Boot mit sieben Eingebornen fuhr einmal durch die Höhlenwölbung eines Eisberges, als ein Knabe mit einem Stück Holz auf ein über das Kanot gespanntes Fell schlug. Der Schall war in wenig Augenblicken bis zur Höhe der Wölbung gelangt, ein donnerähnliches Krachen erfolgte, und die Höhle wurde plötzlich stockfinster; denn das Gewölbe war eingestürzt, und hatte die unglücklichen Grönländer unter den Wellen begraben. Die Diskobay ist ein wegen ergiebigen Fischfanges viel berühmter Platz. Zu gewissen Jahreszeiten versammelt sich dort eine große Menge Volks, die Fischer verkaufen, und die fernhergekommenen Bewohner kaufen. Es ist eine Art Jahrmarkt, aber einer der gefährlichsten Art. Jeder Eisberg droht sie zu zerschmettern, und doch treibt sich Alles mit einer Sorglosigkeit durcheinander, als wenn nicht die mindeste Gefahr vorhanden wäre. (Carne's Lives of Eminent Missionaries. London 1832.)

*

Nachrichten aus Kanada von Mitte Junius geben eine traurige Schilderung von den Verwüstungen, welche die Cholera in Quebec und Montreal, vorzüglich aber unter Eingewanderten aus Ireland und England, angerichtet. Die Krankheit hatte meist einen äußerst schnellen tödtlichen Verlauf von wenigen Stunden. Ein Brief aus Montreal vom 17 Junius sagt: „Eine große Anzahl von Menschen, die man gestern noch in den Straßen umherwandeln sah, sind heute in der Ewigkeit.“ Die Krankheit blieb nicht bloß auf solche Menschen beschränkt, die durch Armuth, Unreinlichkeit oder ungeregelte Lebensart für sie besonders empfänglich seyn sollen, sondern ergriff Leute von allen Ständen. In Quebec hatten sich bis zu jener Zeit 2500 Krankheitsfälle ereignet und in neun Tagen waren 800 Menschen gestorben. Montreal zählte damals noch nicht so viele Kranke und Todte: indeß waren doch in sieben Tagen 300 Personen weggerafft worden. Alles was aus beiden Städten entfliehen konnte, hat sie verlassen. Die Geschäfte haben daher völlig aufgehört.

*

Zu Paris wurde ein Torfverkäufer wegen eines Uhrendiebstahles verhaftet. Man fand in seiner Wohnung 200 Uhren; der gute Mann wird jetzt so ziemlich wissen, wie viel es geschlagen hat.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 225. 12 August 1832.

Bilder aus Jamaika.

(Fortsetzung v. S. 871.)

Mit Tages Anbruch machten wir uns am folgenden Morgen in einer Art Gigg, mit einem Pferde an der Deichsel, und einem andern, das auf den Fall der Noth als Aushelfer dienen sollte, daneben, auf den Weg. Drei berittene Neger, jeder mit einem ledigen Pferde an der Hand und zwei Saumrosse folgten uns. Am Abende langten wir auf der Pflanzung an, die unter Hrn. Fyall's Aufsicht stand, nachdem wir kurz zuvor einem Truppe Maroons begegnet waren. Kaum sah ich noch irgendwo solche schöne, große und handfeste Leute, ganz wie es das Klima fordert, in weite Hosen von Segeltuch gekleidet, mit einem gleichfalls segeltuchenen Hemde darüber, das um die Lenden von einem breiten ledernen Gürtel zusammengehalten wurde, in welchem auf der einen Seite ein kurzer Säbel stak, auf der andern eine lederne Tasche für die Kugeln hing. An einem Riemen über der einen Schulter hing auf der andern Hüfte ein großes Pulverhorn und ein Schnappsack. Dieß sammt einem Strohhut und einer kurzen Büchse mit einem Tragbande, um sie auf dem Marsch über die Schulter hängen zu können, vollendete den Anzug dieser Negersoldaten. Jedenfalls ist derselbe für dieses Land und diese Sonne zweckmäßiger ausgedacht, als die dickgefütterten Röcke, die schweren Filzhüte, das kreuzweise auf die Brust drückende Riemenwerk und die schweren Musketen der englischen Truppen in Jamaika. Als wir vor dem Thore der Pflanzung anlangten, erhob Hr. Fyall ein gellendes Geschrei: „Jungen! Jungen!" rief er mit einer Stimme, die ziemlich einem Hundgebell ähnlich war. Alle Bedienten in Westindien, und wären sie so alt wie Methusalem, werden „Jungen" genannt. In diesem Augenblick stürzte ein halb Dutzend schwarzer Bursche heraus, die unser Gepäck abluden und der weiteren Befehle „Massa's" harrten. Der Herr Oberaufseher zeigte dem Hausmeister der Pflanzung ein so mürrisches Gesicht, als wenn er Wunder welch ein Unheil angerichtet, und mit wenigen mürrischen Worten verlangte er das Mittagessen. „Hört ihr?" setzte er hinzu.

Das Mahl bestand aus Allem, was die Speisekammern der Pflanzungen haben: gesalzene Fische, Pisangs, Yam und ein Stück Bock-Hammel. Wenn ich sage „Bock-Hammel;" so will ich damit nur darauf anspielen, daß ein europäischer Hammel, nach einem ein- oder zweijährigen Aufenthalte in Jamaika zwar sich in keinen Ziegenbock verwandelt, aber doch seine dicke warme Wolle ablegt und fortan lange Haare trägt; seine Nachkommen, wenn sie in den heißen Ebenen aufgezogen werden, nehmen nie wieder die Wolle an. Hr. Fyall und ich setzten uns eben zu Tische, als vier stöckige junge Bursche hereintraten, die nicht überaus schmuck angethan waren und deren Gesichter zur Farbe von Ziegelmehl verbrannt waren. Man hieß sie die Buchhalter, warum, weiß ich nicht; denn so viel ist gewiß, daß sie nie ein Buch mit einem Auge sehen, und ihr Geschäft beschränkt sich darauf, über die Feldarbeiten der Neger und in den Zuckersiedereien und Rhumbrennereien Aufsicht zu führen. Der Eine von ihnen, der Hauptbuchführer, wie man ihn nannte, schien von der Sonne geröstet, und zwar buchstäblich genommen. „Wie geht es Baldy?" — fragte der Oberaufseher. „Heute besser, Sir. Ich wusch ihn mit Fischthran und Schwefel." — „Ei, zum Henker, dacht' ich! Armer Baldy!" — „Und Mary und Karoline?" — „Mit der Einen ist es hoch an der Zeit und die Andere habe ich statt Peter abthun lassen, dem man übrigens das Gnadenbrod schon allzu lange gibt, da er lahm und blind ist." — Fast fiel mir Messer und Gabel aus der Hand vor Schrecken: da ich nicht anders dachte, daß hier von Sklaven und Sklavinnen die Rede sey, denn wenn man früher die Nachrichten von den Behandlungen der armen Schwarzen in Westindien gelesen hatte, so mußte man nothwendig zuerst diesen Gedanken fassen. Bald darauf erfuhr ich jedoch zu meiner Beruhigung, daß der Mann, der hier befragt wurde, der Kuhhirte oder der Schäfer der Pflanzung war, und über seine Ochsen, jungen Kühe und Maulthiere Bericht erstattete.

Später trat ein großer, hagerer Mann ins Zimmer, der einen Rock von ganz eigenem Schnitte trug. Es war der sonderbarst gebaute Mensch, der mir noch vorgekommen; er hatte so zu sagen gar keinen Unterleib und man hätte denken mögen, der Magen sitze ihm zwischen den Schultern; doch was ihm am Rumpfe abging, dafür war unten an den Beinen überflüssig Ersatz gegeben; er glich in der That einem aufgesperrten Zirkel, auf dem ein gelbes Gesicht von zwei Handlängen saß, über dessen beide Ohren eine Art Strohdach von sandfarbigen Haaren auf die Schultern herabhing. Fyall nannte ihn Buckskin (Bockhaut), was mich nebst andern Umständen auf die Muthmaßung brachte, daß er nichts mehr und nichts minder als ein amerikanischer Schmuggler sey. Nach dem Essen wurde für Jeden ein Glas Punsch gefüllt; dann

pochte der Oberaufseher mit den Fingerknöcheln auf den Tisch, und die Buchhalter flogen zur Thüre hinaus, wie aus einer Büchse geschossen und ließen Hrn. Fyall, den Amerikaner, den Hausmeister oder Buscha, um ihn mit seinem Jamaikanamen zu nennen, und mich allein zurück. Ich war sehr ermüdet und wäre herzlich gern zu Bette gegangen. Allein daran war noch nicht zu denken. Fyall befahl einem Neger — Namens Jupiter — aus der Seitentasche seines Giggs ein Paar Flaschen zu holen, die Kapitalrhum enthielten, und ein neues Gebräue von Punsch qualmte auf. Es mochte um die Zeit seyn, wo der Heerwagen seine Deichsel abwärts kehrt, als es auch mit unserm Verstande bergab zu gehen anfing. Besonders schien Fyall es auf den Amerikaner gemünzt zu haben, dem er auch dergestalt zusetzte, daß der langspältige Mensch keine seiner Gliedmaßen mehr rühren konnte, deren Handhabung, bei ihrer unvernünftigen Länge, ohnehin selbst für eine nüchterne Seele ein schönes Stück Arbeit blieb. Der Yankee schien jetzt dem Oberaufseher gar gekocht in der Herenküche seines höllischen Planes. Auf seinen Wink wurde ein großer Zuber mit Wasser unter einen Balken der Stubendecke gestellt und von den Schwarzen, die mit Herrn Fyalls Teufeleien schon bekannt vor Vergnügen grinseten, ein Sack und ein drei Zoll dicker Strick hereingebracht. Nun steckte man zuvörderst Buckskin's lange Beine in den Sack, dessen Oeffnung um den Hals des zum Martyrthum geweihten Amerikaners zugebunden wurde. Hierauf befestigte man ihm das Seil unter seinen Armen um den Leib, doch so, daß es sich nicht zusammenschnüren konnte. Endlich wurde das Ende des Seiles durch den Balken der Stubendecke gezogen und Alles war fertig. Auf ein Zeichen Fyalls wurde der eingesackte Amerikaner von den Schwarzen aufgehißt und in den Wasserzuber hinabgetaucht; dann aber eben so schnell wieder zur Stubendecke hinaufgezogen und das Seil um den Leib des Buscha gebunden, der nicht weniger betrunken als der Yankee, auf seinem Stuhle eingeschlafen war. Ins kalte Bad getaucht und dann so zum Trocknen in die Luft hineingehängt und nüchtern zu werden, war bei dem Amerikaner das Werk eines Augenblicks. Da aber seine Arme mit im Sacke staken, so war er so unbehülflich wie ein Kind im Mutterleibe und konnte nichts thun, als fluchen, drohen und schwören, wobei er vor Wuth in seinem Sack zu tanzen anfing und mit jedem Ruck das Seil enger um den Dickbauch des Buscha zusammenzog, der sich wie behext vorkam, als er sich von einer unerklärlichen Gewalt sammt seinem Stuhle, auf den man ihn festgebunden hatte, am Boden hingeschleift fühlte. Zuletzt wurde der Hausmeister, der weniger schnell als der Amerikaner in seinem kalten Bade seine fünf Sinnen zusammenzuklauben im Stande war, durch das wüthende Toben seines Gegengewichtes sammt dem Stuhl einige Fuß hoch vom Boden in die Höhe geschnellt, und beide kamen endlich so ziemlich miteinander in gleiche Schwebe. Die Wuth, in die sich indeß der Yankee hineingearbeitet hatte, gab Fyall und mir den klugen Gedanken ein, die Lichter auszulöschen und uns nach unsern Zimmern zu flüchten, wo wir uns verbollwerkten, und den Negern zuriefen, sie möchten die beiden armen Teufel aus ihrer Noth so gut es gehe, erlösen und aus dem Hause lassen.

Als wäre es nicht genug gewesen an dem tollen Abenteuer dieses Abends, wurde ich aus meinem ersten Schlafe durch ein äußerst seltsames Tap Tap auf dem Boden meines Schlafzimmers aufgeweckt, als spazierte darin eine Katze mit Nußschalen an den Füßen auf und ab. Mit einem Satze war ich aus dem Bette, dem nächtlichen Ruhestörer die Thüre zu weisen, aber in demselben Augenblick wurde auch meine große Zehe, wie von einer Schmiedszange eingeklemmt. Erschrocken fuhr ich ins Bett zurück, aber die Zange auch und als ich mit der Hand hinabfühlen wollte, wurde auch mein Daumen neben dem schon eingeklammerten Gliede festgekneipt. Nun verlor ich den Kopf und schrie Mord und Zeter, bis ein Neger mit einem Licht hereinstürzte, und siehe da, Daume und Zehe befand sich in den Scheeren eines Landkrebses.

(Fortsetzung folgt.)

König Georgs-Sund.

6. Die Meulgarradocks und die Krankheiten der Eingebornen.

(Fortsetzung.)

Obschon Diejenigen der Eingebornen, mit Denen wir verkehrten, uns immer zuerst den Namen ihres Stammes und Bezirkes sagten, so konnten wir, aller Mühe ungeachtet, diese verschiedenen Angaben doch nicht hinlänglich ordnen, und uns eine klare Uebersicht der verschiedenen Stämme verschaffen. Der Sohn ist von der Mutter aus entweder Erniung oder Tem und vom Vater aus entweder Torndirrep oder Moncalon; ein Mehreres konnten wir hierüber nicht mit Gewißheit erfahren, denn der Halbbrüder sind wahrscheinlich in Folge der sich so mannichfach durchkreuzenden Heirathen zu viele und zu verschiedene. Aus der nämlichen Ursache sind auch ihre Verwandtschaftsgrade sehr zahlreich. Eitscher, Mutter; Cuinker, Vater; Murert, Bruder oder Schwester; Konk, Oheim u. s. w. Was die Ehen betrifft, so sind die Heirathslustigen hinsichtlich ihrer Wahl nicht auf diesen oder jenen Stamm beschränkt; man hält jedoch für vortheilhaft, sich eine Frau so weit als nur möglich herzuholen, weil die Söhne das Recht haben, in der Heimath ihrer Mutter zu jagen.

Das Land ist in mehrere, Familien oder einzelnen Personen gehörige Bezirke getheilt, und Jeder hütet sein Eigenthum sorgfältig gegen fremden Eingriff. Zu gewissen Jahreszeiten statten die jungen Leute in Gesellschaft Besuche bei ihren Nachbarn ab, und legen zu diesem Zweck oft 40 bis 50 Meilen zurück. Ihr Aufenthalt ist gewöhnlich nur von kurzer Dauer, und wird mit Festen und Vergnügungen hingebracht. Solche Besuche werden natürlich nur zwischen befreundeten Horden gewechselt, sind aber dennoch immer von Friedensceremonien begleitet; man trifft bei seinen Freunden gewöhnlich vor oder gleich nach Mittag ein. Als wir eines Tages mit einem der Eingebornen, Namens Macorrie, und fünf oder sechs Männern seines Stammes auf der Jagd waren, hörten wir den Ruf „cu uhie, cu uhie-ca-ca"; sogleich blieben unsere Begleiter stehen und sagten, es näherten sich fremde Schwarze, und zwar wie Macorrie versicherte, keine befreundeten, weßhalb er mich bat, seine Leute bei einem etwaigen Angriffe zu unterstützen. Als jedoch die vermeinten Feinde näher kamen, erkannte er Freunde in ihnen,

denen sie sogleich entgegen gingen; es waren sechs Männer vom Stamm der Merram, die tanzend auf uns zukamen. Einer von ihnen trug ihre sämmtlichen Sagayen und Mearas oder Wurfstöcke, und die Uebrigen gingen unbewaffnet. Alle waren bemalt und mit Fett eingerieben; und Jeder hatte eine Schnur um den Kopf, an der Blätter der Xanthorrhöa über das Gesicht herabhingen, und einen grünen Zweig in der Hand. Als beide Parteien einander nahe gekommen waren, tanzten sie um einander herum, und dann umarmte Jeder seinen Freund, indem er ihn um die Mitte des Leibes faßte, vom Boden aufhob, und ihm die Hände küßte, was Jeder, der auf diese Art begrüßt wurde, genau erwiderte. Dann wurde der Tanz wiederholt und in Zwischenräumen fortgesetzt, worauf ich sie verließ. Grüne Zweige scheinen stets ein Sinnbild des Friedens zu seyn, und werden, wie bereits erwähnt, auch bei ihren Tänzen häufig in der Hand getragen.

Haben Einzelne Streit miteinander, so nehmen ihre Familien Antheil am Zwist. Wird Einer getödtet, so sucht sein Stamm ihn sogleich zu rächen, wobei weniger darauf gesehen wird, daß die Rache den Schuldigen, sondern daß sie nur eine Person seiner Horde trifft. Die rächende Wiedervergeltung wird indeß auf eine noch viel ausgedehntere Weise angewendet; denn wenn Einer der Ihrigen durch Zufall, wie durch einen fallenden Baum, oder im Wasser, oder auf irgend eine andere Weise umkömmt, so legen seine Freunde sein Unglück irgend einem Meulgarradock eines feindlichen Stammes zur Last und tödten Jeden, der diesem angehört. Eben so suchen auch gefährliche Kranke, die nicht mehr zu genesen glauben, noch irgend Jemand umzubringen, in der Hoffnung, durch dieses Mittel wieder gesund zu werden.

Bei Zweikämpfen bedienen sie sich ihrer Hämmer, oder werfen mit Stöcken und Tanks auf einander; solche Streiche könnten leicht gefährlich werden, wenn sie mit gehöriger Kraft geführt würden, allein hierin verrathen diese Wilden eine weibische Schwäche. Schilde führen sie nicht, doch wissen sie der Sagaye sehr geschickt auszuweichen. Die Streitigkeiten entspinnen sich meist wegen Weibern; bei Gebietsverletzungen oder wegen geringfügiger Ursachen begnügen sie sich, ihre Gegner mit der Sagaye in die Beine und Schenkel zu verwunden, suchen sie aber nicht zu tödten. Sobald Einer der beiden Parteien verwundet ist, hat der Kampf ein Ende.

In einigen Gegenden Australiens wird vor den Gefechten ein ordentlicher Kriegsrath gehalten, allein in König Georgs-Sund ist Dieß nicht der Fall. Wollen die Eingebornen ihren Angriff vorzüglich furchtbar machen; so führen sie nächtliche Ueberfälle aus. Von ihren gewöhnlichen Schlachten waren wir mehr als Einmal Zeuge; sobald der Feind sich naht, wird ein großes Geschrei erhoben; die ganze mit Sagayen bewaffnete Mannschaft stürzt ihm mit großem Lärm entgegen, wobei Jeder seinen Bart in den Mund nimmt und so gräßliche Gesichter schneidet, daß man Wahnsinnige zu sehen glaubt. Von jeder der feindlichen Parteien kämpfen selten mehr als ein oder zwei Mann mit einander, die übrigen aber suchen die Fechtenden von einander zu trennen, wobei natürlich viele Bewegung und viel Hin- und Herlaufen stattfindet. Die Kämpfenden werfen aus einer Entfernung von mehreren Schritten ihre Sagayen aufeinander, wobei die Gewandtheit, mit der sie dem Wurf, ohne ihre Stelle zu verlassen, auszuweichen wissen, wirklich bewundernswerth ist, und so werden denn auch oft sehr viele Sagayen geworfen, bis Einer der beiden Parteien verwundet wird.

(Schluß folgt.)

Briefe aus dem Kaukasus.

(Aus der nordischen Biene.)

I.

Derbent, 1 (12) Sept. 1831.

Ehe ich, meine lieben Freunde, etwas Näheres über den Zustand der Dinge hier sage, muß ich euch nothwendig mit dem Kriegsschauplatz in Dagestan bekannt machen. Nehmt eine Karte des Kaukasus vor euch, die Flüsse Ssamburg, russisch Ssamura und Koißu, der sich an seiner Mündung in zwei Arme, Agrachan und Ssulack theilt, strömen vom Gebirge herab; der erstere nach Südosten, der andere nach Nordwesten, und bilden ein ungeheueres unregelmäßiges Dreieck, das durch den, mit dem Ufer des kaspischen Meeres parallellaufenden Gebirgsrücken Ssalataw und seine Fortsetzung gerade durchschnitten wird. Die Fläche dieses Dreiecks wird von lesghischen Stämmen bewohnt, die unter dem allgemeinen Namen Tauslinzen (von Tau, d. h. Berg) bekannt sind; das vom Meer bespülte Trapez haben Kumyken, Dschengatayer, Karakaidachen und Tabassaranen inne. Auf dem Gebirge selbst, von Süden her, leben freie Tabassaranen, hinter ihnen Akuschinen, in den Bergen Avaren, hinter diesen in gerader Linie und sehr nahe liegt Tiflis. Jetzt ist der Verwaltung wegen der bakinische Kreis mit dem dagestanischen vereinigt, so daß die Gränze von Dagestan, d. h. des Berglandes, jetzt an Schirwan stößt. Die Städte Tarki, Derbent und Kuba sind die drei Achsen, um welche sich alle unsere Bewegungen drehen. Jermoloff's eingedenk, wagten die Bergvölker auch in den traurigen Jahren 1826 und 1827 nicht, gegen die Russen sich zu erheben, als die Heere Abbas Mirza's bis an die Ssamura vordrangen, und alle transssamurischen Stämme sich mit ihm vereinigten. Hiezu wirkte freilich auch die Glaubensverschiedenheit mit, denn die Perser sind Schiiten und alle Bergvölker Sunniten, die einander tödtlich hassen. Später, als sie die glücklichen Raubzüge ihrer Nachbarn, der Tschetschenzen und Tscherkessen sahen, kamen auch die in Kachetien wohnenden Lesghier in Bewegung. Die Erbauung der Feste Sakatal in den Bergen kostete viel Arbeit und Blut; allmählich drang der Geist der Empörung auch in dieß ziemlich ruhige Land, nach Dagestan. Die Erscheinung des kühnen Propheten, Kasi-Mullah, gab dem Aufstand einen Mittelpunkt und einen religiösen Charakter, obgleich Raubsucht immer der Hauptbeweggrund blieb. Es verlohnt sich der Mühe, Einiges über diesen außerordentlichen Mann zu sagen, der mit dem Ruhme seiner Thaten oder seiner witzigen Einfälle alle Städte des Kaukasus erfüllte, den die Frauen besangen, und mit dem die Kinder einander schreckten. Kasi-Mullah, von Geschlecht ein Koißu-Buline, ist aus dem Flecken Unssukul. Man sagt, sein Großvater sey wahrscheinlich ein entlaufener russischer Soldat gewesen. Seine Jugend brachte er in Gimri zu, in einem, auf dem südlichen Abfall des Ssalataw gelegenen Flecken, Erpilei gerade gegenüber. Arm, wie alle seine Landsleute, führte er auf einem Esel Weintrauben zum Austausch gegen Weizen in die schamchalischen Dörfer. Dieß nomadische Leben gab ihm die genaueste Ortskenntniß, die er nachher so meisterlich gegen uns benützte. Später begab er sich zu einem Mullah in Birkei, (an der Mündung des Bugam), um bei ihm lesen zu lernen. Dieser Mullah bemerkte bei Kasi-Mohammed einen ungewöhnlichen Fleiß und Verstand, und sandte ihn zu dem, durch seine Gelehrsamkeit berühmten Kadi-Mohammed in dem Gebiete Aslan-Chans, eines Häuptlings der Kumyken. Bei ihm lernte er arabisch und sog den Geist muselmännischen Aberglaubens und Unduldsamkeit ein. Bald hielt Kasi sich, oder gab sich für einen Gottbegeisterten aus, und fing an, Haß und Aufstand gegen die Ungläubigen zu predigen. Aslan Chan, ein Mann, eben so herrschsüchtig, als von Fanatismus entfernt, billigte dieß Treiben in seinem Gebiete nicht, und verjagte den Lehrer und den Lehrling, indem er sagte, die Muselmänner hätten an Einem Mohammed genug. Dieß ereignete sich im Jahre 1821. Von dieser Zeit an schwieg Kasi, und in ihm schwiegen

auch, wie es scheint, die Hoffnungen auf Ruhm. Die Umstände jedoch verliehen demselben Flügel. Im Jahre 1830 begannen die westlichen Bergvölker ihre Einfälle; Einer suchte den Andern zu übertreffen, aber in Dagestan, wo Kasi-Mullah gerade anfing, durch Briefe, geheimes Anstiften, Aufforderungen und Versprechungen sich thätig zu bezeigen, fiel nichts Wichtiges vor; der Fluß toste und schäumte, trat aber noch nicht über seine Ufer. Ueber den Dagestanern schwebte, wie in einer Wolke, ein starkes Korps, Anfangs unter dem Kommando des Generallieutenants Fürsten Eristoff, nachher unter Generallieutenant Rosen II. Nur die Einwohner von Temir-chan-schura, Unterthanen von Schamchal, verließen ihre Häuser, und beunruhigten gelegentlich in der Nacht das in der Nähe ihrer Dörfer gelegene Lager. Die Truppen rekognoszirten bloß in den gimrinischen Bergen, übernachteten auf dem Schnee, und benahmen sich gegen die in den koißubulinischen Schluchten zerstreuten Dörfer auf eine freundschaftliche Weise; die Schützen wechselten manchmal einige Kugeln mit den wachthabenden Bergbewohnern; die Artillerie warf Versuchs halber einige Granaten; diese zersprangen aber alle in der Luft, denn die Höhe und Tiefe der Risse machen jedes gerade Schießen unmöglich. Die Truppen kehrten nach Schura ins Lager zurück, die vierzehnte Division im Herbste nach der Stadt, und die Kurinen und Apscheronen begaben sich nach ihrem Hauptquartier. Im Winter blieb Alles ruhig, die Posten gingen von Kuba bis Koslar ganz sicher, Reisende machten sich allein auf den Weg, aber als die Zeit des grünen Futters herankam, dieses Elements der Partigänger, kündigten alle am Meeresufer wohnenden Stämme den Gehorsam auf. Da und dort wurden Mordthaten begangen, die Bewegung wurde immer stärker; endlich floh Naurus-Beck, einer der alten dagestanischen Partigänger, der lange ein Freund der Russen gewesen, jezt aber wegen schlechter Verwaltung der ihm anvertrauten Dörfer in Untersuchung sich befand, mit seinen verwegenen Söhnen aus Derbent, sammelte eine Schaar, überfiel die im Walde zerstreuten Schnitter des kurinischen Regiments, und tödtete viele davon verrätherischer Weise. In kurzer Zeit erhoben sich auch die Karakaitachen, denn die Bewohner vieler Dörfer nahmen an diesem Raubzuge Antheil. Kasi-Mullah erschien fast zu derselben Zeit mit einem starken Heere Taulinzen und Tschetschenzen in Dagestan; das Gebiet Schamchals erhob die Waffen. Man kann sich kaum vorstellen, wie leicht Asiaten in Aufstand gerathen. Die abgeschmacktesten Gerüchte, die unsichersten Hoffnungen, die unerfüllbarsten Versprechungen gelten bei ihnen für reines Gold. Und wie seltsam! Leute, für die es kein gestern und kein morgen gibt, und darum auch weder Erfahrung aus der Vergangenheit, noch Berechnung der Zukunft. Leute, die auch das Gegenwärtige nicht sehen, wie es ist, und noch weniger, wie es seyn sollte; Leute, denen Gott genug Vernunft gab, bei denen aber die Umstände wenig Verstand entwickelten, vertauschen sehr leicht das Sichere gegen das Unsichere, lieben mehr das Gewehr, als den Spaten, und ertragen lieber Elend, als eine harte Arbeit. Die Wahrheit zu sagen, hat der Asiate auch wenig zu verlieren. Ist seine Hütte ohne Dach, so deckt er sie mit Rohr; ist die Hälfte seiner Fruchtfelder und Wiesen niedergetreten, so verkauft er den Rest auf dem Markte, ist satt und Alles ist gut. Ein Kriegslied vor sich hinsingend, reinigt er sein Gewehr vor den Augen des russischen einquartierten Soldaten. Uebrigens ist in jedem Asiaten ein unverwüstlicher Zerstörungsinstinkt; ihm ist ein Feind nöthiger, als ein Freund, und er sucht allenthalben nach dem ersteren. Er haßt den Russen nicht besonders; er findet nur, daß es bequemer ist, einen Russen zu hassen, als einen Nachbar, und dafür scheinen ihm alle Vorwände gut. Es versteht sich, daß listige Empörer diese Neigung benützen, und kleinliche Leidenschaften mit der Heiligenfahne zu decken und zu verbinden wissen. Beizufügen ist, daß der Krieg mit den Polen auch in diesen Gebirgen widerhallte, und den Bergvölkern, wenn auch nicht Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang, doch Gewißheit einer langen Straflosigkeit gab. Der Kaukasus kam in Bewegung, und ihm stieg der Gedanke auf, unsere Riesen von seinem Haupte abzuschütteln. Im Jahre 1831 erhielten die Haufen Kasi-Mullahs mehr und mehr ein furchtbares Ansehen. Eine kleine Schaar Russen fiel unter Klassir-Kumyk zweimal aus dem Lager, und es gelang ihr, die Haufen der empörten Einwohner zu zerstreuen. In der Mitte Mai's drang Generalmajor Taube in die Gebirgsschluchten bis Atly-Buiny, bestand ein hitziges Gefecht mit Kasi-Mullah, kehrte aber ohne Erfolg in die Linie zurück. Nun kamen gleich Bergströmen die Lesghier gegen Tarki heran und überschwemmten die ganze Umgegend. Einige Hundert Tapfere vertheidigten die weitläufige Festung Burnaja, die über Tarki herhängt; aber sie waren abgeschnitten vom Meere und von den Bergen. Die Schaar des Generalmajors Kochanoff verbrannte inzwischen die Dörfer der Verräther, aber zwischen ihnen und Tarki brausten die Wogen des Verrathes. Mittheilung war unmöglich. Die Einwohner von Tarki schworen wie gewöhnlich der gesezlichen Herrschaft treu zu bleiben, und brachen wie gewöhnlich ihren Eid. In der Nacht auf den 26 Mai rückte Kasi-Mullah in aller Stille mit seinen Truppen in die Stadt; mit Tagesanbruch rollten die Einwohner unter dem Vorwande, dem annähernden Feinde zu entgehen, Wagen von der Bergseite her gegen die Festung. Unter dem Schutze dieser Wagen*) rückten die Feinde gegen die Mauern an, und nahmen, ohne auf das Feuer aus den Blockhäusern zu achten, in einem Augenblicke die Schießscharten ein. Sie legten in jede derselben fünf Mann, die jeden niederstreckten, der sich nähern wollte; auf Bajonnettstöße antworteten sie mit Dolchstichen, und nicht selten riß man sich die Gewehre aus der Hand. Zu bemerken ist, daß in der Festung selbst sich keine Quelle befindet, und daß das Wasser in einem bedeckten, in den steilen Berg gehauenen Weg durch Ochsen hinaufgeführt wird. Dieser Weg ist durch eine Mauer mit Zacken geschüzt. Zwei kleine Thürme dienen ihm zur Seitenvertheidigung. Ein wenig höher, bei einer Wendung des Weges, steht ein Pulverthurm; dahin drängten sich die Aufrührer in dichten Schaaren, um die Garnison mit Einem Schlage des Wassers und der Munition zu berauben. Ihre Unternehmung gelang. Durch die Mauer selbst vor dem Feuer aus den Kanonen geschüzt, rissen sie solche nieder, schlugen die Thüren des Pulverthurms ein, und mit Siegesgeschrei begannen sie hier die Austheilung der Patronen, andere, vom Glück berauscht, klommen gleich Schlangen höher hinauf, — das Schicksal Burnaja's hing an einem Haare, als plözlich eine geschickt geworfene Granate in der Thüre des Pulverthurmes zersprang. Dieser Augenblick war schrecklich! Der Fels zitterte, wie ein Blatt, ein Donnerschlag zerriß das Ohr und eine schwarze Säule, von Flammen durchfurcht, flog in die Luft. Steine und Leichname drehten sich schrecklich geschwärzt im Widerscheine der Flamme in einem Rauchwirbel umher; plözlich dehnte sich diese Säule weit aus, und ergoß, gleich einem höllischen Springbrunnen, die zerstückten und verbrannten Trümmer auf die Erde. Noch zitterte, toste und dröhnte Alles rings umher; die Steine rollten von selbst herum. Glas wurde in Staub zermalmt, die eisernen Riegel dröhnten, und der Aschenregen, untermengt mit blutigen Gliedern, fiel aus der Luft herab. Der Schrecken, der Alles ergriff, dauerte für die Russen nur eine Minute. Der tapfere Major Feodosieff, Kommandant in Burnaja, hatte schon vorher zwei kühne, jedoch verderbliche Ausfälle unternommen, um die Straße wieder zu gewinnen; jezt sandte er einen dritten hinaus, als der Rauch noch nicht gefallen war. Unsere Soldaten warfen sich unter die betäubten Feinde, und stießen sie ohne Schonung nieder, aber die unsinnigen Bergbewohner stürzten vorwärts und kamen um unter den Bajonnetten, oder den scharfen Steinen, die von dem jähen Berg herab gegen sie geschleudert wurden. Dieß Ereigniß ermuthigte die Belagerten und zähmte auf eine Zeit lang die Belagerer. Die Nacht kam, unterbrach aber das Gewehrfeuer nicht. Die Bergbewohner nahmen die Höhen ein, welche die Festung beherrschen und schossen nach Gefallen über die Schießscharten hinweg. Die Kugeln flogen bis in die Häuser, so daß die Verwundeten in ihren Betten nicht sicher waren. (Schluß folgt.)

Anekdote.

Ein Deputirter sagte einst zu Ludwig XVIII: „Es wäre wünschenswerth, Sire, wenn Sie einige vielgelesene Zeitungen, wie z. B. den Constitutionnel oder Courrier Français, kauften, und sie in royalistischem Sinne schreiben ließen. Einige Millionen würden hier gut angewendet seyn.“ — Ludwig XVIII der nicht auf den Kopf gefallen war, erwiederte: „Sehr wohl, mein Herr, aber können Sie eben so gut die Leser als die Zeitungen kaufen?“

*) Arba, eine im Astrachanischen gebräuchliche Art Wagen mit sehr hohen Rädern.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 226. 13 August 1832.

Lander's Entdeckungsreisen auf dem Niger.

10. Rückkehr nach Bussa. — Besuch in Uouou. — Religiöse Gebräuche. — Die Staaten von Borgu. — Vorurtheile gegen die Weißen.

Als die Lander zum zweitenmale in Bussa eintrafen, wurden sie vor ihrer früheren Wohnung, dem Hause der eitlen Trommelschlägerin, von der Midiki, im Namen des Königs, auf den Knien willkommen geheißen, erhielten aber, wie schon früher erwähnt, eine andere Wohnung angewiesen. Auch von Seite des Königs fanden sie eine, wo möglich, noch herzlichere Aufnahme, als bei ihrem ersten Aufenthalte, und die bestimmtesten Zusicherungen eines Bootes und der Erlaubniß, den Niger hinabschiffen zu dürfen. Nur zeigte er sich wegen der Felatahs, die auf beiden Seiten der Ufer des Flusses herumschwärmten, für seine weißen Freunde nicht wenig besorgt, und er glaubte vorerst, den Becken rouah oder das „schwarze Wasser," wie man den Niger nennt, befragen zu müssen, ob es sicher und gerathen sey, die Fremden ziehen zu lassen. Die Antwort des Flusses fiel günstig aus und verhieß: „daß er die Reisenden glücklich bis zu seinem Ende bringen werde." Um sich den guten Willen des Königs noch mehr zu gewinnen, überreichten sie ihm eine jener schöngeprägten silbernen Medaillen, die während des amerikanischen Krieges geschlagen worden waren, um unter die indianischen Häuptlinge, die der englischen Sache anhängig waren, vertheilt zu werden. Dieses in den Augen des Königs unschätzbare Geschenk hing an einer schönen silbernen Kette, worüber er in eine wahrhaft kindische Freude ausbrach. Auch in der Gunst der Königin befestigten sie sich noch mehr durch allerlei kleine Geschenke, wofür sie ihnen täglich zweimal einen Napf gestampften und in Wasser gekochten Korns, Tuah genannt, für ihre Leute, und etwas Reiß und getrocknete Fische, die mit Pfeffer, Salz und Palmöl zubereitet waren, für die Lander selbst, zuschickte. Sie mußten Dieß mit um so größerem Dank anerkennen, da ihre Leute mit einer unersättlichen Verdauungskraft ausgerüstet waren, und sie selbst öfters wegen Herbeischaffung der nöthigen Lebensmittel in Verlegenheit geriethen. Wildes Geflügel, womit früher ihre Küche reichlich versehen war, konnten sie sich wegen der heftigen Regen nur höchst mühsam verschaffen, und ihre Waarenvorräthe waren bereits gewaltig geschmolzen oder in Unwerth gekommen. Die Nachfrage nach Knöpfen war schon weit geringer, da es deren in Bussa jetzt die Menge gab, und die zuletzt verkauften und nur schlecht übergoldeten anfingen, ihren Glanz zu verlieren und abscheulich schwarz auszusehen. Nadeln waren von gar keinem Werth mehr, und die Lander hatten alle Stückchen rothes Tuch, Theebüchsen, Pulverkisten und was nur immer verkaufbar war, weggegeben, so daß ihnen nur noch wenige Sachen von höherem Werthe übrig blieben, die sie zu Geschenken für die Häuptlinge am Niger abwärts bestimmt hatten. Unter anderen Kleinigkeiten, die sie zu Markte schickten, befanden sich auch einige zinnerne Büchsen, in denen Suppentafeln enthalten waren, und die sie nun in Stücke zerschnitten. So werthlos diese Zinnblättchen waren, so stachen sie, blank gescheuert, doch den Negern in die Augen, und zu großer Ergötzlichkeit der Reisenden sahen sie einen Mann, der nicht wenig gespreizt einherging, und auf vier Seiten seines Kopfes Zinnblatten trug, mit der Aufschrift: „Concentred Gravy" — (konzentrirte Fleischbrühe). Aufgeblasen von Stolz über seinen Schmuck lächelte er, wo er ging und stand, dumm vergnügt in sich hinein.

Es schien dem Könige viel daran gelegen, daß die Fremden auch den König von Uouou (Wowow) besuchten, dessen Boote er ihnen weit vorzüglicher schilderte als die seinigen, die aus zwei Hälften zusammengesetzt waren, während jene aus einem einzigen Baumstamme gezimmert wurden. Ueberdieß war der König von Uouou der Bruder der Midiki, und die Reisenden erklärten sich also bereit, dem Wunsche des Königs zu folgen. Obgleich Uouou nur anderthalb Tagreisen von Bussa entfernt liegt, so war der Weg dahin doch mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden: „er war voll von Löchern, sagt das Tagbuch vom 11 August, und mit Gras überwachsen, das so hoch war, daß es weit über unsere Köpfe hinausragte, und uns mit einem fortwährenden Regen übersprengte. Dorngebüsch zerriß unsere Kleider und unsere Haut, und die Zweige der umgestürzten Bäume machten den Pfad fast ungangbar, während kleine Waldströme hier und dort hervorstürzten, und durch ihre schroffen und fast senkrechten Ufer den Weg gefährlich und manchmal furchtbar machten."

Sobald die Fremden zu Uouou vor der Wohnung des Königs angelangt waren, trat er aus derselben hervor, um seine Gäste zu sehen, sprach aber kein Wort mit ihnen, da der Bote, der sie aus Bussa herbegleitet hatte, noch nicht angekommen war, und es in diesen Ländern allerwärts Sitte ist, daß ein Fremder sich dem Häuptlinge nicht nahen darf, wenn ihn nicht der Gesandte eines andern Häuptlings vorführt. Als der König erschien, ging ein

Zug wohlgekleibeter Mollams, und ein Mann, der ein schweres Schwert auf der Schulter trug, vor ihm einher; eine große Schaar seiner Weiber und Kinder folgte ihm auf dem Fuße, und kauerte sich im Hintergrunde auf den Boden, wodurch der ganze Thorweg ausgefüllt wurde. Der König stellte sich in eine große Nische, die in der Stadtmauer angebracht war, die Arme unter seinem Ueberwurfe auf der Brust ineinandergeschlagen, und blieb so, ohne auch nur das Gesicht zu verziehen, vollkommen einem schwarzen Marmorbilde ähnlich, stehen, bis der Bote von Bussa anlangte. Die Reisenden hatten sich ungefähr zwölf Schritte davon unter dem Schatten eines Baumes gelagert, und ließen ihre Pferde grasen, während die Mollams zwischen ihnen und dem Könige sich auf die Erde niederließen, und in ehrerbietiger Entfernung Gruppen von Einwohnern zu beiden Seiten versammelt standen, um ihre Neugier zu befriedigen. Inzwischen trat ein Weib hervor, die vor dem Könige einen Gesang erhob, der aber nichts weniger als wohllautend und im Gegentheil so unangenehm und schrillend war, daß die Vögel umher von den Bäumen verscheucht wurden. Zuletzt fiel sie auf ihre Knie nieder, und warf zu verschiedenen Malen Hände voll Erde über die linke Schulter ihren Rücken hinab. Endlich erschien der längst erwartete Bote und der Zauber, der Alles versteinert zu haben schien, wurde auf einen Schlag gelöst. Alles kam in Bewegung und die Fremden wurden dem Könige vorgestellt, der sie nach einem Hause führen ließ, das früher schon auch dem Kapitän Clapperton zum Aufenthalte gedient hatte.

Der König von Uouou, ein gutmüthiger alter Mann, war sehr erfreut über die Ankunft seiner neuen Gäste und zeigte sich sehr aufgebracht gegen den Häuptling von Kiama, daß er sie auf einem andern Wege, als über Uouou durch eine völlige Wüste nach Bussa gesendet habe, in der sie leicht ihren Untergang hätten finden können. Sobald die Regenzeit vorüber sey, sagte er, werde er die ihm hiedurch von dem König von Kiama zugefügte Beleidigung auf empfindliche Weise rächen. Die Geschenke, die ihm die Reisenden überreichten, und die in einem Paar silbernen Armbändern, einem Stücke groben Musselins, das für ein Paar Turbane ausreichte, einer Tabackspfeife, zwei Rasiermessern, einem vergoldeten Knopf, zwei Scheeren und zwei Kämmen bestanden, verfehlten ihre Wirkung nicht. Der König versprach ihnen das beste Boot, das er zu Inguazhilligie, einer Stadt und Ueberfahrt am Niger, habe. Vorzüglich freute ihn der Besuch der Reisenden, weil hiedurch seine Nachbarn überzeugt würden, daß die weißen Männer ihn nicht verachteten. „Ich bin unendlich glücklich," fügte er hinzu, „denn gewiß, ich hätte nicht ruhig sterben können, wenn ihr aus dem Land gezogen wäret, ohne den alten König von Uouou zu besuchen." Nachdem der König sie verlassen hatte, wurden sie auch von seinen Töchtern und seinem Bruder und Freunde besucht und nach Landessitte begrüßt. Der Avoikin Sullikih — des Königs Freund — ist in Borgu, wie in andern Gegenden dieses Theiles von Afrika, eine sehr wichtige Person, und nach dem König der erste Mann des Landes. Wenn der König abgehalten ist, die öffentlichen Geschäfte zu verwalten; so besorgt sie sein Freund für ihn.

In der Umgegend von Uouou wird die Yamswurzel in größerer Menge gebaut, als vielleicht in ganz Borgu überhaupt. Wenn die Eingebornen einem Fremden begegnen, so ist ihre gewöhnliche Frage: „Geht ihr nach Uouou, um Yams zu essen?" und der König von Bussa bemerkte im Scherze gegen die Lander: „Wenn sie die Yams seines Schwagers gekostet, würden sie wohl länger in Uouou verweilen, als sie vorhätten, so verlockend sey ihr Genuß." Auch Reiß und Korn werden hier in ungeheurer Ausdehnung angebaut, deßgleichen zwei Gattungen Bohnen, so daß an vegetabilischer Nahrung der größte Ueberfluß herrscht; auch Indigo und Baumwolle wächst die Fülle. Als etwas ganz Ungewöhnliches fiel es den Reisenden auf, daß der König von Uouou neue Straßen anlegen und die alten sorgfältig verbessern und erweitern ließ. „Auf unserer ganzen Reise von Badagry bis Yauri, bemerkt hier das Tagbuch, war Dieß das einzige Mal, wo wir einen Fürsten des Landes auf die öffentlichen Straßen einigen Bedacht nehmen sahen. Die Gründe, die den Beherrscher von Uouou bestimmten, auf diesen so allgemein vernachlässigten Gegenstand sein Augenmerk zu richten, sind sonderbar, aber nicht ohne Fug und gesunden Verstand: „Wenn ein Feind gegen die Thore meiner Stadt anrückt," sagte er, „und die Straßen zerrissen oder mit Gras überwachsen sähe, würde er dann nicht sprechen: O dieser König von Uouou ist ein sorgloser, fauler und feigherziger Fürst; seine Stadt enthält nur wenige Einwohner, denn siehe, der Weg ist mit Gras bewachsen und unbetreten von menschlichen Füßen; laßt uns hinziehen und ihn angreifen, denn leicht wird er in unsre Hände fallen. Aber wenn sie," fuhr er fort, „die Wege breit und eben und ohne Gras finden, werden sie sogleich sprechen: dieser Weg ist von den Füßen vieles Volkes betreten; die Stadt muß volkreich, stark und blühend seyn, und ihr König wachsam und tapfer; wenn wir einen Angriff machen, so müssen wir fürchten, überwältigt und geschlagen zu werden. Darum ist es besser für uns Alle, umzukehren, bevor wir wahrgenommen und angegriffen werden, auf daß uns nicht Schlimmes begegne, wenn wir uns zurückziehen müssen."

(Fortsetzung folgt.)

Die Philosophie und die Philosophen in Frankreich unter der Restauration.

(Aus Lerminier's Briefen an einen Berliner. *)

2. Cousin und der Eklektizismus.

Man kann sich die Entwicklung eines philosophischen Systems nicht besser erläutern, als wenn man bis zu seiner Quelle zurückgeht und den Schöpfer desselben ins Auge faßt. Ich begreife Descartes, wenn ich ihn, nachdem er sich aus dem Geräusche der Vergnügungen in die Einsiedelei der Studirstube zurückgezogen, von Holland nach Deutschland, von Böhmen und Ungarn nach der äußersten Gränze von Polen, von der Schweiz nach Italien, Venedig und Rom, wandern sehe; wenn ich mir ihn aus dem unstäten Treiben des Soldatenlebens eingekehrt denke in seine streng abgeschlossene Einsamkeit, wo er mit Schmerz aus seiner Brust den Zweifel ausrottet, den furchtbaren Zweifel, der sie zerriß, um darin einen schöpferischen Dogmatismus wurzeln zu lassen. Kant wird mir in seinem Gedanken, Alles aus sich abzuleiten, faßlich; und dieser Philosoph, eben so unwandelbar an den Stuhl seines Schreibtisches gebannt, als sein Vorgänger Nomade war, wird uns

*) S. Der erste Artikel Royer Collard. S. 535 dieses Jahrgangs.

klar und verständlich, wenn man ihn den menschlichen Geist gegen die Autorität der scholastischen wie der theologischen Ueberlieferungen vertreten sieht. Bei jedem Manne, der seinem Zeitalter ein philosophisches System darstellte, muß man daher, um würdigen zu können, was er geleistet, zuvörderst fragen, was er von Anfang an zu leisten gewillt war.

Als Cousin den Lehrstuhl Royer Collard's bestieg, schien er sich keine andere Aufgabe gestellt zu haben, als die Geschichte der philosophischen Systeme zu entwickeln. Ein literarischer Geist wendete er sich der Literatur der Philosophie zu; mit einer leicht anregbaren Einbildungskraft begabt, tauschte er eine schöne Theorie leicht gegen eine andere um, die er noch schöner fand; und mit der Wärme seines Wortes weckte er in den Gemüthern das Verständniß und die Begeisterung der Wissenschaft. So war Cousin; seine Eigenthümlichkeit bestand darin, die philosophische Realität nie finden und empfinden zu können; sie mußte für ihn schon erfunden, in ein System gebracht, übersetzt seyn; dann verstand und entwickelte er sie. Diese Behauptung führt nothwendig zu der weiteren, daß Cousin im eigentlichen Sinne des Wortes kein Philosoph ist, und ich weiß sehr wohl, wie oft man in Deutschland den Mund zu einem Lächeln verzog, wenn ein Franzose von seinem gelehrten Landsmann als von einem unzweifelhaften Metaphysiker sprach. Allein man kann doch einen so ausgezeichneten Mann, wie der Uebersetzer des Plato ist, nicht gleich vorn herein als unzulässig mit seinen Einreden abweisen, zumal er selbst auf die Eigenschaft, die man ihm in Deutschland abstreiten zu müssen glaubt, Ansprüche macht; wenigstens erheischt es die Gerechtigkeit, diese Ansprüche eines Schriftstellers zu wägen, der, wie ich glaube, sich stets von den kleinlichen Schlichen und Kunstgriffen der Scharlatanerie frei erhalten hat.

Vor Allem müssen denn sogleich Anfangs die unbestreitbaren Dienste hervor und beiseite gestellt werden, die Cousin der Geschichte der Philosophie geleistet hat, um die er sich ein ganz eigenes Verdienst erworben, selbst wenn man unter seinen Händen das Band zerreißen sieht, durch das er sie systematisch zu ordnen versuchte. So wird, was aus ihm selbst hervorgegangen, eben sowohl seinen nachgeahmten Eklektizismus als seinen erborgten Idealismus überleben. Es wird ihm stets das Verdienst bleiben, im Jahre 1820 die Herausgabe der Manuscripte des Proclus begonnen, und im Jahre 1824 eine neue Auflage von Descartes veranstaltet zu haben; wobei er über diesen Philosophen eine wichtige Arbeit ankündigte, die jedoch Publikum und Buchhändler noch bis jetzt erwarten; endlich wird er als Uebersetzer des Plato immer empfehlungswerth bleiben. Man kann ihm hierin ein unbedingtes Lob zuerkennen, sowohl wegen seiner treuen Eleganz, als wegen seiner oft glücklichen Geduld, mit der er alte Uebersetzungen zu erneuern, als wegen seines philosophischen Verständnisses, mit dem er die gleichzeitigen Arbeiten eines Ast und Schleiermacher zu benützen wußte; aber später erst wird es möglich werden, dieses Werk Cousin's mit mehr Tiefe zu würdigen, wenn er es vollendet und die tiefsten und dunkelsten Dialoge übersetzt, wenn er über Plato eine ähnliche Abhandlung geschrieben haben wird, wie er sie über Descartes versprochen hat; dann erst wird ihm die Kritik seine Stelle als Philologe und Geschichtschreiber der Philosophie anweisen können. In ersterer Beziehung werden dann die einzig kompetenten Richter Hellenisten wie Hase, Boissonnade, Letronne u. s. w. seyn; in letzterer, was das Verständniß und die Darstellung Plato's betrifft, so wie die Ausscheidung Dessen, was von ihm Aegypten angehört, das Champollion vom Tode weggerafft nur halb entschleiert läßt, muß man abwarten, bis Cousin seinen Versuch über Plato herausgegeben hat. Cousin hat in seinen Ansichten oft gewechselt: und vom Phädon bis zum Alcibiades lassen sich darin große Veränderungen und Fortschritte bemerken. Mit der Uebersetzung des Erstern beschäftigt, war er für den Rationalismus mit Bewunderung erfüllt; später näherte er sich mehr dem Idealismus und Mystizismus, und neuerdings endlich legte er Hand an den politischen Theil Plato's, durchaus beherrscht von der Vorliebe zum Eklektizismus, was ihn in dem Verständniß der platonischen Auffassung irre werden ließ. Indeß wird Cousin, je weiter er in seiner Arbeit vorrückt, in seinen frühern Ansichten verbessern können, was ihm seine spätern Studien als Fehlgriffe und mangelhaft zeigen werden; und wenn er Alles übersetzt haben wird, wird er endlich seines Stoffes, seiner Gedanken Meister, uns ein vollständiges Bild Plato's aufzustellen vermögen. Unter den geschichtlichen Arbeiten Cousin's dürfen übrigens auch nicht zwei Abhandlungen über Xenophanes und Zenon von Elëa mit Stillschweigen übergangen werden; eben so wenig seine zwölf ersten Vorlesungen im Jahre 1829, in denen er eine Uebersicht der Geschichte der Philosophie von den Indiern bis zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts entwarf. (Fortsetzung folgt.)

Briefe aus dem Kaukasus.

I.

(Schluß.)

Indeß entzündete der Mangel an Wasser den heftigsten Durst. Das Jammern der Weiber und das klagende Brüllen der Thiere goß Beklemmung auch ins unerschrockenste Gemüth. Trommeln, Drohgeschrei und gleichzeitiges Gewehrfeuer hallten um die Festung her, als geschähe es der Muthlosigkeit, die darin herrschte, zum Hohn. Der Kommandant war unermüdlich, die Garnison entschlossen; aber was vermochte diese Handvoll Leute gegen die unaufhörlich wachsenden Tausende. Kaum noch der fünfte Theil der Schießscharten war von den Russen besetzt. Zum Glück übernahm es ein Tatar, der dem in der Festung sich verborgen haltenden Schamchal ergeben war, dem General Kochanoff Kunde von der Belagerung der Festung zu bringen. Morgens früh sprang er von der Mauer herab, indem er sich das Ansehen gab, als wolle er aus der Festung entfliehen, man sandte ihm einige blinde Schüsse nach; er entfernte und verbarg sich endlich im Gesträuch, dann in den Reihen der Feinde. Das Herz jedes Soldaten schlug von Furcht und Erwartung. Wird er durchkommen? Wird er hingelangen? Wird er nicht auch ein Verräther seyn? Soll man ihm trauen? Der Tag verfloß unter Gewehrfeuer: kein Schlaf schloß die Augen der Belagerten. Am dritten Morgen sah man aus der Festung, daß die Bergbewohner, erbittert durch das unaufhörliche Feuer aus dem unterhalb am Wasserweg stehenden Thurme, der völlig von aller Hülfe abgeschnitten war, Holz auf die Decke warfen, Reisig umher aufhäuften, und Anstalt machten, die darin eingeschlossenen zwölf Mann, welche entschlossen waren, lieber umzukommen als sich zu ergeben, lebendig zu verbrennen. Das Loos, das dieser Unglücklichen wartete, war schrecklich; ihre Gefährten sahen ihre Noth und konnten ihnen keine Hülfe leisten. Einige aufs Dach geworfene Feuerbrände zündeten; ein wildes Freudengejauchze erhob sich unter dem Haufen der Belagerer; — aber die eisernen Thüren flogen plötzlich auf, und die kleine Besatzung stürzte auf dem Wege hinab nach dem Wasserthurm, wo eine zweite Schaar Tapferer durch die unaufhörlichen Anfälle ermattet war, und bereits ihren Offizier verloren hatte. Einen Todten und drei Verwundete kostete diese glückliche Uebersiedlung; denn die Uebrigen entrannen dem Märtyrertod um so sicherer, als sie bereits nicht ein Korn Pulver mehr hatten. Wäre Kasi-Mullah erfahrner und seine Krieger entschlossener gewesen, so hätte Burnaja trotz des Löwenmuthes der Besatzung nicht widerstehen können. Auf der Seite nach den Bergen waren die Mauern so niedrig, daß die Feinde sie von den Schultern ihrer Genossen hätten ersteigen können, und zugleich so ausgedehnt, daß wenn sie den Angriff auf allen Facen begonnen hätten, die

schwache Besatzung nicht gewußt hätte, wohin sie sich zur Abwehr hätte wenden sollen. Aber entweder ersetzten die Blockhäuser die Bastionen und schreckten die Bergbewohner, oder machten sie von der Ostseite her darum ihren Angriff, weil sie von der Stadt aus näher hatten; wie zum Hohn griffen sie auf der unersteiglichsten Seite an, versuchten mehrmals, die Thore einzuhauen, wurden aber jedesmal mit Verlust zurückgeschlagen, und auf ihrem Rückzuge mit Flintenkugeln und Kartätschen begleitet. Aber die Sonne neigte sich zum Untergang, und mit ihr ging die Hoffnung der Belagerten unter. Keine Truppe ließ sich sehen! keine Rettung! Ueberläufer brachten die Nachricht, daß auf den folgenden Morgen Kasi-Mullah den entscheidenden Angriff festgesetzt habe, daß die Lesghier Faschinen und Leitern zurichteten. Die Russen bereiteten sich, die Waffen nicht zu strecken, sondern zu sterben, und in diesem Augenblicke vernahm man Gewehrfeuer, das vom Echo der Berge fortgepflanzt wurde. Diesen Uebergang von Verzweiflung zu Freude kann man sich nur vorstellen, nicht beschreiben! Es war noch Nacht, als eine russische Granate niederfiel und zersprang, ein Stern der Rettung. Kanonendonner und Hurrah empfing die Brüder. Freunde und Feinde brachten die Nacht unter den Waffen zu. Das Schicksal schüttelte die Loose der Schlacht und des Todes in der geheimnißvollen Urne. Blutig ging die Sonne auf, wie ein Kriegszeichen; Alle erblickten ihren Aufgang: wie vielen war es bestimmt, ihr Hinabrollen nicht mehr zu sehen. Ich habe die Schlacht von Tarki bereits beschrieben.*) Ihr könnt euch die Gefühle vorstellen, welche die Belagerten bewegten, als wir die schwache Schaar sahen, die in ungleichen, bedenklichen Kampf mit einem durch die Mauern gedeckten und fünffach stärkern Feinde ging. Aber was unternehmen Russen nicht? Der geschlagene Kasi-Mullah floh bei Nacht zu Fuße. Aber auch er ward nicht gebeugt. Bald erfuhren wir, daß er nach acht Tagen in Tschetschna die Festung Wnesapnaja belagerte, und er hätte sie sicher durch Durst bezwungen, wenn nicht zu rechter Zeit noch General Bekowitsch sie entsetzt hätte. Am 19 Juni schlug General Kochanoff bei Tarki noch einmal die Aufrührer. Die Mersawen ließen sich beigehen, die Russen am hellen Tage und fast in offenem Felde anzugreifen. Man umging sie, wie gewöhnlich, ließ sie auf halbe Kartätschenschußweite herankommen, und sie stäubten auseinander. Am meisten litten hier die Mechtulinen, Unterthanen Achmet Chans, die noch in der Schlacht bei Tarki auf unserer Seite gefochten hatten, und dann sich mit den Aufrührern vereinigt hatten. Am 28 August war das Treffen bei Kasanischtsche, das schon aus meinen frühern Briefen bekannt ist. In der Zwischenzeit verbrannte das Korps die Dörfer; später stand es im Lager bei Gubden. Dieß ist der merkwürdigste Punkt; hier ist das Bergthor, und von hier ist es gleichweit nach Tarki und Derbent, nach beiden zwei starke Tagmärsche. Ich befand mich damals in Derbent. Inzwischen brachen die Funken des Aufruhrs, von Kasi-Mullah angefacht, in dem freien Tabaßarane in helle Flammen aus. Gleich nach diesem erhob sich auch das Gebiet Ibrahim Begs von Kartschach, des Nachfolgers der Maisum's (Fürsten) von Tabaßarane, eines den Russen seit langer Zeit ergebenen Mannes. Dieß nöthigte den Generaladjutanten Pankratieff, Gouverneur der kaukasischen Lande, bei der Abreise des Grafen Paskewitsch-Erivanski nach der Hauptstadt, 2 Bataillone des 42sten Jägerregiments mit einigen Hundert schirwanischen Reitern zur Beruhigung Tabaßaranes abzufertigen. Dieses Detaschement wurde dem tapfern Obersten Miklaschawski übergeben, demselben, der im Jahre 1828 mit einer Abtheilung Schützen die Türken aus dem Kirchhofe von Topdaz herausschlug, sie in die Thore von Kars hineintrieb, mit ihnen zugleich hineindrang und einen Hauptantheil an der unerwarteten Einnahme dieser Festung hatte. Er machte sich rasch nach Tabaßarane auf den Weg, durch unwegsame Wälder und Abgründe, hatte Gefechte am Berge Garbalueane, bei Karut-Gnja, bei Netarin-Girwjo, verbrannte neun Orte, beruhigte den neuen Magat (Distrikt), ließ die Oberhäupter der Uebrigen Treue schwören; — aber plötzlich ward er nach Schirwan zurückgerufen und verließ Dagestan.**) Seine Expedition dauerte fünfzehn Tage; aber lange, lange wird man sich in den Bergen an den schwarzen Obersten erinnern, — so nannten ihn die Bergvölker. Zu derselben Zeit stiegen die Gerüchte von dem Entschlusse Kasi-Mullah's, Derbent anzugreifen, zur Gewißheit. An den Abenden drängten sich die Tataren auf den Kreuzstraßen und Marktplätzen in Gruppen zusammen; die Frauen, wenn sie sich auf den Straßen begegneten, riefen einander zu: „Wakaei dschin dschgowan, wa war na olur!“ (gib Acht, Frauchen, was man spricht, was es geben wird), und nicht selten, wenn sie an den kleinen Thüren saßen, vergaßen sie vor den Vorübergehenden das Gesicht zu verhüllen. Einmal in der Nacht tanzten kleine Knaben umher, und sangen: „Kasi-Mullah gelsadi“ (kommt). Im Geheimen und offen schafften sie Kanonen und Munition herbei. Die russischen Regimentsweiber (Gevatterinnen, nennt man sie gewöhnlich) schleppten, wie die Ameisen ihr Hausgeräthe nach der Festung. Mir schien alles Dieß sehr belustigend: ist das Leben so vieler Sorgen werth? dachte ich und zündete ruhig mit einer Lunte meine Pfeife an. Da ich indessen die Meinung der Derbenter, an deren Anhänglichkeit ich, die Wahrheit zu sagen, wenig glaubte, kennen lernen wollte, so zog ich manchmal tatarische Kleidung an, mischte mich unter die Haufen und horchte auf die Volksgespräche. „Dieser Hundssohn soll hierher kommen!“ sagten einige alte Männer, und strichen sich mit Stolz die schönen Bärte; „kann er sich kein Beispiel nehmen an dem russischen Saerdar (Befehlshaber) Kysyl-Ajach*) — der lag einen ganzen Winter vor der Stadt. Von dieser Seite Batterien, von jener Seite Batterien, da war es, als sie zu feuern anfingen, als ob die Erde das Fieber bekommen hätte; und die Bomben, die Bomben! eine nach der andern zersprang in der Luft, andere fielen zu Boden, in der großen Moschee lagen fünf Stücke plattgedrückt, wie ein Teller. Und doch, wenn nicht wir selbst den Chan hätten verjagen wollen, so hätten die Russen die Stadt nicht bekommen. Um von alter Zeit nichts zu erwähnen; wie oft haben hier die Bergbewohner, die Indier, die aus der Krimm angegriffen, — es ist ihnen schlecht bekommen!“ — „Ich will das Grab der Väter und Vorfahren dieser Omarsbrut zerstören!“ sagte ein zweiter; „siehst du, was er Willens ist! Allen, die schon alt sind, — Kopf ab, die Jüngern in die Gefangenschaft und unsere Weiber verkauft! Sie sagen, er habe an seine Leute schon den Befehl gegeben, alles Gold von den Halsbändern der Weiber ihm zu bringen, wenn sie Derbent plündern; das Uebrige soll gehören, wem es zufällt.**) Verfluchter Ungläubiger, er will uns nicht mehr für Muselmänner achten, sie sind schlechter, als die Gauner, spricht er.“ „Ich spucke diesem Tasi Mullah***), seinen Freunden und Raubgesellen in den Bart!“ schrie ein Dritter, und faßte den glänzend damaszirten Dolch im Gürtel; „Die elenden Lesghier sollen nur die Nase sehen lassen, dann sollen sie uns kennen lernen!“ Unter diesen Prahlereien erhob sich aber auch die Stimme der Bedenklichkeit, um nicht zu sagen des Schreckens. Die Kaufleute, welche unter der langen friedlichen Herrschaft der Russen längst der Waffen entwöhnt waren, wandten sich um und besprachen sich unter einander, daß ungemein wenig Russen hier seyen, daß die Mikelljaren†) in der Stadt mit Kasi-Mullah in Verbindung ständen, daß sie ihm gerne bei Nacht einlassen würden, daß die Stadtmauern einen Umkreis von sechs Werste hätten, daß nicht für den achten Theil dieser Ausdehnung Volk und nicht für die Hälfte der Erwachsenen Gewehre vorhanden seyen. Einige deuteten sogar an, daß man mit der Reiterei durch das Meer setzen, die Mauern umgehen und von der offenen Seite angreifen könne. „Alle Bergvölker sind gegen uns in Bewegung,“ sagten die Furchtsamsten. „Abdursach-Kadi, Issa-Beg, Schamardan-Beg und andere benachbarte Häuptlinge, sinnen schon lange auf Verrath, schon lange haben sie Kasi-Mullah herberufen, und jetzt schließen sie sich offenbar an ihn an. Von General Kochanoff sind wir abgeschnitten, der schwarze Oberst ist nach Schirwan gezogen, Dessen nicht zu gedenken, daß Aslan-Chan mit unsern Feinden vereinigt ist. Man sagt, auch Akuscha und Awarien seyen in Bewegung!“ In diesen Worten war viel Wahres.

*) S. Ausland S. 479.

**) Der Grund hievon war das Zusammenziehen türkischer Truppen an der Gränze.

*) Goldfuß, so nennen die Dagestaner den Grafen Valerian Suboff. Sie wollen durchaus nicht glauben, daß politische Veränderungen in Rußland, in Folge deren Suboff nach der Hauptstadt berufen wurde und durchaus nicht die Tapferkeit der Derbenter Ursache war, weßhalb die Russen 20 Werste von der Stadt überwinterten. Im Frühjahr ergab sich die Stadt, als kaum die ersten Batterien erbaut waren. Dieß geschah im Jahre 1796.

**) Das ist die Wahrheit. Mit solchen Versprechungen wurden meistens die Bergbewohner gelockt.

***) Ein Wortspiel, Tasi heißt ein Hund.

†) So nennt man die sunnitischen Derbenter. Die Schiiten verläumden solche aus Haß.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 227. 14 August 1832.

Die Philosophie und die Philosophen in Frankreich unter der Restauration.

2. Cousin und der Eklektizismus.

(Fortsetzung.)

Bevor wir jedoch auf die Ideen selbst übergehen, die Cousin als ein ihm eigenthümliches System dem Publikum übergeben hat, darf man die Lebendigkeit seiner Einbildungskraft nicht außer Augen lassen. Der junge Professor begann seine Laufbahn mit einem begeisterten Kommentar der schottischen Schule, deren Zutagsförderung sein Vorgänger Royer Collard auf ihn übertragen hatte; in der Folge ging er nach Deutschland, eignete sich hier in der Eile die Hauptzüge der kantischen Moralphilosophie an und wurde Kantianer; beredte Erörterungen über den Stoizismus, die Pflicht und die Freiheit waren die Frucht davon. Während der Jahre 1819 und 1820 versammelten Cousin's Vorträge die Jugend um ihn, und es schien, als wollte er sie zu den Kämpfen der politischen Opposition vorbereiten; als daher die Gegenrevolution die Gewalt erlangte, wurde sein Lehrsaal geschlossen, und der Professor in die Einsamkeit seiner Studirstube verbannt. Nun wandte sich Cousin der reinen Gelehrsamkeit zu und faßte eine Begeisterung für die alexandrinische Schule, die er im Proclus personifizirte. Diese philosophische Sekte, die es unternommen hatte, gegen das Christenthum anzukämpfen und es zu verdrängen, erschien Cousin als ein glanzvolles Symbol der Philosophie und der Freiheit; er sprach sich über sie in folgenden Worten aus: „Dieß war jene letzte Sekte griechischer Philosophie, die fast zu gleicher Zeit mit dem Christenthum entstanden, so lange ruhmvoll sich erhielt, als noch einige Freiheit auf der Erde bestand; aber schon um das vierte Jahrhundert war sie von Alexandrien nach Athen geflüchtet und hatte so zwar ihren Wohnsitz, aber nicht ihr Wesen geändert." *) Diese Schule däuchte ihm die reich begabteste und wichtigste des ganzen Alterthums, sie war ihm „der Ausdruck der Philosophie und der großen Geister des ganzen Alterthums," **) und ihr Studium schien ihm nicht bloß der Gelehrsamkeit, sondern dem Fortschritte der neuern Philosophie selbst, nützlich zu seyn. Später findet man, daß Cousin die alexandrinische Weisheit nicht mehr so hoch anschlug; hier, wie er sie im Jahre 1829 bezeichnete: „Das einbekannte Streben der alexandrinischen Schule ist ohne Zweifel der Eklektizismus. Die alexandrinischen Philosophen wollten alle Dinge, alle philosophischen Systeme Griechenlands, die Philosophie und die Religion, Griechenland und Asien vereinigen. Man wirft ihnen vor, daß sie mit einem Synkretismus geendigt, oder mit andern Worten: den edlen Versuch einer aussöhnenden Verschmelzung in eine beklagenswerthe Verwirrung haben ausarten lassen. Man hätte ihnen füglicher den entgegengesetzten Vorwurf machen können. Die alexandrinische Schule, weit entfernt, sich in eine haltlose Verflachung und Unordnung verirrt zu haben, wozu oft eine kraftlose Unparteilichkeit verleitet, trägt vielmehr den scharfgezeichneten und glänzenden Charakter einer abgeschlossenen Schule an sich; und sie hat so wenig Synkretismus, daß sie nicht einmal viel Eklektizismus besitzt; denn was sie vorzüglich bezeichnet, ist die vorherrschende eigenthümliche Ansicht der Dinge und des Denkens." **) So hat also diese Schule, die Cousin Anfangs als das Urbild des Eklektizismus aufgestellt hatte, jetzt in seinen Augen nicht einmal viel Eklektizismus; er tadelt an ihr einen ausschließlichen Mystizismus, und nimmt sie eben so scharf über ihre Ontologie, wie über ihre Theodicee her. Proclus selbst, obgleich er ihm stets noch als ein Geist erster Größe gilt, ist nicht mehr jener Pfeiler der Philosophie und der Freiheit; der Professor von 1829 stellt ihn uns dar, wie er mit mystischen Hymnen endigt, „die das Gepräge einer tiefen Melancholie tragen, in der man ihn an der Erde verzweifeln sieht; er überläßt diese den Barbaren und dem neuen Glauben und flüchtet sich im Geist einen Augenblick in das ehrwürdige Alterthum, bevor er sich auf immer in den Schooß der ewigen Einheit versenkt, das höchste Ziel seines Strebens und seines Denkens." Und woher diese Veränderung in den Ansichten des Herausgebers des Proclus, fragt man? Daher, daß in den neun Jahren, von 1820 bis 1829, eine Menge neuer Eindrücke

*) Haec fuit scilicet ultima illa Graeciae philosophiae secta, quae iisdem fere quibus christiana religio temporibus nata, tamdiu magna cum laude stetit, quamdiu aliqua super in orbe fuit ingeniorum libertas, quartum vero jam circa saeculum, non mutata ratione sed mutato domicilio, exul ab Alexandria Athenas confugit. Praefatio generalis p. 13. 14. Procli opera. T. I.

*) Totius vero antiquitatis philosophicas doctrinas atque ingenia in se exprimit.

**) Cours de l'histoire de la philosophie. 1829 T. I. p. 317. 318.

sich ihm eingeprägt. Nachdem er unbedingt dem Rationalismus Kant's zugethan gewesen und von Fichte's Idealismus den Schaum genossen, fing Cousin an zu ahnen und zu erkennen, daß diese zwei Philosophen zwei neuen Systemen gewichen waren, die Schelling und Hegel ihren Ursprung verdankten; hievon gelangte Etwas zu ihm aus der Ferne, theils durch briefliche Mittheilungen, theils durch Besuche von Fremden. Im Jahre 1824 unternahm er eine Reise nach Deutschland, während der er, des Carbonarismus und demagogischer Umtriebe verdächtig, zu Dresden aufgehoben und nach Berlin gebracht wurde. Cousin erhielt hier Beweise der edelmüthigsten Theilnahme; man verwendete sich für seine Befreiung, und während seiner Haft erhielt er täglich in seinem Gefängnisse Besuche. Durch einen glücklichen Zufall konnte er seine Gefangenschaft nützlich anwenden; er trat in einen täglichen Verkehr mit Hegel's Schule; Gans und Michelet entwickelten ihm in langen Unterhaltungen das System ihres Meisters und verwischten aus seinem Geiste den Kantismus und einige Anklänge von Fichte, um ihm dafür einen eklektischen, optimistischen Realismus zu geben, der sich damit brüstete, Alles zu erklären, Alles zu umfassen und Alles in sich aufzunehmen. Cousin wendete sich dieser Philosophie mit der ihm eigenen schnellen Empfänglichkeit zu; er begriff sogleich, wie von Grund aus hiedurch die Stellung der Philosophie verändert wurde, und wie der Philosoph nicht mehr auf der Seite der Opposition, als Revolutionär von der Gewalt mit Besorgniß angeblickt, dazustehen brauche; sondern als Weiser, der alle Parteien, alle Systeme beherrsche, und durch seine unerschöpfliche Unparteilichkeit der argwöhnigsten Regierung Vertrauen einflößen müsse. Cousin's Freunde zu Paris, welche die metaphysischen Ursachen, die während seines Aufenthaltes in Berlin auf ihn eingewirkt hatten, nicht kannten, mußten über einige Veränderungen an ihm erstaunen und ein royalistisches Journal jener Zeit der „Drapeau Blanc" konnte schreiben: „Hr. Cousin habe sattsam Proben gegeben, daß er sich in keinem Stücke zu den revolutionären Doktrinen bekenne." Ich glaube, Cousin hat seitdem noch unzweifelhaftere Proben davon abgelegt.

(Fortsetzung folgt.)

Lander's Entdeckungsreisen auf dem Niger.

10. Rückkehr nach Bussa. — Besuch in Uouon. — Religiöse Gebräuche. — Die Staaten von Borgu. — Vorurtheile gegen die Weißen.

(Fortsetzung.)

Auch in Uouon ist es der neuen mohammedanischen Lehre noch nicht gelungen, das Heidenthum, das noch vor kurzer Zeit im Lande herrschte, ganz zu verdrängen; im Gegentheil scheinen beide sich nicht nur neben einander gut zu vertragen, sondern nach und nach in einander überzugehen; so daß der mohammedanische Glaube hier nur aus dem alten Fetischdienste, mit arabischen Ueberlieferungen und Fabeln vermischt, besteht. Die Reisenden sahen eines Tages eine große und glänzende Prozession von Weibern, die noch ganz dem Götzendienste ihrer Vorfahren anhingen, durch die Stadt ziehen, wobei sie abwechselnd gingen und tanzten, und große Baumzweige in den Händen trugen. Die Oberpriesterin wurde von Einer der Andächtigen auf den Schultern getragen, und von zwei andern Frauen unterstützt, welche die furchtbar zuckenden Arme und Hände der Priesterin hielten, die gerade das Fetischwasser getrunken hatte. Ihr ganzer Leib wurde von Krämpfen erschüttert, und ihre Gesichtszüge waren scheußlich verzerrt, indem sie wild und sinnlos die Gegenstände um sich her anstarrte. In diesem Zustande hielt man die Priesterin von einem Dämon besessen. Auch ein jüngeres Weib wurde gleichfalls auf den Schultern einer ihrer Freundinnen getragen, und war auch von Zuckungen befallen, die jedoch nicht so heftiger und furchtbarer Art waren, als die der Oberpriesterin, die ihr vorausgetragen wurde. Der ganze Zug mochte aus neunzig bis hundert Weibern bestehen, die in ihren besten Festkleidern sich Paar und Paar nach dem Schalle von Trommeln und Pfeifen bewegten, und diese Musik mit schrillendem Geschrei begleiteten, wozu sie ihre Zweige in den Lüften schwenkten. Auch an einem der folgenden Tage verrichteten diese Weiber gewisse Mysterien, nach denen sie abermals ihren Umzug hielten. Die Oberpriesterin selbst, sammt einigen ihrer Begleiterinnen, machten nach dem Ende desselben dem jüngeren Lander — der ältere war krank nach Bussa zurückgekehrt — einen Besuch, wobei Trommeln, Flöten und Guitarren gespielt wurden, und eine Menge kleiner Knaben und Mädchen ihr Gefolge ausmachten. „Unter allerhand sonderbaren Windungen des Leibes, bemerkt hiebei das Tagebuch, und ihre großen Augen im Kopfe umherrollend, stieß sie einen gellenden Schrei aus, der wenig von dem Geheul eines Hundes in der Mitternachtsstunde verschieden war, und mich Anfangs mit Entsetzen durchschauerte. Aber es war nicht übel gemeint; die arme Verrückte fiel auf ihre Knie nieder, sah mich mit Thränen in den Augen an, und streckte mir, zum Unterpfande ihrer Freundschaft, mit einem zärtlichen Blicke die Hand entgegen, segnete mich, stand auf und ging hinweg, um ihren Begleiterinnen Platz zu machen, die auf gleiche Weise schrien und mir die Hand boten. Unser Bote aus Bussa und andere von unsern Leuten, die während dieser Ceremonie hereinkamen, erhielten gleichfalls den Segen der Priesterin, der auf folgende sonderbare Weise ertheilt wurde: zuerst mußte sich der Mann, der den Segen verlangte, bücken, und die Priesterin drehte ihm seinen linken Arm, und riß ihn mit aller Gewalt über den Rücken; dann ließ sie ihn fahren, zu nicht geringer Erleichterung Dessen, der die Weihe auszustehen hatte, drückte dann mit aller Kraft seine Schultern mit ihren Händen nieder und murmelte ein Gebet zwischen ihren Zähnen, das aber so leise gesprochen wurde, daß die Umstehenden Nichts davon vernahmen."

Selbst die Töchter des Königs sind in die Mysterien dieses Götzendienstes eingeweiht, und beobachten genau die abergläubischen Gebräuche und Vorschriften desselben; die Oberpriesterin ist sogar eine Tochter des Königs. Sie glauben an einen Gott und an einen Himmel, den er bewohnt, und wo er die Geschicke der Menschen leitet, die Bösen straft und die Guten belohnt. Die Seelen guter Menschen werden in eine stille, glückliche und schöne Gegend versetzt, worin sich nur ein einziger Affe aufhalten darf, und wo sie ewig verweilen; während die Bösen, bevor sie dieses Glückes theilhaftig werden, Sorgen, Pein und Strafen ausstehen müssen; diese bestehen in verschiedenen Qualen, Geißelungen u. s. w., die so lange dauern, bis sie für ihre Missethaten hinlänglich gezüchtigt scheinen, worauf

sie in das Land der Seligen versetzt werden. Andere, die zwischen der mohammedanischen Lehre und dem alten Glauben schwanken, haben die Ueberzeugung, daß am Ende der Welt aus dem Himmel eine Stimme ertönen werde, die alle schwarzen Menschen zur Seligkeit einladet; da aber diese zu gleichgültig und träge seyn werden, dem Rufe zu folgen, so wird eine zweite Stimme die weißen Menschen einladen, die eilig und mit Freuden aufspringen, und mit Büchern in den Händen in die himmlischen Gefilde eingehen werden. — Wenn etwas Wahres an dieser Sache ist, so sollte es uns sehr wundernehmen, wenn diese ewige Glückseligkeit nicht insbesondere uns Deutschen zugedacht wäre.

Es herrscht unter ihnen auch der Glaube, daß ursprünglich zwei Menschen geschaffen wurden, ein schwarzer und ein weißer, von denen das menschliche Geschlecht abstamme. Sonderbar ist es, daß in Haussa unter dem Volke eine Sage besteht, die den Stammvater der Menschen Adam nennt. Da Adam bedeutet in derselben Sprache einen Gegenstand, der von ferne gesehen, einem Menschen gleicht. Die Mutter des menschlichen Geschlechtes wird in der Haussasprache Aminatu genannt. Die Anhänger des alten Glaubens opfern ihren Gottheiten Ochsen, Schafe und schwarze Ziegen, schauderten aber nur bei dem Gedanken eines Menschenopfers. Das Ende der Welt wird, ihrem Glauben nach, nicht durch Feuer herbeigeführt werden, sondern ihr Schöpfer wird sie wie eine Pergamentrolle aufwickeln, und für eine künftige Gelegenheit beiseite stellen.

Die Heirathen unter freien Menschen gehen höchst einfach vor sich und sind nur mit wenig Festlichkeiten und Freudenbezeigungen verbunden. Der künftige Gatte hat bei der Sache, obgleich sie ihn sehr nahe angeht, eigentlich gar nichts zu thun, eben so wenig die Anverwandten des Mädchens. Wenn beide einverstanden sind, sich zu verbinden, so geht der weibliche Theil unverzüglich zur Großmutter und sucht von ihr die Erlaubniß herauszuschmeicheln, mit ihrem Liebhaber leben zu dürfen; denn die Großmutter allein hat das Recht, das Mädchen zu vergeben, das vollkommen seinen freien Willen hat, wenn die Großmutter nicht mehr lebt. Man läßt der alten Frau immer einige Tage Zeit, die Sache zu überlegen, und diese Zwischenzeit benützt der Mann, ihr einige kleine Geschenke zu machen und sie durch andere Gefälligkeiten für sich zu gewinnen. Wenn ein freier Mann sich in eine Sklavin verliebt und reich genug ist, sie zu kaufen, so geht er zu ihrem Herrn, eröffnet ihm seinen Wunsch, sie zu heirathen, wenn er die Erlaubniß dazu geben will. Willigt der Herr ein, so zahlt ihm der Brautwerber zwanzigtausend Kauris, manchmal jedoch auch eine kleinere Summe, und der Gegenstand seiner Zärtlichkeit wird von diesem Augenblick an seine Frau. Die in einer solchen Ehe erzeugten Kinder bleiben jedoch immer noch Eigenthum des vorigen Herrn des Weibes, der sie, sobald sie laufen können, als sein Eigenthum fordert. Die Vereinigung unter Sklaven hängt bloß von dem Willen ihrer Herrn ab. Es steht dem Manne frei, seine Frau zu jeder Zeit ihren Anverwandten zurück zu schicken, ohne dabei einen Grund für sein Mißfallen angeben zu dürfen. Wenn Dieß seine Absicht ist, so behandelt er seine Frau bloß mit Geringschätzung, worauf sie, die sogleich versteht, was Dieß zu bedeuten hat, freiwillig zu ihren Freunden zurückkehrt. Diese erscheinen sodann miteinander im Hause des Mannes, und fragen, ob es sein Wille sey, daß seine Frau fürder bei ihnen leben solle; bejaht er Dieß, so ist die Verbindung aufgelöst, und das Weib wird als unverheirathet betrachtet. Die Kinder dürfen nicht der Mutter folgen, sondern bleiben bei dem Vater zurück, der sie der Sorge seiner andern Weiber übergibt.

(Fortsetzung folgt.)

Siebold's Nippon-Archiv.

Unter dem Titel: „Nippon-Archiv zur Beschreibung von Japan und dessen Neben- und Schutzländern Jezo mit den südlichen Kurilen, Krafto, Koorai und den Liukiu-Inseln; nach japanischen und europäischen Schriften und eigenen Beobachtungen" — wird Herr Dr. Ph. Fr. von Siebold das Resultat seines siebenjährigen Aufenthaltes in Japan der Oeffentlichkeit übergeben. Es ist bekannt, welche Beobachtungen und Forschungen Herr Dr. von Siebold während dieser Zeit in Japan angestellt hat, und mit welchen reichen Materialien zur Förderung der Kenntniß dieses merkwürdigen Landes er von dort zurückgekehrt ist. Durch die Unterstützung von Seite Sr. Majestät des Königs der Niederlande wurde der Reisende in den Stand gesetzt, sich mit dem Ordnen seiner Arbeiten zu beschäftigen, die gegenwärtig so weit gediehen sind, daß die Erscheinung der ersten Lieferung in kurzer Frist statt finden wird. Herr Dr. von Siebold stand den Japanesen so nahe, als vielleicht noch nie ein europäischer Gelehrter, und hatte Gelegenheit, mit dem religiösen, sittlichen, wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Leben dieses so streng in sich abgeschlossenen Volkes auf das Genaueste vertraut zu werden. Es läßt sich demnach von diesem Werke unzweifelhaft interessanten und ganz neuen Aufschlüssen über dieses merkwürdige Land und Volk entgegen sehen.

Das unter dem angeführten Titel, in deutscher und holländischer Sprache und 20 bis 25 Heften, (jedes zu 6 bis 8 Bogen) erscheinende Werk wird reichlich mit lithographischen Tafeln (jede Lieferung mit zwanzig Blättern) ausgestattet seyn, die unter den Augen des Herrn von Siebold ausgeführt werden, ein großer Theil davon nach japanischen Originalzeichnungen. Der literarische Theil erhält noch einen besondern Werth dadurch, daß die japanischen und chinesischen Schrifttafeln von einem bei Herrn Dr. von Siebold lebenden gelehrten Chinesen in Stein geschrieben wurden.

Zur vorläufigen Uebersicht des Inhaltes dieses interessanten Werkes mögen hier die Hauptabtheilungen des Archives zusammengestellt werden: Mathematische und physische Geographie von Japan, Jezo u. s. w. mit einem Atlas geographischen, hydrographischen und geologischen Karten, Planen, Ansichten und Uebersichtstafeln, u. s. w. — Volk und Staat. Beschreibung der Bewohner von Japan, ihrer Sitten und Gebräuche, Staatsverfassung und Verwaltung. Mit Bildnissen, Abbildungen der Trachten, der Feste und Feierbräuche, Waffen, Wappen, u. s. w. und Tabellen. — Unter diesen beiden Abtheilungen werden die Land- und Seereisen des Verfassers ihre Stelle finden. — Mythologie, Geschichte, Archäologie und Numismatik, mit chronologischen Karten, Abbildungen merkwürdiger Gegenstände und Tabellen. — Künste und Wissenschaften besonders Sprache und Literatur von Japan, durch Proben aus originalen Schriften, von Zeichnungen und Kunstwerken beleuchtet. — Religion, unter dem Titel „Nippon-Pantheon." Dieses enthält Abbildungen und kurze Beschreibungen der vorzüglichsten Gottheiten, vergötterten Regenten, u. drgl., der Tempel und Klöster, Priester, Mönche und Nonnen von verschiedenen Sekten, gottesdienstlicher Denkmäler, Geräthe und Trachten u. s. w. aus dem Sintoo- und Buddoo-Dienste auf Japan. — Landwirthschaft, Kunstfleiß und Handel, nebst Beschreibung der merkwürdigsten, darauf bezüglichen Naturerzeugnisse, und Abbildungen ökonomischer Gewächse, nützlicher Thiere, Maschinen, Geräthe u. drgl. — Die Neben- und Schutzländer von Japan: Jezo mit den südlichen Kurilen, Krafto, Koorai und die Liukiu-Inseln. Beiträge zur Land- und Völkerkunde dieser wenig bekannten Länder, größtentheils nach Originalschriften japanischer Reisender. — Auszüge in Uebersetzung oder im Originaltexte

alter und wenig bekannter Schriftsteller über Japan, Jezo u. s. w.; nebst sachdienlicher Erläuterung; mit Karten und Abbildungen.*) —

*) Die Herausgabe geschieht auf Subscription, und diese bleibt bis zur Erscheinung des 6ten Heftes offen. Man subscribirt beim Verfasser, oder bei den Buchhändlern J. Müller und Comp. in Amsterdam und C. C. van der Hoek in Leyden, so wie im Allgemeinen bei allen Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Vermischte Nachrichten.

Die französische Staatsschuld hat sich seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts in folgendem Maßstabe vermehrt:

	Franken.
Im Jahre 1562 unter Karl IX betrug sie	17,000,000
1589 hinterließ Heinrich III eine Schuld von	339,649,000
1595 unter Heinrich IV während Sully's Ministerium	96,900,000
1660 unter Ludwig XIV, Ministerium Colbert	785,400,000
1698 — — Ministerium Pelletier	1,301,090,000
1710 — — Ministerium Chamillard	4,586,518,750
1788 unter Ludwig XVI, Ministerium Necker	4,245,750,000
1807 unter Napoleon	1,912,500,000
1821 unter Ludwig XVIII	5,466,000,000
1829 unter Karl X	4,200,000,000
1831 unter Ludwig Philipp	5,185,438,457
1832 im Junius	5,417,495,017

Zu dem letztern Betrag der französischen Staatsschuld im Jahre 1832 muß noch das neueste Anlehen von 150,000,000 Fr. gerechnet werden. Die „beste Republik" ist nicht die wohlfeilste.

•

Folgende Statistik der Geisteskranken in Belgien entnehmen wir belgischen Blättern: Man rechnet in Belgien 1 Geisteskranken auf 1000 Einwohner. In Ostflandern zählt man deren 749, wovon sich 327 in Gent befinden; in Westflandern 558, in Brabant 655, in der Provinz Antwerpen 588, in Luxemburg 216, in der Provinz Lüttich 504, in der Grafschaft Hennegau 407, in der Provinz Namur 154. Unter dieser Anzahl sind die Geisteskranken sowohl in als außer den Irrenanstalten begriffen. Ueberall gehörte die Mehrzahl derselben dem weiblichen Geschlechte an. Am Ende des Jahres 1831 befanden sich in der Irrenanstalt zu Gent 327 Geisteskranke, hierunter 150 Männer und 177 Weiber. Von 1809 bis 1825 wurden in Belgien in den verschiedenen öffentlichen Anstalten für Geisteskranke 795 Individuen männlichen Geschlechtes und 959 weiblichen Geschlechtes aufgenommen. In Holland zählt man 2157 Männer und 2565 Weiber. In der Irrenanstalt zu Gent machte sich eine Zunahme der Geisteskranken bemerkbar. Von 1808 bis 1825 belief sich die größte Zahl der darin aufgenommenen Individuen jährlich auf 39 Individuen; während 1831 stieg sie allmählich bis 101. Man schreibt diese Zunahme der Vermehrung der Bevölkerung überhaupt zu, so wie den in diesen Instituten eingeführten Verbesserungen, wodurch mehrere Familien, als sonst, geisteskranke Mitglieder dort unterbringen lassen.

•

Old-Sarum, der verrottete Flecken, der in den englischen Parlamentsverhandlungen der letzten vierzig Jahre so oft zur Sprache gekommen ist, wurde von dem Gouverneur Pitt, als er aus Ostindien zurückkehrte, um 2000 Pf. gekauft, und sein Erbe, der verstorbene Lord Camelford, verkaufte ihn wieder um 40,000 Pf. Lord Caledon gab dafür 70,000 Pf. Die Einkünfte dieses Gutes betragen des Jahres ungefähr 700 Pf. Der Flecken Old-Sarum jedoch besteht nur noch dem Namen nach. Man sieht davon nichts mehr als die Spur eines einzigen Hauses. Der verstorbene Lord Camelford drohte einmal, seinen Bedienten statt seiner in's Parlament zu schicken, um der Welt zu beweisen, was für ein schamloser Betrug bei dem Boroughsystem getrieben werde. Der Repräsentant von Old-Sarum hat, buchstäblich genommen, nichts als einen Dornbusch zu vertreten, denn außer diesem befinden sich an diesem Ort weder Häuser, noch Menschen, noch sonst Etwas.

•

Auf einer Haide zwischen Knoktopher und Ballyhale in Irland wurde jüngst eine Volksversammlung gehalten, der mehr als 900.000 Menschen beiwohnten, die auf zwanzig Meilen in der Runde herbeiströmten. Obrist Buttler führte dabei den Vorsitz. Es wurde der Vorschlag gemacht und angenommen, von dem Parlament eine völlige Reform des Zehentwesens zu verlangen. Auf den bei solchen Volksversammlungen gebräuchlichen Fahnen sah man verschiedene Bilder in gutem irischen Humor ausgeführt; so auf einer zwei von Hunger und Elend ausgemergelte Bauern, die einen fetten Prälaten auf den Schultern trugen; auf einer andern war die Versteigerung einer wegen Zehentverweigerung weggenommenen Kuh zu sehen, wobei der Teufel den Ausrufer machte. Zwei Kirchspiele hatten sich sogar vereinigt, um einen feierlichen Leichenzug zu halten, wobei man einen ungeheuren Sarg trug, worauf zu lesen stand: „Zehent, furchtbare Quelle des Elendes und Blutvergießens. Gestorben an dem denkwürdigen 14 Dezember 1831. Requiescat in pace. Amen." Siebenhundert Personen zu Pferde bildeten das Geleite dieses Leichenzuges.

•

Ueber die im Gouvernement Moskau, (S. Ausl. S. 800) auf dem Schnee gefundene gelbliche Substanz, bemerkt ein englisches Blatt: „Dieses Phänomen ist nicht so selten, als man sich vielleicht denkt; denn man findet Schnee der beschriebenen Art auf den Höhen des St. Bernhard, Col de la Seigne und Bonhomme. Gewöhnlich begleiten ihn starke West- oder Südwestwinde. Am häufigsten ist er im Verlauf des Sommers. Das Merkwürdigste an dem zu Kurtschianof gefundenen ist, daß er im März fiel, da er selten vor der Mitte Junius vorkommt. Pescher, der sich dergleichen Schnee vom St. Bernhard kommen ließ, fand ihn von erdigem Aussehen, und rostgelber Farbe. Es gibt auch noch eine andere Art Schnee, die wie vegetabilische Erde aussieht, und Moose u. s. w. enthält. Er ist von röthlicher Farbe, die er von einer kryptogamen Pflanze erhält. Dieser Schnee ist jedoch selten und wird nur in kleinen Flecken gefunden. Wenn man ihn stark erhitzt, gibt er einen vegetabilischen Rauch von sich, und von einem hundert Theile gehen vierzig Theile verloren. Der Niederschlag ist von glänzender Violetfarbe. Man fand diesen Schnee alaun- und eisenoxydhaltig.

•

Das am 9 März d. J. zu Smyrna verspürte Erdbeben war auf einigen Punkten im Innern Anatoliens und einige Tagreisen südöstlich von genannter Stadt, weit heftiger als in dieser selbst. Zu Bullagda, einer Stadt vier Lieues von Smyrna, wurden vier Minarets und einige zwanzig Häuser eingestürzt. Das kleine Dorf Eldirek, das eine Stunde von Bullagda gelegen, aus vierzig oder fünfzig Häusern bestand, ist gänzlich zerstört worden. Unter seinen Trümmern ist plötzlich eine Quelle aus der Erde entsprungen. Ein ansehnlicheres Dorf Jenidsche, wo man zwei- bis dreihundert Häuser zählt, hat nebst zwei andern Dörfern, alle drei zwei Stunden von Bullagda gelegen, bedeutend gelitten. Zu Denigslu, das fünf oder sechs Lieues davon entfernt ist, wurde die Hälfte der Häuser und die Mauern des alten Schlosses in Ruinen verwandelt. Der hiedurch angerichtete Schaden ist noch nicht genau ermittelt worden. Das Schreiben aus dem diese Nachrichten, genommen sind, gibt auch keine Zahl der umgekommenen Menschen an; indeß ist kein Zweifel, daß mehrere das Opfer dieses traurigen Ereignisses geworden sind. Denigslu, das nahe bei den Ruinen des alten Laodicea erbaut ist, wurde schon durch das Erdbeben von 1715, worin mehr als 12,000 seiner Einwohner das Leben verloren, schwer betroffen.

•

Zu Chartres wurde in den letzten Tagen des Julius ein sonderbares Phänomen beobachtet. Man sah plötzlich über einigen Häusern eine dichte Rauchsäule aufsteigen, so daß man glaubte, es sey Feuer ausgekommen, und schon lief man nach der Kathedrale, um die Sturmglocke ziehen zu lassen, als es sich auswies, daß die vermeintliche Rauchsäule aus einer Wolke geflügelter Insekten bestand, die sich auf einige Hausdächer niederließen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 228. 15 August 1832.

Kapitän Hall's Erinnerungen aus Indien.

2. Ein Fest bei Mohammed Ali Khan.

Es waren erst einige Wochen seit meiner Ankunft in Bombay verstrichen, als ich zu einem Fest eingeladen wurde, das ein vornehmer Perser, Namens Mohammed Ali, gab. Mein würdiger Freund Mohammed konnte eben so viel Englisch, als ich Persisch; allein wir unterhielten uns doch so ziemlich gut, bloß mit Hülfe eines Rauchapparates, den man Killian zu nennen pflegt, und der sich in Nichts von der Huka unterscheidet, die von den Reisenden im Oriente so oft schon beschrieben worden ist. Die Zauberkraft, mit der diese köstliche Pfeifenvarietät unwiderstehlich auf Beruhigung des Gemüthes und Einschläferung jeder allzu lebendigen Seelenthätigkeit einwirkt, besteht meiner Meinung nach eben so sehr in dem anmuthigen Gurgeln, das der Rauch verursacht, indem er durch das Wasser zieht, als in dem göttlichen Halbrausche, der von dem Dampfe des Tabaks und anderer wohlriechender Kräuter hervorgebracht wird. Es ist mir nicht unbekannt, daß alle Damen ihre Stimmen vereinigen, um über den häßlichen Tabaksrauch den Stab zu brechen; aber überläßt nicht das schöne Geschlecht selbst sich dort und da diesem köstlichen Genusse? Wenn man die sanfte Verzückung und die ungetrübte Zufriedenheit einer Irländerin gesehen hat, die vielleicht in dem Augenblicke, wo ich dieses schreibe, auf dem Platze des Covent Garden in London aus einer halbfingerslangen Pfeife schmaucht, die so schwarz wie ihre Hand ist, wenn man Dieß gesehen hat, sag' ich, so wird man überzeugt seyn, daß selbst das schöne Geschlecht keinen süßern Genuß finden könne.

So groß die Seligkeit ist, die im Rebensaft und andern edeln Getränken verborgen liegt, so lassen sie uns doch größtentheils das genossene Glück theuer genug durch Kopfschmerzen, Tollheiten, Herzklopfen, Duelle, und mit der Zeit durch Zipperlein, Verdauungsschwäche, und Wer weiß, durch wie viele andere Uebel noch bezahlen, die die Folge davon sind, so daß ich zweifeln möchte, ob irgend ein Mensch lebt, der ohne Beimischung irgend einer bittern Erinnerung an jene Zeit zurückdenken kann, wo er in dem Vergnügen schwelgte, sich Gegenwart und Zukunft und die Flügel seiner Psyche mit dem flüssigen Gold zu übergolden. Ein ganz anderes Ding ist es um den tugendhaften Tabak. Ich selbst könnte in chronologischer Ordnung die Geschichte aller kölnischen Pfeifen, Meerschaumköpfe, Huka's, Killians und Zigarren schreiben, die ich seit meinem ersten Seeausfluge geraucht habe, ohne auch nur auf die leiseste, unangenehme Rückerinnerung zu stoßen. Wer könnte Dieß, frage ich, eben so von allen Gläsern sagen, die er geleert hat? Wenn ich aus dem blauen Duftgewölke der Pfeife, das sich vor den halbgeschlossenen Augen meiner träumerischen Einbildungskraft hinzieht, meine Erinnerungen als Raucher hervortreten lasse, so finde ich darunter hundertweise freundliche Stunden einer so vollkommenen Glückseligkeit, als sie je unsre arme Natur genießen kann. In diesen Fata Morgana der Pfeife sehe ich lang entfernte Freunde, die in weite Länder oder schon in die andere Welt hinübergereist sind, und sie treten vor mein Gedächtniß ganz so wie sie waren. Bei den Rauchwirbeln des Killian oder der Huka ist mir, als sehe ich die Gruppen bekannter Köpfe, die Thürme der Pagoden, die üppigen Kokoswälder, die schlanken Minarets und die Tempel von Wer weiß wie vielen Religionen, wie durch einen leichten Gazeschleier hindurchschimmern. Es ist mir, als hörte ich noch die Gurgellaute des Arabers, den sanfteren Stimmenschmelz des Malaien, dieses Italieners des Orientes, und die schrillende Schärfe des heitern Chinesen. Welch köstliches Aroma berauscht von Neuem alle meine Sinne bei der einzigen Erinnerung dieser Havanna-Zigarren, die von den Spaniern mit so großem Recht puros genannt werden! Bei jedem Duftringel, der mir in meinen Gedanken aus dem Munde qualmt, däucht mir, es begrüße mich einer jener feierlichen Hidalgo's, die unbestritten die anmuthigsten Gesellschafter der Welt sind, auf den Straßen von Corogna, oder auf den glühendheißen Plätzen von Lima, dieser Stadt von Königen mit silbernen Thoren, oder weiter davon in dem berühmten Hafen von Acapulco, jenem Eldorado der Seeleute, an dessen Name unwillkürlich der Gedanke an die piasterbeladenen Gallionen sich knüpft, die wir leider nicht mehr kapern werden! — Es ist nichts leichter und gewöhnlicher, als ein Vergnügen zu tadeln, das man aus Geschmack, oder durch Alter, Rang, Geschlecht oder Vermögensumstände abgehalten, nicht genießen kann. Wenn ich Leute das Gesicht verziehen und hüsteln sehe, wenn sie einem Trupp ehrlicher Irländer begegnen, von denen jeder einen kleinen Vulkan im Mundwinkel trägt, oder wenn ich einen ausgedörrten Sittenprediger sein Entsetzen über den Zigarro schmauchenden Dandy eines Jachtklubs aussprechen höre, so sage ich mir, daß diese heiklichen Splitterrichter wahrscheinlich sich insgeheim mit ihrem Egoismus oder ih-

rem zarten Gewissen wegen kleiner Seitensprünge ihrer Moral abzufinden wissen werden, während sie diejenigen verdammen, die nicht gleichen Versuchungen wie sie unterworfen sind. Freilich kann die Gewohnheit zu rauchen so weit getrieben werden, daß ein Mensch in einen lebendigen Schornstein verwandelt wird. In der Kajüte der Midschipmen — dieser unerschöpflichen Quelle von Kraftausdrücken und Kernwitzen — nennt man dergleichen unauslöschliche Dampfvulkane „Beizebubs" — der Name für jene furchtbaren Brander, die hauptsächlich aus Schwefel und Pulver bereitet werden. Allein wenn man mit Maß und ohne die Schranken der guten Gesellschaft zu überschreiten raucht, so bleibt der Tabak ein treffliches Mittel, viele mühselige oder langweilige Stunden zu versüßen, literarische Begeisterung zu wecken, die dunkeln Wege der Wissenschaft zu beleuchten, heftige Aufwallungen zu beschwichtigen, eine Gesellschaft von Freunden aufzuheitern, und Kälte und Langeweile daraus zu verbannen. Ich erinnre mich sogar an eine Versammlung, wo man jeden Augenblick die wilde Zwietracht in Feuer und Flammen ausbrechen zu sehen befürchtete, und wo Alles in Liebe und Freundschaft sich schlichtete, als man Zigarren bester Qualität unter Kenner vertheilte, die über das unverhoffte Glück ächte Havannas zu finden, allen Hader und Unfrieden vergaßen. Man mache einem Menschen von Zartgefühl ein Anerbieten von gemünztem Gold oder Silber, und er wird es mit Unwillen zurückweisen; während das geschickt angebrachte Geschenk einer Kleinigkeit ihm eine bessere Stimmung beibringt, als es ein noch so kostbarer Dienst vermöchte. Deßhalb ist aber auch die Zauberkraft des Tabakrauchens von allen Völkern anerkannt, von den dümmsten Wilden unter den Rothhäuten des Arkansas und Misuri, bis zu den verfeinertsten Asiaten. Auch bin ich in der That überzeugt, daß man auf den Protokollkonferenzen unserer europäischen Diplomatik zu einem weit friedlicheren Ende gelangen würde, wenn alle diese Versammlungen damit anfingen, sich einen guten Vorrath von Meerschaumköpfen und Zigarren anzuschaffen. Sieht man doch bereits, daß sie sich statt meines vorgeschlagenen Wundermittels einstweilen dadurch behelfen müssen, daß sie Protokolle und Tabaksdosen wechseln.

Wenn der geneigte Leser diese Abschweifung in das blaue Feenland der Tabakswolken einem alten Raucher zu gut halten will; so wird er gern glauben, daß ich keine Einwendung zu machen hatte gegen den Killian meines Freundes Mohammed, als ich mich auf dem dreifach übereinander geschlagenen Teppich und der Matte seines Fußbodens in Bombay sitzen sah, damals wo die Schwäche meines Kopfes und Magens mich noch nicht, sehr gegen meinen Willen, gezwungen hatte, dem Tabak und vielen anderen guten Dingen, bis auf die indische Diät von Reiß in Wasser gekocht, Lebewohl zu sagen. Bei meinem Freunde Mohammed gab es keine Stühle; wohl aber hier und dort eine Menge elastischer, reich gestickter Polster von allen erdenklichen Formen. Die Chinesen sind, wie ich glaube, die einzige Nation des Orients, die sich der Stühle, Tische und Sofa's gleich uns europäischen Christenmenschen bedient. Uebrigens muß ich auch sagen, daß es zwar Anfangs höchst vergnüglich ist, sich auf dem Stubenboden auf weichen Matten zu wälzen, oder auf elastischen Polstern zu schaukeln; allein am Ende wird es doch ziemlich überlästig. Die Perser knieen gewöhnlich mit dicht aneinander geschlossenen Beinen und sitzen auf den Fersen, wobei sie die Fußsohlen fast ganz flach aufwärts richten. Diese Stellung wollen Leute, die sich mit einiger Zeit daran gewöhnt haben, sehr bequem finden; aber den Europäern kommt sie Anfangs unerträglich vor, woran vielleicht ihre, gegen die asiatischen Gewänder verhältnißmäßig viel zu engen Kleider Schuld sind. Ich bemerkte bei Mohammed, daß die ganze Gesellschaft, mit Ausnahme der Engländer, die Schuhe oder Pantoffeln vor der Thür stehen ließ, und es befremdete mich, daß man nicht auch uns der Landessitte zu gehorchen zwang. Allein unser Wirth stellte Dieß nicht einmal in Frage und ließ uns vielmehr sogar unsre Hüte abnehmen, obgleich er und seine übrige asiatische Gesellschaft die Turbane aufbehielt.

(Fortsetzung folgt.)

Lander's Entdeckungsreisen auf dem Niger.

10. Rückkehr nach Bussa. — Besuch in Uouou. — Religiöse Gebräuche. — Die Staaten von Borgu. — Vorurtheile gegen die Weißen.

(Fortsetzung.)

Lander erfuhr zu Uouou, daß weder dieser Staat noch Bussa eigentlich zum Reiche von Borgu gerechnet, sondern als besondere Staaten betrachtet werden, in denen eine ganz verschiedene Sprache gesprochen wird, und andere Sitten herrschen. Nur der größere Theil von Kiama wird von den Eingebornen noch zu Borgu gezählt, allein durch den vieljährigen Verkehr mit Bussa ist dort die ursprüngliche Borgusprache durch die von Bussa und Uouou verdrängt, und die Sitten und Vergnügungen der letztern Staaten einheimisch geworden, so daß man sie fast nicht mehr von einander unterscheiden kann. Indeß entgeht dem Fremden doch kaum der auffallende Unterschied in dem Charakter der angesehenern Einwohner der drei Städte. Die zu Kiama sind kühn, stolz, wild und raubsüchtig, letztere sanft, bescheiden und gelassen; erstere werden von den Kaufleuten für nicht viel besser als eine Bande Räuber gehalten, letztere werden überall wegen ihrer Ehrlichkeit geschätzt. Kiama zahlte früher an den Sultan von Niki Tribut, hat aber gegenwärtig die Oberherrlichkeit der Felatahs anerkannt. Das ausgedehnte Reich von Borgu wird aus folgenden acht Staaten gebildet: Niki, Buoy, Kiama, Sandero, Kingka, Koroku, Lugu, Pundi. Der Beherrscher von Niki führt den ausschließlichen Namen König oder Sultan von Borgu. Niki, der Hauptstaat, zahlt dem Könige von Bussa, als Zeichen der Oberherrlichkeit, einen kleinen Tribut, Uouou gleichfalls, „weil, wie ein einsichtsvoller Mann dieser Stadt Lander sagte, im Beginne der Welt, der Allmächtige die Vorfahrer des Königs von Bussa zu Herrn von ganz Westafrika bestimmte." Unsere Staatsrechtslehrer des Königthums von Gottes Gnaden finden somit hier eine schwarze Autorität mehr, auf die sie sich berufen können. Niki liegt sieben Tagreisen westlich von Uouou, und ist nördlich von Buoy, östlich von Kiama, südlich von Sandero, westlich von Kingka umgeben; jeder dieser Staaten ist ungefähr drei Tagreisen weit von ihm. Koroku liegt sechzehn Tagreisen westlich von Uouou; Lugu in südwestlicher zwanzig, und Pundi eben so weit in westlicher Richtung entfernt.

Niki ist der größte und mächtigste unter den Staaten von Borgu. Seine Hauptstadt, gleiches Namens, hat keine Mauern, ist aber von erstaunlichem Umfang, und soll so groß wie Yauri seyn. Der König von Niki hat tausend Pferde, die alle sein Privateigenthum sind, und ist auch sonst noch reich. Seine Soldaten, die einen guten Theil der Bevölkerung der Hauptstadt bilden, werden als kühn und unternehmend geschildert. Das Fußvolk trägt die eine Hälfte des Kopfes geschoren, um sich von den übrigen Einwohnern zu unterscheiden. Niki ist der einzige Staat des westlichen Afrikas, gegen den die Felatahs „noch nicht den Speer zu erheben wagten." Es sollen nicht weniger als siebenzig ansehnliche Städte von Niki abhängig seyn, und diese wieder mehrere kleine Ortschaften und Dörfer unter sich haben. Die Häuptlinge dieser größeren Städte sind gehalten, ihrem Beherrscher, einmal in ihrem Leben, ein junges und schönes Mädchen zu stellen, wodurch sein Harem stets voll erhalten wird. Wenn jedoch dieses Mädchen dem Sultan nicht gefällt, oder wenn er an ihr, nachdem er sie zum Weibe genommen, einen Fehler entdeckt, so wird sie wieder zurückgeschickt, und der Häuptling muß ein anderes Mädchen liefern. Dieser sonderbare Tribut stammt schon aus alter Zeit her, und ist für die Bevölkerung der siebzig Städte, die weiter keine andere Abgabe entrichten, gewiß nicht sehr drückend.

Endlich kam des Königs Bote von Inguazhilligi zurück, und brachte die erfreuliche Nachricht, daß dort ein ganz neu gezimmertes Kanot für die Fremden bereit liege, und den Niger aufwärts nach Bussa gebracht werden könne, sobald die Midiki den Kaufpreis dafür entrichtet haben würde, wie sie es durchaus thun wollte. John Lander wollte deßhalb auch nicht länger in Uonon die Zeit verlieren, und bat den König, ihn nach Bussa zurückkehren zu lassen. Doch es war von dem alten redseligen Manne nicht so leicht loszukommen. Sein weißer Gast mußte ihm in die Länge und Breite von England, seinen Reichthümern, Schiffen, Soldaten u. s. w., vorerzählen, wobei der König mit Entzücken und schweigendem Erstaunen zuhörte. Endlich fragte er Pasko, der bei der Unterredung zugegen war, ob Dieß Alles möglich sey? „Es ist so, erwiderte der Neger, denn mit meinen eigenen Augen habe ich Alles gesehen." „Wundersames, höchst wundersames Volk!" rief jetzt der König, der sich vor Verwunderung nicht zu lassen wußte. Als endlich doch die Stunde des Abschiedes kam, drückte er gegen seinen Gast noch einmal seine volle Bewunderung der Europäer aus, die, wie er sagte, so weit gütiger, so weit besser, so weit in Allem vortrefflicher als die Araber seyen. „Er liebe die weißen Männer des Westen, fügte er hinzu, weil stets Heil und Glück ihren Fußtapfen folge, alle Länder, die sie noch besucht, seyen durch sie gesegnet worden." Der gute Alte war offenbar schlecht bewandert in der Geschichte der europäischen Niederlassungen in fremden Welttheilen!

(Schluß folgt.)

Der irländische Wundarzt vor vierzig Jahren. *)

Tom White, der Koppelführer von Blandsfort, war mit seinen Hunden so hitzig hinter einem Hasen her, daß er mit seinen vierbeinigen Jagdgesellen in eine Sandgrube fiel, und des Aufstehens vergaß, während die Hunde schnell wieder auf den Beinen waren, aber nicht sowohl deßwegen, weil sie vier Beine hatten und Tom nur zwei, als weil er, wie man sich auszudrücken pflegte, das Kreuz gebrochen hatte. Man hatte bereits den armen Mann verloren gegeben, als man den Wundarzt von Blandsfort, der für Vieh und Menschen Rath wußte, holen ließ. Herr Butler, so hieß der Hippokrates des Ortes, zog vor allen Dingen Tom das Hemd über den Kopf und ließ ihn in gestreckter Länge, das Gesicht abwärts, auf die große Anricht der Küche legen. Ungeachtet des Schreiens und Zappelns des Patienten gelang es dem Roßarzte dennoch, die vier Extremitäten Tom White's an die vier Tischfüße festzubinden, so daß derselbe ein förmliches Andreaskreuz bildete. Dann warf er über die untern Theile des Kranken ein grobes Tischtuch, dessen vier Zipfel er unter der Anricht zusammenband. Nachdem Herr Butler so seines Patienten völlig Meister war, so daß dieser nicht einen Zoll breit weichen noch rücken konnte, ging er seelenvergnügt, mit einer Art Triumph, rings um den Tisch, rieb sich die Hände, zog dort und hier einen Knoten fester, und sagte: „Ganz gut, ganz gut! Nun halte Dich ruhig, Tom."

Da Tom's Rücken bloß lag, wie eine flache Hand, so fuhr der Doktor mit seinem ungeheuren Daumen vom Genicke bis zum Ende des Rückgrates herab, wobei er eben nicht leise aufdrückte, und wo der Koppelführer am lautesten schrie, dort bezeichnete Herr Butler den Fleck mit einem Stück Kreide. Nachdem er so die schwächsten oder vielmehr schadhaftesten Stellen auf Tom's Rücken ausfindig gemacht hatte, knetete er sie aus allen Leibeskräften, um, wie er sagte, die Gelenke, wieder in einander zu treiben. Die Vorarbeit war nun geschehen, und der Doktor schritt nun zur eigentlichen Operation. Zuerst zog er mit Kreide Tom's Rücken herab Parallellinien, auf jeder Seite des Rückgrates eine; an gewissen Stellen machte er Querstriche und an den eigentlich schadhaften Stellen zwei, so daß auf Toms Rücken ein vollkommenes Gitterwerk zu sehen war.

Nun versah sich Herr Butler mit zwei glühenden Eisen, von der Art, wie man sie bei gelähmten Pferden anzuwenden pflegt, und begann nun mit großer Vorsicht und Geschicklichkeit, Tom nach Vorschrift der Ars veterinaria zu brennen. Das Geheul des armen Teufels, während sein Rücken so geschmort wurde, war so Mark und Bein durchdringender Art, daß alle Leute, die es hörten, hoch und theuer versicherten, seit dem Gemetzel von Mullymart, sey kein ähnliches in dieser Landesart gehört worden. Dieser Theil der Operation wurde aber auch keineswegs nur oberflächlich und geschwind vollzogen; sondern Herr Butler, als ein Mann von großer Bedachtsamkeit und reiflicher Erwägung, verbesserte die Brandstriche und gab ihnen allen gleiche Tiefe und Farbe; fast nicht viel anders, als wie ein Schulmeister in dem Schreibhefte seiner Kinder den nicht ganz fehlerfrei ausgefallenen Buchstaben nachhilft; und da die Eisen den vorgezeichneten Strichen mit größter Genauigkeit gefolgt, und die Brandwunden zu gut geröstet waren, als daß Blut darnach hätte gehen sollen, so sah Tom's Rücken in dieser Art Tatuirung nicht ganz übel aus. Auch schien Herr Butler mit seiner Arbeit sehr zufrieden, nur ging er noch mehrmals rund um die Tafel, die glühenden Eisen in der Hand, indem er wo Etwas noch nicht ganz gleich war, sorgfältig nachhalf. Während dem war der Koppelführer ziemlich heiser geworden, und sein erstes Gebrüll ging in eine sanftere Tonart über, etwa wie ein Opernsänger gelegentlich in sein Falsett verfällt. „Halt's Maul," sagte der Doktor, dem endlich Tom's unaufhörliches Gewimmer lästig wurde, „Halt's Maul, oder ich will Euch an dieses Ding da riechen lassen, wie Ihr den braunen Jack daran riechen ließet, als ich ihm das Ueberbein ausbrannte; Ihr seyd ein größeres Vieh als Braun-Jack selbst." Herr Butler schwang bei diesen Worten sein Eisen so nahe an Tom's Gesicht, daß dieser den Wink vollkommen verstand, und sich nun mit etwas größerer Geduld in sein Schicksal ergab.

Nun begann der zweite Theil der Operation, nämlich die Auflegung der kalten Ueberschläge, wie man es zu nennen pflegt. Dießmal ging

*) Personal Sketches of His Own Times. By Sir Jonah Barrington. 3 vols. London 1832. — Ein Werk des Geschichtschreibers der irländischen Union, das eben so interessant ist durch seinen körnigen Humor, als durch eine Menge der originellsten Züge aus dem gesellschaftlichen Leben der „smaragdenen Insel" gegen Ende des verflossenen Jahrhunderts. Wir werden Gelegenheit nehmen, noch öfters auf dieses ungemein ergötzliche Buch zurückzukommen. Anm. d. Red.

jedoch der Doktor von der gewöhnlichen Kurmethode etwas ab, und die kalten Ueberschläge waren so ziemlich siedheiß, als sie auf des Koppelführers Rücken zu liegen kamen. Ich sah die Tortur in einer großen eisernen Pfanne kochen, und ich will ihre Ingredienzen hersetzen, damit man erfahre, daß Pflaster jener Zeit von kernhafterer Natur waren, als heutzutage unsre Milch- und Wasserüberschläge: burgundisches Pech, schwarzes Pech, Diaconum, gelbes Wachs, weißes Wachs, Senf, schwarzes Harz, weißes Harz, Ammoniaksalz, gekochter Schierling, Kampher, spanische Fliegen und Origanumöl, Alles zusammen mit Terpenthin, Zwiebelsaft und einem Glas Branntwein aufgekocht. Man ließ es gelinde aufwallen, bis es eine vorschriftsmäßige Dichtigkeit erlangt hatte, und strich es dann mit einem Tünchcrpinsel auf lange Leinwandstreifen. Vier solche mächtige Pflaster legte der Roßarzt über, eines nach dem andern, sobald eines sich etwas abgekühlt hatte. Allein bei der Auflegung des ersten konnte selbst der Gedanke an das angedrohte eiserne Riechfläschchen Tom White nicht von einem entsetzlichen Geschrei zurückhalten.

Sobald es sich jedoch in die Hautritzen eingefugt hatte, schien der Patient völlig ruhig zu werden, oder vielmehr er versank in eine gänzliche Fühllosigkeit, die dem Doktor erlaubte, mit seiner Arbeit ungestört zu Ende zu kommen. Auf das erste Pflaster breitete er nun eine dicke Lage Schafwolle und über diese den dritten Ueberschlag, hierauf wieder Schafwolle und das vierte Pflaster, so daß Tom's Rücken ziemlich Aehnlichkeit mit einem Sattel hatte, bevor er überledert ist. Zu guter letzt wurde ein dünnes Brett von Eschenholz von dem Schreiner ganz sauber auf Tom's Rücken mit einigen kurzen Nägeln befestigt, die sicherlich nicht bis auf die Haut gingen, da der Ueberschlag gut seine anderthalb Zoll dick war. Tom wurde nun losgebunden, und auf die Beine gestellt; dann sein schafwollenes Schildkrötengehäuse mit Wickelbändern um den ganzen Leib befestigt, und nun die Operation, die kaum drei Viertelstunden gedauert hatte, für beendigt erklärt.

Nun fingen erst die andern Bedienten ihre Scherze mit Tom an. Der Eine fragte ihn, wie das Fegfeuer schmecke? Ein Anderer, wie ihm der neue Rock gerecht sey? u. s. w. Doktor Butler sprach, als ein gesetzter Mann, nur wenig, und verordnete, daß der Koppelführer sieben Tage und sieben Nächte, kerzengerade r u h i g aufrecht sitzen solle, bis die S a l b e n auf ihm trocken geworden; dann möge er sich legen, wenn er k ö n n e." Allein des armen Tom's ärgste Qualen waren noch nicht überstanden. Als die Ueberschläge kalt und steif wurden, und auf die Kerben und Brandschwielen seines Rückens drückten, kam er fast von Sinnen, so daß man ihn mit Stricken an die Bettstätte festbinden mußte, um ihn r u h i g aufrecht zu halten, ja es wurde sogar manchmal nöthig, ihm einen Knebel in den Mund zu legen, um durch sein Geschrei die Gesellschaft im Visitenzimmer nicht stören zu lassen. Als endlich die Schmerzen des gefolterten Koppelführers etwas nachgelassen hatten, und die Wickelbänder abgenommen werden konnten, sah er so kläglich darein, wie ein Mensch, dem ein Pfahl durch den Leib geschlagen worden; und es dauerte volle vier Monate, bevor der Doktor Butler anfing, seinem Patienten Oel zwischen den Ueberschlägen und dem Rücken hinablaufen zu lassen, was er tagtäglich wieder einen Monat lang ungefähr fortsetzte, bis sich endlich das Pflasterwerk ablöste, und der kreuzbrüchige Tom für geheilt erklärt wurde; und wirklich glaube ich nicht, daß er später noch Nachwehen von seinem gefährlichen Fall verspürte.

V e r m i s c h t e   N a c h r i c h t e n.

Ein deutscher Schauspieler, der bei uns vorzüglich durch seinen Doppel-Moor bekannt geworden ist, Herr J e r m a n n, macht gegenwärtig zu Paris auf dem Theater Français großes Aufsehen. Die französischen Journale stimmen in seinem Lob überein. Man muß gestehen, daß nur eine Leidenschaft, wie sie Herrn Jermann für seine Kunst beseelt, einen so kühnen Gedanken eingeben konnte. Wenn man den Stolz der Franzosen auf ihre Künstler, ihre Abneigung gegen fremdes Verdienst, ihr kitzliches Ohr in Bezug auf ihre Sprache, und die Schwierigkeit erwägt, die Herr Jermann zu überwinden haben mußte, so kann man dem Muthe, wie dem Fleiß und der Ausdauer des deutschen Schauspielers nicht genug Gerechtigkeit widerfahren lassen. In der Rolle des Diego im Cid, sagt der Figaro, stellte er sich den guten französischen Schauspielern gleich. Vorzüglich aber erwarb Herr Jermann sich in Corneille's Horaziern, in der Rolle des jungen Horatius, einen glänzenden Beifall; namentlich bei der berühmten Stelle: „Qu'il mourut!" und in der letzten Scene des fünften Aktes, wo das Publikum dem Künstler wiederholt die ehrenvollste Anerkennung bewies. Jedenfalls ist Herrn Jermanns Wagstück einzig in seiner Art und in der Geschichte der Bühne ohne Beispiel, und wir glauben es gern, wenn der Figaro sagt: „Zu einer andern Zeit würde das Auftreten dieses deutschen Schauspielers zu Paris ein E v e n e m e n t gewesen seyn." Indeß wird an ihm doch auch getadelt, was früher in Deutschland gleichfalls nicht der Kritik entging. „Herr Jermann," sagt der Courrier français, ist nicht frei von den gewöhnlichen Fehlern der deutschen Schauspieler: wir meinen die Verschwendung des Gebärdenspieles und die Gewohnheit übermäßig zu schreien. In der Sucht zu viel markiren und Effekt machen zu wollen, läuft man Gefahr unverständlich und gemein zu werden." Ein Wort, das sich allerdings ein guter Theil unserer Schauspieler gesagt seyn lassen dürfte. „Uebrigens," fügt der Courrier hinzu, „ist Herr Jermann immerhin ein Schauspieler von Talent und noch dazu von ziemlich originellem Talente."

*

Das „London Medical and Surgical Journal" gibt folgenden Bericht von einem seltsamen Wahnsinn: „Es lebt hier gegenwärtig ein Mann, der sich einbildet, seit der Schlacht bei Austerlitz, in der er eine gefährliche Wunde erhielt, gestorben zu seyn. Seine fixe Idee besteht darin, daß er seinen Körper nicht mehr anerkennen will. Wenn man ihn fragt, wie es ihm geht, so antwortet er: „Sie fragen, wie es P è r e Lambert geht, aber er ist todt; er ist in der Schlacht von Austerlitz umgekommen. Was Sie von ihm sehen, ist nicht e r, sondern eine Maschine, die nach ihm gemacht wurde, und noch dazu sehr schlecht gemacht wurde." Dieser Mann fällt häufig in einen Zustand völliger Unbeweglichkeit und Fühllosigkeit, die oft mehrere Tage anhält. Weder Sinapismen noch Blasenpflaster verursachen ihm den geringsten Schmerz. Oft schon hat man seine Haut gezwickt und mit Nadeln gestochen, ohne daß er davon etwas fühlte. Ist dieser Unglückliche nicht ein merkwürdiges Beispiel von Wahnsinn, der in dem Mangel der Sensibilität der Haut begründet ist?"

*

Ein Engländer besuchte zu Dumfries die Witwe des schottischen Dichters Robert Burns, und bat sie dringend, ihm doch zur Erinnerung an den schottischen Barden, wie er sich ausdrückte, einen Papierstreifen mit einigen Worten von der Hand ihres verstorbenen Gatten, oder was es sonst irgend sey, zu geben. Mistreß Burns erwiderte, daß sie Alles, was sie der Art besessen, schon an Freunde und Verehrer des Dichters ausgetheilt, und durchaus nichts habe, womit sie seinem Wunsch entsprechen könne. Da indeß der autographensüchtige Gentleman sich hiedurch nicht abweisen ließ, so sagte endlich die Witwe des Dichters: „In der That, mein Herr, wenn Sie mich nicht nehmen wollen, so kenne ich weiter keine andere Reliquie von meinem seeligen Mann, die ich ihnen geben könnte." Diese Antwort machte der Unterhaltung ein Ende.

*

In einer öffentlichen Sitzung der kaiserlichen Akademie der Künste und Wissenschaften zu Petersburg am 25 Mai d. J. wurde der von Demidow gestiftete Preis vertheilt. Es waren dreizehn Schriften, die sich um denselben bewarben, eingesandt worden. Der Preis (5000 Rubel) wurde einer „Meteorologie Rußland's und seiner deutschen Provinzen," von Dr. Paucker, Professor der Mathematik und Astronomie am Gymnasium zu Mitau, zugesprochen, indeß erhält er die bestimmte Summe nur, wenn er sein Werk ins Russische übersetzen und in Druck geben läßt. In diesem Fall hat er, zu Bestreitung der Druckkosten, noch auf 5000 Rubel, und wenn diese nicht hinreichen, auf fernere Schadloshaltung Anspruch.

*

Das College de France und die Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften hat nach Cuvier's und Abel Remusat's Tod, einen neuen Verlust durch das Hinscheiden François T h u r o t's erlitten. Thurot ist als gelehrter Hellenist und Uebersetzer der Moral und Politik des Aristoteles bekannt.

Verantwortlicher Redakteur Dr. L a u t e n b a c h e r.

M ü n c h e n, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. C o t t a'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 229. 16 August 1832.

Kapitän Hall's Erinnerungen aus Indien.

2. Ein Fest bei Mohammed Ali Khan.

(Fortsetzung und Schluß.)

Nachdem wir gegenseitig einige Rauchwolken ausgepufft hatten, reichte man eine kleine Tasse Moka herum, die höchstens zwei Fingerhüte voll des köstlichen Saftes enthielt, aber wohl hinreichend genug Stoff für zwei bis drei Tassen des verwässerten Kaffee's unsrer kümmerlich verzwickten Haushaltungskunst. Der Kaffee Mohammeds war schwarz wie Dinte und so voll gewürzhaften Aroma's, daß der ganze Saal davon durchdüftet war. Es lag aber in diesem Dufte der eigene Zauber, daß er die Einbildungskraft entzündete, die sich mit Einem Schlage in ähnliche Gesellschaften, wie sie in den arabischen Erzählungen vorkommen, verzückt sah. Es fehlte wenig, um diese Täuschung vollkommen zu machen; denn Alles um uns her stand mit jenen Gemälden im Einklange, die so gut ausgeführt sind und sich unsrem Geiste von Jugend auf so tief eingeprägt haben, daß die Wirklichkeit sie nur noch mehr verschönt. Man kann diese Schilderungen mit den Landschaften eines guten Malers vergleichen, die nicht in einer knechtisch gedankenlosen Nachäffung der einzelnen Formen der verschiedenen Gegenstände, oder im ängstlichen Aufhaschen zufälliger Lichter und Tinten bestehen, sondern aus großartig aufgefaßten und mit Geschmack zusammengestellten Massen, deren Färbung auf eine Art ausgeführt ist, daß das Gemeine der lokalen Wahrheit verschwindet, ohne daß das Ganze etwas von der ihm wesentlichen malerischen Eigenthümlichkeit verliert. Die wunderbaren Erzählungen, die wir hier meinen, werden in unserer Einbildungskraft zu solchen Gemälden, und wenn wir diese vor unsern Augen verwirklicht sehen, so glauben wir selbst nur wieder ein wundersames Bild zu erblicken. Mir für meinen Theil wenigstens wurde von dieser Illusion oder poetischen Luftspiegelung so arg mitgespielt, daß ich selbst nach einem ziemlich langen Aufenthalt in Indien noch Mühe genug habe, jedes Ding an seine gehörige Stelle zu setzen. Ich konnte in keinem Bazar spazieren gehen oder eine indische Wohnung besuchen, ohne daß mir eine der Erzählungen der unerschöpflichen Scheherezade einfiel; und dieser oder jener von ihr erzählte Vorfall schien jeden Augenblick in dieser Bude oder in jenem Hause sich begeben zu müssen. So konnte ich lange nicht an der Thüre eines Hindu vorbeigehen, vor der der bronzefärbige Sohn des Orientes die Töpferscheibe trat, ohne an jene schönen Erzählungen der heiligen Schrift erinnert zu werden, deren erster Eindruck nie in der Seele erlischt. Ich habe bereits erwähnt, wie ich das Bett des Gichtbrüchigen im Evangelium fand. Ich hatte ein ander Mal das Glück, einen Töpfer zu sehen, der zufällig das Gefäß, das er mit großer Mühe geformt hatte, zerbrach. Sogleich las er die Stücke zusammen, feuchtete und knetete den Thon von Neuem und begann mit der Emsigkeit einer Ameise, das Gefäß wieder auf seiner Scheibe zu drehen. Da mich dieser Anblick an ein Bild erinnerte, das mir an einer Stelle des alten Testamentes aufgefallen war, so schlug ich nach und fand zu meinem großen Vergnügen die ganze Stelle, die ich hier wörtlich anführe: „Dieß ist das Wort, das geschah vom Herrn zu Jeremia, und sprach: Mache dich auf und gehe hinab in des Töpfers Haus, daselbst will ich dich meine Worte hören lassen. Und ich ging hinab in des Töpfers Haus, und siehe, er arbeitete eben auf der Scheibe. Und der Topf, den er aus dem Thon machte, mißrieth ihm unter den Händen. Da machte er wiederum einen andern Topf, wie es ihm gefiel. Da geschah des Herrn Wort zu mir und sprach: Kann ich nicht also mit euch umgehen, ihr vom Hause Israel, wie dieser Töpfer? Siehe, wie der Thon ist in des Töpfers Hand, also seyd auch ihr vom Hause Israel in meiner Hand."

Die bei Mohammed Ali Khan gegebene Gesellschaft war ein Notsch, ein Ball, nur mit dem Unterschiede von den Bällen in Europa, daß die eingeladenen Gäste am Tanze keinen Theil nehmen. Statt uns tanzen zu lassen, nahm man sich die Mühe, es für uns zu thun, und überdieß gab man uns zugleich auch Gesang zum Besten. Alles wurde jedoch nur von einer und derselben Person verrichtet. Es war eine berühmte, im westlichen Theile Indiens allgemein bekannte Bajadere, die durch ihren Reichthum und ihre Talente als Tänzerin ausgezeichnet war; wiewohl diese Talente himmelweit von denen verschieden waren, die wir an den Tänzerinnen auf unserer Halbkugel bewundern. Erstens war diese Künstlerin mit einem Schwulste von Gewändern beladen, die wegen ihrer reichen Gold- und Silberstickereien so steif und schwerfällig waren, daß alle Falten von der Hüfte bis zu den Knöcheln, die fast ganz bedeckt wurden, in rechten Winkeln herabfielen. Die Schultern und der Hals der Tänzerin waren gleichfalls von um und um gewundenen Binden aus golddurchwirkten Stoffen völlig verhüllt, so daß man kaum begriff, wie sie sich unter einer solchen Bürde von Kleidern bewegen konnte. Ich weiß nicht mehr, wie

ihr Kopfputz beschaffen war, aber ich erinnere mich noch sehr gut, daß sie in ihrer Nase einen ungeheuern Ring von Gold trug, und daß ihr Gesicht und ihre Haare mit Kokosöl eingesalbt, wie ein blanker Thaler glänzten. Ihre Füße waren nackt, sie trug keine Handschuhe, und ihre Vorderarme verschwanden wie ihre Knöchel unter einer Menge von Metallbändern. Wenn ich nicht irre, hatte sie Schellen an ihren Beinen, was ich jedoch wegen der schweren und weitläuftigen Röcke nicht gewiß zu sagen weiß. Nur war der Klang, der jeden Schritt und jeden Sprung der Tänzerin begleitete, von der Art, daß die Metallbänder ihn nicht wohl allein hervorbringen konnten.

Der Tanz bestand hauptsächlich in Gebärden und Körperverdrehungen, die alle indischen Zuschauer höchlich zu bewundern schienen. Die am öftesten wiederholte Bewegung wurde mit flachausgestreckten oder vielmehr so in einander verflochtenen Händen ausgeführt, daß man glauben konnte, alle Gliedergelenke seyen aus ihren Fugen genommen. Die abwechselnden Verschlingungen der Arme und Beine in eine komische Verdrehung des Körpers vollendeten diese Pantomime, die mehr bizarr als anmuthig war. Das Geklingel der Schellen, oder was sie sonst an den Beinen trug, ließ uns Anfangs glauben, daß sie unter ihrem Gewänderschwall eine orientalische Handtrommel verborgen habe und mit den Knien schlage. Zuweilen kauerte sie auf dem Boden, wo sie in dieser Stellung einige Augenblicke sang, oder vielmehr in einer Fistelstimme schrie und dazu mit dem Gesicht eine Grimasse schnitt, die ohne Zweifel ein schmachtendes Lächeln vorstellen sollte. Da sie sich aber aus dieser Stellung nicht immer leicht genug erheben konnte, so begnügte sie sich später bloß damit, ein Knie zu beugen, um das herum sie dann mit dem Fuße des andern Beines einen Kreis beschrieb. Hiebei vereinigte sie ihre Stimme mit den spitzigen Stimmen zweier kleiner hübscher Mädchen, die sich auf einem Paar ziemlich schreienden Instrumenten von Haarsaiten begleiteten. Wenn man das Einerlei dieses immer wiederkehrenden Gliederzwanges eine oder zwei Stunden lang mit angesehen hat, so wird es wohl erlaubt seyn, es am Ende höchst langweilig zu finden, und ich glaube, daß Dieß sogar der Fall von Seiten der Hindu war, obgleich ein solches Schauspiel ganz für jene Stunde geeignet ist, wo sie stillschweigend ihre Pfeifen schmauchen und kühlen Sorbet schlürfen. Ich sah späterhin noch mehrere dergleichen indische Bälle, und obgleich dabei manchmal Tänzerinnen zu viel natürliche Anmuth besaßen, als daß sie selbst durch Kunst entstellt werden konnte, und in ihren Pantomimen so einfach waren, daß der schlechte Geschmack unmöglich daran Gefallen finden konnte, so läßt sich für einen Europäer doch nicht leicht eine weniger angenehme Unterhaltung denken. Als allgemeine Bemerkung möchte ich noch beifügen, daß jede Art des Tanzes in allen Ländern, wo die Verstandesbildung nicht eine sehr hohe Stufe erlangt hat, nicht bloß anmuthlos und langweilig, sondern auch widerwärtig, oft unanständig und dem guten Geschmack, wie den guten Sitten zuwiderlaufend bleibt.

Ueberhaupt muß man die beseelte wie die leblose Natur des Orients nur außer dem Hause sehen wollen, um ihren vollen Zauber ungetrübt zu genießen. Der innere Haushalt der Einwohner ist so grundverschieden von dem unsrigen in Allem, was die Annehmlichkeiten und das Zartgefühl der gesellschaftlichen Verhältnisse betrifft, daß man öfter durch die Unanständigkeit ihres häuslichen Lebens angeeckelt, als durch die Neuheit in ihren Sitten gereizt wird. Daher kommt es, daß die in Indien verweilenden Europäer sich gleichsam scheuen, die häuslichen Einrichtungen und Gewohnheiten der Hindus näher kennen zu lernen. Allerdings machen einige Europäer eine Ausnahme von dieser Regel, aber Alles was ich von diesen duldsameren Wißbegierigen erfahren, und mit eigenen Augen zu beobachten Gelegenheit hatte, trieb mich öfters hinaus, Indien unter freiem Himmel zu sehen, mit dem festen Entschlusse, nie mehr die Schwelle eines Hauses zu betreten. Aber mit desto größerem Vergnügen mischte ich mich dann auch in die wogende Volksmenge, die sich jederzeit am Tage des Vollmondes versammelt, um der jährlichen Ceremonie beizuwohnen, wo die Kokosnuß ins Wasser geworfen wird. Der südöstliche Passatwind herrscht ziemlich regelmäßig auf der Westküste Indiens, vom Junius bis Ende Septembers. Es ist Dieß die Regenzeit jener Meerstürme, deren die kühnen Seeleute unter andern Breiten freilich lachen würden, die aber bei den weichlichen Asiaten hinreichen, die Küstenfahrt zu unterbrechen. Der Tag des Vollmondes wird von den Einwohnern dieses Küstenlandes von Indien stets als heilig betrachtet, weil die Zeit des schlechten Wetters aufhört, und Schifffahrt und Handel wieder aufleben. Man kann sich dann, wie man glaubt, die Götter des Windes und Meeres leichter geneigt machen, als zu einer andern Zeit.

Die ganze Bevölkerung der Insel hatte sich am Meeresufer zwischen dem Point Malabar und dem Fort versammelt. Alle waren in ihre besten Gewänder gekleidet, deren weiße Falten im Winde flatterten. Die Braminen, denen an einem solchen Tage natürlich der Vortritt gebührte, standen in zahlreichen Gruppen am Gestade versammelt, um den Priesterdienst zu verrichten und das Oberhaupt der Kaste hatte sich in der Mitte seiner Familie an den äußersten Rand des Ufers begeben, wo er die Gebete sprach, die von den übrigen Braminen im Chor wiederholt wurden. Das Oberhaupt der Braminen warf zuerst Früchte und Blumen in die Luft, dann streute er solche auf die Oberfläche des Wassers. Die Blumen, die der Wind nach dem Ufer zurücktrieb, wurden von der gläubigen Menge gierig aufzuhaschen gesucht. Hierauf wurden verschiedene Dinge, die in Indien am werthvollsten geachtet sind, wie Erzeugnisse des Kunstfleißes oder die Früchte von Handelsunternehmungen, gleichfalls in die Meereswogen geworfen, so Reiß, Salz, Gewürze und vorzüglich Zimmtrinde von Ceylan, das einige Seetagreisen von Bombay liegt, Muskat- und Betelnüsse, Gewürznelken von Penang und den Molukken, endlich zuletzt, wenn man die Gottheiten durch die vorausgegangenen Feierlichkeiten hinlänglich besänftigt und gewonnen glaubte, Kokosnüsse. Längs der Bay harrten Tausende von Hindu mit gespanntester Erwartung des Endes der Ceremonie, und nun gab es ein merkwürdiges Schauspiel, zu sehen, mit welchem Eifer man sich einiger der von den Braminen geweihten Nüsse zu bemächtigen suchte. Am Ende des Ufers beginnt die Esplanade des Forts, eine schöne, mit üppigem Rasenteppich überkleidete Ebene, die mit Palisaden umschlossen, einen Raum von einer halben Meile umfaßt. Diese Esplanade bot den Blicken ein seltsames Gemisch des größten Theils der verschiedenen Bewohner der Erde, von denen Jeder sein eigenthümliches Gewand trug, seine besondere Sprache redete, seinen

nationalen Gebräuchen folgte. Nach allen Richtungen hin rollten europäische Karossen, Barutschen, Kabriolets, Giggs und Fuhrwerke aller Art, vom Pulverwagen bis zum Schubkarren. Elephanten mit Thürmen auf dem Rücken wandelten neben Kamelen und arabischen Rossen, die erst kürzlich aus Schiffen, die vom rothen Meer oder dem persischen Meerbusen angelangt, ans Land gesetzt worden waren. Allerwärts sah man auch unzählige Palankine, Halaries und andere Arten von Tragsesseln, deren Namen ich damals noch nicht kannte und noch bis auf diese Stunde nicht weiß. Wie überall in der Welt so auch hier ging indeß der größte Theil der Menschen, die dem Fest beigewohnt hatten, zu Fuße. Ich war betäubt von Erstaunen, wenn ich durch ihre dicht gedrängten Reihen mich hindurch arbeitete und ihre verschiedenen Bewegungen, Gebärden und Sprachen beobachtete. Kaum vermochte ich den Ruf der Verwunderung zu unterdrücken, wenn ich von diesem glänzenden und neuen Schauspiele bezaubert, die mancherlei seltsamen politischen Verhältnisse erwägte, die zusammentreffen mußten, um aus allen Winkeln des Erdkreises eine so buntgemischte Menschenmenge zu versammeln, die hier durcheinander wogte, um fremde Götter anzubeten, glücklich und frei zu leben, und in aller Sicherheit ihres Wohlstandes oder ihres Reichthums zu genießen, unter dem Schutze einer englischen Festung.

Lander's Entdeckungsreisen auf dem Niger.

10. Rückkehr nach Bussa. — Besuch in Uouou. — Religiöse Gebräuche. — Die Staaten von Borgu. — Vorurtheile gegen die Weißen.

(Schluß.)

Der Rückweg nach Bussa war besonders der versengenden Hitze wegen sehr mühsam. Als der Tag sich neigte, machte Lander mit seinem Gefolge unter einem schattigen Baume vor einem Dorfe Halt, um, erschöpft von des Tages Mühen, hier über Nacht zu bleiben. Die Einwohner dieses abseits der Straße gelegenen Dorfes, wohin selten ein Fremder sich verirrt, bestehen aus Negern, die wegen der Bürgerkriege aus Nuffie ausgewandert, und hier sich niedergelassen. Ein kleiner fischreicher Fluß, der an diesem Dorfe vorbeifließt, gewährt den Einwohnern Nahrung und Unterhaltung. Sie sind aber nicht bloß geschickte Fischer, sondern bauen auch Getreide, Bohnen, Indigo und Yams im Ueberflusse. Außerdem haben sie auch Geflügel die Menge, und Heerden von Schafen und Ziegen, so daß sie Alles besitzen, was zu einem vergnüglichen Leben in diesem Lande gehört. Man irrt sehr, wenn man diese Völker für stumpfsinnige und zur Knechtschaft geborne Barbaren hält, wie ihre weißen Brüder, nicht sehr zur Ehre des civilisirten Verstandes, weiland in weitläuftigen Abhandlungen zu beweisen gesucht haben. Der jüngere Lander entwirft von diesem Dorf und seinen Bewohnern eine Schilderung, die wir hier mit den eigenen Worten des Reisenden wiedergeben wollen, weil er nirgends in seinem Tagbuch ein so charakteristisches Bild von dem Leben des Negerlandvolkes gibt, als hier:

„Abends, als die Sonne unterging, und die Vögel sich von der drückenden Schwüle des Tages erholt hatten und in der Kühle ihre Stimmen zu erheben begannen, versammelten sich die ältern Leute des Dorfes unter dem breiten Laubdach eines majestätischen Baumes, um, wie gewöhnlich, eine oder zwei Stunden in vertraulichem Gespräche zu verplaudern. Um die Unterhaltung und den Frohsinn zu beleben, wurden große Kalabaschen mit starkem inländischen Biere neben ihnen aufgestellt. Nachdem Jeder zwei oder drei tüchtige Züge aus seiner Flasche gethan, rückten die alten Leute näher zusammen, und Einer der ältesten von ihnen, der das Geschichtenbuch des Dorfes vorstellte, begann mit leiser Stimme seine Erzählung von den weißen Menschen des Westen, von ihren scheußlichen menschenfresserischen Gelüsten, ihren Zauberkräften, und besonders von ihrer Gier nach dem Blute der Schwarzen. Das Gespräch wurde immer lebhafter und ernster, je nachdem das Bier seine Wirkung zu thun anfing, und als die Abenddämmerung hereinbrach, rückten sie noch näher zusammen, und während sie vorher mit ausgestreckten Beinen wohlbehaglich sich gelagert hatten, zogen sie jetzt die Füße an sich und kauerten beisammen, und warfen dann und wann einen verdächtigen Blick über die Schultern zu mir hinüber, denn ich war unsern von ihnen, was sie nur mit größerer Furcht zu erfüllen schien. Um diese Zeit kamen auch die jüngeren Leute des Dorfes von ihren Feldarbeiten oder dem Fischfange zurück, und blieben stehen, um den Gesprächen der Alten zu lauschen. Letztere waren fast ganz nackt, und die jungen Leute beiderlei Geschlechts ohne die geringste Bedeckung, eben so wenig, als die Knaben und Mädchen, die herbeikamen, um den furchtbaren Erzählungen ihrer Großväter zuzuhorchen. Einer unserer Leute hatte die ganze Zeit über im Kreise der Alten von ihrem Biere mitgetrunken, und versuchte nun, als es Zeit wurde, auseinanderzugehen, ihre Vorurtheile gegen die weißen Männer zu berichtigen, und diese gegen den Vorwurf so unmenschlicher Gelüste zu rechtfertigen. Allein ihre Liebe für das Wunderbare konnte nicht so leicht zufrieden gestellt werden, und sie hörten ihn nur kopfschüttelnd und ungläubig an. Die Kinder mieden meine Hütte wie das Lager einer giftigen Schlange, und einige, die zufällig mir begegneten, blickten mich Anfangs mit stummem Schrecken an, schrien dann laut auf und rannten davon.

„Die älteren Dorfbewohner verrichten keinerlei Art von Arbeit, und überlassen sie ihren Kindern und Enkeln, die ohne Widerrede für sie arbeiten, während die Greise den Rest ihrer Tage meist unter dem erwähnten großen Baume zubringen, wo man sie bei schönem Wetter zu jeder Stunde in einer Gruppe beisammensitzen sehen kann, das Bild der Zufriedenheit und des wohlbehaglichen Müßigganges. Ohne Sorgen, ohne Beunruhigung, leben sie in seliger Gedankenlosigkeit dahin, als wenn sie ewig leben sollten. Wie heiter und ruhig fließt ihr Leben dahin! Wie vergnügt und sanft lenkt sich ihr Schritt dem Grabe zu!"

Am nächsten Morgen verließ Lander das Dorf. Sein Gefolge bestand aus vier Männern, die ihm der König von Uouou als Begleiter mitgegeben hatte, und drei andern Individuen, unter denen sich des Königs Bruder befand, die mit nach Bussa gingen, um sich dort Augenwasser zu holen, das ihnen die Reisenden auf ihre zudringlichen Bitten versprochen hatten. Ein anderer Neger trug ein Geschenk des Königs von Uouou für seine Schwester, die Midiki von Bussa; es bestand aus sieben oder acht Yams, die ungefähr den Werth von doppelt so vielen Kartoffeln in England haben mochten. So setzte die kleine Karawane ihren Weg fort, und langte glücklich in Bussa an, wo der jüngere Lander seinen Bruder eifrigst beschäftigt fand, alle Vorbereitungen zur Reise auf dem Niger zu treffen.

Vermischte Nachrichten.

Die für eine neue Reise auf dem Niger eigens erbauten und ausgerüsteten zwei Dampfschiffe: der „Quorra“ und „Elburka,“ von der Kohlenbrigg „Columbine,“ die 170 Tonnen führt, begleitet, werden bereits in die See gegangen seyn. Wenigstens waren sie gegen Ende des vorigen Monats von Liverpool nach Milford gegangen, wo sie eine Woche verweilen sollten, um unverwerfliche Gesundheitszeugnisse zu erhalten, und Richard Lander zu erwarten, der die Expedition als Generaldirektor begleiten und somit seine dritte afrikanische Reise unternehmen wird. Obgleich diese Schiffe hauptsächlich Handelsspekulationen zum Zwecke haben, so werden sie doch auch dazu beitragen, eine genauere Kenntniß des so lange verschlossenen Afrika's zu fördern. Die Schiffe, welche alle zu einer Fahrt auf dem Niger erforderlichen Eigenschaften besitzen, sollen bis Bussa hinaufgehen, und von dort aus auf Booten oder zu Lande weitere, zweckdienlich erachtete Reisen unternommen werden. Die Ladung besteht meist in Artikeln, die nach Lander's Bericht von den dortigen Einwohnern vorzüglich gesucht werden. Die Unternehmer versprechen sich natürlich einen sehr vortheilhaften Umsatz derselben gegen afrikanische Produkte. Obgleich ein Lieutenant der königlichen Marine, William Allen, die Expedition begleitet, so ist nach Versicherung der englischen Blätter die Regierung doch nicht bei der Unternehmung mit im Spiele. Lieutenant Allen besitzt eine große wissenschaftliche Bildung, und man verspricht sich daher von ihm, so wie von Dr. Harris, einem vorzüglichen Botaniker, der als Arzt die Expedition begleitet, interessante Beobachtungen. Die Reisenden führen unter Anderm eine große Menge in arabischer Sprache abgefaßter Proklamationen bei sich, die von Herrn Salamé verfertigt worden und bestimmt sind, den eingebornen Königen und Häuptlingen den Zweck dieser Expedition klar zu machen. Diese Proklamationen sind auf alle Arten von farbigem Papier gedruckt, und enthalten auch eine Abbildung der beiden Dampfboote, so daß sie nicht bloß als öffentliche Kundmachungen dienen, sondern auch als eine Art Geschenke vertheilt werden können.

*

Der Aeronaut Dupuis-Delcourt, der eine Abhandlung über eine in der Luft lenkbare Maschine geschrieben hat, fuhr im Jahre 1831, bei der Feier der drei Juliustage, zu Paris auf, und hielt eine dreitägige Luftschifffahrt, indem er im Bicêtre, zu Bourg la Reine, Sceaux, Montlery und Arpajon sich herabließ und wieder aufstieg. Von dieser Reise hat er nun eine Beschreibung herausgegeben, die nicht ohne Interesse zu lesen ist. Als er über Arpajon, dem Ziel seiner Fahrt, in einer Höhe von 1580 Toisen, schwebte, erhob sich eine kleine weiße Wolke aus der tiefern Luftgeschichte, die den Ballon in der Seite faßte und einige Augenblicke hin und her stieß. „Wir verloren einen Moment,“ sagt der Luftschiffer in der malerischen Beschreibung seiner Reise, den Anblick der Erde (in seiner Gesellschaft befand sich der älteste Sohn des Aeronauten Robertson) und wir fühlten eine sehr empfindliche Kälte. Allein bald genoß ich aus dieser Höhe der Uebersicht der Gegenden, die sich unter mir entfalteten. Städte, Dörfer, Wälder, Flüsse und Straßen zeichneten sich mit bewunderungswürdiger Niedlichkeit auf diesem großen Rundgemälde, das die Sonne von Neuem beleuchtete. Ein leichter Dunst, der von der Erde aufstieg, umzog mit einem fantastisch sonderbaren Horizont das ungeheure Plateau, das ich mit einem Blicke überschauen konnte. Es war einem Plan in Relief zu vergleichen, und der Mensch der sich in der Lage befindet, eines solchen Anblicks zu genießen, muß seinen ganzen Verstand zusammennehmen, um sich zu überzeugen, daß Das, was er vor Augen sieht, wirklich dieselbe Erde ist, die er kurz vorher verlassen hat. Oft schon wurde ich bei meinen Luftschifffahrten von der Aehnlichkeit der Erde mit einer gut kolorirten Landkarte in großem Maßstabe überrascht, wenn der Aeronaut auf sie aus einer Höhe von 12 bis 1500 Toisen herabblickt.“

*

Ein englisches Blatt empfiehlt den Aerzten zum Versuch gegen die Cholera die Anwendung des Naphtha von Barbadoes, weil es mehr als irgend ein bekannter Körper aufgelöste Kohle enthält. „Letztere,“ wird hiebei bemerkt, „hat eine außerordentliche Wirkung auf animalische Körper in jedem Grade der Fäulniß, und nach den Beobachtungen Davy's und anderer Aerzte scheint mit Gewißheit dargethan, daß die von Cholerakranken ausgeathmete Luft einen großen Mangel des zur Gesundheit nöthigen Kohlenstoffes verräth. Naphtha von Barbadoes sey aber vorzüglich geeignet, durch innere Anwendung den schädlichen Miasmen entgegenzuwirken, die den Kohlenstoff in dem Respirationssysteme der Kranken zerstören. Eine Drachme oder ein Theelöffel voll dieser Naphtha enthalte 50 Gran aufgelöster Kohle, die in 24 Stunden allmählich zu 1000 Gran vermehrt werden könne.“

*

Dem General Joubert ist in seinem Geburtsorte, der Stadt Pont-de-Vaux ein Denkmal von weißem Marmor errichtet worden, das aus der sieben Fuß hohen Statue dieses tapfern Generals besteht. Joubert ist in dem Augenblicke dargestellt, wo er vor der Schlacht bei Rivoli, dem General Berthier, auf die Frage, wo er seine Schlachtlinie bilden werde, antwortete: „Hier General,“ indem er seinen Hut auf den Boden warf. In seinen Mantel eingewickelt, hält er in der rechten Hand den Degen; sein Hut liegt zu seinen Füßen.

*

Der „Papagai,“ ein englisches Blatt, bemerkt: „Wir wissen Etwas, was Niemand weiß, was vielleicht Niemand glaubt, und was dennoch wahr ist; nämlich, daß ein Schuh des Fürsten Talleyrand nicht weniger als sechzig Guineen kostet. — Ja, sechzig Guineen! Fürst Talleyrand hat einen Klumpfuß und für diesen Klumpfuß einen eigens geformten Leisten, und über diesem Leisten wird ein Schuh verfertigt, der ein Meisterstück in seiner Art ist. Sechzig Guineen für einen Schuh! Ein halb Dutzend Dandies könnten aus diesem Schuh sich einen vollständigen Anzug schneidern lassen.“

*

Nach den von einigen ausgezeichneten französischen Ingenieurs gemachten Berechnungen würden die Kosten für einen tiefen Kanal, der den arabischen Meerbusen mit dem Nil und dem mittelländischen Meere verbände, Afrika in eine Insel verwandelte, und die Reisen von Marseille nach Bombay um die Hälfte abkürzte; nicht mehr als 700,000 Pf. St. kosten, — eine Summe, die bei Weitem unbedeutender ist, als die auf einzelne Arbeiten dieser Art in England verwendeten Kosten.

*

Die englischen Kaufleute in Aleppo erhielten während des verflossenen Jahrhunderts von der Ankunft britischer Schiffe in Scanderoon gewöhnlich durch Brieftauben Nachricht. Man schrieb in wenigen Worten, was man berichten wollte, auf einen Papierstreifen, den man dem gefiederten Boten unter den Flügel band. Zu diesem Zwecke wurden stets Tauben von Aleppo nach Scanderoon geschickt, um im Hafen in Bereitschaft zu seyn. Der französische Konsul in Aegypten, Maillet, erzählt, daß ein Kaufmann von Aleppo, der zufällig eine solche Taube getödtet hatte, durch die bei ihr gefundene Schrift erfuhr, daß in England Mangel an Galle sey, worauf er schnell Lieferungen abschloß, und auf diese Weise 100,000 Kronen gewann.

*

Der französische Naturforscher Duvernoy, der viele Zeit auf die Untersuchung der Natur der giftigen Schlangen verwendet hat, ist durch eine Menge von Versuchen zur Gewißheit gelangt, daß diese Thiere außer ihren vordern Giftzähnen im Hintertheile ihres Kiefers noch größere und mit noch stärkerem Gift gefüllte Zähne haben. Eben so ist er geneigt, die bei den giftigen Schlangen bemerkten Thränensäcke nicht für bestimmt zu halten, ihr Auge zu befeuchten, sondern die Verschlingung ihres Fraßes zu befördern.

*

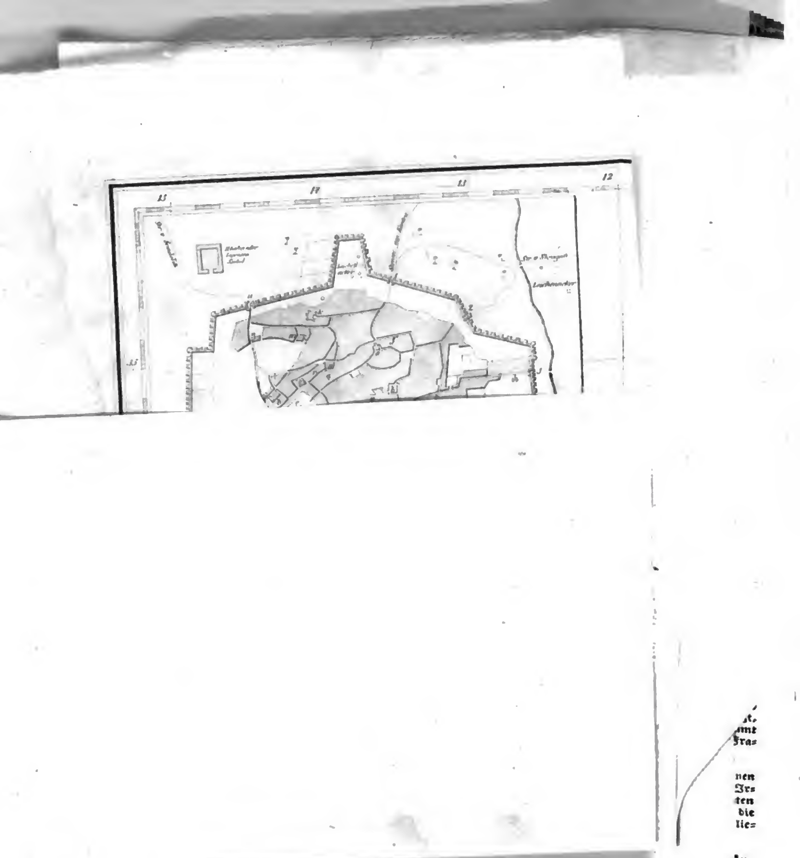
Washington Irving ist bei seiner Rückkehr nach Amerika von seinen Landsleuten zu Neu-York auf eine glänzende Art empfangen worden. Irving soll im Begriffe stehen, eine ausgedehnte Reise durch die Vereinigten Staaten und die englischen Besitzungen in Nordamerika anzutreten, die dem Skizzenbuche dieses genialen Zeichners gewiß eine reiche Ausbeute liefern, und die Welt mit einem neuen Werke erfreuen wird.

*

Ein junger Naturforscher in Neapel, Namens Leopold Pilla, kündigt ein Journal an, das sich bloß mit dem Vesuv und den von Zeit zu Zeit an ihm beobachteten Erscheinungen beschäftigen soll.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.



st.
amt
Fra-

nen
Jr-
ten
die
lie-

än-
zu

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 230. 17 August 1832.

Marokko.*)

(Hiezu die beiliegende Karte.)

Die vorzüglichsten Städte von Marokko, so wie die Sitten und Gebräuche seiner Bevölkerung, sind schon oft beschrieben worden; dagegen besaß man über die Geographie dieses großen afrikanischen Reiches, über die Lage seiner verschiedenen Städte, die Umrisse seiner Küsten, den Lauf seiner Flüsse, die Höhen seiner Berge und Ebenen, und seine geologische Beschaffenheit, bisher eine nur höchst unvollkommene Kenntniß. Diese Lücke auszufüllen, war dem englischen Marinelieutenant, Hrn. Washington, aufbehalten, der einen Aufenthalt von mehreren Monaten in der Hauptstadt von Marokko und eine Reise in die vorzüglichsten Städte und nach dem Atlas, während des Winters 1829/30, benützte, um die folgende Skizze und Karte zu entwerfen, die von der geographischen Gesellschaft in London in ihren Denkschriften bekannt gemacht wurde. Eine etwas verkürzte Uebersetzung dieser, für die Geographie von Afrika höchst wichtigen Arbeit wird von jedem Freunde der Erdbeschreibung hier mit Interesse gelesen werden. (Eine kurze Erwähnung derselben ist bereits S. 74 des laufenden Jahrgangs zu finden.)

1. Tandscher.

Die Personen, welche die englische Gesandtschaft nach Marokko bilden sollten, vereinigten sich im November 1829 im britischen Konsulate zu Tandscher, einer Stadt, die unter 35° 47′ 54″ nördlicher Breite, und 5° 18′ westlicher Länge (Merid. v. Greenwich), an einem steilen Abhange am Meeresufer liegt, ihre malerische Ostseite einer Bucht zugewendet, die ungefähr drei Meilen breit ist, und östlich das Kap Spartel, westlich das von Ceuta hat. Tandscher ist von verfallenen Mauern umgeben, die alle sechzig Schritte von runden und viereckigen Thürmen unterbrochen sind, und hat drei befestigte Thore. Es wird gegen das Meer zu von zwei Batterien, eine ober der andern, vertheidigt. Die Geschütze derselben liegen auf plumpen, maurischen Gestellen, und würden das Feuer europäischer Artillerie kaum zehn Minuten erwidern können. Als Krone des Ganzen erhebt sich gegen Norden ein altes weitläufiges Schloß, die Kassauba oder Kassbah genannt, das dem Statthalter oder Pascha, dessen Gebiet sich 25 Meilen weit gegen Mittag erstreckt, als Wohnung angewiesen ist. Von der Landseite wird die Stadt nur von zerfallenen Mauern und einem Graben geschützt. Die Thore werden mit Sonnenuntergang geschlossen und die Nacht über Schildwachen ausgestellt. Die Hauptmoschee von Tandscher ist groß und ziemlich schön. Der Thurm derselben ist hoch, und mit farbiger eingelegter Arbeit überkleidet, deßgleichen der Fußboden dieses Tempels, den ein Säulengang von niedern Pfeilern, mit einem Springbrunnen in der Mitte, umgibt.

Die Straßen, mit Ausnahme der Hauptstraße, die die Stadt unregelmäßig vom Seethore bis zum Landthore durchschneidet, sind eng und winkelig; die durchaus einstöckigen Häuser sind niedrig, und haben flache Dächer. Nur die Gebäude, die von den europäischen Konsuln bewohnt werden, haben ein besseres Aussehen. Die Mauern sind größtentheils von Außen geweißt. Die Fußböden bestehen bloß aus gestampfter Erde. Ungefähr in der Mitte der Hauptstraße ist ein offener Raum, wohin Früchte und Gemüse zu Markte gebracht werden. Der Hauptmarkt wird indeß am Sonntag außerhalb der Stadt, nahe am östlichen Thore gehalten; man findet auf ihm Geflügel, Wildpret, Gemüse, Datteln, Früchte u. s. w. im Ueberflusse. Das Fleisch ist gut und wohlfeil. Außerhalb der Stadt liegen auch einige wohlangebaute Gärten, die den verschiedenen Konsuln gehören. Letztere bilden eine ziemlich angenehme Gesellschaft. Von einer Terrasse im Garten des schwedischen Konsuls genießt man eine ungemein malerische und ausgebreitete Ansicht von Tand-

*) Indem wir durch die beigefügte Karte von Marokko und den damit verbundenen Plan der Hauptstadt dieses Reiches unsern Lesern ein ganz neues geographisches Dokument vorlegen, geben wir hier zugleich die zu dem Stadtplane gehörigen Erklärungen:

Stadtthore: 1) Bab el Hhamise. 2) Bab Aitan. 3) B. Debagh. 4) B. el Hhamah. 5) B. el Hhamar. 6) B. Erle. 7) B. el Kassbah. 8) B. e' Tobul. 9) B. e' Rrum. 10) B. el Hhaddar. 11) B. Ducalla.

a) Dschamaa oder Moschee El Kutubia oder Ema el Fanarh (220 engl. Fuß hoch). b) Dschamaa Sidi abd'lah Mul el Ksar. c) Dsch. El Moazin. d) Dsch. Beni Jusef. e) Dsch. Elfnah (in Ruinen). f) Dsch. El 'Hennah. g) Dsch. Surfa Saidia. h) Dsch. Muley Ali Scherif. i) Dsch. Dert da Baschie. j) Dsch. de' Bab Debagh. k) Dsch. Bel Abbas (Moschee und Spital). l) Dsch. Sidi Maimoni. m) Dsch. Muley Abd' lah Rraswani. n) Dsch. de Bab Ducalla. o) Dscha Emdrasa del emschia (1. Begräbniß der Sultane; 2. Kollegium.) p) Al Kaisseria. q) Schöner Springbrunnen, Schrob u schouf, d. h. trinken und sehen. r) Soke el Kamise, oder großer Marktplatz. s) Getreidespeicher. t) Palast des Sultans. u) Dschenan el Afia (Garten der Glückseligkeit). v) Dschenan el Nile (Garten des Nils). w) Modar del Meschoar (Audienzhof). x) Sebt el Mahmunia (Wohnung der britischen Gesandtschaft im Jahre 1830). y) Haus des Bendris (des Premierministers). z) Haus Muley abd Salam's (des Oheims des Sultans).

scher und der Bai an seinem Fuße. Man erblickt gegen Süden die fernen Gipfel des kleinen Atlas, während gegen Norden, jenseits dem azurblauen Wasserstreif der Meerenge, sich die Küste Spaniens vom Kap Trafalgar bis zu den Felsen Gibraltars gewahren läßt. Der Ankerplatz in der Bai von Tandscher ist ziemlich gut; ausgenommen, wenn starke Nordwestwinde wehen. Wenn der Molo, dessen Ueberreste man noch unter dem Wasser erblickt, wieder hergestellt wäre, so würde er von der Landseite her vollkommen sicher seyn. Die Ruinen des alten Tandscher, im Alterthume Tingis genannt, und eine Römerbrücke, sind noch auf der südlichen Seite der Bucht sichtbar. Vier kleine Batterien, jede mit sechs Kanonen besetzt, bestreichen die Sanddünen am Gestade. Die Bevölkerung von Tandscher beläuft sich auf 7 bis 8000 Einwohner, mit Inbegriff von 1500 Juden, in deren Händen sich fast der ganze Handel befindet. Juden und Mauren leben in Tandscher ungesondert von einander, was man in der Berberei selten findet.

Noch eine Stimme über den General Skrzynezki.

Sehr erfreulich ist es, endlich in öffentlichen Blättern ein Wort zu vernehmen, das zur Rechtfertigung eines Namens in die Schranken tritt, gegen den alle Bewunderer des polnischen Kampfes nur mit Schmerz eine so schwere Anklage erhoben sehen mußten, wie sie von dem Polen Adam Gurowski in diesen Blättern *) zur Oeffentlichkeit gebracht wurde. Da wir dort schon unsre Bereitwilligkeit erklärten, jeder Beleuchtung eines so wichtigen Gegenstandes unsrer Zeitgeschichte die Spalten dieser Blätter zu öffnen, so beeilen wir uns hier, die Erklärung des polnischen Reichstagsabgeordneten, Theodor Morawski, wiederzugeben, die in einem französischen Blatte, dem „Cabinet de Lecture," erschien, und uns mit einigen Randbemerkungen von ehrenwerther Hand mitgetheilt wurde; indem wir den aufrichtigen Wunsch aussprechen, die in öffentliche Anregung gekommene Frage von einem in die Verhältnisse eingeweihten Manne, mit richterlicher Unparteilichkeit, ohne Gunst noch Haß, leidenschaftsloser als es bisher geschehen, erörtert, und von jedem Schatten des Verdachtes einen Namen gereinigt zu sehen, dem die civilisirte Welt so gern den schönsten Lorbeer zusprechen möchte. Unsere Zeit ist wahrlich nicht so überreich an großen Männern, als daß man gern die wenigen Gestirne verdunkelt sehen sollte, die unter unseren Zeitgenossen aufgegangen sind.

Folgendes ist das Schreiben des Herrn Theodor Morawski an die Redaktion des oben erwähnten Blattes:

„In Polen würde ich den in Ihrem Blatte zur Oeffentlichkeit gekommenen Artikel wohl ohne Antwort gelassen haben. Um dessen Gehalt zu würdigen, reicht der Name des Verfassers hin, unter dem er erschienen ist, und ich würde es auch hier zu thun überhoben seyn, wenn ich mir die Mühe geben wollte, die Lebensgeschichte des Herrn Adam Gurowski kund zu geben. Allein es scheint mir der kürzere Weg zu seyn, einfach die Thatsachen, wie sie sind, hinzustellen. Beleidigungen gelten nur bei gewissen Menschen als Gründe. Reichstagsabgeordneter und Mitglied der Kommission, die in das Lager von Belimow abgefertigt wurde, um dort die Lage des Heeres zu untersuchen, führte ich bei den Berathungen der erwähnten Kommission die Feder, und zeichnete ihre Verhandlungen und Beschlüsse auf. Dieß ist Alles, was der Artikel über Skrzynezki in Bezug auf mich Wahres enthält, alles Uebrige ist falsch.

„So ist es nicht wahr, daß der Obristlieutenant Zaliwski vor mir erklärt habe, „er verlange die Verhaftung Skrzynezki's und einiger andern Generale;" eben so wenig ist es wahr, daß er vor mir den Generalissimus des Hochverraths angeklagt habe. *) Wenn ich diese Umstände in meinem Berichte, den ich der Reichsversammlung erstattete, mit Stillschweigen übergangen hätte, so würde die Kommission und ich offenbar, wie auch Herr Gurowski diese Folgerung zieht, den Reichstag trügerischerweise in Irrthum zu führen gesucht haben, um bei ihm den General Skrzynezki zu unterstützen. Hat aber der loyale Geschichtschreiber vergessen, daß am 12 und 22 August, wo ich meinen Bericht an die Reichsversammlung erstattete, die Zurückberufung des Generals bereits ausgesprochen war, und es folglich nicht mehr Zeit war, ihn zu unterstützen? Hat er vergessen, daß diese Zurückberufung schon am 10 August fast einstimmig beschlossen war, und zwar von eben der Kommission selbst, die er der Parteilichkeit für Skrzynezki anschuldigt? Und glaubt er nicht seiner Loyalität zu nahe zu treten, wenn er nach allen diesen Thatsachen zu behaupten wagt, daß die Kommission sich versammelt habe „eher der Form wegen, als um ein Resultat herbeizuführen?" Dieß reicht wohl hin, jede Verläumdung dieser Art niederzuschlagen. Jedermann wird leicht begreifen, daß mein Bericht an die Reichsversammlung, was auch Herr Gurowski dagegen behaupten möge, nur die Rechtfertigung einer Maßregel der Strenge war, und daß ich mich deßhalb nicht „in gränzenlose Lobsprüche und Danksagungen für einen General ergossen haben könne," der seines Kommando's entsetzt war. Allerdings war mein Bericht voller Mäßigung, und ich rechne mir Dieß zur Ehre an; die Sprache der Leidenschaft geziemt sich nur für faktiöse Menschen. Doch ich irre mich, ich sprach auch darin zum Lobe Skrzynezki's; er hatte sich erboten, unter dem von uns ernannten neuen Generalissimus zu dienen, und ich ließ dieser edlen Hingebung die verdiente Gerechtigkeit widerfahren.

„Zur völligen Widerlegung der erhobenen Anschuldigung ist, meiner Meinung nach, nichts weiter nöthig, als dieser einfache Thatbestand. Was soll man aber zu den übrigen, hier unten an-

*) S. Ausland dieses Jahrgangs S. 517 u. d. f.

*) Wenn die Geschichte mit dem Briefe wahr wäre, so würde der Obrist Zaliwski denselben sicherlich auch dem General Krukowiezki zugestellt haben, der, um sich an Skrzynezki zu rächen, jeden Grund, denselben vor ein Kriegsgericht zu bringen, benützt hätte. Er würde davon Erwähnung gemacht haben, als er hörte, daß der General mit den Trümmern des Korps von Rozycki sich nach Gallizien geflüchtet habe; denn stets war er ein Todfeind Skrzynezki's, behauptete, er sey ein Verräther, und müsse als solcher behandelt werden u. s. w., brachte aber nie einen Beweis zum Vorschein. Wäre der erwähnte Brief vorhanden gewesen, so würde Krukowiezki sicherlich nicht ermangelt haben, durch denselben seine Anklagen zu unterstützen. Doch nein, der Brief war nicht vorhanden, er war eine Erdichtung oder gefälscht. Der Charakter Skrzynezkis, seine Redlichkeit, seine Loyalität, sein Patriotismus, erheben ihn über jede Anklage eines so feigen Verrathes.

Anmerkung des Einsenders.

gedeuteten Stellen des fraglichen Artikels sagen?*) Ist es Unwissenheit, Böswilligkeit oder Haß, der die Feder des Angreifers führte? Ohne mich als Richter in meiner eigenen Sache hinstellen zu wollen, glaube ich doch folgende Andeutungen über diese Sache nicht zurückhalten zu dürfen.

„Hr. Gurowski scheint einen Theil seiner Beweise aus einer, in deutscher Sprache erschienenen Flugschrift: „Die Nacht des fünfzehnten August" gezogen zu haben, deren Verfasser, Herr Czynski, mit großer Bestimmtheit behauptet, daß der Obristlieutenant Zaliwski der Kommission von Bolimow Beweise für den Hochverrath des Generals Skrzynezki vorgelegt habe, und daß diese Beweisstücke nachher aus dem Protokolle verschwunden seyen; Hr. Czynski führt sogar die Seite des Blattes an, wo sie verzeichnet gestanden haben sollen; es war, wie er sagt, Seite 72. Unglücklicherweise für diese Behauptung sind die Protokolle noch vorhanden; sie werden in Druck erscheinen und enthalten nicht mehr als zehn Blätter. Die obenerwähnte Flugschrift wurde ins Französische übertragen; allein der Uebersetzer, der meine Anwesenheit in Paris kannte, hielt es für klug, die fragliche Stelle zu unterdrücken. Dieß allein reicht, meines Bedünkens, hin, das Werk und den Verfasser zu bezeichnen. Doch die Sache verdient, daß ich hiezu den Schlüssel gebe.

*) Was soll man z. B. von den 140 von Skrzynezki geschaffenen Generalen sagen, da man deren nicht mehr als 20 aufzählen kann? Was von den 150 Adjutanten? Er hatte nicht mehr als 24, was ohnehin schon genug ist. — Ein gewisser Mycielski u. s. w. Dieß ist der Kommandant des zweiten Ulanenregimentes, mit dem er den berühmten Angriff von Domanice machte, auf den Murat und Lasalle stolz seyn würden. Mycielski verlor während der Revolution drei Brüder. — Der unfähige Uminski. Derselbe General, der bei dem Sturm auf Warschau nicht eine Schanze, nicht eine Redoute verlor — Plater, ein alter Diener des Czaaren u. s. w. und von ihm unterzeichnete Aktenstücke bezeichneten zu Paris jeden Tag mit unerbittlicher Strenge die Grausamkeiten des Kaisers Nikolaus —. Ostrowski, ein revolutionärer Mystifikator. Ostrowski war der Reichstags-Marschall, dessen Namen auf die späteste Nachwelt übergeben wird. Zehn Monate an der Spitze einer zahlreichen Versammlung, wußte er unter fortwährenden Krisen die Ordnung und Freiheit der Berathungen dergestalt zu wahren, daß nie in einer Sitzung eine Reclamation, ein Ruf zur Ordnung oder ein Tadel vernommen wurde. Dreimal von seinen Kollegen einstimmig gewählt, wurde er auf ihren Armen auf den Präsidentenstuhl getragen. Am 7ten September war Krukowiezki, von den Ministern verlassen, gezwungen einen General in die Versammlung zu schicken, um sie von der Nothwendigkeit einer Kapitulation Warschau's zu überzeugen. Die Worte des Generals waren um so überzeugender, als sein Ruf als Patriot nirgends im Verdacht stand. Das Feuer von sechshundert Kanonen, das ununterbrochen donnerte, war ein anderes furchtbares Argument. In diesem Augenblicke verlangte ein muthiger Landbote (Niemoiewski), daß dem General, der weder Minister noch Deputirter sey, das Wort nicht gegeben werde. Einige feige Menschen, die während des Reichstages nie den Mund aufgethan hatten, erhoben sich jetzt, um sich dieser Motion Niemoiewski's zu widersetzen, da sie in einem solchen Augenblick, wo Alles auf dem Spiele stehe, ungeeignet sey. Der Grund schien annehmbar. Da erhob sich Ostrowski und sagte: „Meine Herren, ich lege den Marschallstab (das Zeichen der Präsidentenwürde) nieder, wenn der General das Wort zu nehmen wagt." Sogleich stellte sich die Ruhe wieder her und die Kapitulation wurde unter dem Rufe: Es lebe das Vaterland! Es lebe die Nationalehre! verworfen.

A. d. B.

„Am Morgen nach der schrecklichen Nacht des 15ten Augusts wendete sich Hr. Czynski, wie er in seiner Broschüre selbst erzählt, an mich, um mich zu bestimmen, einen von ihm gefertigten Entwurf zu einer Reform der Regierung dem Reichstage vorzulegen. Hr. Czynski war Vicepräsident des sogenannten patriotischen Klubs und von der öffentlichen Meinung beschuldigt, die Vorfälle der verhängnißvollen Nacht herbeigeführt zu haben. Nachdem ich ihn mit strengen Blicken gemessen — Dieß sind die eigenen Worte des Verfassers der Flugschrift — erlaubte ich mir, ihm zu sagen: „Entschuldigen Sie, mein Herr, aber vor aller Reform ist es meine Pflicht, Gerechtigkeit zu fordern für ein Attentat, das die reinste und legitimste aller Revolutionen befleckt hat." Hr. Czynski, der an die Stelle dieser Worte andere gesetzt hat, deren Sinn jedoch derselbe ist, fand es übrigens für gut, von unserm weitern Gespräche zu schweigen. Ich, der ich nicht dieselben Gründe habe, die Wahrheit zurückzuhalten, will mir die Freiheit nehmen, es zu ergänzen. „Wie," erwiderte er mir, „so nennen Sie die vom Volke vollzogene Gerechtigkeit ein Attentat?" — „Ja, mein Herr," erwiderte ich. „Ich kenne keine Gerechtigkeit als die der Gerichtshöfe und der Geschichte." — Mit diesen Worten ließ ich Czynski stehen, als ein anderes Mitglied des Klubs, das ich nicht besser als Herrn Czynski kannte, mir an der Treppe in den Weg trat und mich mit folgenden Worten anredete: „Wie, mein Herr, so hätten wir uns also in Ihnen getäuscht, indem wir sie auf unsre Liste der künftigen Regierung stellten?" — „Allerdings," entgegnete ich, Sie haben sich sehr getäuscht, die Henker können mir wohl den Strick um den Hals legen, aber nie sollen sie mich zwingen, ihr Geschäft und ihre Ehre zu theilen" — Inde irae — Hr. Gurowski, Czynski und sein Uebersetzer Hr. Ordynice sind vertraute Freunde und Mitglieder des warschauer Klubs, den sie den patriotischen nennen. Genehmigen Sie u. s. w.

„Theodor Morawski."

Briefe aus dem Kaukasus.

II.

Endlich am 19 August begannen 15 Werste von der Stadt die Anhänger Kasi-Mullah's ein Geplänkel über das Flüßchen, hin mit den Reiterpatrouillen aus Derbent. Der Feind drängte, die Derbenter zogen sich zurück. Am Abend verließ das dritte Bataillon des kurinischen Fußregiments seine zwei Werste von der Stadt entfernten Kasernen, die auf den Höhen von Kephara erbaut waren, marschirte unter Trommelschlag nach Derbent hinein und besetzte die ans Meer stoßenden Mauern. Die Festung Narynkale wurde von dem grusinischen Linienbataillon Nr. 10, unter dem Kommando des Majors Pirjatinski, besetzt. Die Mauern der Stadt in ihrer ganzen Ausdehnung wurden dem Schutze der Einwohner übergeben. Der als Kommandant von Derbent fungirende Platzmajor Wasiljeff traf bei Zeiten alle nöthigen Anstalten. Die Stellen zum Gefecht an den Zacken wurden bestimmt, so wie die Sammelpunkte im Fall eines Angriffes; die halbzerstörten Mauern wurden schnell mit einer Brustwehr aus bretternen Schanzkörben und Reisig versehen. Die Nacht verging in Erwartung. Und siehe, am Morgen des 20 August erhob sich Rauch auf dem Wege von Tarki her; sie verbrannten die Heuschober. Boten sprengten hin und her; die Dächer waren mit Neugierigen erfüllt; die Weiber liefen schreiend von einem Haus ins andere; allenthalben blinkten Bajonnette und Säbel; auf den Ecken der Festung sah man in der Höhe Artilleristen stehen, die ihre Stücke luden, Trommeln wirbelten; die Stadt, welche seit 30 Jahren keinen Feind gesehen hatte, war auf Einmal in ein Kriegslager umgewandelt. Um sieben Uhr fingen die kurinischen Kasernen auf dem Kephara

an zu brennen, und Wirbel schwarzen Rauchs, wie die Federn eines riesigen Helms, beschatteten das gegenüberliegende Gebirg. Zuerst sprengte gegen den an der Ecke des Berges stehenden ehemaligen Wachtthurm ein stattlicher Tscherkesse durch das schwarze Rauchfeld und schien mit dem Rauche zu verschwinden; ihm folgte ein zweiter, ein dritter ... Die derbentische Reiterei flog brausend, wie eine Heerde Drosseln, auf die Thore zu; die zerstreuten Schaaren des feindlichen Fußvolks zeigten sich auf allen Wegen und in allen Gärten, und ließen weiße Fähnchen wehen. Die Kanonen fingen an aus der Festung zu donnern, eine Kugel schlug unter die Feinde, und Kriegsgeschrei von beiden Seiten erfüllte die Luft. Es muß bemerkt werden, daß Derbent auf der Nordseite über einer Felskluft steht, welche von Westen die Festung Naryn-Kale umfaßt und sich dann in die Berge hinein erstreckt. Der steile Rand dieser Kluft war mit zwei Thürmen gekrönt, die sonst als Wachtthürme dienten, jetzt aber verlassen waren. Diese Thürme waren in einem Augenblick von den Empörern besetzt, die hinter ihnen hervor ein Gewehrfeuer gegen die Mauern, in die Straßen und in die Fenster der Häuser unterhielten, und aus Steinen eine Tranchee zu machen anfingen. Vier Einwohner von Derbent erregten meine Verwunderung und mein Gelächter. Sie lagen am Berge hinter Steinen, nur auf Pistolenschußweite vom Feinde entfernt, drei geschlagene Stunden lang, wagten aber nie aus ihrer Schutzmauer die Nase hervorzustrecken, um ihre sichern Schüsse zu versenden: das nenne ich Entschlossenheit. Indessen wuchsen die Trancheen; die Lesghier schleiften wie die Ameisen Steine herbei, legten sich sogleich dahinter und sandten uns Schimpfworte und Kugeln zu. In zwei Stunden waren beide Thürme durch eine kleine Mauer verbunden, und an den Flügeln Schulterwehren aufgeführt. Das Feuer schwieg nicht. Die Einwohner sparten in der Hitze das Pulver nicht, Jeder wollte seinen Muth und seine Entschlossenheit zeigen. Die Kanonenschüsse schlugen den Takt in dieser Ouvertüre... Der Anblick war einzig. Auf dem Fundamente des zerstörten Thurms am Meere war das leichte Geschütz aufgestellt; wir schauen hin: eine Schaar feindlicher Reiter zieht heran, um sich im Meere zu baden. „Aha: ihr Faulen, ihr braucht eine blutige Wäsche für eure Keckheit. — Feuerwerker! geht die Kugel bis dahin?“ Der Feuerwerker meint, sie reiche nicht hin. „Wir wollen doch einmal in Gottes Namen eine Kugel absenden.“ Der Kapitän, bei dem ich mich befand, setzte sich auf die Laffette und richtete den Laffettenriegel. Feuer! Die Kugel plätscherte auf der Sandbank wie eine Ente, ein Satz, noch einer, und mitten in den dicksten Haufen hinein. Es war artig anzusehen, wie die Badenden auseinander fuhren. — „Aha, Freunde, wie bekömmt euch unsere eiserne Seife? — Fertig! Feuer!“ Und abermals regte die dahinfliegende Kugel den Staub auf dem Felde auf; einen jungen Burschen traf sie mitten am Pferde, und er drehte sich mit seinem Bucephalus wie eine Windmühle in der Luft. Inzwischen führte man in die Nähe der untern Bazars zwei Einhörner, um die Trancheen an den Thürmen von der Seite zu beschießen. Die Granaten zersprangen am Berge, und regten im Widerschein der untergehenden Sonne Rauch und Staub auf. Jeder glückliche Schuß erregte bei unsern Asiaten ein wildes Freudengeschrei, Hohngelächter beantwortete dagegen aus den verdeckt stehenden Haufen der Belagerer jeden Fehlschuß. Seltener und seltener wurden indeß Drohungen und Kugeln gewechselt; der sinkende Abend machte dem Feuer ein Ende. Im Laufe dieses Tags hatte der Feind die Stadt umringt, auf der Bergseite den Kamm der Hügel, von der kubinischen Seite die Gärten besetzt. Ich war zum ersten Male in einer belagerten Stadt, und besuchte deßhalb mit der größten Neugierde die Mauern. Das Schauspiel der Nacht war prachtvoll. Die auf den Hügeln zerstreuten feindlichen Wachtfeuer ließen den gezackten Kamm derselben wie schwarze und rothe Teufel erscheinen. Fern und nah loderten die Soldatenhütten, die Heuschuppen und die aufgehäuften Holzstöße in Flammen auf. Man konnte die Mordbrenner herumlaufen und die Feuerbrände schwingen sehen. Das Feuer nahm kein Ende; denn die Lesghier schlichen sich an die Mauern heran, theils um das Wasser abzuschneiden, theils um die Thore zu verbrennen, indem sie Reisbündel darunter warfen. Die Stadt selbst war düster, hinter ihren alten Mauern tief in Schatten gehüllt; aber die vom Brande erleuchtete Festung hob hoch und trotzig ihre weiße Stirne hervor. Manchmal schien es, als fahre eine Zornröthe an ihr auf. Die ehernen Schlünde donnerten, die Felsen verdoppelten murrend den Klang des Todes, während das unglückweissagende Pfeifen der Kugel die Luft durchriß. Ein wilder Chor von Derbentern schrie: „chabardar, oi chabardar“ (nimm dich in Acht!) und wie zur Antwort tönte das ewige Lied der Anhänger Kasi-Mullah's herüber: „la illah ill' allah!“ (es ist nur ein Gott!) An der Mündung des Flusses zischte die Flamme zweier Holzstöße empor... So verging die erste Nacht. Die Sonne ging auf, und der Feind kam in Bewegung. Reiterei und Fußvolk lief nach dem Meere zu, wahrscheinlich um zu versuchen, von der offenen Seite in die Stadt zu dringen. Die Kanonen fingen an ihre Stimme zu erheben, sowohl aus der Festung, als aus zwei neuen, in der Nacht auf den schwachen Stadtmauern errichteten Batterien. Da kam zu uns auf die Mauer Ibrahim, Beg von Kartschach, hielt eine Rede an die Derbenter, und forderte sie auf, seine Nukers (Diener) bei einem Ausfalle zu unterstützen. Wir gehen; zwei anwesende Russen, ein Stabskapitän und ich warteten die Oeffnung des Thors nicht ab, sondern sprangen von der Mauer. Vierzig kühne Nukers von Ibrahim gingen mit vorwärts; ein Hagel von Kugeln kam uns von den Wachtthürmen entgegen, ein Kugelhagel in die Seite aus den an dem Felsabhange errichteten Trancheen. „Juginr! juginr!“ (sie schlagen) schrien die Tataren von der Mauer; wir eilen, springen auf die Felsen, die Kugeln schwirren über uns hin, wie Vorläufer des Verderbens. „Chotschitschakiari“ (Jungen!) schrie ich den Tataren zu, „wer noch einen Schuß aus seinem Gewehre thut, allagyn duschmen dy (ist ein Feind Gottes); Sigerma klyntsch girrek (wir wollen sie besser mit dem Säbel treffen!)“ Mit diesen Worten stürzten wir uns mit bloßem Säbel in die Trancheen. Hurrah! sie sind genommen, die Kugeln gehen über den Kopf, die Thürme sind unser, die Fahnen unser, — nun geht das Schlachten an. Die Nucker Ibrahims schneiden nach ihrer Gewohnheit die Köpfe ab; wir verfolgen den Feind, der sich unter fortwährendem Feuer in die Gärten, Berge und Schluchten zerstreut; wir nehmen Pferde weg und machen Gefangene. Aber der Feind kehrt von Kephara zurück mit überlegenen Kräften. Die Schaaren der Lesghier bemühten sich unter Klaggeschrei uns zurückzudrängen, und wir weichen langsam und stolz zurück, lassen Blut und Leichen hinter uns, und zerstören die feindlichen Trancheen. Eines muß ich bemerken; mit Asiaten kann man zuversichtlich vorwärts gehen, aber dafür hat man große Noth mit ihnen zurückzuweichen; sie laufen auf den Bergen wie Gemsen und sehen nicht gern rückwärts. Wer nicht leicht auf den Beinen ist, der fährt im Gefecht übel mit ihnen. Am 22sten fielen wir noch einmal mit den Tataren aus auf der kubinischen Seite. Der Muth der Einwohner stieg mit jedem glücklichen Streiche. Die Thüre des Kommandanten war von Derbentern belagert, die sich bewaffnen wollten. Man gab ihnen alle überflüssigen Gewehre des zehnten Linienbataillons. Jung und alt, wer es nur vermochte, bewaffnete sich. Allenthalben schliff man Dolche und schmiedete Lanzen zum Kampfe von der Mauer herab, im Fall eines Sturms.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Vermöge Beschluß der Anklagekammer der Cour royale von Paris werden Enfantin, Olinde Rodrigues, Barrault und Chevalier als Häupter der saintsimonistischen Sekte, demnächst vor Gericht gestellt werden, unter der Anklage in den Jahren 1830, 1831 und 1832 ohne Erlaubniß der Regierung eine politische, religiöse und literarische Gesellschaft von mehr als zwanzig Personen gebildet zu haben. Enfantin und Rodrigues sind überdieß angeklagt, unter trügerischen Vorwänden Geldanleihen versucht; ferner Enfantin insbesondere im November 1831 in einer Versammlung Reden gehalten und nachher in Druck gegeben zu haben, die die öffentliche Moral verletzten. Unter gleicher Anschuldigung wird auch Duveyrier, und Michel Chevalier, als Herausgeber der Zeitung, worin diese unsittlichen Artikel erschienen, vor Gericht gestellt werden. Es geht aus den Entscheidungsgründen der Anklagekammer hervor, daß die Häupter der Saintsimonisten in der Zeit, wo sie ein Anleihen von 300,000 Fr. machen wollten, bereits eine Schuld von 185,957 Fr. 18 C. hatten.

In Coventry lebt gegenwärtig ein deutscher Jude, Namens Isaak Cohen, in seinem hundert und vierten Jahre.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 231. 18 August 1832.

Marokko.

2. Reise von Tandscher nach der Hauptstadt.

Die englische Gesandtschaft, die aus britischen Offizieren, einem Dolmetscher und einem Gemische von Mauren, Arabern und Juden bestand, denen sich die Maulthiertreiber und Bedienten anschlossen, wurde von einer Schaar maurischer Reiter ins Geleite genommen, und von dem Pascha der Provinz und allen europäischen Konsuln begleitet, als sie Tandscher auf einer Straße verließ, die über einen sandigen Boden zwischen den Fruchtgärten, welche die Stadt umgeben, hinausführte. Später wurde das Land wellenförmig und der Weg ging über Schieferhügel, die hie und da mit Rasen bekleidet waren. Die Karawane kam von Zeit zu Zeit an arabischen Dörfern vorbei, die aus einigen Hütten bestanden, welche von Aloen- oder indischen Feigenhecken umzäunt waren; Alles was man außerdem von Vegetation antraf, bestand in einigen Getreidefeldern, die man hier und dort dazwischen gestreut fand. Die erste Nacht schlug man die Zelte in einem Thale auf, das von Hügeln eingeschlossen war, die sich südöstlich nach dem Kap Negro hinzogen. Es war der 9 November 1829.

Am zweiten Tage folgte man dem waldbewachsenen Hügelzug des Dahr Acclau, der mit dem nördlichen Arme des kleinen Atlas verzweigt ist, und von dem aus man den Felsen von Gibraltar, und im Norden Kap Spartel erblickte, während man am Fuß dieser Hügelkette in einer Ebene zwei kleine Flüsse sich hinwinden sah, die drei Meilen östlich davon sich in den atlantischen Ozean ergossen. Am dritten Tage zog man längs einer Kette hoher Berge hin, Djebbel Habib (das geliebte Gebirg) genannt und 2500 englische Fuß über der Meeresfläche. Man traf nur wenig angebautes Land und kam durch vier arabische Dörfer, so wie nahe an drei Coubbas oder Gräbern von Heiligen vorbei und schlug am Eingang eines Myrthenthales Lager, nachdem man einen Weg von zehn Meilen zurückgelegt hatte. *) Am vierten Tage nahm die Karawane ihren Weg durch ein enges Thal, der Kamelhals genannt, nachdem sie die Stadt Arzille, zehn Stunden von Tandscher am Meere gelegen, einst eines der Hauptbollwerke des Reiches, zu ihrer Rechten gelassen hatte. Am Ausgang des Kamelhalses setzte man die Reise durch eine Ebene und ein Gehölz von Korkeichen fort, das die östliche Spitze des Waldes von El Araisch oder El Araiche, oder Larache oder Luxos bildete, einer Stadt, die unter 35° 12′ 50″ nördlicher Breite und 6° 9′ östlicher Länge liegt und in deren Nähe König Sebastian von Portugal im Jahre 1578, in einem Treffen mit den Mauren, das Leben einbüßte.

Am fünften Tage ging der Zug durch arabische Dörfer. Von einer Anhöhe aus erblickte man eine andere Stadt, Namens Al Kasar oder Kibir, in einer Ebene, die mit Gehölz bewachsen und fruchtbar schien und von dem L'Kos oder Lucos, einem seichten, viel gewundnen und reißenden Bergstrom, bewässert, und gegen Südost von schönen Bergen begränzt wird, von denen einer nach seiner Gestalt den Namen des Pik von Sarsar führt; an seinem Fuß liegt die Stadt Wazen. Al Kasar selbst, auch Al Ksar oder Al Kasalt genannt, liegt am nördlichen Ufer des Kos, der bei El Araisch oder Larasche in den atlantischen Ozean fällt, und ist von Baumgärten, Orangenbäumen und herrlichen Palmen umgeben. Zu Ende des zwölften Jahrhunderts von einem Sohne Almansor's, d. h. des Siegreichen, erbaut, gewahrt man an ihr noch immer Ueberreste von Befestigungen. Al Kasar zählt vierzehn Moscheen, seine Straßen sind gepflastert, eng und an den meisten Orten, in gewissen Zwischenräumen, von überwölbten Gängen durchschnitten. Die Häuser sind wegen ihrer Ziegeldächer merkwürdig, die die einzigen ihrer Art in der Berberei sind. Die Bevölkerung beträgt 8000 Einwohner, unter denen man 500 Juden zählt. *) Den sechsten und siebenten Tag wurde die Reise über das Gebirg fortgesetzt, von dessen Höhe aus man den atlantischen Ozean erblicken konnte. Am achten Tage kam der Karawane ein Süßwassersee zu Gesicht, der sich von Norden nach Süden in einer

*) Die Mauren, sagt Lemprière, zählen die Entfernungen nach Stunden, und da ihre Maulthiere stets eine Stunde brauchen, um drei Meilen zurückzulegen; so kann man auf diese Weise die Länge einer Reise ziemlich genau bestimmen.

*) Die anmuthigen Krümmungen des Flusses L'Kos oder Lucos, sagt Lamprière, die Massen von Datteln und allen Arten von Bäumen, bieten zu El Arasch, wo die Natur, noch unentstellt, sich in ihrer ganzen Schönheit entfalten konnte, den malerischsten Anblick. Die Schiffe können zu El Araisch ausgebessert werden; allein der Hafen hat keine Bassins. Der Fluß ist tief genug, um die Schiffe des Kaisers von Marokko den Winter über in Sicherheit zu bringen; es ist der einzige Hafen, wo sie gegen schlechtes Wetter Schutz finden.

Länge von dreißig Meilen und in einer Breite von anderthalb erstreckte, Murja Ras ed Dowra genannt; er war von wildem Geflügel überdeckt. Sein westliches Ufer ist nur anderthalb Meilen vom atlantischen Meer entfernt und von diesem durch eine, ungefähr 250 Fuß hohe Kette von Sandhügeln getrennt, auf denen einige gewöhnliche Pflanzen wachsen. Zwei kleine Flüsse oder Bergströme ergießen sich auf seiner Ostseite in denselben, der eine zu äußerst von Nordost her, der andere von Südost. Die Straße führte zum Theile durch den Wald El Clagh hin, dann an einigen Coubbas, Duars oder Lagerplätzen, einzelnen Baumgruppen und Schafheerden vorüber. Auch am neunten Tage noch wurde die Reise längs den Ufern des Sees fortgesetzt, auf dem man einige Inseln erblickte. Auch einige Gräber heiliger Männer lagen am Wege. Oestlich vom See selbst läuft eine Bergreihe hin, welche die Ebene von Mscharrah Humella begränzt.

(Fortsetzung folgt.)

König Georgs-Sund.

7. Die Stämme, ihre Fehden und Leichenbegängnisse.

(Schluß.)

In Kriegszeiten verlassen die Eingebornen von König Georgs-Sund ihr Gebiet, um Weiber und Kinder nach entlegenen Gegenden in Sicherheit zu bringen, oder sie versammeln sich in großer Anzahl, um sich gegenseitig zu vertheidigen. Während solcher Zeiten zünden sie nicht mehr Feuer an, als zu Bereitung ihrer Nahrungsmittel nöthig ist, wechseln ihre Lagerplätze, so oft es sich nur thun läßt, und wenden alle mögliche Vorsicht an, um sich verborgen zu halten. Die unverheiratheten Männer sind gewöhnlich Krieger oder Vorkämpfer; sie ziehen in kleinen Abtheilungen von je drei oder vier zusammen aus, und wenden alle mögliche Vorsicht an, daß man ihre Spur nicht entdecke, weßhalb sie auch die betretenen Pfade vermeiden, aus Furcht, man möchte hier ihre Fußtapfen erkennen, die sie, gleich allen Wilden, mit einem bewundernswerthen Scharfblick zu unterscheiden wissen. Haben sie so das Lager ihrer Feinde ausgekundschaftet, so warten sie den Einbruch der Nacht ab, nähern sich auf Händen und Füßen kriechend, bis sie das Opfer das sie suchen erreicht haben, und durchbohren es dann auf der Stelle mit ihren Sagayen. Die auf solche Weise überfallene Partei ergreift sogleich, ohne den mindesten Widerstand zu leisten, die Flucht, weil es bei der Dunkelheit der Nacht nicht möglich wäre, Freund von Feind zu unterscheiden, und Feuer unterhalten sie nicht, weil der Schein desselben sie den Streichen der Angreifenden nur um so sicherer bloßstellen würde. Auch Weiber und Kinder werden bei solchen Gelegenheiten getödtet, doch hört man nur selten, daß bei einem Angriff mehr als eine Person ums Leben gekommen. Indeß sind diese Stämme so unaufhörlich in Kriege verwickelt, daß die Bevölkerung sich bedeutend vermindert haben muß. So bald Einer fällt, findet er unter seinen Freunden sogleich einen Rächer. Nach Beerdigung des Todten wird das Lager abgebrochen und der Bezirk auf eine gewisse Zeit geräumt, während der man sich hütet, den Namen des Verstorbenen auszusprechen. Wird das Ereigniß erzählt, so erwähnt man nur der noch Lebenden, und dadurch daß man den Getödteten mit Stillschweigen übergeht, gibt man zu verstehen, was ihm begegnet ist. Diese Sitte wird beobachtet, weil man fürchtet beim Aussprechen des Namens des Verstorbenen seinen Gnoti (Geist) zu sehen.

Die Leichenbegängnisse werden unter einem sehr lärmenden Klaggeschrei gehalten; man gräbt ein Grab von vier Fuß Länge und drei Fuß Breite und Tiefe, dessen ausgeworfene Erde auf der einen Seite in Gestalt eines Halbmondes aufgehäuft wird; den Boden des Grabes belegt man mit Baumrinde und grünen Zweigen, auf welche die Leiche in einen Mantel gewickelt, die Knie gegen die Brust aufwärts gebogen, und mit gekreuzten Armen niedergelegt wird; über dieselbe breitet man abermals Zweige, und bedeckt sie dann mit Erde. Ueber den Grabhügel werden gleichfalls grüne Zweige gebreitet; die Sagayen des Verstorbenen darauf gepflanzt, und sein Messer, Hammer, Schmuck, Wurfstock und Tank auf das Grab gelegt; die beiden letztern Gegenstände auf beide Seiten desselben. Dann schneiden seine Freunde in die Rinde der in der Nähe des Grabs stehenden Bäume, sechs oder sieben Fuß hoch von der Erde, Kreise ein, und zünden zuletzt vor dem Grab ein kleines Feuer an. Das Gesicht haben sie bei solchen Gelegenheiten über die Stirn, um die Schläfe und längs der Backenknochen mit schwarzen oder weißen Querstreifen bemalt und diese Trauerzeichen tragen sie lange Zeit hindurch. Auch pflegen sie sich die Nasenspitze aufzuschlitzen, und die Wunde zu kratzen um sich Thränen zu erpressen; während der Trauerzeit tragen sie weder Federn noch irgend einen andern Schmuck. Wenn von zwei Personen welche einen und denselben Namen führen, die eine stirbt, so nimmt die übrig bleibende für eine gewisse Zeit einen andern Namen an, damit der Verstorbene nicht genannt werde. Einer Frau wird ebenfalls Alles was ihr gehörte mit ins Grab gegeben. Dieser Gebrauch läßt vermuthen, daß sie an eine Fortdauer nach dem Tode glauben. Es herrscht unter ihnen der Glaube, daß sie nach dem Tode den Mond bewohnen werden, allein wahrscheinlich ist diese Meinung ihnen nicht ursprünglich eigen; denn so oft man sie in dieser Hinsicht befragte, deuteten sie nach Westen. Einige von ihnen behaupten, Geister gesehen zu haben. Ich zeigte einst einem jungen Menschen die Abbildung eines menschlichen Skeletts und sogleich schrie er, das sey ein Geist; Andere, denen der Kupferstich schon einmal zu Gesicht gekommen war, weigerten sich ihn zum zweitenmal anzusehen. Hinsichtlich der sogenannten Ahnungen sind sie ebenfalls sehr abergläubisch; so glauben sie z. B. das nächtliche Geschrei des Kuckuks bedeute Tod.

* * *

8. Sprache.

Von der Sprache der Einwohner von König Georgs-Sund haben wir bis jetzt nur wenig Kenntniß; das nachstehende Wörterverzeichniß beweist, daß sie reich an Vokalen und keineswegs ohne Wohllaut ist. Sie ist gänzlich von der Sprache der Eingebornen der östlichen Küste verschieden, und selbst die Mundarten benachbarter Stämme weichen so sehr von einander ab, daß ich glaube, eine Person, die sich zweihundert Stunden von ihrer Heimath entfernt, würde nicht mehr verstanden werden. Sie reden meist sehr geschwind, und wenn sie bei ihren Unterhaltungen die Erzählung eines Ereignisses geben, das sie gerade interessirt, so geschieht Dieß auf eine dem Gesang ähnliche Weise. Auch haben sie Gesänge und Lieder, die sie wahrscheinlich improvisiren. Die Weiber singen oft

wenn sie unter sich sind und ihre Lieder sind eben nicht immer sehr sittlicher Art. Die Männer sind gleichfalls Freunde vom Gesang, der jedoch meist spöttischen Inhaltes ist. Ein Lager dieser Wilden ist daher meist sehr geräuschvoll; nur wenn ein Fremder naht, wird es so lange still, bis man weiß, wer er ist. Nind fand sie sehr munter und aufgeräumt,; sie überhäuften ihn mit Schmeicheleien und Liebkosungen; begingen jedoch an ihm Anfangs kleine Diebstähle, endlich aber auch größere. Indeß wurden viele der entwendeten Sachen ihm wieder zurückgestellt; vorzüglich wenn sie von Fremden gestohlen worden waren, die sich bei der Horde aufhielten.

* • *

Kaat, Kopf.
Meal, Augen.
Tschengholet, Nase.
Taa, Mund.
Orlock, Zähne.
Tarlin, Zunge.
Uurt, Schlund.
Tuank, Ohr.
Narnak, Bart.
Pip, Brust.
Corpeul, Bauch.
Mahr, Hand.
Maat oder Tschen, Fuß.
Taul. Schenkel.
Tschau, Haar.
Map, Haut.
Maierr, Leber.
Yarlin, Körper oder Fleisch.
Quiit, Knochen.
Taamil, Geruch.
Tschireung, Fett.
Hoo, Ky, Quaco, ja.
Purt, nein.
Eun namb, ich kann nicht.
Eun burloc, ich will fortgehen.
Ca, komm.
Ca ua, eu alla, komm daher.
Bulloco, geh fort.
Neuneloc, euer.
Eun, ich oder mein.
Eun eurelip, ich habe Hunger.
Eun murert, ich bin kalt.
Eun ghi, ich habe nöthig.
Kaip eun aan, Wasser zum Trinken.
Angher taa, essen.
Quannert oder Marrin, Brod.
Kioc, Reiß.
Yoke, Pataten.
Bocun, abwesend, entfernt.
Bocunulla, oder Uatula, gehen wir fort.
Maat, Fußpfad.
Uurie, lang.
Korert, kurz.
Orpern, viel oder groß.
Nehp, nehbileur, wenig.
E naau, was sagst du.
Combiac, Nachtguckuk.
Norne, Docat, Schlangen.
Yuern, kurze Eidechse.
Uandy, Eidechse mit langem Schweif.
Mirne, Teuboc, Tschocket, Comeck, eßbare Wurzeln.

Paat, Binse.
Tschallep, Gras.
Puych, Eier.
Puyioreh, eine legende Henne.
Naank, weiblicher } Vogel.
Naam, männlicher } Vogel.
Mai, Vögelgeschrei.
Bartard, Seehund.
Mammang, Wallfisch.
Martiat, Haifisch.
Uallah, Fisch.
Puriock, Wachtel.
Uanker, Yangher, schreiend, brummend.
Mennem, ernst.
Peurteup. Falschheit.
Bereuck, Schlag oder Wunde.
Mendeck, übel.
Turtuk, gut.
Cauker, Reiß.
Uinberner, munter, scherzhaft.
Mai ä Pule. Schwager.
Tnank-ä-tut, taub.
Pit, Flechsen.
Kipieuc tschaanoc, todt und begraben.
Carle, Feuer.
Tokenor, gekocht.
Uockeun, schlecht, nicht gut zu essen.
Guaup, gut.
Näh, dieses hier.
Guoypeul, stehlen.
Guoypeungheur, Dieb.
Kartiac, Nacht.
Ben, Bennan, Tag.
Tschindy, Stern.
Meuc, Mond.
Tschaat, Sonne.
Condernore, Donner.
Yerdivernan, Blitz.
Mania, der Morgen.
Maniana, morgen.
Kartiac kain, gestern.
Purdel, sogleich.
Yibbal, im Augenblick.
Corram, vor einiger Zeit.
Corram quatschet, vor langer Zeit.
Corramellon, Abend.
Meulgan, kalt.
Eureler, warmes Wetter.
Inieung, tuting, jung.
Copil, schlafen.
Copil nahleuc, zusammen schlafen.
Yuccan, hören.

Purne, Holz.
Moncat, ein Schlingstrauch.
Paaleuc, Xanthorrhöa.
Perin, Harz dieses Baumes.
Murileh, Land.
Yahl, Erde.
Til, Sand.
Uit, oder Uith teutsch, großer Ameisenhaufe.
Puoy, Stein.
Mammord, Meer.
Pirle, Fluß.
Pengher, See.
Pol, Tockil, Curder, Feuerstein.
Kerdit, Federn.
Kerd, Vogel.
Nurlark, der Macao, oder langgeschweifte Papagei.
Keuraak, der schwarze } Papagei.
Meunnit, der weiße } Papagei.
Murhait, die bronzefarbene Taube.
Uait, der Kasuar.
Uarreh, das weibliche } Kanguruh.
Youngheur, das männliche } Kanguruh.
Nailoit, Uahl, Tameur, Quakeur, Abarten dieser Thiere.
Quuernit, das gestreifte Kanguruh.
Turt, Hund.
Comal, Opossum.
Nuorra, Opossum mit geringeltem Schweif.
Uackerren oder Uainern, Ente.
Kotschek, Bisam-Ente.
Marlie, schwarzer Schwan.
Uarlit, Adler.

Tiadschep, Bernanore, Touern, Tir, Papageienarten.
Corriore, Falke.
Carloc, warm.
Carle nent, im Ueberfluß.
Yaccan turt, wilder Hund.
Noit, Geist oder Gespenst.
Yeungheur, Mann oder auch ein männlicher Känguruh.
Yock, Weib.
Yock prindy, jung und hübsch.
Narnaccarack, Greis.
Narnacpul, Mann mittleren Alters, der seinen vollen Bart hat.
Narnac to u allor, junger Mann mit keimendem Bart.
Narnac purt, Jüngling ohne Bart.
Culon, Knabe.
Uainerneung, Mädchen.
Pip engher, säugendes Kind.
Corpeultel, eine Schwangere.
Yock ä dock, verheuratheter Mann.
Mandschaly, ein Unverheuratheter.
Moheurn, Neger.
Torndilleru, Mopern nerran, nerran, Weiße.
Coinkeur, Vater.
Itscher, Mutter.
Itscher puleh, Mutter mehrerer Kinder.
Itscher purt, Padschi uerneung, unfruchtbares Weib.
Meuc cong, Mondschein.
Coppern, Vollmond.

Die Jahreszeiten fangen mit Juni und Juli oder dem Winter an, und haben folgende Namen: Makeur, Mirningal, Manghernan, Bereuc, Mirtilleuc, Purner.

Winde: Bernang, Südwest. Tschirieung, Nord. Yerlimber, Ost. Mirnan, Süd. Uurtit, Nordwest.

Zahlen: Kain 1, Codschine 2. Taan 3. Orre 4. Pule 5, Kain kain, eine kleine Anzahl. Pule oder Orpern, Mehrere.

Namen der Stämme: Mirn engher, Meurram, Yobberore, Uarrangle, Ueil, Corine.

Briefe aus dem Kaukasus.

II.

(Schluß.)

Am 23sten Morgens machten die Russen einen Ausfall in die Gärten am Meere, und schlugen den Feind aus den Vorstädten, die er zu verbrennen suchte. Um sechs Uhr Abends schlief ich, von langer Schlaflosigkeit überwältigt, an der Mauer ein, als plötzliches Geschrei mich weckte.... Sollte das Sturm seyn? Ich sehe hin: Tataren und eine russische Kompagnie machen einen Ausfall vom Meere her, und aus dem kislarischen Thore gegen den Kirchhof Kyrchlar, wo die Aufrührer sich verstärkt und gesammelt hatten, um auf dem Grabe von vierzig sehr geachteten, aber von den Sunniten sehr wenig gekannten Märtyrern zu beten. Die Fahne Kasi-Mullah's wehte schon den ganzen Tag auf einer der über den Gräbern errichteten Kapellen, und reizte die Russen. Sie gehen, nähern sich; auch in mir erwachte der Eifer; ich hätte hinfliegen mögen, aber mich fesselte die Pflicht an meinen Posten, und so mußte ich bloßer Zuschauer des Kampfes bleiben, der unter unsern Augen vorging. Die Tataren, unter Anführung Fregot-Begs, schlichen aus den Gärten hervor, die Russen, ungefähr 100 Mann stark, zogen aus dem kislarischen Thore; von der linken Seite kam ihnen eine Schaar ausgezeichneter Einwohner von Derbent entgegen. Zu-

deß kamen unaufhörlich Lesghier von den Bergen herab, den Ihrigen zu Hülfe, und zogen unter Kugeln und Kartätschen durch das Feld. Als das Gewehrfeuer heftiger wurde, griffen die Russen zum Bajonnett; aber die Reihen der aufrechtstehenden Grabsteine brachen die Ordnung; ein mörderisches Feuer aus zwei Kapellen und der langen Moschee brachte zuerst die Derbenter, dann auch die Russen zum Stehen. Die ersten kehrten um, die zweiten stellten sich. Dieser Augenblick des Zögerns war für die Zuschauer schrecklich. Es war der Mühe werth, die Mauern und Dächer von Derbent zu sehen, die mit Leuten jedes Geschlechts und Alters besetzt waren, ohne auf die Gefahr zu achten. Geschrei der Zufriedenheit und Ermunterungen tönten hinter den Unsrigen her; als aber der Strom inne hielt, herrschte ein tödliches Schweigen auf den Mauern. Derbenter und Lesghier sprangen aus den Brustwehren hervor, aber keiner schoß auf den andern; alle Blicke waren auf den Ausgang des Kampfes gerichtet; — er entschied sich. Man sah, wie der die Kompagnie kommandirende Kapitän vorsprang und den Säbel schwang, eine Kanone ward herangeführt und sprühte Kartätschen aus; das Gewehrfeuer aus dem Kirchhofe verdoppelte sich, aber das russische Hurrah übertäubte es. Die Kurinen stürzten sich gegen die Grabsteine und griffen, gereizt durch das Feuer, zum Bajonnett; der Feind wankte, floh. Die Lesghier sprangen aus den Fenstern der Moschee und kamen unter den Bajonnetten um. Die Kugeln erreichten die Flüchtlinge auf dem Felde. Der Kampf schwieg, aber noch flatterte das weiße Banner auf der Kapelle: einige Verzweifelte vertheidigten die enge Treppe an der Mauer der Kapelle; wir sahen eben, wie ein Soldat sich hinaufschwang, den letzten Feind niederstieß, ihn herunter warf und das Banner abriß. Wir klatschten, wie die homerischen Trojaner, von der Mauer aus den Siegern zu. Es wäre zu langweilig, wenn ich alle Ausfälle und was Tag für Tag bei der Blokade vorfiel, beschreiben wollte. Ich sage nur noch, daß am 24sten der Feind, geführt von Terchemenen, welche die Oertlichkeit genau kannten, uns das Wasser abschnitt, so daß in der ganzen Stadt nur zwei Quellen blieben; daß die Belagerer mehreremale in dichten Haufen die Mauern stürmten, aber zurückgeschlagen wurden und sich aufs Gewehrfeuer beschränkten. Die Garnison war nicht zu ermüden; am Tage schlugen sich die Soldaten, und in der Nacht stellten sie die Mauern her, errichteten Brustwehren und bauten Traversen; die Anführer gingen selbst mit dem Beispiele der Kühnheit und Thätigkeit voran. Die Muselmänner wetteiferten mit den Russen. Die Aufrührer, welche durch den Durst nach Beute verlockt worden waren, ließen inzwischen, als diese Hoffnung fehl schlug, ihren Zorn durch Zerstörungen aus. Alles, was durch Feuer und Eisen zu zerstören war, zerstörten sie. Branntweinbrennereien, so wie die Häuschen in den Vorstädten, gingen in Rauch auf; Fruchtbäume fielen unter der Axt, Weinreben wurden ausgehauen, oder mit der Wurzel ausgerissen. Kasi-Mullah selbst hatte gelobt den Ort zu zerstören. — Die Gefangenen sagten von ihm eine Menge Wunder aus, wie er, nachdem er sich gesalbt, auf seinem Mantel nach Mekka fliege, wie er, von einem einzigen Diener begleitet, unsichtbar sich den Mauern Derbents genähert, und eine Schaar unserer Leute vor ihm die Flucht ergriffen habe. – „Er wird unfehlbar eure Stadt einnehmen,“ sagten sie; „erst heute noch begab er sich ans Meer, um daselbst zu beten, und Allah befahl ihm, noch drei Tage mit dem Sturme zu warten, wegen unserer Sünden; aber dann wird er uns gewiß den Sieg geben.“ — Welchen inbrünstigen Glauben an seine Heiligkeit wußte Kasi-Mullah einzuflößen! Genaues war aus solchen Angaben sehr wenig auszuziehen. Kasi-Mullah ist von mittlerer Statur, nicht schön und hat Pockennarben im Gesicht; sein Bart ist schwach, seine Augen grau, aber glänzend und durchdringend. Er spricht wenig, aber ausdrucksvoll, ist düster, schreibt viel und betet oft. Am Kampfe nimmt er nicht persönlich Antheil, ermuntert aber die Seinigen durch Unerschrockenheit und durch Ermahnungen. Er läßt Niemand sich in die Nähe beikommen, und niemals bei Nacht. Wenn Jemand, auch wenn er kein Fremder ist, sich ihm nähert, so liegen stets zwei Wachen mit dem Gewehr im Anschlage und viele nackte Säbel sind bereit, Jeden in Stücke zu hauen auf den geringsten Wink des Oberhauptes, ein Manöuvre, das Kasi-Mullah nicht selten auszuführen beliebt, zu nicht geringer Erbauung und Vergnügen seiner Umgebung. Da er nur durch Ueberredung auf leichtgläubige Gemüther wirkt, so scheint er auch abergläubische Mittel nicht zu verschmähen. Man denke sich welchen Streich er während der Belagerung gern gespielt hätte. In den Gärten fielen einige Knaben in seine Gefangenschaft, welche sich in die Weingärten geschlichen hatten. Er behandelte einige davon sehr freundlich, und gab ihnen Proklamationen an die Einwohner, worin sie aufgefordert wurden, sich mit den Muselmännern, seinen Anhängern, zur Vertilgung der Gauren zu vereinigen, und sandte sie zurück in die Stadt. Diese Blätter befahl er ihnen heimlich in die Taschen der Erwachsenen zu stecken, wenn sie Abends bei der Quelle, um Wasser zu holen, sich vereinigten, damit die Einfältigern glauben sollten, Mohammed selbst habe ihnen diese Botschaft in die Taschen geschoben. Das Wunder ging indeß, sehr gegen seinen Willen, nicht in Erfüllung. Die jungen Bursche erzählten ihren Eltern, welchen Auftrag ihnen Kasi-Mullah gegeben; diese brachten die Proklamationen dem Kommandanten, und so wurde die Sache bekannt. Doch Dieß ist noch wenig; am fünften Tage der Belagerung kam in der Nacht ein Reiter mit gebundenen Händen ans Thor. Man erkannte in ihm einen Einwohner von Derbent, der nach Kuba gegangen war. Er versicherte, Kasi-Mullah welle ihn nicht berauben und sende ihn nach Derbent zurück; seine volle Rüstung aber und vieles Geld in den Taschen erregte Verdacht. Man ließ ihn genau durchsuchen, und fand endlich eine Menge Zettel aus der Druckerei Kasi-Mullah's. Man nahm ihn ins Verhör; er versprach sich, kam endlich in Verwirrung und gestand, diese Zettel hätte er Denjenigen überliefern sollen, welche sich entschlossen hätten, mit den Belagerern in Uebereinstimmung zu handeln. Sie mochten wohl als Paß durch das Heer Kasi-Mullah's und zum Schutze im Fall einer Plünderung dienen. Zum Glück zeigten sich, wenigstens öffentlich, keine solchen böswilligen Leute. Die Einwohner aber behaupteten, es gebe dergleichen, und sie sännen auf Verrath. Der fünfte, der sechste Tag verging, und nirgendwoher kam die geringste Nachricht. Der Kommandant ließ, um die Gemüther aufzurichten, oft das Gerücht verbreiten, daß das Korps Miklaschewski's oder General Kochanoff's sich nähere; das konnte aber nicht lange helfen. Die Tataren lieben mich sehr, weil ich mich in ihre Sitten füge, ihre Sprache spreche, und weil jedesmal, wenn ich auf die Mauern gehe, um die Feinde zu necken und zu schimpfen, die Pfeife mir zwischen den Zähnen steckt, und ein Haufe Derbenter mich umgibt. Ich brachte ihnen immer Taschen voll Feuersteine und Patronen, und noch dreimal mehr Neuigkeiten; spricht man mit ihnen rund herum dummes Zeug, so sind sie wieder auf einige Stunden ruhig, und dann gibt es neue Gespräche und neue Hoffnungen. Aber mit dem Einen wie mit dem Andern war ich im Verlauf der Woche manchmal auf dem Trockenen. In der Stadt war wenig Getreide und fast kein Heu; das Hornvieh fing an zu fallen, die Pferde hungerten, die Einwohner ermatteten bei den unaufhörlichen Wachen, und die Nachricht, daß Kasi-Mullah Leitern und Faschinen zum baldigen Sturme rüste, war nur zu gewiß. Es fanden Unterredungen statt an einigen Orten, aber in dunkler Nacht; man schlich sich an die Mauern heran, machte Oeffnungen hinein, aber nicht zu einem Ueberfall, sondern zum Verkehr mit den Gleichgesinnten in der Stadt, wozu man die Sunniten rechnete. Dieser Sache mußte man sich versichern. Ich bat, mich die Sache untersuchen zu lassen, und ließ mich, unter dem feindlichen Feuer an einem Stricke die Mauer hinab. Am Morgen des 27 August mußte ich meinen gefährlichen Weg machen; aber die Morgenröthe zeigte die Flucht Kasi-Mullah's und seines ganzen Heeres. Katschty, katschty! (er ist fort!) hallte es von den Mauern. Ein Pferd! ein Pferd! Ich sprang in den Sattel, und sprengte durch das kaum geöffnete Thor. Angenehm ist es, die freie Luft einzuathmen, erfreulich auf dem Felde umherzustreifen nach unfreiwilliger Einsperrung. Ich treibe mein Pferd in vollem Laufe nach den Bergen; die Holzhaufen in den feindlichen Trancheen erlöschen. Hier floß vor kurzem Blut, dort sind frische Grabhügel, die Knochen vom Mahle liegen noch in der Asche, zurückgelassene Trümmer auf dem Wege, hingeworfene Säcke, zerbrochene Wagen, abgetriebene Pferde, matte Ochsen und im Sande die flüchtigen Spuren von den Schuhen der Bergbewohner, das ist Alles, was von den zahlreichen Schaaren des verwegenen Kasi-Mullah übrig blieb. Er ist fort, wie der Wind. Ich sprenge weit hinein in die Berge, schaue mich um, vor mir und hinter mir keine Seele; aber dort kann jeder Busch, jeder Felsen den Feind verbergen. Ich kehre zurück.... Horch! — was ist Das, ist Das Donner der Schlacht? Nein, das sind die Signalschüsse von dem Korps des Generals Kochanoff. Gott sey Dank! die Belagerung ist zu Ende

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 232. 19 August 1832

Die Pestkranken in Jaffa *)

Schwere Sorgen lasteten auf Bonaparte während seines kurzen Aufenthaltes in Jaffa. Der Keim der Pest, der in dieser Stadt zurückgelassen worden war, hatte sich mit furchtbarer Heftigkeit entwickelt. Aerzte, Krankenwärter, Alles war ihr unterlegen, und bei Ankunft der Belagerungstruppen zählte man noch hundert und siebenzig Kranke im Spitale. Am folgenden Tag war diese Zahl durch die Pestkranken, die zu Lande von Saint-Jean d'Acre und zur See von Tanturah hinzukamen, auf zweihundert und fünfzig gestiegen. Bevor man Jaffa verließ, mußte man rücksichtlich dieser Unglücklichen einen Entschluß fassen und der Obergeneral gab hiezu die nöthige Weisung. Wir kommen hier auf ein Ereigniß zu sprechen, das viele Leidenschaften aufgeregt und eine Menge strittiger Erörterungen veranlaßt hat. Vielleicht wäre es weniger wichtig geworden, wenn man weniger darauf bestanden hätte; aber unter dem Gesichtspunkte, von dem aus es betrachtet wurde, hat es die höchste Wichtigkeit gewonnen, und es ist jetzt an der Geschichte, indem sie diese kitzliche Frage berührt, darzuthun, wie sich die Sache verhält und ganz wie sie sich verhält.

Zuerst müssen wir mitten unter den vielen widersprechenden Behauptungen die offiziellen Beweismittel sprechen lassen, um dann auf einzelne Ansichten überzugehen. Es war Bonaparte's erste Sorge bei seiner Ankunft vor Jaffa, den Ordonnateur en Chef, d'Aure kommen zu lassen, um mit ihm die Mittel zur Räumung der Stadt in Berathung zu ziehen. Die Fortschaffung von ungefähr zweitausend Verwundeten oder Pestkranken war mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden. Es standen hiezu zwei Wege offen; der eine zur See über Damiette, der andere zu Lande über El Arysch; allein zuvörderst mußte ermittelt werden, ob die hiezu nöthigen Schiffe, Tragbahren, Pferde, Lebensmittel, Wagen, Arzneimittel und Aerzte vorhanden waren. d'Aure entledigte sich mit Eifer und Muth eines Auftrages, der nicht ohne große Gefahr war. Mit dem Generaladjutanten Leturq, den der Chef des Generalstabes, Berthier, ihm beigegeben hatte, zur Seite und unterstützt von den Kriegskommissären Signoret und Villard, nahm der Ordonnateur en Chef Alles selbst in Augenschein; er besuchte die Lazarethe, überzeugte sich von der Anzahl der Kranken oder Verwundeten, die den Transport aushalten konnten und traf die vorläufigen Anstalten zur zweifachen Räumung. Die eine, die nach Damiette zur See stattfinden sollte, war mit sieben kleinen Fahrzeugen, die sich im Hafen von Jaffa befanden, und von dem Contreadmiral Gantheaume dem Heere zur Verfügung gelassen worden waren, zu bewerkstelligen. Diese Schiffe, die von Offizieren der französischen Marine befehligt wurden, bestanden aus der Schebeke „La Fortune", der Schaluppe „Helena" und den Djermen Nummer 3, 4, 5 und 6 und wurden auf sechs Tage mit Lebensmitteln ver-

*) Die von dem Engländer Robert Wilson gegen Bonaparte erhobene Beschuldigung, daß er seine pestkranken Soldaten in Jaffa habe vergiften lassen, ist, mehrfach dagegen erhobener Zweifel ungeachtet, noch bis auf diese Stunde nicht genügend widerlegt worden. Selbst die Veteranen der Armee von Aegypten beantworten sie nur mit einem Achselzucken; obgleich der Kaiser auf St. Helena die ganze Geschichte als eine böswillige Erfindung entschieden in Abrede stellte. Las Cases war so der Erste, der in seinem „Memorial," diese gehässige Anklage durch einige Gegenbeweise zu entkräften versuchte. In der neuesten Zeit wollte man sie wieder begründen, andere Geschichtschreiber ließen sie unentschieden und selbst Thiers in seiner schönen Geschichte der französischen Revolution widersprach ihr bloß, ohne nähere Beleuchtung. Endlich aber ist die ganze Grundlosigkeit der Beschuldigung in einer Stelle des unten angeführten Werkes außer Zweifel gesetzt worden. Diese Entscheidung gründet sich nicht mehr auf die Meinung eines Einzelnen, sondern ist so zu sagen der feierliche Ausspruch eines Geschwornengerichtes von Männern, die durch ihre Stellung bei dem ägyptischen Heere die Wahrheit genau wissen konnten, und deren Glaubwürdigkeit nicht dem mindesten Zweifel unterliegt. Das hochwichtige Dokument, worin diese Frage verhandelt wird, ist dem Werke: „Histoire scientifique et militaire de l'expédition française en Egypte ancienne et moderne, depuis les Pharaons jusqu'aux successeurs d'Ali-Bey, et suivie du récit des événemens survenus en ce pays depuis le départ des Français et sous le règne de Mohammed Ali," entnommen, wovon bereits 14 Lieferungen erschienen sind. Feldherren und Gelehrte des ägyptischen Heeres vereinigten sich, das ewig denkwürdige Ereigniß der französischen Expedition nach Aegypten in seinem ganzen großartigen Umfang und mit seltener Gründlichkeit darzustellen. Rampon, Belliard, Poussielgue öffneten den reichen Schatz ihrer Tagbücher; Larrey, Desgenettes, Daure statteten es mit dem ganzen Reichthum ihrer Erfahrungen aus; Geoffroy Saint-Hilaire bearbeitete den naturgeschichtlichen Theil, Marcel das Gemälde der Sitten und Gebräuche jenes alten Wunderlandes; Gourgaud fügte die militärische Darstellung des Feldzuges nach dem auf St. Helena aus Napoleons Mund niedergeschriebenen und von ihm eigenhändig verbesserten Manuscripte bei. Saintin, Marcel und Louis Reybaud endlich übernahmen die Anordnung des ganzen Werkes.

sehen. Die Ration war auf acht Unzen Zwieback, sechs Unzen Reiß, ein Viertelpfund Fleisch und zwei Unzen Oel berechnet. Auch die wenigen Arzneimittel, die noch übrig waren, wurden an Bord gebracht. Was die Aerzte betrifft, so haben wir schon gesehen, daß in dem Spitale von Jaffa keiner mehr am Leben war; Alle waren an der Pest gestorben. Larrey und Desgenettes bestimmten daher die Aerzte Rosel, André, Lagier, Javanat, Leclerc, Gleize und Morangers, die insgesammt zu den Ambulancen und zum Armeekorps gehörten, auf die einzelnen Schiffe vertheilt zu werden. Nachdem diese Voranstalten getroffen waren, machten sich die Schiffe, unter Leitung des Kriegskommissärs, Alphons Colbert, zu Jaffa segelfertig. Der Transport zu Lande fand unter den Befehlen des Generaladjutanten Boyer und unter Bedeckung des zweiten Bataillons der neun und sechszigsten Halbbrigade statt. Der Kriegskommissär Grobert war mit der ökonomischen Leitung dieses Zuges beauftragt, der ohne Unfall den Ort seiner Bestimmung erreichte. Fünfhundert Verwundete oder Kranke wurden auf ersterem Wege, die übrigen auf dem letzteren abgeführt. Wenn man die Dokumente, welche die Anzahl der auf beiden Transporten befindlichen Soldaten enthalten, vor Augen hat, so ist leicht zu sehen, daß von den zweihundert fünfzig Pestkranken, die in dem Spitale von Jaffa lagen, Alles, was nicht die letzte Periode der Krankheit erreicht hatte, Alles, was sich nicht in durchaus hoffnungslosem Zustande befand, auf beide Transporte vertheilt worden seyn konnte und mußte.

Nachdem die Verloosung vorgenommen war, und sich zweihundert, mehr oder minder heftig von der Seuche befallene, Kranke auf dem Wege befanden, blieben noch ungefähr fünfzig übrig, die bereits in den letzten Zügen lagen, von denen von Stunde zu Stunde einige starben, und deren Zustand keine Hoffnung mehr ließ.

Bonaparte befand sich in großer Verlegenheit. Schon bei einer ähnlichen Gelegenheit, bevor er die Mauern von Saint-Jean d'Acre verließ, hatte er mit dem Oberarzte en Chef, Desgenettes, eine vertrauliche Unterredung, deren Erfolg ihm verbieten mußte, demselben abermalige Eröffnungen zu machen, selbst wenn er die ihm Schuld gegebene Absicht gehabt hätte. Damals wie jetzt handelte es sich darum, zu wissen, ob es nicht im Interesse der größern Zahl nützlich, ja sogar moralisch sey, einige Soldaten zu opfern; ob die Verantwortlichkeit, das Heer fortwährend von der furchtbaren Seuche dezimiren zu lassen, nicht größer sey, als die, mit Einem Schlage durch ein für Alle dargebrachtes Opfer dem Uebel nicht ein Ende gemacht zu haben. Im Laufe dieser Unterredung ging Bonaparte allerdings so weit, die Frage der Vergiftung zu berühren. „An ihrer Stelle," sagte er zu Desgenettes, „würde ich den Leiden unserer Pestkranken mit Einem Mal ein Ende machen und die Gefahr heben, mit der sie uns bedrohen, indem ich ihnen Opium gäbe." — „General," erwiderte der Arzt, „meine Pflicht ist nicht zu tödten, sondern zu erhalten." Auf diese Antwort ließ Bonaparte die Sache fallen und fügte nur noch mit einer Mischung von Ironie und gutmüthigem Scherz hinzu: „Ich habe mir eine ganz andere Idee von Ihren philosophischen Ansichten gemacht, Doktor, und sehe, daß ich mich getäuscht habe. Uebrigens, fügte er hinzu, will ich Sie gar nicht von ihrer Weigerung zurückführen; sondern was ich für Andere rathe, würde ich in gleichem Fall für mich verlangen." Diese Unterredung schloß jede fernere Eröffnung dieser Art aus und so war sie auch die einzige und erhielt nur durch die später daraus abgeleiteten Folgerungen eine Bedeutung.

Der Ordonnateur en Chef, d'Aure, erstattete dem General Bericht über den Vollzug seiner gefährlichen Sendung; indem er ihm die Verlegenheiten vorstellte, in die er sich durch die fünfzig Pestkranken, die nicht fortgeschaft werden konnten, versetzt sehe; er sprach davon, sie der Menschlichkeit Sir Sidney Smith's zu überlassen, und einen Parlamentär an ihn zu schicken, um für sie eine Schutzwache zu verlangen. Bonaparte verwarf diesen Vorschlag; sein Groll gegen den Commodore war noch zu lebhaft und frisch, als daß er sich hätte herablassen sollen, ihn um eine Gefälligkeit zu bitten; übrigens, wäre er auch dieses Widerwillens Herr geworden, so lag die englische Flotte zu weit entfernt, um auf diesem Wege die Verlegenheit so schnell, als es nöthig war, gehoben zu sehen. Unter diesen Erwägungen schmolz die Zahl der todtkranken Soldaten immer mehr zusammen, und seit dem 8 Prairial (26 Mai) waren nur noch fünf und zwanzig bis dreißig am Leben. Aber was wurde aus diesen? — Hier gewinnt die Frage eine andere Gestalt. Die Beschuldigung der Engländer ist in ihr Nichts zerfallen; die Ungereimtheit der von ihnen angegebenen Zahl und die Haltlosigkeit der noch ungereimteren Nebenumstände liegt am Tage. Allein wenn wir die ausländische Verläumdung widerlegt haben, so stoßen wir jetzt auf die Anschuldigungen unserer eigenen Landsleute. Diese, man muß es gestehen, sind viel gewichtiger, viel bestimmter. Unter den Zeiten Aegyptens vor Bonapartes Abreise entstanden, erhob sich diese Anklage Anfangs nur scheu und schüchtern; als er aber die Küste von Afrika verlassen hatte, wuchs sie von jedem Grolle, von jedem bis daher noch zurückgehaltenen Verdruß über getäuschte Hoffnungen; sie gewann Glauben, Bestand und zuletzt als unbestrittene Wahrheit Umlauf. Fünfzehn Jahre später ging sie aus dem Gedächtniß der Zeitgenossen in die Tagblätter, Flugschriften, geschichtlichen Darstellungen über und wusch ihren ursprünglichen Charakter in dieser neuen Taufe der Oeffentlichkeit ab.

(Fortsetzung folgt.)

Marokko.

2. Reise von Tandscher nach der Hauptstadt.

(Fortsetzung.)

Am zehnten Tage sah die Karawane den Ausfluß des Sees, der sich in einen sumpfigen Bach ergoß. Das Land wurde bergig und erhob sich zu Hügeln von 500 Fuß Höhe; der Boden war sandig oder steinig und mit einigen gemeinen Pflanzen bewachsen. Dann gelangte man an den Sebu oder Seibus, einen Fluß, der sich durch eine reiche und abwechslungsvolle Gegend schlängelt; sein Bett ist 400 Ruthen breit, aber sehr seicht. Auf seinem südlichen Ufer, eine Meile vom Meere liegt die Stadt Mehedia, die zur Zeit der Portugiesen ein wichtiger Platz war, wovon noch die Trümmer einiger schönen Springbrunnen, Brückenbögen und Kirchen Zeugniß geben; auch seine Befestigungen waren von ansehnlichem Umfange; gegenwärtig bilden acht Kanonen seine ganze Vertheidigung. Die Stadt hat nicht mehr als drei

bis vierhundert Einwohner, meist Fischer, die von dem Fang des Shebbel leben, eines trefflichen Fisches, der dem Salm gleicht. Es besteht zwischen dieser Stadt und Fez, der Hauptstadt des Königreichs gleichen Namens, eine natürliche Wasserverbindung, die jedoch nicht benützt wird.*) Am zwölften Tage führte der Weg durch eine enge und tiefe Thalschlucht; zur Rechten, d. h. nach der Seite des Meeres zu, gewahrte man einen See von drei Meilen in der Länge, von Norden nach Süden, und auf demselben Wasservögel, die dem Schwane glichen. Unter einer steten Abwechslung von Hügeln und Thälern ließ man gegen Osten den großen Wald von Mamora liegen, der achtzig Meilen des Landes bedecken soll und von Löwen und Ebern bewohnt ist. Man langte zu Slaa, oder Sala oder Salle an, einer Stadt, die einst durch ihre weit und breit gefürchteten Seeräuber der Schrecken der Meere war, und mehr als Einmal selbst die Küstenländer der christlichen Staaten bedrohte. Einst der Schauplatz von Empörungen, Ränken und großer Bewegung, liegt sie jetzt in Trümmern, und ist still und wie ausgestorben; die Folgen der Unwissenheit, des Despotismus und des mohammedanischen Glaubens. Das gegenwärtige Slaa liegt auf einer sandigen Landspitze, die sich ins Meer erstreckt und bildet nordöstlich einen Theil des Ufers des Burugreb oder Bu-Regreb, und hat anderthalb Meilen in der Länge und eine viertel Meile in der Breite. Es ist von dreißig Fuß hohen Mauern und alle fünfzig Schritt weit mit Thürmen umgeben. Seine Vertheidigungsmittel bestehen in einer langen Batterie von zwanzig Kanonen, die nach dem Meere zugerichtet sind, in einem runden Fort an der Mündung des Flusses und aus einem oder zwei Geschützen von kleinem Kaliber über jedem Thore. Die Moscheen haben schöne Bildhauerarbeiten von hohem Alterthum; die Straßen sind eng und die Häuser sehr düster, wie in allen maurischen Städten. Die Bevölkerung besteht aus ungefähr 10,000 Einwohnern, unter denen sich 500 Juden befinden. Der Fluß Bu-Regreb, der aus dem Zusammenflusse des Beru und Burugreb besteht, hat hier, wenn sein Bett voll ist, eine Breite von ungefähr 500 Ruthen. Die Schlamm- und Sandbänke der Barre sind eine achtel Meile von der Mündung, laufen unter drei bis vier Fuß Wasser, zur Zeit des niederen Wasserstandes, in westsüdwestlicher Richtung fast quer über den Fluß, und lassen zu beiden Seiten Kanäle; die Mauren bedienen sich des östlich gelegenen, der bei der Fluth neun bis zehn Fuß Wasser hat; der Hafen innerhalb der Barre ist ziemlich sicher und enthält Wasser genug selbst für eine Fregatte. Die Stadt Rabbat oder Rabat, auf dem südwestlichen Ufer des Flusses, bietet mit den Gruppen ihrer Minarets, ihren alten Moscheen, Palmen und dem alten Schlosse oder der Kassba, von der es beherrscht wird, einen malerischen Anblick. Beide Städte, Rabat und Sala, hatten einst zur Seeräuberei gemeinsame Sache gemacht, und man verwechselte oft beide mit einander. Auch Rabat ist mit einer dreißig Fuß hohen Mauer und viereckigen Thürmen umgeben, und hat eine Länge von drei Viertel Meilen und einer drittel Meile Breite. Mit ihren mauernumgebenen Gärten zieht sie sich längs dem Flusse hin, bis zu einem Punkte, wo die Ruinen einer Moschee und ein 150 Fuß hoher Thurm liegen, der von den Mauren Sma Hassan genannt wird, und von Meere aus noch eher als das Gestade, auf eine Entfernung von sechs oder sieben Lieues, wahrgenommen werden muß. Rabat hat ein Dutzend Moscheen und das Mausoleum eines Sultans und das des Helden des maurischen Afrika, des mächtigen Almansors. Die Hauptstraße der Stadt, die mit dem Flusse parallel läuft, hat ziemlich schöne Buden. Die Märkte werden im Ueberflusse mit Gemüsen und herrlichen Früchten versehen; in der Umgegend gibt es Gärten von Orangen, Wein- und Baumwollen-Pflanzungen.*) Die maurische Bevölkerung kann auf 18,000 Seelen geschätzt werden, die jüdische auf 3000; erstere scheint reich und wenn letztere nicht gleichfalls, so wagt sie nicht, es zu scheinen. Die jüdischen Frauen von Rabat sind unbestritten die schönsten des Kaiserthums. Eine Meile von der Stadt liegen die Ruinen der römischen oder karthaginiensischen Stadt Schella oder Sala, die nach d'Anville die äußerste Station der Römer an dieser Küste war. Der gegenwärtig Bug-Regreb genannte Fluß bildete die Gränze des alten Mauritaniens.

Nachdem die Karawane Rabat verlassen hatte, verfolgte sie den zwölften und dreizehnten Tag ihrer Reise eine westsüdwestliche Richtung, auf der sie an den Ruinen eines Dorfes und dem Thurme Tomaea vorüber kam, die drei Meilen von der Küste landeinwärts liegen. Weiterhin sah sie noch zwei arabische Dörfer und schlug endlich eine Meile vom Meere, unter den Mauern der verlassenen Stadt El Mansoria ihr Lager, deren Moschee einen Thurm von achtzig Fuß Höhe hat. Man mußte von Rabat bis El Mansoria sieben bis acht kleine Ströme überschreiten, die sich unfern des Wegs in den atlantischen Ozean ergießen. Der Weg des vierzehnten Tages führte in südwestlicher Richtung, sechs Meilen von El Mansoria an der fast verödeten Stadt Fidallah vorbei, die am Rand einer schönen, mit Getreidefeldern bedeckten Ebene, drei viertel Meilen vom Meere liegt, und vor Erbauung der Stadt Magadore zur Vorrathskammer des hier gebauten Getreides bestimmt war. Man bemerkte dort noch eine ziemlich schöne Moschee, die Ueberreste einiger europäischen Kaufmannshäuser und ein arabisches Lager. Die Bevölkerung besteht aus 500 Mauren, Arabern und Juden, die insgesammt in elenden Hütten leben. Eine halbe Meile weiter östlich springt eine felsige Halbinsel eine Meile weit ins Meer und bildet eine sandige Bucht von anderthalb Meilen landeinwärts, die kleinen Handelsschiffen einen bequemen und sichern Ankerplatz bietet.

(Schluß folgt.)

*) Fez liegt unter 34° 6' N. B. und 4° 58' 15'' O. L. gegen den Atlas zu.

*) Die köstlichen Melonen und Granaten, die man auf dem Wege von Rabat nach Mogadore findet, sagt Lemprière, entschädigen für die Langweile des Weges.

Der Trappist.

In dem Kloster von La Trappe lebt gegenwärtig ein Mönch, dessen Lebensgeschichte, die in französischen Blättern erzählt wird, einen der abenteuerlichsten Romane bildet, die noch eine Leihbibliothek geziert haben. Pater Joseph, so heißt dieser Mönch, der unter seinen stummen Brüdern eben so sehr durch Heiligkeit und strenge Bußfertigkeit des Lebenswandels glänzt, als er vor einigen zwanzig Jahren in der ersten Gesellschaft von London und Paris durch seinen prächtigen Schnauzbart und riesenmäßige Sporen Aufmerksamkeit erregte, war lange Zeit unter dem Namen des Barons Geramb selbst zu London, als Sonderling bekannt, und man sagte ihm hier

sogar nach, daß er einer der königlichen Prinzessinnen Heirathsanträge gemacht habe. Ein ungerischer Edelmann von Geburt, hatte er bei seinem ersten Austritt in der Welt am wiener Hofe die Ehre, sich mit einem englischen Obrist schlagen zu müssen, der wahrscheinlich nicht minder überspannt als sein Gegner, zur Bedingung machte, daß der Zweikampf am Rande des Kraters des Aetna vor sich gehen und der im Kampf Getödtete oder Verwundete von dem Sieger in den Flammenschlund hinabgestürzt werden solle. Das furchtbare Loos mit dem Empedokles zu theilen, ohne mit ihm den Ruhm davon zu haben, traf den Baron Geramb; er wurde verwundet und sah sich noch überdieß in der Gefahr, mit den Cyklopen Bekanntschaft machen zu müssen; allein sein Gegner verzichtete großmüthig auf sein Recht. Nach dem Frieden von Amiens hatte Baron Geramb einen zweiten Duell mit einem jungen französischen Offizier wegen einiger geringschätzigen Aeußerungen gegen das französische Heer. Sein Gegner war dießmal Balabrègue, späterhin Gemahl der berühmten Catalani; der Zweikampf ging zwar dießmal nicht am Rande des Höllenschlundes eines Vesuvs vor sich; allein der Baron wurde abermals gefährlich verwundet und entging kaum einer schweren Gefängnißstrafe. In Betracht seines langen Krankenlagers ließ man ihm jedoch Gnade für Recht widerfahren, und sein Gegner Balabrègue wurde auf Ansuchen des damaligen französischen Gesandten, Champigny, gegenwärtig Herzog von Cadore, auf freien Fuß gestellt. Geramb errichtete später ein Kavallerieregiment und machte den spanischen Feldzug mit. Nach demselben ging er nach England, wo er eine Zeit lang großes Aufsehen machte, allerlei Waffen- und andere Abenteuer bestand, endlich aber durch die Fremdenbill aus dem Lande verwiesen wurde, worauf er nach Hamburg ging. Da es unter den friedlichen Handelsleuten dieser Stadt nichts zu fechten gab, so vertrieb sich der Baron die Zeit damit, gegen die napoleonsche Regierung zu schreiben, worauf er sich durch die vieläugige und noch vielärmigere französische Polizei, wie durch einen Zauberschlag, in die Gefängnisse des Schlosses von Vincennes versetzt sah, wo er eingesperrt blieb, bis die verbündeten Heere nach Paris kamen, um ihn zu befreien. Während seiner Haft schwebte er in beständiger Gefahr erschossen zu werden, und legte das Gelübde ab, wenn er die Freiheit wieder erlange, Trappist zu werden. Dieß Gelübde wurde treulich gehalten, und Pater Joseph soll jetzt, wie es heißt von seinem Orden zu einer Sendung nach Palästina bestimmt seyn, und man glaubt zuversichtlich, daß er von dort zurückgekehrt, Hoffnung zur Kardinalswürde haben wird. Und ließe sich nicht als würdige Entwicklung dieses wundersamen Lebens denken, daß er einst mit der dreifachen Krone auf dem Haupte es beschlösse? — Die Aufmerksamkeit auf den längst verschollenen und vergessenen Baron Geramb und vielleicht künftigen Pabst, wurde in der neuesten Zeit durch ein Schreiben desselben an Herrn Balabrègue wieder geweckt, das er am 25 Jänner 1829 aus Mont des Olives de Notre Dame de la Trappe (Depart. Haut-Rhin) ergehen ließ, und worin es heißt:

„Es ist der größte Zufall, daß ich den Brief erhalte, den Sie an mich zu schreiben die Güte hatten, da ich über hundert Stunden entfernt von dem Orte wohne, wohin Sie ihn gerichtet hatten, und er überdieß nicht postfrei war, während unser Kloster wegen seiner Armuth nur frankirte Briefe annehmen kann. Seit vierzehn Jahren in das Dienstgewand Jesu Christi gekleidet, und öffentlicher Büßer, beweine ich ein Leben, das ich in Vergessenheit aller meiner Pflichten zugebracht, und werfe mich zu Ihren Füßen, um Sie demüthig um Vergebung zu bitten wegen alles Aergernisses, das ich Ihnen gegeben, wegen alles Schadens, den ich Ihnen zugefügt haben mag; indem ich Sie beschwöre, den Allmächtigen zu bitten, daß auch er mir Barmherzigkeit widerfahren lasse. Ich will Ihnen nichts von unserer Lebensweise, die Sie kennen werden, oder unserm Orden sagen, der einem beständigen Stillschweigen und der Arbeit geweiht ist. Den größten Theil des Tages und der Nacht singen wir das Lob des Herrn. Niemals genießen wir Fleisch, Fische, Butter oder Eier; unsere gewöhnliche Nahrung besteht aus Gemüse, das in Wasser und Salz gekocht ist, und den größeren Theil des Jahres essen wir nur einmal des Tages; dabei sind wir so arm, daß wir Alles bis auf das Brod betteln müssen. Ich trage grobe Holzschuhe; mein ganzer Anzug ist keine fünf Franken werth, und in diesem Winter, wo es so bitterlich kalt ist, habe ich kein Hemde.

„Was meine Familie betrifft, mein lieber guter Freund, so ist sie mir seit den vierzehn Jahren, wo ich das Glück habe, in unsrem Orden zu leben, fast fremd geworden; und wie können Sie glauben, Sie, der so viel Geist und Weltkenntniß besitzt, daß sie Etwas für mich thun würde? Wenn sie Etwas hätte thun wollen, oder besser zu sagen, wenn sie im Stande wäre, Etwas zu thun, hätte sie nicht vor Allem an so viele Unglückliche denken müssen, denen ich Unrecht zugefügt und von denen sich Einige im Elende befinden. Mein Vermögen, das ohnehin zerrüttet war, ist während meiner Gefangenschaft in dem Kerker von Vincennes, vollends zu Grunde gegangen. Mein ältester Sohn ist Kapitän unter den Jägern der russischen Kaisergarde; ein anderer Kapitän in einem Regimente österreichischer Jäger. Der Kaiser Alexander verlieh dem Aeltern einen Gnadengehalt, den ihm Kaiser Nikolaus fortbezahlt.

„Europa, wenn ich so sagen darf, kennt meine Verhältnisse und nur Sie allein, mein theurer Graf, sind es, der noch einen Blick der Theilnahme auf den armen Bruder Maria Joseph Geramb wirft. Ach warum kann ich Ihnen nicht mit meinem Blute es lohnen! In wenigen Augenblicken sollte kein Tropfen desselben mehr in meinen Adern rollen. Es bleibt mir nichts übrig, als den Allmächtigen anzuflehen, daß er Ihnen hundertfältig in diesem und jenem Leben wieder vergelte, was ich Ihnen schuldig bin, und was Sie mir mit so viel Zartgefühl und dem Ihnen eigenen Edelmuthe dargeliehen haben; darum flehe ich, die Stirne auf dem Boden, Tag und Nacht unaufhörlich.

„Als Sie im Duell mein Blut vergossen, Wer hätte mir damals sagen können, daß ich Ihnen eines Tages von La Trappe aus schreiben würde? Alles, mein edelmüthiger Freund, wechselt auf dieser Welt und unter den Menschen. Dieß ist das allgemeine Gesetz; nur ihr edles Herz und meine Dankbarkeit und Liebe für Sie nicht. Ich bin im Herzen Jesu und Mariä, mein theurer Freund, Ihr gehorsamster und demüthigster Diener

Bruder Joseph Maria
aus dem Orden von La Trappe."

Vermischte Nachrichten.

Zu London ist kürzlich für die ostindische Kompagnie ein Dampfboot von 125 Fuß Länge, 24 Fuß Breite, und zwischen dem Verdecke von 11 Fuß Höhe, ganz aus Eisen zusammengesetzt, fertig geworden. Nur das Verdeck besteht aus Planken. Dieses Dampfboot hat die Bestimmung, die Schiffe im Ganges zu bugsiren. Die großen Eisenplatten, aus denen es besteht, sind einen halben Zoll dick und durch 30.000 Nieten kunstreich zusammengefügt. Die Dampfmaschine hat sechzig Pferde Kraft. Es scheint, daß ein Wurm, der in den Gewässern des Ganges allen hölzernen Dampfschiffen verderblich wird, zu diesem neuen Versuche geführt hat. Die Kosten dieses eisernen Schiffes belaufen sich auf 20,000 Pf. St.

*

Gegenwärtig macht eine Sängerin aus Preußen, Dlle. Unger, großes Aufsehen auf der italienischen Bühne. Wenn man den von ihr entzückten italienischen Zeitungen glauben darf, so wird diese preußische Sirene die Lücke wieder ausfüllen, die durch das Verschwinden der vergötterten Sonntag unter den Sternbildern des Gesanges verursacht wurde. In einer ihrer letzten Partien auf der Bühne zu Padua wurde der Sängerin zu Ehren das Theater glänzend beleuchtet und ihre Büste, mit Gedichten wie mit Votivtafeln behangen, von den Mitgliedern der Gesellschaft „Armonia," öffentlich bekränzt. Dlle. Unger ist für den künftigen Karneval für das „Theatro della Pergola" in Florenz engagirt und wird in einer neuen von Donizetti für sie komponirten Oper auftreten.

*

Die Kettenbrücken werden in Frankreich immer häufiger. Im Rhonethal allein findet man einige dreißig Stunden von Lyon abwärts neun solcher Brücken, wie zu Arles, Vienne, Tournon, Beaucaire u. s. w. Die Brücke von Beaucaire hat eine Länge von 700 Fuß. Ueber die Loire führen vier bis fünf Hängbrücken, über die Saone drei u. s. w.

Berichtigung.

N. 226. S. 904. Sp. 1. Z. 4. v. unten. Topbay.
N. 227. S. 908. Sp. 2. Z. 4. v. oben. 90,000 statt 900.000. l.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 233. 20 August 1832.

Abenteuer auf Tristan d'Acunha und Neu-Seeland. *)

Fast in gerader Richtung südwärts von St. Helena und südwestlich vom Kap der guten Hoffnung liegt eine Gruppe von drei kleinen felsigen Eilanden, die nur selten von jemand Andrem besucht werden, als von wagehälsigen Wallfischfängern der Südsee. Aber selbst diese sind in der neuesten Zeit durch die furchtbaren Gefahren, die an dem Felsengestade dieser Inseln die Seefahrer mit fast unvermeidlichem Untergange bedrohen, von diesen menschenleeren Klippen zurückgeschreckt worden. Auch ist der Anblick dieser Inseln ganz geeignet, die kühnste Seele mit Schrecken zu erfüllen: die See bricht sich mit furchtbarem Ungestüm an unzähligen Klippen, die kaum über dem Wasser emporragen, und das ganze Ufer ist von der Brandung mit einem Schaumgürtel eingefaßt. Wenn der Wind heftiger bläst, was häufig der Fall ist, so steigt das Getöse der kämpfenden Elemente zu einem sinnbetäubenden Getümmel. Die Ufer sowohl, als die zunächst emporragenden Felsen, die insgesammt aus schwarzer Lava bestehen, werden dann mit schneeweißem Wogen-Schaum bedeckt, was durch den seltsamen Kontrast einen Anblick von fast übernatürlicher Wirkung bildet. Es war in neuester Zeit das Loos des englischen Malers, August Earle, mehrere Monate lang auf dieser unwirthbaren Felseneinöde zubringen zu müssen. Von Jugend auf zum Künstler erzogen, fühlte Earle stets eine unüberwindliche Lust zum Reisen in ferne Länder, die in späterer Zeit in ihm zu einer wahren Leidenschaft wurde. Nachdem er es bei der englischen Admiralität dahin zu bringen gewußt hatte, zu mehreren Fahrten im mittelländischen Meere, an der Küste von Afrika, Malta, Sizilien und Spanien verwendet zu werden, ging er nach Nordamerika, wo er zwei Jahre lang die Gebirge, Steppen, Urwälder, Städte und Ansiedelungen durchwanderte. Späterhin besuchte er Brasilien, Chili und Peru, wo er mit großem Fleiß und Vortheil seine Kunst zu üben Gelegenheit fand, und zuletzt den Entschluß faßte nach Ostindien zu gehen. Zu diesem Zwecke kehrte er nach Rio de Janeiro zurück und schiffte sich hier im Februar 1824 auf einem altersmürben, fast nicht mehr seehaltigen Schoner ein, der mit einer Ladung von Kartoffeln nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung unter Segel zu gehen bereit lag. Die Fahrt war von so ungestümem Wetter beunruhigt, daß der gebrechliche Bau des Fahrzeuges endlich nicht länger die Stöße der Winde und Wellen auszuhalten vermochte und der Kapitän sich genöthigt sah, der furchtbaren Brandung zum Troß, auf dem Felseneiland Tristan d'Acunha eine Zuflucht zu suchen. Da der Kapitän bei der kleinen Niederlassung, von der weiter unten die Rede seyn wird, gute Vorräthe von Kartoffeln fand, so beschloß er bis zum Eintritte günstigen Wetters hier zu verweilen und indeß seine Ladung zu vermehren. Seit einigen Wochen von den Wellen umhergeworfen, ermattet und seekrank, benützte Earle die willkommene Gelegenheit, einige Tage ans Land zu gehen. Die Insel wurde so wohl zum Erstenmale von einem Künstler besucht, und Earle durfte hoffen, manche interessante Ausbeute für sein Skizzenbuch zu finden. Mit seiner Mappe, einer Flinte, einem Bootsmantel versehen und in Begleitung seines Hundes nahm er seinen Weg nach einem kleinen Dorfe, das aus einem halben Dutzend Häusern bestand, die er zu seinem großen Erstaunen und zu noch größerem Vergnügen, ungemein reinlich und wohnlich fand. Die größte Freude aber machte es ihm, die Ansiedler seine Muttersprache reden zu hören, da sie insgesammt britische Unterthanen waren, die Alles aufboten, sich ihrem Gaste gefällig zu erweisen. Nachdem der Künstler hier drei Tage zugebracht hatte, während denen er zwischen den Felsen herumgeklettert war und sein Skizzenbuch mit einigen Zeichnungen bereichert hatte, machte er sich auf den Weg, zu seinem Schoner zurückzukehren und stand bereits im Boote, als er das Schiff weit außen in der See erblickte. In der Meinung, daß der Schoner sich nur von den gefährlichen Klippen entfernen wolle, wartete Earle mehrer Stunden am Ufer; allein das Schiff verschwand endlich aus seinen Augen und wurde nie mehr von ihm wieder gesehen.

Earle sah sich so (am 29 März) mit einem Matrosen des Schoners auf der Insel zurückgelassen, ohne alle andere Kleidung, als die sie auf dem Leibe trugen, und mit wenig Hoffnung, so bald wieder eines Schiffes ansichtig zu werden, da der Winter vor der Thüre war. Es blieb nichts übrig, als sich geduldig in das Schicksal zu fügen, und der Freundschaft der Ansiedler sich zu versichern, deren Gouverneur, wie man ihn nannte, Glaß hieß, ein Schotte von Geburt und ehemaliger Artilleriekorporal auf dem Kap

*) Aus A Narrative of a Nine Months ' Residence in New Zealand, in 1827; together with a Journal of a Residence in Tristan d'Acunha, an Island situated between South America and the Cape of Good Hope. Py Augustus Earle, Draughtman to his Majesty's Surveying-Ship „The Beagle.“ 8vo. London 1832.

der guten Hoffnung; übrigens ein seelenguter Mann. Seine drei Gefährten oder Unterthanen waren Matrosen, die sich entschlossen hatten, auf dieser Felseneinödde zurückzubleiben, und ihren Unterhalt durch Fett von See-Elephanten und anderen Thieren zu erwerben, das sie sammelten, und an die manchmal bei ihrem Pathmos anlegenden Schiffe verhandelten. Es waren ehrliche, rauhe, britische Theerhäute, und da sie, wie Carle's Tagbuch bemerkt, gewohnt waren, in ihrem Wallfischboote der furchtbarsten Brandung zu trotzen, die man sich denken kann, oder mit Blut und Fett beschmiert Seethiere, die sich um die Insel sammelten, zu tödten und auszuweiden beschäftigt waren; so läßt sich wohl denken, daß ihr Aeußeres keinen sonderlichen Schliff der Verfeinerung haben konnte. Glaß war verheirathet und hatte eine zahlreiche heranwachsende Familie. Auch ein Zweiter von den Ansiedlern, Namens White, hatte den Trost, in der Person einer halbbürtigen Portugiesin aus Bombay, eine ehliche Genossin an der Seite zu haben. Beide waren musterhafte Hausfrauen, die alle ihre Sorge ihren Familien zuwendeten.

So furchtbar es scheinen mag, in die Verlassenheit dieser kahlen Basaltfelsen verbannt zu seyn; so glauben wir doch gern Carle's Versicherung, daß das Leben unter seinen derben Schicksalsgefährten, in der phantastischen Einsamkeit der düsteren Insel, von unendlichem Reiz gewesen seyn muß. Auch die persönliche Geschichte der Ansiedler war nicht ohne Interesse. Glaß gehörte zu der Garnison, welche die britische Regierung einige Jahre früher vom Kap nach Tristan d'Acunha geschickt hatte. Der Gedanke, hier eine Besatzung zu halten, wurde indeß bald wieder aufgegeben und nur Glaß und seine Frau begehrten und erhielten die Erlaubniß, auf der Insel zurückzubleiben. Als die Garnison landete, traf sie auf Tristan d'Acunha, Niemand als einen alten Italiener, Namens Thomas, und einen portugiesischen Blendling, dessen Aeußeres das Gepräge der Verworfenheit trug. Beide waren, ihrer Aussage nach, allein von einer Anzahl Amerikaner übrig geblieben, die sich unter Lambat — ein Name, der in der Geschichte unglücklicher Seefahrer nicht unbekannt ist — hier niedergelassen hätten; sie gaben ferner vor, ihre Gefährten seyen insgesammt ums Leben gekommen, als sie in einem Boote nach einem nahgelegenen Eiland übersetzen wollten; allein die beiden Menschen sahen so verdächtig aus, daß zu vermuthen stand, sie könnten sich ihrer Kameraden auf irgend eine unsaubere Art vom Halse geschafft haben. Der Portugiese machte sich auf einem der Schiffe davon, welche die Garnison nach Tristan d'Acunha gebracht hatten; der alte Italiener aber blieb zurück und schien im Besitz einer großen Geldsumme, die ihm erlaubte, sich tagtäglich in der Feldschenke der Besatzung zu betrinken. In diesem Zustande ließ er oft dunkle Anspielungen auf das Schicksal Lambat's fallen, woraus sich entnehmen ließ, daß er mehr über diesen Gegenstand wissen mußte, als er in seinen nüchternen Stunden davon zu kennen vorgab. Jedermann aber sagte er, daß er einen großen Schatz besitze, den er irgendwo an einem Orte, der nur ihm bekannt sey, vergraben habe. Hiedurch erregte er die allgemeine Aufmerksamkeit, da er Einigen, die sich ihm gefällig bezeigten, mit der Hoffnung schmeichelte, sie in seinem letzten Willen zu bedenken. Eines Tages aber, wo der alte Trunkenbold einer größern Unmäßigkeit als gewöhnlich gefröhnt hatte, wurde er unversehens vom Tode weggerafft, ohne Jemand vertrauen zu können, wo er seinen Hort verborgen habe. „Eine allgemeine Suchung, bemerkt Carle, wurde nach dem Tode des Italieners angestellt; doch weder Geld noch Papiere wurden gefunden; ich selbst pflegte in Stunden, wo ich nichts Besseres zu thun wußte, jede Felsenritze und Höhle in der Nähe der Wohnungen zu durchstöbern, in der Hoffnung, des alten Thomas Schatz zu finden; denn Glaß behauptete, er müsse nahe bei den Häusern seyn, da der Italiener, wenn er seinen Hort besuchte, nur kurze Zeit auszubleiben pflegte. Einsmal glaubte ich schon den Fund gemacht zu haben; in einer Felsenkluft fand ich nämlich einen alten Kessel, der mit Lumpen ausgefüllt war, leider aber mit keinem andern Schatze. Glaß erinnerte sich aus dem Umstande, daß der Kessel einen hölzernen Boden hatte, sehr gut, daß er Thomas zugehörte. Glaß Gründe, auf der Insel zu bleiben, nachdem die Garnison zurückgerufen worden, waren ganz in dem praktischen Sinne, der seine Landsleute bezeichnet. „Was blieb mir übrig, pflegte er zu sagen, wenn ich aus dem Dienste entlassen, mein Vaterland wieder erreichte? Ich kann kein Handwerk und bin zu alt, eines zu erlernen. Ich habe ein junges Weib und die Sorge für den Unterhalt einer zahlreichen Familie, was konnte ich also Besseres thun, als hier zurückbleiben?" Die Offiziere der Garnison gaben ihm Alles, was sie ersparen konnten, unter Anderm einen Stier, eine Kuh, und einige Schafe und mit gehöriger Sparsamkeit und Sorgfalt hoffte er, sich bald als Eigenthümer von zahlreichen Heerden zu sehen. Der zweite im Rang nach ihm war Einer Namens Taylor, der früher unter dem am Kap stationirten Geschwader gedient hatte, von dem die Garnison, während sie auf Tristan d'Acunha stand, einen Besuch erhielt und bei dieser Gelegenheit faßte er den Entschluß, bei Glaß zurückzubleiben, wozu er auch die Erlaubniß der Admiralität erhielt. Der dritte dieser winzigen Inselbevölkerung war einer Namens White, der sich aus dem Schiffbruche eines ostindischen Schiffes, das in der Nähe von Tristan d'Acunha scheiterte, an die Insel gerettet hatte. Er hatte auf dem Schiffe zu einer der Mägde eine zärtliche Neigung gewonnen, und glücklicherweise befand sich auch diese unter den aus dem Schiffbruche geretteten Personen. Dieser Umstand trug nicht wenig dazu bei, sie noch enger aneinander zu knüpfen und „beide lebten jetzt glücklicher, als es nur irgend Jemand in der Welt vermag."

(Fortsetzung folgt.)

Die Pestkranken in Jaffa.

(Fortsetzung.)

Die Beschuldigungen, die man hinsichtlich der Vergiftung der Pestkranken erhoben hat, bestehen, ohne etwas hinzuthun oder davon hinwegnehmen zu wollen, in folgenden. Man erzählte, Bonaparte habe bis zur letzten Stunde seines Aufenthaltes in Jaffa nicht gewußt, welchen Entschluß er in Betreff der fünf und zwanzig Unglücklichen fassen sollte, die in den letzten Zügen lagen. Endlich, um sie entweder den barbarischen Muselmännern zu entreißen, oder um keine lebendigen Franzosen den Händen der Feinde zu überlassen, ließ der General, so hieß es weiter, den Apotheker en Chef,

Royer, denselben Mann, der früher wegen des Verbrechens der Kassenbestehlung erschossen werden sollte, zu sich rufen und ertheilte ihm den gemessenen Befehl, den Kranken Opium zu geben. Dieses Opium wurde, fügt man hinzu, von einem türkischen Arzte, Mustapha Hadschi, hergegeben, der seit der Besetzung von Jaffa in dieser Stadt gefangen war und ungefähr sechs Litres sydenhamisches Laudanum von Konstantinopel, in zwei Flaschen, mit sich gebracht hatte. Royer nahm es und ließ die dem Tode geweihten Opfer davon trinken. Fünfzehn ungefähr kamen um; auf die Andern aber machte das Gift die sonderbare Wirkung, daß es eine Krise hervorbrachte, durch die sie gerettet wurden. Mehrere Augenzeugen versichern, später zu El Arysch zwei oder drei dieser wie durch ein Wunder dem Tod entronnenen Pestkranken gesehen zu haben. Völlig hergestellt, war ihnen nur noch in den Gliedern jenes Nervenzucken geblieben, das stets die Folge von einer starken Gabe Opium ist.

So lief die Sage unter den gemeinen Soldaten, und so erhielt sie sich, man kann es nicht läugnen, bis auf diese Stunde als die verbürgteste und wahrscheinlichste Darstellung dieses Vorfalls. Wenn man diese äußerste Maßregel vertheidigen müßte, so würde es für sie, so wie man sie dargestellt hat, nicht an Entschuldigungsgründen fehlen. Bevor man eine solche Handlung mit der ganzen Strenge der Moral beurtheilt, müßte man sich erst in die damalige Lage des Heeres zurückversetzen, die damaligen Eindrücke wieder erwecken, die drängende Noth jenes Augenblicks sich vergegenwärtigen. Man müßte sich in die Nähe jener scheußlichen Körper denken, die kein Soldat berühren wollte, die auf dem Marsche doch umkommen mußten, und durch die nur der Keim eines Uebels, das seine gefährlichste Höhe erreicht hatte, im Gefolge des Heeres mit geschleppt wurde. Man müßte sich die Schwierigkeit des Transportes, die grausame Lage der Unglücklichen, wenn sie erfuhren, daß man im Sinne habe, sie im Stiche zu lassen, die Scenen der Verzweiflung beim Ausbruche des Heeres, ihr Schicksal bei Ankunft der Türken wieder vormalen, und sich dann fragen, ob man an der Stelle Bonaparte's, als ein verantwortlicher Feldherr, anders gehandelt haben würde? Uebrigens war ein solches Ereigniß in den Annalen der Kriegszüge nicht unerhört. Ohne weit in die Geschichte des Alterthums zurückgehen zu müssen, dürfte man bloß die vierzig Jahre lang von unsern Soldaten durchzogenen Schlachtfelder befragen, sie würden von weit schrecklicheren und minder zu rechtfertigenden Aufopferungen von Menschenleben zu erzählen wissen. Doch wir brauchen hierzu nicht unsere Zuflucht zu nehmen. Unsere Ansicht gestaltet sich ganz anders. Die Bonaparte zugeschriebene That bedarf keiner Entschuldigung, da diese That nie vollstreckt wurde. Der an Royer ertheilte Befehl, das von dem türkischen Arzte herbeigeschaffte Opium, die durch ein Wunder genesenen Kranken, alles Dieß bestand nur in der leichtgläubigen und leicht empfänglichen Einbildungskraft oder auf böswilligen Zungen. Berufen, über diesen streitigen Punkt unsere Meinung zu sagen, umgaben wir uns mit allen schriftlichen Beweisstücken, durchgingen wir alle offiziellen Dokumente, stellten wir alle Meinungen und Zeugnisse zusammen; kurz drangen wir bis ins Mark dieser wichtigen geschichtlichen Frage ein; und so müssen wir jetzt, mitten unter den widersprechenden Behauptungen, die Hand auf dem Herzen, wie Geschworne sprechen: Nein, es fand in dem Spital von Jaffa keine Vergiftung statt. — Nein, Bonaparte hat nicht den Befehl gegeben, den man ihm zur Schuld legt.

Es bleibt uns noch übrig, die Gründe etwas näher zu bezeichnen, auf die sich unsere Ueberzeugung stützt. Das Spital von Jaffa, schon lange Zeit der Krankenwärter und Aerzte beraubt, war bei der Rückkehr des Expeditionsheeres so zu sagen ein mit einem Fluch belegter Ort, eine verpestete Höhle geworden, in der die Soldaten hülflos und verlassen dahin starben. Mehrere Tage lang schon hatte jede Art des Spitaldienstes aufgehört und verwesende Leichen lagen dicht an der Seite von Kranken oder Sterbenden. Fast unfehlbarer Tod drohte Jedem, der menschenfreundlich oder kühn genug war, in diese Mauern einzubringen, deren Räume mit einem Qualm giftiger Dünste, ansteckendem Eiter und Gestank der Verwesung angefüllt waren. Bei der Ankunft Bonaparte's war der Anblick dieses Ortes so scheußlich geworden, daß Alle, die ihm noch zu entkommen vermochten, hinauskrochen und sich dem Chirurgen en Chef zu Füßen warfen und ihn um Mitleid anflehten. Larrey sprach ihnen Muth ein, verhieß ihnen Hülfe, und da auf dem Boden leinene Binden umherlagen, die man vom Verbande der Verwundeten abgenommen hatte, so überließ er ihnen dieselben, indem er ihnen rieth, sich die Arme oder Beine damit zu umwickeln. Dieß thaten sie, und da man sie nun für Verwundete hielt, so fanden sie bei den Soldaten, die mit ihrer Fortschaffung beauftragt waren, weniger Abscheu und Egoismus.

(Schluß folgt.)

Ueber den Opiumhandel der ostindischen Kompagnie.

Nach der neuesten Zählung beläuft sich die Bevölkerung der Prinz Wales Insel und der dazu gehörigen Besitzungen auf 45.127 Seelen, worunter ungefähr 19.000 Malaien, 9000 Chinesen, 6000 Chaulias, 1500 Bengalen, 1000 eingeborne Christen, und nur 400 Europäer. Merkwürdig ist es, welch ungeheure Ausgabe diese einzige kleine Abtheilung der großen indischen Bevölkerung bestreitet, um das den Orientalen so dringende Bedürfniß des Opiums zu befriedigen, durch dessen unmäßigen Genuß sie sich in wollüstige Träume wiegen, durch die sie sich den Sorgen oder der Einförmigkeit des gewöhnlichen Lebens entrücken, aber in einen Zustand von Dummheit und Stumpfsinn herabsinken, von dem selbst der unmäßigste Genuß unserer geistigen Getränke nur ein schwaches Bild gibt. Von allen Monopolien, die ein spekulativer Finanzmann ersinnen konnte, ist der ausschließliche Handel mit Opium, den die ostindische Kompagnie sich vorbehielt, nicht nur in finanzieller, sondern auch in moralischer Hinsicht eines der tadellosesten, weil dadurch die verderbliche Verbreitung des Verbrauchs dieses Artikels, die zuletzt alle Gränzen überschreiten würde, gehemmt ist. Wir sprechen hier von dem Opium als Gegenstand des entbehrlichsten und zugleich verabscheuungswürdigsten und gefährlichsten Genusses; denn rücksichtlich seiner Heilkräfte ist sein Verbrauch gegen die Quantität, die zum Essen und Rauchen verwendet wird, nur unbedeutend. In Penang werden jährlich 28 Kisten für den Bedarf der Malaien und Chinesen eingeführt, und jede Kiste enthält 40 Kistchen. Nach seiner Ankunft wird das Opium einer einfachen Operation unterworfen, wodurch man eine erste und zweite Qualität, Tschardu genannt, erhält. Es ist zu bedauern, daß wir die Quantität, die nach einer solchen Ausscheidung von einer ganzen Kiste noch übrig bleibt, nicht genau angeben können; indeß genügt zu wissen, daß die Kompagnie monatlich 3 bis 4000 spanische Piaster (36 bis 48000 Dollars jährlich) von den Spekulanten bezieht, die durch Pacht das Recht an sich bringen, diese Spezerei im Kleinen verkaufen zu dürfen. Der zum Rauchen bereitete Extrakt wird

von diesen Krämern zu einem Preise wieder verkauft, daß sie aus einer Kiste 8000 Dollars im Lande und auf der Queda gegenüber liegenden Küste 9600 Dollars lösen, was, den Dollar zu 2 Rupien gerechnet, für die jährlich eingeführten 28 Kisten eine Summe von 560,000 Rupien ausmacht. Rechnet man hiezu noch den Pachtschilling, so hat man eine Summe von 656,000 Rupien, die allein vom Opium, und zwar den Verkaufspreis ungerechnet, gewonnen wird, der über 4000 Rupien für die Küste beträgt. Diese leztere Summe mit 28 multiplicirt gibt 112,000 Rupien, die, zu den obigen 650,000 gerechnet, eine Totalsumme von 768,000 Rupien oder 385,000 Dollars oder ungefähr 2 Millionen Franken jährlich ausmachen, die für einen kleinen Theil der ganzen Masse bezahlt werden, die von der großen Menge von Opiumfressern verzehrt wird. Und diese ungeheure Ausgabe wird nicht einmal von allen Bewohnern dieser kleinen Insel, sondern nur von den Malaien und Chinesen, also etwa von der Hälfte der Bevölkerung bestritten, von der überdieß viele genöthigt sind, ihre lezte Rupie einem ausschweifenden Genuß zu opfern, der sie zulezt zum Thiere herabwürdigt. Ein merkwürdiger Umstand ist das Mißverhältniß des Ankaufspreises mit dem, zu welchem dieser Artikel im Kleinen wieder verkauft wird. Aus der Geschichte des indischen Archipels von Crawford erhellt, daß der Kompagnie eine Kiste Opium in Bengalen nicht höher als auf ungefähr 112 Rupien zu stehen kommt, folglich bezahlt der Konsument der seinen Bedarf im Kleinen kauft, nicht weniger als 24 bis 25,000 Prozent über den Einkaufspreis. Man muß indeß bekennen, daß es ein Glück ist, daß er nicht weniger bezahlen darf; diese Geißel würde sonst weit größere Verwüstungen anrichten.

Vermischte Nachrichten.

In dem Augenblicke, wo ganz Europa mit gespannter Erwartung der Lösung der portugiesischen Frage entgegensieht, wird ein geschichtlicher Ueberblick der politischen Ereignisse in Portugal vom Jahre 1820 bis zur Landung Don Pedro's nicht am unrechten Orte seyn: Am 24 August 1820 brach zu Oporto unter Leitung des Senhor M. Tomay, die erste Revolution aus. — Am 1 Oktober 1822 wird die von den Kortes entworfene Verfassung von König Johann VI beschworen. — Am 10 März 1823 erheben General de Silveira, später Marquis von Chaves und der Graf von Villa Real in der Provinz Tras os Montes die Fahne der Empörung, um die absolute Gewalt des Königs wieder herzustellen, werden aber aus dem portugiesischen Gebiete vertrieben. — Am 27 Mai 1823 verläßt Obrist Sampaio, später Vicomte von Santa Martha, Lissabon mit seinem Regiment und zieht nach Santarem. Don Miguel vereinigt sich mit ihm und proklamirt die Abschaffung der Kortesverfassung. — Am 31 Mai 1823 entsagt König Johann VI feierlich der unumschränkten Gewalt und verspricht eine freisinnige Verfassung. — Am 2 Junius 1823 gehen die Kortes auseinander; nachdem sie eine Protestation gegen jede Veränderung der Konstitution von 1822 unterzeichnet haben. — Am 5 Junius 1823 hält König Johann VI seinen Einzug in Lissabon. — Am 18 Junius 1823 wird eine Junta von vierzehn Mitgliedern errichtet, um eine neue Verfassung zu entwerfen. — Am 30 April 1824 stellt sich Don Miguel an die Spitze des Heeres, um seinen Vater des Thrones zu entsetzen und die Liberalen nieder zu metzeln. Sein Vorhaben mißlingt, und Don Miguel wird gezwungen, den Oberbefehl des Heeres niederzulegen und nach Oesterreich zu gehen. — Am 15 November 1825 unterzeichnet Johann VI zu Lissabon den Vertrag, durch den die Unabhängigkeit von Brasilien ausgesprochen wird. — Am 10 März 1826 stirbt König Johann VI zu Lissabon. An demselben Tag wird Don Pedro IV zum König von Portugal und Algarbien ausgerufen. — Am 29 April 1826 gibt Don Pedro den Portugiesen eine konstitutionelle Verfassung. — Am 8 Julius 1826 kommt Sir Charles Stuart mit dieser Verfassung aus Brasilien in Portugal an, und übergibt sie der Infantin Donna Isabella Maria, Don Pedro's ältester Schwester. General Saldanha läßt sofort die Konstitution in Oporto ausrufen. — Am 31 Julius 1826 wird die Verfassung beschworen und von dem portugiesischen Volke angenommen, und General Saldanha zum Kriegsminister ernannt. — Am 5 Mai 1827 langt Don Miguel aus Oesterreich in Portugal an, legt den Eid auf die Verfassung ab und wird in Folge dessen, von Don Pedro als Generallieutenant des Königreiches, während der Minderjährigkeit der Donna Maria da Gloria, ernannt. Don Miguel bricht aber seinen Eid, reißt die absolute Gewalt an sich und versammelt die sogenannten Kortes von Lamego. — Am 25 Julius 1827 legt General Saldanha seine Stelle als Kriegsminister nieder. — Am 16 Mai 1828 erheben sich die Einwohner von Oporto gegen Don Miguels Usurpation. — Am 6 Julius 1828 wird die konstitutionelle Armee unter Quevedo Pizarro gezwungen, sich auf spanisches Gebiet zurückzuziehen. — Am 11 Julius 1828 wird Don Miguel von den Kortes von Lamego zum König ausgerufen. — Am 12 Oktober 1828 leisten die ausgewanderten Portugiesen der Königin Donna Maria II den Eid der Treue. — Am 16 Januar 1829 wird durch den Grafen von Villa Flor und den Marquis von Palmella auf der Insel Terceira, im Namen der Königin Maria eine Regentschaft errichtet. Graf Saldanha wird durch Commodore Walpole, den Befehlshaber des britischen Geschwaders, nach Wellington's und des Earls von Aberdeen Weisung, verhindert, mit andern ausgewanderten Portugiesen in Terceira zu landen; es wird auf die Schiffe der Konstitutionellen gefeuert und ihnen gedroht, sie in Grund zu bohren, wenn sie zu landen versuchen sollten. Saldanha unterzeichnet an diesem Tage eine feierliche Protestation gegen diesen ungerechten Angriff einer neutralen Macht. — Am 15 Januar 1832 kommt Don Pedro, nachdem er zu Gunsten seines Sohnes die Krone von Brasilien niedergelegt hat, in Paris an und erläßt an den General Saldanha ein Schreiben, worin er bedauert ihn bei der Expedition, die nach Terceira zu gehen bereit ist, nicht anstellen zu können, da ihm Dieß durch die Diplomatie untersagt sey. — Am 29 Januar 1832 reist Don Pedro mit Palmella und einem großen Stabe von Paris ab, um zur Expedition von Belle Isle zu stoßen, und läßt die junge Königin und die Herzogin von Braganza unter dem Schutze Ludwig Philipps zurück. — Am 2 Februar langt Don Pedro in Belle Isle an, und wird von Admiral Sartorius und der ganzen Expedition mit großem Enthusiasmus empfangen. An demselben Tage erläßt er sein Manifest, und die Truppen schwören der Donna Maria den Eid der Treue. Am 10 Februar geht Don Pedro mit der Expedition nach Terceira unter Segel, wird aber durch widrige Winde am 26 auf der Insel St. Miguel zu landen genöthigt. Einige Tage später geht er nach Terceira unter Segel, wo er von der Bevölkerung mit dem größten Jubel aufgenommen wird. — Am 16 Junius geht die Expedition von St. Miguel nach der Küste von Portugal ab, wird aber durch widrige Winde zurückzukehren gezwungen. — Am 8 Julius endlich erreicht die Expedition die nördliche Küste von Portugal, die Truppen landen ohne Widerstand und am 9 Julius zieht Don Pedro an der Spitze seiner Truppen in Oporto ein, wo Donna Maria als Königin ausgerufen wird. Die Truppen Don Miguels ziehen sich über Villa Nova auf der Straße von Coimbra nach Lissabon zurück.

*

Zur schnellern Beförderung der Briefpost ist in England, der früher auch schon von Hofrath Schultes in Dinglers polytechnischem Journal (1829) zur Sprache gebrachte, Vorschlag gemacht worden, längs der Straßen hölzerne Pfeiler zu errichten, die durch Eisendraihe mit einander verbunden werden sollen. Die Briefe, in Cylinder eingeschlossen, die in Ringen an den Dräthen fortlaufen, werden an bestimmten Punkten von dazu aufgestellten Personen untersucht, die dieser Station gehörigen herausgenommen, und die übrigen wieder weiter befördert. Auf diese Weise würde ein Brief in der kürzesten Zeitfrist von einem Ende des Landes bis zum andern befördert werden — ein Brief von London nach York z. B. höchstens in einer oder zwei Stunden — während jezt die Briefpakete, die gewöhnlich hundert Pfund schwer sind, in tausendmal schwereren Maschinen von vier Pferden fortgezogen, und durch die Reisenden, die zugleich mit ihnen den Weg machen, in der schnelleren Förderung gehindert werden. Man gedenkt statt der Pfeiler, wo es thunlich ist, sich der Kirchthürme zu bedienen. (Babbage Economy on the of Machinery and Manufactures.)

*

Vom 5 Jänner 1831 bis 5 April 1832 wurden in den drei großbritannischen Reichen 76,962 Pf. St. Einfuhrabgaben von Olivenöl entrichtet. Die in diesem Zeitraum eingeführte Quantität von Olivenöl belief sich auf 2,296,629 Gallonen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 234. 21 August 1832.

Aus Cooper's neuestem Roman: „Die Heidenmauer.“ *)

(The Heidenmauer, a legend of the Rhine, by F. Cooper. Paris 1832.)

Einleitung.

Einer lang bestehenden Gewohnheit entgegen, war ein Sommer inner den Ringmauern einer großen Stadt zugebracht worden; allein der Augenblick der Befreiung kam, und kein Vogel verläßt freudiger seinen Käfig, als jetzt Postpferde bestellt wurden. Es waren unserer Vier in einer leichten Reisekalesche, die tüchtige Normänner lustig ihrer Geburtslandschaft zuführten. So verließen wir denn für eine Zeit lang Paris, die Königin der modernen Städte, mit ihren Aufläufen und ihrer Ordnung; ihren Palästen und Gäßchen; ihrer Eleganz und ihrem Schmutze; ihren rastlosen Bewohnern, ihren unverrückbaren Politikern; ihren Theorien und praktischen Ausführungen; ihrem Reichthum und ihrer Armuth; ihren Fröhlichen und Bekümmerten; ihren Rentnern und Patrioten; ihren jungen Liberalen und alten Illiberalen; ihren drei Ständen und ihrer Gleichheit; ihrer Geschmeidigkeit der Sprache und Kraft im Handeln; ihrer vom Volk aufgerichteten Regierung, und ihrem nimmer zu regierenden Volke; ihren Bajonnetten und ihrer geistigen Stärke; ihrem Wissen und ihrer Unwissenheit, ihren Vergnügungen und Staatsumwälzungen; ihrem Widerstande, der rückwärts geht und ihrer Bewegung die still steht; mit ihren Putzmacherinnen und Philosophen, ihren Operntänzerinnen und Dichtern, ihren Geigern und Bankiers, und — Köchen. Wenn gleich so lange in seinen Barrieren wie ein Gefangener eingesperrt, war es doch nicht leicht, Paris ganz ohne Bedauern zu verlassen — Paris, das jeder Fremde tadelt und aufsucht, das Sittenprediger verabscheuen und nachahmen, über das der Greis den Kopf schüttelt, und dem Jüngling das Herz pocht — Paris, der Mittelpunkt von so viel Trefflichem und von so Vielem, dem man keinen Namen geben mag!

Schon legten wir eine Nacht unsere Häupter auf ländlichem Pfühl, fern von der Hauptstadt Frankreichs, schlafen. Den folgenden Tag sogen wir die Seeluft ein. Durch Artois und französisch Flandern eilend betraten wir, über die geschichtlichen und ehrwürdigen Städte Douay, Tournay und Ath kommend, am fünften Morgen das neue Königreich Belgien. Mit jedem Schritte stießen wir auf das Banner, das über den Tuilerien flattert und erkannten die zuversichtliche Miene und die leichte Stellung, den gewandten Gang französischer Krieger. Sie hatten eben den wankenden Thron des Hauses Koburg stützen helfen müssen. Uns schienen sie so heimisch sich zu fühlen, als wenn sie auf dem Quai d'Orsay hinschlenderten.

In Brüssel sah man noch zahllose Spuren von der hitzigen Natur des Volkskampfes, der die Holländer verjagt hatte. Sechsundvierzig Sprengkugeln stacken noch in der Wand eines Hauses von nicht großem Umfange und dreiundneunzig Kartätschenkugeln hatten sich in einem seiner Pfeiler begraben! Auch in unsern Zimmern waren furchtbare Denkzeichen von Kampf und Zerstörung. Die Spiegel waren zertrümmert, die Wände von Traubenschüssen zerrissen, das Holzwerk von Kugeln durchlöchert, und das Zimmergeräth übel zugerichtet. Die Bäume im Park waren an tausend Stellen hart beschädigt und einer der kleinen Liebesgötter, den wir vor drei Jahren über dem Hauptthor holdselig lächelnd verlassen hatten, war verstümmelt und schaute ganz schwermüthig drein, während sein Gefährte gar auf den Fittichen einer Kanonenkugel davon geflogen war. Obschon gerade mitten unter so vielen vom Feinde zurückgelassenen Gedenkzeichen wohnend, blieben wir doch glücklich mit dem Anblick von Menschenblut verschont; denn wie uns der gefällige Schweizer, der dem Gasthof vorsteht, erzählte, so waren seine, zu allen Zeiten wohlberühmten, Keller während der Belagerung mehr als gewöhnlich heimgesucht worden. Das Geschehene ließ uns übrigens mit Grund schließen, daß die Belgier für ihre Emanzipation wacker gekämpft hatten — ein Zeichen wenigstens, daß sie frei zu seyn verdienten.

Unser Weg führte uns über Löwen, Tirlemont, Lüttich, Aachen, Jülich an den Rhein. Die erstgenannte Stadt war die Woche zuvor der Schauplatz eines Gefechts zwischen den zwei feindlichen Heeren gewesen. Da man die Holländer ungewöhnlicher Ausschweifungen bei ihrem Vorrücken beschuldigt hatte, so sahen wir uns nach denselben um. Wie viele davon bereits wieder verwischt worden waren — darüber konnten wir Nichts mit Zuverlässigkeit erfahren,

*) Wir wählen aus diesem kürzlich erschienenen Roman Cooper's vorläufig die „Einleitung,“ da sie auf anziehende Weise seine Entstehung und zugleich einen Landstrich Deutschlands — Rheinbayern — schildert, dem vielleicht gerade des gefeierten Amerikaners Besuch und Lob zu einer Berühmtheit verhilft, die seine reizenden Landschaftsbilder, bisher von den Reisenden viel zu wenig beachtet, lange schon und wohl mehr als manche hochgepriesene sogenannte „schöne Gegend,“ verdient haben. D. Ue.

allein die, welche noch sichtbar waren, berechtigten uns zu dem Glauben, daß die Angreifer keineswegs all' den Schimpf verdienten, den man auf sie geworfen hatte. Jede Stunde mehr im Leben zeigt mir, wie eigensinnig und gemein die von einer Zeitung ausgetheilte Unsterblichkeit ist.

Es wäre unrecht bei dem uralten Bisthume Lüttich seiner reizenden Landschaft nicht zu erwähnen. Die Gegend besitzt fast jedes Erforderniß zur sanfteren und ländlicheren Art solcher Naturgemälde: — einzeln stehende zahllose Bauernhöfe, Heerden auf den Feldern, lebendige Hecken, ein wellenförmiger Boden und ein Grün, mit dem Smaragd wetteifernd. Durch ein glückliches Ungefähr läuft die Heerstraße meilenlang auf einer hügelartigen Erhöhung hin, und setzt dadurch den Reisenden in den Stand, diese Schönheiten mit aller Gemächlichkeit betrachten zu können.

In Aachen badeten wir, besuchten die Reliquien, besahen den Schauplatz so vieler Kaiserkrönungen, setzten uns auf Karls des Großen Stuhl und fuhren unseres Weges weiter.

(Fortsetzung folgt.)

Die Pestkranken in Jaffa.

(Schluß.)

So hatte Alles, was im Innern des Spitales zurückgeblieben war, die höchste kritische Periode der Krankheit erreicht. Die Pest hauchte dort aus jedem Munde, dünstete aus allen Poren, eiterte aus allen Beulen; es war kein Krankenhaus mehr, sondern eine Grabeshöhle. Und doch will man, daß sich ein Mensch gefunden habe, der so kühn gewesen sey, der augenscheinlichen Todesgefahr zum Trotz, in diese verpesteten Gemächer einzudringen, und nicht bloß durch sie hindurchzuwandeln, sondern darin einen langen und empörenden Auftrag zu vollziehen, bei jedem Lager von dreißig Kranken, von denen die Einen in Betäubung, die Andern in Wahnsinn des Todeskampfes oder in fürchterlichen Krämpfen lagen, längere Zeit zu verweilen, da er doch Jedem seinen Trank zutheilen, und mit Gewalt den Mund Derer öffnen mußte, die im Zustande der Bewußtlosigkeit nichts mehr zu sich nehmen konnten, um sie freiwillig oder gezwungen den Tod trinken zu lassen. Einer eben so furchtbaren als gefährlichen Rolle war sicherlich nicht Jedermann gewachsen, und lange hätte man nach Jemand suchen dürfen, der tollkühn genug gewesen wäre, sie zu übernehmen. Man nennt als solchen Royer, denn zu einem solchen Geschäfte bedurfte man einen dessen würdigen Mann. Allein Royer war, wie bei dem ganzen Heere bekannt, nur eine elende Memme, eben so feig als habsüchtig, die noch mehr am Leben, als am Gelde hing. Royer würde seit dem Tage, wo ihn das Mitleid der übrigen Aerzte der wohlverdienten Strafe entrissen hatte, nicht mehr gewagt haben vor dem Obergeneral zu erscheinen, noch tausendmal weniger aber in seiner Gegenwart den Mund aufzuthun, eine Meinung zu äußern, ein Verbrechen anzurathen, er selbst ein begnadigter Verbrecher; übrigens verachtete Bonaparte diesen Menschen zu sehr, als daß er sich seines Dienstes, selbst bei einer schlechten Handlung würde bedient haben. Seit dem Augenblicke, wo die Pest in den Spitälern ausgebrochen war, setzte Royer keinen Fuß mehr über ihre Schwelle. Nur für seine eigene Haut besorgt, hatte er seinen Aufenthalt im Bereiche der Feldschenken genommen und lebte in Gesellschaft der Lebensmittelverkäufer und Lagerlieferanten, mit denen er seinen Handel forttrieb. Als das Heer vor Jaffa anlangte, blieb Royer seiner angenommenen Gewohnheit treu, und kam nicht einmal mehr in die Stadt. Und diesen Mann stellt man voran, ihn will man mit aller Gewalt zum Vampyr, zum Helden dieser Tragödie machen. Sicherlich wäre eben dieser Royer bei dem ersten Wort eines so gefahrvollen Ansinnens vor Schrecken tief in die Wüste geflohen.

Wenn diese Unmöglichkeit in der Hauptsache nicht hinreichte, das Gewebe der eingebildeten Vergiftung zu zerstören; so könnte man fragen, wie sich die sechs Litres Laudanum Sydenhami so ganz wie gerufen, in der Tasche eines Osmanliarztes finden konnten, während alle Aerzte schon seit zwei Monaten über den Mangel an Arzneimitteln klagten; während namentlich Saint-Ours, der unter Andern zu Jaffa zurückgelassen worden war, in seinem Briefwechsel mit Desgenettes wiederholt über diesen Mangel Klage führt. Wie kam es ferner, daß sich das Opium des muselmännischen Arztes in flüssigem Zustande befand, während die Türken sich seiner nur unaufgelöst bedienen? Man könnte überdieß noch darthun, daß die Geschichte von Soldaten, die man zu El Arysch genesen, aber mit Nervenzuckungen behaftet getroffen habe, zum Mindesten eine gewagte Behauptung sey; da bei wiederholter Besichtigung des ganzen Heeres durch den Chirurgen en Chef nirgends ein Fall von einem solchen Leiden vorkam. Wenn so die Sage ihrem Hauptgehalte nach schon in ihre Nichtigkeit zusammenfiel, so ist sie eben so wenig in ihren Nebenumständen probehaltig.

Wir gehen nun von der Prüfung des materiellen Theiles, die schon entschieden genug gesprochen haben mag, zur Betrachtung der moralischen Seite über, die ein noch gewichtigeres Zeugniß geben wird. Vor Allem muß man Napoleon die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß man ihn in den vierzehn Jahren seiner Allmacht stets mit Grausamkeiten, und vorzüglich mit unnützen Grausamkeiten geizen fand. Ein logisches Genie, wie er war, wollte er, daß jede seiner Handlungen, gute oder schlechte, einen Gedanken zum Grunde und ein endliches Ziel haben sollte. Welchen Zweck, welchen Beweggrund konnte aber diese Vergiftung haben? Man spricht einstimmig davon, daß die Kranken in einem verzweifelten Zustande, daß sie nicht fortzuschaffen, daß sie in den letzten Zügen begriffen waren. Welchen Vortheil gewährte es dann, halbtodte Menschen umzubringen! Hoffte Bonaparte sich dadurch die Pest vom Halse zu schaffen? Waren doch andere Pestkranke bereits unterwegs; man fand welche zu Ghazah, El Arysch, Kathieh, Salahieh, kurz auf dem ganzen Marsche. Uebrigens gesetzt auch, die fünf und zwanzig Kranken in Jaffa wären die einzigen von der Pest befallenen gewesen, entledigte man sich der Seuche nicht eben so gut, indem man sie dem Feinde zurückließ? Man gewann ja hiebei noch, indem man auf ihn den Keim der Ansteckung vererbte.

Napoleon hat indeß bei verschiedenen Gelegenheiten die Vergiftungsgeschichte in Abrede gestellt, und gegenwärtig, wo dieses Riesendaseyn geendigt hat, verdienen seine Worte wohl, daß man sie zu den angeführten Gründen in die Wagschale lege. Wiederholt und in Gegenwart von Fremden, wie im Kreise seiner vertrautesten Freunde, hat er hierüber oft seine Gedanken geäußert, auf der Insel Elba ei-

nem englischen Lord, der ihn besuchte*); auf St. Helena dem Doktor O'Meara **), und dem Grafen Las Cases ***). Unterstützt von seinem scharfen und bewunderswürdigen Gedächtnisse, legte Bonaparte diesen Vorfall mit den kleinsten Nebenumständen dar. Seiner Aussage nach waren im Spitale von Jaffa nur noch sieben Pestkranke übrig geblieben, die Alle bis auf Einen oder Zwei, welche später von Sir Sidney Smith aufgenommen wurden, umkamen. Uebrigens, behauptete er, daß die Vergiftung in dem Zustande, worin sich diese Unglücklichen befanden, für sie eine Wohlthat, ein Dienst der Menschlichkeit gewesen wäre, den er für seinen eigenen Sohn angerathen haben würde: „allein," fügte er hinzu, „die Umstände machten einen solchen Schritt nicht nöthig, und wäre er nöthig gewesen, so würde ich ihn sicherlich nicht auf eigenen Antrieb gethan haben. Ein Kriegsrath würde berufen worden seyn, und wäre die Ansicht von der Nothwendigkeit eines solchen Opfers durchgegangen, so würde ich, weit entfernt, daraus ein Geheimniß zu machen oder ein Geflüster werden zu lassen, es dem Heere durch Tagsbefehl bekannt gemacht haben."

Bei allem Dem bleibt nur eine Sache unerklärlich: wie nämlich ein so offenbar falsches Gerücht, das aller Beweise entbehrte, und so leicht zu widerlegen war, dennoch im Heere Glauben finden, wie es Wurzel fassen und noch bis auf diese Stunde der unerschütterliche Glaube von Vielen bleiben konnte. Dieses Räthsel findet in Folgendem seine Lösung. Einige Monate nach dem Feldzug in Syrien, als Bonaparte Aegyptens Boden verlassen hatte, wurde großes Gemurmel gegen den General laut, der so schnell das Spiel verloren gegeben habe; der Zorn war noch frisch, die Erbitterung lebendig, der Haß triumphirend. Damals war es, wo eine Spaltung eintrat, deren Anzeichen sich bis dahin nur verstohlens hatten blicken lassen; das Heer theilte sich in zwei Parteien; die eine der Kolonisten, die andere der Antikolonisten; die erstern, der Kern der alten italienischen Armee und Bonaparte auch in seiner Abwesenheit ergeben, letztere der Ueberrest der Rheinarmee, Anhänger seines Nachfolgers Kleber. Royer gesellte sich letzterer bei, und da er sich in ihren Augen einige Wichtigkeit geben wollte, so kam er auf den Gedanken, mit einem Verbrechen zu prahlen, indem er die in Umlauf gekommenen Gerüchte und Einiges, was er aus Hörensagen von der Unterredung des Obergenerals mit Desgenettes wußte, nach seiner Art einkleidete, und zuletzt sich als das Werkzeug der Vergiftung erklärte, deren Anstifter Bonaparte gewesen sey. Auf diese Weise rächte er sich an dem Manne, der ihn zum Tode verurtheilt hatte und gab sich zugleich einen gewissen Nimbus nach seinem Geschmack. Auf der andern Seite weckten diese Gerüchte, nachdem sie bei den Soldaten Eingang gefunden hatten, bei den Kranken, die damals genesen waren, Erinnerungen an das Vergangene, und sie machten darüber, nach dem Eindrucke, den diese Neuigkeit bei ihnen hervorbrachte, ihre Bemerkungen. Sie erzählten ihren Kameraden, daß auch sie vergiftet gewesen und nur wie ein Wunder der Wirkung sonderbar bitterer Tränke entgangen seyen. Wirklich konnten auch die Aerzte, von allen Arzneimitteln entblößt, im ganzen Verlaufe des Feldzuges ihren Kranken keine andern Getränke als Therial mit Dekokten von einheimischen Bäumen und Gewächsen geben. Es war freilich ein sehr unschuldiges Gebräu; aber sein bitterer Geschmack und sein fürchterliches Aussehen hatte auf die Soldaten lebhaften Eindruck gemacht. Kaum ließ man das Wort Gift fallen, als man es überall sehen wollte, auch genesen und völlig wohl auf behauptete ein Jeder, vergiftet gewesen zu seyn. So brachen auf der einen Seite Haß, auf der andern Leichtgläubigkeit der Anschuldigung Bahn, und sie machte reißendschnelle Fortschritte; denn es ist dem menschlichen Geiste wie angeboren, daß er leichter das Schlechte als das Gute glaubt, und daß eine tadelnswerthe Handlung, wenn sie anders dramatischer Natur ist, ihn mehr ergreift, ihm stärkere Eindrücke hinterläßt, als eine gute That, die stets geringfügig und farblos erscheint.

So wurde das Mährchen der Vergiftung ausgebildet; zuerst von bösem Willen ausgeheckt, von Müßigängern verbreitet, von der leichtgläubigen Masse aufgenommen, erlangte es das Gewicht einer bewiesenen Thatsache.

*) British Mercury 1822.
**) Voice from St.-Helena.
***) Mémorial de Sainte Helène.

Die Bevölkerung von Großbritannien.

Ein englischer Statistiker, Herr Rickman, hat vergleichende Tabellen über die Bevölkerung Großbritanniens in den Jahren 1801, 1811, 1821 und 1831 herausgegeben. Dieses Buch, das mehr als 400 Folioseiten enthält, wurde auf Befehl des Parlaments gedruckt, und ist die umfassendste, vollständigste und bestgeordnete offizielle Arbeit, die noch je von einer Regierung dem Druck übergeben wurde. Diese unermeßliche Sammlung von Zahlen, die gar sehr an die ägyptischen Hieroglyphen erinnert, enthält eine Reihe, für Geschichte, Politik, Agrikultur und Industrie, sehr wichtiger Angaben. Wir heben hier einige der allgemeinen Resultate aus, nach denen man sich einen Begriff von dem Werke des Herrn Rickman bilden kann.

Die Zunahme der Bevölkerung Großbritanniens war während der ersten dreißig Jahre dieses Jahrhunderts folgende:

Jahre.	England.	Wallis.	Schottland.	Armee u. Marine.	Summe.
1801	8.331,434	541.546	1.599.068	470.598	10 942,646
1811	9.551.888	611.788	1.805.688	640.500	12.609.864
1821	11.261.437	717.438	2.093.456	319.300	14.391,631
1831	13.089.338	805,236	2,365.807	277,917	16,537.397

Während jeder der hier angenommenen zehnjährigen Perioden betrug also die Zunahme der Bevölkerung auf je hundert Einwohner:

Jahre.	England.	Wallis.	Schottland.	Summe.
1801 bis 1811	14	13	14	15
1811 — 1821	17	17	16	14
1821 — 1831	16	12	13	15

Aus diesen Zahlen geht hervor, daß die Bevölkerung Englands in einem weit größeren Verhältniß zunimmt, als die der übrigen Theile Großbritanniens, denn die Einwohnerzahl, die es im Anfang dieses Jahrhunderts hatte, hat sich, der 15 Kriegsjahre ungeachtet, bis jetzt um mehr als die Hälfte vermehrt. Bemerkenswerth ist die Zunahme der Bevölkerung von Wallis, die von 1811 bis 1821 mit der schnellen Vermehrung der Einwohnerzahl in den englischen Provinzen fast gleichen Schritt hält, dann still steht und dann bis zum Minimum der Bevölkerungszunahme der brittischen Inseln herabsinkt. Ein Gleiches, doch in minder auffallender Weise, bemerkt man in Schottland. Im Ganzen hat die Bevölkerung Großbritanniens seit dem Jahre 1801 um mehr als 5½ Millionen zugenommen, was in fernern 30 Jahren eine Vermehrung um die Hälfte, also eine Bevölkerung von 24 Millionen ausmachen würde, wofern nämlich diese Progression im Laufe der Zeit sich nicht vermindert. In den

Städten war, wie die folgende Tabelle beweist, die Vermehrung der Einwohnerzahl stärker als auf dem Lande:

	1801	1831	Zunahme
London . .	864,845	1,474,069	609,224
Edinburg . .	82,560	162,403	79,843
Manchester .	94,876	237,832	142,956
Glasgow . .	77,385	202,426	125,041
Birmingham	73,670	142,251	68,581
Liverpool . .	79,722	189,244	109,522
Bristol . .	63,645	103,886	40,241

Die Einwohnerzahl von Bristol hat sich also in 30 Jahren um zwei Drittheile, und die von London um drei Viertheile vermehrt; in Manchester, Glasgow und Liverpool stieg sie vom Doppelten bis auf's Dreifache, und in Edinburg und Birmingham ist die Bevölkerung gegenwärtig noch einmal so stark als im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts.

Vermischte Nachrichten.

Sehr vernünftigerweise werden in England nicht den armen betrogenen Ehemännern Hörner aufgesetzt, als müßte das Sprüchwort, wer den Schaden hat, hat den Spott, überall unerbittlich in Anwendung gebracht werden; sondern man krönt dort mit dem bei uns so gefürchteten Schmuck die Stirne Jener, die allen kirchlichen Douanen zum Troz, in das gelobte Land des Ehestandes ihren heillosen Schmuggel treiben. Dieß ist jedoch nicht bildlicherweise, sondern buchstäblich zu verstehen. Neulich erst genoß ein großer Theil von London das erbauliche Schauspiel einer solchen Hörnerkrönung. Ein Haufe Kohlenträger, in ihrem besten Sonntagsstaate, durchzog die Straßen der Hauptstadt, voran vier derselben mit einer Leiter, auf der einer ihrer Zunftgenossen, ein großer vierschrötiger Bursche, getragen wurde, mit einem paar stattlichen Bockshörnern auf dem Kopf, wozu er auch in der That ein wahres Bocksgesicht schnitt, das er hinter den dichten Rauchwolken seiner fingerslangen Pfeife zu verschleiern suchte. Der Ehemann, auf dessen schönere Hälfte der schwarze Korsar Jagd gemacht, hatte ihm diese Hörner aufgesetzt. Auf frischer That ergriffen war er vor einen Ausschuß der Kohlenträger gestellt und von diesem, nach einem seit unvordenklichen Zeiten herkömmlichen Brauch, verurtheilt worden, in dem Kopfputz, dessen sich in älterer Zeit selbst ein Jupiter nicht schämte, vor allen Häusern, denen er gewöhnlich Kohlen verkauft, im Triumph aufgeführt zu werden. Die Kohlenverkäufer bemerkten, daß seit den letzten fünfzig Jahren Dieß der erste Fall sey, wo ein Ehebette ihrer Genossenschaft von einem so schwarzen Eingriff befleckt worden.

*

Southey in seiner Geschichte von Brasilien erzählt in Bezug auf den Zustand, in welchem die ersten Missionäre die Einwohner von Südamerika trafen, Folgendes: „Ein Jesuit fand eines Tags eine ungemein alte Frau, die in ihren letzten Zügen lag. Nachdem er ihr, wie er glaubte einen hinlänglichen Begriff vom Christenthum beigebracht hatte, fragte er sie, ob sie nicht vielleicht Lust nach einer Speise habe. „Großmutter," sagte er, denn so redete man höflicher Weise die alten Weiber an, möchtest Du nicht ein Stückchen Zucker oder sonst etwas von den köstlichen Dingen, die wir über die See herüber kommen lassen?" „Ach, mein Enkel, erwiderte die alte Neubekehrte, mein Magen verträgt Nichts mehr. Nur Etwas möchte ich noch vor meinem Ende kosten. Wenn ich den Kopf eines kleinen zarten Tabujaknaben haben könnte; so möchte ich mich wohl noch daran machen, ihn abzuzausen. Aber ach, ich habe Niemand, der hinginge mir Einen zu schießen!"

•

Eine florentiner Zeitung enthält Folgendes: „Ein Geistlicher, Namens Moccia, der gegenwärtig in seinem fünfzigsten Jahre steht, und durch seine Kenntniß der klassischen Literatur ausgezeichnet ist, besitzt in einem außerordentlichen Grade die Eigenschaft, im Wasser nicht unterzusinken. Man mag ihn in den reißendsten Strom, in die stürmischste See oder in die schreckbarsten Wasserwirbel stürzen, stets würde er wieder auf der Oberfläche des Wassers erscheinen. Bei schwülem Wetter sieht man ihn oft mit untergeschlagenen Armen auf den Wogen ruhen und in Schlaf versunken, wobei er sich wie auf einem Bett von Eiderdunen bald auf die eine, bald auf die andere Seite legt. Das Geheimniß dieser Schwimmfähigkeit erklärt sich dadurch, daß der Körper dreißig Pfund weniger wiegt als ein demselben gleiches Volumen Wasser.

•

Man hat jüngst zu Spithead, wo im Jahre 1782 der Boyne, ein Kriegsschiff von 98 Kanonen durch Zufall in Brand gerieth und in die Luft flog, an einer Stelle der See, in der der Wrack bei Ebbe in einer Tiefe von zwei bis drei Faden liegt, Versuche mit dem neuen Taucherapparate angestellt. Der Taucher stieg auf einer Leiter, die von einem Schiffe oben bis in jene Tiefe reichte, hinab, befestigte einige vier und zwanzig Pfünder an Seilen, an denen sie hinaufgezogen wurden, und wiederholte seine Besuche bei dem Wrack fast täglich. Zuletzt stieß er auf den Weinkeller des Kapitäns, aus dem er einige Dutzend Flaschen Portweine heraufholte, die also 57 Jahre in Salzwasser gelegen waren. An diesen Flaschen fand man es besonders merkwürdig, daß sie ganz mit Austern bedeckt waren, die sich daran festgesetzt hatten.

•

Kürzlich wurde in London am frühen Morgen ein gewisser James Lawn, ein bekannter Cracksmann, d. h. ein Mitglied jener freien Kunst in die Häuser einzubrechen, den die Polizei recht gut kannte, in der Straße von der Cholera ergriffen. Er wurde sogleich in ein Haus gebracht, und mehrere Aerzte boten Alles auf, ein so kostbares Leben zu retten, jedoch ohne Erfolg. Lawn war häufig im Gefängniß gewesen, und soll in den letzten Jahren, auf eine oder die andere Weise fast bei allen großen Einbrüchen, die in der Hauptstadt begangen wurden, betheiligt gewesen seyn. Als seine Zunftgenossen seinen Tod erfuhren, wurde von ihnen eine Subscription eröffnet, um ihn zu begraben, und der Leichenzug fand am 30 Julius statt. Der Hauptleidtragende war ein Mensch Namens Ned Nix, und der Leiche folgten nach dem Begräbnißplatze über 500 der berüchtigtsten Diebe und Vagabunden der Hauptstadt, von denen viele Thränen der tiefsten Rührung vergossen.

•

Sir Johnah Barrington erzählt in seinen Memoiren Folgendes: „O'Connor, ein wohlbeleibter, rundbackiger und gutmüthig aussehender Schulmeister, aus der Grafschaft Kildare, war der erste Rebell, der wegen Hochverrathes hingerichtet wurde. Der Urtheilsspruch lautete, daß er „um den Hals gehangen werden sollte, aber nicht bis er todt sey; um ihm nachher noch lebendig die Eingeweide ausreißen zu können, worauf sein Leib geviertheilt werden sollte u. s. w." Der Verurtheilte hörte den grausamen Spruch mit fester, jedoch sanfter Resignation an, machte am Schlusse desselben eine tiefe Verbeugung, dankte dem Richter für seine Unparteilichkeit, und indem er sich umwendete, sagte er: „Gottes Wille geschehe! Es ist gut, daß es nicht schlimmer ist!" — Jedermann war darüber erstaunt und fragte den armen Kerl, der sich keiner blutigen That schuldig gemacht hatte, was er damit meine? — „Was ich damit meine," sagte er, „ich fürchtete Seine Herrlichkeit würden mich peitschen lassen." Alle Rebellen zogen auch den Tod der Strafe mit der sogenannten „neunschwänzigen Katze" (cat-o'nine-tails, der noch bei dem englischen Heere üblichen Zuchtgeißel) vor. O'Connor's Kopf war nachher noch einige Jahre auf der Spitze des Stadtgefängnisses zu sehen."

•

Das „Athenäum," ein englisches Wochenblatt für Literatur und Kunst, hat bei dem obersten Kanzleigerichtshofe gegen einige englische Journale, die ohne es zu nennen, aus ihm Artikel entnehmen, Klage gestellt und eine Entscheidung zugeschlossen erhalten, durch die ihm die Befugniß zuerkannt wird, gegen diese Nachdrucker, als „against thiefs" — wie gegen Diebe, die gerichtliche Einschreitung anzurufen.

*

Ein Russe hat eine „Uebersicht aller bekannten Sprachen und ihrer Mundarten" herausgegeben. Man findet in diesem Werke in Allem 937 asiatische, 587 europäische, 226 afrikanische und 1264 amerikanische Sprachen und Dialekte aufgeführt. Die Bibel ist in 139 Sprachen übersetzt.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 235. 22 August 1832.

Aus Cooper's neuestem Roman: „Die Heidenmauer."

Einleitung.

(Fortsetzung.)

Der Rhein war mir ein alter Bekannter. Einige Jahre früher war ich bei Katwyck auf dem Sandufer gestanden und hatte neugierig seinen periodischen Einfluß in die Nordsee betrachtet, der durch Schleußen, die unter der kurzen Regierung des guten Königs Ludwig angelegt wurden, vor sich geht, und im nämlichen Sommer hatte ich ihn als einen murmelnden Bach an den Eisschlünden des Gotthard überschritten. Jetzt waren wir da, um seine Schönheiten in seinem schönsten Theile zu beschauen und sie, so viel die Vorliebe für das Heimathland es erlauben mochte, mit den wohlbegründeten Ansprüchen unseres Hudson zu vergleichen.

Wir verließen Köln mit seinem herrlichen, aber unvollendeten Dome und dem Krahnen, den man schon fünf Jahrhunderte an seinen unausgebauten Thürmen lastend hängen läßt; mit seinen Erinnerungen an Rubens und seine königlichen Schutzheiligen, und reisten an dem Strom hinauf mit so viel Muße, daß wir Alles, was sich uns darbot, genau betrachten konnten, und doch wieder so rasch, daß wir eine mögliche Uebersättigung vermieden. Hier trafen wir preußische Soldaten, die sich im Scheinkriegsdienst für die ernsthaften Pflichten ihres Berufs vorbereiteten. Truppweise sprengten Lanzenträger über das Blachfeld, Vedetten waren, das gespannte Pistol in der Hand, an jedem Henschober aufgestellt, während Eilboten, dem Gaule die Sporen in die Seiten gedrückt, von einem Punkt zum andern flogen, als wenn der große Kampf, der sich so drohend vorbereitet und früher oder später ausbrechen muß, bereits begonnen hätte. Da jetzt ganz Europa ein Lager, so warf man kaum einen Blick nach dergleichen Erscheinungen hinüber; suchten wir ja doch weit anziehendere, wie sie die Natur in glücklicherer Laune hervorruft.

Da gab es Dutzende von zertrümmerten Schlössern, graue Vesten, Abteien, einige verlassen, andere noch bewohnt, Dörfer und Städte, die sieben Berge, Felsen und Weinhügel. Bei jedem Schritte fühlten wir mehr, wie innig die Poesie der Natur und die der Kunst mit einander verwebt sind; wie der Berghang mit seinen in Trümmer fallenden Thürmen und das geistige Gefühl, das ihnen eben das Anziehende verleiht, so ganz zusammengehören. Hier eine Insel, die keine besondern Schönheiten bot, doch die Mauern eines mittelalterlichen Klosters zerbröckeln auf ihrem Boden; dort ein nackter Fels, ohne eigentliche Erhabenheit und ohne jenen Farbenduft, den ein milderer Himmel gibt — doch auf seinem Gipfel wankt, Einsturz drohend, ein freiherrliches Raubnest. Hier führte Cäsar seine Legionen an den Strom, und dort warf Napoleon seine Armeekorps auf das feindliche Ufer hinüber; hier steht Hoche's Denkmal, und von diesem Erdwalle aus leitete der große Adolph seine Schlachtreihen. Die Zeit muß erst noch dem Anblick unserer eigenen geschichtlichen Gegenden eine ältere tiefere Färbung geben, denn das Mitgefühl, das allein durch die allgemeine Uebereinstimmung der Menschen sich bildet und zusammendrängt, hat jene noch nicht mit den zauberhaft wirkenden Farben ferner Zeiten und einer gläubigen Uebereinkunft bekleidet.

In einer Stimmung, wie sie wohl durch eine Fluth derartiger Erinnerungen erzeugt werden mag, setzten wir unsere Reise südwärts längs den Gestaden dieser großen Pulsader Mitteleuropa's fort. Wir bewunderten die mächtigen Festungstrümmer des Rheinfels, beschauten bewundernd den köstlichen Juwel der zerfallenen Kirche in Bacharach, sahen staunend an der schwindelnden Felsenwand hinauf, auf der eben jetzt, in der adlergleichen Erhabenheit und Sicherheit der alten Zeiten, ein preußischer Prinz wohnt. Als wir am Abend des zweiten Tages Mainz erreichten, ward das eben Gesehene wohlbedächtig und — wie wir hoffen wollen — unparteiisch mit Dem verglichen, was noch immer frisch in zärtlicher Erinnerung vor uns stand.

Von Kindheit auf war ich mit dem Hudson vertraut. Die allgemeine Fahrstraße aller Derjenigen, welche aus dem Innern des Staats nach der See reisen — mußte er mir natürlich früh schon mit seinen Windungen, seinen Vorgebirgen, seinen Inseln, seinen Städten und Dörfern bekannt werden. Seine verborgenen Stromrinnen selbst waren im Berufswege untersucht worden, und es gab eine Zeit, wo kein unbekannter Landsitz und kein Dorf an seinen Ufern unbesucht blieb. Hier war also die Macht tief empfangener Eindrücke dem Einflusse noch sichtbarer Gegenstände gegenüber zu stellen.

Mir ist es eine ausgemachte Sache, daß der Rhein zwar häufig, innerhalb einer gegebenen Anzahl von Meilen, mehr von dieser oder jener Art der Landschaft, als der Hudson, aber keine von solcher Herrlichkeit besitzt. Ihm mangelt die Mannichfaltigkeit,

die erhabene Schönheit, die mächtige Größe des amerikanischen Stroms. Der letztere ist innerhalb der gleichen Stromlänge, welche beim Rheine die allgemein anerkannt schönsten Gegenden in sich faßt, Beides — ein breiter und ein schmaler Fluß; er hat seine Buchten, seine engen Durchfahrten zwischen Wiesengeländ, seine dräuenden Strudel und seine den italienischen Seen gleichenden „Strecken;" *) während das Höchste, was man von seinem europäischen Nebenbuhler sagen kann, ist — daß alle diese wunderbaren Eigenthümlichkeiten schwach nachgeahmt sind. Zehn Breitengrade weiter hinab — geben üppigere Farbentöne, hellere Uebergänge von Licht und Schatten und herrliche Veränderungen des Dunstkreises, wie sie eben unsern westlichen Himmelsstrich verschönen. Auch hinsichtlich der Inseln hat der Hudson den Vorzug, denn während die im Rheine an Zahl weit überwiegen, sind die des ersteren Stroms kühner und besser angebracht und treten in jedem Zug der Natur bedeutsamer hervor.

Dehnt man dagegen die Vergleichung zwischen diesen gefeierten Strömen auch auf ihre durch die Kunst hervorgebrachten Umgebungen aus, so wird das Ergebniß zweifelhafter. Die Bauwerke der älteren Städte und Dörfer Europa's scheinen, von ferne gesehen, eigens für den Effekt zusammengestellt, wenn gleich Sicherheit der wahre Grund war; wogegen man die geräumigen, niedlichen, freundlichen Dörfer Amerika's gemeiniglich erst betreten muß, wenn man sie gehörig würdigen soll. Auf der andern Halbkugel geben die Irrgewinde von Dächern, die Kirchthürme, die unregelmäßigen Vorderseiten der Gebäude und häufig das im Hintergrunde zum Spitzthurm oben zusammenlaufende Schloß, einer Stadt das Ansehen irgend eines ungeheuern und veralteten Baues, der da für einen bestimmten Zweck oder Gegenstand aufgerichtet wurde. Die Dorfschaften am Rheine haben vielleicht weniger von der malerischen oder landschaftlichen Wirkung, als die Dörfer in Frankreich oder Italien — denn die Deutschen sind sparsamer mit dem Raum als ihre Nachbarn, doch sind sie immer noch weit weniger alltäglich, als die lachenden und wohlhäbigen kleinen Marktflecken, mit denen die Ufer des Hudson besäet sind. Zu diesem Vortheil muß man noch den weiteren zählen, den zahllose Ruinen und die Masse von Erinnerungen in die Wagschale legen. Hier hört aber auch die Ueberlegenheit der künstlichen Hülfsschönheiten des Rheins auf, und die seines Nebenbuhlers gewinnen wieder die Oberhand. In modernen Wohnhäusern, in Villen, ja selbst in Landsitzen — fürstliche allein ausgenommen — haben die Ufer des Hudson kaum ihresgleichen in irgend einer Weltgegend. Es gibt freilich schönere und edlere Gebäude am Ufer der Brenta, allein mir ist kein Strom bekannt, der so viele das Auge ergötzende und anziehende hätte. Führt man die Vergleichung auch in Bezug auf bewegliche Gegenstände fort, so erscheint hier ein gewichtiger Zug, worin der Hudson vielleicht ohne Nebenbuhler unter allen Strömen bleiben möchte, welche auf einen malerischen Charakter Anspruch machen dürfen. In der Menge und Mannichfaltigkeit der Takelage, in der Schönheit der Form, in der Schnelligkeit und Geschicklichkeit der Führung und in der allgemeinen Anmuth und Art der Bewegung ihrer Fahrzeuge reiht sich wohl diese außerordentliche Wasserstraße unter die ersten der Welt. Hoch und leicht streben die Maste und Stangen der großen Schiffe zwischen den Felsen und Wäldern der Hochlande empor, während man die Schaluppe und den Schoner, das glänzende Dampfboot mit seinem Baldachin und die Yacht, die Periagua und das Kanoe in zahlloser Menge seine Gewässer bedecken sieht. Zeichnungen und Kupferstiche von dem Rhein helfen gar oft mit ihren gewöhnlichen Vortheilen nach, indem sie Gegenstände — die in der Wirklichkeit gesehen, nichts auffallend Anziehendes darbieten — weicher und schöner darzustellen wissen, während jeder ähnliche Versuch einer Darstellung des Hudson ihn sogleich auf den ersten Blick dem Auge als des Originals unwerth erscheinen läßt.

*) Reaches — so nennt man den geraden Lauf eines Flusses zwischen zwei Krümmungen, z. B. die Chelsea — reach in der Themse, die long reach im Ohio. A. d. Ue.

Die Natur weiß überall reizende Effekte in Fülle hervorzubringen, und es ist ein großer Fehler, ihre Gaben, auf unserer Wanderung durch das Leben, um irgend eines eingebildeten Vorzugs in dieser oder jener Gegend in der Welt willen, ungenossen zu lassen. Wir schieden deßhalb mit Bedauern von dem Rhein, denn einen lieblicheren Strom in seiner Art kann man wohl schwerlich finden.

(Fortsetzung folgt.)

Marokko.

2. Reise von Tandscher nach der Hauptstadt.

(Schluß.)

Immer längs der Küste hinziehend, erreichte die Karawane am fünfzehnten Tage Dar el Beida, eine kleine, mit Mauern eingefaßte Stadt, von einer halben Meile im Gevierte, am Ufer des Meeres, auf einer Landspitze, die eine halbe Meile weit sich in die See erstreckt, und eine drei viertel Meile tiefe Bucht bildet, die gegen die Westwinde geschützt ist, und von einigen Geschützen bestrichen wird. Auch diese Stadt wurde zum Behuf der Getreideausfuhr erbaut und blieb lange Zeit im Besitze der Portugiesen. Die Minarets dreier Moscheen und einige europäische Gebäude ragen über die Mauern hervor, die von vielen Palmen und zahlreichen Gärten umgeben sind. Die Stadt ist reichlich mit Wasser versehen und hat mit Inbegriff einiger Juden eine Bevölkerung von 700 Einwohnern. Die Bucht von Dar el Beida, das von Lamprière Darbeyda genannt wird, könnte leicht größere Schiffe aufnehmen, wenn die heftigen Nordwestwinde nicht wehten. Die sechzehnte und siebzehnte Tagreise ging in westsüdwestlicher Richtung, durch ein wellenförmig hingezogenes Land, über einen Boden von guter Thonerde, zwischen vielen Gärten und einem kleinen Walde von Arbutus hin, aus dessen Körnern ein schlechtes Lampenöl bereitet wird. Man stieß überall auf Spuren fleißigen Anbaues, und begegnete einer Menge hiezu in Bewegung gesetzter Karren.

Der Weg führte auch an große Hhennapflanzungen (lawsonia inermis), einigen Quellen, Heerden von Ziegen und Schafen, arabischen Lagern und Heiligengräbern vorüber. Man sah in vielgekrümmten Windungen den Fluß Oum Erbegh oder Om-er-

Begh *) (die Mutter der Kräuter) dahinschleichen; er kommt vom Atlas herab und scheidet die Provinzen Fez und Tedla, so wie er auch die Gränze zwischen denen von Temsena und Ducaila bildet; er strömt über Bänke von Sand und sandigem Thon; die Breite seines Bettes beträgt 150 Schritte. An seinem südwestlichen Ufer, anderthalb Meilen von seiner Mündung in das atlantische Meer, dehnt sich die Stadt Azamor oder Azamore aus, die anderthalb Meilen im Umfange hat, und von halbverfallenen Mauern und einigen Kanonen, die gegen den Ozean zu gerichtet sind, vertheidigt wird. Besser ist sie gegen alle Angriffe durch eine Sandbarre geschützt, die an der Einfahrt des Flusses befindlich ist, und bei niederm Wasserstande fast trocken liegt. Azamor ist eine traurige und leblose Stadt, ihre Gassen sind eng und schmutzig; ihre Bewohner leben von Fischen, Gemüsen und Früchten, die es im Ueberfluß gibt. Die Juden mit eingerechnet, zählt sie ungefähr 3000 Einwohner. Die umliegende Gegend ist flach, ohne Gehölze, aber gut angebaut und mit Gärten bedeckt. Am achtzehnten Tage erblickten die Reisenden auf ihrem Wege durch eine gebirgige Gegend, wo man Spuren großer Kultur fand, und an einigen Quellen, zehn arabischen Lagern und zwei Dörfern vorüberkam, in der Ferne die Stadt Mazagan, die auf einer Landspitze sich ins Meer hinein erstreckt, und die westliche Einfassung einer sandigen Bucht, von anderthalb Meilen Breite, bildet, wo Schiffe einen guten Ankerplatz finden. Die Stadt wurde von den Portugiesen gebaut, die sie im Jahre 1770 verließen; sie ist gegen die Seeseite zu von Redouten gedeckt. Mazagan hat einen kleinen Handel, vortreffliches Wasser und bei einer Bevölkerung von 2000 Seelen Ueberfluß an Lebensmitteln. Drei Meilen südwestlich von dieser Stadt, an der Küste, erblickt man die Trümmer von Tett (ein Wort, das in der arabischen Sprache Titus bedeutet). Man glaubt, daß es von den Karthaginiensern gegründet wurde. Die Reisenden lagerten in einem Thale, am Rücken des Vorgebirges Kap Blanc, das unter 38° 8′ N. B. und 8° 40′ O. L. liegt.

Am neunzehnten Tage verließ die Karawane die Küste und schlug in südwestsüdlicher Richtung einen Weg ein, der über Hochebenen und Flachland, das sich bis an den Fuß des Atlas erstreckt, nach der Hauptstadt führt. Man betrat nun die Provinz Ducaila, die durch ihre schöne Pferderace und ihre Verarbeitung der Wolle zu Teppichen berühmt ist. Der Boden ist fruchtbar und wohl angebaut; statt aller Bäume sieht man nur hie und da einige Palmen. Zwischen Granitfelsen führte der Weg zu einer Hochebene hinauf, deren Horizont gegen Südwest durch einen einzeln stehenden Hügel, Djibbel Khadar (grüner Berg) genannt, geschlossen wird. Der Djibbel Khadar gleicht sehr dem Soracte, der die römische Campagna beherrscht. Den zwanzigsten und einundzwanzigsten Tag führte der Weg über eine freie unebene Bodenfläche. Man sah Heerden von Schafen, zehn arabische Lager und sieben Gräber von Heiligen. Hier erblickten die Reisenden das erstemal die Schneegipfel des Atlas, die in den Strahlen der untergehenden Sonne in aller ihrer Herrlichkeit erglänzten. Die Ebene vor ihnen dehnte sich nach allen Seiten hin ununterbrochen aus, und erstreckte sich wahrscheinlich bis an den Fuß des Gebirges, deren prachtvolle Eis- und Schneemassen in einer Entfernung von einigen hundert Meilen emporstiegen. Am zweiundzwanzigsten und dreiundzwanzigsten Tage ging der Weg in südöstlicher Richtung, immer in einer Ebene fort, von der das Auge kein Ende erspähen konnte. Nirgends ein Baum oder ein Haus, nur einzelne Heiligengräber unterbrachen hier und dort die Einförmigkeit der unabsehbaren Fläche. An sumpfigen Stellen wuchsen einzelne Zwergpalmen und von Zeit zu Zeit erblickte man schönen Rasen, Büsche von Paradieskörnern, und arabische Lager, deren Zelte jetzt die Gestalt von Bienenkörben annahmen, und gewöhnlich mit Stroh gedeckt waren. Mitten in der Ebene, unter freiem Himmel, trafen die Reisenden einen Markt, wohin man Kamele, Pferde, Maulthiere, Esel, Hausgeräthschaften, Wollenprodukte, Gemüse, Getreide, Datteln, Mandeln, Hhenna u. s. w. zum Verkaufe brachte. Die Schneegipfel des Atlas strahlten ihnen von der Sonne, die in ihrem Meridian stand, beschienen, wie blendendes Silber entgegen. Auf einem Hügel erblickten sie die Trümmer eines Forts oder Thurmes, der, von kreisrunder Form, fünfzig Fuß hoch und zwanzig im Durchmesser, den Namen Gherando führt. Am vier und fünfundzwanzigsten Tage führte der Weg, immer noch in südöstlicher Richtung, allmählich aufwärts, durch eine hügelige Gegend bis auf die Ebene von Smira, die zwölf Meilen lang ist; von ihr gelangte man auf eine zweite noch höher gelegene Ebene, Peira genannt. Der Boden mit einer Unterlage von Thonschiefer zeigte sich bald sandig, bald schieferhaltig; man fand Quarzstücke und Feuersteine, Achatschichten mit krystallisirtem Quarz u. s. w. Von Bäumen sah man nur Zwergpalmen, und stachlichte Bäume von ungefähr zwanzig Fuß Höhe, die Beeren von dunkelgelber Farbe trugen und Sidra Nebach (Rhamnus infectorius) genannt werden. Auf dem Wege durch diese beiden Ebenen erblickte das Auge nirgends eine Hütte; nur Heerden von Gaßhelen und wilden Ebern durchstreiften sie. Die sechsundzwanzigste Tagreise führte über Hügel von Glimmerschiefer und durch das ausgetrocknete Bett eines Bergstromes, das mit spanischem Ginster, Sidra Nebach und Akazien bewachsen war. Der Weg war steinig, man fand Spuren von Eisen, Kiesel u. s. w. Sobald man dieses steinige Gefilde im Rücken hat, erblickt man vor sich die Kaiserstadt, mit ihren Palästen, Moscheen, Minarets und ihren hohen Thürmen, in einer unermeßlichen Ebene, mitten in einem Palmenwalde, hinter dem die ewigen Schneekuppen des Atlas emporsteigen, und in einer Höhe von 11,000 Fuß über der Meeresfläche auf dem tiefblauen Himmel herrlich sich abgränzen. Während die europäischen Reisenden in den Anblick dieses prachtvollen Gemäldes versunken waren, hielt ihr maurischer Führer, beim ersten Blicke von Marokko an, und richtete für das Heil des Sultans und ein glückliches Ende ihrer Reise Gebete zum Himmel. Man brachte die Nacht unter Palmen zu, die an das heiße Klima der Tropenländer erinnerten, während die Schneeberge, im schroffen Gegensatze dazu, mit dem Azur des Himmels in einander flossen, und an einen ganz andern Himmelsstrich gemahnten. Nach Untergang der Sonne sah man noch einzelne Bergkuppen des Atlas beleuchtet, während die tiefer gelegenen schon in Nacht und Dunkel versunken waren. Endlich am siebenundzwanzigsten Tage der Reise ging man zu Al-Kantra, auf einer Brücke von dreißig Bogen, über den Fluß Tensift, der sich

*) Lemprière nennt ihn Morbeya.

zwischen Mogador und Kap Cantin in den atlantischen Ozean ergießt. Von der Leibwache des Sultans, die ganz in weiße Uniformen gekleidet ist, eingeholt, zog die Karawane, unter dem Zusammenströmen von mehr als 40,000 Menschen und unter dem Abfeuern von Flinten und Petarden, einer barbarischen Musik und dem gellenden Geschrei der Weiber, kurz unter allen möglichen Ehrenbezeugungen, in Marokko ein.

Literarische Chronik.

Neueste Schriften über Indien.

1) Pen and pencil sketches; a journal of a tour in India. By Cpt. Mundy, late aide-de-camp to Lord Cobermere. 2 Vols. London, 1832.

2) Excursions in India: including an Account of a Voyage of 1200 Miles up the Ganges; of a Visit to Merut, Cawnpore, the City of Delhi and other Places in Hindostan; and of a Walk over the Himalaya-Mountains to the sources of the Jumna and the Ganges. By Captain Skinner. 2 Vols. 8vo. London, 1832.

Der Verfasser des erstgenannten Werkes, der gegen Ende des Jahres 1827 den Oberbefehlshaber der englisch-ostindischen Truppen, Lord Combermere, auf einer Inspektionsreise von Calcutta nach den obern Provinzen begleitete, gibt darin eine sehr anziehende Schilderung der mannichfachen Abenteuer, die ihm aufstießen, wie über Land, Volk und Sitte des, so vielen Beschreibungen ungeachtet, noch immer neuen und unerschöpften Landes. Ueberall zu Hause, weiß er selbst Unfällen eine komische Seite abzugewinnen, und gibt, als leidenschaftlicher Jäger, neben den Schilderungen der indischen Sitten und Gebräuche manch interessantes Jagdabenteuer zum Besten, wobei er in seiner trocknen Laune weder sein noch seiner Freunde weidmännisches Mißgeschick verschweigt. Es läßt sich indeß vermuthen, daß der Verfasser, wäre ihm die Unzahl von Schriften, die in den letzten Jahren über Indien erschien, bekannt gewesen, manche Schilderung bereits besprochener Gegenstände unterdrückt und sein Werk vielleicht auf Einen Band beschränkt haben würde, wodurch es unstreitig an Werth gewonnen hätte. Am glücklichsten ist er in seinen Beschreibungen der Gegenden und den Erzählungen seiner Reiseabenteuer, von denen wir hier einige ausheben, und zwar zuerst die Schilderung eines Gebirgspfades nach einer, auf einer steilen Anhöhe gelegenen Militärstation:

„Die Entfernung vom Fuße des Berges nach Liandower, der höchsten von beiden Stationen, beträgt acht Meilen, und der Weg (der zum Heile der Hälse und geraden Glieder Aller, die ihn künftig zu betreten haben, jetzt verbessert wird) windet sich bald um den Rand der Felsen, bald läuft er zikzak auf dem Rücken des Berges hin, führt dann wieder in die dunkle Tiefe einer Schlucht, oder kriecht über die schwindelnde Höhe einer nackten Felsenspitze. In seinem jetzigen unvollendeten Zustande beträgt seine größte Breite nicht mehr als drei Fuß, und an vielen Stellen schrumpft sie bis auf einen Fuß, ja sogar bis auf sechs Zoll zusammen. Diese Reise ist für einen Anfänger allerdings eine starke Aufgabe; denn obschon wir die Alpen durchklettert haben, so zogen wir doch vor, uns lieber unserer eigenen Füße zu bedienen, als zu reiten. Die eigensinnigen kleinen Ghunts gehen immer am äußersten Rande des Pfades, so daß der Reiter, der sein Auge auf die Schultern seines Thieres gerichtet hat, zwischen sich und dem unabsehbaren Abgrund nichts erblickt, als etwa die kleinen Steine und die Erde, die vom Tritte des Thieres abgelöst in die Tiefe hinabrollen. Wir setzten unsern Weg eben so unverdrossen fort, als die armen geduldigen Maulthiere, die uns von dem entschlossensten unserer Diener an langen Halftern nachgeführt wurden. Mehrere haarbreite Stellen des Pfades hatten wir glücklich zurückgelegt, als wir auf Einmal durch ein plötzliches Hinderniß, eine ungeheure Bresche in unserm Weg, aufgehalten wurden, die uns im ersten Augenblick ein non plus ultra zu seyn schien. An einem spitzigen Vorsprung des Pfades, der hier über sich eine jähe Wand und unter sich einen fast senkrechten Abgrund hatte, zog sich quer über unsern Weg eine Felsenmasse, die jenseits dieser Sperre um drei Fuß sich senkte. Mein Maulthier kroch, ohne sich zu besinnen, wie eine Katze hinüber, Dawkins Maulthier legte den Weg nach langer, hartnäckiger Weigerung zurück, und dann kam die Reihe an den Klepper meines Freundes, der als ein Zögling der Ebene zwar muthig und schnell, aber im Klettern noch nicht sehr geschickt war. Die Stelle, an der wir standen, würde uns Fußgängern Schwindel erregt haben, wäre der Abgrund vor uns nicht mit Bäumen und Sträuchen verschleiert gewesen, die das Auge nicht mit Einem Blick in die gähnende Tiefe dringen ließen, aus der das Getöse eines Waldbaches zu uns heraufbrauste. Der muntere Braune machte, als er an die halsbrecherische Stelle geführt wurde, einen gewaltigen Satz über den Felsen und gewann den äußersten Rand des jenseitigen Pfades; allein die lockere Erde wich unter seinen Füßen, er taumelte, arbeitete einen Augenblick heftig, um sich aufzuraffen, und stürzte dann kopfüber in den Abgrund. Glücklicherweise wurde er ungefähr zwanzig Fuß tief unterhalb des Pfades von einem starken Baum aufgehalten, wo wir ihn zwar unbeschädigt, aber so schwach von dem ausgestandenen Schrecken fanden, daß wir ihn kaum auf die Beine bringen konnten. Die Werkzeuge, die wir immer mit uns führten, kamen uns hier gut zu statten, und mit unendlicher Mühe lichteten wir einen Pfad durch das Niederholz; der Braune hatte während unserer Arbeit Zeit gehabt, sich zu erholen, und wir führten ihn nun auf den Staffeln, die wir in den Boden gegraben hatten, aufwärts nach der Straße. Schon hatte ich, das Thier am Kopfe haltend, den Weg wieder erreicht, wobei Dawkins von hinten nachhalf, als es seine Vorderfüße auf einen großen vorragenden Stein setzte, der, ohnehin locker, unter dem Gewicht des armen Braunen, der sich bemühte festen Fuß zu fassen, wich, und mit dem armen Thiere hinabstürzte, das fast seinen Herrn mit sich hinabgerissen hätte. Wir hörten den armen Klepper sammt seinem plumpen Gefährten, dem losgerissenen Stein, krachend durch die brechenden Zweige der Bäume hinabrollen, und den letztern in den dreihundert Fuß tief unter uns brausenden Strom stürzen. An einer zweiten Rettung fast verzweifelnd, kletterten wir doch zum Beistand des armen Braunen hinab, den wir aber in einer fast noch gefährlichern Lage als zuvor fanden. Ein mitleidiger Baum hatte sich abermals seiner erbarmt; er lag, von einer Sykomore gehalten, auf dem Rücken, deren gewaltige Wurzeln aber nur schwach am Rand eines vorspringenden Felsens zu haften schienen. Wir sahen, daß eine Bewegung des Thieres es unfehlbar über einen Abhang von ungefähr 50 Fuß senkrechter Höhe hinabstürzen mußte; es rührte sich, und nun hörten wir es mit den losgerissenen Steinen hinabrollen. Ungefähr 50 Fuß unterhalb sahen wir unsern Braunen jetzt in einer Vertiefung, die glücklicherweise ganz mit abgefallenem Laub ausgefüllt war, und also ziemlich weich gebettet liegen. Als wir uns genau umgesehen hatten, entdeckten wir einen ziemlich bequemen Pfad, der durch einen Umweg nach der Straße hinauf führte, und auf dem wir unsern Braunen, der durch seine nichts weniger als bequeme Hinabfahrt so gar nichts gelitten hatte, daß er sogleich zu grasen anfing, als er wieder in Sicherheit war, ohne weiteren Unfall aufwärts führten!"

(Fortsetzung folgt.)

Humboldt's Sonnenuhr in Cumana.

Als Herr von Humboldt im Jahre 1800 zu Cumana war, sagt Lavaysse, verfertigte er dort eine sehr schöne Sonnenuhr. So oft ein Fremder mit einem Cumanesen an ihr vorübergeht, wird er stets letzteren sagen hören: „Diese Sonnenuhr verdanken wir dem weisen Baron von Humboldt;" denn das Wort „Sabio," das sie hiebei gebrauchen, bedeutet in dem Munde eines Kreolen der spanischen Kolonien zugleich einen Weisen und Gelehrten. Nie hörte ich den Namen des berühmten Reisenden aussprechen, ohne dieses Beiwort vorauszusetzen, und stets geben sie dabei ihre Verehrung und Bewunderung gegen ihn zu erkennen. Mit Vergnügen erzählen sie die Gefälligkeit, mit der er ihnen seine astronomischen Instrumente zeigte und deren Gebrauch erklärte. Alle, die von ihm Briefe oder sonst Schriftzüge von seiner Hand besitzen, heben dieselben als heiliges Andenken auf. Es wird für eine hohe Ehre geachtet, mit ihm in Briefwechsel gestanden zu seyn. Diese Gefühle sind eben so ehrenvoll für den Charakter der Cumanesen, als für den berühmten Mann, dem sie gelten.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 236. 23 August 1832.

Marokko.

3. Die Hauptstadt.

Die Ebene, in der Marokko liegt, erstreckt sich von Morgen nach Abend, zwischen einer niedern Kette Schieferhügel gegen Norden und dem hohen Atlas gegen Süden, und fast in ganz gleicher Bodenfläche, bis an den Fuß des Gebirges. Diese Ebene, deren Gränzen gegen Osten und Westen dem Auge entschwinden, ist ungefähr 1500 Fuß über der Meeresfläche erhaben. Der Boden besteht aus einem leichten, sandigen Mergel, der mit einer Menge Quarzkrystall, Stücken von Achat, Feuersteinen, Porphyr, Carneol und grünen Kieseln vermischt ist. Größtentheils ist er mit Stachelgewächsen bedeckt, die in der Landessprache Sidra nebach genannt werden. Die Ufer der Bäche sind mit Oleandern von großer Schönheit geschmückt, und nördlich von der Stadt liegt ein Wald von Palmen und Oliven. Der Tensift, der von dem Gebirge gegen Norden herkommt, wo er vierzig Meilen weiter östlich entspringt, läuft längs der Basis dieser Ebene, ungefähr vier Meilen nördlich von Marokko hin, nimmt einige Bäche, die aus dem Atlas kommen, in sich auf, und ergießt sich fünfzehn Meilen südlich von Saffy, *) fast hundert Meilen von Marokko, ins atlantische Meer. Der Tensift ist nicht sehr tief, aber reißend; seine Breite in der Nähe von Marokko ist ungefähr dreihundert Ruthen; man kann ihn aber, die Frühlingszeit ausgenommen, das ganze Jahr durchwaten.

Im nördlichen Theile dieser reichen Ebene liegt die Stadt Marokko — mogrebinisch: Marrakſch — von einem starken, dreißig Fuß hohen Machicoulis-Walle von Tapiaholz, mit steinernen Grundmauern, umgeben. Alle fünzig Schritte erheben sich viereckige Thürme. Nach dieser Mauereinfassung gemessen, hat die Stadt einen Umfang von sechs (engl.) Meilen, und man gelangt in dieselbe durch zwölf doppelte Thore; indeß ist der innere Raum bei weitem nicht ganz mit Gebäuden bedeckt, und enthält weitläufige Gärten und offene Felder von zwanzig bis dreißig Morgen Ausdehnung. **)

Der Palast des Sultans liegt außerhalb der Ringmauern der Stadt, gegen Mittag und im Angesichte des Atlas; auch er ist mit einem gleichstarken Walle umgeben. Der Flächenraum, den er einnimmt, beträgt ungefähr fünfzehn hundert Ruthen in der Länge und sechshundert in der Breite. Dieser Raum ist in viereckige Gärten abgetheilt, um die herum sich abgesonderte Pavillons befinden, welche die kaiserliche Residenz bilden. Die Fußböden der Gemächer sind mit verschiedenfarbigen Ziegeln belegt, übrigens ganz einfach: eine Matte, ein kleiner Teppich und einige Polster bilden das ganze Zimmergeräthe.

Man zählt in der Stadt neunzehn Moscheen, zwei Emdrasas oder Kollegien und ein Spital. Die Hauptmoschee, El Kutubia genannt, erhebt sich ganz isolirt auf einem freien Platze von zwanzig bis dreißig Morgen. Merkwürdig ist an ihr besonders ihr viereckiger Thurm, von 250 Fuß Höhe, und der an der Spitze so breit ist, wie an seinen Grundmauern und einen seltsamen Anblick gewährt. Er besteht aus sieben Abtheilungen, und seine Höhe beträgt das Siebenfache seines Durchmessers. Dieser Thurm, der mit dem von Rabat und der Giralda von Sevilla Aehnlichkeit hat, soll gegen Ende des zwölften Jahrhunderts erbaut worden seyn. Auf seiner obersten Galerie befindet sich ein laternenartiges Thürmchen, daher er den Namen Sma el Fanar führt. Die Moschee selbst ist ein unregelmäßiges Gebäude, und im Verhältnisse zu der Höhe ihres Thurmes unbedeutend. Die Moschee Beni Jusef, der Höhe und dem Alter nach, die zweite, ist im modernen Geschmacke bemalt, und hat ein Kollegium von Talebs oder Studenten. — El Moazin, die für die älteste gilt, ist sehr groß und hat sieben Höfe, von denen Einer in den Andern geht. Seine Bögen oder Gewölbe in maurischer Hufeisenform, sorgfältig mit dem Meißel gearbeitet, machen eine sehr schöne Wirkung. Die Thore dieser Moschee sollen die von Sevilla seyn, die den Triumph des mächtigen Al Mansor verherrlichten. — Bel Abbas, der Name eines Heiligen, und des Schutzpatrons der Stadt, ist zugleich ein Mausoleum, eine Moschee und ein Spital für fünfzehnhundert Kranke. Es besteht aus einem Pavillon, auf dem sich eine Kuppel erhebt, die mit grünlackirten Ziegeln bedeckt

---

*) Saffy oder Saffi liegt unter 32° 18′ 15″ N. B., und 9° 12′ O. L.

**) Ali Bey el Abassi schätzt in seiner Reise durch Afrika und Asien, in den Jahren 1803 bis 1807, die Bevölkerung von Marokko, die einst 700,000 Einwohner zählte, und zur Zeit jener Größe dem Landbau, den Künsten und dem Handel des Landes Leben mittheilte, gegenwärtig (1805) auf kaum 50,000 Seelen, ein Drittheil der Angabe von Washington, wie sich weiter unten zeigen wird. Ali Bey gibt den Umfang der Stadt auf drei Lieues an.

ist. — Emdrasa del Emshia ist ein Kollegium und eine Moschee in der Nähe der Stadtmauer, im südlichen Theile der Stadt, und enthält mehrere Gräber der Sultane, auf denen sich vormals Statuen oder Büsten erhoben, die jedoch der Eifer des strenggläubigen Kaisers insgesammt hinwegschaffen ließ. Die Brunnen der Stadt bieten mehrere Reste schöner Bildhauerarbeiten, besonders die zunächst der Moschee El Moazin gelegene Fontaine Schrub u Schouf (Trink und schau, oder bewundere), die ein Karnies von weißem Marmor hat.

Von den Thoren Marokko's ist das zum Palaste hinausführende ein schönes Werk maurischer Baukunst; sein Gewölbe in Hufeisenform enthält reiche, in Stein gehauene Arabesken. Sein Name Bab e' Rrum sollte fast eine Anspielung auf die Römerzeit vermuthen lassen. Die Straßen von Marokko sind eng und unregelmäßig, selten breiter als die Seitengäßchen europäischer Städte, an vielen Seiten von Bogen und Thoren durchschnitten, die wahrscheinlich auf die Vertheidigung bei einem Angriffe berechnet sind. Mehrere haben offene Plätze, die als Märkte dienen. Die Häuser sind größtentheils nur ein Stockwerk hoch und haben terrassenförmige Dächer. Die nach der Straße zugekehrte Seite derselben ist reinlich und weißgetüncht; hie und da sieht man eine Oeffnung, die kaum den Namen eines Fensters verdient, und von denen keine mit Gläsern versehen ist. Die innere Einrichtung ist fast ganz wie in Spanien. Die Gemächer öffnen sich auf einen Hof; viele dieser Höfe sind von Säulengängen umgeben, und haben in der Mitte einen Springbrunnen. Mehrere Pforten an den Häusern sind von Cedernholz, das mit kunstreichem Schnitzwerk bedeckt ist. Die Gemächer selbst sind eng und lang, wahrscheinlich wegen Mangel an Holz. Nirgends ist ein Fenster, ein Herd, ein Hausgeräthe zu sehen, wenn man nicht eine Matte und einen oder zwei Polster so nennen will. *) Der Bazar El Kaisseria bietet eine lange Reihe von Buden, die gegen das Wetter geschützt und in kleine Gemächer getheilt sind. Man verkauft darin Seide, Shawls, Tücher, die aus der Stadt Fez kommen; Teppiche aus der Provinz Ducalla; Kleider, Leinwand, Waffen, Thee, Zucker von London, Weintrauben, Mandeln, Hhenna von Sus oder Suze, schönes Getreide, Heu aus der Provinz Schragna, sehr süße Datteln von Tafilet, eine Menge Stiefel, Pantoffeln, Sättel, grobes Thongeschirr, Matten, Seile und sehr schöne Stickereien in Gold und Silber. Es gibt in der Stadt zwei oder drei Märkte, von denen der größte Sob El Khamise heißt, und jeden Sonnabend nahe bei dem nördlichen Stadtthore gehalten wird; man findet auf ihm in Ueberfluß die Gegenstände inländischen Gewerbfleißes. Außer dem Thore ist der Markt für Kamele, Pferde, Maulthiere, Hornvieh u. s. w. Diese Märkte gehen ziemlich geräuschlos vor sich; nur bei dem Pferdeverkauf findet etwas mehr Lärm statt, da derselbe mittelst Versteigerung geschieht. Der Ausrufer läßt das feilgebotene Pferd schnell hin und her reiten und schreit dazu das letzt geschlagene Aufgebot. Uebrigens sind die Plätze und Märkte, so wie die Straßen weder gepflastert noch mit Kies bedeckt, was sie wegen des Kothes bei Regenwetter, und wegen des Staubes in der heißen Jahreszeit, höchst unbequem macht.

(Schluß folgt.)

*) Mehrere Häuser, sagt Ali Bey, sind von Steinen, die meisten aber nur aus einer Art Mörtel, der aus Erde, Sand und Kalk zusammengesetzt ist, den man zwischen zwei Brettern einfüllt, welche die Außenseiten der Wände bilden. Man nennt diese Bauart Tabbi.

Abenteuer auf Tristan d'Acunha und Neu-Seeland.

(Fortsetzung.)

Die Insel ist voll wilder Katzen, und hatte früher auch Ueberfluß an Federvieh, von dem die verschiedenen Arten, wegen der außerordentlichen Schnelligkeit, mit der es sich vermehrte, gleichfalls wild wurden. Indeß haben die Katzen seine Anzahl ziemlich vermindert. An den Abhängen der Berge findet man auch wilde Ziegen, die aber so scheu und schnellfüßig sind, daß man sie nur selten zum Schusse bringt. Die Berge, die den größten Theil der Insel einnehmen, bestehen fast ganz aus senkrechten Felsenwänden. Das einzige fruchtbare Land ist ein schmaler Streif, der sich an ihrem Fuße gegen die See hinzieht, und drei viertel Meilen in der Breite und fünf oder sechs englische Meilen in der Länge hat. Wo der Boden von dem Niederholz gesäubert wurde, kann er mit allen Arten von Gewächsen angebaut werden; vorzüglich günstig aber ist er dem Wachsthum der Kartoffeln, die nach Earle's Aussage die besten sind, die er je gekostet. „Von dem Pik in der Mitte der Insel nach dem Seegestade zu, fügt er bei, ist das Land von Schluchten durchschnitten, offenbar durch wilde Gebirgsströme. Die in der ebenen Niederung sind vorzüglich tief, und gehen in gerader Richtung nach der See. Zwei derselben, in der Nähe unserer Behausungen, sind an fünfzig Fuß breit, und eben so tief, und mit ungeheuern Stücken schwarzer Lava ausgefüllt. Alle Felsen der Insel sind von der gleichen traurigen Farbe, was der ganzen Landschaft eine höchst melancholische Düsterheit gibt. Die Gefahren an der Küste werden hauptsächlich durch die furchtbaren und plötzlichen Deiningen der See verursacht, die sich, ohne daß man eine Veranlassung dazu wahrnimmt, in ungeheuren rollenden Wogen auf das Gestade stürzen. Diese Roller (Rollers), wie man sie zu nennen pflegt, gehen gewöhnlich einem Sturme voran. Die Schiffer kommen auch oft dadurch in Gefahr, daß sie unversehens von einem Windstoß gefaßt werden, der sie, mögen sie nun darauf vorbereitet seyn oder nicht, weit in die See hineinschlendert. Die Frau des Gouverneurs war einmal am Bord eines Schiffes zum Besuche gegangen, als ein solcher Bö das Schiff nöthigte, in die hohe See zu gehen, und zehen Tage verflossen, bevor sie zu ihrem trostlosen Gemahl zurückkehren konnte. Ein gleicher Unfall stieß auch dem Weibe White's zu.

Der Verfasser entwirft von seiner Lage und Beschäftigung gegen Ende Mai's folgende Schilderung:

„Unser Haus — und alle übrigen sind ungefähr nach seinem Muster gebaut — trägt ganz das Gepräge der Nationalität eines Engländers und seiner Vorliebe für eine „comfortable" Wohnung. Obgleich man hier unter einer gemäßigten Breite liegt, so hat doch jedes Gemach seinen trefflichen Kamin, und in dem Gebäude, das wir das „Gouvernementhaus" nennen, und wo wir

jeden Abend zusammenkommen, sitzen wir rund um ein großes angenehmes Feuer; Jeder erzählt seine Geschichte und seine Abenteuer oder singt sein Lied, und so vertreiben wir uns die Zeit vergnüglich genug. Wenn ich aber aus meiner Wohnstube einen Blick in's Freie werfe, so läßt sich in der Welt keine einsamere und schauerlichere Gegend denken, vorzüglich bei einer stürmischen Nacht. Das Gebrüll der See ist dann betäubend, und der Wind, der an den senkrechten Wänden der nahe an neunhundert Fuß hohen Berge wüthend hernieder fährt, hat eine ungewöhnliche und fast übernatürliche Gewalt. Kaum senkt sich das Dunkel nieder, so wird die Luft mit Nachtvögeln erfüllt, deren wehklagendes Gekreische die Seele mit traurigen Bildern erfüllt, und dann kommt der schmerzliche Gedanke, daß ich so viele tausend Stunden fern von menschenbewohnten Ländern und von meinen Freunden und Verwandten geschieden bin, die weder wissen, wo ich mich befinde, noch was aus mir geworden ist. Doch ich kämpfe mit Gewalt diese düstern Gedanken nieder, um meinen Gefährten, die Alles aufbieten, was in ihren Kräften steht, mich zu trösten, nicht ahnen zu lassen, wie sehr ich leide. So nehme ich denn gleichfalls meinen Sitz am Kamin und erzähle meine Geschichte, wenn die Reihe an mich kömmt. Auch muß ich gestehen, daß ich an meinen Gefährten nie ein trauriges oder mißvergnügtes Gesicht sah; und obgleich wir weder Wein, noch Grog, noch sonst ein starkes Getränke haben, so fehlt es doch keiner unserer Abendgesellschaften an Munterkeit und Laune. Glücklicherweise habe ich, als ich an's Ufer ging, meine Zeichnungsgeräthschaften aus dem Schiffe mitgenommen, die mir jetzt in meiner Einsamkeit manches Vergnügen gewähren, und die trübe Langeweile verscheuchen helfen.

„Am 20 Mai. Die letzten zehn Tage hatten wir unaufhörlich nasses, kaltes, unfreundliches Wetter, das mich größtentheils in die Stube gebannt hielt; doch stets blicke ich mit ängstlich forschendem Auge hinaus nach der stürmischen See, ob sich kein Segel gewahren läßt; allein da es Winter ist, so fürchte ich, daß kaum ein so glücklicher Stern mir leuchten wird; und selbst wenn ich eines erblickte, würde es wegen der hochgehenden Wogen sich der Insel nicht nähern können. Vor einigen Tagen, wo ein starker Ostwind blies, gingen Glaß und ich nach dem östlichen Ende der Insel, um das Niederholz und Gras zu verbrennen, und hiedurch Weide für das Vieh zu gewinnen. Dieses Gras wächst erstaunlich schnell und wenn man es nicht von Zeit zu Zeit verbrennte, so würde es bald Alles bedecken. Es wird acht bis zehn Fuß hoch und so dicht, daß man sich kaum hindurcharbeiten kann. Wir legten an verschiedenen Stellen Feuer an, und da der Wind tüchtig die Flamme anfachte, so verbreitete sie sich mit einer furchtbaren Schnelligkeit, und lief die Berghänge hinauf mit einem Geprassel wie Kleingewehrfeuer; der ungeheure Qualm und Feuerstrudel machte es zu einem wahrhaft erhabenen Anblick.

„Am 28. Da gestern ein schöner Morgen war, so entschloß ich mich, mit zweien der Insulaner die Berge zu besteigen. Da sie schon zu wiederholten Malen oben gewesen waren, so hatte sich eine Art Fußsteig gebildet: allein es gehörte ein schwindelloses Gehirn dazu, ihn zu beschreiten. Die Seitenwände der Berge sind fast senkrecht; aber wenn man ungefähr 200 Fuß hoch hinaufgekommen ist, sind sie ganz mit Gehölz bedeckt, so daß man mit mehr Sicherheit Fuß fassen kann; aber bis man das Gehölze erreicht, ist der Weg so gefahrvoll, daß ich jetzt noch zittere, wenn ich daran denke. Glatte graue Felsen, und viele derselben so verwittert, daß ganze Stücke, an die man sich halten wollte, losrissen, und mit furchtbarem Gepolter in die Tiefe hinabstürzten; dort und hier ein Grasbüschel waren unsere einzigen Haltpunkte im Hinaufklettern, was mit der größten Vorsicht geschehen mußte, da ein einziger Fehltritt oder ein Schwanken, uns an den Felsen in der Tiefe zerschmettert haben würde. Stets den Blick aufwärts gerichtet, zogen wir uns, indem wir diese Grasbüschel faßten, in die Höhe und gelangten nach einer Stunde der mühevollsten Anstrengung auf den Gipfel, wo wir uns auf einer mehrere Stunden langen Ebene befanden, an deren Ende der Pik emporsteigt, der aus dunkelgrauer Lava besteht und ganz kahl ist. Indem wir auf ihn zu wanderten, fanden wir, daß die Fläche allmählich sich hob; allein der Weg war außerdem höchst ermüdend, da er durch starkes Gras und mehrere Fuß hohes Farrnkraut führte, unter dem sich Vertiefungen befanden, in die man aller angewandten Vorsicht ungeachtet dann und wann hinabstürzte und völlig verschwand, zu großem Gelächter der übrigen; allein nicht selten geschah es, daß der lachende Schadenfroh selbst im nächsten Augenblicke in eine Grube fiel." (Fortsetzung folgt.)

Der griechische Barbier.

Auf einer weichen Rasenbank, unter den duftigen und breiten Zweigen eines Zitronenbaums gelagert, schmauchte ich das köstliche Kraut der Levante und blickte von Zeit zu Zeit aus den Blättern von Tausend und Einer Nacht in die weit ausgebreitete Landschaft um Damala hinein, als ich durch den Trommelwirbel unsres nahen Lagers aus meinen Träumen geweckt wurde. Ich sprang auf und eilte zur Aufstellung, wo uns endlich unsere Marschroute bekannt gemacht wurde. Wir sollten uns noch denselben Abend nach Mitochi einschiffen, einem kleinen Gehöfte in der Nachbarschaft eines Haufens alter und neuer Ruinen, welche die Stelle bezeichnen, wo das berühmte Megara gestanden. Da ich der getümmelvollen Unruhe einer Einschiffung mich entziehen wollte, so ließ ich mich nach Poros übersetzen. Die Mittel für unsre Toilette zu sorgen, waren in der Lage, in der wir uns damals befanden, sehr beschränkt, und da ich die reichlich mit blanken Tüchern und kühn blitzenden Messern ausgestattete Bude eines jener Künstler zu Gesicht bekam, die man im gewöhnlichen Leben Barbier nennt, so trat ich ein und gab den Wunsch zu erkennen, mein Haar schneiden und andere derartige Verschönerungen meines Hauptes vornehmen zu lassen. Ich setzte mich auf die Bank, die rund in der Bude umherlief und schlug die Beine mit so viel Anmuth unter, als ich es mir durch lange Uebung angeeignet hatte. Da der Herr der Bude bemerkte, daß ich ein Franke sey, und die Franken gemeiniglich besser bezahlen, als die Eingebornen, so kam er mir mit besonderer Rücksicht entgegen. Es war ein Grieche mit großer Gutmüthigkeit im Gesicht und in einem ungemein niedlichen und schmucken Anzug. Er trug sein karmoisinrothes Phesi kühn auf die eine Seite geschoben, so daß ein guter Theil des glatt geschornen Kopfes zu sehen war. Seine Augenbrauen waren zu schönen Bogen gekrümmt; sein Schnurrbart, obgleich sehr groß und dick, war auf ein Haar ins gleichmäßigste Verhältniß gebracht, und man konnte sagen, daß sein Eigenthümer die beste Empfehlung seiner Kunst in seinem Gesicht als Aushängeschild trug. Von der Hüfte hing ein breiter Lederstreifen hinab, und sein Gürtel war mit mehreren Schermessern von seltsamer Form gespickt; alle von sehr schmalen Klingen, die in starken hölzernen Griffen befestigt waren. „Ariste Effendi, ti thelis?" — Was befehlen Sie, bester Herr — redete er mich an. Ich drückte ihm mein Begehren aus. „Efthesi" — Sogleich — war die Antwort, und nun faßte und spannte er den Lederstreif, der an seinem Gürtel hing, mit der linken Hand, strich mit der Rechten sanft daran hinab und machte dann mit dem doppelten Riemen zwei oder

drei Klatsche, die wie der starke Knall einer Peitsche zu vernehmen waren. Die Kunst, diese Klapse hervorzubringen, ist den Barbieren des Morgenlandes so eigen, als der Peitschenknall französischen oder deutschen Postknechten. Nachdem er eines der Scheermesser abgezogen hatte, nahm er mir die Kappe vom Kopf, und nun dünkte es mir hohe Zeit, meine Verwahrung einzulegen, indem ich sagte, ich sey nicht gewillt, mir den Kopf rasiren, sondern bloß die Haare schneiden zu lassen. „Ich verstand Sie schon,“ war die Antwort, „und bin es im Begriff“ — „Allein doch nicht mit einem Scheermesser?“ unterbrach ich ihn. — „Haben Sie nicht eine“ — hier machte ich mit zwei Fingern die Zwickbewegung einer Scheere. „Seyn Sie unbesorgt,“ entgegnete er mit einem verächtlichen Lächeln, das um seine Lippen spielte, und ohne ein Wort weiter zu verlieren, setzte er sein Scheermesser an mein ihm verfallenes Haupt, und schnitt einige ansehnliche Haarbüschel weg. „So, sagte er endlich; allein wenn Sie noch nicht zufrieden sind, so will ich bei meinem Oheim Theodori, dem Schneider, eine Scheere holen lassen.“ — In dem schrecklichen Gedanken, bei jedem Schnitt von dieser verwünschten Schur skalpirt zu werden, hatte ich ausgehalten; allein als er die Operation für beendigt erklärte, fand ich mein Haar sehr anständig geschnitten und mich selbst bei heiler Haut.

Nun brachte er ein zinnernes Becken mit einem großen Einschnitt, um den Hals darin einzupassen, herbei, schob es mir unter das Kinn und begann dieses wie meine Backen zu waschen und mit einem Stück harter Seife einzureiben. Dann stellte er das Becken beiseite, stemmte seinen Fuß auf die Bank und legte meinen Kopf sänftiglich auf sein Knie. Nun begann das Schaben, wobei er nicht, wie unsre Barbiere thun, mit dem Messer gegen sich zustrich, sondern in entgegengesetzter Richtung hin, indem er mit den Fingern der andern Hand die Haut in Falten gekneipt, aufwärts zog. Dieß Verfahren war für mich eben so widerwärtig, als martervoll, obgleich ich hinwieder auch zu seiner Ehre gestehen muß, daß auf diese Weise die Bartschur ungemein vollkommen vor sich ging, das Gesicht wird äußerst glatt und bleibt zwei bis drei Tage lang bartlos. Die griechischen Barbiere scheinen acht und vierzig Stunden tief unter der Haut den Haarwuchs abzumähen. Nachdem Dieß geschehen war, stellte er einige Fragen an mich, deren Sinn und Zweck ich nicht recht begriff; aber da ich glaubte, daß von anderweitigen Handleistungen die Rede sey, die als zur Vollständigkeit des Verfahrens gehörig sich von selbst verständen, so nickte ich statt aller Antwort mit dem Kopf. Nun breitete er um meinen Nacken und Rücken mehrere Tücher und gab mir ein anderes zinnernes Becken, von derselben Gestalt als das erste, aber nur von weit größerem Umfange, zu halten. Schon früher hatte ich einen hölzernen Arm bemerkt, der wie eine Art alter Schnappgalgen anzusehen, ober meinem Kopfe aus der Wand hervorragte, ohne daß ich jedoch seinen Zweck errathen hätte. An diesen Haken hing er einen zinnernen Eimer, der mit einem Hahnen versehen war. Dann brachte er eine große hölzerne Schüssel zum Vorschein, in der sich Seife befand, die er mit einem Stück Rohseide zu einem Schaume anrieb, der hingereicht hätte, die ganze Bevölkerung der Insel einzuseifen. Diese Schüssel und das Schaummeer stellte er neben sich auf die Bank und stülpte nun die Hemdärmel bis über die Ellenbogen hinauf. Allen diesen Vorbereitungen sah ich mit einer kleinen Angst zu; aber halb aus Neugier, halb aus Verlegenheit ließ ich ihn gewähren, so daß ich mich ganz in seiner Gewalt befand. Und als wollte er alle etwaigen Einwendungen von meiner Seite kurz am Munde mir abschneiden, drehte er den Hahn über meinem Kopf, und schnell wie der Gedanke schoß ein Strom brühheißen Wassers auf mich herab. Ich hätte einen Schrei des Entsetzens ausstoßen mögen, aber ich konnte den Mund nicht öffnen. Gern hätte ich ihm das Becken an den Kopf geworfen, aber dann lief ich Gefahr, meinen ganzen Leib in diese verwünschte Traufe zu bringen. Es blieb also nichts übrig, als mich in Geduld zu fassen. Endlich hörte die Sündfluth auf. Jetzt, dachte ich, jetzt schändlicher Barbier, will ich mich an Dir rächen! In Deine eigene Lauge will ich Dich einweichen und wie eine eingeseifte Serviette zum Trocknen in die Luft hängen, zum warnenden Beispiel Deiner ruchlosen Zunft, künftig ihre teuflischen Künste an arglosen Franken zu lassen! Doch ach, kaum schlug ich die Augen auf, die Funken der Wuth sprühen mußten, als sie sich auch schon mit Thränen füllten. O Seife! Seife! — In einem Augenblick waren Mund, Nase, Augen und Ohren von Seifenwasser und Schaum bedeckt. Nichts als Seifenschaum und heißes Wasser; ich sah, ich hörte, ich schmeckte, ich roch nichts mehr, als Seifenschaum und heißes Wasser. Dreimal wurde ich so überschwemmt von Seifenschaum und heißem Wasser. Endlich nahm er von der Backofenwölbung eines Gestelles, das mit Servietten behangen in der Mitte der Bartstube über einem Becken mit brennenden Steinkohlen stand, ein heißgewärmtes Handtuch, das er wie einen Turban mir um den Kopf flocht, und trocknete dann meine gesottene Physiognomie so gut er konnte. Ich befand mich in einem halbohnmächtigen Zustande: die Sinne fingen an mir zu schwinden, und er hätte mich in die Nase zwicken können, ohne daß ich etwas davon verspürt hätte. Doch noch nicht zu Ende waren die Qualen, die das Ungeheuer gegen mich ausgesonnen hatte. Er nahm meine Hand in eine der seinigen und legte die andere auf meine Schulter; dann zog er mit einem einzigen Ruck meinen Arm aus, daß alle Gelenke knackten. Dann den andern Arm — doch ich eile über diesen Theil meiner Folter hinweg; die Erinnerung daran ist zu schmerzlich, als daß ich länger dabei verweilen könnte. Auch meines Kopfes bemächtigte sich endlich der Unmensch, den er wie einen Ball aus einer Hand in die andere warf, indem er ihm auf der einen Seite einen Schneller gab, daß es mir im Ohr wie die Posaune des jüngsten Gerichts erklang. Ich glaubte, die ganze Wirbelsäule sey aus den Fugen gerissen. Nun stellte er mich aufrecht mit dem Rücken an die Wand, trat drei oder vier Schritte zurück, streckte die Arme aus und rannte mit beiden Handflächen mit solcher Gewalt wider meinen Brustkasten, daß ihm unwillkührlich ein lautes Ha! entfuhr. Das Maaß der Missethaten schien endlich gefüllt; er rief nach dem Tschibuk und einer Tasse Kaffee, bot sie mir mit der dienstfertigsten Höflichkeit, und hatte noch die Unverschämtheit, mir gute Gesundheit und langes Leben zu wünschen. Mechanisch schmauchte ich den Tabak und schlürfte meine Tasse aus, Vieles im Geiste erwägend, wie ich meinen heißen Ingrimm an dem heillosen Bartkratzer kühlen sollte. Inzwischen sah ich einen Griechen eintreten und sich auf die Folterbank setzen. Ich sah seinen Kopf entblößen, die fatale Gießkanne am hölzernen Wandarme aufhängen, einen Baderlehrling die Aermel hinaufstreifen und an dem Unglücklichen nach der Reihe alle Martern verrichten, die ich bestanden hatte — und noch dazu einen Lehrling in dieser teuflischen Kunst! - Allein der Mann, der sich dieser Operation unterwarf, schien höchlich erfreut über die an ihm begangenen Grausamkeiten, und ergab sich fügsam in Alles, was seinem Henker die Arbeit erleichtern mochte. Unter den Wölfen muß man mit heulen, dachte ich endlich, und machte Miene zu bezahlen. Sogleich näherte sich mir ein kleiner mißgeschaffener Wechselbalg, der in der einen Hand einen runden, in Ebenholz und Perlenmutter gefaßten Spiegel hielt, in der andern eine Flasche wohlriechenden Wassers, mit dem er mir Gesicht und Kleidung besprengte. Nachdem er mir Zeit genug gelassen hatte, an meinem Ebenbilde zu sehen, wie ich aus der Künstlerhand seines Meisters hervorgegangen, hielt er mir die Rückseite des Spiegels hin, auf der ich zwanzig Paras und noch einige fünf oder sechs für ihn selbst hinzählte, was das kleine Ungethüm so rührte, daß es meine Hand ergriff und einen schmatzenden Kuß darauf drückte. Unter tiefen Bücklingen wurde ich von dem Bader und seinen Gesellen zur Bude hinausbegleitet, höchlich bedankt und gepriesen für meine Freigebigkeit, und kam gerade noch zu rechter Zeit in Damala an, um zu hören, daß die Marschroute nach Methana abgeändert worden sey. Aber so groß ist die Macht der Gewohnheit, daß einige Zeit später mein höchster Luxus in Griechenland in der beschriebenen Kopfwäsche bestand; jedoch verbat ich mir stets das Gelenkkrachen, wogegen ich einen unüberwindlichen Widerwillen behielt, obgleich jederzeit zu großer Verwunderung der griechischen Barbiere.

Kunstnotiz.

Der Herzog von Devonshire ist im Besitze des Rosenkranzes, den Heinrich VIII von England führte. Auf vier Seiten jeder Paternosterkugel desselben sind Figuren geschnitten, die verschiedene Stellen aus der Bibel versinnlichen. Die Schönheit dieses Schnitzwerkes ist unvergleichlich; jede Figur ist ungeachtet ihrer Winzigkeit, vollkommen ausgearbeitet und das Ganze ist nach den Zeichnungen Holbein's ausgeführt, der den König selbst mit diesem Rosenkranze in der Hand malte. Der Rosenkranz ist vollkommen gut erhalten, und kann, da er in einer Glasglocke hängt, von allen Seiten besehen werden.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch=Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

@@TOKEN0@@

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 237. 24 August 1832.

Abenteuer auf Tristan d'Acunha und Neu-Seeland.

(Fortsetzung.)

„Eine Grabesstille herrscht auf diesen Höhen; unsre Stimmen hatten für meine Ohren einen sonderbaren und unnatürlichen Schall; auch unsre Glieder erschienen in gigantischen Verhältnissen, während in der Luft eine schneidende Kälte herrschte. Die Fernsicht war erhaben und füllte die Seele mit Grauen. Auf der einen Seite ein endloser Horizont, an dessen äußerstem Rande silberglänzende Wolken sich aufthürmten, während zunächst um uns dunkles Gewölk sich ausbreitete, das uns auf Augenblicke mit seinen Dünsten umschleierte, aber schnell dahinflog und Blicke auf die Landschaft zu unsern Füßen eröffnete; auf der andern Seite gewährte der kahle aschgraue Pik, mit seinem ehrwürdigen, zum Theil in Wolken verhüllten Haupte, und mit großen Flecken rother Asche oder Lava zwischen schwarzen Felsen bedeckt, einen seltsamen und fast unheimlichen Anblick. Um die Erhabenheit der Scene zu verstärken, schien er in diesem Augenblicke noch Dampf auszustoßen. Der plumpe Albatros schien hier keinen Ueberfall oder Feind zu befürchten; denn seine Jungen saßen ganz unbedeckt auf dem Boden und die Alten sorglos daneben. Dieser Vogel ist der größte unter den Seevögeln und sein Gefieder köstlich weiß, bis auf den Rücken, und die Flügelspitzen, welche grau sind; sie legen bloß ein Ei auf den Boden, wo sie eine Art Nest bauen, indem sie rund herum Erde scharren. Wenn das Junge ausgebrütet ist, so bleibt es noch ein ganzes Jahr, bis es fliegen kann; es ist ganz weiß und mit einem wolligen sehr schönen Flaume bedeckt. Als wir uns ihnen näherten, klapperten sie sehr schnell mit den Schnäbeln, was einen großen Lärm gab. Dieß und das Ausspeien ihres Mageninhaltes waren, wie es schien, ihre einzigen Vertheidigungs- und Angriffs-Waffen. Meine Gefährten richteten unter den Alten, die wegen ihrer Federn sehr werthvoll sind, eine furchtbare Niederlage an, indem sie alle, die sie erreichen konnten, vor die Köpfe schlugen. Diese Vögel sind zu Lande äußerst unbehülflich, da sie die große Länge ihrer Schwingen hindert hoch zu fliegen, wenn sie nicht einen steilen Abhang gewinnen können. Auf ebenem Boden waren sie ganz unsrer Gnade anheim gegeben, deren sie sich jedoch wenig zu erfreuen hatten, und in kurzer Zeit war die Erde von Erschlagenen bedeckt, da ein einziger Streich auf den Kopf hinreichte, sie augenblicklich zu tödten."

Die eigentliche Absicht dieser Bergfahrt aber war, einige wilde Ziegen zu erlegen, was ihnen auch gelang. Earle fühlte sich für die bestandenen Gefahren und Beschwerlichkeiten hinlänglich entschädigt durch den Genuß der prachtvollen Aussicht. An einem der folgenden Tage hatte er den Schmerz, eine Brigg an dem Eilande vorbeisegeln zu sehen, ohne daß sie, ungeachtet des ruhigen Wetters, beilegen konnte; da das Schiff, in dem Augenblicke, wo es ihnen zu Gesicht kam, einen so heftigen Windstoß erhielt, daß es vergebens war, durch Zeichen seine Aufmerksamkeit zu erregen. Es war noch Winterszeit, wo die Winde sehr veränderlich und heftig wehten. Oft konnten sie Wochen lang keinen Fuß vor die Thüre setzen, da ein Sturm dem anderen mit unablässigem Wüthen folgte. Um diese Zeit, wo das Ufer der Insel den Schiffen ganz unzugänglich wird, findet man auf demselben die See-Elephanten, die dort viele Tage lang regungslos liegen bleiben. Es sind höchst ungefüge Geschöpfe. „Ihr Kopf hat in rohen Umrissen einige Aehnlichkeit mit einem menschlichen Gesichte; ihr Auge ist schwarz, groß und lebhaft. Außer zwei sehr kleinen Floßen oder Pfoten an der Schulter verdünnt sich der ganze Körper zu einem Fischschwanze; ihre Farbe ist ein zartes Mausgrau; ihr Fell ist sehr fein, aber zu ölgetränkt, um daraus etwas Anderes als Mokasins für die Insulaner zu verfertigen. Das Männchen der See-Elephanten ist von ungeheurer Größe und mag so schwer wiegen als sein Namensvetter auf dem Lande; und darin besteht vielleicht die einzige Aehnlichkeit zwischen beiden; denn es gibt wohl kaum zwei unähnlichere Thiere. Eine bemerkenswerthe Erscheinung ist es, wie sie so viele Wochen lang am Ufer aushalten können, denn von dem Augenblick an, wo sie ans Land gestiegen sind, gehen sie nicht mehr in die See und liegen Monate lang an dem stürmischen Gestade, ohne irgend eine Nahrung zu sich zu nehmen. Es scheint, daß sie in diesem Zustande nur von ihrem Fette zehren, denn sie magern allmählich ab; weßhalb man, da dieses thranige Fett die einzige Ursache ist, warum man ihnen nachstellt, gleich bei ihrer Ankunft gegen sie zu Felde zieht. Ich untersuchte den Magen eines frischgetödteten Thieres, konnte aber nicht unterscheiden, woraus sein Inhalt bestand; es war eine Materie von sehr hellgrüner Farbe. Die See-Elephanten haben sehr viele Feinde, selbst im Wasser. Einer, der Tödter genannt, eine Gattung von Nordkaper (Delphinus orca), richtet unter ihnen furchtbare Verheerungen an und ist so gierig darnach, daß er einen schon getödteten See-Elephanten einem Boote vor der Nase wegschnappen würde. Immerhin bleibt jedoch der Mensch ihr gefährlichster

Feind und richtet unter ihnen die größten Niederlagen an; er verfolgt sie bis in alle Winkel der Erde hinein, und da er die Zeit ihrer Begattung kennt, die immer zu Lande vor sich geht, so lauert er ihnen hier auf und macht sie ohne Gnade nieder. Indeß ist dieser Krieg nicht ohne Gefahr, nicht sowohl von Seite der Thiere, die unfähig sind, den geringsten Widerstand zu leisten, als weil man sich um diese Zeit den Ufern nur mit der größten Gefahr nähern kann. Boote und Bootsleute gehen dabei unaufhörlich zu Grunde; allein der Werth des Thranes, wenn sie glücklich sind, verlockt immer wieder neue Waghälse, und keine Gefahr schreckt sie zurück, den See-Elephanten zu verfolgen, bis sein Stamm endlich ganz ausgerottet seyn wird."

„Unter den übrigen Thieren, die häufig ans Ufer dieser Insel kommen, befindet sich auch jenes seltsam amphibische Geschöpf, das halb Fisch, halb Vogel ist, der Pinguin oder die Fettgans, die von der Größe einer gewöhnlichen Ente, aber weit schöner ist. Rücken und Kopf sind glänzend schwarz, während Bauch, Nacken und ein Theil der Beine mit hellweißem Gefieder bedeckt sind. Gerade über den Augen hängt ein Büschel hellgelber Federn zu beiden Seiten des Kopfes herab, was diesen Thieren sehr niedlich steht. Die Augen sind feurig, groß und rund. Die Fettgans hat zwei kleine Klappen, die ihr im Wasser als Floßen und am Ufer zum Laufen dienen. Der Schnabel ist groß und stark. Sie sind sehr fett, aber zu thranig, als daß man sie anders, als im höchsten Nothfalle, essen könnte. Dagegen sind ihre Eier ein köstlicher Leckerbissen; oft findet man dieselben in den Sand gelegt; häufiger aber unter dem dichten hohen Grase, das die Abhänge der Niederungen bedeckt, wo sie ein ordentliches Genifte bauen. Der Grund, den sie hiezu wählen, hat wenigstens eine Stunde im Umfang und ist mit Gras und Riet bedeckt, das über Mannshöhe hinauswächst. Auf all den großen grauen Felsen, die hier und dort über dem Gras sich erheben, sieht man Schaaren dieser seltsam aussehenden Vögel zu hunderten und tausenden. Der Lärm, den sie dabei machen, ist über alle Beschreibung toll, und hat viel Aehnlichkeit mit einem Geschrei von Menschenstimmen. Sie sitzen in wohl geordneten Reihen hintereinander, und so regelmäßig geht bei ihnen Alles vor sich, daß sie den Schnabel alle auf Einmal zu öffnen scheinen. Die Matrosen pflegen zu sagen, daß die Pinguins die Worte „cover 'em up, cover 'em up" (brüte sie, brüte sie) rufen. Und wirklich hörte ich auch diese Worte so deutlich und von so vielerlei Stimmen wiederholen, daß ich oftmals auffuhr und neben mir einen meiner Gefährten zu hören glaubte. Obgleich die Fettgänse in so großen Gesellschaften beisammenleben, so sind sie doch nicht im Mindesten unter sich selbst gesellschaftlich. Wenn eine das Gelüste anwandelt, ihre Eier zu verlassen und sich ins Meer zu tauchen, so muß sie durch die langen Reihen der übrigen bis ans Seeufer hinab, eine Art Spießruthen laufen, da alle mit ihren Schnäbeln auf sie loshauen. Die Eier der Pinguins bildeten ein sehr leckeres Nebengericht in der Küche der Ansiedler, deren Nahrung überhaupt aus den einfachsten Speisen bestand, die man sich denken kann. Brod kam nie über ihren Mund, Milch und Kartoffeln waren unsre stehenden Gerichte; Fische hatten wir, wenn wir welche fingen, und Fleisch, wenn wir auf den Bergen eine Ziege erlegen konnten. Frühzeitig schon brach ich jeden Tag auf, um Jagd darauf zu machen, und die Anstrengungen dabei ließen mich gern schon um acht Uhr Abends das Lager suchen, wo ich des gesündesten Schlafes genoß; und obgleich ich hier wenig hatte, um mich aufzuheitern, im Gegentheil Vieles, um niedergeschlagen zu werden — wie die Sorge um meine fernen Freunde, die Nichts von meinem Schicksal und meiner Verstoßung aus der Welt wissen — so erfreute ich mich, ungeachtet aller dieser Bekümmernisse, doch einer Heiterkeit und eines Gleichmuthes der Seele, wie ich nie vorher empfand, was wahrscheinlich meiner enthaltsamen Lebensart und Leibesanstrengung beizumessen war. In diesen letzten vier Monaten hat Erfahrung mich mehr von dem unschätzbaren Werthe der Mäßigkeit überzeugt, als alle Bücher jemals es vermochten. Ich fange nun an zu begreifen, daß das Leben eines Einsiedlers nicht so elend seyn möchte, als es sich gewöhnlich die Weltmenschen vorzustellen pflegen, und daß seine stillen Vergnügungen und heitern Nächte wohl ihren abgestumpften Gelüsten und fieberhaften Schlummern die Wage halten."

Der Kummer und die Besorgnisse, die das Gemüth des auf diese wüste Insel verstoßenen Künstlers beängstigten, schildert er mit lebhaften Farben in seinem Tagbuche am 27sten Junius, wo im Wetter eine ziemlich vortheilhafte Veränderung eingetreten war, obgleich die See noch immer in furchtbaren Deiningen aufwogte: „Um zehn Uhr Morgens erblickten wir ein Schiff, das landwärts zu steuern schien; es wurde Alles aufgeboten, ihm durch Feuer Signale zu geben. Wirklich hielt es sich auch leewärts der Insel und zeigte offenbar den Wunsch, sich mit uns zu verständigen; allein da der Wind seewärts blies, so durften wir uns in unsern Booten nicht hinauswagen, und nachdem das Schiff ungefähr vier Stunden vor der Insel gekreuzt hatte, spannte es die Segel aus und setzte seinen Weg fort. Dieß ist die zweite schmerzliche Täuschung, die mir widerfuhr. Heute kam das Schiff so nahe heran, daß wir seine Verdecke voll gedrängt von Menschen sehen konnten; wir hielten es für ein Botany-Bay-Schiff, und wahrscheinlich nahm es dann seinen Weg nach dem Kap, wohin ich mit allen meinen Wünschen verlangte. Wenn irgend etwas den Kummer, als Gefangener auf Tristan d'Acunha eingesperrt zu seyn, zu erhöhen vermag, so ist es die bittere Kränkung, so mancherlei Möglichkeiten zu entkommen vor Augen und stets wieder sie von einem verhöhnenden Mißgeschick entführt zu sehen. Nur Wer je so seine Hoffnungen zu Wasser werden sehen mußte, kann meine Leiden beurtheilen; nichts, was mir früher begegnete, konnte mich ganz niederschlagen; nun aber fühle ich mich ergriffen von dem kränklichen Gefühle getäuschter Hoffnungen. Von einer Woche zur andern stehe ich auf den Felsen und ermüde mein Auge, um am Horizont ein Segel zu erspähen, oft werde ich getäuscht durch ein Luftgebilde, endlich aber erschallt wirklich der freudige Ruf: Ein Segel! ein Segel! und setzt alle Hände in Bewegung, da die ganze kleine Bevölkerung mit jedem Schiffe, das vorüberkommt, zu verkehren sich sehnt; wir bemerken, daß sie unsere Signalfeuer wahrnehmen — sie legen an — aber eine unübersteigliche Kluft trennt uns — alle Versuche mit dem Boot in die See zu gehen, sind vergeblich — endlich gleitet das Schiff auf seinem spurlosen Wege weiter, der Horizont wird wieder leer und mit vermehrter Schwermuth und Verzweiflung kehre ich in meine Wohnung zurück."

Was muß erst jener große Mann auf dem benachbarten basaltschwarzen Eilande gelitten haben „von jenem kränklichen Gefühle getäuschter Hoffnungen,“ in welchem sein, einer Riesenthätigkeit gewohnter Geist unter englischen Zuchtmeistern hinschmachtete? Scheint doch fast das Schicksal den beredten Verfasser dieses Tagbuches auf den öden Felsen von Tristan d'Acunha geworfen zu haben, um seinen harthörigen Landsleuten in ihrer eigenen Sprache die ganze Trostlosigkeit eines solchen Lebens von immer neuen Hoffnungen und Enttäuschungen zuzurufen, die sie aus dem fremden Munde nicht verstanden zu haben schienen. Earle glücklicher, als der große Eremit von St. Helena, dessen Loos eine Zeitlang zu dulden ihm die Ehre wurde, fand endlich Erlösung aus dieser kummervollen Gefangenschaft. Am 29sten November kam das Schiff „der Admiral Cockburn“ der Insel so nahe, daß es Earle gelang, seinen Bord zu erreichen. Es war nach Van Diemens Land unter Segel, wo es auch glücklich anlangte. Von hier ging der reiselustige Künstler nach Neu-Süd-Wales, wo er mit einem gewissen Shand bekannt wurde, der ihn überredete, ihn auf einer Fahrt nach Neu-Seeland zu begleiten. Der wilde Charakter der Bewohner dieses Landes, weit entfernt, ihn von einem Besuche desselben abzuschrecken, reizte vielmehr Earle, der unersättlich war, neue Landschaften und Sitten zu sehen, einen Ausflug unter eine Bevölkerung zu unternehmen, von der er in Sidney schon mehrere gesehen hatte, deren rüstige Körperkraft ihn mit Staunen erfüllte.

(Fortsetzung folgt.)

Marokko.

3. Die Hauptstadt.

(Schluß.)

Das Millah oder die Judenstadt ist mit Mauern eingefaßt, hat einen Umfang von anderthalb Meilen und liegt am südöstlichen Ende der Stadt; sie ist sehr volkreich, aber auch sehr schmutzig. Alle Juden bezahlen dem Sultan eine Kopfsteuer und sind sehr verachtet. Man kann von dem intoleranten Islamismus nicht verlangen, daß er mit diesem armen Volke minder schonungslos umgehen sollte, als das tolerante Christenthum. Auch hier sind die Folgen dieses unbarmherzigen Druckes nicht ausgeblieben: man findet bei den Juden den gleichen Knechtsinn, den gleichen Wuchergeist, dieselbe feindselige Abgeschlossenheit wie in den christlichen Staaten. Die Bevölkerung der Stadt, die nicht 100,000 Seelen übersteigt, aber vielleicht auch nicht über 80,000 Einwohner zählt, enthält 5000 Juden. Die Weiber zeigen sich nur selten auf der Straße, und ihre Anzahl läßt sich deßhalb nicht genau angeben *). Mehrere Theile der Stadt sind seit einigen Jahren, wo Marokko von einer furchtbaren Hungersnoth heimgesucht wurde, völlig verlassen. Das Gras, das dort in den Straßen wächst und die verfallenden Mauern gewähren einen traurigen Anblick.

Ungeheure unterirdische Wasserleitungen befinden sich in der Umgebung der Stadt. Einige haben zehn bis zwölf Fuß Tiefe, aber sie liegen größtentheils in Ruinen; sie durchschneiden die Ebene und führen das Wasser vom Fuße des Atlas her, einige auf eine Entfernung von zwanzig Meilen. Außerhalb der Stadt liegen gegen Norden und Süden mehrere Leichenäcker; einer gegen Osten hat hundert Morgen im Umfang.

Der Sultan besitzt innerhalb der Stadt drei ziemlich große Gärten, von ungefähr fünfzig Morgen Umfang, und zwei, einige Meilen außer den Mauern entlegene, von denen jeder einen Flächeninhalt von zwanzig Morgen hat. Einer der drei ersteren Gärten wurde der englischen Gesandtschaft, während ihres einmonatlichen Aufenthaltes in Marokko, als Wohnung angewiesen. Dieser Garten heißt Sebt El Mahmonia, und hat einen Umfang von fünfzehn Morgen Landes; er ist in einem höchst wunderlichen Geschmack angelegt, und mit Oliven-, Orangen-, Zitronen-, Aepfel-, Maulbeer-, Pfirsich-, Birn- und Nußbäumen, Weinstöcken u. s. w. bepflanzt: deßgleichen mit Zedern, Pappeln, Akazien, Lorbeerrosen, Myrthen und Jasmin, die ein reiches und dichtes Laubgewölbe bilden, in das sich die majestätische Zeder und die hohe Palme mischen. Zwischen dieselben hindurch erblickte man die Schneegipfel des Atlas und den Riesenthurm der Hauptmoschee, die eine Viertelmeile davon liegt. Nichts unterbrach die Stille dieses köstlichen Ortes, als der Sprung der leichtfüßigen Gazelle und das Geräusch der in allen Richtungen strömenden Gewässer. Man hatte hier Alles, was man in einem heißen Klima verlangen konnte: Stille, Schatten, kühles Grün und eine balsamische Luft. Von dem Terrassendache des Hauses aus genoß man eine unermeßliche Aussicht auf die Ebene gegen Osten und Westen und hatte den ganzen Gürtel des Atlas vor sich, der die Gegend von Südwest nach Nordost mit einem silbernen Schneebande umschloß. Die Gestaltung dieser Berge neigt sich mehr zu Kuppen als zu den Alpennadeln hin. Der höchste dieser Gipfel, den man von der Stadt aus gewahrt, liegt ostsüdöstlich, in einer Entfernung von 37 Meilen; zwei andere zuckerhutförmige Massen erheben sich südöstlich und werden von den Mauren Glaui genannt. Bemerkenswerth ist es, daß weder die Mauren, noch die Araber den Namen Atlas kennen. Man bezeichnet das Gebirge mit Djibbel Telj oder Schneeberge; oft gibt man ihm seinen Namen von einem anstoßenden Bezirke und nennt ihn Djibbel Tedla, Djibbel Misfywa u. s. w. Das Wort Atlas ist unbekannt. Sollte es vielleicht die griechische Verstümmlung des Libyer- oder Berberwortes: addrar, athrear seyn, was Berg bedeutet?

Mehrere dieser Gipfel wurden auf einer Basis von sieben Meilen trigonometrisch gemessen; der höchste derselben wird von den Mauren Miltsin genannt, und erstreckt sich in die Provinz Misfywa hinein, unter 31° 12′ N. B. sieben und zwanzig Meilen von

---

*) Die jüdischen Weiber, sagt dagegen Ali Bey, gehen auf der Straße mit entblößtem Gesichte; ich sah welche von blendender Schönheit; sie sind in der Regel blond. Ihre aus Rosen und Jasmin gemischten Gesichter würden Europäer entzücken. Nichts läßt sich mit der Feinheit ihrer Züge, der Schönheit ihrer Augen, dem Ausdruck ihres Gesichtes, den Reizen und der Anmuth vergleichen, die über ihren ganzen Leib ausgegossen sind. Und doch sind diese Ideale von Schönheit, die Alles vereinigen, was wir an den griechischen Bildwerken bewundern, der Gegenstand der erniedrigendsten Verachtung: sie gehen baarfuß und müssen sich zu den Füßen reich gekleideter und abscheulicher Negerinnen niederwerfen, welche die brutale Liebe oder das Vertrauen ihrer muselmännischen Gebieter genießen.

Marokko. Man fand ihn 11,400 Fuß über der Meeresfläche; also unter der von Herrn von Humboldt angegebenen Schneelinie; und doch hat man diese Berghöhe in einem Zeitraum von zwanzig Jahren nur ein einziges Mal von Schnee entblößt gesehen. Uebrigens ist es wahrscheinlich, daß Dieß noch nicht die höchsten Gipfel des Atlas sind und daß man in der Provinz Tedla, gegen die Quelle der zwei beträchtlichen Flüsse Oum Erbegh und Mulwia hin, noch einige höhere trifft.

Die Länge von Marokko ist nach astronomischen Beobachtungen 7° 36′ westlich von Greenwich, die Breite 31° 37′ 20″ nördlich.

Ebenfalls bemerkenswerth ist die Ruhe der Luft in der Ebene von Marokko. Morgens und Abends herrscht größtentheils völlige Windstille; über Tags rühren sich leise Lüftchen; Regen gibt es nur wenige oder gar keine, und nur im Dezember oder Jänner; die Atmosphäre ist durchaus klar und heiter. Die mittlere Höhe des Barometers, an zwei auf die mittlere Temperatur von 50° Fahrenheit reduzirten Barometern beobachtet, war 28 Zoll 410, und zeigte eine Höhe von 1450 engl. Fuß über der Meeresfläche. Die größte Höhe war am 26 Dezember 1829, bei schönem Wetter und Nordostwind, 28 Zoll 590, die geringste bei Regenwetter, Südwind und Blitzen in Südwest, am 20 Dezember, mit 28 Zoll 250.

Die mittlere Temperatur nach Fahrenheit war im Schatten, zwischen sechs Uhr Morgens und sechs Uhr Abends 56° und ein halber; am höchsten stand das Thermometer am 21 Dezember 1829 mit 64°, bei Südwestwind; am niedrigsten am 27 Dezember, bei Nordostwind mit 40°. Der höchste Thermometerstand in der Sonne war am 18 Dezember, Nachmittags zwei Uhr, bei Windstille, mit 118°.

Vermischte Nachrichten.

Zu Saint Flour, dem Hauptorte des Departements Cantal, wurde unlängst eine Hinrichtung vollzogen, die von Gräßlichkeiten begleitet war, wie sie vielleicht nur während der Schreckenszeit in Paris an den Schlachtopfern verübt wurden. Ein gewisser Gabriel Mique sollte am 26 Julius Vormittags zwölf Uhr, zu Saint-Flour durch die Guillotine enthauptet werden. Alles war dazu bereit, nur der Gefangene nicht, den man so nachlässig gefesselt hatte, daß es ihm gelungen war, sich seiner Ketten zu entledigen, und die Arme frei zu machen. Als die Henker sich ihm näherten, um ihn wegzuführen, warf er sich mit einem Steine bewaffnet, auf sie und schlug sie in die Flucht. Ein Gleiches widerfuhr dem Geistlichen und den Gefängnißwärtern. Mique verbollwerkte sich hierauf im Gefängnißhofe, riß einen Theil des Pflasters auf und drohte Jedem, der sich nähern würde, mit dem Tode. Alle Mittel sich des Gefangenen zu bemächtigen, waren vergebens, und der Staatsprokurator fand zuletzt keinen andern Ausweg, als den Gendarmen zu befehlen, auf den Verurtheilten Feuer zu geben, ihn jedoch nur in die Beine zu verwunden, damit der Spruch der Gerechtigkeit noch an ihm vollzogen werden könne. Dieser Befehl wurde buchstäblich befolgt, und Gabriel Mique durch eine Kugel in den rechten Schenkel und in den Fußknöchel des linken Beines getroffen, sank ohnmächtig zu Boden. In diesem Zustande bemächtigte man sich seiner, lud ihn auf den Karren und führte ihn zum Richtplatze, der in der Nähe des Gefängnisses war. Diese blutige Geschichte dauerte länger als zwei Stunden, und es war ein Viertel nach Ein Uhr, als der Kopf des Verurtheilten fiel.

Zu London wurden am verflossenen Monate Versuche mit einer neuen Maschine angestellt, die von einem Herrn Brown erfunden und von ihm „Gas Vacuum Engine" genannt wurde. Diese Erfindung verspricht die der Dampfmaschinen weit zu übertreffen, und besteht darin, daß man sich zur Bewegkraft statt der Wasserdämpfe, des Wasserstoffgases bedient. Die hiezu bestimmte Maschine besteht aus einem Cylinder, in dem das Wasserstoffgas, das sich sehr leicht und wohlfeil bereiten läßt, geleitet wird. Hier hebt es den Pumpenstock, der mit einer Kurbel in Verbindung steht. Hat derselbe die gehörige Höhe erreicht, so entzündet sich das Gas, wie der Dampf bei den bisher gebräuchlichen Maschinen sich verdichtet, und der leere Raum stellt sich her; worauf der Pumpenstock durch den atmosphärischen Druck sogleich wieder fällt. Eine neue Gaseinströmung treibt ihn sodann wieder aufwärts, so daß also die bei den Dampfmaschinen in Gang gebrachte Bewegung vollkommen erreicht wird. Bei den damit angestellten Versuchen wurde eine Pumpe von vier Fuß 8½ Zoll Durchmesser in Bewegung gesetzt und überraschte alle anwesenden Kunstverständigen durch ihre außerordentliche Thätigkeit. Der Pumpenstock stieg fünf- bis sechsmal in einer Minute und hob mit erstaunlicher Kraft jedesmal 750 Gallonen Wasser, so daß ein Wasserbehälter von 25 Pipen in einer dreiviertels Minute gefüllt war. Diese Maschine gewährt außerdem noch den Vortheil, daß sie die zu ihrer Unterhaltung nöthigen Kosten nicht allein deckt, sondern auch noch nebenbei Gewinn abwirft, da die entschwefelte Kohle und der Theer, der aus der Steinkohle, wenn das Gas aus ihr entwickelt ist, gewonnen wird, zum Verkaufe übrig bleibt. Eine dieser Maschinen Brown's wurde im verflossenen Jahre zu Croydon angewendet, wozu 417 Chaldrons (das Chaldron zu 2000 Pf.) Steinkohle erforderlich waren, woraus man 592 Chaldrons entschwefelte Kohle und 4800 Gallonen Theer gewann. Alle Kosten zusammengerechnet beliefen sich die Ausgaben für die Maschine auf 666 Pf. St. 14 Sch.; während aus der entschwefelten Kohle und dem Theer 769 Pf. St. 12 Sch. erlöst wurden; so daß noch ein reiner Gewinn von 102 Pf. St. 18 Sch. blieb, den Werth der Arbeit der Maschine ungerechnet. Nach den von Brown angestellten Proben geben 14 Scheffel gewöhnlicher Steinkohle 21 Scheffel entschwefelte Kohle und erzeugen 2100 Kubikfuß Gas, den Theer ungerechnet.

Die Zeitung von Peking berichtet die Ehrenzeichen, die von dem Beherrscher des himmlischen Reiches der neunten Tochter eines Tatarenfürsten zuerkannt worden sind. Der Kaiser der die Familienangelegenheiten des ganzen kaiserlichen Stammes in Ordnung zu bringen pflegt, hatte sie dem Lin-tschi, dem Sohne eines Offiziers der Leibwache der gelben Fahne, zur Gemahlin bestimmt; allein elf Monate vor ihrer Vermählung starb der Bräutigam, und Kih-Kih, so ist der Name der tatarischen Fürstentochter, beschloß auf die Nachricht von diesem Unglück, ihr Haar abzuschneiden, sich zur Familie ihres verstorbenen Bräutigams zu begeben, und ihr Leben in stäter Jungfrauschaft zu beschließen. Dieser zärtliche Entschluß erreichte das Ohr des Kaisers, und er erkannte ihr eine Ehrentafel vor der Thüre ihres Zimmers zu, und legte ihr einen Namen bei, der den Werth ihrer Tugend ausspricht.

Die Dampfschifffahrt macht in England und vorzüglich in den Vereinigten Staaten einen riesenhaften Fortgang. Jeder Tag sieht dort neue Gesellschaften zu Erbauung von Dampfschiffen entstehen, durch die der Verkehr eine nie gesehene Lebendigkeit erhält und die Kompagnien ungeheure Vortheile gewinnen. Einem an den Kongreß erstatteten Berichte zu Folge, befinden sich auf dem Mississippi 200 Dampfschiffe, die auf ihm und seinen Nebenflüssen, deren 22 gezählt werden, eine Strecke von 8440 engl. Meilen befahren; nämlich: 2256 Meilen auf dem Mississippi, 1500 auf dem Missouri, 1050 auf dem Ohio, 800 auf dem Arkansas, 420 auf dem Wabash, 500 auf dem Tenessee, 290 auf dem Cumberland, 280 auf dem Alleghany, 200 auf dem Illinois, 250 auf dem weißen Flusse, 120 auf dem grünen Flusse u. s. w. Die Schiffe führen 38,500 Tonnen Last; ihr jährlicher Holzverbrauch beläuft sich auf 880,000 Klaftern. Außerdem gibt es noch 4000 andere Schiffe, die auf diesen Flüssen jährlich bis Neuorleans herabfahren, und ungefähr 160,000 Tonnen führen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

# Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 238. 25 August 1832.

Die Schlacht von La Tablada.

(Eine Episode aus den bürgerlichen Kriegen von Buenos Ayres. *)

Mitten unter den gewaltigern und näher liegenden Bewegungen, die in Europa sich drängen, ging der Kampf zwischen den Unitariern und Föderalisten, der sich um die Macht in der argentinischen Republik erhoben hatte, und jezt zum Ende zu neigen scheint, fast unbemerkt vorüber. Kaum daß er einen Augenblick die Aufmerksamkeit Jener zu fesseln vermochte, die vom Anbeginn der Emanzipation der spanischen Kolonien die Begebenheiten im Innern derselben mit einiger Theilnahme zu verfolgen pflegten. Auch muß man gestehen, daß die Zerwürfnisse ohne Ende, von denen die neuen Republiken sich auf ihren unsichern Grundlagen erschüttert sahen, so kleinlich und von eigennüzigen Absichten befleckt, so wie in den Beweggründen, welche die Häupter dieser zerrütteten Staaten und die Ereignisse leiteten, dergestalt verworren wurden, daß fast der größte Theil der Zeitung lesenden Welt weniger als nichts davon mehr begriff, und sich mit Widerwillen von einem Lande abwendete, das so viele großartige Hoffnungen täuschte. Die Gefilde von Ayacucho, die das lezte spanische Blut tranken, waren bestimmt, auch der lezte Schauplaz des unseligen Kampfes zu seyn, wo Bürger gegen einander die Waffen kehrten. Aber noch hundert andere Orte sahen amerikanisches Blut, von Amerikanern vergossen, fließen, und das Waffengeräusch jener fernen Kämpfe klang so oft zu uns herüber, daß unsere Ohren daran gewöhnt, endlich sich nicht mehr die Mühe geben wollten, die Namen jener unheilvollen Tage zu behalten. Ihr Andenken stirbt mit der Zeitung, die in ihren Spalten derselben im Vorbeigehen erwähnt. Einer von diesen Namen ist es, den der Verfasser dieses Berichtes aus der Vergessenheit hervorgräbt, nicht um ein Blatt zur Geschichte jener Bürgerkriege zu liefern, die noch zu erwarten steht, sondern nur um einen neuen Beitrag zu liefern zu jenen von mehreren Seiten her begonnenen Skizzen des amerikanischen Lebens, indem er versuchen will auf dem Schlachtfelde jene halbwilden Gauchos zu zeichnen, die seit einiger Zeit die europäische Neugier so sehr angesprochen haben. Der Verfasser hat lange genug unter ihnen gelebt, um mit jedem Zuge ihres abenteuerlichen Lebens hinlänglich vertraut zu seyn: er hatte Gelegenheit sie zu beobachten, eben so wohl auf ihren tagelangen Ritten in den Pampas, wie in ihren Nachtlagern unter freiem Himmel am halberlöschten Wachtfeuer.

*) Auszug aus dem Tagebuch einer Reise in Südamerika.

Eine flüchtige Uebersicht der Lage der argentinischen Republik im Monat Junius 1829, die Zeit, wo die Schlacht von La Tablada geliefert wurde, und der Ereignisse, die sie herbeiführten, müssen hier vorausgeschickt werden.

Der Krieg mit Brasilien war seit den lezten Monaten des vorhergegangenen Jahres geendigt, die Unabhängigkeit der Banda Oriental durch den Friedensvertrag feierlich anerkannt worden und die Fahne des neuen Staates, der matte Nachschimmer des Panners der Vereinigten Staaten, wehte von den Mauern von Montevideo. *) Dieß war der glorreiche Erfolg eines dreijährigen Krieges, dessen Last ganz allein auf der von Brasilien angegriffenen Provinz und auf Buenos Ayres gelegen war; denn die innern Provinzen hatten wenig Theil an diesem Nationalkampf genommen, in welchem es sich um die Ehre und den Fortbestand der Republik handelte. Die Einen waren zu weit entfernt, als daß sie sich um die Unabhängigkeit von Montevideo sonderlich hätten kümmern sollen, die Andern zu arm an Hülfsquellen und Bevölkerung, um thätigen Antheil an dem Kampfe nehmen zu können; fast Alle aber, von alt eingewurzeltem Hasse gegen Buenos Ayres erbittert, betrachteten wenigstens mit Gleichgültigkeit die Vortheile, die aus dem Siege hervorgehen mußten, und dessen Früchte diese Republik allein ernten sollte. Dieser unrühmlichen Eifersucht lagen mehrere Ursachen zum Grunde, vor Allem jenes, Spanien selbst anklebende Erbübel, durch das es so zu sagen in eben so viele Nationen getheilt wird, als es Provinzen besizt, durch das der Catalonier, der Andalusier, der Galizier sich gegenseitig als Fremde erscheinen. Eine zweite Ursache war die von alter Zeit her befolgte Politik des Mutterlandes, das weit entfernt, seine unermeßlichen Kolonien durch gemeinschaftliche Interessen und gegenseitige Neigung in ein Ganzes zu verschmelzen, Alles aufbot, sie von einander gesondert zu erhalten, um die Herrschaft über alle desto leichter zu behaupten. Vielleicht nicht ohne Grund wurde endlich Buenos Ayres der Vorwurf gemacht, Alles zu seinem Vortheile centralisiren zu wollen, indem es seine Lage an der Küste und die Initiative, die es seit der

*) Diese Fahne besteht aus abwechselnden Querstreifen von Roth und Weiß, mit einem rothen Viereck, das mit Sternen bedeckt ist und sich in einem Winkel der Fahne befindet.

Erklärung der Unabhängigkeit und seit der Vereinigung der aufgeklärten Männer, die in seiner Mitte sich zusammengefunden hatten, ergriffen zu diesem Zwecke zu benützen suchte. Im Innern des Landes würde deßhalb die Benennung eines Porteño schwerlich Jemand, den man damit bezeichnete, eine besonders wohlwollende Aufnahme bereitet haben, und mehr als ein Mund, der dieses Wort aussprach, von einem spöttischen Lächeln verzogen worden seyn, das unverhohlen den Haß aussprach, den man gegen die Bewohner der Provinz von Buenos Ayres hegte. *) Indeß würde man doch nur auf der Oberfläche der Erscheinung verweilen, wenn man sie bloß den angeführten feindseligen Gesinnungen zuschreiben wollte. Im Grunde war es eigentlich der Kampf der alt eingewurzelten Landessitten, der lokalen Gewohnheiten, die von Geschlecht zu Geschlecht sich vererbt hatten, gegen die moderne Civilisation, die sich in Amerika einzudrängen sucht, mit ihren unbeugsamen Doktrinen, mit ihrem unbarmherzigen Richtscheit der Abgleichung alles Dessen, woran Sinn und Herz des Einzelnen sich hängt. Die mittelalterliche Dämmerung, die mit all ihrer Poesie und all ihren Gebrechen noch über Spanien verbreitet liegt, trug mehr zum Sturze der Revolution von 1820 bei, als die bourbonischen Waffen. Diese Denk- und Sinnesart, schon von den ersten Conquistadores nach Amerika verpflanzt, ist dort noch mächtig genug, die Völker unwillkürlich auf der von ihren Vätern betretenen Bahn zu erhalten. Man darf sich hierüber keiner Täuschung hingeben: das spanische Amerika, obgleich von hundert Revolutionen bis in seine tiefsten Grundfesten umgewühlt, ist immerhin noch keine tabula rasa geworden, auf die der nächste beste Gesetzgeber, das Schwert der Eroberung oder den Palmzweig des Friedens in der Hand, mit der Spitze seines Degens oder dem Blitz der Dekrete Gesetze einzugraben vermöchte, wie er sie am meisten mit den gegenwärtig weltläufig gewordenen Ideen in Einklang zu finden glaubt. Die Kraft der Trägheit, welche die Völker in ähnlichen Fällen der Aufnöthigung neuer Ideen entgegensetzen, ist hier so mächtig als wohl nirgendwo anders, und alle jene Erklärungen der Menschenrechte, jene über Nacht aus dem Stegreif aufgeschossenen Konstitutionen, mit denen die zwanzig amerikanischen Kongresse so freigebig waren, als die französischen Nationalversammlungen, gewannen nirgends Bestand als auf dem Papier. Kaum vor der Thüre der legislativen Versammlungen, deren Ausgeburt sie waren, in Vollzug gesetzt, kamen sie bereits entseelt in den Provinzen an, deren Glück sie zu machen bestimmt waren, da es an einem Volk fehlte, sie bereitwillig aufzunehmen und liebend zu pflegen.

So stellten demnach die zwei Parteien der Unitarier und Föderalisten genau, jene die Civilisation dar, wie sie in Frankreich an's Licht getreten, diese die Civilisation, wie sie in Spanien herrscht; und durch eine seltsame Aehnlichkeit befanden sie sich, hinsichtlich der Zahl, der Talente ihrer Mitglieder und ihres Einflusses auf das Land, in demselben Verhältnisse wie die Liberalen und Absolutisten des Mutterlandes während der konstitutionellen Regierung. Die Unitarier hatten an ihrer Spitze Rivadavia, die erste politische Kapazität Amerika's; sie befanden sich in dem Augenblicke, wo der Krieg mit Brasilien ausbrach, im Besitze der Gewalt und zählten in ihren Reihen die erleuchtetsten Männer der Republik. Sie wollten mit aller Gewalt die europäische Civilisation, mit ihren Wissenschaften und Künsten und verfeinerten Lebensgenüssen in ihrem Vaterlande einheimisch machen; sie suchten in treuherzigem Glauben die Ideen und Lehren der bekanntesten neueren Publizisten, mit deren Schriften sie innig vertraut waren, in's Leben treten zu lassen. Die zahlreichen Fremden, die sich im Lande aufhielten, fanden bei ihnen sichern Schutz und wurden auf jede Weise begünstigt. Die Föderalisten erkannten gewissermaßen als ihr Oberhaupt einen Mann an, der die öffentliche Macht nur berührte, um an ihr sich den Tod zu holen, einen Mann, dessen tragisches Ende seine Irrthümer vergessen läßt, den unglücklichen Dorrego. Minder zahlreich als ihre Gegner in Buenos Ayres selbst besaßen sie um so größeren Einfluß auf dem Lande und in den Provinzen des Innern. Mehr dem alten Herkommen des Landes zugethan und unverhohlenen Hasses gegen die Fremden, hatten sie sich hiedurch, wie überhaupt durch ihr volksthümliches Wesen, die Liebe der Gauchos erworben, an denen als ein ganz eigenthümlicher Zug der scharf ausgesprochene Widerwillen gegen Alles, was kein „Landeskind" oder Hijo del pais ist, wie sie in ihrer körnigen Sprache sich auszudrücken pflegen, hervortritt.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Man nannte die Bewohner der Provinz Buenos Ayres und insbesondere der Stadt dieses Namens Porteños von Puerto, der Hafen.

Die Philosophie und die Philosophen in Frankreich unter der Restauration.

2. Cousin und der Eklektizismus.

(Fortsetzung und Schluß v. S. 906.)

Der Aufenthalt Cousin's in Berlin trug seine Früchte; im Jahre 1826 machte er in dem „Journal des Savans" und dem „Archives philosophiques" eine Reihe von Artikeln bekannt, von denen vielleicht die meisten nicht der Wiederauferstehung werth sind, und die sogar weit unter der ihnen vorangesendeten Vorrede stehen. In der Einleitung zu den „Fragmens philosophiques" gab Cousin einen Ueberblick seines Systemes, an dem er seit 1818 gebildet zu haben versicherte. Diese Vorrede wurde bei ihrem Erscheinen wenig verstanden. Die Dunkelheit einer unvollständigen Metaphysik, die mit sich selbst noch nicht im Klaren und eben so wenig noch ihrer Sprache mächtig war, überraschte, ohne zu belehren. Erst als Cousin im Jahre 1829 seinen Lehrstuhl wieder erhielt, konnte er in Muße seine dort niedergelegten Andeutungen weiter entwickeln, und erregte Staunen und Bewunderung. In seiner beredten Einleitung von dreizehn Vorlesungen erläuterte er mit der Wärme seiner künstlerischen Einbildungskraft und seinem Rednertalente einige Prinzipien des Hegel'schen Systemes, die aus seinem eigenen Haupte geboren, und ihm selbst anzugehören schienen. Von der Höhe eines Dogmatismus aus, zu dem er damals allein den Schlüssel hatte, überschaute er die Geschichte, die Philosophen, die großen Männer, den Krieg und seine Gesetze, die Vorsehung und ihre Rathschlüsse. Er bekannte sich zur Legitimität eines universellen Optimismus und sprach im Namen der Philosophie über die

Geschichte die Sündenvergebung aus. Freilich theilte man in Berlin nicht den Enthusiasmus, mit dem die Franzosen diese Vorlesungen aufnahmen; man begriff dort nicht, wie man eine Lehre verkündigen könne, ohne ihren Urheber zu nennen; Hegel scherzte ein wenig spöttisch darüber, und aus manchem Munde erging sogar das furchtbare Wort Plagiat. Es ist nicht wohl zu denken, daß Cousin sich Etwas zueignen wollte, was nicht sein Eigenthum war; sondern von seiner lebhaften Einbildungskraft fortgerissen, glaubte er vielleicht selbst gefunden zu haben, was man ihn gelehrt hatte. In seinen Improvisationen vergaß er, was er entliehen, und mit der größten Ehrlichkeit von der Welt gewann er die Ueberzeugung, daß er etwas Eigenthümliches geschaffen, indem er eine Mischung von Kant und Hegel vornahm. Allein Cousin senkte sich aus seiner metaphysischen Himmelfahrt und Verklärung bald wieder zur Erde nieder. Sey es, daß er in so kurzer Zeit seinen Dogmatismus erschöpft hatte, oder weil er fürchtete, daß man ihm in seinen erotischen Ausflügen nicht folgen werde, genug er kehrte zur Geschichte zurück, bekannte, daß keine Philosophie mehr zu schaffen möglich, weil sie schon fertig und geschaffen sey; daß es sich jetzt nur darum handle, sie zu sammeln; daß sie sich in vier Hauptsysteme theilen lasse: den Sensualism, Idealism, Skeptizism und Mysticism; und daß man, wenn das Wahre, das in jeder dieser abgeschlossenen Formen der Realität enthalten sey, herausgezogen werde, die reine und vollständige Realität gefunden habe. Das heißt doch wohl ein Eklektizismus, bei dem es sich der Mühe verlohnt! — Cousin war also nach einander Anhänger der schottischen Schule, Kantianer, Alexandriner, Hegelianer, Eklektiker. Es bleibt uns noch die Frage zu beantworten übrig, so war also dieser Eklektizismus, zu dem endlich der Herausgeber des Descartes gelangte, völlig wurzellos und ohne Erfolg? Wenn Wahrheit allein in der Vergangenheit läge, wenn eine ungeheure Bibliothek der neue Brunnen wäre, aus dem man sie schöpfen könnte; wenn man sie auf einer Wanderung durch Athen, Alexandrien, München und Berlin mit sich nehmen und nach Paris bringen könnte; freilich wäre Dieß dann eine kostbare Entdeckung und verlohnte sich wohl der Mühe, mit Geduld dieser Arbeit obzuliegen. Allein unglücklicherweise hat man diesen rückwärts gewendeten Schritt zweimal schon in der Geschichte des menschlichen Geistes straucheln gesehen; auch die Philosophie der alexandrinischen Schule und die scholastische lehrten, daß alle Wahrheit in der Vergangenheit und dem von der Zeit aufgehäuften Schrifttext liege; aber weder Alexandria noch Aristoteles konnten der Invasion des Christenthums und des Descartes widerstehen. Es liegt im Individuum wie in der Masse eine unbezwingliche Abneigung, auf dem Geschehenen auszuruhen, sich den unwiderstehlichen Anlockungen der Zukunft zu verschließen. Allerdings ist es gut, in sich das Bewußtseyn der Geschichte zu tragen; allerdings muß man an dem Vergangenen anknüpfen; aber nur in der Absicht es weiter auszubilden und umzugestalten. Für Wen das menschliche Wissen nur in einer abgenützten Gelehrsamkeit besteht, Wer nicht selbst Etwas dem alten Vorrath beizulegen vermag, von dem wird die Gesellschaft, die er nicht befriedigen kann, kalt und gleichgültig sich abwenden. Ich für meinen Theil möchte stets der Philosophie, die ihren Geist im Staube der Gräber sucht, zurufen:

„Laßt das Vergangne vergangen seyn."

Es war ein sonderbarer Gedanke, in dem Franzosenthume den Geist des alexandrinischen Griechenthumes wieder wecken zu wollen. Die reinen Abstraktionen bewegen sich in einen Kreis gebannt, über den sie nicht hinauskommen zu können scheinen; so sind Aristoteles und Plato auf dem Felde der Metaphysik noch nicht überholt worden und alle neueren Systeme sind mehr oder minder geniale Variationen der griechischen Philosophie. Will man dagegen Jemand, der einer neuen Bewegung der Welt den Anstoß gibt? Jener einfache Mann aus Nazareth, der mit dem klaren lichtvollen Geiste, ohne Metaphysik, zu Allen spricht, zertrümmert das stolze Heidenthum. Wenn Europa's Wiedergeburt im sechzehnten Jahrhunderte begonnen wurde, so hat Luther sie veranlaßt, der mit seinem gesunden Verstande die Welt gegen das mächtige Rom und gegen Aristoteles aufregte. Die französische Revolution hat zweimal im Jahre 1789 und 1830 das Problem der Sozialität zu lösen versucht und hiedurch die Theorien der Griechen, wie die Abstraktionen der Deutschen, hinter sich gelassen. Cousin hat daher auch ganz Frankreich's Genius verkannt, und wenn man ihn, nach tausend Umwegen und Abschweifungen, sagen hört, daß in der Charte des Jahres 1814 „alle Elemente der Geschichte, des Denkens und der Dinge" zu finden seyen, so kann man keine bessere Probe von der Mißgeburt des Eklektizismus verlangen. Deßhalb glaube ich auch mit Recht den Schluß ziehen zu dürfen, daß das systematische Band, mit welchem Cousin seine Arbeiten coordiniren wollte, seiner Hand entfiel, und daß er bei seinem Entwurfe, die Geschichte der Philosophie durch ein System zu beleuchten und dieses System durch die ganze Geschichte der Philosophie zu beweisen, nicht vom Systeme, sondern bloß von Materialien, die der Gelehrsamkeit nützlich seyn können, ausgegangen ist.

Literarische Chronik.

Neueste Schriften über Indien.

(Fortsetzung.)

Auch von einer jener optischen Täuschung, die man oft in den wärmeren Gegenden des Orients sieht, war der Verfasser an einem Tage Zeuge, an dem es, wie er sagt, „bitterlich kalt" war. Das Thermometer zeigte 52°.

„Ich sah hier eine der außerordentlichsten Wirkungen der Luftspiegelung, wie sie mir noch nie vorgekommen war. Diese optische Täuschung, die von den Arabern Suhrab (Wasser der Wüste) genannt wird, ist in den Ebenen Indiens sehr häufig; allein ich wußte nicht, daß auch Gebirgsgegenden dazu geeignet sind. Ein tiefes, von steilen Felsen umschlossenes Thal zu unsern Füßen, auf dessen Grund ich am Morgen einige elende Dörfer gesehen hatte, glich am Abend einem schönen See; die Dünste, welche das Wasser vorstellten, stiegen fast bis zur Hälfte der Berge empor, und in ihrer glänzenden Oberfläche spiegelten Bäume und Felsen sich deutlich wider. Noch nicht lange hatte ich diese Erscheinung betrachtet, als ein Sturmwind sich erhob, der den Wolkenschleier zerriß und ihn über die Szene hintrieb.

Der Raum gestattet nicht, einige der etwas langen Schilderungen der Jagden in Indien auszuheben; wir führen daher nur folgende Jagdabenteuer an:

„Ein Löwe hatte den Elephanten meines Freundes angegriffen; dieser hatte seinen Gegner bereits verwundet und war eben im Begriff sich vorwärts zu neigen, um einen zweiten Schuß abzufeuern, als der Elephant plötzlich den Kopf senkte, wodurch mein Freund herab und dem wüthenden Thiere so zu sagen in den Rachen fiel. Der Löwe, obschon schwer verwundet, bemächtigte sich sogleich des Unglücklichen und würde dem Kampf

ohne Zweifel ein trauriges Ende gemacht haben, wäre nicht der Elephant von dem Mahaut getrieben, vorwärts geschritten, worauf er mit seinem Rüssel einen jungen Baum ausriß, und damit den Löwen so gewaltig um die Lenden schlug, daß das geängstete Thier seine Beute fahren ließ. Das Leben meines Freundes war zwar gerettet, aber sein Arm an zwei Stellen gebrochen und Brust und Schultern überdieß von den Klauen des Thieres schwer verletzt. Der Löwe ward später von einem andern Jäger, der auf ihn stieß, erlegt."

Hier die Beschreibung einer Tigerjagd in der Nähe von Hurdar: „Eine halbe Stunde lang rückten wir in unterbrochener Linie vorwärts und ich begann schon zu gähnen vor Langweile und Mißvergnügen über unser Jagdunglück, als mein Elephant plötzlich seinen Rüssel erhob und mehrmals trompetete, wie mir mein Mahaut versicherte, ein sicheres Zeichen, daß zwischen uns und dem Winde irgendwo ein Tiger sey. Die furchtbare Schlachtlinie von dreißig Elephanten machte also linke Schulter vor, und rückte langsam gegen die Windseite an. Wir waren ungefähr dreihundert Ruthen weit in dieser Richtung vorwärts und in einen sumpfigen Theil der Dschongel gekommen, als endlich das langersehnte Halloh! ertönte und ein Schuß des Kapitäns M— des Jägers „Eureka" (Εὕρηκα) verkündete. Der Tiger erwiderte mit einem lauten Geheul und ging beherzt auf die Reihe der Elephanten los. Nun ereignete sich die lächerlichste aber auch die ärgerlichste Szene, die man sich denken kann. Alle Elephanten, mit Ausnahme dessen, den Lord Combermere ritt, kehrten dem Feind die Schwänze und rissen aller Schläge und Flüche der Mahauts zum Trotze aus. Einer von ihnen, der nicht so flink auf den Füßen war als die übrigen, wurde von dem Tiger eingeholt und erhielt einen tüchtigen Fang in das Hinterbein, während man einen Andern pfeilschnell über die Ebene hinrennen und endlich am Horizont hinuntersinken sah. Indeß ging der Tiger auf den Elephanten Sr. Herrlichkeit los; allein da er schon durch Kapitän M—'s Schuß in die Lenden verwundet war, so versagte ihm der Sprung und er schlich sich nach dem Röhricht zurück. Mein Elephant war einer der ersten unter den Ausreißern, die ins Treffen zurückkehrten, und als ich Lord Combermere an die Seite hinanritt, dessen Elephant wie ein Thurm stehen geblieben war, fand ich ihn ganz hors du combat, da er sich völlig verschossen hatte. Ich reichte ihm eine Büchse, und wir gaben dem Tiger eine neue Ladung aus vier Läufen, worauf er noch ein Mal angreifen wollte, aber von Schwäche übermannt zu Boden sank. Er erhielt noch mehrere Schüsse, bevor er verendete; hierauf ließen wir ein fröhliches Hup! Hup! erschallen und luden ihn auf einen Elephanten. Da Lord Combermere einige Minuten lang allein den Angriff des Tigers — eines drei Viertel ausgewachsenen Männchens — bestanden hatte, so wurden ihm wie billig die spolia opima zu Theil.

„Nachdem wir wieder geladen und unsere Linie gebildet hatten, ging es abermals vorwärts, und nach einem halbstündigen Triebe sah ich einige hundert Ruthen mir gegenüber das Gras leicht hin und her schwanken; gleich darauf erhob auch ein großer Tiger Kopf und Schultern über die Dschongels, als wollte er uns rekognosziren. Ich stieß das Halloh aus und die ganze Linie schwenkte. Als man an Ort und Stelle kam, brachen zwei Tiger aus dem Dickicht und schritten bedächtlich einem freien Grunde zu. Mehrere Schüsse fielen, und einer derselben streifte leicht den größeren Tiger, der sogleich umkehrte und mit wüthendem Geheul und seine Weichen mit dem Schweife geißelnd, in Sprüngen auf uns losstürzte. Allein offenbar in Schrecken gesetzt durch die furchtbare Elephantenlinie, hielt er plötzlich inne und eilte wieder in die Dschongel, wohin wir ihm in vollem Trabe folgten. Im Trotte stößt aber die Bewegung eines Elephanten so sehr, daß der Tiger, ungeachtet ihm noch eine volle Ladung nachgesendet wurde, unverletzt seinen Rückzug vollbrachte. Jene, die die schnellsten Elephanten ritten, waren jetzt am besten zur Jagd geschickt, und als der Tiger zum Angriff zurückkehrte, waren unserer nur drei beisammen. Sobald er uns das Gesicht zeigte, versuchte er einen Sprung auf Kapitän M—'s Elephanten, erhielt aber einen Schuß in die Brust. Noch zwei oder drei Schüsse brachten ihn auf die Kniee, und das edle Thier fiel in einer letzten Aufraffung seiner Kräfte zu einem nochmaligen Angriff, todt zu Boden. Es war ein ganz ausgewachsener Tiger und ein sehr schönes Thier. Nahe dem Orte, wo wir ihn aufstöberten, fanden wir das wohlabgenagte Gebein eines Büffels.

„In der Zwischenzeit hatte ein Anderer der Jagdgesellschaft den kleineren Tiger im Aug behalten, und wir rückten nun auf die Stelle los, wo er vermerkt worden war. Es war ein dicht mit Röhricht bewachsener, sumpfiger Ort, und wir hatten ihn zweimal schon durchgetrieben und wollten eben die fernere Jagd einstellen, da es schon zu dunkeln anfing, als Kapitän P—'s Elephant, der hintennach wackelte, plötzlich ein gellendes Geschrei ausstieß und aus dem Sumpfe hinausstürzte, während der Tiger sich mit seinen Zähnen in dem Obertheile des Schwanzes am Elephanten eingebissen hatte. Kapitän P—'s Lage war kritisch genug, da sein Thier die wüthendsten Anstrengungen machte, um sich des seinen Rücken grimmig zerfleischenden Feindes zu entledigen. Der Kapitän selbst konnte sich seiner Büchse nicht bedienen, aus Furcht, den armen Kulih (Elephantentreiber) zu treffen, der vor Furcht den Kopf verloren hatte, und hinter dem Hauda mit seinen Füßen im Schwanzriemen stand, kaum sechs Zoll von des Tigers Rachen entfernt. Wir eilten sogleich zur Hülfe herbei und schossen mit großer Bequemlichkeit auf den Tiger, der aber erst von acht Kugeln durchbohrt werden mußte, bevor er Zähne und Klauen losließ, und zuletzt mausetodt von dem verstümmelten Schwanz des Elephanten herabstürzte. Der Elephant lebte nur noch zehn Tage; allein man hatte Grund zu glauben, daß die tödtlicheren Wunden ihm von einigen Jägern beigebracht wurden, die sich allzu sehr von ihrem Eifer fortreißen ließen, das arme Thier von seinem grimmigen Anhängsel zu befreien."

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Man liest im „Corsaire": Es hat sich Jemand das Vergnügen gemacht, in den Blättern des Moniteurs die seit der Restauration vertheilten Ehrenlegionskreuze zusammen zu zählen, und gefunden, daß vertheilt wurden:

Von Ludwig XVIII (1814) in zehn Monaten	1,761
Von Napoleon (während der hundert Tage)	114
Unter Ludwig XVIII (nach seiner Rückkehr)	4,276
Unter Ludwig Philipp bis zum 20 Juli 1832	14,556
	20,707

•

Die Zeitung von Peking berichtet, daß der Kaiser von China in jüngster Zeit „die gesegnete Stätte besucht, die einst seinen heiligen Leib aufzunehmen bestimmt ist," und seine volle Zufriedenheit darüber zu erkennen gegeben habe. Er legte seinem künftigen Begräbnißorte den Namen Lung-tseuen-yuh bei, d. h. „des Drachen Frühlingsthal." Die Gebäude, die über dieser Stätte errichtet werden, sollen auf Befehl des Kaisers so einfach und unkostspielig als möglich, im Geschmack seiner Vorliebe für Prunklosigkeit, ausgeführt werden.

•

William Penn und Thomas Story, erzählt das „Imperial Magazine," wurden auf einer Wanderung durch Virginien von einem Regenschauer überfallen, und suchten in dem Hause einer Tabakspflanzung Schutz. Der Eigenthümer desselben fuhr die Fremden sehr grob an und sagte: „Ihr seyd sehr unverschämt, hier Euch einzudrängen, ohne mich zu fragen. Wißt Ihr, wer ich bin?" — Als sie mit Nein antworteten, sagte er sehr hochmüthig: „Ich bin der Friedensrichter." — „Und mein Freund hier, erwiderte Thomas Story, macht solche Dinge, wie Du bist, zu Dutzenden. Er ist der Gouverneur von Pensylvanien." Es läßt sich denken, daß der große Friedensrichter nun sein Pfauenrad fallen ließ.

•

In der Nähe von Aylesbury in Buckinghamshire geht man bei Sprengung von Felsen auf folgende Weise, wobei kein Schießpulver angewendet wird, zu Werke. Der Fels wird ungefähr drei Fuß in der Länge unterhöhlt, und ein kleiner Bündel Reisig, Ginster oder Stroh in dieser Höhlung angezündet. Sobald er in Feuer geräth, zersprengt die Expansivkraft der im Gesteine eingeschlossenen Luft den Felsen in tausend Trümmer.

•

In dem Garten des Earls von Powis zu Walcot wurde eine Melone reif, die 35¾ Pfund wog, 39 Zoll im Umfang und 21½ Zoll in der Länge hatte.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 239. 26 August 1832.

Abenteuer auf Tristan d'Acunha und Neu-Seeland.

(Fortsetzung.)

Eine neuntägige Seereise brachte Earle und seinen Freund, der sich zu der wesleianischen Missionsanstalt auf Neu-Seeland begeben wollte, an den Ort ihrer Bestimmung. Die Landung an der größern Insel ging in der Mündung des Flusses E-o-Keanga vor sich, der, seine Sandbarre abgerechnet, einen der herrlichsten Häfen der Welt bildet. Ist man über diese Andämmung in den Fluß gelangt, so stellt sich kein weiteres Hinderniß in den Weg, und der Schiffer segelt langsam den schönen Strom hinauf, verliert bald die See aus dem Gesichte und findet, je weiter er aufwärts kömmt, ein immer breiteres Wasserbecken, das von prachtvollen, bis zu ihrem Gipfel mit Waldungen bedeckten Anhöhen umgeben ist. Der Blick begegnet stromauswärts schauend verschiedenen vorspringenden Bergen, die sich ins Strombette hineinerstrecken und allmählich seine Breite wieder verengen, bis sie endlich in blauer duftiger Ferne sich verlieren und mit dem Azur des Horizontes verschwimmen.

Schon zu Sidney war Earle von dem kraftvollen und schönen Körperbau einiger Neuseeländer überrascht worden, und hier in ihrer Heimath fand er, mit dem kritischen Blicke des Künstlerauges betrachtet, eine Nation, der er in ihren Körperverhältnissen weit den Vorzug über seine eigenen Landsleute einräumen mußte: „Die Eingebornen, von mittlerer Größe, waren breitschulterig und muskulös, und ihre Gliedmaßen waren so sehnig, als ob sie ihr ganzes Leben in schwerer Arbeit zugebracht hätten. Bei lichterer Hautfarbe als die der amerikanischen Indianer, sind ihre Gesichtszüge schmal und regelmäßig; ihr Haar fällt in reicher Lockenfülle herab; das der Indianer ist straff. Die Sinnesart der Neuseeländer scheint voll guter Laune und Fröhlichkeit, während der Indianer düster, scheu und argwöhnisch ist." Earle hält sie für eine von den amerikanischen Indianern verschiedene Race und findet sich in seiner Meinung auch durch ihre weit größere Neigung zur Industrie bestärkt; außerdem haben sie im Ganzen eine große Abneigung gegen geistige Getränke, obgleich sie den Tabak sehr lieben. Fast Alle gehen mit Flinten bewaffnet und tragen Taschen mit Patronen gefüllt im Gürtel. Das Verdeck des neuangekommenen Schiffes war bald gedrängt voll von den Eingebornen, die die Fremden nach ihrer Landessitte mit einem wilden stampfenden Tanze bewillkommten, wozu sie sich vorher ganz nackt ausgezogen hatten. Ihre gewöhnliche Kleidung bestand aus einer Art Matte, die sie Kakahuhs nennen. Ihre Dörfer bestehen aus Gruppen von rohgearbeiteten Hütten, die unregelmäßig neben einander hingebaut sind und meist nicht über vier Fuß Höhe haben. Die Thüre ist kaum halb so hoch. In der schönen Jahreszeit leben die Eingebornen fast größtentheils unter freiem Himmel. Earle überzeugte sich wiederholt mit eigenen Augen von dem noch immer auf Neuseeland einheimischen Kannibalismus. Ein Herr trägt kein Bedenken, seinen Sklaven bei dem geringsten Vergehen zu erschlagen und die Leiche desselben zu zerstücken, zu braten und mit seiner Familie zu verzehren. Indeß haben sie sich ihres alten Hanges zu Diebereien ziemlich entschlagen, und sie finden denselben ihrem Verkehre mit den fremden Schiffen so hinderlich, daß Jedem, den man des Diebstahls überweisen kann, auf der Stelle der Kopf abgeschlagen wird. Mit den meisten Südseeinseln haben sie auch noch den Gebrauch des Tabu gemeinschaftlich. Die Neuseeländer verrathen in ihren Holzschnitzwerken viel Geschicklichkeit und Geschmack, und haben es darin so weit gebracht, an ein'gen Orten Gruppen von Figuren in Lebensgröße darzustellen. Earle fand viele derselben ganz so gut, als manche ägyptische Bildwerke aus früheren Kunstepochen. Die Eingebornen zeigen große Vorliebe für Skulpturen und Malerei, jedes Haus ist damit verziert und die Kanoes mit sorgfältigst ausgearbeitetem Schnitzwerk überdeckt.

Einige unternehmende Kaufleute haben aus Port Jackson flußaufwärts eine Schiffswerfte und einige Sägmühlen angelegt, wo bereits ein Schiff gebaut, vom Stapel gelassen und in die See geschickt wurde. Ein andres von hundert fünfzig Tonnen befand sich gerade auf der Werfte. „Als wir," sagt der Verfasser, „zu E-o-Kaky, oder wie es die Engländer nennen, Deptford, landeten, wurde ich höchlich erfreut über den Anblick von Ordnung, Bewegung und Industrie. Man sah hier Magazine, Wohngebäude und verschiedene Werkstätten für die Handwerksleute, und alle Abtheilungen schienen so gut besetzt, wie es nur immer in einem civilisirten Lande möglich ist. Am merkwürdigsten für mich war die große Freude und Theilnahme der Eingebornen, die sie an dem Fortgange der Arbeiten zu nehmen schienen. Alle waren bereit Hand anzulegen, wo man es brauchen konnte, und schienen sogar sich etwas darauf zu Gute zu thun, wenn man sie etwas verrichten ließ. Dieser Anblick bestärkte mich in dem Gedanken, daß dieser Weg

der einzig förderſame ſey, auf die Bildung der Wilden einzuwirken. Nichts kann übrigens die Wichtigkeit nützlicher Künſte ſo anſchaulich machen, als eine Schiffswerfte. Faſt alle Handwerke ſind dabei geſchäftig, und ſo wird dem lernbegierigen und aufgeweckten Sinne der Neuſeeländer eine praktiſche Encyklopädie nützlicher Künſte vorgehalten."

Allerdings möchte hiedurch unter den wilden Völkerſtämmen die Neigung zum civiliſirten Leben mächtiger angeſprochen werden, als durch Miſſionen, die dem beſchränkten Geiſtesvermögen dieſer armen Menſchen einen Geſichtskreis öffnen wollen, dem ihr kindiſch blödes Auge nicht gewachſen iſt; zumal wenn das Miſſionsweſen noch betrieben wird, wie es Earle weiter unten ſchildert. Alle Fortſchritte, die in den Verhältniſſen der Neuſeeländer ſich wahrnehmen laſſen, ſchreibt auch er, wie verſchiedene andere Reiſende, die dieſe Miſſionen in der Nähe zu beobachten Gelegenheit hatten, hauptſächlich dem häufigen Verkehre der Eingebornen mit den Wallfiſchfängern und Handelsſchiffen zu. „Was immer die Miſſionaire ſich davon als Verdienſt beilegen oder ihren Unterſtützern in England glauben machen möchten, ſagt der Verfaſſer hierüber, Jedermann, der dieſe Gegenden beſucht hat und ſeine Meinung frei und ohne Vorurtheil ausſprechen will, muß bekennen, daß ſie zu einer beſſeren Sinnesweiſe der Eingebornen wenig oder nichts beigetragen haben." Und an einer andern Stelle fügt er hinzu; „Ich beſuchte mehrere Miſſionen der römiſchkatholiſchen Kirche und muß ihnen das Zeugniß geben, daß ſie ein ganz anderes Verfahren beobachten, als die engliſchen; ſie ſind freundlich und liebreich gegen die Wilden und höflich und theilnahmvoll gegen ihre europäiſchen Brüder; ſie wußten ſich die Zuneigung Derer zu erwerben, die ſie zu bekehren abgeſendet wurden und haben unter ihnen ihre eigene Sprache eingeführt, wodurch die Neubekehrten mit Fremden zu verkehren in Stand geſetzt ſind. Wenn gleich in religiöſen Anſichten mit ihnen verſchiedener Meinung, muß ich doch ihren glücklichen Erfolgen Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Sie brachten faſt die ganze indianiſche Bevölkerung von Südamerika in den Schoß ihrer Kirche, und ihre Bekehrten bilden den größten Theil des Volkes. Ungeachtet der vielen Miſſionaire aber, die von der engliſchen Kirche und den dortigen Sekten ausgehen, traf ich doch nie einen Indianer, der von ihnen bekehrt worden wäre. Ich wohnte in einem Indianerdorfe der Meſſe bei, die ein eingeborner Prieſter las, und die ganze Gemeinde beſtand mit Ausnahme von mir aus Menſchen ſeines Stammes und ſeiner Farbe; ſo iſt es auch merkwürdig, daß in ganz Peru und den volkreichſten Provinzen faſt kaum ein Heide mehr zu finden iſt."

Noch weiter den Fluß hinauf liegt eine andere kleinere Niederlaſſung von einigen wenigen Engländern, die ſich mit dem Schlagen von Bauholz, Bretterſägen und der Verfertigung von Rudern für den Markt von Sidney beſchäftigen. In ihrer Nachbarſchaft befindet ſich die wesleianiſche Miſſionsanſtalt, und da die Umgegend ſehr bevölkert iſt, ſo hatte das Ganze den Anſchein einer civiliſirten Kolonie. Von hier aus ſetzte Earle mit ſeinem Begleiter ſeine Reiſe in's Innere des Landes fort, um jenſeits nach der Inſelnbay zu gelangen. Ihr Weg führte durch dichte Wälder und über unzählige kleinere Gewäſſer, einzelne über dieſelben geworfene Baumſtämme bildeten die Brücken. „Die ganze Gegend war gebirgig, und das Hinauf- und Hinabklettern an manchen Stellen wahrhaft ſchaudererregend; oft erblickte man nicht eine Handbreit Himmel; Alles war eine Maſſe gigantiſcher Bäume, die ihre weitausgebreiteten Zweige über den Häuptern der Wanderer zu einem undurchdringlichen Laubgewölbe verſchlangen und eine endloſe Dunkelheit erhielten." Mehrere Eingeborne begleiteten ſie, und ließen von Zeit zu Zeit einen Geſang oder vielmehr eine Art Antiphon hören, in den die übrigen im Chor einſtimmten. Von Zeit zu Zeit begegneten ſie einem und dem andern Trupp von Eingebornen, die unter ſchweren Bürden einherkeuchten und zum Gruße ihre eigenthümlichen Geſänge anſtimmten. Plötzlich ſahen ſie die Niederlaſſung der Miſſionsanſtalt vor ſich, die die größte Aehnlichkeit mit einem engliſchen Dorfe hatte.

(Fortſetzung folgt.)

Die Schlacht von La Tablada.

(Fortſetzung.)

Die Geiſtlichkeit, deren Macht Rivadavia einen tödtlichen Stoß beigebracht hatte, raffte Alles, was ihr noch davon übrig geblieben war, zuſammen, um Dorrego's Partei zu unterſtützen. Nur Wenige des Klerus traten auf die andere Seite über. Außerdem ſahen die Gouverneurs der Provinzen, die ſich größtentheils durch eine mehr oder minder heimliche Gewaltanmaßung zu ihren Stellen emporgeſchwungen hatten, ihren Sturz voraus, wenn die Centraliſation *) durchdringen ſollte; ſie ſuchten dieſelbe daher durch Mittel zu hintertreiben, die oft bis zur Empörung gegen den Kongreß gingen, der damals über eine definitive Regierungsform der Republik berieth. Der Krieg mit Braſilien loderte zu jener Zeit gerade in vollen Flammen, und die legislative Verſammlung konnte von dem Orte aus, wo ſie ihre Sitzungen hielt, die Kanonen des braſilianiſchen Geſchwaders hören, das die Rhede blokirte und deſſen Schiffe unabläſſig am Horizonte kreuzten. Nach langen und ſtürmiſchen Berathungen ſiegten endlich die Unitarier mit einer ziemlich ſtarken Majorität, und die neue Konſtitution kam zu Tage; ihrem Hauptinhalte nach ſprach ſie einen permanenten Kongreß aus, in deſſen Händen die vollziehende Gewalt und die Vollmacht, die Gouverneurs der Provinzen zu ernennen, ruhen ſollte; dann für jede der Provinzen ſelbſt beſtimmte ſie eine Kammer von Volksvertretern, die ſich mit der Entwerfung der rein lokal nothwendigen Geſetze beſchäftigen ſollten.

Es blieb nun nichts mehr übrig, als der gegebenen Verfaſſung in den Provinzen Anerkennung zu verſchaffen; allein hier lag auch die größte Schwierigkeit; denn während man an dem Werke der Konſtitution arbeitete, hatte die föderaliſtiſche Preſſe es unabläſſig mit dem heftigſten Ungeſtüm angegriffen, und die Preſſe war im In-

*) Das Wort Centraliſation iſt hier nicht als eine Lage der Dinge zu verſtehen, unter deren traurigen Folgen gegenwärtig Frankreich leidet. Die Provinz von Buenos Ayres hatte nicht im Sinne, wie Paris, bei den Angelegenheiten aller andern bis zur letzten Hütte und zum Kurfürſten herab, die Hand im Spiele zu haben. Sie wollte bloß der Republik eine Einheit geben, die ihr fehlte.

nern des Landes allmächtig. *) Man glaubte dieses Hinderniß am besten beseitigen zu können, wenn man an die Gouverneurs des Bundesstaates einige Deputirte des Kongresses senden würde, um die Verfassung zu überbringen, und sie dadurch zum Beitritte zu vermögen, daß man ihnen vorstellte, wie nothwendig bei einem Kriege nach Außen innere Eintracht sey. Diese Abgeordneten kehrten zurück, ohne etwas ausgerichtet zu haben: die meisten derselben waren gar nicht offiziell angenommen oder mit offenem Spotte empfangen worden; einige schickte man zurück, ohne sie auch nur angehört zu haben. Dieß begab sich im Monat Junius 1827. Fast um dieselbe Zeit kehrte der bevollmächtigte Gesandte, der unter Mitwirkung Englands, zu Rio Janeiro den Frieden unterhandeln sollte, von dort mit den vorläufigen Friedensbedingungen zurück, die so schmachvoll und erniedrigend waren, daß die öffentliche Meinung darüber empört, sie einstimmig verwarf. Die Föderalisten beschuldigten die Regierung laut, sie verrathe das Vaterland. Nun gab Rivadavia, der sich nicht mehr halten konnte, seine Entlassung, und mit ihm wurden die Unitarier aus dem Besitze der Gewalt verdrängt, deren sich die Föderalisten bemächtigten. Der Kongreß wurde aufgelöst, eine Versammlung von Repräsentanten der Provinz zusammengerufen und Dorrego zum Gouverneur ernannt. Sein Antritt der Regierung fand keinen Widerstand; das Heer war damals noch auf brasilianischem Gebiete und hatte an diesem Wechsel der Regierung keinen Theil genommen. So blieb die Lage der Dinge bis gegen Ende des Jahres 1828, wo Brasilien zu einem glorreichen Frieden gezwungen und die Unabhängigkeit der Provinz Montevideo ausgesprochen wurde. Das Heer kehrte unter General Lavalle nach Buenos Ayres zurück, stürzte aber auch schon wenige Tage nach seiner Ankunft die Regierung um. Diese Revolution die den Namen: „Bewegung des ersten Dezembers" erhielt, gab das Zeichen zu einem Bürgerkriege, der für die Unitarier unter glücklichen Vorbedeutungen zu beginnen schien, später aber ihren Untergang herbeizuführen bestimmt war. Lavalle, der zum Gouverneur ernannt wurde, mußte einige Tage später gegen Dorrego in's Feld rücken, der auf das Land geflüchtet war, wo er mit Hülfe eines Mannes, der einen unbeschränkten Einfluß über die Gauchos übte, des Joseph Manuel Rosas, gegenwärtig Gouverneur von Buenos Ayres, seine Anhänger versammelt hatte. Dorrego wurde im ersten Gefechte geschlagen, gefangen, ohne alles gerichtliches Verfahren zum Tode verurtheilt und erschossen. Rosas nahm seine Stelle ein und setzte die Feindseligkeiten fort. Lopez, Gouverneur von Santa Fe, vereinigte sich mit ihm und beide, in einer Unzahl kleiner Gefechte bald Sieger bald besiegt, drangen bis an die Thore von Buenos Ayres vor. Bevor sie noch eine so drohende Stellung eingenommen hatten, waren von Lavalle ungefähr 2500 Mann unter Befehl des Generals Paz, eines Mannes von einigem militärischen Rufe und gemäßigter Gesinnung, entsendet worden, um die föderalistischen Gouverneurs der innern Provinzen zu vertreiben.

(Fortsetzung folgt.)

*) Um jene Zeit erschienen in Buenos Ayres eilf Tag- und Wochenblätter, unter ihnen zwei in englischer und eines in französischer Sprache; der größte Theil derselben beschäftigte sich ausschließlich mit Politik und bekriegte sich mit derselben Bitterkeit, wie jetzt die französischen Journale. Außerdem gab es noch mehrere Provinzialblätter.

Literarische Chronik.

Neueste Schriften über Indien.

(Fortsetzung.)

Ein Mahrattenfest ist einer Reise werth, wäre es auch nur um zu sehen, wie verschieden die wichtige Materie des Essens von den Menschen behandelt wird.

„Die Schüsseln wurden nicht mitten auf die Tafel gesetzt, sondern von einer Menge flinker Aufwärter an den Rand der unbesetzten Seite des Tisches gestellt; schnell hintereinander reichte Jeder seine dampfende Bürde herum, wobei er mit der Beredsamkeit des Ausrufers einer Versteigerung ihre vortrefflichen Eigenschaften anpries, und die Gäste in den beweglichsten Ausdrücken ermahnte, zuzulangen. Da sich keiner abweisen ließ, so erhob sich binnen wenigen Minuten auf meinem Teller ein Gebirg der verschiedenartigsten Gerichte und Gerüche, ein wahres Küchenchaos. Unsere indischen Wirthe mußten uns für die muntersten und lachlustigsten Leute von der Welt halten; denn wir erstickten fast vor Lachen über die Hitze, mit der einige der Aufwärter die Vorzüge ihrer verschiedenen Fleischgerichte herausstrichen. Einer faßte einen großen Fisch mit den Fingern beim Schweif, hielt ihn empor und schloß seine Lobrede damit, daß er ihn auf meinen Teller warf, den sein Vorgänger bereits mit einer Art geschlagener Kreme gefüllt hatte. Ein anderer hielt einen ungeheuern Kapaun am Bein über unsere Köpfe, indem er ihn zwischen dem Daumen und Zeigefinger drehte, um die riesenhaften Verhältnisse desselben in gehöriges Licht zu stellen; wirklich glich er auch mit seinen vom Leibe hängenden quabbeligen Gliedmaßen ziemlich einem jungen, auf dem Roste gebratenen Hindu. Keine Schüssel erschien zum zweitenmal, jede verschwand, sobald die Gäste von ihrem Inhalt genommen hatten; Tracht auf Tracht folgte, und ich glaube, wir äßen noch heute, hätte Se. Herrlichkeit nicht ihr Unvermögen erklärt, als man eben das fünfzigste Gericht auftragen wollte. So endete das erste und einzige Fest, zu dem ich jemals von den Jüngern Brama's geladen wurde, und wenn es auch den moslemitischen Tafeln, zu denen ich während unserer Reise gezogen ward, rücksichtlich gastronomischer Vortrefflichkeit um Vieles nachstand, so war es doch bei Weitem unterhaltender."

Den Einzug Lord Combermeres in Lucknau beschreibt der Verfasser folgendermaßen:

„Ungefähr zwei Meilen vor der Stadt trafen wir den König von Aud, von einem zahlreichen und glänzenden Gefolge umgeben. Der König und der Oberbefehlshaber setzten nach einer brüderlichen Umarmung ihren Weg in demselben Haudah fort. Unser Zug war durch die erhaltene Verstärkung bedeutend vergrößert worden, und mußte bei unserm Eintritt in die Stadt der zahllosen Menge von Zuschauern ein imposantes Schauspiel bieten. Der König Nusihr-ud-Dihn Heider ist ein einfacher, ganz gemein aussehender Mann von ungefähr 26 Jahren, fünf Fuß neun Zoll Größe und ungewöhnlich dunkler Hautfarbe. Die Geistesgaben, Bildung und Unterhaltungen Seiner Majestät sind nichts weniger als ausgezeichnet und würdevoll; was ihm in dieser Hinsicht fehlt, ersetzt die Gewandtheit und Schlauheit seines Ministers, der jedoch ein Erzgauner ist und in seinem Gesichte die ausgesprochensten Züge von Lavaters skeptischem Freigeiste trägt. Seinen königlichen Herrn ausgenommen, dessen unumschränktes Vertrauen er besitzt, wird er auch von allen Klassen verabscheut. Ich bemerkte, daß sein Diener, der in dem Haudah hinter ihm saß, das Band von dem Degen seines Herrn um die Finger geschlungen hatte, als fürchte er, es könnte irgend einer der Zuschauer auf den Dächern oder in den Fenstern der vorspringenden Häuser so verwegen seyn, ihn aus der Scheide zu ziehen und seine Schärfe an dem Halse des Eigenthümers zu erproben, womit, beiläufig gesagt, dem Staate kein so schlimmer Dienst geschähe. Die Straßen von Lucknau sind nämlich so außerordentlich eng, daß an manchen Stellen nur Ein Elephant hinter dem andern durchkommen kann. Die Häuser, deren Fenster mit Seidenstoff und Teppichen behangen waren, waren eben so wie die Straßen ganz mit Zuschauern angefüllt, von denen mehrere ihren Herrscher mit einem demüthigen „Salam" begrüßten; die Mehrzahl bestand indeß aus dürftig aussehenden Bettlern, die um Almosen flehend dem Zuge folgten und sich gierig um die Hand voll Rupien balgten, die von Zeit zu Zeit von dem Könige, dem Oberbefehlshaber und dem Residenten unter das Volk aus-

geworfen wurden. Es war merkwürdig zu sehen, wie die Elephanten sich sorgfältig in Acht nahmen, einen dieser armen Teufel zu treten oder zu beschädigen, die ohne alle Furcht die ausgestreute Gabe unter den Füßen dieser Thiere zusammenlasen, deren leisester Tritt hingereicht hätte, einen Arm oder einen Fuß zu zerquetschen. Diejenigen der ausgeworfenen Münzen, die auf die Dächer der Häuser fielen, veranlaßten zuweilen ein höchst ergötzliches Getümmel, und ich sah mehr als ein Mal die darnach Haschenden in die Straße herab, auf die Köpfe der gaffenden Menge stürzen. An einigen der engeren Stellen entstand ein furchtbares Getöse und Gedränge; die Elephanten brüllten, Gerüste und Leitern brachen zusammen, und hie und da wich ein vorspringendes Dach, oder die Veranda eines Hauses der unwiderstehlichen Kraft der gewaltigen Thiere. Die stärksten Elephanten und die entschlossensten Mahauts befanden sich an der Spitze des Zuges bei dem König, dem Oberbefehlshaber und dem Residenten. Die königlichen Prinzen wurden oft ohne alle Umstände tüchtig herumgestoßen und der Minister befand sich meist außer der Reihe ....."

„Unter den verschiedenen Vergnügungen, die zu Ehren des Oberbefehlshabers veranstaltet wurden, ließ der König auch eine Thierhetze geben, und da diese Spiele, des großen Maßstabs halber, nach denen sie in Lucknau aufgeführt werden, sehr berühmt sind, so waren wir nicht wenig neugierig darauf. Die ganze Gesellschaft, mit Einschluß der Frauen, bestieg am andern Morgen fünf Elephanten und begab sich nach dem geheimen Thor des königlichen Palastes, wo der Oberbefehlshaber sammt seiner Begleitung vom König empfangen, und in einen Palast des Parks geführt wurde, in einem von dessen Höfen sich der Kampfplatz befand. In der Mitte desselben stand ein kolossaler Käfig von starkem Bambus, der ungefähr 50 Fuß Höhe und eben so viel im Durchmesser hatte, und mit einem Netz von starken Seilen gedeckt war. Mehrere kleine Zellen, die durch Fallthüren mit dem Schauplatze in Verbindung standen, hatten alle Gattungen der wildesten Bewohner des Waldes inne. In dem großen Käfig drängte sich eine Gruppe von Büffeln zusammen, die breiten, rauhen, gehörnten Stirnen zu einer furchtbaren Fronte vereinigt, und die Rückseite gegen die Bambuswand gelehnt, kühn den Angriff erwartend. Die Fallthüren wurden geöffnet, zwei Tiger und eben so viele Bären und Leoparden stürzten heraus. Die Büffel eröffneten sogleich die Feindseligkeiten und spielten förmlich Fangball mit den Bären, die endlich entschlüpften, indem sie an den Bambusstäben hoch genug emporklimmten, daß ihre gehörnten Gegner sie nicht mehr erreichen konnten. Den Tigern, von denen einer ein sehr schönes Thier war, ging es nicht viel besser; denn da fünf Büffel waren, so hatten sie gegen Uebermacht zu kämpfen. Indeß schienen sie auch Mann gegen Mann ihren gewaltigen Feinden nicht gewachsen, und zeigten wenig Lust zum Angriff. Der größere Tiger erhielt einen tüchtigen Hornstoß vor den Kopf, riß zur Vergeltung seinem Gegner ein Stück aus der Wampe, ward aber endlich durch die Weichen gebohrt und zu Boden gestreckt. Die Leoparden hielten sich während des ganzen Kampfes neutral, und nahmen sich wohl in Acht, den Frieden zu brechen. Ein Rhinozeros wurde jetzt in den Raum gelassen, und die Wärter bemühten sich es zum Angriffe auf einen Tiger zu reizen, der an einen eisernen Ring gekettet war. Das Rhinozeros schien indeß den Kampf mit einem gefesselten Gegner unter seiner Würde zu halten; es näherte sich ihm, betrachtete ihn ruhig, wie er sich, den Angriff erwartend, krümmte und knurrte, kehrte dann plötzlich um und trabte tölpisch dem Hofthore zu, wo es einen Palankin umwarf, in dem eben eine Dame weggebracht werden sollte, die des unzarten Schauspiels müde war. Nun traten ein Büffel und ein Tiger auf den Kampfplatz, ein wüthender Angriff entspann sich von beiden Seiten; der Tiger sprang beim ersten Anfall auf den Kopf seines Gegners und zerfleischte dessen Genick, wurde aber bald so gewaltig abgeworfen, daß er fast den Rückgrat brach und zum fernern Kampf untüchtig ward. Ein kleiner Elephant wurde jetzt auf einen Leoparden losgelassen; der Kampf war kurz und entscheidend; der erstere ließ sich auf die Kniee nieder und durchstieß seinen Gegner mit seinen stumpfen Fangzähnen. Als wir von der Thierhetze zurückkamen, wartete unserer ein Frühstück im königlichen Palast; das weiße Tafeltuch wurde abgenommen, und auf das darunter befindliche grüne Tuch eigens abgerichtete Wachteln gesetzt, die man nach Art der englischen Hähne mit einander fechten ließ. Diese Belustigung ist unter den vornehmern Eingebornen sehr üblich, und bei solchen Gelegenheiten werden große Summen verwettet, während die Eigenthümer der Vögel und die Zuschauer müßig umherstehen, und ihre Huka's schmauchen. Ende gut, Alles gut. Als Schlußscene dieses kampfesheißen Tages wurden Elephantenkämpfe angekündigt. Die Zuschauer nahmen in einer langen Veranda Platz. Der Fluß Gumty strömt in einem engen Bett dicht unter den Mauern des Palastes und am jenseitigen Ufer bot ein großer, offener, sandiger Platz einen angemessenen Raum für die Darstellungen dieser gigantischen Athleten. Die für diese Kämpfe aufgezogenen Elephanten sind große, starke Männchen, die, dadurch daß man sie mit starkem Gewürz füttert, in einem beständigen Zustande von Wuth erhalten werden. Auf der weiten Ebene vor uns sahen wir mehrere dieser Thiere einzeln und grimmig hin und herschreiten, jeder seinen Mahaut auf dem mit einem starken Flechtwerke bedeckten Rücken, an das der Treiber sich während des Kampfes einklemmert. Jedem Elephanten gehen zwei oder drei mit langen Lanzen bewaffnete Männer zur Seite, eine Waffe, vor der dieses Thier große Furcht hat. Wir sahen bald zwei Kämpfer von den entgegengesetzten Seiten der Ebene langsam auf einander losgehen; je näher sie sich kamen, desto schneller wurden ihre Schritte, bis sie endlich mit einem gewaltigen Stoß zusammenrannten, ihre Rüssel in einander schlangen und sich so hin und herstießen, bis der Eine sich überwunden fühlte, mit guter Manier umkehrte und den Stoß seines Gegners mit dem Rücken auffing. Dieser war so gewaltig, daß der Mahaut des fliehenden Elephanten herabstürzte, zum Glück aber weit aus dem Wege des Verfolgers flog und so mit einigen Beulen davon kam. Fünf oder sechs Paare fochten auf diese Weise, zeigten aber wenig Kampfgier; denn diese klugen Thiere erkennen die Ueberlegenheit ihres Gegners auf der Stelle. Ich hatte nun die weltberühmten Thierkämpfe von Lucknau, auf die ich so lange schon begierig gewesen war, gesehen, und zwar bei einer Gelegenheit, wie sie nur selten Jemand geboten wird; allein ich muß gestehen, meine Erwartung wurde nicht befriedigt. Ehe die Gesellschaft den Palast verließ, trug Se. Majestät großes Verlangen nach einer Huka, die Einem vom Stab gehörte, und die auf eine ganz neue Art gearbeitet war. Der König war von der neuen Erfindung so bezaubert, daß er den Wunsch, sie zu kaufen, nicht unterdrücken konnte, und auf der Stelle mit seiner köstlichen Erwerbung davon eilte, um sie den 550 liebenswürdigen Bewohnern seines Sihnanah zu zeigen. Am Abend unterhielt uns ein piemontesischer Taschenspieler im Dienste des Nababs, mit seinen gewandten Kunststücken; er war ganz der Mann, einem stumpfsinnigen orientalischen Despoten die Zeit zu vertreiben."

Die vorzüglichen Eigenschaften eines Elephanten, wie sie ein Käufer verlangt, lernte der Verfasser auf dem Markte zu Hurdwar kennen, wohin er gegangen war, um sich ein Maulthier für die Gebirgsreise zu kaufen. „Der Preis war 80 Rupien, eine Summe, für die man ein schönes Kamel hätte kaufen können. Wir nahmen einen eingebornen Mäkler mit uns, und die Art, wie Käufer und Verkäufer ihren Handel abschlossen, belustigte mich sehr. Beide reichten sich nämlich unter einem Tuche die Hände und die verschiedenen Gebote wurden durch gewisse Fingerbewegungen ausgedrückt. Der ganze Handel war in wenigen Minuten abgemacht, und dabei wohl viele Händedrücke, aber nicht ein einziges Wort gewechselt. Wir besichtigten demnächst einige zum Verkaufe ausgestellte Elephanten, deren Eigenthümer die Vorzüge ihrer Thiere so herausstrichen, wie ein Roßkamm die Eigenschaften seiner Pferde. An einem Elephanten rühmt man großen Kopf und Ohren, gewölbten Rücken, breite Füße, herabhängende Weichen, langen Rüssel, kurze Schenkel und stark nach vorn gebogene Fangzähne. Auf einen breiten Haarbüschel an der Spitze des Schweifes wird ebenfalls gesehen." (Fortsetzung folgt.)

Temperatur der Neger.

Douville hat auf seiner Reise in das Innere von Afrika wiederholte Beobachtungen über das Verhältniß der Körperwärme zwischen Weißen und Negern, nach Geschlecht, Alter u. s. w. angestellt und gefunden, daß die Temperatur eines Negers weit größer ist, als die eines Weißen; daß die Hitze bei Negerinnen größer ist, als bei fünfzehnjährigen Negern, dann aber geringer, aber immer noch größer, als bei den Weißen; daß die Neger, je älter sie werden, desto mehr an ihrer natürlichen Wärme einbüßen, und endlich, daß den alten Negern immer noch eine höhere Temperatur eigen ist, als den Weißen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 240. 27 August 1832.

Marokko.

1. Die Bevölkerung.

Die Bevölkerung von Marokko kann in sechs Klassen eingetheilt werden: in Mauren, Araber, Schelluhs, Berbern, Juden und Neger. — Die Mauren, das entartete Geschlecht großer Vorfahren, stammen von jenen, die aus Spanien vertrieben wurden, nachdem die Eroberung von Granada durch Ferdinand und Isabella und die Flucht Boabdil's El Chico der maurischen Herrschaft auf der pyrenäischen Halbinsel ein Ende gemacht hatten. Die Mauren bewohnen hauptsächlich die Städte, haben die höheren Stellen der Verwaltung inne und bilden das Heer; ihre Sprache ist das Mogreb oder Arabische des Abendlandes, mit spanischen Worten vermischt. — Die Araber, die Abkömmlinge der Wüste, leben auf den Ebenen zerstreut, unter Zelten, die größtentheils im Kreise angelegt sind, daher man sie Duars oder Lager nennt, und führen ein Hirtenleben. Wird der Boden unfruchtbar, das Gras spärlich oder sind die Zelte dergestalt mit Flöhen und anderem Ungeziefer überfüllt, daß es kein Mensch darin mehr aushalten kann, so brechen die Araber ihr Lager ab und suchen einen andern Ort, den sie vorzugsweise in der Nähe einer Quelle oder eines Heiligengrabes wählen. Sie sind gastfreundlich und haben sie ihr Wort gegeben, so kann man zuverlässig darauf zählen, was sie jedoch nicht abhält, große Diebe zu seyn. Abgehärteter Natur, sind sie von kleinem Wuchs, unter Mittelgröße. Die Mädchen sind in ihren ersten Jahren sehr schön, die Frauen hingegen furchtbar häßlich, da sie viel der freien Luft ausgesetzt sind, und die härtesten Arbeiten, besonders alle häuslichen, verrichten müssen. Die Sprache der Araber ist das Koreisch, oder Arabische des Koran, wiewohl sehr entstellt. — Die Berbern und die Schelluhs oder Chelluhs bewohnen die Gebirge des Atlas; und zwar erstere den nordöstlichen Theil bis zur Provinz Tedla; letztere von dieser Provinz gegen Südwest hin. Sie leben größtentheils in Dörfern, deren Häuser aus Steinen und Lehm erbaut und mit Schiefer gedeckt sind, manchmal aber auch unter Zelten und sogar in Höhlen. Wahrscheinlich sind sie die Ureingebornen des Landes, Ham's Abkömmlinge in gerader Linie, die durch die Einbrüche der Araber und Mauren nach den Gebirgen zurückgedrängt wurden. Ihre vorzüglichste Beschäftigung ist die Jagd; sie treiben jedoch auch Feldbau und besonders viele Bienenzucht. Durch ihre Lebensart werden sie weit kräftiger und rüstiger als ihre Nachbarn in der Ebene. Die Sprache der Schelluhs hat keine Aehnlichkeit mit dem Arabischen, obgleich sie sich vieler arabischer Worte bedienen. Schon langher suchte man die Frage zu lösen: ob die Sprache der Berbern und der Schelluhs nicht eine und dieselbe sey? Unverkennbar sind es zwei, jedoch nicht sehr von einander verschiedene Sprachen, die eine große Anzahl Worte gemeinschaftlich haben; man möchte sogar behaupten, daß sie nur zwei Mundarten derselben Ursprache, d. h. der Sprache seyen, die auf der ganzen hohen Bergkette des Atlas gesprochen wird und von Bahireh, am Ufer des Nils, bis an's Kap Nun am atlantischen Ozean, in einer Länderstrecke von mehr als 2000 Stunden verbreitet ist. Man hat übrigens Grund genug zu glauben, daß die Berbersprache das ursprüngliche Idiom des ganzen nördlichen Afrika's war; es ist die Sprache der Mozabies, der Wadragans, Wurgelans, Tuariks, wie es an den Grenzen von Aegypten und Abyssinien gesprochen wird. *) — Die Juden sind auch in diesem Theile des Kaiserthumes von Marokko wie anderswo der lebendige Beweis von jener, vor mehr als dreitausend Jahren ausgesprochenen Prophezeyung, daß sie in steter Absonderung, mit keinem andern Volke vermischt, leben würden. Die Mauren haben diese Vorhersagung, wahrscheinlich ohne sie zu ken-

*) Washington gibt folgendes Verzeichniß von Worten, um die Verschiedenheit derselben von dem Arabischen und die Aehnlichkeit der Berber- und Schelluh-Sprache zu bezeichnen.

	Arabisch	Berber	Schelluh
Brod	— El Khobs —	Aghroum —	Aghruhm.
Wasser	— Elma —	Aman —	Aman.
Kamel	— Simmel —	Araam —	Arume
Rufen	— Asata —	Kerar (Imp.) —	Ir-kerak.
Datteln	— Tamur —	Tene icayn —	Tihne icayn.
Mittagessen	— El istor —	Imquilli —	Inkelli.
Essen	— Akal —	En-nitsch —	Ai-nisch.
Augen	— Ayun —	Allen —	Alen.
Nase	— Anf —	Thinzarth —	Tinzah
Füße	— Rylain —	Etarran —	Idarn
Honig	— Asel —	Tament —	Tamint
Mensch	— Rajel —	Ergbaz —	Argaz
Berg	— Djibel —	Adrar —	Adderar.
Morgen	— S'bagh —	Zik —	Zik.
Sklave	— El Abd —	Isimgam —	Isseng'h.
Sultan	— Sultan —	Aghullid —	Aglid.
Dorf	— Dschar —	Thaddert —	Thaddert h.
Frau	— Murrah —	Temthout —	Tamtut.
Jahr	— Sanat —	Esougas —	Acsugaz.

nen, nach ihrem ganzen Buchstaben erfüllt, indem sie die Juden zwangen, in besonderen Quartieren zu wohnen. Die Juden bilden ein zahlreiches und arbeitsames Völkchen; sie sind Handwerker, Dolmetscher u. s. w.; so gehen auch alle Handelsgeschäfte mit den Europäern durch ihre Hand. Man zwingt sie, die niedrigsten Arbeiten zu verrichten und Bediente, Lastträger, Gassenkehrer u. s. w. abzugeben. Von den Mauren, die sie auf jede Art betrügen, verachtet und mißhandelt, haben sie gegen keine Beleidigung einen andern Schutz, als ihre Geduld, und selbst von maurischen Kindern müssen sie sich Unbilden gefallen lassen. Wenn ein Jude es wagte, gegen eines nur die Hand aufzuheben, so würde es ihm das Leben kosten. Wenn er an einer Moschee vorübergeht, muß er die Schuhe ausziehen. Begegnet er Jemand vom Hofstaate des Kaisers, und wären es auch die alten Negerinnen des kaiserlichen Harems, so muß er gleichfalls die Schuhe ausziehen und aufrecht an der Mauer stehen bleiben, bis sie vorüber sind. So tief herabgewürdigt ist dieses Volk, aus dessen Mitte die europäischen Nationen ihre Dolmetscher und Handelskonsuln wählen müssen. Wenn dem Kaiser eine Botschaft, in Worten abgefaßt, wie sich ihrer eine Staatsgewalt zur andern bedient, oder eine etwas kräftige Erklärung zu überbringen wäre; so würde ein Jude kaum dazu sich hergeben, da auf der Stelle Tod sein Loos werden würde. *) — Die Neger, deren Zahl gering ist, sind Sklaven, und hier, wie in civilisirten Staaten, ein Gegenstand des Handels. Es gibt jedoch unter ihnen Einige, die sich einen gewissen Einfluß und hiedurch ihre Freiheit zu verschaffen wissen. Die Neger sind wegen ihrer Treue berühmt, und die Leibwache des Sultans, das einzige stehende Heer des Landes, das nicht über 5000 Mann zählt, besteht daher größtentheils aus Schwarzen.

Die Regierung von Marokko ist rein despotisch. Der Sultan ist das Oberhaupt der Kirche und des Staates, die hier beide unzertrennlich sind. Die mohammedanische Religion ist allein erlaubt und die Mauren sind in den kleinsten Verrichtungen, die durch sie vorgeschrieben sind, ängstlich gewissenhaft. Die Christen werden von ihnen als Menschen betrachtet, die gar keine Religion haben. — Die Gesetze sind Nichts als der Wille des Despoten, der in der Hauptstadt die Rechtspflege selbst verwaltet. In den Provinzen ist der Kalif oder Pascha das reine Abbild seines kaiserlichen Herrn. Indeß ist die Gerechtigkeit schnell bei der Hand und streng; der Grundsatz, nach welchem regiert wird, heißt: „Erhalte das Volk in Armuth, so wird ihm nicht die Lust zur Empörung kommen.“ — Die Heeresmacht besteht aus einer Art Landwehr, die sich auf Gebot des Kaisers erhebt; sie erhält keinen Sold, aber jedem Soldaten gibt man ein Pferd, und wenn die Milizen der Provinzen in die Hauptstadt kommen, erhalten sie ein kleines Geschenk. Die einzige stehende Truppe ist die schon erwähnte Leibwache des Sultans, deren Soldaten alle lange Musketen führen, mit denen sie sehr gewandt umzugehen wissen. Selbst im Galop feuern sie mit Sicherheit. Sie sind abgehärtet, schlafen auf dem bloßen Boden ohne alle Bedeckung, selbst in den kalten und feuchten Nächten; scheinen aber sonst nicht sehr furchtbar, da sie keinen Begriff von den Vortheilen einer Bewegung in Masse haben. Wenn ihr erster Angriff fehlschlägt, so können sie leicht in verworrene Flucht gebracht werden. Größtentheils sind sie gute Schützen; Niemand aber versteht sich auf die Bedienung des groben Geschützes. *)

Die Erziehung der Mauren beschränkt sich darauf, in den Schulen den Koran auswendig zu lernen und mit dem Pferde und den Feuerwaffen umgehen zu können. Die Musik ist den Mauren so gut wie unbekannt; eine Pfeife und eine Trommel, eine schlechter als die andere, bilden die einzigen Instrumente, denen man jedoch keine Harmonie zu entlocken versteht. Nur die Schelluhs haben ländliche Lieder von schwermüthigen und interessanten Melodien.

Die Mauren haben im Ganzen einen schönen Körperbau und sind von mittlerer Größe, obgleich ihre weiten, faltenreichen Gewänder sie auf den ersten Blick weit größer erscheinen lassen. Im reiferen Alter werden Männer wie Frauen wohlbeleibt, eine Folge ihres unthätigen Lebens. Sie haben sehr schöne Zähne, und ihre Hautfarbe ist wegen der mannichfaltigen Vermischung mit Negern von allen Schattirungen; jedoch bemerkt man, daß die Männer, je mehr sich ihre Farbe dem Schwarzen nähert, desto schöner und von desto entschlossenerem Wesen sind. Die Weiber, die in der Jugend schön sind, schwärzen sich Augenwimpern und Brauen mit Bleierz und färben sich die Fingerspitzen mit Hhenna, einer Pflanze, deren tiefes Orangegelb sehr wenig beiträgt, ihre Schönheit zu vermehren. Auch einige Männer, die Stutzer dieses Landes, ahmen diesen Gebrauch nach.

(Schluß folgt.)

Die Schlacht von La Tablada.

(Fortsetzung.)

Die zahlreichen Provinzen der argentinischen Republik waren damals in ihrer Stimmung für oder gegen Buenos Ayres so getheilt: Entro Rios, Corrientes und Missiones beobachteten eine Art Neutralität, bereit sich der stärkeren Partei anzuschließen. Santa Fe, Cordoba und La Rioja waren föderalistisch gesinnt und wurden von San Luis und Mendoza unterstützt. Tucuman und Santiago del Estero hatten die Partei der Unitarier ergriffen, und dieselbe Gesinnung herrschte auch, wiewohl nur schwach, in San Juan und Catamarca vor. Die Provinzen Salta und Jujuy lagen dem Schauplatz der Begebenheiten so ferne, daß sie dabei gar nicht betheiligt schienen. Uebrigens war es weniger die Gesinnung der Bevölkerungen, als die der Einzelnen, welche der Zufall an ihre Spitze geworfen hatte, welche die Provinzen zu dieser oder jener Partei hinüberrissen. Unter diesen Oberhäuptern der Provinzen verdienen nur zwei, die der föderalistischen Partei angehörten, einer beson-

*) Die Juden, sagt Ali Bey, sind die einzigen Goldschmiede, Blechschmiede und Schneider, die Marokko besitzt. Die Mauren sind bloß Seiler, Zimmerleute, Maurer, Schlosser, Weber der Haiks, eines Stoffes, aus dem man Mäntel und weitärmelige Kaftans, die von oben bis unten vorn zugeknöpft sind, verfertigt.

*) Die Kouriere des Kaisers sind einfache Fußgänger, die vier Stunden in einer Meile machen, und den Weg von Marokko nach Tandscher, eine Entfernung von 110 Lieues, in sechs Tagen zurücklegen.

dern Erwähnung. Der Eine war Bustos, Gouverneur von Cordoba, einer der reichsten und volkreichsten Provinzen nach der von Buenos Ayres. Schon mehrere Jahre her war er im Besitze der Macht und hatte sich darin mehr durch seine Geschicklichkeit im Ränkemachen, als durch offene Gewalt zu erhalten gewußt; Lust am Blutvergießen konnte man ihm nicht vorwerfen. Alle Verschwörungen gegen seine Person wurden von ihm an den Schuldigen mit Geldbußen gestraft und kamen so seiner Geldgier sehr zu statten, die zu befriedigen er kein Mittel scheute. Das Schattenbild einer Volksvertretung, das er beizubehalten für gut fand, gab jedem Geheiße von ihm dienstwillig seine Zustimmung und trug dazu bei, seine Gewalt zu befestigen. Die Wichtigkeit der von ihm beherrschten Provinz erhob ihn, ungeachtet seines geringen kriegerischen Talentes, an die Spitze der föderalistischen Partei im Innern des Landes, deren Gegner es daher vorzüglich auf seinen Sturz abgesehen hatten. Das zweite Oberhaupt des Föderalismus war Quiroga. Ganz von Bustos verschieden, war er eine jener finsteren und entschlossenen Seelen, deren unbeugsamer Wille rücksichtslos durch Blut und Verbrechen seinem Ziele zuschreitet. Die allgemeine Sage bezüchtigte ihn zahlloser Unthaten, von denen viele schon seine früheste Jugend befleckt haben sollten, und durch die er sich den Namen des Tigers von La Rioja erworben hatte. Diese unglückliche Provinz seufzte unter seiner eisernen Hand, die den leisesten Versuch seine Gewalt anzutasten, mit dem Tode strafte. Seine Stärke, seine Geschicklichkeit zu Pferde und in allen Leibesübungen, seine Kühnheit und der Schrecken, den er einzuflößen wußte, hatten ihm eine unbeschränkte Macht über die Gauchos erworben, die stets bereit sind, dem Rufe des ersten besten unerschrockenen Führers zu folgen, der sie um sich versammeln will. Ich hatte Gelegenheit den Tiger von La Rioja in der Nähe zu sehen; nie malten sich tragischere Leidenschaften auf edleren Gesichtszügen.

Paz legte mit seinem schwachen Heere, ohne einen Widerstand zu finden, die hundert fünf und siebzig Stunden zurück, die Buenos Ayres von Cordoba scheiden. Bustos verrieth bei Annäherung der Gefahr alle Unentschlossenheit seines Charakters und seine volle militärische Unfähigkeit. Bis zum letzten Augenblicke schwankte er zwischen den zwei Wegen, die ihm offen standen: sollte er dem anrückenden Feind entgegengehen, oder ihn ohne Widerstand aufnehmen; denn wahrscheinlich hoffte er als Lohn einer freiwilligen Unterwerfung seine Gewalt anerkannt zu sehen. Erst als Paz schon vor den Thoren von Cordoba stand, faßte er einen Entschluß und rückte dem Feinde mit einer schwachen Truppe entgegen, die von den ersten Kanonenschüssen aus einander gesprengt wurde. Bustos selbst verdankte sein Heil nur der Schnelligkeit seines Pferdes und verlor auf seiner übereilten Flucht alle Papiere, die er bei sich führte. Er gewann La Rioja und Paz zog ohne Widerstand in die Stadt ein, die sein Gegner so schlecht vertheidigt hatte. Nachdem er in die Verwaltungsstellen neue Beamte eingesetzt hatte, war seine erste Sorge dahin gerichtet, die Milizen zu organisiren und von der befreundeten Provinz Tucuman Verstärkung zu fordern, da er mit Recht vermuthete, daß Quiroga bei dem Sturze seines Verbündeten kein müßiger Zuschauer bleiben würde. Auch zögerte der ungestüme Gouverneur von La Rioja nicht, einen Aufruf an seine Gauchos ergehen zu lassen, und nachdem er sie um sich versammelt hatte, nahm er den Titel „eines Obergenerals der Armee der freien Menschen und der Vertheidiger der Religion" an. Weniger unwissenden Menschen würde die letztere Eigenschaft, in der er auftrat, ein bitterer Hohn geschienen haben; allein man nahm sie buchstäblich und die Skapuliere, die er an seine Truppen austheilte, wurden mit begeisterter Andacht aufgenommen, ohne daß man die Hand beachtete, die sie vertheile. In den Augen der Gauchos waren die Unitarier ketzerische Feinde der Religion, die sie umzustürzen suchten, um an ihrer Stelle die gottlosen Lehren Europa's einzuführen. Quiroga brach mit seinem Heere auf und kam bis an den Fuß jener Gebirgskette, die auf den Karten mit dem Namen Sierra de Champanchin bezeichnet zu finden ist, zog aber längs derselben hin, anstatt sie zu übersteigen und in gerader Richtung auf Cordoba loszugehen. Die Straße von dieser Stadt nach San Luis zieht sich nahe am äußersten Abhange dieser Gebirgskette hin, und indem der föderalistische General von dort aus sich auf Cordoba stürzen wollte, vermied er es auf die Tucumanos zu stoßen, von denen er wußte, daß sie unterwegs seyen, um sich mit dem Heere der Unitarier zu vereinigen. Ueberall zwang er auf seinem Wege die Einwohner, sich mit ihm zu vereinigen, und als er die Straße von San Luis, Ende Mai's 1829, erreichte, war seine Heeresmacht zu 4500 Mann angewachsen, eine schwache Armee in unsern Augen, die wir gewohnt sind, Massen auf das Schlachtfeld zu führen, aber beträchtlich genug, wenn man die dünn gesäete Bevölkerung Amerika's in Anschlag bringt.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Chronik.

Neueste Schriften über Indien.

(Fortsetzung.)

Von dem berühmten Gebirgspaß, Schattul-Paß genannt, dessen Ersteigung mit vielen Gefahren verbunden war, gibt der Verfasser folgende Beschreibung:

„Nachmittags erstieg Obrist Dawkins den Rücken des Passes und überblickte das Thal. Er schilderte die Aussicht als höchst düster und wild; der Sudledschfluß war seiner hohen felsigen Ufer und der großen Entfernung wegen kaum sichtbar; im Hintergrund thürmte sich noch eine andere, mit Schnee bedeckte Gebirgskette auf, von der einige Gipfel alle anderen des Erdballs an Höhe übertreffen; die höchste Spitze des Dewalgiri ist 26,000 Fuß hoch. Der Schattulpaß hat eine Höhe von 15,560 Fuß, und der unersteigliche Fels, der sich auf seiner rechten Seite in die Wolken erhebt, wird auf 27,055 Fuß berechnet. Der Schattulpaß behauptet folglich rücksichtlich der Höhe fast gleichen Rang mit dem Montblanc, der sich 15,650 Fuß über die Meeresfläche erhebt."

Besonders beachtenswerth sind die Bemerkungen des Verfassers über den gegenwärtigen Zustand des Mahrattenstaates:

„Am westlichen Ufer des Chumbul, sagt Kapitän Mundy, begegneten wir dem Major Fielding, der dem Residenten am Hof Scindia's beigegeben war, von mehreren angesehenen Chefs begleitet, unter denen sich unter andern der Oberbefehlshaber der Kavallerie und der Minister der auswärtigen Angelegenheiten befanden. Sie hatten eine Bedeckung von tausend Pferden bei sich nebst einem Haufen Lumpengesindel, wie ich es je sah, und das man mit dem Namen Soldaten beehrte. Daß ihre Ausrüstung schlecht ist und schlecht gehalten wird, darf nicht befremden, wenn man weiß, daß die Truppen meist jahrelang auf ihren Sold warten müssen. Alle zwei oder drei Jahre zetteln sie eine Meuterei an, und dann zahlt Scindia aus, wobei immer zwei Drittel des Rückstandes für Führung der Rechnung, Papier, Dinte, Schreiber u. s. w. abgezogen werden, ein genügender Beweis, wie es um Mannszucht, Treu und Glauben bei den

Mahratten steht. Es muß auf den ersten Anblick seltsam erscheinen, daß Soldaten in einem Dienst aushalten, in dem sie so schlecht behandelt werden; sie ziehen ihn sogar dem englischen vor, und zwar aus leicht einzusehenden Gründen. Die englische Mannszucht ist streng, die ihre dagegen sehr nachsichtig; die englischen Sipoys erhalten ihren guten Sold regelmäßig, aber außerdem nichts, wogegen die mahrattischen Truppen, wenn die Bezahlung ausbleibt, dem wehrlosen Reiot mit Gewalt Alles nehmen können, was ihnen nur ansteht, ohne deßhalb zur Rechenschaft gezogen zu werden. Major Fielding erzählte uns, daß unser Besuch in diesem Lande den Truppen eine höchst willkommene Veranlassung zu einer jener periodischen Verschwörungen gegeben habe, und daß sie sich einstimmig geweigert hätten, während der Anwesenheit des britischen Oberbefehlshabers auszurücken, wenn man nicht ihre Rückstände bezahle. Der Maha-Radschah war also, wohl oder übel, genöthigt gewesen, seinen Schatz um nicht weniger als fünf Laks Rupien zu diesem Zweck ärmer zu machen. Das Aussehen der Mahratten ist schlecht und nimmt nicht für sie ein; sie haben weder den schönen Wuchs noch die edle Haltung der Moslimen, noch die feinen Züge und die zierliche Gestalt der südlichen Hindus. Uns erschienen sie überdieß noch in einem um so ungünstigern Lichte, da wir gerade aus einer Gegend kamen, die von zwei der schönsten Menschenschläge Indiens, von den Seikhs und Rohillas, bewohnt wird. Da sie indeß anerkannt tapfere und erfahrene Soldaten sind, so ersetzt Dieß den Mangel an persönlichen Vollkommenheiten hinlänglich. Nachmittags besuchten die beiden Minister Scindia's den englischen Oberbefehlshaber und stellten ihm ungefähr vierzig Chefs des Landes vor; ein roher, ungeschlachter Haufe, von eisenfresserischem, martialischem Aussehen, bis an die Zähne mit Schilden, Dolchen von allen möglichen Formen und mit ungeheuern Schwertern bewaffnet. Als jeder Einzelne vortrat, um seinen Nuzzar darzubringen, benahmen sie sich auf eine höchst nachlässige, übermüthige Weise, die von den meisten wahrscheinlich eigens für diese Gelegenheit eingelernt worden war. Ein Offizier unsers Stabs fragte Einen von ihnen, ob er persisch verstehe, und erhielt die trotzige Antwort: „Wir sind Soldaten wie ihr, und verstehen wenig mehr als fechten." Am Abend hielt der Oberbefehlshaber ein Durbar, um den Prinzen Hindu Rao, den nächsten männlichen Verwandten der Beyi Sahib, oder Königin-Regentin, während der Minderjährigkeit des Maha-Radschah, zu empfangen. Seine Ankunft ward zuerst von athemlosen, mit Lanzen bewaffneten Hurkaras verkündet, bald darauf aber von dem fernen Geklingel von Glocken und den mißlautenden Tönen von Trompeten und Schalmeien, und endlich von den flimmernden Spitzen der langen Lanzen seines aus tausend Reitern und dreißig der vornehmsten Anführer bestehenden Gefolges außer Zweifel gesetzt. Die Art, wie Se. Hoheit reiste, war uns gänzlich neu, und schien mehr einem rauhen Krieger, als einem weichlichen orientalischen Herrscher angemessen. Statt des gewöhnlichen, mit Silber beschlagenen und zur Hälfte mit weichen Polstern angefüllten Haudah, war sein ungeheuer großer, schöner Elephant mit einer Art doppelten Sattel versehen, der sich hoch über den Rücken des Thieres erhob und mit köstlichen Decken belegt war. Der Prinz saß rittlings auf dem vordern Theil des Sattels, die Füße in silbernen Steigbügeln, und leitete sein Thier mit einem langen silbernen Ancus; den Rücksitz aber nahm auf gleiche Weise ein vollständig bewaffneter Lieblingsdiener ein. Hindu Rao ist ein Mann von starkem, gedrungenem Körperbau, mit einem muthigen, fast wilden Gesicht; sein Benehmen gegen den britischen Oberbefehlshaber war kalt, stolz und bis zur Beleidigung nachlässig. Es befremdete mich nicht, von seinen eigenen Leuten zu hören, daß er ein hochmüthiger, herrschsüchtiger Fürst und für seine unmittelbare Umgebung ein grausamer, tyrannischer Herr sey. Sein Anzug zeigte eine Mischung von gesuchter Pracht und Nachlässigkeit; er trug einen Turban von rothem Musselin, sehr geziert auf das eine Ohr geschoben, und auf mahrattische Weise mit einem grünseidenen, mit Silber durchwirkten Band unter dem Kinn gebunden. Die Mitte des Leibes war mit einer gelbseidenen Binde gegürtet, die ein langes gerades Schwert in einer Scheide von gelbem Sammet und mit einem langen, grünseidenen mit silbernen Franzen besetzten Ortband versehen, festhielt; Ober- und Unterarm waren mit schweren goldenen Armbändern, und sein dicker, muskulöser Hals mit ungefähr vierzig Schnüren gelber Perlen umgeben. Unter all diesem, in die Augen fallenden Gepränge trug er indeß statt des zierlichen Kihmcab der übrigen Chefs, ein einfaches, grobes Unterkleid von weißem Kattun, das nur deßhalb nicht am Hals befestigt zu seyn schien, um zu zeigen, wie wenig er sich aus der Kälte mache und das daher den vollen Anblick seiner breiten braunen Brust gestattete. Nach den gewöhnlichen Höflichkeiten nahm Hindu Rao auf eine nicht viel freundlichere Weise Abschied, und machte sich auf den Rückweg. Seine üble Laune wurde wahrscheinlich dadurch noch mehr gereizt, daß unser Oberbefehlshaber den Wunsch der Regentin, daß er und sein Gefolge baarfuß vor dem kleinen Radschah erscheinen möchten, abgeschlagen hatte. Diese Vorschrift der Etikette wurde nach einigen Debatten erlassen, und wir gehen nun als Soldaten, gestiefelt und gespornt, nach Hofe."

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Der tödtliche politische Haß, der die Parteien in Frankreich entflammt, hat sich wieder in einem neuerlichen Ereignisse zu Mamers, Departement der Sarthe, kund gegeben. Dem dortigen Maire und dem Generalsekretär der Präfektur wurden Kistchen zugeschickt, und durch beigelegte Briefe bedeutet, daß dieselben Papiere von großer Wichtigkeit enthielten, aber auf eigene geheimnißvolle Art verschlossen seyen, und nur geöffnet werden könnten, wenn man mit einem Hammer stark auf die Nägel an den vier Ecken schlage. Diese Umstände erregten natürlich Verdacht; man öffnete die Kisten mit großer Vorsicht, und fand darin vier eiserne Pistolenläufe, die mit gehacktem Blei geladen, über das Kreuz gelegt und mit eisernen Nägeln an einander befestigt waren. An der Pulverkammer dieser Läufe waren Zündhütchen angebracht, die durch die angezeigten Schläge losgehen und die Explosion dieser kleinen Höllenmaschine bewirken sollten. Der Maire, so wie der Sekretär der Präfektur sind als Anhänger der neuen Regierung und große Gegner der Karlisten bekannt.

*

Coimbra ist gleich Oporto in der Geschichte Portugals stets als der Sitz der Freiheit betrachtet worden, und seine Einwohner büßten zu verschiedenen Zeiten mit ihrem Blute als die Schlachtopfer des Despotismus. Auf dem öffentlichen Platze dieser Stadt war es, wo Don Miguel so viele Studenten der Universität, der ersten des Königreichs, hinrichten ließ. Coimbra ist die Hauptstadt der Provinz Beira, und liegt sehr malerisch an beiden Ufern des Mondego, 92 englische Meilen südlich von Braga, 64 südlich von Oporto und 100 nordöstlich von Lissabon. Es zählt 5000 Häuser, 11,600 Einwohner, besitzt eine berühmte Universität, ein Spital, einige Leinwand- und Tuchmanufakturen u. s. w. Auch eine große Menge irdener Waaren wird hier verfertigt, deßgleichen sehr niedliche Arbeiten von Horn und Bein, die durch das ganze Königreich versendet werden. Mit der Universität, die an 2000 Studenten zählen soll, ist eine gute Sternwarte, ein schöner botanischer Garten, ein chemisches Laboratorium, ein anatomisches Theater und ein Naturalienkabinet verbunden. Coimbra war früher die Residenz der Könige von Portugal, nachdem Guimarens es gewesen war. Es ist der Sitz eines Bischofs, des Suffragans des Erzbischofs von Braga, und war früher auch der eines Inquisitionsgerichtes, außer dem es im Königreiche nur noch zwei gab. Der Mondego theilt die Stadt in zwei Hälften, die durch eine schöne steinerne Brücke verbunden sind. Die Häuser sind niedlich und sauber, die Straßen gut gepflastert. Es schien, daß Don Pedro von dieser Stadt aus seinen eigentlichen Angriff auf Lissabon zu machen vorhatte.

*

Zu Lausanne sah man am 1 August, gegen Mittag, auf dem Platze La Palud, nahe bei dem Brunnen, mitten aus dem Pflaster eine anderthalb Fuß hohe Flamme aus dem Boden schlagen. Dieser Erscheinung folgte ein schwarzer Dampf, der nach Theer roch. Die angestellten Untersuchungen haben zu keiner Erklärung geführt. Der mehrere Fuß tief aufgegrabene Boden wurde hart und fest befunden. Mehrere Leute versicherten, schon am Morgen dasselbe Phänomen einige Schritte weiter davon bemerkt zu haben.

*

Zu Paris verkauft man gegenwärtig in den Straßen vergoldete Austern. Man bedient sich hiezu einer Auflösung Braunstein-Hydrochlorat, in einer gleichen Quantität von Wasser, worin die Austern einige Tage liegen gelassen werden, worauf sie wie vergoldet aussehen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 241. 28 August 1832.

Aus Cooper's neuestem Roman: „Die Heidenmauer."

Einleitung.

(Fortsetzung.)

Bei Mainz setzten wir auf das rechte Rheinufer über und kamen durch das Nassauische und Hessendarmstädtische in das Großherzogthum Baden, nach Heidelberg. Hier setzten wir uns auf das große Faß, betrachteten das Schloß und durchstreiften die Laubgänge des sehenswerthen Gartens. Von da fuhren wir, unser Angesicht noch einmal der Hauptstadt Frankreichs zukehrend, nach Mannheim. Das Unwohlseyn eines unserer Reisegefährten nöthigte uns, einige Stunden in letzterer Stadt zu verweilen, die übrigens wenig Stoff zu Betrachtungen gab, außer etwa zu der, daß sie, wie eine oder zwei andere Städte, die wir unlängst gesehen hatten, die Ueberzeugung in uns befestigte, wie gerade die Symmetrie und Regelmäßigkeit, die große Städte prachtvoll machen, dergleichen kleinere kahl und unbedeutend erscheinen lassen.

Es war ein freundlicher Herbsttag, als wir, auf unserem Wege nach Paris, auf das linke Rheinufer zurückkehrten. Die Wünsche des Kranken schienen die Wiederkehr seiner Kräfte anzuzeigen und so hofften wir denn das Gebirge, das die Rheinpfalz an ihrer südwestlichen Seite begränzt, zurückzulegen und Kaiserslautern auf der großen napoleonischen Heerstraße vor der Raststunde zu erreichen. Der Hauptzweck unserer Reise war erfüllt, und wie bei Allen, die ihre Absicht erreicht haben, ging auch unser Verlangen jetzt vorzugsweise darauf hin, möglichst bald nach Hause zu kommen. Wenige Poststationen überzeugten uns jedoch, wie nothwendig dem Kranken immer noch Ruhe nöthig sey. Diese Ueberzeugung kam uns — zum Unglück freilich, wie ich damals glaubte — zu spät, denn wir hatten bereits die Ebene der Rheinpfalz hinter uns und fuhren eben der erwähnten Bergkette zu — einem Zweig der Vogesen und in der Gegend unter dem Namen der Haardt bekannt. Einen solchen Fall hatten wir nicht vorausberechnet und frühere Erfahrungen und Mißtrauen gegen die Wirthshäuser dieses vereinzelten Theiles des Königreichs Bayern eingeflößt. Ich bedauerte eben noch unsere übereilte Fahrt bitterlich, als uns der Kirchthurm von Dürkheim aus den Weingärten entgegenschaute; denn, wenn man dem Fuße der Berge näher kommt, so schwillt der Boden immer mehr sanft an, und die Rebgelände werden immer häufiger. Das Dorf oder Städtchen schien uns, als wir näher kamen, nicht viel zu versprechen, allein der Postillion versicherte uns hoch und theuer, das Posthaus sey ein Gasthof für einen König und was den Wein anbelange — nun, dessen Lob wußte er nicht besser zu preisen, als mit einem tüchtigen Knall seiner Peitsche, eine gar beredte Freudensbezeugung für einen Deutschen seines Standes. Wir verhandelten die Frage, ob weiter zu fahren, ob zu halten sey, mit einem guten Theil Bedenklichkeiten bis zu dem Augenblicke, wo der Wagen vor dem Schilde zum schwarzen Ochsen anfuhr. Ein recht wohlhäbig aussehender Bürger kam heraus, um uns zu empfangen. Für eine gute Bewirthung bürgte uns offenbar die umfangreiche Entwicklung seiner Person, die in dem Schildzeichen gar keine üble Versinnbildlichung fand, und die frische Herzlichkeit in der Art seiner Gastfreundschaft entfernte jeden Argwohn hinsichtlich der künftigen Rechnung. Gewinnt auch Der, welcher viel reist, an Menschenkunde, so verliert er dagegen wieder an den Annehmlichkeiten, die das Leben versüßen. Ein beständiger Verkehr mit Menschen, die unaufhörlich gewohnt sind, fremde Gesichter zu sehen, die mit ihren Diensten nur solchen Leuten zu Gebot stehen, die sie wohl nicht wieder brauchen werden, und die der meisten Verantwortlichkeiten und Verknüpfungen eines dauernderen Verkehrs überhoben sind, läßt den selbstsüchtigen Hang unserer Natur in seiner mindest anziehenden Gestalt erscheinen. Geschliffenheit mag sich wohl eine scheinbare Freundlichkeit zu geben wissen, unter der sie ihr gewöhnliches Spekuliren auf des Reisenden Tasche verbirgt, allein es liegt in der Natur der Dinge, daß eben ein solches Spekuliren vorhanden ist. Die Gewinnsucht wächst, gleich allen andern Leidenschaften, je mehr man ihr fröhnt und darum finden wir denn auch Die, welche an vielbesuchten Straßen wohnen, weit habgieriger, als die, in welchen die Begierde, weil sie keine Nahrung findet, noch verborgen ruht.

Das ehrliche Gesicht, das biedere Wesen und offene Benehmen unseres Dürkheimers Wirths waren uns Bürge, daß man bei ihm keine von den Beutelschneidereien zu befürchten hatte, wie dergleichen bei einem andern Theile seiner Gewerbsgenossen üblich sind, die sich dafür, daß sie an wenig von Reisenden besuchte Orte gebannt sind, dadurch an dem Schicksal zu rächen suchen, daß sie jede Postchaise als eine besondere Gottesgabe ansehen. Er hatte auch einen Garten, in welchem er uns, während die Pferde gewechselt wurden, zu verweilen einlud und Dieß auf eine Art, aus der man

sah, daß es ihm bloß darum zu thun war, uns ein Vergnügen zu machen, und daß ihm wenig daran lag, ob wir nur eine Stunde oder eine ganze Woche blieben. Mit einem Wort, sein Benehmen war so schlichter, freundlicher, natürlicher und gewinnender Art, daß es uns auf's Lebhafteste an die Heimath erinnerte und zugleich ein wohlthuendes Vertrauen begründete, das von einer unschätzbaren moralischen Wirkung ist. Besaßen wir auch zu viel Erfahrung, um blindhin auf Hörensagen Eigenschaften zu vertrauen, die man dieser oder jener Nation beizulegen pflegt, so sprach uns doch sein ächtdeutsches treuherziges Aussehen an, und — was uns am meisten gefiel — war die deutsche Reinlichkeit und behagliche Einrichtung, die wir hier im reichlichen Maße und ohne die ärgerliche Zuthat jener windmachenden und aufdringlichen Anmaaßlichkeit verfanden, welche Einem dieselben Vorzüge an gar zu abgeschliffenen Leuten verleidet. Das Haus war keine Bier trinkende und schmauchende Allerweltseinkehr, wie so viele Gasthöfe in diesem Theile der Welt, sondern hatte abgesondert gelegene Sommerhäuschen in dem Garten, wo der ermüdete Reisende auch wirklich der Ruhe pflegen konnte. Bei solchen lockenden Aussichten, beschlossen wir zu bleiben und säumten nicht, den ehrsamen Bürger von dieser unserer Willensmeinung in Kenntniß zu setzen. Unsere Erklärung wurde mit großer Höflichkeit aufgenommen und nicht in gleichem Falle mit dem unsterblichen Fallstaff sah ich schon zum Voraus, daß ich „mir's in meiner Herberge würde wohl seyn lassen dürfen," ohne ausgebeuteit zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schlacht von La Tablada.

(Fortsetzung.)

Während sich Dieß im Innern des Landes begab, waren die Unitarier in Buenos Ayres selbst durch Lopez und Rosa, die die Stadt mit zwölftausend Mann eingeschlossen hielten, hart bedrängt; Banden, die kaum irgend eines Befehls achteten, durchzogen die umliegende Gegend und suchten sie mit Raub und Verwüstung heim; um das Maaß des Unglückes voll zu machen, benützten die Indianer diese innere Entzweiung und drangen bis ins Herz der Republik vor, indem sie ihrer Gewohnheit zufolge Alles ermordeten, was in ihre Hände fiel, die Heerden hinwegtrieben und die Gebäude in Brand steckten. Mehrere Niederlassungen auf der Straße von Buenos Ayres nach Cordoba waren auf diese Weise von Grund aus zerstört worden, und schon verwüsteten sie die Umgegend der kleinen Stadt San Luis, die wehrlos mitten in den Pampas lag und ihren Angriffen am meisten ausgesetzt war. Dreihundert Mann, die Blüthe der Bevölkerung dieser Provinz, die nicht mehr als fünfzehnhundert Einwohner zählt, waren im Monate Januar gegen diese mordgierigen Indianerbanden ausgezogen, um sie in ihre Wildnissen zurückzutreiben, aber bis auf den letzten Mann umgekommen. So schienen sich überall, wohin das Auge sich wendete, Indianer, Anarchie, Bürgerkrieg und alle Uebel, die in seinem Gefolge sind, zum völligen Untergange dieses unglücklichen Landes verschworen zu haben.

Ich befand mich damals auf dem Wege von Chili nach Buenos Ayres, in Gesellschaft dreier Franzosen, die durch Handelsgeschäfte in die Südsee geführt worden waren, aber zu ihrer Rückkehr nach Europa diesen Weg statt der gefürchteten Fahrt um das Kap Horn gewählt hatten. Es war ein nicht wenig abenteuerlicher Gedanke, mitten unter den Schrecknissen des Bürgerkrieges quer durch den amerikanischen Kontinent gehen zu wollen, und bei jedem unsrer Schritte schienen sich neue Hindernisse aufzuthürmen, um unsre Weiterreise aufzuhalten. Die schreckhaftesten Gerüchte liefen von Mund zu Mund, und die Einwohner der Orte, durch die wir kamen, baten uns oft flehentlich, nicht weiter zu gehen. Wenn man sie hörte, so liefen wir unvermeidliche Gefahr, wenige Stunden davon von Banden ermordet zu werden, die in der Umgegend umherschweiften und die am Abend vorher an diesem oder jenem Orte gesehen worden seyn sollten. Die Behörden selbst weigerten sich manchmal, uns Pässe zu geben, um nicht den unfehlbaren Tod auf ihr Gewissen zu laden, dem wir entgegengingen. Zu Mendoza waren wir so einen ganzen Monat zurückgehalten worden. Zu San Luis sahen wir uns durch die Indianer, die die Stadt eingeschlossen hielten, gezwungen, vierzehn Tage liegen zu bleiben, wobei wir uns mit den Waffen in der Hand den angesehensten Einwohnern anschlossen, die das Haus des Gouverneurs besetzt hielten, dessen Bauart gegen einen plötzlichen Ueberfall Sicherheit verhieß. Endlich nachdem sich die Indianerhorden mit ihrer Beute zurückgezogen hatten, ließ man uns abreisen; aber da wir dem Heere Quiroga's ausweichen wollten, das unsrer Berechnung nach um diese Zeit die Straße von Cordoba erreicht haben mußte, entschlossen wir uns geradezu die Sierra de Champanchia zu übersteigen. Dieser Entschluß wäre uns beinahe verderblich geworden, da Quiroga nicht so schnell marschirt war, als wir berechnet hatten, und wir kamen nur drei Stunden nach seiner Hinterhut zu Piedra Blanca an, einem kleinen Dorfe, das am Fuße der Sierra liegt. In wenigen Tagen hatten wir dieselbe überstiegen und kamen am ersten Junius zu Cordoba an.

Cordoba ist eine von jenen wenigen Städten in Amerika, die Erinnerungen an eine bedeutsamere menschliche Thätigkeit erweckt. Die übrigen bieten größtentheils nichts als Spuren alter oder neuer Kriege, und vergebens sucht der Reisende in dem langen Schlummer, in dem sie seit ihrer Gründung begraben lagen, nach irgend einem Ereignisse von höherem Werthe. Zur Zeit, als in diesen Gegenden die Jesuiten noch allmächtig waren, als sie — welche Vorwürfe und Anschuldigungen man gegenwärtig auch auf ihren Namen häufen mag — dort die Künste und Wissenschaften Europa's verbreiteten, war Cordoba von ihnen zum Mittelpunkte ihrer geistigen Herrschaft gewählt worden. Sie hatten hier eine Hochschule gegründet, auf der die Studenten von Oberperu, Chili und Buenos Ayres zusammenströmten. Noch bis auf diesen Tag stehen ihre Gebäude, ihre Kirchen und die übrigen Denkmäle r die von ihrem unternehmenden Geiste zeugen. Aber die innern Räume sind verödet und ein kleineres Kollegium, das einer neueren Zeit angehört, vereint einige junge Leute, die größtentheils der Stadt selbst angehören. Cordoba ist nichts mehr geblieben, als die Erinnerung Dessen, was es war und jener unerklärliche Zauber, der allen spanischen Städten eigen ist. Wer durchwanderte die Kolonien dieser einst so großen Nation, mit Augen um zu sehen

und einer Seele um zu fühlen, und hätte nicht unter den farblosen Himmel seiner europäischen Heimath einige jener Erinnerungen mit zurück gebracht, die alle Erschütterungen unsres morschen Staatenlebens nicht zu verwischen im Stande sind? Wer gedächte nicht jener im hellsten Sonnenglanz ausgebreiteten Städte mit ihren Terrassen; jener weißen Häuser mit ihren dreifachen Höfen; jener Straßen, die alle in rechten Winkeln sich kreuzen und in der Mittagstunde wie ausgestorben sind; jener Gebäude, deren maurische Architektur sich mit der Baukunst des Mittelalters mischt; jener Sitten, die von einem Anhauch orientalischen Lebens gefärbt sind; jener Frauen mit ihren anmuthvollen Bewegungen, die den Tag über klösterlich verschlossen in den ersten Stunden der Nacht schaarenweise zum Vorscheine kommen? Alles Dieß findet man zu Cordova, wie zu Lima, Santiago und Buenos Ayres. Selbst seine Umgebung bildet einen passenden Hintergrund zu jenen Erinnerungen an arabische Civilisation. Am Saume einer unabsehbaren sandigen und versengten Gegend gelegen, die vom Fuße der Andes nach allen Richtungen hin sich ausbreitet, gewahrt man von den Terrassendächern seiner Gebäude nichts als niedere Sandhügel, mit Gesträuchen bedeckt, wie sie Afrika eigen sind, und dazwischen Kaktus, Aloen und andere von jenen derben Gewächsen, wie sie nur auf kiesigem Grunde fortkommen. Hie und da geben grüne Triften der Landschaft einige Abwechslung, während sich am westlichen Horizont in geringer Entfernung die Sierra erhebt, deren schwarze Kette gegen Norden sich in die Gebirge von Tucuman verliert. Der Rio Primero hat dort seinen Ursprung, und nachdem er die Stadt, die an seinem Ufer liegt, bespült hat, nimmt er seinen Lauf gen Morgen, wo er sich in den Lagunen der Pampas verliert. Hiezu denke man sich einen Himmel, dessen Klarheit das ganze Jahr hindurch in unveränderlichem Azure strahlt und allein schon das Leben wünschenswerth machen kann, und man wird kaum des Glaubens sich erwehren können, diese Stadt, diese Gegend, dieser Himmel seyen durch einen Zauberstab aus dem Vaterlande der Mauren in die Ebenen Amerika's versetzt worden.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Chronik.

Neueste Schriften über Indien.

(Fortsetzung.)

Kapitän Mundy sagt von der Audienz bei dem Knabenkönige Rao Scindia: „Die Scene war selbst für uns, die wir doch so viele orientalische Höfe gesehen hatten, neu und interessant, die Ceremonie überraschend, der Ort der Zusammenkunft ganz geeignet, Prunk zur Schau zu legen. Die Zusammenkunft fand nämlich auf einer ziemlich großen, zur Hälfte mit amphitheatralisch aufsteigenden Anhöhen umgebenen Ebene statt, wo die Aussicht durch die auf vorragenden Felsen liegende, düstere Festung Gwalior begränzt wurde. Die ganze Ebene war von der Reiterei des Mahrattenfürsten bedeckt, deren glänzende Lanzen und flatternde Fahnen wir bis zum Fuß des Felsen unterscheiden konnten, und jede Erhöhung des Bodens war mit Zuschauern überfüllt. Die Elephanten und die Ausrüstung der nächsten Umgebung des Radschah waren mit Allem überladen, was barbarische Pracht nur zu ersinnen vermag. Der Elephant Hindu Rao's, das schönste Thier dieser Art, das ich noch je gesehen, war auf das Prächtigste geschmückt; den ganzen Kopf und Rüssel mit den reichsten Farben bemalt, trug er ein hohes Stirnband von starkem Silber in durchbrochener Arbeit, und jeder seiner gewaltigen Fangzähne stak in einer silbernen Scheide, reich mit erhobener Arbeit geziert. Seine Schenkel, deren jeder den Umfang einer vierzigjährigen Stechpalme hatte, umschlangen schwere silberne Ketten, Glocken von dem nämlichen Metall hingen an beiden Seiten herab, seine Ohren waren mit ungefähr sechs Fuß langen silbernen Ohrringen geschmückt und seine Decken, deren Franzen fast bis auf den Boden herabreichten, waren von Gold und Silber gesticktem Sammet. Die Elephanten der Mahratten — jene wenigstens, die für den Suwarrih bestimmt sind — haben einen ganz eigenen Gang und eine ihnen eigenthümliche Haltung. Die Chefs sind sehr stolz auf ihre Thiere, und finden ein Vergnügen daran, sie allerhand Künste zu lehren. Als der Zug an einem Höfling vorbei kam, der auf einem kleinen Elephanten ritt, so ließ er ihn niederknien, mit dem Rüssel grüßen und immer auf den Knien dem Zuge noch eine ziemliche Strecke folgen. Sobald Scindia bis auf ungefähr hundert Schritte heran gekommen war, hielt er seinen Elephanten an, und nachdem der Ceremonienmeister wenigstens zwanzigmal zwischen beiden hohen Häuptern hin und hergegangen war, wurde ein Platz von den gemeinen neugierigen Mahratten gesäubert, die eben so wie jeder andere Pöbel gern zu gaffen schienen. Beide Parteien stiegen zugleich aus ihren Haudahs und betrachteten sich gegenseitig mit Blicken, die eher erbitterte Feinde, die zum Kampfe bereit sind, als Freunde zu verkünden schienen, die sich in Friede und Eintracht zu besuchen gekommen waren. Der alte Kommandant mit seinem dreieckigen Pikbubengesicht, schritt endlich nebst dem Residenten voran und hinter ihm paar und paar die Stabsoffiziere, die dem Maha Radschah vorgestellt wurden, der — wahrscheinlich zuvor gut in die Lehre genommen — unsern Gruß kalt und nachlässig erwiderte. Maha Radschah Mukub Rao Scindia, der Sprößling von Peischwa's Pantoffelträger, ist ungefähr zwölf Jahre alt, und für einen Mahratten ein recht wohlgewachsener, gut aussehender Knabe, doch von ungewöhnlich dunkler Hautfarbe. Er trug einen einfachen karmoisinrothen Turban mit diamantener Agraffe und seine kleine Person war verschwenderisch mit Perlen, Smaragden und Diamanten geschmückt. Sobald die Vorstellung des englischen Stabs vorüber war, wurden die Mahrattenhöflinge, vierzig an der Zahl, dem britischen Oberbefehlshaber auf gleiche Weise vorgeführt; einige von ihnen waren sehr reich, andere aber sehr ärmlich, ja sogar unsauber gekleidet. Jetzt fand die brüderliche Umarmung zwischen Sr. Herrlichkeit und dem Knabenkönige statt; nach dieser Ceremonie bestiegen wir sämmtlich unsre Elephanten, und nachdem wir Sr. Majestät einen Vorsprung von einer Viertelstunde gelassen hatten, damit er den Palast vor uns erreiche, folgten wir ihm nach dem „Mahrattenlager." Die amphitheatralischen Hügel rings um uns waren mit einer wogenden Masse von Zuschauern bedeckt, die sich alle bis auf die Erde neigten, wenn der kleine Despot vorüberkam. Eine Batterie von ungefähr dreißig Stücken Kameelartillerie trennte beide Züge und machte ein gewaltiges Feuer. Nachdem wir einen Engpaß der Hügelkette zurückgelegt hatten, breitete sich plötzlich in einem ziemlich fruchtbaren, walddewachsenen Thale das Mahrattenlager vor unsern Blicken aus, das indeß einem Lager nicht im Geringsten ähnlich war. Statt der Zelte blickten überall schöne, schneeweiße Minarets, Tempel und Paläste zwischen den Bäumen hervor, und wir befanden uns bald in einer eben so langen und fast eben so reichlich mit Läden versehenen Straße, als die Tschandih Tschauk in Delhi."

„Ich muß, sagt der Verfasser schließlich, diesem Volk die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß meine Bekanntschaft mit ihm, so vorübergehend sie auch war, mir eine weit bessere Meinung von ihm beibrachte, als ich zuvor von ihm hatte. Diese wandernde, zügellose Horde von Freibeutern, die so viele Jahre lang die fruchtbaren Provinzen Indiens gleich einem Heuschreckenschwarme verwüstete, hat sich endlich unter einer regelmäßigen Regierung vereinigt, begnügt sich mit den Einkünften ihres Gebiets und sucht ihre Nachbarn nicht mehr mit räuberischen Einfällen heim. Sie verdanken diese Verbesserung ihres Zustandes vielleicht mehr der Furcht vor der britischen Macht, als dem eigenen Hang zum Bessern; wie Dem aber auch sey, die Wirkung ist immer ersprießlich. Das Eigenthum wird jetzt unter den Mahratten geachtet, Gastfreundschaft und Treu und Glauben gegen Fremde geübt, und die Köpfe stehen jetzt so ziemlich sicher auf ihren Schultern."

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Bekanntlich gibt es in Portugal eine Sekte, welche glaubt, daß der König Sebastian, der im Jahre 1578 in Afrika umkam, nicht gestorben sey, sondern einst als Befreier des portugiesischen Volkes wieder kehren werde, ein Glaube, dessen Aehnlichkeit mit unserer Volkssage vom Rothbart im Kiffhäuser in die Augen fällt. Diesen seltsamen Wahn stützen sie auf eine Menge Visionen, Prophezeiungen, Kometen und andere schreckliche Vorzeichen. Die Anhänger dieser Sekte sind sonderbarer Weise vorzüglich in Brasilien zahlreich geworden, und sollen sich auf mehr als 2000 Köpfe belaufen. Walsh in seinen Notizen über Brasilien erzählt in Bezug hierauf Folgendes: „Ich wurde einem dieser Visionäre im Kloster San Antonio vorgestellt. Es war ein Greis von einigen sechzig Jahren, kräftigem Körperbau und sanftem Aeußern. Anfangs sprach er viel über allgemeine Gegenstände, endlich aber brachte ich ihn auch auf den König Sebastian. Nun begann er, als wenn ich eine Saite berührt hätte, die alle seine Gefühle in Schwingung versetzte, eine Rede voll Feuer und Leben; indem er eine lange Reihe von Prophezeiungen mit unermüdlicher Geläufigkeit, zur Begründung seines Glaubens vorbrachte. Jede revolutionäre Bewegung der neueren Zeit galt ihm seiner festen Ueberzeugung nach als ein zuverlässiges Verzeichen der Rückkehr des verlorenen Königs. Ich sah einen andern solchen Schwärmer, der Eisenhändler in der großen Straße von Rio war; er verkaufte mehrere Gegenstände an verschiedene Personen, die ihm den doppelten Preis gleich nach der Ankunft des Königs Sebastian zu bezahlen versprachen und er machte sich anheischig, seinen Schuldnern bis dahin nichts abzufordern."

*

Die Tochter Lord Byrons, Augusta Ada Noel Byron, hat jetzt ihr siebzehntes Jahr erreicht, und ist durch Schönheit wie durch Geist ausgezeichnet. Sie wird die Erbin des großen Vermögens ihres Großvaters, des Sir Ralph Milbanke Noel.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 242. 29 August 1832.

Aus Cooper's neuestem Roman: „Die Heidenmauer."

Einleitung.

(Fortsetzung.)

Bald war der Wagen untergebracht und das Gepäck in den Zimmern. Die Leute vom Hause sprachen zuversichtlich, dabei aber immer bescheidenlich, von dem Zustande der Speisekammer, allein es fehlten bis zur Zeit des Mittagsessens nach unsrer Gewohnheit noch einige Stunden und wenn wir schon ziemlich oft Gelegenheit zu der Bemerkung gefunden hatten, daß in Deutschland eine Mahlzeit eigentlich nie zur Unzeit kommt; so wurde dennoch, ohne die Winke, welche, dem Anschein nach mehr aus Menschenfreundlichkeit als in gewinnsüchtiger Absicht gegeben wurden, zu beachten, unsere gewohnte Essensstunde genannt, und um dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, fragte ich: „War es mir doch, als hätte ich einige Ruinen auf dem nahe gelegenen Berge bemerkt, als wir zum Dorfe hereinfuhren?" — „Wir nennen, Dürkheim eine Stadt mein Herr," versetzte unser Wirth zum schwarzen Ochsen; „es ist freilich keine von den größten, indessen war sie doch, zu ihrer Zeit, einmal sogar eine Hauptstadt." Hier biß der ehrsame Bürger mit einem kichernden Lachen in die Mundspitze seiner Pfeife, denn es war ein Mann der von dergleichen Orten, wie London, und Paris, und Peking, und Neapel, und St. Petersburg oder wohl gar von der Bundesstadt *) auch ein Wort gehört hatte. — „Eine Hauptstadt! — vermuthlich der Wohnort eines Ihrer kleineren Fürsten; aus welchem Hause war denn Ihr Landesherr?" — „So ist's, mein Herr. Vor der französischen Revolution war Dürkheim eine Residenz" (so nennt man nämlich in Deutschland die Hauptstädte, wo der Landesfürst seinen Hof hält) „und gehörte den Fürsten von Leiningen, die hier ein Schloß hatten, das im Revolutions-Kriege verbrannt wurde. Nach den letzten Reichskriegen wurde der regierende Herr mediatisirt und bekam eine Länderentschädigung auf drüben über dem Rhein."

Da wir für den Ausdruck mediatisirt kein gleichlautendes Wort in unserer Sprache haben, so dürfte eine Erläuterung seiner Bedeutung nicht überflüssig seyn. Deutschland sowohl, wie der größte Theil von Europa, war früher in zahllose kleine Bundesherrschaften getheilt, die ihre Entstehung und Gewalt dem Lehenwesen verdankten. Je nachdem nun der Zufall, oder überwiegende Fähigkeiten, oder Familienverbindungen oder Verrätherei den Interessen der stärkeren dieser Fürsten förderlich waren, verschwanden allmählich ihre schwächeren Nachbarn ganz und gar oder erhielten neue und untergeordnete Stellungen auf der gesellschaftlichen Stufenleiter. In dieser Weise hat sich Frankreich aus einem ursprünglichen, aber vergleichsweise unbedeutenden, Königreiche durch die Hinzuschlagung der Bretagne, Burgunds, Navarra's, der Dauphiné, der Provence und Normandie und vieler anderer Landschaften zu seiner jetzigen Staatengröße herangebildet; und auf gleiche Weise verschmolzen die sieben Herrschaften in England zu einem Reiche. Das Bundessystem Deutschlands hat diese Lehnseinrichtungen mehr oder weniger bis zu unseren Zeiten fortgeführt und forterhalten. Die Gebietsgestaltung und Erweiterung Oestreichs und Preußens hat übrigens viele dieser kleinen Fürstenthümer verschlungen und die durch Napoleon's Staatskunst herbeigeführten Wechselfälle gaben allen in der Nähe des Rheins gelegenen ohne Unterschied den Todesstreich. Unter dieser letztern Zahl waren auch die Fürsten von Leiningen, deren Besitzungen Anfangs der französischen Republik beigeschlagen wurden, dann zum Kaiserreiche gehörten und seitdem unter die Herrschaft des Königs von Bayern übergingen, der, als der legitime Erbe des Herzogthums Zweibrücken, in diesem Theile Deutschlands einen Länderkern von hinlänglicher Größe besaß, um den Wiener Kongreß zu veranlassen, seinem Reiche noch weitere Gebietstheile zuzuscheiden, und dadurch einer künftigen Vergrößerung Frankreichs eine haltbare Schranke vorzuschieben. Da die entsetzten Souveraine ihren hergebrachten Rang beibehalten dürfen, und dabei nöthigenfalls die verschiedenen regierenden Häuser mit Gemahlinnen und Gatten versehen, so ist der Ausdruck mediatisirt gar nicht unpassend für ihre Stellung gewählt.

„Der junge Fürst war erst die letztverwichene Woche hier," fuhr unser Gastgeber fort; „er logirte dort in dem Pavillon und hielt sich einige Tage auf. Wie Sie wissen, ist er der Sohn der Frau Herzogin von Kent und der Stiefbruder der jungen Prinzessin, die wahrscheinlich einmal Königin von England wird." — „Hat er noch Besitzungen hier oder steht er sonst in Beziehungen zu Ihrer Regierung?" — „Alles was man ihm gegeben hat, bestand in baarem Gelde oder liegt drüben über dem Rhein. Er kam bloß hierher, um die Ruinen seiner alten Stammburg zu besu-

*) Washington d. Ue.

chen." — „So waren es also die Ruinen der Burg Leiningen, die ich auf dem Berge sah, als wir hereinfuhren?" — „Sie verzeihen, mein Herr. Sie haben die Ruinen der Abtei Limburg gesehen; die von der Hartenburg — so hieß die Burg — liegen tiefer hinten im Gebirg." — „Was! eine zerfallene Abtei und eine zerfallene Burg dazu? — Da ist ja Beschäftigung genug für den Rest des Tags. Eine Abtei und eine Burg!" — „Und die Heidenmauer und der Teufelsstein." — „Wie! Heidenmauer. . . . Teufelsstein. . . .! Sie sind ja reich an Sehenswürdigkeiten!" — Der Wirth fuhr mit philosophischem Ernst zu rauchen fort — „Haben Sie einen Wegweiser, der mich auf dem kürzesten Wege nach diesen Orten bringen kann?" — „Das kann jedes Kind." — „Ja, ich wünsche aber Jemand, der französisch sprechen kann — denn mein Deutsch ist nicht eben klassisch." Der ehrsame Gasthalter nickte mit dem Kopfe. — „Es ist ein gewisser Christian Kinzel hier," hob er nach augenblicklichem Besinnen wieder an, „ein Schneider; er hat nicht viel Kundschaft und war eine Zeit lang in Frankreich; er kann Sie auf Ihrem Ausflug begleiten."

Ich gab zu verstehen, daß es für einen Schneider recht zuträglich seyn dürfte, seine Kniee einmal zu strecken. Dem Wirth zum schwarzen Ochsen gefiel der Einfall, er that die Pfeife ganz aus dem Munde und lachte sich tüchtig aus. Seine Lustigkeit kam so recht vom Herzen, wie bei einem Manne ohne List und Trug. Die Sache war bald ins Reine gebracht. Es wurde nach Christian Kinzel geschickt und ich ging inzwischen, meinen kleinen Reisegefährten bei der Hand nehmend, langsam voraus, in Erwartung des nachkommenden Führers. Da indessen der Leser viel mit dem, gleich zu beschreibenden Orte zu thun haben wird, *) so dürfte es ihm lieb seyn, eine genaue Kenntniß der Ortsgelegenheit zu erhalten.

(Fortsetzung folgt.)

*) In dem Roman selbst nämlich. D. Ue.

Marokko.

4. Die Bevölkerung.

(Schluß.)

Die Tracht der Mauren ist schön und malerisch; sie besteht in einem weitärmeligen Hemde und sehr umfangreichen Pluderhosen von weißer Leinwand, über die die Meisten einen hellgelben oder blaßblauen Kaftan mit kurzen Aermeln tragen, die bis an die Handwurzel zugeknöpft sind. Viele fügen dazu noch einen bunten Gürtel; über das Ganze aber wird ein Haik geworfen, ein Mantel von Schaf- oder Baumwolle oder Seide, der wie eine römische Toga getragen wird. Manchmal fügt man hiezu noch eine Art Ueberwürf mit Kapuze, Sulham genannt, meist von weißem Kasimir. Dieser gleichfalls sehr weite Mantel, der bis auf den Boden reicht, wird jedoch nur bei kaltem oder regnerischem Wetter getragen. Die Kopfbedeckung besteht in einer rothen Mütze, um die ein Bund von weißem Musselin, in Gestalt eines Turbans geschlagen wird; eigentlich aber ist der Turban nur jenen Mauren zu tragen gestattet, die eine Pilgerfahrt nach Mekka gemacht haben. Die Füße sind mit Pantoffeln oder Stiefeln von gelbem Marokinleder bedeckt. Der Haik wird ebensowohl von den Frauen als von den Männern getragen; manchmal ist er auch nur das einzige Kleidungsstück und oft von so feinem Stoffe, daß er durchsichtig ist. Die Weiber tragen stets rothe Pantoffeln, aber weder Männer noch Frauen Strümpfe. *) Das gemeine Volk bedient sich als Kleidung einer Art Sack von grober Wolle, durch den oben und an beiden Seiten Löcher eingeschnitten sind, um Kopf und Arme durchzustecken. Dieses Sackkleid nennt man Dschellabia. Den Juden sind farbige Kleidungsstücke untersagt. Ein schwarzer Bürnu, eine Kappe und Schuhe von gleicher Farbe sind das Zeichen ihrer Erniedrigung.

Die gewöhnliche Nahrung der Mauren besteht aus Kuskasu oder Kuskassu, oder Kuskussu, ein Gericht, das aus Hammelfleisch und Geflügel, mit Gemüse aufgekocht, besteht und in einer groben irdenen Schüssel, die bis zum Ueberlaufen angefüllt ist, aufgetragen wird, aber eben so schmackhaft als nahrhaft ist. Ein solches Gericht wird auf den Boden gestellt, und zehn oder zwölf Personen setzen sich mit untergeschlagenen Beinen um dasselbe herum. Stühle, Tische, Messer, Gabeln, Löffel, Teller sind den Marokkanern unbekannte Dinge. Kaffee wird nicht getrunken, wohl aber Thee, den man einem Besuche zu jeder Stunde des Tages vorsetzt. Dieß ist außer dem Wasser das einzige Getränke der Mauren; Wein und andere geistige Getränke sind durch den Koran verboten, indeß gibt es nicht selten Beispiele, daß man das Gesetz überschreitet. Die Mauren rauchen keinen Tabak, aber schnupfen sehr stark; manchmal rauchen sie jedoch auch Hanfblätter, die gleich dem Opium berauschende Kraft besitzen. Auch der Körner einer Pflanze, Kihf genannt, welche gleiche Eigenschaft zu haben scheint, bedienen sie sich hiezu.

Die hervorstehendsten Züge des maurischen Charakters sind Trägheit, Stolz, Unwissenheit und Sinnlichkeit. Obgleich in einem Zustande der kläglichsten Unwissenheit, verachten die Mauren doch alle andern Völker, die sie nur als Barbaren betrachten. Eben so geht ihre Bigotterie über alle Begriffe. Auf dem Wege von Tandscher nach Marokko sagten fast alle Reisenden, die der Karawane der Europäer und Mauren begegneten, zu dem Anführer der letztern: „Behüt' Euch Gott vor der Berührung der Kaffers." Die Sinnlichkeit der Mauren kennt keine Gränzen; selbst die Gesetze der Natur werden von ihr mißachtet. Wenn die körperliche Kraft erschöpft ist, sucht man ihr durch künstliche Mittel nachzuhelfen. Man hört oft abgelebte Greise sagen, sie würden die Hälfte ihres

*) Beide Geschlechter, sagt Lemprière, tragen gern am Gürtel eine Art Rosenkranz. Die reichen Leute bedienen sich seiner als eine Art Spielwerk, mit dem sie tändeln. Auch Uhren führen sie gern, aber nur zum Staate, es ist ihnen gleichviel, ob sie gut oder schlecht sind. „Die Frauen, fügt er hinzu, dürfen nur mit verhülltem Gesicht ausgehen, und durch ihre ganze Erziehung sind sie darauf hingewiesen, kein anderes Gesetz als den Willen ihres Haustyrannen anzuerkennen. Dennoch kommt Untreue unter ihnen nicht selten vor. Während der Abwesenheit ihres Mannes geben sie oft Liebhabern, die als Weiber verkleidet sind, ein Stelldichein. Kommt der Mann zurück, so sieht er vor der Thüre die Pantoffeln einer Nachbarin, die bei seiner Frau auf Besuch ist, und hütet sich wohl ihn durch seinen Eintritt zu stören.

Vermögens für einige Stunden von Jugendkraft geben. Die Mauren bringen den größten Theil des Tages damit zu, herumzuschlendern und in halbwachem Zustande hinzudämmern. Sie haben eine so große Abneigung vor dem Gehen und Stehen, daß wenn zwei oder drei Personen sich begegnen und nur einen Augenblick miteinander plaudern wollen, sie sich am nächsten besten Ort niedersetzen, um ihrer Unterhaltung zu pflegen. Mit Ausnahme ihrer kriegerischen Uebungen zu Pferde, Lab el Barod genannt, die darin bestehen, im Galop zu laden, zu feuern, mitten im Fluge anzuhalten u. s. w., erheben sie sich nur selten aus ihrem lethargischen Zustande von Unthätigkeit und Sorglosigkeit. Bei allen diesen moralischen Fehlern sind sie jedoch gastfrei und mit einer großen Ergebung im Unglück gewaffnet. „Allah bra," Gott hat es gewollt, ist ihr Trost in allen Anfechtungen. Das Volk ist größtentheils von starkem Körperbau, genießt einer dauerhaften Gesundheit und lebt lange. Das Klima trägt dazu unstreitig viel bei; indeß sind im Lande Aussatz, Augenkrankheiten, Elephantiasis, Wasserbrüche und Syphilis nicht unbekannt. Ihre Arzneimittel sind höchst einfach und bestehen aus einigen Pflanzen. Eine furchtbare Landplage, die Pest, sucht sie alle zwanzig Jahre heim, dennoch ergreifen sie gegen dieselbe keine Sicherheitsmaßregeln. Die Heuschrecken, die in Zeiten großer Dürre sich zeigen, richten gleichfalls große Verwüstungen an, fressen oft den ganzen Pflanzenwuchs auf und lassen eine vollkommene Wüste hinter sich. Eine nicht minder große Plage sind die wilden Thiere, von denen es im Atlas, vorzüglich im südlichen Theile desselben wimmelt und die in die Ebene herabkommen, wenn sie der Hunger treibt.

Das maurische Pferd ist meistentheils von großer Schönheit; es ist stärker auf den Knochen als das andalusische, was wahrscheinlich der besseren Weide zuzuschreiben ist. Auch in Bewegung und Bau ist es von ihm ziemlich verschieden; es hebt den Fuß nicht so hoch auf und greift besser aus; auch ist es breiter gestellt. Es schläft nicht stehend, wie das spanische Pferd und hat einen sehr sichern Tritt, selbst im Galop auf unebenem Boden. Die maurischen Pferde sind vierzehn bis fünfzehn Faust hoch und von allen Farben; sie haben eine wallende Mähne und einen starken Schweif, den man nie stutzt, doch schneidet man ihn in der Jugend den Thieren manchmal mit dem Scheermesser, um ihm eine bizarre Gestalt zu geben. Die Mähne eines schönen Rosses ist zwei und einen halben Fuß lang, und der Schweif streift die Erde. Es wird selten vor dem vierten Jahre geritten. Stuten reiten die Mauren gar nicht. Im Innern des Landes kostet ein gutes Pferd hundert spanische Dollars, ungefähr 500 Fr.; keines darf aber ohne besondere Erlaubniß des Kaisers außer Landes geführt werden. Das Pferd der Berberei wird auf der Reise unter Tags nicht gefüttert; erst am Ende des Weges bindet man es an, zäumt es aus, nimmt ihm aber nicht den Sattel ab; dann gibt man ihm so viel Wasser als es trinken kann, dann Haber und Häckerling, das man, soweit es mit seinem Halse reichen kann, um dasselbe herstreut. Auf diese Weise legt es sich selten, oder man darf vielmehr sagen, gar nicht nieder, schläft sehr wenig, bleibt jedoch sehr munter. Herzschlächtige Pferde sind selten. Das Pferd wird übrigens für zu edel gehalten, als daß es die Juden reiten dürften; es ist ihnen nur auf Maulthieren zu reiten gestattet. Der Zügel der Pferde ist so lang, daß man sich seiner auch als Peitsche bedienen kann. Man kann Personen, denen man auf dem Wege zu Pferde oder zu Fuß begegnet, keine größere Ehre erweisen, als wenn man in gestrecktem Galop auf sie ansprengt, als wollte man sie über den Haufen reiten, dann aber plötzlich anhält und ihnen eine Muskete unter der Nase abfeuert. Die Schnelligkeit der maurischen Pferde ist sehr groß, die des Dromedars hingegen benimmt den Athem: es macht in vier Tagen mehr als dreihundert Stunden.

Literarische Chronik.

Neueste Schriften über Indien.

(Fortsetzung.)

Wir wenden uns jetzt zu dem Werke des Kapitäns Skinner, das zwar nicht so umständliche Beschreibungen mohammedanischer Sitten und Gebräuche enthält, als das der Frau Mihr Hassan;*) dagegen aber reich an neuen, trefflich gezeichneten Skizzen aller Art ist. Der Verfasser eröffnet seine Schilderungen mit einer Beschreibung seiner Reise durch die Sunderbunds nach Dinapur, auf welcher er in einem Budscherau (Transportfahrzeug) eine Flotte begleitete, die eine bedeutende Truppenzahl an Bord hatte. Aus dieser Fahrt auf dem Ganges, zwischen von Tigern bewohnten Wäldern, deren Bäume an manchen Stellen so tief in das Wasser herabhängen, daß sie oft die Schiffe beschädigen und ihren Lauf hemmen, heben wir folgende Stelle aus:

„Bald nachdem wir Comercolly, den Sitz einer großen Faktorei, verlassen hatten, überfiel uns der erste jener Nordweststürme, die hier im Monate März herrschen, und die wir vierzehn Tage hindurch jeden Abend zu bestehen hatten, so daß bereits der 10 März herangekommen war, ohne daß wir noch den Ganges erblickten. Diese Orkane bieten, sowohl bei ihrer Annäherung, als auch bei ihrem Abzuge ein prachtvolles Schauspiel, nur sind sie während ihrer Dauer sehr lästig. Die erste Nacht hindurch, wo uns ein solcher Sturm befiel, waren unsre Boote unter einem hohen Ufer von lockerm Sand, das jeden Augenblick auf uns herabzustürzen drohte, von allen Seiten, wo sich nur ein Tau anbringen ließ, neben einander befestigt. Der Himmel hatte sich schon seit einiger Zeit verfinstert; wir waren also auf den Ausbruch des Sturmes gefaßt. Wolken von Staub verkündeten jetzt sein Herannahen, und bedeckten unsre Budscheraus und Boote, die an- und nieder wogten, als wären sie auf offener See, und mit gewaltigem Krachen gegen einander schlugen. Die Bootsleute und Schiffsknechte waren eben, an nichts Arges denkend, mit Bereitung ihres Essens beschäftigt, als der Sturm ausbrach; bald waren ihre Feuer ausgelöscht, die Töpfe umgestürzt, ihre Turbane und Kleider fuhren im Winde dahin; Jeder eilte so schnell als möglich an Bord zu kommen. Es stürmte furchtbar, und ein starker Hagelschauer begleitete den Orkan, dessen haselnußgroße Steine so gewaltig auf dem Dache meines Budscherau rasselten, daß ich fürchtete, sie würden es durchschlagen. Heftiger Regen, von brüllendem Donner begleitet, stürzte herab, und die schnell auf einander folgenden Blitze schwebten so unausgesetzt über unsern vor Anker liegenden Booten, daß sie in Feuer zu stehen schienen. Es war stockfinster, aber die von allen Seiten herabschießenden Feuerstrahlen beleuchteten die Scene hinlänglich. Der Blitz schien nicht von Einer Seite des Himmels herzukommen, das ganze Firmament war eine einzige Flamme und öffnete sich jeden Augenblick, um ein Feuermeer auszuströmen. Viele unsrer Leute konnten ihre Boote nicht mehr erreichen, und wir sahen, wie sie sich verzweiflungsvoll da anklammerten, wo sie sich befanden. Hie und da barst ein Tau, Boote rissen sich los und vermehrten die Verwirrung; mehrere wurden gegen die Mitte des Stromes getrieben, deren Bemannung um Hülfe schrie, die man aber nicht leisten konnte, da Niemand genau anzugeben wußte, nach welcher Richtung hin sie geworfen worden waren; Gegenstände aller Art: Hüte, Turbane, Stroh, zerbrochene Töpfe, Feuerbrände, ja sogar Trümmer der bereiteten Speisen flogen durch die Luft, kurz es war eine höchst tragikomische Scene. Ein solcher Orkan wüthete gewöhnlich ungefähr eine halbe Stunde lang, dann nahm er allmählich ab, und nur die Blitze flackerten in matten blauen Flammen noch eine Zeit lang auf den Masten der schaukelnden Boote."

„Im Monat April, sagt Kapitän Skinner ferner, fühlten wir die Wirkung der heißen Winde, und da wir Neulinge im Orient waren, so hatten wir keine Vorkehrungen getroffen, um uns gegen sie zu schützen. Es ist fast unmöglich, sich eine Vorstellung von ihrer drückenden Schwüle zu machen; sie stellten sich gewöhnlich gegen 10 Uhr Vormittags ein, und wehten zuweilen so heftig, daß wir nicht weiter fahren konnten, sondern genöthigt waren, unsere Fahrzeuge an einem niedern Ufer von weißem

*) S. Ausland v. d. J. Nr. 72 u. f.

Sand anzulegen. Die Hitze war dann so drückend, daß selbst die geringste Bewegung eine unerträgliche Last wurde, und dennoch wogten die Budscheraus so heftig auf und nieder, daß es unmöglich war, auch nur einen Augenblick ruhig zu bleiben. Wolken von Sand wurden aufgejagt und drangen durch alle Ritzen unserer Kajüten. Die armen Eingebornen saßen außerhalb, ganz zu Boden gedrückt von der Hitze, und wurden von den vorüberfliegenden Staubwolken eingepudert; Alles sah weiß aus, die Erde war ausgedorrt, die Bäume versengt, alle natürliche Feuchtigkeit war aufgetrocknet, und die Menschen, eingestäubt wie büßende Fakirs, schienen ganz leblos zu seyn, gleich den bezauberten Bewohnern jener Stadt an der indischen Küste in Tausend und Einer Nacht."

Die folgende Schilderung von Delhi übertrifft alle, die wir bereits über diese, so wie über andere Städte des Orients kennen:

„Die Straßen aller orientalischen Städte sind gewöhnlich nicht viel mehr als düstere Durchgänge. Stößt man in Groß-Kairo unglücklicherweise auf einen Zug verschleierter Schönheiten, auf Mauleseln sitzend, so muß man entweder schnell umkehren, oder sich, wagt man es, von Neugierde getrieben, stehen zu bleiben, der Gefahr aussetzen, an der Mauer zu einer Mumie zusammengedrückt zu werden. Die Tschandy-Tschoke in Delhi macht jedoch von dieser Regel eine Ausnahme; denn sie ist vielleicht die breiteste Straße, die irgend eine Stadt des Orients aufzuweisen hat. Die Häuser derselben sind größtentheils nach vorn heraus mit Balkonen versehen, auf denen die Männer, leicht mit weißem Musselin bekleidet, ihre Huka's schmauchend, und auch zuweilen Frauen sitzen, die, der Sittsamkeit zum Trotz, unverschleiert sich einem ähnlichen Genuß überlassen. Der Lärm in dieser so volkreichen Stadt ist sehr groß; denn jedes Haus scheint so überfüllt mit Menschen zu seyn, wie ein Bienenstock. Die Bevölkerung beträgt fast 200.000 Seelen auf einem Raume von sieben (englischen) Meilen, denn so viel haben die Mauern des neuen Delhi im Umfange. Was sie vor andern orientalischen Städten auszeichnet, ist, daß hier Alles öffentlich verhandelt wird; die Menschen sprechen so laut sie nur können, und selbst bei Gesprächen über die gleichgültigsten Dinge glaubt man sie im heftigsten Zanke begriffen; hiezu das Wiehern der Pferde, das Geläute der Heerden, das Rasseln der Karren und das Klopfen der Klempner und Grobschmiede (denn alle Handwerke werden in einem vordern offenen Raume jedes Hauses betrieben); dann das trompetenartige Gebrüll der Elephanten, nebst dem Brummen der Kamele, das zuweilen von dem Geheul eines Leoparden oder einer Pantherkatze (die hier mit einer Kappe verhüllt auf den Straßen zur Jagd verkauft werden) unterbrochen wird; ferner das unaufhörliche Getöse der Tam-Tams, die schrillenden Töne einer Pfeife und das Gekreisch einer Violine, von den schlechten Stimmen der Sänger begleitet. Alles Dieß reicht hin, um selbst einen eben nicht schwachnervigen Menschen in Verzweiflung zu bringen. Unter den Einwohnern mohammedanischer Städte scheint eine solche Geselligkeit zu herrschen, daß man sich bald heimisch fühlt. Betritt ein Fremder die Stadt, und findet mehrere in einer Unterhaltung begriffen, so darf er sich unbedenklich anschließen und mit so vielem Interesse theilnehmen, als ob er mit jedem Einzelnen schon von Jugend auf bekannt wäre; dann mag er Einem der Gesellschaft seine Pfeife bieten, oder sie wird ihm von Einem angeboten (ein sicheres Zeichen der Gastfreundschaft), sich niedersetzen und seine Begebenheiten zutraulich erzählen, als wäre er unter Brüdern. Die Häuser sind meist von unregelmäßiger Bauart und nicht selten mit höchst seltsamen Verzierungen aufgestutzt. Verschiedenfarbige Vorhänge hängen vor den Thüren, mit buntscheckigen Feldern bemalte Schirme dienen als Fensterläden und die Gewohnheit, Tücher, besonders Schärpen von allen Farben, blaßrothe, blaue, gelbe, grüne und weiße auf den Giebeln der Häuser aufzuhängen, gibt diesen das lustige Aussehen eines Schiffs, das an einem Gallatage mit allen seinen Flaggen geschmückt ist. Die von den zahlreichen Fuhrwerken aufgeregten Staubwolken und die Insekten, welche die Läden der Pastetenbäcker umschwärmen, sind die lästigste Plage. Der ranzige Geruch der häßlichen Gebräue, die man hier fortwährend unter seinen Augen bereiten sieht, und der Gestank, der die ganze Stadt durchzieht, lassen vermuthen, daß nur selten eine Moschuskarawane von Koten hier durchkommt. In Tausend und Einer Nacht ist, wenn ich mich recht entsinne, eine Geschichte von einer Prinzessin, die einem Zuckerbäcker droht, ihn enthaupten zu lassen, wenn er seine Torten nicht pfeffere. So despotisch diese Dame auch scheinen mag, so kann ich doch nicht umhin, zu glauben, daß dieser Ausspruch eine Satyre auf das orientalische Backwerk sey; denn das einzige Mittel, es genießbar zu machen, ist, es dergestalt zu würzen, daß es seinen ursprünglichen Geschmack verliert. Der Zuckerbäcker, dem diese Anmuthung gemacht wurde, fiel, wie ich glaube, als Märtyrer für die Ehre seines Gewerbes; denn er wollte sich nichts vorschreiben lassen, und ich bin der Meinung, daß nichts in der Welt seine heutigen Zunftgenossen vermögen könnte, ihr Gebäck auf irgend eine Weise zu verbessern.

„Durch die Stadt zu reiten, erfordert viele Vorsicht und eine gewisse Geschicklichkeit. Man muß den ganzen Weg über ohne Aufhören rufen, drängen und um sich stoßen, um die in den Straßen wogende Menge zu warnen. Bald muß man sich durch eine Karawane beladener Kamele durchdrängen, bald einem Zug Elephanten ausweichen, und wenn das Pferd sich, was häufig der Fall ist, vor den letztern scheut, so gehört viele Gewandtheit dazu, nicht in die siedenden Kessel zu stürzen, die zu beiden Seiten der Straße reihenweise vor den Buden der Garköche aufgepflanzt stehen. Oft ergreift die Furcht beide Theile, und man kann leicht denken, welche Verwirrung die Elephanten dann in der Straße anrichten, wenn sie einem herankommenden Reiter zu entfliehen suchen. Auf einem meiner Spazierritte durch die Stadt überfiel mich eine Art Samum, den eine vornehme Person veranlaßte, die mit großem Gefolge durch die staubige Stadt ihren Einzug hielt. Wird man von einem solchen Sturm überfallen, so braucht es lange Zeit, bis man wieder zu sich selbst kömmt und unterscheiden kann, wo man sich befindet. Die unbedeutende Veranlassung zu diesem Tumulte lag ruhig in einem glänzenden, gelben, mit vergoldetem Schnitzwerk überladenen Palankin. Voraus ging ein langer Zug seltsam aussehender, höchst phantastisch gekleideter Menschen auf Pferden und Dromedaren reitend. Die Thiere waren mit goldbortirten Scharlachdecken behangen, ihr Geschirr mit Schellen an Schellen besetzt, und außerdem trugen sie noch silberne oder goldene Halsbänder, von denen kleine Glöckchen herabhingen, die taktmäßig nach dem Trott der Thiere erklangen. Die Reiter waren in weite tuchene Kaftans gekleidet, die vom Hals bis auf die Knöchel herabreichten, um die Mitte des Leibes mit einem weißen oder grünen baumwollenen, in Falten gelegten Shawl gegürtet, und des bequemen Reitens halber auf beiden Seiten von der Hüfte abwärts offen waren. Jeder war mit einem Säbel bewaffnet und trug eine Flinte mit Luntenschloß auf der rechten Schulter; ein Helm, bei einigen von Stahl, bei andern von Zinn, in Gestalt einem Schüsseldeckel nicht unähnlich, schmückte den Kopf; eng anliegende, bis zum Knie reichende Reiterstiefel, über denen die weiten Pluderhosen zusammengesackt waren und den Beinen ein wassersüchtiges Aussehen gaben, und ein Paar Sporen, verrosteten Wetterhähnen ähnlich, vollendeten die Ausrüstung dieses stattlichen Gefolges. Nach diesen kam ein Troß von Dienern zu Fuß, einige ganz nackt, andere bekleidet, aber in bloßen Füßen; sie trugen Schwerter in der Scheide in den Händen und riefen in verschiedenen Zwischenräumen, während des Zuges durch die Stadt, die Titel ihres Herrn aus; dann folgte der Marstall; jedes Pferd prächtig aufgezäumt und von einem Stallknechte geführt; hierauf die Elephanten mit ihrem glänzenden Geschirr, goldenen Haudahs und Sonnenschirmen von Gold- und Silberstoff. Endlich erschien der Palankin, der den Herrn dieses bunten Zuges trug, und den Schluß machte eine ähnliche Leibwache, wie die, welche den Zug eröffnete. Von ferne betrachtet, hatte dieser Aufzug ein ziemlich großartiges Ansehen, besonders die Elephanten mit ihren Thürmen; allein in der Nähe erschien er als leerer Flitterstaat und eitles Gepränge. Die Reiter gaben durch die Schwenkungen ihrer Pferde und ihrer Reiterkünste, die sie auf dem Zuge ausführten, der Szene das meiste Interesse; einige fochten mit ihren Lanzen gegen einander, andere verfolgten die Flüchtlinge mit gezogenen Schwertern und diese jagten dann ihre Verfolger wieder in ihre Reihen zurück. Im Reiten und dem Gebrauch der Lanze sind die Eingebornen größtentheils sehr geschickt, und besonders unter der irregulären Reiterei des Landes findet man mehrere, die es in diesen Uebungen zu einer fast unglaublichen Fertigkeit gebracht haben. In gestrecktem Gallop spalten sie mit der Spitze ihrer Lanze einen im Boden steckenden Zeltpflock, ohne den Lauf des Pferdes nur im Geringsten aufzuhalten, und ich habe einen Trupp Männer, einen nach dem andern, im schnellsten Vorüberjagen eine Flasche mit einer Kugel aus ihren Luntenflinten treffen sehen."

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 243. 30 August 1832.

Abenteuer auf Tristan d'Acunha und Neu-Seeland.

(Fortsetzung.)

„Die Täuschung war vollkommen; man konnte sich wie durch einen Zauber wieder nach der Heimath versetzt glauben. Weiße Rauchsäulen wirbelten aus den Schlöten der niedlichen Häuser, die nach der Wetterseite zu mit einer Bretterverkleidung geschützt waren. Die gläsernen Fenster glühten feuerroth in den letzten Strahlen der untergehenden Sonne und eine Heerde von Hornvieh wandelte von den nahen Hügeln herab und lenkte brüllend die Schritte ihren Ställen zu. Es ist mir nicht möglich, meine Gefühle bei einem Anblick zu beschreiben, der so lebendig an das theure Vaterland erinnerte. Der Landessitte gemäß feuerten wir einigemal unsre Flinten ab, um die Einwohner von unserer Annäherung zu benachrichtigen; dann brachten wir, so gut es ging, unsre Kleider in Ordnung, und wanderten dem Dorfe zu. Kaum waren dort unsre Flintenschüsse vernommen worden, als eine Schaar seltsamer Geschöpfe, von denen sich kaum eine Beschreibung geben läßt, uns entgegen stürzte. Anfangs wußten wir kaum, was wir aus ihnen machen sollten, näher gekommen aber, sahen wir, daß es junge Neuseeländer waren, die sich neben den Missionären angesiedelt hatten und in das wunderlichste Gewand, das sich denken läßt, gekleidet waren. Die frommen Männer der Mission scheinen nicht sonderlich viel Geschmack und Sinn für das Malerische zu haben; sonst würden sie nicht die schönsten menschlichen Formen in die abenteuerlichste Vermummung gesteckt haben. Knaben, von nicht mehr als fünfzehn Jahren, trugen Matrosenjacken, die ihnen bis an's Knie reichten und bis unter das Kinn mit großen schwarzbeinernen Knöpfen zugeknöpft waren, ein grobes gewürfeltes Hemde bedeckte mit seinem Kragen das Gesicht zur Hälfte und das üppige schöne Haar war wie bei Züchtlingen, dicht an der Haut abgeschoren und der Kopf in eine schottische Zipfelhaube eingehüllt. Diese halbbelehrten oder vielmehr halbbekleideten jungen Leute rieben zum Gruß mit unsern Führern Nase an Nase und führten uns unter stetem Geplauder in die Wohnung ihrer Lehrer. Da ich ein Empfehlungsschreiben von einem Mitgliede der Missionsanstalt hatte; so zweifelte ich nicht im Mindesten an einer freundschaftlichen Aufnahme und wanderte getrosten Muthes nach der Wohnung des Missionärs, an den der Brief gerichtet war. Man wies uns in ein Haus, wo die höchste Reinlichkeit, Behaglichkeit, Ordnung, Stille und Ungastlichkeit herrschte. Ein ungemein ernsthaft aussehender Mann nahm das Schreiben in Empfang, das sich aber erst in einem anstoßenden Gemach einer genauen Prüfung unterwerfen mußte, worauf wir eingeladen wurden," uns nieder zu lassen und mit einer Tasse Thee vorlieb zu nehmen." Alles was ein reiches Pachtgehöft und ein wohlversehener englischer Spezereiladen bieten können, stand in kurzer Zeit vor uns. Jedes Mitglied der Mission, das während wir Tafel hielten, herbeikam, wurde beiseite gerufen, und mein Brief von Neuem gelesen und besprochen, wie ich ganz deutlich vernehmen konnte. Es war mir unmöglich, mich des Gedankens zu erwehren: Wird man so von seinen Landsleuten bei den Antipoden aufgenommen! Kein Lächeln erheiterte diese finsteren Gesichter; keine Frage nach Neuigkeiten aus der Heimath verrieth eine Theilnahme, wie wir andern Weltkinder sie empfunden haben würden, wenn wir einen Landsmann unter unsrem Dache in einer so wilden Gegend zu beherbergen gehabt hätten. Die rothbackigen Kinder, die aus allen Winkeln uns entgegen pipsten und die Wohlbeleibtheit ihrer Aeltern verriethen handgreiflich, daß das Missionsgeschäft nicht mit gar so schweren Entbehrungen und Anstrengungen verbunden seyn mußte, als man vielleicht sich vorstellen möchte. Eine kalte Einladung, die Nacht über zu bleiben, verleidete uns die Lust dazu, um so mehr, als unsre Begleiter davon ausgeschlossen bleiben sollten: wir baten sie daher, uns ihr Boot zu leihen, um uns in demselben vollends nach der Inselbay zu begeben, die noch fünf und zwanzig englische Meilen entfernt lag, was man uns auch gern zu bewilligen schien. Da die Nacht stockfinster und stürmisch wurde und das Boot mit Eingebornen überladen war, so fanden wir unsre Fahrt den Kiddy-Kiddy hinab sehr beschwerlich und gefahrvoll. Der Fluß war voller Felsen, einige unter, andere ober dem Wasser, so daß wir nöthig hatten, wohl auf unsrer Hut zu seyn. Nachdem wir manchen Schrecken ausgestanden hatten, langten wir zu Korarabika-Strand gegen Mitternacht an, wo uns ein Engländer, Namens Johnstone, in seiner Hütte Obdach gab.

„Einige Tage nach meiner Ankunft in der Bay ließ ich mich nach der entgegengesetzten Seite überfahren, um die dortige Missionsniederlassung zu besuchen und gleichfalls ein Empfehlungsschreiben abzugegeben. Hier an dem prächtigen Ufer, mit einem köstlichen Strande und die Oeffnung der Bucht vor sich, deren blauer klarer Wasserspiegel mit fruchtbaren Eilanden besäet ist, haben die

Lehrer des Evangeliums in aller Wohlbehaglichkeit ihre Wohnungen aufzuschlagen und dieser Gegend den Namen Marsden-Vale*) beigelegt. Sie gaben uns bald zu verstehen, daß sie nicht sehr wünschten, unsre Bekanntschaft zu machen und ich muß gestehen, daß ihre Kälte und Ungastlichkeit mir den bittersten Unmuth gegen sie einflößte. Der Zweck der Mission, wie er Anfangs gestellt war, hätte erreicht werden und von höchst wohlthätigen Folgen für die Neuseeländer seyn können; allein auf dem Wege, den man eingeschlagen hat, läßt sich kein gedeihlicher Erfolg hoffen. Jedermann, der gesunden Menschenverstand hat, wird mir beipflichten, wenn ich sage, daß für einen Wilden wenig Nutzbares daraus erwachsen wird, wenn man ihm die abstrakten Dogmen des Evangeliums vorpredigt, bevor noch sein Geist dazu aufgeschlossen ist. Und diesen verkehrten Plan befolgt man hier jetzt, und Nichts wird die überspannten Köpfe zur Einsicht bringen, daß er verkehrt ist und gegen ein vernunftgemäßeres Verfahren aufgegeben werden müsse. Auf meine Nachfrage Wer und woher diese Männer seyen, erfuhr ich, daß der größte Theil von ihnen rauhe Handwerksleute, keineswegs aber wohl unterrichtete Geistliche seyen, die das englische Volk in aller Gutmüthigkeit und der besten Absicht ausgesendet, um die Eingebornen mit der Wichtigkeit der verschiedenen Gewerke bekannt zu machen — ein sehr vernünftiger Weg, der bei Begründung aller Missionen einzuschlagen wäre. Denn könnte es einen erfreulicheren Anblick geben, als Gruppen dieser athletischen Wilden am Amboß oder mit der Säge beschäftigt zu sehen, um sich selbst dauerhafte Wohnungen zu bauen, indem man sie allmählich die Genüsse kennen und schätzen lehrte, die aus friedlichen, arbeitsamen und nützlichen Beschäftigungen entspringen? Dann erst, wenn sie aufrichtigen Dank empfänden für die ihnen erwiesenen Wohlthaten, sollten die Missionäre versuchen, in Mußestunden und zu gewissen Tagen, in einem so viel möglich einfachen Vortrage, sie mit den Lehren der geoffenbarten Religion bekannt zu machen. Der zur Heidenbekehrung ausgesendete Handwerker von Neuseeland beginnt sein Geschäft erst dann, wenn er sich möglichst behaglich behauset und eingerichtet sieht: ist seine Wohnung fertig, der Garten eingezäunt und sein ganzes Gehöfte mit einem starken Pfahlwerk eingeschlossen, um „die heidnischen Wilden" abzuhalten; so fängt er das bei Weitem leichtere Werk des Predigens an. Dann versammeln sie einige ungeschlachte Jungen um sich, lehren sie in ihrer Muttersprache ein wenig lesen und schreiben — das Englische ist verboten — und wenn diese jungen Insulaner zu ihren Aeltern zurückkehren, so werden sie als verweichlicht und unbrauchbar verachtet. Ich sah eines Tages einen handfesten Grobschmied, einen Mann in den besten Jahren, mitten unter einer Schaar von Wilden sitzen, denen er das Geheimniß unsrer Erlösung auseinander zu setzen bemüht war, wobei er das Gehirn seiner Schüler, wie das seinige, mit den umfaßlichsten und abgeschmacktesten Meinungen verwirrte. Wie viel besser wäre es gewesen, hätte er sie ein Stück Eisen hämmern oder einen Nagel schmieden gelehrt."

*) Marsden-Thal. Marsden ist ein bekannter Missionär und einer der ersten, die Neuseeland betraten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schlacht von La Tablada.

(Fortsetzung.)

Während des langen Kampfes der argentinischen Republik um ihre Unabhängigkeit vom Mutterlande war nach Cordoba nur von ferne das Geräusch der Waffen aus Ober-Peru und Tucuman herüber erklungen, wo hauptsächlich der Krieg seine eisernen Loose schüttelte. In seiner Lage zwischen den nördlichen Provinzen und Buenos Ayres bereicherte es sich durch den Verkehr dieser beiden entlegenen Theile des Landes. Als daher jetzt der Bürgerkrieg seine Hand nach ihm ausstreckte, sah man es in eine Verwirrung und Bestürzung gerathen, wie einen Menschen, der unversehens aus seinem Schlafe aufgeweckt wird. Der erste Anblick, der sich unseren Augen beim Eintritt in die Stadt bot, war ein Haufe Gauchos, die ein Offizier in der Handhabung der Waffen abrichtete; diese neuen Soldaten schienen ihrem Lehrmeister nicht wenig Mühe zu kosten, denn es ist ein Jammer, einen Gauchos zu sehen, mit dem es dahin gekommen ist, Gebrauch von seinen Füßen machen zu müssen. Von seinem Pferde getrennt ist er nur ein halber Mensch, und geräth auf dem ungewohnten Boden in eine bare Unbehülflichkeit. Die Fonda, in der wir abstiegen, war voll von jungen Offizieren, in glänzenden Uniformen, sie umringten uns, um von uns Neuigkeiten über den Marsch des föderalistischen Heeres zu vernehmen. Kaum hatten wir Zeit gefunden, ihre Neugierde zu befriedigen, als ein Adjutant erschien, der uns zum Gouverneur beschied; wir folgten ihm und sahen auf der Plaza, über die unser Weg ging, alle Vorbereitungen zu einer hartnäckigen Vertheidigung. Dieser Platz bildet wie in allen spanischen Städten ein Viereck und an jedem Winkel desselben mündeten zwei Straßen ineinander, die nothwendige Folge des schachbrettwürflichen Planes, in dem sie erbaut sind. Ein tiefer Graben, innen mit Pallisaden verzäunt, vertheidigte den Zugang und in jeder Straße war ein Geschütz aufgestellt, um sie im Fall eines Angriffes zu bestreichen. Der Gouverneur nahm uns freundlich auf, verweigerte uns aber Pässe nach Buenos Ayres. Dieser neue Querstrich, dessen Ende wir nicht vorauszusehen vermochten, gab uns den Entschluß ein, in der Stadt eine Wohnung zu miethen und für den billigen Preis von acht Piastern des Monats räumte man uns das ganze erste Stockwerk eines mächtiggroßen Gebäudes ein, das an der Hauptstraße lag, an deren äußerstem Ende der Rio Primero vorbeiströmt. Von der Höhe unserer Terrasse aus konnten wir die ganze Stadt überschauen, deren Häuser meist nur ein Erdgeschoß haben, und unsre Aussicht erstreckte sich noch weit in die Ebene hinein. Die Leute, an die man uns empfohlen hatte, versahen uns eilfertig mit allen Geräthschaften, die uns nöthig waren, um die Oede unsrer neuen Wohnung zu füllen und so harrten wir der Dinge, die da kommen sollten.

Das erste Begebniß, von dem wir Augenzeugen wurden, war die Ankunft der Tucumanos, die man seit einiger Zeit von einem Tag auf den andern erwartete. Ihr Einzug war für die ganze Stadt ein Fest; als sie einrückten, von der Menschenmenge umwogt, die ihnen entgegengegangen war, wurden sie von tausendstimmigem Zuruf begrüßt, vorzüglich von den Weibern, die sich an die vergitterten Fenster der Häuser drängten und ihre weißen Sacktü-

cher schwenkten. In den Kirchen wurde ein feierliches Te deum abgehalten und eine lange Prozession zog auf der Plaza umher unter Kirchengesängen, der Musik des Heeres und dem Donner des Geschützes. In dem feierlichen Zuge bemerkte man die Studenten der Universität im faltigen Fakultätsgewande mit Barett und Schärpe, wie sie einst vor einigen hundert Jahren die Schüler der Hochschulen trugen; denn die Zeit, die anderwärts die Erziehung so von Grund aus umschuf, hat zu Cordoba weder in der alten Studententracht, noch in der Philosophie des Aristoteles und der scholastischen Philosophie des Mittelalters eine Veränderung bewirkt. Die Tucumanos zogen nur durch die Stadt und schlossen sich dem Heere an, das anderthalb Stunden davon an dem Ufer des Rio Primero im Lager stand und durch diese Verstärkung zu etwas mehr als dreitausend Mann anwuchs, von denen die meisten unter den Waffen ergraut und so eben aus dem brasilianischen Feldzuge zurückgekehrt waren. Unter diesen befand sich ein Kürassierregiment, dessen Haltung mit jeder europäischen Truppe dieser Waffengattung sich messen konnte, und ein anderes von Negern, das alle Feldzüge des Unabhängigkeitskrieges mitgemacht und sein Blut auf hundert Schlachtfeldern vom Aequator bis Buenos Ayres vergossen hatte. Indeß näherte sich Quiroga der Stadt und war kaum mehr zwanzig Stunden davon entfernt. Am 13 Junius brach Paz auf, um dem Feinde entgegenzurücken und die Stille einer ängstlichen Erwartung herrschte nun in der Stadt, indem man der Schlacht entgegensah, die ihr Schicksal entscheiden sollte. Mehrere Tage verstrichen, ohne daß eine Neuigkeit anlangte.

Am 10 Junius Abends bot Cordoba den Anblick aller spanischen Städte zur Zeit der Dämmerung. In den Straßen, wo die Bewegung durch die Hitze des Tages unterbrochen war, begann es wieder lebendig zu werden und die Kirchen füllten sich mit Frauen, die die Glocke zur Abendandacht rief. Plötzlich wurde die feierliche Stille durch einige Flintenschüsse und das Geläute der Glocken des Dominikanerklosters unterbrochen, das in unserer Nähe lag. Paz hat gesiegt! war unser erster Gedanke und wir stürzten ans Fenster, um zu sehen, was weiter vorging; allein statt des erwarteten öffentlichen Jubels sahen wir Gauchos von allen Seiten hereinsprengen und die Einwohner in voller Verwirrung in ihre Häuser flüchten. Eine Gruppe der erstern hatte am Eingang einer der Straßen Halt gemacht, die von dem Geschütz bestricken wurden, als stutzten sie vor dem Feuerschlunde, der ihnen am andern Ende der Straße entgegengähnte. In derselben Straße, der unsrigen fast gerade gegenüber, wohnte eine der ersten Familien der Stadt, die uns mit der den spanischen Kreolen eigenthümlichen Gastlichkeit aufgenommen hatte. Sie bestand aus vier Damen, von denen eine einen Franzosen geheirathet hatte, aus einem jungen Mann, der in der Miliz eingereiht war und aus ihrer Mutter. Da wir uns den Schrecken vorstellen konnten, in dem diese Familie schweben mußte, so verließen wir unsre Wohnung, um uns zu ihr zu begeben. „Kann man passiren?" fragten wir die am Eingange der Straße aufgestellten Gauchos. „Passirt!" erwiderte uns Einer von ihnen. „Die Leute Quiroga's thun Niemand etwas zu Leide." Diese Worte machten unsrer Ungewißheit ein Ende: der Tiger von Rioja stand also vor Cordoba's Thoren. Ein unerwartetes Schauspiel erwartete uns im Hause der Senora Velez. Das Haus war voll von Frauen jedes Alters, die erschrocken durcheinander schrieen, Thränen vergossen und alle Heiligen des spanischen Kalenders anriefen. Unser Anblick schien sie ein wenig zu beruhigen, vorzüglich als wir uns erboten, eines der Fräulein des Hauses zu suchen, das sich zur Abendandacht in die Kathedrale begeben hatte und nicht mehr nach Hause zurückgekehrt war. Unter dem immermehr anwachsenden Tumult der Stadt begaben wir uns dahin; allein Wer könnte den Auftritt beschreiben, von dem wir dort Zeuge seyn mußten. Mehrere hundert Weiber, die mitten in ihrer Andacht von dem Einbruch des Feindes überrascht worden waren, liefen in der wildesten Verwirrung durcheinander, riefen sich mit lautem Geschrei bei den Namen und glaubten schon, ihr letztes Stündlein sey gekommen. Da sah man alle Wirkungen des Schreckens, mannichfaltig wie sie sich bei einer Jeden nach ihrem besondern Charakter äußerten; die Einen wie wahnsinnig umherrennend, die Andern von Furcht gelähmt und sprachlos, Alle von Todesblässe übergossen. An der Pforte drängte sich eine Menge von Weibern heulend und schreiend um einen Mann, der auf den Stufen der Kirche von einer Kugel tödtlich getroffen worden, und dem man die letzten Tröstungen der Religion zu geben bemüht war. Tiefer in der Kirche war eine alte Frau durch den Schrecken vom Schlage gerührt worden, und vergeblich suchte man sie wieder in's Leben zu rufen. Nach vielem Suchen gelang es uns endlich das vermißte Fräulein zu finden, das wir halbohnmächtig nach Hause brachten.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Chronik.

Neueste Schriften über Indien.

(Fortsetzung.)

Kapitän Skinner gibt nun zunächst eine Beschreibung jener Festlichkeit, wo die Eingebornen kleine, mit Blumen und Lichtern gezierte Schiffe auf den Fluß setzen, die wir hier übergehen, weil wir sie bereits aus den Schilderungen der Frau Mihr Hassan kennen (Ausland v. d. J. Nr. 85) und dafür folgende Stelle ausheben:

„Das Mittagessen war vorüber, und während die strengern Rechtgläubigen ihre Abwaschungen in eben den malerischen Gruppirungen vornahmen, die sie während der Mahlzeit bildeten, waren die Uebrigen, nachdem sie ihren Appetit gestillt hatten, damit beschäftigt, den ihrer Sorgfalt anvertrauten Thieren das Futter zu geben. Die Kameele kamen eben zurück mit Zweigen des Peepul (vielleicht Peplus, eine Art Euphorbie) beladen, die zu ihrer Nahrung dienen, und die Elephanten, die man zusammengerufen hatte, eilten so schnell es ihnen möglich war, einer etwas entfernten Stelle zu, wo man gut ausgebackene Kuchen von Mehl für sie auf den Boden gelegt hatte. Jeder erhält seine gemessene Anzahl solcher Kuchen, von denen ein Viertheil dem Kubly, oder Gehülfen des Mahauts oder Treibers, gehört, dessen Geschäft es ist, die Kuchen zu backen und ihre Vertheilung zu besorgen, ein keineswegs leichtes Geschäft. Der Kubly muß nämlich jedem Elephanten das Futter mit der Hand in den Rachen stecken und geduldig neben ihm stehen bleiben, bis ein Mundvoll hinabgeschluckt ist, um sogleich eine andere Portion nachzuschieben. Den für ihn selbst bestimmten Antheil zeigt er zuerst dem Thier, als wollte er es um seine Einwilligung bitten, und legt ihn dann bei Seite; der Scharfsinn des Elephanten ist so groß, daß man behaupten möchte, er verstehe, was damit gesagt werden will. Einer der eigenthümlichsten Züge der Ostindier ist der gewissermaßen andächtige Eifer, mit dem Jeder das ihm obliegende Geschäft betreibt. Dieß hat seinen Grund ohne Zweifel in der Eintheilung in Kasten, die den Glauben von der Nothwendigkeit erblicher Beschäftigungen erzeugte und unterhielt. Die Mohammedaner selbst, obgleich durch ihre Religion von solchen Beschränkungen ausgenommen, sind von diesem Glauben nicht ganz frei und nicht selten hört man von einer Person der niedern Klasse das Vorrecht ihrer Kaste geltend machen, wenn ihr Etwas aufgetragen wird, was sie zu

thun nicht geneigt ist. Alle Leute der zahlreichen Klasse hingegen, die aus Brahmahs Fuß entsprang, d. h. die Handwerker, leben mit Leib und Seele ihrem Gewerbe, das von ihren Voraltern auf sie vererbt wird. Die Wärter der Thiere sind mit allen Gewohnheiten derselben so vertraut, daß sie an gar nichts anderes zu denken scheinen, und ihre Pflegbefohlenen, die Elephanten besonders, verstehen sie so vollkommen, daß man glauben sollte, sie nähmen Theil an den Gesprächen ihrer Aufseher. Einige der Mahauts wissen sich eine solche Gewalt über ihre Thiere zu verschaffen, daß der Abergläubische leicht vermuthen könnte, es müsse hier Zauberei im Spiele seyn. So hatte unter andern der Treiber eines zu meinem Regimente gehörigen Bagage-Elephanten sich eines Vergehens schuldig gemacht und wurde entlassen. Das gut abgerichtete Thier wollte jezt keinen andern Wärter in seine Nähe kommen lassen; viele, mit den besten Zeugnissen ihrer Geschicklichkeit versehen, wurden nach einander aufgenommen, aber Alles umsonst; das sonst so sanfte Thier war plözlich ganz unlenksam geworden. So war ein Monat vergangen, als man endlich den fortgejagten Mahaut wieder in Dienst nahm; der Elephant bezeugte die lebhafteste Freude, als er ihn wieder sah, und ließ sich nun ohne Anstand wieder zu seiner Arbeit verwenden. Aehnliche Vorfälle habe ich mit Pferden erlebt, die, wenn man sie von einem eingebornen Roßkamm kauft, außerordentlich an ihren Knechten hängen, weil diese ihre Thiere nicht selbst fressen lassen, sondern sie mit der Hand füttern. Da es eine eigene Liebhaberei der Eingebornen ist, recht speckrunde Pferde mit glatter, glänzender Haut zu haben, so stopfen sie sie dreimal des Tags mit einem eckelhaft aussehenden Gemengsel von Oel und Mehl, das mit verschiedenen Gewürzen durchknetet und in kleine Kugeln geformt wird. Diese Fütterung wird mit den Fingern verrichtet, und die armen Thiere zeigen dabei so wenig Eßlust, als ein gesättigter Epikuräer, der seinen Gaumen noch kitzelt, wenn auch der Magen schon gefüllt ist."

Von der Messe zu Hurdwar, ein durch Erinnerungen aus der orientalischen Mythologie und wegen religiöser Ceremonien geheiligter Ort, wo der Ganges zuerst die Gebirge verläßt, um seinen 1200 Meilen langen Lauf nach dem Meere fortzusezen, sagt der Verfasser:

„Es ist nicht leicht eine Schilderung von dem Anblick zu entwerfen, den die Messe zu Hurdwar bietet, wo die Hindu's sich in zahlloser Menge einfinden, um, was sie immer so gut zu vereinigen wissen, weltliche und geistliche Geschäfte zugleich abzumachen. Mehrere Meilen vor der Stadt stießen wir schon auf tausende von Menschen, von jedem Alter, allen Trachten und Farben, die in Fuhrwerken aller Art dem Markte zueilten. Kein Ort in der Welt kann eine solche Versammlung der verschiedensten Menschenracen bieten, und es wäre unmöglich, alle die verschiedenen Artikel, die hier in den Straßen ausgeboten wurden, oder auch nur die Gegenden zu nennen, wo sie erzeugt werden. Die Kaufleute preisen, jeder in seiner Landessprache, ihre Vorzüge an, und Dieß gibt eine Sprachverwirrung, die selbst einen gelehrten Punditen in Verlegenheit sezen würde, aus der aber ein Europäer sich gar nicht herauszufinden vermag. Da sieht man Pferde aus allen Theilen der Welt, Elephanten, Kameele, Büffel, Kühe und Schaafe von allen Gattungen in dichten Schaaren; Hunde, Kazen, Affen, Leoparden, Bären und Pantherthiere, zuweilen auch die junge Brut eines Tigers, und überall, vom Elenthier bis zur Maus, jede Gattung der verschiedenen Thierarten. Shawls von Caschemir und englische Wollentücher liegen auf demselben Stand nebeneinander; Korallen vom rothen Meer, Bernstein von Guzzerat, Edelsteine aus Ceylan, Gummi und Gewürze aus Arabien, Asafötida und Rosenwasser aus Persien, Alles von den Eingebornen jedes Landes zu Markte gebracht, sieht man da neben französischen Uhren, chinesischem Pökelfleisch, englischem Senf und Parfüm der Bond-street und aus der Rue St. Honoré. Ich habe französische Schminke, Henna für orientalische Finger und Gesichter, Antimonium, um ein indisches Auge schmachtend zu machen, und alle Schönheitsmittel europäischer Toiletten neben einander verkaufen sehen. Höchst belustigend sind die verschiedenen Kunstgriffe der orientalischen Pferdehändler; hier stolzirt Einer auf einem prächtig aufgezäumten, mit Halsbändern von Silber und Perlen geschmückten Pferde und läßt seinen schulgerechten Schritt sehen; dort sprengt ein Anderer im stärksten Galopp, um zu zeigen, wie herrlich sein Thier auf den Hanken zu sezen verstehe, während ein Dritter sein Pferd ganz frei laufen läßt, und es mit einer Pfeife lockt, um seine Gelehrigkeit zu zeigen. Daneben zeigen Elephanten und Kameele ebenfalls ihre verschiedenen Künste, und dort steht ein Perser mit einer ganzen Brut der schönen Kazen seines Vaterlandes, und sucht mit seinen Quadrupeden Jemand anzulocken, der kein größeres Thier in Kauf nehmen kann. Alle Verkäufer fordern zehnmal mehr, als sie eigentlich zu erhalten hoffen dürfen, und es geschieht nicht selten, daß ein Pferdehändler binnen wenigen Minuten in seiner Forderung von zehntausend bis auf tausend Rupien herabgeht. Haben Käufer und Verkäufer sich so ziemlich genähert, so reichen sie sich die Hände, breiten ein Tuch über dieselben und nun wird der Handel auf die bereits oben beschriebene Weise völlig abgeschlossen. Bei all der großen Achtsamkeit auf weltliche Gegenstände sezen die Meßbesuchenden doch nie den wichtigen Zweck ihrer Reise nach Hurdwar aus den Augen; Massen auf Massen von Andächtigen wogen täglich nach dem Ghaut, und nicht eine Minute der vier und zwanzig Stunden des Tages vergeht, die nicht von einer Ceremonie, wie der Gottesdienst des Gunga sie vorschreibt, bezeichnet wäre. Die andächtigen Badenden beiderlei Geschlechts versammeln sich zu Tausenden und verrichten ihre Abwaschungen mit so vielem Eifer und so vollkommener Gleichgültigkeit gegen ihre Umgebung, daß es fast scheint, als wüßten sie nicht einmal, ob sie bekleidet oder nackt sind. Der Ghaut bietet dann einen eben so seltsamen und bunten Anblick, als der Markt selbst; Europäer lungern auf den Rücken ihrer Elephanten und sehen dem Baden zu; Brahminen sammeln eifrig ihren Tribut von den Gläubigen ein, Bettelmönche erschöpfen sich in den unanständigsten Körperverdrehungen und christliche Geistliche vertheilen mit unermüdlichem Eifer unter die Pilger heilige Schriften, in die verschiedenen Sprachen der Empfänger übersezt. Einige dieser würdigen Geistlichen, die sich durch keine Schwierigkeit von ihrem lobenswerthen Unternehmen zurückschrecken lassen, sizen mit Körben voll solcher Schriften unter den Säulen am Eingange des Tempels und vertheilen sie an alle Eintretenden. Man hört wenig von Bekehrungen der Hindu's, und wer nicht Gelegenheit hatte, sich von dem unermüdlichen Eifer der Missionärs zu überzeugen, der sollte glauben, sie schliefen auf ihren Posten. Sie gehen indeß still ihren Weg, und wenn man auch nicht Vieles von ihren Erfolgen hört, so sind ihre Bemühungen doch nicht immer nuzlos. Es würde indeß eine lange Erzählung erfordern, wollte man all das Ungemach und die Widerwärtigkeiten anführen, die ein Hindu auszustehen hat, bevor er seine Religion ändern kann."

„In den Wäldern dieses Theils von Indien leben sehr viele Elephanten; doch sind sie nicht so geschäzt, als jene aus wärmeren Breitegraden. Es kamen uns keine zu Gesicht, obschon sie häufig genug umherschwärmen und selbst herbeikommen, um ihre gezähmten Brüder anzugreifen. Trifft man ganze Heerden dieser Thiere, so hat man nicht leicht etwas zu befürchten; ein einzeln umherstreifender aber, der vielleicht irgend eines Vergehens wegen von seinen Gefährten verstoßen wurde, ist oft gefährlich. Es macht allerdings auch den Beherztesten zittern, wenn man, ohne auf ihr Herannahen vorbereitet zu seyn, das Krachen der Bäume hört, durch die eine wilde Heerde Elephanten daherrennt. Auf meiner Reise durch Assam erfuhr ich, daß solche Erscheinungen dort nicht selten sind; und im Innern von Ceylan habe ich dieses entsezliche Getös selbst gehört. Die Elephanten zeigen bei ihren Angriffen oft viele gute Laune: nachdem sie die Menschen, die gewöhnlich ihr Gepäck im Stich lassen, verjagt haben, belustigen sie sich damit, es aufs Genaueste zu untersuchen und zu zertrümmern. Ein Engpaß im Königreich Kandy war lange Zeit von einem Elephanten bewacht, der Niemand, der nicht einen Tribut entrichtete, den Durchgang gestattete. Bei seinem ersten Erscheinen hatte er einen Kuhly erschreckt, der eine Ladung Tschaggray (ein Präparat aus Zucker) trug; der Bursche warf seine Ladung ab und entfloh. Der Elephant kostete davon, fand die Speise herrlich und beschloß, nun allen künftigen Reisenden ein ähnliches Weggeld aufzulegen. Da der Paß an einer der Hauptstrasen von Kandy lag, so hätte er keine bessere Stellung zu seinem Zwecke wählen können, und wenn gleich über dem Eingang, der zu diesem Riesenzöllner führte, nicht geschrieben stand: „Umfahren des Zolles ist bei so und so viel verboten," so wußten Dieß doch alle Reisenden nur zu gut. Die Sache ward bald ruchbar, und kein Kuhly wagte sich mehr des Wegs, ohne für den Cerberus, der ihn bewachte, einen guten Bissen in Bereitschaft zu haben."

(Fortsezung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 244. 31 August 1832.

Abenteuer auf Tristan d'Acunha und Neu-Seeland.

(Fortsetzung.)

Eben so wenig Hülfe und Unterstützung fand Earle bei den frommen Heidenbekehrern in einem Unfalle, der ihn später betraf und ihm Gelegenheit gab, eine der sonderbarsten und unedelsten Gewohnheiten der barbarischen Neuseeländer kennen zu lernen. Earle und sein Gefährte hatten sich zwei ziemlich wohnliche Häuser gebaut, als die Narpuhs, ein benachbarter feindlicher Stamm, die Gegend, wo er sich niedergelassen hatte, überfielen und die Hütten der Einwohner plünderten und verbrannten. Die Wohnungen Earle's und seines Freundes theilten dasselbe Loos.

„Dieses Unglück, fährt hier das Tagbuch des Verfassers fort, ließ uns eine höchst barbarische Gewohnheit der Neuseeländer kennen lernen, die darin besteht, daß, sobald ein Einzelner oder eine ganze Gemeinde von einem Unfalle betroffen worden ist, Jedermann, selbst die Freunde desselben Stammes, über ihn herfallen, und ihm Alles nehmen, was ihm noch das Mißgeschick gelassen hat. Wie ein Fisch, wenn er vom Harpun getroffen ist, sogleich von seiner Genossenschaft angefallen und verschlungen wird, so plündern in Neuseeland die Freunde eines Häuptlings, sobald er gestorben ist, dessen Wittwe und Kinder, und diese selbst mißhandeln und tödten dann aus Verdruß darüber ihre eigenen Sklaven, so daß also ein solches Unglück zu einer langen Reihe von Grausamkeiten Anlaß gibt. *) Unsre Freunde und Verbündeten bewiesen sich während des Brandes als die geschicktesten und thätigsten Diebe, die man sich denken kann; während uns früher nicht das Mindeste abhanden gekommen war, obgleich alle unsre Sachen stets unverschlossen geblieben waren. Als wir sie nach unserm Eigenthum fragten, gestanden sie ganz unumwunden, wo sie dasselbe hingebracht hatten, und nach einigen Schwierigkeiten erhielten wir gegen ein gewisses Lösegeld Alles wieder, was die Narpuhs nicht fortgeschleppt hatten. Ueber die Grausamkeit dieser Sitte enthalte ich mich jeder Bemerkung, wahrscheinlich aber wäre mir dieses barbarische Gesetz unbekannt geblieben, hätte mich nicht der obenerwähnte Unfall betroffen. Obgleich wir nun zwar durch Loskauf unsre Bücher, Portefeuilles, Kleider u. s. w. wieder erhalten hatten, so blieben uns doch alle kleinen Geräthe, die zu einem behaglichen Haushalte nothwendig sind, unwiederbringlich verloren. Als der Brand vorüber war, erhielten wir einen Besuch von Einem der Missionäre, der uns mit Kälte seinen Beistand anbot. Wir nahmen etwas Thee, Zucker und einige irdene Geschirre an; obgleich die Missionäre wußten, daß wir obdachlos geworden waren und uns unter einer Horde Wilder befanden, so fiel es ihnen doch nicht ein, uns ihre Behausung anzubieten. Ich bin überzeugt, daß wir, hätte sie dasselbe Unglück betroffen, auf der Stelle unsre Hütte angeboten und Alles, was wir besaßen, mit ihnen getheilt haben würden. Es war hier eine Gelegenheit, den Heiden — wie die Missionäre die Neuseeländer zu nennen pflegen — praktisch die große Lehre des Christenthumes: „Andern zu thun, was wir wünschen, daß sie uns thun sollen,“ zu zeigen. Ich muß gestehen, daß ich mich schmerzlich gekränkt fühlte, als ich und drei meiner Gefährten aufeinander gepreßt in einer mit Schmutz und aller Art von Ungeziefer überfüllten neuseeländischen Hütte schlafen mußten, während kaum zwei Stunden von uns ein niedliches Dorf stand, das mit allen Lebensbedürfnissen reichlich versehen war, die man nur in einem englischen finden kann.“

Eine freundlichere Aufnahme, als bei seinen Landsleuten, fand Earle sogar bei den Neuseeländern. Im Folgendem beschreibt er seinen Besuch in einem neuseeländischen Dorfe, das einem Sohne des Häuptlings Pationi gehörte:

Da das Dorf jenseits des Ufers lag, auf dem wir angekommen waren; so lagerten wir uns einstweilen unter dem Schatten eines großen Baumes, um die Landschaft zu betrachten und den Neuseeländern Zeit zu lassen, Anstalt zu unsrer Ueberfahrt zu machen, während dem ich eine Skizze zeichnete. Der rothe Glanz der untergehenden Sonne, der jetzt gerade nur die höchsten Punkte der Gegenstände übergoldete, lieh der Landschaft eine wundervolle Beleuchtung; die Strahlen drangen selbst in die tiefen Schatten der Wälder im Hintergrunde, deren Stämme in Brand zu stehen

*) Diesen bis jezt unsres Wissens noch nirgends erwähnten Zug im Charakter der Neuseeländer, dessen hier Earle erwähnt, fanden die ersten Missionäre, wie sich unsre Leser aus diesen Blättern (S. 50 dieses Jahrgangs) zu erinnern wissen werden, auch bei den Ureinwohnern der philippinischen Inseln. „Befindet sich, heißt es dort, eine Völkerschaft durch Räubereien, Hungersnoth oder Pest im Elende, so wird sie von den Uebrigen, selbst von den Befreundeten, so oft überfallen, bis sie gänzlich vernichtet ist.“ Dort geschieht des auch bei uns einheimisch gewesenen Strandrechtes Erwähnung, das mit der Barbarei auf Neuseeland, den Verunglückten zu plündern, große Aehnlichkeit hat. A. d. R.

schienen, während ein schöner Regenbogen ein zauberhaftes Licht über die Gegend ausgoß. Sobald die Bewohner des Dorfes uns bemerkten, erhoben sie ein lautes Geschrei, um uns zu begrüßen, und Alles stürzte ans Ufer zu unsrem Empfange. Sie trugen uns auf ihren Schultern durch das Wasser, führten uns zu ihren Hütten und setzten sich dann um uns her, um uns zu betrachten und zu bewundern. Da wir auf unserem ermüdenden Wege sehr hungrig geworden waren; so mußten wir unser Gepäcke auspacken, wobei wir denn nicht umhin konnten, eines oder das andere werthvolle oder glänzende Stück sehen zu lassen, was die Aufmerksamkeit unsrer wilden Zuschauer erregte, die bei jedem neuen Ding, was ihnen zu Gesichte kam, laute und lange Ausrufe der Verwunderung hören ließen. Da ich damals noch neuangekommen im Lande und mit ihren Eigenthümlichkeiten nicht bekannt war, so stiegen mir über dieses Geschrei keine kleinen Besorgnisse auf; allein bei näherer Bekanntschaft mit ihnen fand ich, daß diese Furcht grundlos war. Hier sahen wir den Sohn Pationi's mit einem Gefolge von dreißig oder vierzig jungen Wilden, die sich rund um uns her gelagert hatten. Alle waren sehr schöne Leute, ungeachtet ihres abenteuerlichen Aufzuges und der Wildheit ihrer Blicke. Der Leser denke sich diese Gruppe von Wilden, die Alles was sie sahen in die Hand nahmen; Jeder bewaffnet mit einer Flinte, um die Hüfte eine Patrontasche geschnallt, in der Hand einen steinernen Patu-Patu oder Streithammer, und den Nacken zum Schmucke mit Menschengebeinen behangen; man denke sich Dieß und meine Lage, und man wird es begreiflich finden, wenn der junge Reisende sich in Gedanken weit weg und mit heiler Haut in seine Heimath wünschte. Allein mein Verdacht that ihnen Unrecht; denn nachdem sie Alles beschaut und bewundert hatten, was wir bei uns führten — vorzüglich aber unsre Jagdgewehre, die sehr schön waren — baten sie uns um weiter Nichts, als um ein wenig Tabak; entfernten sich dann von der Hütte, die man uns eingeräumt hatte, um uns ungestört unsre Mahlzeit nehmen zu lassen und brachten endlich, um uns aller Sorge zu entheben, unser ganzes Gepäcke in die Hütte. Es war eine regnerische ungestüme Nacht, und wir befanden uns in einer kleinen rauchigen Hütte zusammengedrängt, in deren Mitte ein Feuer angezündet war: die Wilden, um in unsrer Gesellschaft so lang als möglich zu seyn, hatten die Hütte buchstäblich voll gestopft. So lästig Dieses auch war, so hielt uns dafür doch das neue und malerische Schauspiel schadlos, das sich unsern Blicken bot. Salvator Rosa hätte kein herrlicheres Studium für eines seiner schrecklichen Bilder finden können. Ein Dutzend Männer, von den mächtigsten athletischen Formen, hatten ihre Kakahuhs oder Matten abgelegt und streckten ihre gewaltigen Gliedmaßen im rothen Scheine des Feuers aus; ihre Gesichter, durch die Tatuirungen furchtbar entstellt, erhielten vom Feuer bestrahlt eine fast helldlaue Farbe; ihre Augen, die wegen ihres Blitzes merkwürdig sind, waren alle auf uns geheftet, aber mit einem Blick, in welchem sich Gutmüthigkeit und gespannteste Neugier mischte. Alle meine Besorgnisse waren indeß verschwunden, und da ich meiner völlig Herr geworden war, so hatte ich Zeit genug, diese furchtbar prächtige Scene ruhig zu betrachten; wir schmauchten eine Pfeife miteinander, denn sie lieben den Tabak leidenschaftlich, und dann streckte ich mich mitten unter ihrem Geplauder und ihren Dampfwolken auf den Boden aus, um zu schlafen. Allein umsonst; ich wurde nun von Legionen Ungeziefers jeder Art angefallen: Flöhe, Moskitos u. s. w. fielen über mich her und machten dazu ein solches Getöse, das selbst das Geplauder der Wilden übertönte; nicht der Rauch des Feuers noch unserer Pfeifen war im Stande sie zu verscheuchen. Am folgenden Morgen, mit Tagesanbruch, nahmen wir Abschied von unsern Wirthen und setzten unsre Reise weiter fort."

(Fortsetzung folgt.)

Aus Cooper's neuestem Roman: „Die Heidenmauer."

Einleitung.

(Fortsetzung.)

Dürkheim liegt in dem sogenannten bairischen Rheinkreise. Die Einwohnerzahl in diesem abgesonderten Theile der königlich baierischen Staaten, der sich einerseits vom Rhein aus nach der preußischen Rheinprovinz hinüber, anderseits vom Darmstädtischen aufwärts gegen Frankreich hin dehnt, mag etwas weniger als 500,000 betragen. Man braucht einen vollen Tag und ein tüchtiges Zufahren mit der Post, wenn man Rheinbaiern von einem Ende zum andern in irgend einer Richtung durchreisen will, woraus ich schließen möchte, daß seine Bodenfläche ungefähr zu zwei Drittheilen derjenigen von Connecticut gleich kommt. Eine Bergkette, die den kleineren Auszweigungen der Alleghanis gleicht, verschiedene örtliche Namen führt, aber nichts weiter, als ein Zweig der Vogesen ist, läuft in der Richtung von Süden nach Norden, beinahe mitten durch das Land. Diese Berge hören plötzlich nach ihrer Ostseite auf und lassen zwischen sich und dem Strom ein weitgedehntes Flachland von der Art, die man in Amerika „Flats oder Bottom land"*) nennt. Diese Ebene, ein Theil der alten Pfalz, breitet sich gleichermaßen auf der andern Seite des Rheins aus und schließt eben so plötzlich an ihrer westlichen als an ihrer östlichen Begränzung. Die gerade Entfernung zwischen Heidelberg und Dürkheim, welche beide Orte diesseits und jenseits des Rheins, und gleich weit entfernt von diesem, an den äußersten Enden der Ebene einander entgegen liegen, mag etwas über zehn Stunden betragen. Einer keineswegs verwerflichen Erklärungsart zufolge, soll die Ebene der Pfalz vor Zeiten ein See gewesen seyn, der die Gewässer des Rheins aufnahm und sie dann wieder durch einen unterirdischen Ausweg abführte, bis die Zeit oder eine Erderschütterung die Scheidewand von Bergen bei Bingen durchbrach, die Gewässer ableitete und die fruchtbare Niederung zurückließ. Unregelmäßige Sandhügel zeigten sich, als wir uns Dürkheim näherten, eine Erscheinung, die zur Bestätigung jener Vermuthung dienen dürfte, denn die vorherrschende Macht der Nordwinde möchte von dergleichen leichtem Sand wohl mehr auf das südwestliche als auf das gegenüberliegende Ufer angetrieben haben. Fügen wir noch bei, daß die Ostseite des Gebirgs (oder die der Ebene zugewandte Seite) sich, bei aller scharfen und bestimmten Abgränzung, so weit unterbrochen und

*) Flats — Niederungen; Bottom-land — reiche Ländereien an Flüssen, Uferländer. D. Ue.

unregelmäßig darstellt, als zur landschaftlichen Schönheit erforderlich ist, so haben wir wohl genug gesagt, um beim Fortgange der Erzählung verstanden werden zu können.

Allem Anschein nach nimmt einer der Gebirgspässe, der seit undenklichen Zeiten den Verbindungsweg zwischen dem Rhein und dem westwärts gelegenen Landstrich bildete, seine Ausmündung auf die Ebene durch die Thalschlucht bei Dürkheim. Den Mündungen der Thäler folgend läuft die Poststraße, sanft ansteigend, bis auf den obersten Kamm des Gebirgs hinauf und senkt sich dann dem Gefäll der in die Mosel sich ergießenden Gewässer folgend, fast eben so allmählich in das jenseit der Bergkette gelegene Zweibrückensche hinab. Der Besitz dieses Passes mußte daher in den Zeiten der Gesetzlosigkeit und Gewaltthat an und für sich schon einen Anspruch auf Auszeichnung und Macht geben, da ja Alle, die durch ihn reisten, mehr oder weniger in der Hand des Herrn des Passes waren. So wie wir die Stadt hinter uns hatten, traten wir, mein kleiner Reisegefährte und ich, unmittelbar in die Schlucht. Der Paß selbst war eng, doch bald that sich ein Thal, bis zur Weite einer halben Stunde etwa auf, aus welchem zwei oder drei Engwege außer dem, welchen wir betreten hatten, führten, von denen übrigens nur einer seinen eigenthümlichen Charakter beibehielt. Der Anfang des Thals oder Beckens — denn das letztere muß es gewesen seyn, als die Ebene der Rheinpfalz noch ein See war — ist durch einen sich inselartig erhebenden Berg sehr verkürzt, der mit seiner Basis ein Viertheil des Flächenraumes einnimmt, gerade mitten im Thale steht und zweifelsohne eine Insel bildete, als das Thal eine abgeschlossene Bucht war. Der Gipfel dieses Bergs oder Inselbergs ist eben, von unregelmäßig eirunder Form, und enthält sechs bis acht Morgen Land. Hier standen die Trümmer der Limburg, der nächste Gegenstand unseres Besuchs.

Es ging mehrere hundert Fuß hoch, ausnehmend steil bergan; röthliche Quadersteine blickten überall zwischen der magern Sanderde durch, die Sonne brannte glühend auf dem Gestein und ich fing eben an, die Vortheile und Nachtheile des Weitersteigens abzuwägen, als der Schneider, zu neuem Muthe begeisternd, erschien. „Voici Christian Kinzel!“ rief . . . ., für den alles Neue stets einen anfeuernden Reiz hatte und der in seinen jungen Jahren, kühn und eifrig bereits die Alpen und Apenninen, den Jura und Calabriens Berge, Thürme, Ehrensäulen und Dome oder was sonst dazu dienlich war, ihn in die Luft zu erheben, bestiegen hatte: „Allons — grimpons!“ „Frisch auf — zugeklettert!“

So kletterten wir denn rüstig bergan, und erreichten — an und zwischen Terrassen hin, auf denen die Reben fröhlich gediehen — bald die von der Natur gebildete Platform. Die Aussicht oben war herrlich — ihre Beschreibung soll an einem gelegenern Orte folgen. Die ganze Oberfläche des Berges zeugte von der großen Ausdehnung der Abtei, indem eine Mauer den ganzen Platz umschlossen hatte; die Hauptgebäude waren indessen, wo sie noch standen, mehr gegen die Mitte, der Länge nach hart am Rande des östlichen Absturzes hingebaut worden. Es stand noch genug von dem ganzen Bau, um seine ehemalige Pracht darzuthun. Den meisten der Ruinen, welche am Rhein hin liegen, unähnlich — war das Mauerwerk von sorgfältig bearbeiteter Art, denn die Mauern waren nicht bloß massiv, sondern auch von hübschbehauenen Sandsteinen aufgesetzt, eine Steinart, von der sich ungeheure Brüche in der ganzen Gegend vorfinden. Ich besah mir die noch ziemlich erhaltene Kapelle, das Refektorium, diesen stets wirksamen Tröster mönchischer Abgeschiedenheit, verschiedene, dem Anschein nach, zu Schlafsälen eingerichtet gewesene Gebäude und einige Spuren von den Kreuzgängen. Auch ein schwindelndhoher Thurm von kirchenartiger Form ist noch vorhanden, der ganz geeignet ist, der Ruine ein eigenthümliches Gepräge zu erhalten. Er war verschlossen, um müßiges Volk abzuhalten, die gebrechlichen Treppen zu besteigen und sich dadurch thöricht in Lebensgefahr zu stürzen; daß er aber früher für die geweihten Glocken bestimmt war, sah man an Allem. Auch ein herrlicher Schwibbogen steht noch in der Nähe, von dem jedoch mehrere Steine aus ihren Fugen gerissen sind, und der drohend über dem Haupte Dessen hängt, der sich unter ihn wagt.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Chronik.
Neueste Schriften über Indien.
(Fortsetzung.)

Die Diebe unsrer großen Städte, so verschlagen sie auch seyn mögen, können doch von ihren Zunftgenossen in Hindustan noch lernen. Die folgende Scene hat viele Aehnlichkeit mit jener im Don Quixote, wo Sancho's Esel ihm unter dem Leibe weggestohlen wird:

„Ich habe von den Streichen dieser Gauner so Vieles gehört, daß ich über nichts dieser Art mehr in Verwunderung gerathen könnte. Ein Reisender, der bisher nur in Europa bestohlen wurde, würde es wohl kaum für möglich halten, daß ihm das Betttuch unter dem Leibe weggenommen werden könnte, ohne daß er es bemerkt, und doch ist Dieß einem hindu'schen Dieb ein Kinderspiel. Ganz nackt, schlüpft er gleich einer Schlange in das Zimmer, setzt sich zu den Füßen des Bettes auf den Boden und wartet seine Gelegenheit ab. Glaubt er den Schläfer fest genug eingeschlafen, so zieht er an dem Leintuch und kriecht unter das Bett. Der aus seinem Schlaf gestörte Mann sieht nichts, gähnt, legt sich auf die andere Seite und schläft wieder ein. Dieß ist ganz natürlich, und hierauf rechnet der Dieb, wiederholt zwei- oder dreimal dieselbe Operation, gelangt so in Besitz des Leintuches und macht sich dann davon.“

Abendgesellschaften gibt es, wie wir aus dem Folgenden sehen, in allen Theilen der Welt:

„Einladungskarten werden von dem Nabab an alle Regierungsbeamte in der Nähe seines Palastes ausgeschickt, von denen die nachstehende, an mich selbst gerichtete, als Probe dienen möge:

„Sehr geneigter Herr; Wonne deiner Freunde!
Heil sey mit dir!

Das dringende Verlangen, das ich fühle, dich zu sehen, übersteigt allen schriftlichen Ausdruck. Der Wunsch meines Herzens ist, daß du am nächsten Freitag Abend, im Monat Sufur Muhsufur, in das Schloß kommen und an der Unterhaltung und dem Abendessen Theil nehmen mögest, daß ich zu geben Willens bin. Mögest du glücklich seyn!

Mögen deine Hoffnungen stets erfüllt werden!“

„Diese Einladung war auf schön geglättetes, mit goldenen Sternen besäetes und wohl mit Rosenöl parfümirtes Papier geschrieben. Ich ging am Morgen den Fluß hinauf und beschaute mir in der Stadt die Zubereitungen zum Fest, — ein Blick hinter den Vorhang, den man bei orientalischen Festlichkeiten am besten unterläßt. Bei Nacht und, da Alles auf den Effekt berechnet ist, in der Ferne betrachtet, gewähren solche Scenen einen imposanten Anblick, und wer sie mit ansehen kann, ohne an Feen und Genien zu denken, dem muß es gänzlich an Phantasie fehlen. Ich glaubte mich zu einem Fest in den schönsten Tagen von Bagdad und Damaskus versetzt; die Pfeifen, die Teppiche, die Ottomanen, die tanzenden Mädchen, Alles vereinigte sich, um die Täuschung zu unterhalten.“

Die Monate Mai und Juni benützte Capitän Skinner um, in Gesellschaft seines Bruders, und von mehreren Kuhly's begleitet, die Quellen des Dschumnah zu besuchen.

„Als wir zum Rücken der Budraj-Gebirgskette emporkletterten, sagt unser Reisender, blieb einer der Hindus, der bereits den höchsten Punkt erreicht hatte, plötzlich stehen, und rief so laut er konnte: „Dschumuhna, Dschumnah!“ Jeder klimmte nun auf diesen Zuruf schnell empor, um sein Auge an dem Silberglanz des zwischen den Bergen sich durchwindenden Dschumnah zu weiden. Die Kuhiy's warfen ihr Gepäck, die Knechte ihre Kochtöpfe ab, und Alle dachten an nichts als an den schönen Fluß, der sich unter uns um den Fuß der hochgipfligen Hügel schnellströmend dahinschlängelte. Dieser Anblick gab meinen Begleitern den Muth und die Kräfte wieder, die viele von ihnen schon verloren hatten.“

Von diesem Punkt aus, den der Verfasser am 4 Mai erreichte, war bis zu den eigentlichen Quellen des Dschumna, noch eine beschwerliche Reise von 25 Tagen zurückzulegen, auf der Kapitän Skinner Stoff zu vielen interessanten Schilderungen der Naturschönheiten, und der Bewohner dieser entlegenen, selten besuchten Gebirgsgegenden fand, wovon wir Nachstehendes ausheben:

„Wir glaubten,“ sagt der Verfasser, bei Gelegenheit seiner Reise durch einen herrlichen Wald von Pinien und den mannichfaltigsten Fruchtbäumen, „einen Zaubergarten zu betreten, in dem die Produkte aller Theile der Erde aufgehäuft waren. Aepfel-, Birnen-, Granaten-, Pisang-, Feigen-, Aprikosen-, Linden-, Wallnuß- und Maulbeerbäume wuchsen in großer Menge und prangten im üppigsten Grün. Brombeeren und Himbeeren hingen lockend aus den Ritzen der steilen Felsen herab, und der Weg zu unsern Füßen war mit Erdbeeren besäet. Ueberall erblickte das Auge blühende Heide, Jasmin, Veilchen und in voller Blüthe stehende Rosengesträuche. Es war ein herrlicher Tag. Vögel sangen in den Zweigen, die gemeine Taube und die Kokila (die Nachtigall der hindu'schen Dichter) girrten im Gebüsch, und zum erstenmal wieder, seit langer Zeit, hörte ich den Schlag der Amsel.“

„Wir kamen,“ sagt der Verfasser an einer andern Stelle, „plötzlich an einen freien, vollkommen ebenen, mit dem reichsten Farbenschmelz einfacher Blumen prangenden Platz, als: Maßlieben, Himmelsschlüssel, Primeln, Veilchen und Krokus von allen Farben, der mit einem natürlich Gehäge von blassem Rhododendron umgeben war; bis jetzt hatten wir diese Pflanze immer noch als großen Baum gesehen, hier aber war sie bis zum Strauch zusammengeschrumpft. Hinter dieser Hecke erhob sich eine Wand von rauhen Felsen mit Schnee funkelnden Gipfeln, der an vielen Stellen sogar bis zum Saum der Wiese herabreichte. Noch nirgend sahen wir die Natur in dieser üppigen Fülle; alle Jahreszeiten schienen sich hier zu einem gemeinschaftlichen Feste eingefunden zu haben. Hier sah man den Winter in seinem Schneekleide, dort ruhte der Sommer auf einem Erdbeerbeet, oder lachte von den Zweigen eines Aprikosenbaumes, der Frühling spielte in den Glöckchen der Himmelsschlüssel, und an den Herbst mahnte uns das Laub, das von den mitten im Schnee stehenden Bäumen fiel. Mit meinem Fernglas umherspähend, sah ich an der einen Seite der Gebirge noch ganz grüne Getreidefelder; auf der andern Seite war bereits geschnitten und die Rebhühner tummelten sich in den Stoppeln. Ich hätte viel darum gegeben einige Tage hier bleiben zu dürfen; allein es gab kein Wasser, und ich konnte meine Begleiter nicht überreden, daß Schnee eben so gute Dienste leiste; sie zitterten schon bei dem bloßen Gedanken an dessen Genuß, und versicherten er würde sie tödten. Wir konnten uns, in der einen Hand Schnee, mit der andern Erdbeeren pflückend, das herrlichste Erdbeergefrorene bereiten, allein sie waren zu solchen Genüssen durchaus nicht zu bringen, und fühllos für die sie umgebende Pracht. Um sie von der Unschädlichkeit des Schnees zu überzeugen, verschlang ich so viel davon, daß ich fast selbst zu Gefrornem wurde, aber Alles vergebens, sie waren nicht zu überreden. Der Gipfel des Bunderpuch, der wie ein Fels von Alabaster sich vor uns aufthürmte, war ganz unzugänglich, ein Bergrücken trennte uns von ihm; einen andern hatte ich überschritten, auf dem der Schnee sehr tief zu seyn schien. Der Himmel war klar und blau wie in Italien und nicht ein Fleck war auf dem schneeweißen Berg zu sehen. Ein Adler schwebte über ihm, andere hatten wir schon aufgescheucht, denn wir waren bis zu ihren Horsten emporgedrungen. Sie flogen schußgerecht um uns, aber ich dachte an den Ausspruch des „alten Seemanns,“ daß es schlecht sey, das Leben einer Gegend auszurotten, und ließ sie im Frieden ziehen.“

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Die öffentliche Sitzung, die von der französischen Akademie jährlich gehalten wird, um die von Herrn von Montyon gestifteten Preise zu vertheilen, — diese Sitzung, die unter der Restauration am 24 August, als dem Tage des heiligen Ludwig, statt fand, ist in der jüngsten Zeit auf den 9 August verlegt worden, an welchem dem neuen Bürgerkönigthum der Eid der Treue geleistet wurde. Bekanntlich theilen sich die Preise Montyons in solche für wissenschaftliche Arbeiten und in die für tugendhafte Handlungen. Die für 1832 ausgeschriebene Preisaufgabe für Beredsamkeit: „der Bürger Muth“ wurde nicht vertheilt, da keine der eingegangenen Bewerbungen von der Akademie eines Preises würdig befunden wurde. Dagegen erhielt Herr Matter aus Straßburg für seine Schrift: „Ueber den Einfluß der Gesetze auf die Sitten und der Sitten auf die Gesetze“ — eine Preisfrage, die schon 1827 für 1830 gegeben, aber auf 1832 verschoben worden war — den Preis von 10.000 Franken. Ein anderer Preis, gleichfalls von Montyon für Schriften gestiftet, die den Sitten am nützlichsten sind, wurde Herrn Ernst von Blosseville, Verfasser der „Geschichte der englischen Strafkolonien in Australien,“ zu Theil. — Der wichtigste Gegenstand der Sitzung, der auch gewöhnlich die größte Menge von Zuschauern herbeizieht, war die Vertheilung der Preise für tugendhafte Handlungen. Es wurden ein Preis von 5000, zwei Preise von 3000 und einer von 2000 und noch zwölf andere von 600 Franken vertheilt. Der Preis von 2000 Franken wurde der Wittwe Vignon zuerkannt, die eine alte kränkliche Wittwe eines vormaligen Offiziers zur Freundin hatte, welche aber in den dürftigsten Umständen lebte. Nur eine Reise nach Paris schien ihr eine Verbesserung ihres Looses zu versprechen. Allein wie Dieß bewerkstelligen? Die Wittwe Vignon verkauft Alles, was sie hat, schafft davon einen kleinen Karren an, setzt ihre kranke Freundin darauf und spannt sich selbst vor. So von Anstrengung und Entbehrungen erschöpft, gelangt sie bis Angoulême, wo vielleicht ihre Kräfte unterlegen wären, wenn nicht eine wohlthätige Hand sich ihrer angenommen hätte. Den Preis von 5000 Fr. erhielt Eustach Belin, ein Neger, der im Jahre 1773 zu Domingo geboren und im Jahre 1796 von seinem Herrn, Belin de Villeneuve, freigelassen wurde. Das Leben dieses ehrlichen Schwarzen, das der Akademie in einer Denkschrift vorgelegt wurde, die von einer Dame in St. Domingo verfaßt seyn soll, ist eine Reihe der edelmüthigsten Handlungen und rührendsten Aufopferungen, durch die er auch mehrere Male seinem Herrn Leben und Vermögen rettete.

*

Nachrichten vom Kap der guten Hoffnung bringen folgende Handelsberichte vom Jahre 1831. Die Einfuhren beliefen sich auf 532,527 Pf. St. und waren um 69,992 Pf. geringer, als im Jahre 1830, die Ausfuhren betrugen 176,618 Pf., mit einem Minderbetrage von 54,146 Pf. Diese Verringerung in der Ausfuhr wird der merklichen Abnahme des Weinhandels nach dem Auslande zugeschrieben, der im Jahre 1830 10,485 Pipen betrug, und im Jahre 1831 nur 6,108. Der in den verschiedenen Häfen der Kolonie eingelaufenen Schiffe zählte man 181 mit 59,264 Tonnen Last, während im Jahre 1830 253 Schiffe mit 69,582 Tonnen ausliefen. Das Komité der Kolonien empfiehlt zur Verhütung des gänzlichen Unterganges des Weinhandels die Aufhebung der Kolonialabgaben und eine größere Begünstigung der Einfuhr in England.

*

Die Ipsarioten-Brigg „Buona Speranza,“ das erste griechische Schiff, welches das baltische Meer durchsegelte, ist zu Kronstadt mit zwei ägyptischen Sphynxen eingelaufen, die aber nicht, wie einige Blätter melderen, dem Kaiser von Rußland von dem Pascha von Aegypten zum Geschenk gemacht, sondern von dem Agenten des russischen Kaisers, Herrn Rosetti, in Alexandrien einem Griechen, Namens Jarri, dem der Pascha die Aufsuchung von ägyptischen Alterthümern bewilligt hat, um 55,000 Franken für Petersburg gekauft worden sind.

*

Von dem Geschwornengerichte zu Leicester wurden die Einwohner von Broxtowe auf Klage des Herzogs von Newcastle, wegen der an seinem Schlosse Nottingham verübten Verheerungen, zu einem Schadenersatze von 21,000 Pf. Sterling verurtheilt. Der Herzog hatte seinen Verlust auf 40,000 Pf. angeschlagen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 245. 1 September 1832.

Leben und Sitte in Süd-Carolina.

Charleston.

Wenn man sich einen richtigen Begriff von dem gesellschaftlichen Zustande in den Vereinigten Staaten bilden will; so darf man nicht die fremde, d. h. die auf einer steten Einwanderung begriffene Bevölkerung des Landes außer Acht lassen, das schon so viele Jahre her das Asyl der mißvergnügten, unglücklichen oder unternehmenden Verbannten aus allen Winkeln der Erde war. Während das neue Rom zu jeder Zeit verunglückte Fürsten in seinem Schooße aufnahm, scheinen die Vereinigten Staaten bestimmt, den unterdrückten Unterthanen einen Zufluchtsort zu öffnen. Der Flüchtling von Scio, der feurige Neapolitaner, der stolze Spanier, der konstitutionelle Portugiese, und der durch Hunger und Elend aus Erin's grüner Insel vertriebene Irländer mit gebrochenem Herzen — Alle treffen hier zusammen, um in düsterem Gram über gescheiterte Entwürfe hinzubrüten oder auf neue Unternehmungen zu sinnen. Da ist auch der verwegene Sklavenhändler zu sehen, der Freibeuter und Pirat von Cuba und dem spanischen Festlande, der schlaue Jude aus Polen, der noch schlauere Schotte vom Clyde, der gespreitzte Komödiant und der unverschämte Zeitungsschreiber aus London, — Türken endlich, Westindier, Chinesen, Neger und Hindus füllen die Hauptpartien dieses Gemäldes aus, auf welchem der geborne Amerikaner nur in den Hintergrund zu stehen kommt.

Diese buntzusammengewürfelte Masse von Menschen aus allen Ständen und Nationen ist vorzüglich in Charleston, dem Hauptorte, obgleich nicht der Hauptstadt von Süd-Carolina, sichtbar. Es sind schon einige Jahre her, als ich zu Charleston ankam; allein ich erinnere mich des Tages, wo ich landete, noch so deutlich, als wäre es erst gestern gewesen. Das gelbe Fieber wüthete damals dort und als wir die Bucht entlang segelten und uns der Werfte näherten, blieb Alles öde und schweigend — nirgendswo ein herzlicher Gruß, ein Willkommen nach der Reise, keine Boote zum Ueberschlagen voll von Leuten, die sich nach nordischen Neuigkeiten und nordischen Freunden (denn wir waren von New-York gekommen) herbeidrängten — Alles war in Schweigen und düstern Kummer versunken. Am Ufer sah man eine Menge Leute in Trauerkleidern stehen, welche Fragen vermeiden zu wollen schienen, deren Beantwortung ihnen nur schmerzlich fallen konnte. Wir kamen uns wie eine Lieferung Verbrecher vor, die gleich den römischen Verurtheilten in die pontinischen Sümpfe geschickt worden, um dort umzukommen. Selbst die Neger vergaßen, in ihrer gewöhnlichen Sorglosigkeit um Leben und Tod, in sich hinein zu lachen, wenn sie warnend sagten: „Massa sich in Acht nehmen vor gelben Fieber." Ich ging von der Werfte über die schöne Bay-Straße, die Broad-Street entlang in die King-Street, d. h. durch den Haupttheil der Stadt und begegnete keiner lebenden Seele, weder Mensch noch Vieh. Kaum war dort oder da ein Kaufladen offen und alle Gebäude schienen von ihren Einwohnern verlassen. Der Gastwirth, bei dem ich abstieg, gab mir gleich beim Eintritt die tröstliche Nachricht, in der vorigen Woche seyen zwei seiner Kinder ein Opfer der Pest geworden und ein anderer Mann sagte mir mit dem Ausdruck stumpfsinniger Gleichgültigkeit auf dem Gesichte, daß diesen Morgen sein Vater gestorben sey. Später fand ich in eben diesem Manne, dessen brutaler Stumpfsinn mich empörte, einen sehr gutherzigen und achtungswerthen Menschen; allein der stete Anblick von Leiden und Tod hatte seine bessern Gefühle verhärtet, die kindliche Liebe erstickt und ihn kalt und fühllos gemacht. Man gab mir den Rath, mich in Zeiten nach einer Wärterin umzusehen, da es kaum zu hoffen sey, daß ich, als ein noch nicht an das Klima gewohnter Fremdling, verschont bleiben würde. Alles Dieß war schrecklich genug und ich wünschte von Grund der Seele, mein guter Genius hätte mich der verpesteten Stadt fern gehalten. Unglücklicherweise hatte ich auch Boccacio, de Foe und Wilson gelesen. Meine Einbildungskraft war daher überflüssig mit Vorrath zu trübseligen Gedanken versehen. So sahen wir also, daß man uns über den Gesundheitszustand von Charleston falsch berichtet hatte, als man uns versicherte, starke Fröste hätten die Luft gereinigt und der Seuche ein Ende gemacht, was erst einige Tage nach unserer Ankunft wirklich der Fall wurde. Dann aber trat auch in Allem um uns her ein plötzlicher Wechsel ein. Die Häuser auf Sullivan's Eiland — ein langer Uferstreif von weißem Sand, der von aller Vegetation entblößt, auf der der Stadt gegenüber stehenden Seite des Hafens liegt — wurden sogleich verlassen; hunderte von langen Booten mit Hausgeräthe und Negern beladen, durchkreuzten eilfertig die Bay in allen Richtungen; die Straßen waren bald von einer geschäftigen Bevölkerung von allen Farben belebt und je mehr die Gemüther erst kurz noch niedergedrückt waren, desto höher stieg jetzt die allgemeine Freude, von dem Uebel erlöst zu seyn.

Ein Fremder, der Charleston das erste Mal im Mondlicht erblickte, würde von der romantischen Stille und Einsamkeit sehr überrascht werden. Die Neger werden alle um zehn Uhr Abends eingesperrt und die Stadtwache durchschreitet lautlos die Straßen. Die schöne alte Kirche von St. Michael, die Börse und das Postgebäude am Fuße der Broad-Street und die Patrizierpaläste, welche die herrliche Bay überblicken, geben Charleston Aehnlichkeit mit einer alten, halb verödeten Stadt in Italien, während ihr glänzender Südhimmel gar wohl diesen Vergleich mit der klarsten und mildesten Atmosphäre aushalten kann, die dem Land der Liebe, der Malerei und der Dichtkunst einen so unwiderstehlichen Zauber leiht.

Charleston scheint von der Revolution wenig Früchte geerntet zu haben. Es findet sich dort kaum irgend ein Gebäude von Umfang und Bedeutung, das nicht unter der alten Regierung aufgeführt worden wäre. Es war der Lieblingsaufenthalt der britischen Gouverneurs von Süd-Carolina und blühte unter ihrer Herrschaft auf. Seitdem ist sein früherer Glanz ziemlich verblichen. Der Indigo- und Tabakshandel ist zu Grunde gegangen; noch steht in der Kingstreet ein großes halbverfallenes Gebäude, das Tabakslagerhaus genannt, als Beweis, in welchem ausgedehntem Umfang einst dieser Handel betrieben wurde. Gegenwärtig sind nur noch Reiß und Baumwolle die Stapelwaaren seines Handels, der meist in den Händen der Kaufleute des Nordens ist, die nur den Winter oder die Geschäftszeit in Charleston zubringen und im Sommer zurückkehren, um die Früchte ihrer Industrie 7 oder 500 Meilen weit von dem Orte, wo sie dieselben geerntet, zu genießen. Jedermann, der kein Kaufmann in den Vereinigten Staaten ist, wird zwei oder drei solche Reisen in einem Jahre als etwas Ungeheures ansehen; allein ein Amerikaner mißt die Entfernungen mit einem ganz andern Maßstabe und eine Reise zu Wasser oder Land von Neu-York oder Boston nach Savannah oder Charleston ist ihm eine Kleinigkeit. So gewinnt eigentlich Charleston selbst von dem Handel, der in seinen Mauern getrieben wird, am wenigsten. Früher wurde von Charleston aus ein beträchtlicher Sklavenhandel getrieben, vorzüglich aber von Fremden. Seit dieser scheußliche Handel jedoch gesetzlich verboten ist, fand man kein Beispiel von einem Versuch, ihn fortzusetzen. Es war unter dem gemeinen Volk zum Sprichwort geworden: „Daß Gottes Fluch auf allen Sklavenhändlern und ihren Kindern liege, die nie ein glückliches Ende genommen hätten.“ Nur eine Ausnahme war davon in Charleston zu finden, aber wie man mir sagte, auch nur die einzige: es war ein sehr liebenswürdiger und reicher Mann, der Sohn eines Sklavenhändlers. Allein während meines Aufenthaltes in Süd-Carolina zeigte sich, daß auch diese Ausnahme nicht Bestand haben sollte; seine Geschäfte schlugen fehl, sein Haus machte bankerott und so traf auch ihn zuletzt „der Fluch.“

(Fortsetzung folgt.)

Aus Cooper's neuestem Roman: „Die Heidenmauer.“

Einleitung.

(Fortsetzung.)

Ich wandte mich von den Ruinen ab, und warf einen Blick auf das untenliegende Thal. Man konnte nichts Sanfteres und Lieblicheres sehen, als was sich hier in der Nähe bot. Jene Art von innerem Drang, der uns irgend eine karg zugemessene Gabe pflegen und werth halten heißt, hatte die Bewohner angetrieben, jeden Fuß Grund auf die möglich beste Art zu benützen. Keine Schweizer-Alpe hätte so glatt gemäht seyn können, als die Wiesen zu meinen Füßen, und die zwei oder drei Bergbäche, die sich zwischen ihnen hinschlängelten, waren ebenso aufs Vortheilhafteste benützt. Der Damm einer ländlichen Mühle staute das Wasser in einen Miniatursee zurück und einige eifrige Verehrer Neptuns hatten an seinem Ufer ein Bierhaus angelegt, das mit dem Schilde des „Ankers“ beehrt war. Allein der anziehendste Gegenstand der Aussicht in das Thal hinein, waren die Trümmer einer Burg, die auf einer natürlichen Erderhöhung oder vielmehr einem Felsenvorsprung an der Vorderseite eines der nächsten Berge standen. Die Straße führte hart unter ihren Mauern, kaum in Bogenschußweite an den Zinnen vorbei — eine Lage, die augenscheinlich dazu gewählt und am besten geeignet war, um den gewöhnlichen Weg des Reisenden zu beherrschen. Der Wegweiser brauchte mir nicht erst zu sagen, daß ich die Hartenburg vor mir sah. Sie war noch ein mächtigerer Steinbau als die Ueberbleibsel der Abtei, von derselben Steinart und, dem Anschein nach, in verschiedenen Jahrhunderten gebaut; denn während ein Theil unregelmäßig und roh war, wie die meisten derartigen Bauwerke des Mittelalters, zeigten sich dagegen wieder hervorspringende Thürme mit Schießscharten zum Gebrauch des Geschützes. Einer von ihren Feuerschlünden, hoch genug gerichtet, hätte wohl seinen Schuß bis auf die Platform des Abtei-Berges hinüberschleudern können, indessen freilich nicht eben mit großer Gefahr — selbst für die zerfallenden Mauern.

Nachdem ich die mancherlei Gegenstände in diesem neuen und reizenden Landschaftsgemälde wohl eine Stunde lang aufmerksam beschaut hatte, ließ ich mir von unserem Wegweiser einige Auskunft über die Heidenmauer und den Teufelsstein geben. Beide befanden sich auf dem Berge, der jenseit des kleinen Gewässers, das sich das Aussehen eines Sees geben wollte, emporstieg — einen guten Büchsenschuß von der Abtei entfernt. Man konnte selbst einen Theil der ersteren von unserm gegenwärtigen Standpunkte aus sehen und der etwas verworrene Bericht des Schneiders machte uns nur um so begieriger, mehr zu sehen. Wir hatten uns für diesen Ausflug mit einer hinlänglichen Anzahl von Reisehandbüchern und Karten versehen. Eines von jenen trug ich zufällig bei mir in der Tasche; wir hatten aber so wenig Außergewöhnliches auf dieser selten besuchten Straße zu finden erwartet, daß ich es bis jetzt noch nicht aufgeschlagen hatte. Als ich es jetzt zu Rathe zog, fand ich zu meiner angenehmen Ueberraschung, daß Dürkheim und seine Alterthümer einer besondern Achtung des Reisenden nicht unwerth gehalten waren. Nach der hier gegebenen Nachricht war die Hei-

denmauer der Ort, wo Attila den Winter vor seinem Rheinübergang auf seinem Heereszug gegen die damalige Hauptstadt der civilisirten Welt, zubrachte, ihre Errichtung jedoch seinen Feinden zugeschrieben. Man hielt sie — mit einem Wort — für die Ueberbleibsel eines römischen Lagers, eines jener festen Plätze des römischen Reichs, durch welche die Barbaren in Schach gehalten wurden und dessen sich dann die Hunnen auf ihrem Zuge gegen Süden gelegentlich und klüglich zu ihrem Vortheile bedient haben. Der Teufelsstein war als ein natürlicher Fels, in der Nähe des Lagerplatzes, geschildert, den die Heiden als Opferstätte benützten. Die gemietheten Beine des Wegweisers wurden demnach in Requisition gesetzt, um uns an einen Ort zu führen, der solche Sehenswürdigkeiten, die selbst die Kraftanstrengungen eines Schneiders verdienten, enthielt.

Als wir den Berg, auf dem die Limburg steht, herabstiegen, verkürzte uns unser Christian Kinzel den Weg mit der Erzählung der Meinungen, die hier in der Gegend in Bezug auf die Orte, die wir besucht hatten und nun noch besuchen wollten, im Schwange waren. Nach diesen Sagen sollten die frommen Mönche, als sie mit dem Bau ihres Klosters umgingen, einen Pakt mit dem Satanas dahin abgeschlossen haben, ihnen die Steine für so einen ausgedehnten Bau zu brechen und sie den steilen Berghang hinaufzuschaffen. Als Mittel, den bösen Feind zur Ausführung eines Werks dieser Art zu bewegen, brauchte man den Vorwand, als sollte es ein Wirthshaus geben, in dem, wie nicht zu bezweifeln stand, eine ungebührliche Menge Rheinwein verschluckt werden mußte, die den Leuten den Kopf umnebelte und die unbewachte Seele den gewöhnlichen Versuchungen leichter Preis gab. Wie uns die rheinischen Sagen und Legenden erzählen, glückte es den Mönchen nicht selten, den Erzfeind bei einem derartigen Pakt zu überlisten, allein mit so auffallendem Erfolg, wie in dem fraglichen Handel, war es wohl noch nie geschehen. Vollständig durch die Pfiffe der Männer Gottes getäuscht, machte sich der Vater der Sünde mit solchem Eifer an das Werk, daß die Abtei sammt Zubehör in unglaublich kurzer Zeit fertig da stand; ein Umstand, den seine Werkherren nach ihrer Weise gar trefflich zu benützen wußten, indem sie ihn einem Mirakel von edlerem Ursprung zuschrieben. Nach allen Berichten war die Täuschung so gut angelegt und durchgeführt, daß der Teufel, ungeachtet seiner zum Sprüchwort gewordenen List, die wahre Bestimmung des Gebäudes nicht kennen lernte, als bis die Abteiglocke zum Gebete läutete. Dann freilich kannte sein Grimm keine Gränzen; er fuhr deßhalb nach dem fraglichen Felsen hinüber mit dem schauderhaften Vorsatze, ihn in der Luft gerade über die Kapelle zu tragen, auf diese niederfallen zu lassen und so die Mönche sammt ihrem Altare seiner Rache zu opfern. Allein der Stein war so fest eingewachsen, daß der Teufel selbst ihn nicht von der Stelle bringen konnte und zuletzt, durch die Gebete der gottseligen Brüderschaft, die jetzt, nach ihrer Fechtweise, trefflich im Felde stand, genöthigt wurde, diesen Theil des Landes mit Schimpf und Schande zu räumen. Noch zeigt man den Neugierigen gewisse Merkzeichen und Eindrücke an dem Gestein, die von den gewaltsamen Anstrengungen des Teufels bei jener Gelegenheit zeugen, und namentlich unter andern die Abdrücke seiner Gestalt, die, als er von seiner vergeblichen Kraftanstrengung ermüdet sich auf den Stein setzte, darin zurückblieben. Besonders tiefforschende und geschickte Leute wissen sogar in einer Art Rinne oder Fuge den Fleck herauszubringen, wo der Schwanz des geprellten Höllengeists lag, als er so auf seinem harten Sitzplatze seinen Aerger wiederkäuete.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Chronik.

Neueste Schriften über Indien.

(Fortsetzung.)

Von Luckwarie, einem artigen Dorf mit steinernen Häusern, sagt Kapitän Skinner:

„Den Weibern liegt ob, die Ernte einzuheimsen; Dieß nebst dem Herbeischaffen des Wassers scheint ihre gewöhnliche Beschäftigung zu seyn. Sie sind hübsch, von kleinem und kräftigem aber niedlichem Wuchs. Ihre Kleidung besteht aus einem um die Hüften befestigten Rock von grobem Linnen nebst einer kleinen Jacke und ihr Schmuck aus einer Menge von Ringen, die von der Nase bis zu den Zehen herab vertheilt sind. Ihre Art die Haare zu flechten ist sehr malerisch; sie lassen sie sehr lang wachsen und durchflechten sie mit roth gefärbter Wolle. Reicht ein solcher Zopf bis auf den Boden, so flechten sie in das Ende desselben eine große Quaste ein und tragen ihn dann entweder frei herabhängend oder wickeln ihn um den Kopf, wo dann die Quaste auf den Wirbel zu stehen kommt, und die Stelle eines Turbans vertritt. In diesem Dorf habe ich die hübschesten Weiber gesehen, die mir im Orient noch vorgekommen sind; ihre Reize werden indeß von den Galanen des Himalaya nicht besonders gewürdigt, da ein Weib meist das Eigenthum einer ganzen Familie von Brüdern ist. Vier scheint in der Ehe die mystische Zahl zu seyn, denn Alle, die ich darüber befragte, gaben mir zur Antwort: „Wir sind unser vier und haben Ein Weib.“ Diese Sitte ist übrigens in andern Theilen des Orients, namentlich bei einigen Stämmen an der malabarischen Küste und in Ceylan noch allgemein üblich. In diesem Dorf befindet sich ein Tempel, der erste, den wir auf unserm Wege trafen; er ist von Holz gebaut, und den Pagoden der Ebene ähnlich. Seine Thüren waren mit messingenen Platten beschlagen, und die auf dieselben eingegrabenen Figuren hinduscher Mythologie waren von zu guter Arbeit, als daß man sie für das Werk eines Künstlers aus dem Gebirg hätte halten können. Einige Vögel und andere Thiere, die am Portal als Votivgaben hingen, waren augenscheinlich Arbeiten eines rohen Meisels. Ein alter Mann, mit dem ich mich unterhielt, fand sich einigermaßen beleidigt, als ich über ein seltsam gestaltetes Thier lachte, das einen Elephanten vorstellen sollte; er bemerkte, es sey für einen Mann der noch nie einen gesehen habe, sehr gut gearbeitet. Ich konnte die Richtigkeit dieser Bemerkung nicht leugnen.“

Von Nonano, einem andern Dorf, sagt der Verfasser:

„Wir wanderten zwischen einer großen Menge von Feigen-, Pisang- und andern Obstbäumen, und einer Unzahl von weißen Himbeersträuchen. So oft ich in ein Dorf kam, ging ich gewöhnlich gleich dem Brunnen zu, was für die Weiber ein Zeichen ist, mit ihren Krügen herbeizukommen, und suchte, während mein Zelt aufgeschlagen wurde, unter den Bäumen Schutz, von denen die Quelle umgeben ist, wobei ich zugleich immer einen Theil der Neuigkeiten des Dorfs erfuhr. So hörte ich denn auch hier, daß wir die ersten weißen Männer — „Sahib loguch“ — seyen, die Nonano beherbergte. Wir waren der Gegenstand großer Neugier, und da wir diese nicht zurückscheuchten, so bildeten die Weiber, die zuerst herbeigelaufen waren, bald einen Kreis um uns. Ich fragte ein hübsches junges Weib von ungefähr 18 Jahren, die uns eine Schüssel mit Himbeeren überreichte, wie viele Männer sie habe: „Nur vier“ war die Antwort. „Und alle am Leben?“ — „Warum nicht?“ — Sie fragte mich nun, wo mein Vaterland liege, und als ich ihr sagte, daß eine Reise von mehreren Monaten bis dahin sey, erhob sich ringsum ein ungläubiges Murmeln; „Es ist nicht möglich,“ war die allgemeine Antwort. „Und wo ist denn deine Frau?“ war die nächste Frage. Auf meine Erklärung, daß ich keine habe, bewies mir der allgemeine Ausruf: „Bah, bah! Dschuht, Dschuht!“ (eine Lüge! eine Lüge!) wie wenig man mir glaube. Da unverheirathete Personen beiderlei Ge-

schlechts, die bereits das vierzehnte oder fünfzehnte Jahr zurückgelegt haben, bei ihnen nicht vorkommen, so durfte ich mich über ihren Unglauben nicht wundern. Es gelang mir durchaus nicht, sie von der Wahrheit meiner Aussage zu überzeugen, und ich sank, wie ich fürchte, ein wenig in der Achtung meiner Gebirgsfreunde, indem ich die ihnen so auffallende Ungereimtheit, es könne einen unbeweibten Mann geben, behauptete."

„Wir kamen nun," fährt Kapitän Skinner fort, in die Provinz Rewaihn, wo mir Dörfer und Einwohner etwas vorzüglicher zu seyn schienen; die leztern sind von höherm Wuchs und haben eine etwas tatarische Gesichtsbildung. Unsern Bedürfnissen wurde in diesem Thal ohne große Schwierigkeit abgeholfen; Lebensmittel waren indeß nicht das Einzige, was diesen Leuten feil war, denn wäre ich ein Türke gewesen, so hätte ich hier mindestens zwei ansehnliche Erwerbungen für meinen Harem machen können. Ein alter Mann, den ich bald nach meiner Abreise von Tullie traf, bot mir die schönste seiner Töchter für 60 Rupien an, und schien sehr gekränkt, als ich den Handel ausschlug. Ein anderer kam eines Morgens aus einem entlegenen Dorfe in gleicher Absicht zu mir: „Ich habe etwas zu verkaufen," sagte er, indem er mich geheimnißvoll bei Seite nahm; — Dieß ist, beiläufig gesagt, ihre Art so, denn sie verbergen kleine Gegenstände, als ob sie sich des Handels schämten unter dem Kleid, und ein Topf mit Honig wird mit derselben Vorsicht zum Verkauf gebracht, mit der ein Krämer geschmuggelte Waaren ausbietet. — „Ich habe etwas zu verkaufen," sagte er, „und da ich ein armer Mann bin, so hoffe ich Du wirst kaufen: recht wohlfeil, ein kleines Mädchen, so groß (hier hielt er die Hand ungefähr vier Fuß hoch über den Boden) und für nur 80 Rupien. Meine Tochter ist's, mein einziges Kind." — „Wie," unterbrach ich ihn, „Du willst Dein einziges Kind verkaufen?" — „Ich muß leben," war seine kaltblütige Antwort. „Sie ist das hübscheste Mädchen im Dorf," fuhr er, auf den Kauf dringend, fort, „und da ich sie nicht verheirathen kann, so muß ich sie verkaufen." Es sey so Sitte, sagte er zu seiner Entschuldigung, und sie hätten so viele Weiber in ihren Dörfern, daß sie nicht wüßten was damit anfangen. Meine Diener wollten eines von den Lämmern kaufen, die sie umherspringen sahen, aber es wurde ihnen abgeschlagen. „Das Schaf gibt uns Kleidung," sagten sie, „und die Weiber zerreißen diese," setzte ich hinzu. „Sabsch bat" (wohl wahr) war die Antwort. Das weibliche Geschlecht wird hier in der That sehr gering, oder vielmehr zu hoch geschäzt, denn jeder Frau stehen vier Männer zu Gebot, obschon der Galan, dem sie ein Viertel ihres Herzens schenkt, eben nicht stolz auf seine Eroberung seyn kann. Man darf sich also über diesen Ueberfluß an unverheiratheten Weibern nicht wundern. Daß indeß die Kosten ihres Unterhalts Ursache der Vielmännerei seyn sollten, scheint mir nicht glaublich, denn ich sah selbst, daß die Weiber nachdem sie ihren Herren das Essen bereitet hatten, sich gelassen bei Seite sezten, bis der Appetit ihrer Männer gestillt war, und sich dann mit den Ueberbleibseln begnügten, die oft sehr schmal ausfielen. Ihre Kleidungsstücke, obgleich von höchst phantastischem Schnitt, sind viel zu gering, um bequem seyn zu können, und genügen kaum den Forderungen der Schamhaftigkeit. Ohne sie je zu waschen oder auszubessern, tragen sie sie so lange, bis sie ihnen, buchstäblich, vom Leibe fallen, sie bestehen folglich aus nichts als Lumpen und Fetzen. Wüßte man nicht, daß sie sie nie ablegen, so wäre man in der That in Verlegenheit, wenn man sagen sollte, wie sie sie anziehen; sie hängen so verworren und abenteuerlich drapirt am Leibe, daß es in der That leichter wäre aus einem Netz einen Mantel oder einen Unterrock zu machen. Ein orientalischer Sultan tadelte einst seine Tochter, die in vierzigfach über einander liegendem Musselin von Dacca gekleidet war, wegen ihres unsittlichen Anzugs; was würde er erst gesagt haben, hätte seine Herrschaft sich auch über Rewaihn erstreckt? Um wieder auf den Vater zurückzukommen, so hatte dieser seine Tochter nicht weit von dem Ort der Zusammenkunft im Hinterhalt, und da seine Beredtsamkeit nicht so wirksam war, als er geglaubt hatte, so ließ er, um mich mit einem Theaterstreich zu fangen, sein schamhaftes Töchterchen vor mir erscheinen. So höflich als möglich bat ich sie, mich zu entschuldigen, sagte ihr, daß ich von Herzen wünsche, sie möge recht bald unter den jungen Leuten ihres Dorfs ein halbes Dutzend Männer finden, die geeigneter seyen, als ich, sie zu beglücken, und sagte dem Kaufmann, der sein Blut gegen Gold verschachern wollte, und dem Mädchen, das, die Wahrheit zu sagen, von dieser Unterredung so wenig betroffen schien, daß es lächelnd davon ging, ohne auch nur einen verdrüßlichen Blick zurückzuwerfen, Lebewohl."

„Als ich," fährt der Verfasser fort, „todtmüde nach Tulli kam, und von einem Hügel in das Dorf herabblickte, war ich sehr erstaunt zu sehen, daß alle Einwohner, die sich versammelt, um uns anzugaffen, umhersprangen und hüpften, sich auf mehrere Stellen ihres Körpers schlugen und so seltsame Possen trieben, daß ich auf die Vermuthung gerieth, sie führten zur Feier unserer Ankunft einen Nationaltanz auf, denn ich konnte nicht glauben, daß eine herumschweifende Schaar tanzender Derwische sich bis in diesen entlegenen Winkel verirrt haben sollte. Als ich indeß ins Dorf kam, fand ich, daß nicht nur unsere Begleiter, sondern auch mein Bruder und ich selbst genöthigt waren, troz unserer Ermüdung, wider Willen wie besessen diesen Veitstanz mitzumachen und uns selbst recht derb zu schlagen. Mir fielen die elektrischen Aale einiger Flüsse in Afrika ein und schon glaubte ich, Tulli sey von einer ähnlichen Erscheinung heimgesucht, als sich uns das Räthsel löste; wir hatten nämlich das Gebiet des kleinsten giftigsten Insektes betreten, das ich noch je gesehen. Es ist eine sehr kleine Wespe mit grünem Leib und einem Paar Zangen, mit denen sie verwundet. Es war uns unmöglich ruhig zu bleiben, und die Wirkung, die der Biß auf die Einwohner macht, bietet ein höchst lächerliches Schauspiel. Sie unterbrechen plözlich jede Arbeit, mit der sie eben beschäftigt sind, springen herum und schlagen sich selbst, kehren dann zu ihrem Geschäft zurück, lassen es aber bald wieder liegen, um von neuem mit allen Vieren um sich zu schlagen. Alle, und ich selbst nicht minder, waren mit schwarzen Flecken bedeckt, denn der Biß dieser kleinen Insekten läßt stets eine Spur zurück. Wir befanden uns am Abhang eines von Pinien umgebenen Hügels, und dieser Umstand war, wie mir scheint, Ursache an dem Daseyn so vieler Insekten; denn die Hitze war eben nicht groß; das Thermometer zeigte nur 74°."

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Einer der gelehrtesten Ornithologen von Europa, der Fürst Maximilian von Neuwied, bekannt durch seine Reisen in Brasilien und mehrere gute zoologische Werke, hat sich abermals nach Nordamerika eingeschifft, um über die Thierwelt jener Gegenden Untersuchungen anzustellen und die Sitten der Indianer näher zu beobachten. Ueber den Plan seiner Reise spricht der Prinz sich selbst in einem, im verflossenen April geschriebenen Brief an Herrn August von St. Hilaire aus: „Die Reise, die ich gegenwärtig zu unternehmen im Begriff stehe, wird ungefähr zwei Jahre dauern. Ich hoffe, daß es mir möglich werden wird, mit der Karawane, die im Frühjahr von St. Louis, am Zusammenfluß des Missouri und Missisipi abgeht, nach Santa-Fe zu gelangen. Zuvor aber werde ich die großen Seen, den Fall des Niagara und die indianischen Nationen besuchen, zu denen ich gelangen kann. Ein junger, sehr geschickter Maler wird mich begleiten, und ich bin überzeugt, daß er mit höchst interessanten Zeichnungen zurückkehren wird. Ich werde auch Pflanzensammlungen mitzubringen suchen, wiewohl ich fürchte, daß dieser Theil meiner Sammlungen nicht so reich ausfallen wird, als die der Vögel, Reptilien und Säugethiere."

•

Der Tempel zu Dschagernath, dieses große Heiligthum der Hindu, wurde von dem Radschah Anund Bhim Deo erbaut und im Jahre 1198 vollendet. Das ganze Land auf zwanzig Meilen in die Runde wird für heilig geachtet. Das heiligste Stück des Bodens ist aber von den Mauern selbst umfangen, die ungefähr 24 Fuß Höhe haben und einen Platz von 676 Fuß Länge und 660 Fuß Breite umschließen. Diesen Raum nehmen fünfzig Tempel ein. Das Merkwürdigste an denselben ist ein zweihundert Fuß hoher Thurm, dessen Inneres 24 Quadratfuß enthält; zwei steinerne Gebäude mit pyramidenförmigen Dächern stoßen daran. Wenigstens 3000 Familien von Priestern und andern Menschen, die zum Dienste des Gottes bestimmt sind, leben hier beisammen, und außerdem 400 Familien von Köchen, die die heilige Speise, Mahaprasad genannt, bereiten müssen. Der Tempel unterhält mehr als 120 Tänzerinnen. Die christlichen Missionäre haben sich bis jezt vergeblich bemüht, unter den zahllosen Pilgrimmen, die alljährlich diesen Tempel besuchen, Proselyten zu machen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 246. 2 September 1832.

Aus Cooper's neuestem Roman: „Die Heidenmauer.“

Einleitung.

(Fortsetzung.)

Wir standen gerade am Fuße des zweiten Berges, als Christian Kinzel mit seiner Legende zu Ende war.

„Das wäre also eure Dürkheimer Sage über den Teufelstein?“ fragte ich und maß die Höhe, die wir zu ersteigen hatten, mit den Augen.

„So erzählt man's in der Gegend, mein Herr,“ versetzte der Schneider; „'s gibt indessen Leute hierherum, die nicht daran glauben wollen.“ Mein kleiner Reisegesellschafter lachte, und tanzend flogen seine Augen vor Erwartung umher. „Allons, grimpons!“ rief er abermals — „Allons voir ce Teufelstein!“

Bald standen wir in dem Heidenlager. Es befand sich auf einem stark vorgetretenen Ausläufer des Gebirgs, einer Art von hervorspringender natürlicher Bastei, und war auf jeder, mit Ausnahme der Seite, auf welcher es mit dem Hauptberge zusammenhing, vollkommen und zwar durch so jähe Abhänge gedeckt, daß man nur mit ziemlicher Mühe hinabzugelangen vermochte. Man sah noch die Trümmer einer, etwa eine halbe Stunde im Umfang betragenden, rund herum geführten Mauer, wobei die Steine unordentlich aufgehäuft überall nach außen zu herumlagen, und viele Spuren von Fundamenten und Durchschnittsmauern innerhalb. Die ganze Bodenfläche war mit einem jungen Schlag dunkler schwermüthiger Cedern bedeckt. An der dem anstoßenden Berg ausgesetzten Seite ließ sich noch ein, zu weiterem Schutze angelegter Graben erkennen. Der Teufelsstein lag etwa 1000 Fuß vom Lager entfernt. Es ist ein vom Wetter ausgeriebener Felsen, der sein kahles Haupt hoch unter den vorderen Bergreihen zeigt. Ich setzte mich auf seiner höchsten Spitze nieder, und auf einen Augenblick war die Mühe des Steigens vergessen. — Vor mir lag, so weit das Auge reichte, die üppige Ebene der Rhein-Pfalz. Da und dort blitzten die Silberspiegel des Rheins und Neckars zwischen dem Grün der Fluren auf, und die Thürme der Städte und Städtchen, von Mannheim, Speier, Worms, zahlloser Dörfer und deutscher Residenzen drängten sich auf dem Gemälde in solcher Fülle, wie die Grabmäler an der appischen Straße. Ein Dutzend grauer Burgtrümmer hing an den Bergen Badens und Darmstadts, während das Heidelberger Schloß, in seinem romantischen Thale, düster, hofprächtig und stattlich herüberwinkte. Die Landschaft war deutsch und in ihren, durch die Kunst geschaffenen Theilen ein Anflug von Gothischem; es fehlten ihr freilich die warme Farben-Glut, die wunderlichen Umrisse und die verführerische Schönheit Italiens, so wie die Großartigkeit der Thäler und Gletscher der Schweiz, dafür zeigte sie aber das vollkommene Bild der Fruchtbarkeit und des Fleißes, verschönert durch eine Menge von nützlichen Gegenständen.

Für Einen, der auf dieser Stelle stand, war es ein Leichtes, sich eben so viele beredte Gedenkbücher des Fortschritts der Gesittung, der Schwächen und der festen Kräftigung, des Gedeihens und des ehrsüchtigen Strebens des menschlichen Verstandes und Herzens, um sich her aufgeschlagen zu denken. Der Fels rief die Zeiten des Aberglaubens und der zum Schlechten mißbrauchten Unwissenheit zurück — die Zeit, wo die ganze Gegend noch ein Wald war, wo der Jäger, mit dem Thiere um die Herrschaft über sein wildes Gebiet kämpfend, nach Lust und Laune umherstreifte. Immer aber trug doch das herrliche Geschöpf Gottes Bild an sich; und bisweilen drang ein begabter Geist durch die Schatten und haschte einen Lichtblitz jener ewigen, Alles durchdringenden Wahrheit. Dann folgte der Römer mit seinen Göttern und ihren sinnvollen Attributen, seiner scharfsinnigen und blendenden Philosophie, seiner zusammengehäuften und geborgten Kunst, seiner überdachten und Alles überwältigenden Thatkraft, seiner Prachtliebe, so groß in ihren Wirkungen, und doch so schmutzig und ungerecht in ihren Mitteln, und — das Letzte und Ergreifendste von Allem! — mit seiner leuchtthurmgleichen Ehrsucht, die seine Hoffnungen auf dem Ozean seiner eigenen ungeheuren Größe zum Scheitern brachte, und die in seinem Untergang die Trüglichkeit seines Herrschgebäudes zeigte. Das Denkmal vor mir war ein sprechender Beweis der Mittel, durch die er seine Macht gewann und verlor. In der bittern Schule der Erfahrung hatte der Barbar gelernt, seine Rechte wieder zu erkämpfen, und in der Begeisterung des Augenblicks war es nicht schwer, sich im Geiste die Hunnenschwärme zu vergegenwärtigen wie sie in das Lager stürmten, und den möglich günstigen Erfolg nach den Spuren, die sie hier von der Erfindungsgabe und den Hülfsmitteln ihrer Feinde vorfanden, vorauszuberechnen. Die undeutlichen Nebelgebilde der Einbildungskraft, die jetzt folgten, waren ein passendes Sinnbild des nächsten Zeitalters. Aus diesem Dunkel erhob sich, nach der langen und glorreichen Herrschaft Karls des

Großen, das Ritterschloß mit seiner lehnsherrlichen Machtgewalt und seiner lang fortgeerbten Reihe von Ungerechtigkeiten. Dann kam das Mönchsstift, ein Auswuchs jener Religion der Sanftmuth und Duldung, die dem Sonnenstrahl gleich auf Erden erschien und den nachgefälschten Schimmer eines Bühnenglanzes verschenchte, von der das natürliche Licht um eines Surrogats von unächter und trügerischer Eigenkraft willen ausgeschlossen worden war. Hier entspann sich nun jener lange und selbstsüchtige Kampf einander feindselig entgegenstehender Prinzipien, der bis heute noch nicht aufgehört hat. Es war der gewaltige Streit zwischen der Macht des Gedankens und der rohen Stärke. Die erstere, weder rein noch vollkommen, nahm ihre Zuflucht zu allerlei Nothbehelf und Betrug, während die letztere zwischen der Furcht vor unbekannten Dingen und der Liebe zum Herrschen schwankte. Mönch und Ritter stießen hart zusammen; der eine dem Glauben, den er bekannte, mißtrauend, und der andere ob den Folgen des Streiches zitternd, den sein Schwert versetzt hatte; bei jenem die Früchte von zu vielem Wissen — bei diesem von zu wenigem; beide zugleich ein Raub jener unablässigen und unveränderlichen Feinde des Menschengeschlechts, der gierigen Leidenschaften.

(Schluß folgt.)

Leben und Sitte in Süd-Carolina.

Charleston.

(Fortsetzung.)

Die Sklaven in Charleston sind hier wie überall dieselben fröhlichen und sorglos in den Tag hineinlebenden Geschöpfe und werden größtentheils gut behandelt; wenigstens sah ich während meines zweijährigen Aufenthaltes unter ihnen keinen mißhandelt oder gepeitscht werden. So wenig Dieß einen Beweis gibt, daß nicht auch grausam mit ihnen umgegangen werden kann, so zeigt es doch wenigstens, daß Dieß nicht häufig der Fall ist. Da diese unglücklichen Wesen selbst kein Eigenthum besitzen, so ist es sehr natürlich, daß sie auch für das Eigenthum Andrer keine Achtung besitzen. Verschwörungen und Aufstände sind häufig, und während der Winter von 1825 bis 1827 wurde die Bevölkerung von Charleston durch die Versuche der Schwarzen, die Stadt in Brand zu stecken, in beständiger Furcht gehalten. Viele dieser Versuche glückten nur allzugut, und viel werthvolles Eigenthum ging in Feuer auf, vorzüglich in der Kingstreet, die sehr eng und lang, viele feuergefährliche Häuser zählte. Die Hälfte der Stadtmiliz, in der alle waffenfähigen weißen Männer, ohne Unterschied des Ranges und der Nation, eingereiht werden, ist fortwährend auf der Feuerwache, oder muß sich bereit halten, in Feuersgefahr zum Schutze der Einwohner und ihres Eigenthums gegen die Neger herbeizueilen; so geschah es, daß ich den Winter über zwanzig bis dreißig Nächte in diesem Dienste schlaflos zubrachte. Die Schwarzen müssen an den Feuerspritzen arbeiten und das Feuer, das sie angelegt haben, löschen, während von den Lippen ihrer erzürnten Herren manch hartes Drohwort von Strafe und Rache erschallt. Das obenerwähnte Feuer in der Kingsstreet war eines der furchtbarsten, das ich noch erlebte. Die Häuser und Waarenlager zu beiden Seiten der Straße wurden nahe eine Viertelstunde in der Länge in Asche gelegt. In manchen Kaufläden befanden sich Tonnen mit Schießpulver, die von Zeit zu Zeit mit furchtbarem Krachen in die Luft flogen. Es läßt sich keine Beschreibung von der Bestürzung und Aufregung geben, die dieser Brand in Charleston hervorbrachte. Jedermann war überzeugt, daß die Neger unablässig auf die Vernichtung der weißen Bevölkerung sinnen, und daß die Brandstiftung nur das Vorspiel sey. Um die Verwirrung noch zu vermehren, brach auch noch in andern Theilen der Stadt Feuer aus, das jedoch glücklicherweise bald gelöscht wurde. In einer dieser schauerlichen Nächte, wo das Feuer in seiner vollen Wuth tobte, und mit schrecklichem Getöse Giebel auf Giebel einstürzte, war ich mit einem alten Manne, der gleich mir eine Zeit lang im Wachdienste gestanden war, im Gespräche begriffen. Mit großer Gelassenheit erörterte er die Möglichkeit, ob diese Straße wieder gebaut werden würde, woran er bei dem sinkenden Handel Charleston's sehr zu zweifeln schien. Als ich ihn näher ins Auge faßte, erkannte ich in ihm den Eigenthümer eines der größten Häuser, die im Brande standen, den reichsten Juden von Charleston. Ich konnte nicht umhin, der männlichen Fassung, mit der er sein Unglück trug, meine gerechte Bewunderung zu bezeigen. „O," erwiderte er, „ich habe lange genug in der Welt gelebt, um die Dinge, selbst in einer so heißen Nacht, mit kaltem Blute zu betrachten." Es war ein Pole, der schon einige vierzig Jahre in Charleston ansässig war. Als er Amerika's Gestade betrat, war er in der äußersten Dürftigkeit und borgte bei einem Landsmanne, dem er begegnete, einen Dollar. Der Alte erlebte es, daß dieser sein erster Wohlthäter in späterer Zeit selbst an den Bettelstab kam und unterstützte ihn in dankbarer Erinnerung nun auch, so viel er vermochte. Als Joseph Bonaparte's Wohnung zu Bordentown bis auf den Grund abbrannte, wurde ihr Eigenthümer höchlich wegen der philosophischen Ruhe gepriesen, die er während jenes Unglückes bewies. Es war zwischen seiner und meines alten polnischen Juden Resignation nur der kleine Unterschied, daß König Josephs Palast — assekurirt war.

Um diese Zeit ereignete sich ein Vorfall, der das gegenseitige Verhältniß der beiden Menschenracen in den südlichen Staaten einigermaßen näher zu beleuchten geeignet ist. Man fand nirgends hinreichende Spuren, die einen Neger als Brandstifter bezeichneten, obgleich das Feuer augenscheinlich gelegt war. Allein man hielt es für nöthig, irgend Einen, ob schuldig oder nicht, aufzugreifen und ihn zum allgemeinen Schrecken abzustrafen. Zu diesem löblichen Zwecke wurde ein Mulatte festgenommen und auf sehr schwankende Beweise hin zum Stricke verurtheilt. Zwei Hausbesitzer und ein Beamter bildeten das Gericht und der arme Teufel, der bestimmt war, zum Nutzen und Frommen der Welt ein abschreckendes Beispiel zu geben, vernahm sein Urtheil in bester Form Rechtens. Die halbe Negerbevölkerung von Charleston war in der zur Hinrichtung anberaumten Stunde auf den Beinen, um den Spaß anzusehen; denn als solcher wurde dieses Schauspiel von allen Schwarzen angesehen, wenn man so aus der Lustigkeit schließen darf, von der sie bei dieser Gelegenheit beseelt schienen. Die Straßen schallten von dem Gelächter der Negergruppen wider. Mein eigener Bedienter, natürlich gleichfalls ein Schwarzer, bat mich

um die Erlaubniß, auch hinausgehen zu dürfen, um Copenhagen hängen zu sehen, mit dem er, wie er sagte, in eines Küfers Bude aufgewachsen sey, und den er deßhalb gar zu gern henken sehen möchte. Gegen solche Gründe ließ sich nichts einwenden, und er folgte den Uebrigen. Indeß weigerte sich der Scherif und seine Beigeordneten, den Henkerdienst zu verrichten, indem sie die offenkundige Unschuld des armen Burschen und ihr Gewissen, das ihnen verbiete hier Hand anzulegen, als Entschuldigung vorbrachten, indeß boten sie Jedem, der für sie den Dienst verrichten wolle, eine Belohnung. Allein Niemand fand sich, und nachdem man mit der Hinrichtung bis Mittags zwölf Uhr gewartet hatte, wurde Copenhagen vom Galgen herabgenommen, auf dem er die ganze Zeit greinend und plaudernd gesessen war, und von Tausenden seiner jubelnden Mitbrüder begleitet nach der Werfte geführt, wo man ihn auf einer Schaluppe einschiffte, um ihn nach Neu-Orleans zu bringen.

Es gibt in Charleston zwei Synagogen und mehrere sehr reiche und angesehene Juden. Das Osterfest wird von ihnen mit großer Pracht und Freude begangen, und die weibliche Jugend erscheint dann, mit ihren langen weißen Schleiern, auf den öffentlichen Spaziergängen in sehr stattlichem und romantischem Anzuge. Die jungen Jüdinnen von Süd-Carolina sind unstreitig die schönsten Frauen, die ich jemals sah. Die älteren sind freilich gerade das Gegentheil. Die Vorliebe für Juwelen und Schmuck, der die hebräische Nation in allen Theilen der Welt auszeichnet, ist vorzüglich in Charleston recht sichtbar. Während das Aeußere ihrer Wohnungen größtentheils schmutzig und vernachlässigt aussieht, fand ich, sehr im Widerspruche damit, das Innere derselben stets mit einer überschwänglichen Pracht ausgestattet. Ein jüdischer Gentleman trägt gewöhnlich einen Vorrath von Ringen, Uhrgehängen und Pettschaften, um ein halb Dutzend londoner Dandies damit zu versehen. Ueberhaupt verrathen die Amerikaner unter allen civilisirten Nationen die größte Vorliebe für äußern Schmuck; allein selbst in den Vereinigten Staaten fallen in Prunksucht noch die Juden auf.

Die aus St. Domingo geflüchteten Franzosen bilden unter den Flüchtlingen aller Nationen, die die bunte Bevölkerung dieser sonderbaren Stadt ausmachen, eine eigene Klasse. Es können von diesen unglücklichen Leuten gegenwärtig nur wenige noch übrig seyn, obgleich es zu einer Zeit von ihnen in Charleston wimmelte. Sie waren größtentheils sehr arm und waren früher sehr reich gewesen. Eine kleine Gesellschaft von ihnen kam alle Morgen sehr frühe schon in der Hinterstube einer Barbierbude zusammen, wo sie miteinander französischen Kaffee tranken und von alten Zeiten sprachen. Nachher begaben sie sich auf den Markt, wo man sie, sobald die Läden geöffnet wurden, ihren frugalen Speisevorrath einkaufen sehen konnte. Unter diesen alten Herren zog mich besonders Einer an. Früher im Besitz großer Reichthümer in Westindien hatte er in der Voraussicht des Negeraufruhrs, große Summen bei seinen Landsleuten in den Vereinigten Staaten niedergelegt und glücklicherweise auch eine kleinere Summe bei einem amerikanischen Kaufmann. Ungeachtet seiner Vorsicht wurde er zuletzt doch überrascht und kam nur mit genauer Noth mit dem Leben davon. Bei seiner Ankunft in den Vereinigten Staaten fand er, daß die seinen Landsleuten anvertrauten Gelder durch Zahlungsunfähigkeit oder Spitzbüberei nicht flüssig gemacht werden konnten, und endlich mußte er sein ganzes Vermögen auf 4000 Pf. Sterl. zusammengeschmolzen sehen, die er bei dem ehrlichen Yankee niedergelegt hatte. Indeß hätte er von den Interessen dieser Summe noch immer anständig leben können; allein er konnte nie dahin gebracht werden, sein Geld auf irgend eine Art anzulegen, und lebte von dem Kapital so lange, bis es fast erschöpft war, als er glücklicherweise starb. Er führte keine Rechnung, sondern war fest entschlossen, auf die erste Zurückweisung seiner Bankscheine sich das Leben zu nehmen. Hinzufügen muß ich noch, daß die Bankdirektoren in Betracht der ansehnlichen Summe, die er gegen zwanzig Jahre in der Bank liegen ließ, Befehl gegeben hatten, stets die mäßigen Bezüge, die der alte Mann machen sollte, fort zu bezahlen, so daß er nie in den Fall kommen konnte, seinen schrecklichen Vorsatz auszuführen. Es war aber bei ihm nicht bloß leere Drohung; denn als eines Tags zufällig sein Wechsel zurückgewiesen wurde, nahm er die Pistolen aus einem Wandschranke und lud sie; zum guten Glück kam ein Bankdiener athemlos herbei geeilt, und erschien eben noch zeitig genug, um das Mißverständniß aufzuklären und den alten Franzosen am Selbstmorde zu hindern. Ich glaube er war unter seinen Landsleuten der Einzige, der eine solche Gleichgültigkeit gegen das Leben hegte und entschlossen war, es gelegenheitlich auf gewaltsame Weise zu endigen; die nationale Heiterkeit des Geistes herrschte bei allen übrigen dieser gutmüthigen Vertriebenen vor, unter denen ich manche vergnügte Stunde verlebte.

(Fortsetzung folgt.)

Französische Rechtsfälle.

Klage eines Grafen auf Kuppelpelz.

Ein Prozeß, der jüngst zu Paris vor dem Civilgerichte erster Instanz verhandelt wurde, hat dort um so mehr Aufsehen erregt, als bei demselben mehrere Personen von der höchsten Gesellschaft ins Spiel kamen; während der Kläger, bevor er zu dem äußersten Schritte einer gerichtlichen Verfolgung seine Zuflucht nahm, Himmel und Erde in Bewegung setzte, und selbst die Vermittelung eines auswärtigen Königs anrief, um ihm zu seinem Recht zu verhelfen. Der ganze Verlauf der Sache aber enthält für uns einen sprechenden Beweis von der schönen Abkältung der sogenannten großen Welt, die glänzend, schroff und kalt, gleich den Berggipfeln über der Schneelinie, in ihrer unzugänglichen Abgeschlossenheit stehen und es den Bewohnern der tief unter ihnen liegenden Gründe überlassen, die altväterischen Gewächse von Liebe und Neigung zu pflegen.

Es war vor ungefähr zwei Jahren, so viel aus den vorliegenden gerichtlichen Verhandlungen in der „Gazette des Tribunaux" erhellt, als Herr Trubert und Madame Rover, die Vormünder einer schönen und reichen Erbin, es endlich an der Zeit hielten, ihre Pflegbefohlene unter die Haube zu bringen. Für Mademoiselle Zenaide Clary — ein Name romantisch genug, um ein besseres Loos zu verdienen, als auf die nachfolgende Weise verhandelt zu werden — sollte ein würdiger Gemahl gefunden werden. Es scheint aber, daß beide Vormünder durch ihre Stellung nicht geeignet waren, ihre Mündel in jene höhern Regionen einzuführen, wo sich allein eine ebenbürtige Hand finden ließ, um Fräulein Zenaide durch das Leben zu geleiten. In dieser Verlegenheit kam Herrn Trubert sehr zu gelegener Zeit ein Graf Saur in den Wurf, der die Sache ins Reine zu bringen übernahm, wobei er jedoch, der Alle glücklich machen sollte, billigerweise nicht selbst ganz leer ausgehen konnte. Die Forderungen von Seite der Vormünder waren sehr bescheiden, wie man sehen wird; sie verlangten nicht einmal für den künftigen Gemahl ihres Mündels, was der ärmste Bürger von seinem Schwiegersohne verlangt: gutes Herz, gesunden

Menschenverstand und gerade Glieder: die ehrlichen Vormünder wünschten bloß einen französischen Pair, oder Sohn eines Pairs — die Erblichkeit der Pairie war damals noch nicht durch Gesetz aufgehoben — der jedoch zwischen zwanzig und dreißig Jahre zählen sollte; ferner ein Einkommen desselben von wenigstens 100.000 Franken. Im Nothfall erklärten sie jedoch auch mit einem Herzog, Marquis, ja selbst mit einem Grafen vorlieb zu nehmen; nur müßte dann in dem Verhältniß, als er auf den hölzernen Rangstufen des Stammbaumes tiefer stehe, um so höher auf der goldenen Himmelsleiter des Reichthums stehen. Dem gräflichen Unterhändler ward für den Fall, daß die jährlichen Einkünfte des gelieferten Bräutigams die verlangten 100.000 Fr. betragen würden, ein Prozent der Mitgift zugesichert; wenn sich jedoch diese Revenüen nur auf 60 oder 80.000 Fr. beliefen, sollte der Graf als Kuppelpelz bloß ein werthvolles Geschenk, als Andenken für die geleisteten Dienste, erhalten, außerdem Vergütung dabei erlaufener Kosten u. s. w.

Nachdem diese Grundsteine des Vertrages gelegt waren, ging der Graf unverzüglich ans Werk. Allein es fand sich, daß er ein schweres Stück Arbeit auf seine Schultern geladen. Für Zenaiden und reiche Erbinnen bricht man einen Mann nicht so leicht vom Zaun. Fräulein Clary aber war „diffizile," um darüber den Verstand zu verlieren, der zum Glück bei dem Grafen fest genug saß, um nicht durch „unablässige diplomatische Negoziationen von zwei Jahren," wie es im Prozeß heißt, aus den Fugen zu kommen. In dieser Zeit hatte er nicht weniger als fünf heirathsfähige Pairs, unter ihnen zwei Herzoge, und zwei andere junge Männer, die zwar nicht Herzogshüte und Pairsmäntel trugen, aber unermeßlich reich waren, zur Beschau geliefert. Alles umsonst: Fräulein Zenaide hatte jederzeit ihre Einwendungen in Bereitschaft. Wo Reichthum die Fülle war, fehlte es am Titel, und wo Titel in einer Ueberschwenglichkeit vorhanden waren, um damit die nackte Geburt von einem Dutzend ungeborner Menschen zu übergolden, fand sich wenig anderes Geld, als das punktirte im Wappenschilde. In diesem kritischen Augenblick, wo schon die Geduldsfäden des edlen Unterhändlers reißen wollten, lief ihm, wie ein Himmelsbote, das Gerücht in den Weg: „die Fürstin von Wagram suche für ihren Sohn eine reiche Partie." Und hier fragt Herr Villacrose, der beredte Anwalt des Grafen Saur, dessen Einklagungsrede wir bisher gefolgt sind, mit einem wahrhaft naiven Pathos: „Ist Mademoiselle Clary nicht für ihn wie geschaffen? Alter, Vermögen, Rang, spricht nicht Alles für eine solche Verbindung? Mademoiselle Clary ist durch zwei Muhmen, von väterlicher Seite her, die Nichte zweier Könige: der Eine, der den Thron von Spanien verlor, der Andere, der noch auf dem Thron von Schweden sitzt. Der junge Prinz ist durch seinen Vater, Berthier, mit der Familie Napoleons und durch seine Mutter, eine Prinzessin von Bayern, mit allen Souverainen Deutschlands verwandt."

Freilich ist das Blut der Mademoiselle Clary von väterlicher Seite her nicht so rein, als das der Montmorency, da ihr Großvater Oelhändler in Marseille war; aber auch der junge Prinz von Wagram hat das Unglück, einen Zettelträger von Versailles als seinen Großvater anerkennen zu müssen. Dieß hob sich also gegeneinander auf, und da das Vermögen Zenaidens nicht mehr als acht und das des Prinzen nicht weniger als sieben Millionen betrug, so war es für Graf Saur ein Kinderspiel, die Sache ins Reine zu bringen. Denn waren so, um uns der beredten Worte des Anwaltes zu bedienen, nicht Beide — oder wenigstens ihre Millionen — wie geschaffen für einander? Kurz der Handel wurde richtig, die Liebenden wurden ohne Hülfe einer Fee, bloß durch die Einleitungen des Grafen vereinigt, und Eltern und Vormünder konnten ihr Haupt ruhig zu Grabe legen: denn war das Glück ihrer Kinder nicht gemacht? Es blieb nichts mehr übrig, als den Grafen mit dem sauer verdienten Ehren- und Kuppelpelz zu bekleiden. „Allein, wie der beredte Anwalt gleichfalls sagt, der Dienst endigte, und folglich begann die Undankbarkeit." Dieser einfache und naive Folgesatz enthält ein Buch voll guter Lehren, will aber nur so viel sagen, daß die Fürstin von Wagram keinen Anspruch irgend einer Art auf die Mitgift ihrer Schwiegertochter anerkennen wollte, und die beiden Vormünder ihre schönen Hände ohne viele Umstände in Unschuld wuschen, wie folgender Brief an den übel angefahrenen Grafen beurkundet:

„Wenn ich, mein Herr, auf Ihr letztes Schreiben so lange zu erwidern verschob, so war die Ursache davon, daß ich Ihnen nichts Angenehmes melden konnte. Der Familienrath konnte Ihre Forderung nicht anerkennen. Da mich die ganze Angelegenheit nicht persönlich angeht und ich keinen Einfluß bei Jenen besitze, bei denen man die Sache vielleicht auf freundschaftlichem Wege und mit einer, freilich weit geringern Summe ausgleichen könnte, so bitte ich Sie, mein Herr, mich künftig dabei aus dem Spiele zu lassen. Ich brauche Sie kaum zu erinnern, daß Sie von mir nie einen ausdrücklichen Auftrag erhielten, mein Mündel zu verheirathen. Ich hörte bloß Ihre Vorschläge, die ich der Großmutter meiner Pflegbefohlenen mittheilte, von deren Einwilligung allein Alles abhing. Ich war weit entfernt zu glauben, daß Sie bei dem Namen und Titel, den Sie führen, durch einen andern Beweggrund geleitet wurden, als durch den, Jenen nützlich zu werden, von denen Sie mir sprachen.

Argenteuil, 14 Juni 1851. Trubert."

Allein ein Graf, der zwei Jahre Geduld genug hatte, eine eigensinnige reiche Erbin an Mann zu bringen, war nicht so leicht abzuweisen. Nachdem er alle Mittel und Wege der Güte versucht hatte, seinen bedungenen Ehrensold zu erlangen, wendete er sich endlich an den König von Schweden, den Oheim der schönen Zenaide, um seine Vermittlung anzurufen. Allein Se. Majestät ließ dem armen Grafen durch seinen Sekretär, den Grafen von Löwenhielm, bedeuten, wie unendlich leid es ihm sey, daß sich der Graf in eine „so falsche Stellung" gebracht habe, und wie unendlich es ihm Vergnügen machen würde, ihn aus derselben zu ziehen, „wäre es nicht durchaus eine reine Unmöglichkeit." Allein nun riß auch dem Grafen die Geduld, und er richtete folgende merkwürdige Zeilen an die undankbare Zenaide, die jetzige Fürstin von Wagram:

„Wenn Leute sich verheirathen wollen, ohne dafür zu bezahlen, so machen sie der Welt den Hof, suchen sich Liebe zu erwerben, und heirathen ohne Rücksicht auf Vermögen; allein wenn sie Dieß nicht thun wollen, theils wegen „Convenancen," in die sie gewisser Verhältnisse wegen nicht gelangen können, theils auch um Millionen zu erheirathen, was noch weit schwieriger ist, so ist nicht mehr als billig, Den zu belohnen, der beauftragt worden ist, sie in der Welt einzuführen."

So standen die Sachen, als der bitter enttäuschte Graf seine Klage auf Entschädigung vor Gericht brachte, das hartherzig genug war, den Kläger mit seiner Klage abzuweisen. Es steht nun zu erwarten, ob die höhern Gerichte die Ansprüche des Grafen nicht besser würdigen werden.

Mineralien im Birmanenreiche.

Der Major Burney, britischer Resident am Hof von Awa, hat der asiatischen Gesellschaft in Calcutta mehrere Erzstufen übersendet, unter denen sich auch Platina mit folgender beigefügter Bemerkung befand: „Ich hörte, daß ein großer Theil Platina von einigen Bergwassern, die aus dem östlich gelegenen Gebirge herkommen und sich in der Nähe der Stadt Kanni in den Kayenduin ergießen, herabgeschwemmt wird; man sammelt den metallhaltigen Sand auf eine so sonderbare Weise, daß ich kaum dem Berichte davon Glauben beimessen kann. Es gibt in diesem Lande eine wilde Kuh, T'sain genannt, vielleicht die nämliche, die in Indien Nylagao heißt, deren Hörner, bevor sie zwei bis drei Jahre alt geworden, mit einer sammtartigen Haut überzogen sind. Man nimmt nun eine Anzahl dieser Hörner und steckt sie in den Grund des Bettes, in welchem die kleinen Bergwasser fließen. Wenn die Gewässer nach der Regenzeit sich verlaufen, nimmt man die Hörner heraus und wickelt sie mit dem Sande, der sich daran angehängt hat, in leinene Tücher. Es scheint, daß sich eine beträchtliche Menge Goldstaub, den das Wasser mit sich führt, an die Hörner ansetzt und daß sich darunter auch Körner von Platina befinden. Die Birmanen, die hauptsächlich Goldstaub suchen, sammeln ihn und bringen gewöhnlich nur ihn nach Awa. Vergeblich hat man bis jetzt die Leute, die mit diesem Goldstaub handeln, ersucht, Alles, was sich an den Hörnern anhängt, zu sammeln. Die erwähnten Hörner werden das Stück zu zwölf bis dreizehn Tikals verkauft; manchmal nimmt man statt ihrer auch Hirschgeweihe. Die Birmanen nennen die Platina Chinthan; man findet auch unter dem Goldstaub, der in den kleinen Flüssen gesammelt wird, welche von Norden her in den Irawadi fallen, beträchtlich viel von diesem Metalle.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 247. 3 September 1832.

Leben und Sitte in Süd-Carolina.

Charleston.

(Fortsetzung.)

Eine der merkwürdigsten und unterhaltendsten Scenen in der Welt kann man bei einem Pferderennen in Charleston sehen. Ich erinnere mich, einem solchen zwischen zwei Pferden aus Virginien und einem aus Süd-Carolina beigewohnt zu haben. Das erste Rennen fiel zu Gunsten der beiden virginischen Pferde aus, das letzte entschied sich für das Lieblingsroß von Süd-Carolina, dessen Name, wenn ich mich recht erinnere, Bertram war. Das Interesse, das ein gutes Pferderennen stets erweckt, wurde noch erhöht durch das Gefühl der Eifersucht, das alle Staaten der Union gegenseitig beseelt und bei solchen Gelegenheiten in seiner ganzen Stärke hervorbricht. Da sah man manche Hand am Säbelgriff und hitzige Drohworte fielen. Endlich trug das Pferd von Süd-Carolina den Sieg davon und die Scenen, die nun vorfielen, riefen mir Gibbon's Erzählung von den Faktionen der Blauen und Grünen in Konstantinopel, zur Zeit als der Triumph einer politischen Partei von der Schnelligkeit eines Pferdes abhing, mit aller Lebendigkeit ins Gedächtniß. Die Pferderennen in England erschienen mir, dagegen gehalten, nur als ein höchst zahmes Vergnügen. Zu New-York befand ich mich gerade zur Zeit eines Wettrennens zwischen „Henry" und „Eclypse," zwischen dem Norden und Süden, wobei ein Geist der Eifersucht zum Ausbruche kam, der dem künftigen Bestande der Union, in Vieler Augen, keineswegs eine glückliche Zukunft verspricht.

Man darf behaupten, daß man den Kern der guten Gesellschaft in den Vereinigten Staaten, in Charleston trifft. Die meisten Leute von Bildung in der Nachbarschaft oder die Pflanzer sind in Europa gereist, und viele haben außer Landes eine besondere Erziehung genossen. Sie sind sehr unterrichtet, gastfreundschaftlich und artig. Der englische Schauspieler Kean gab während des Winters 1825 und 1826 in Charleston zwölf Vorstellungen. Das Theater ist klein aber sehr hübsch, und der Preis für Parterre und Logen gleich. Wenn man Kean in London und anderen englischen Städten spielen gesehen hatte, so konnte man nicht umhin zu gestehen, daß man in Charleston mehr wahres Gefühl für die Schönheiten des Dichters und eine gerechtere Würdigung des Schauspielers an den Tag legen sah, als irgendwo von einem Publikum bei Aufführung Shakespeare'scher Stücke. Dieß war namentlich der Fall in Hamlet und Macbeth. Ich zweifle, ob sich noch je eine so große Anzahl gebildeter Männer auf einem so engen Raume zusammenfand, als bei Kean's Vorstellungen auf der Bühne von Charleston, und so viel ich weiß, war der große Künstler selbst überrascht durch das gesunde Urtheil, den guten Geschmack und das tiefe Verständniß Shakespeare's, das dieß ausgesuchte Publikum entwickelte.

In Charleston findet man alle Arten von Glaubensbekenntnissen und die Geistlichkeit von jedem Kultus genießt einer hohen Verehrung. Während meines dortigen Aufenthaltes betrachtete man den römisch-katholischen Bischof, Dr. England, sowohl wegen seiner Talente als der Energie seines Charakters, als einen der ausgezeichnetsten Männer. Er war Einer der vorzüglichsten Kanzelredner, die man hören konnte, und seine Nachmittagspredigten wurden stets vor einer dichtgedrängten Versammlung gehalten, die größtentheils aus den reichsten und gebildetsten Protestanten bestand. Seine eigentliche Gemeinde war sehr arm, und er sah sich in die Nothwendigkeit versetzt, sein geringes Einkommen durch eine Schule, die er hielt, etwas zu vermehren. So oft ich große Einkünfte und großen Grundbesitz als das Mittel rühmen höre, der europäischen Geistlichkeit in den Augen der Laien Würde und Ansehen zu verschaffen, denke ich an den hochbegabten Bischof von Charleston, der sich die Liebe und Verehrung seiner Heerde und die allgemeine Achtung der Stadt bloß durch die einfache Ausübung seiner christlichen Tugenden und ohne allen bischöflichen Prunk, in so hohem Grade zu erwerben und zu erhalten wußte.

Die Verfechter des Papiergeldes sollten Charleston besuchen, um ihre Lieblingstheorie in vollem Umfange ausgeführt zu sehen. Da können sie Banknoten von jedem Betrag in Umlauf sehen, von tausend Dollars bis herab zu 6¼ Cents. Die Bankscheine für die Bruchtheile eines Dollars — viereckige Papierstreifen, noch einmal so groß als ein Zollschein — sind den Negern zu Gefallen, die nicht lesen können, mit Thiergestalten, wie Ochsen, Schafe u. s. w. bezeichnet, und es klingt ungemein belustigend, einen Neger in dieser sonderbaren Münze seine Rechnung machen zu hören. Nur Wer durch die rheinischen Provinzen eine Reise von Holland nach der Schweiz gemacht hat, kann sich einen Begriff von der babylonischen Verwirrung machen, die durch die beständige Veränderung der Münze in den verschiedenen Staaten von Nordamerika entsteht. In Neu-England gilt der Dollar sechs Schilling, in Neu-York

acht, in Pensylvanien sieben Schilling sechs Pence, in Süd-Carolina vier Schilling acht Pence. Eine Menge Versuche sind schon gemacht worden, eine gleichmäßige Rechnung in der Union einzuführen; allein der alte Münzfuß, obgleich ihm das Denkzeichen der vormaligen Kolonialknechtschaft aufgeprägt ist, hat sich dessen ungeachtet noch erhalten, ein Beweis unter tausenden, daß Gewohnheit stärker ist als Gesetz, denn der Dezimalfuß, der so schön und zweckmäßig ist, wurde schon lange her in den öffentlichen Verwaltungsstellen und Gerichtshöfen der Vereinigten Staaten als der einzig gültige angenommen.

In Charleston, wie überhaupt in allen Städten der Union, pflegen Leute von jedem Range in großen Gasthäusern zusammen zu speisen. Die große Verschiedenheit von Menschen, die ein Fremder hier zu sehen bekömmt, entschädigt ihn einigermaßen für die große Unbequemlichkeit, die damit verbunden ist. Ein Reisender kann an der Wirthstafel besser als irgend anderswo, einen Blick in den Charakter des Volkes werfen, unter dem er eine Zeit lang zu verweilen gedenkt. Vorzüglich kann man die Amerikaner in ihrem natürlichen und ungezwungenen Wesen am besten in ihren Gasthäusern sehen, und der oft wiederholten entgegengesetzten Meinung ungeachtet, getraue ich mir zu behaupten, daß Höflichkeit und gute Laune fast durchgehends das Benehmen der Gäste bezeichnet; natürlich spreche ich hier nur von den gebildeten Ständen, und wenn gewisse Ladies und Gentlemen mit rohem und ungeschliffenem Volk umzugehen und Gasthäuser dritten Ranges zu besuchen keinen Anstand nehmen, so sollten sie doch wenigstens scheuen, in ihren Schriften die Sitten und Lebensart ihrer Bekanntschaft als die Sitten und Lebensart der ganzen Nation zu schildern. Diese Erwähnung der amerikanischen Gasthäuser erinnert mich an ein Mittagessen in „Planter's Hotel" in Charleston, wo sich eine ganz eigene Gesellschaft zusammenfand. Mir gegenüber saß der Schauspieler Conway, ihm zur Rechten der damalige Prinz und jetzt regierende Herzog von Sachsen-Weimar, dem zur Linken sich ein Yankee-Richter aus Connecticut befand; letzterer verband mit den Pflichten eines Richters auch das Geschäft eines Hutmachers und hielt einen Laden seiner Waare in Charleston. Der Tisch ist in diesen Gasthäusern gewöhnlich mit großem Ueberfluß bestellt. Schildkröten- und Terrapin-Suppen, Fische, Wildpret, wilde Truthühner und Fleisch jeder Art sind die gewöhnlichen Gerichte. Man trinkt wenig Wein und vielleicht ein wenig zu viel Branntwein. Der Wein ist meistens Madeira, der durch das Klima an Güte gewinnt. Man zahlt für einen solchen Tisch wöchentlich zwei Guineen.

Es ist bereits erwähnt worden, daß die ganze weiße waffenfähige Bevölkerung gezwungen ist, Soldatendienst zu verrichten; wiewohl die Franzosen durch Vertrag ausdrücklich davon befreit sind und die Engländer und übrigen Ausländer durch das allgemein beobachtete Völkerrecht. Allein Verträge und Gesetze werden in den südlichen Staaten beiseitegesetzt, so oft es sich darum handelt, die schwarze Bevölkerung im Zaume zu halten. Wenn die Miliz von Süd-Carolina zur Feuerwache oder eine Empörung zu unterdrücken aufgerufen wird, zeigt sie Vorsicht, Muth und Entschlossenheit; auch ist ihr Dienst in weitem Umfange ganz dazu geeignet, jene Eigenschaften an ihr zu entwickeln. Bei andern Gelegenheiten aber, bei öffentlichen Aufzügen, Revuen u. dgl. ist die Hintansetzung aller Mannszucht wahrhaft lächerlich. Die verschiedenen Kompagnien wählen ihre Offiziere durch Ballotage, und der Hauptmann, unter dessen tapferm Degen ich eine Zeit lang zu dienen die Ehre hatte, war ein komischer alter Holländer, auf den ausdrücklich deßhalb die Wahl fiel, weil es unmöglich war, irgend ein Wort von ihm zu verstehen. Ein schallendes Gelächter brach in den Gliedern aus, so oft er das Kommandowort zu geben versuchte. Wenn wir von oder nach dem Exercierplatze durch die Straßen zogen, machte ein Glied meiner tapfern Waffengenossen sich und den Zuschauern den Spaß, insgesammt das rechte Auge zuzudrücken, das Glied hinter uns drückte dafür das linke zu, ein anderes trug das Gewehr geschultert, den Kolben aufwärts, ein anderes ließ an der Spitze des Bajonnettes die Patrontasche an den Kuppeln schaukeln. Die ganze Milizenverfassung der Vereinigten Staaten ist durch und durch fehlerhaft. Die Ernennung der Offiziere durch die Gemeinen reicht allein hin, alle Mannszucht aufzuheben. In den Städten auf dem Lande werden dazu meist Schenkwirthe gewählt, weil sie durch ihr Geschäft am leichtesten ihre Mannschaft zusammenzurufen im Stande sind. Die Uniformen der Kompagnien sind ungemein kostspielig und prunkvoll; und die häufigen Aufzüge dienen mehr die Leute zu demoralisiren als zu disziplniren. Häufig sah ich an Revuetagen die größere Anzahl der Soldaten so betrunken, daß sie nicht Reihe und Glied halten konnten. Bei großen Gelegenheiten ist es üblich, daß der Kommandant des Korps, bevor er die Truppen auseinander gehen läßt, ein paar schmeichelhafte Worte an sie richtet, und ich hörte einmal einen Obrist von Connecticut seine sehr übertriebene Rede mit den Worten schließen, daß sich Alle an diesem großen Tage wie Offiziere benommen hätten — wahrscheinlich wollte er damit sagen, daß die Gemeinen so betrunken gewesen seyen wie ihre Offiziere. Zweimal wohnte ich Revuen bei, wo ganze Divisionen in Aufruhr kamen und auseinander gingen, weil man ihnen nicht den Ehrenplatz angewiesen hatte. Man spricht wohl von Kriegsgerichten u. s. w.; allein die Ungehorsamen behandeln dergleichen Drohungen, wie sich denken läßt, mit gebührender Verachtung. Dieser schmähliche Unfug ist jedoch nur die Schuld des Systemes, nicht des Volkes; denn die Amerikaner können unter gehöriger Mannszucht tüchtige und ungemein tapfere Soldaten seyn, wie sie schon bei verschiedenen Gelegenheiten bewiesen haben.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Cooper's neuestem Roman: „Die Heidenmauer."

Einleitung.

(Schluß.)

Ein Gelächter meines jungen Freundes zog meine Blicke nach dem Fuße des Felsens. Er und Christian Kinzel hatten eben, zu ihrer wechselseitigen Zufriedenheit, genau die Stelle ausgemittelt, und bestimmt, welche des Teufels Schwanz eingenommen gehabt hatte. Ein bezeichnenderes Emblem seines Vaterlandes, als diesen Knaben, hätte man auf seiner ganzen weiten Oberfläche nicht finden können. Neben dem englischen oder sächsischen Hauptelement floß französisches, schwedisches und holländisches Blut, in fast gleichen

Strömen, in seinen Adern. Er brauchte nicht weit zu suchen, um unter seinen Vorfahren den friedsamen Gefährten Penn's, den Hugenotten, den Kavalier, den Presbyterianer, den Jünger Luther's und Calvin's zu finden. Der Zufall hatte selbst die Aehnlichkeit noch weiter geführt, denn — ein Wanderer von früher Kindheit auf — mengte er jetzt alle Sprachen in seinen lustigen Kommentaren über die neue Entdeckung untereinander. Eine reiche Folge von Gedanken mußte sich Einem, bei seinem Anblick, unwillkürlich aufdringen: Die lange und geheimnißvolle Verborgenheit, in der ein so ungeheurer Theil der Erde, wie Amerika, dem gesitteten Menschen unbekannt geblieben war; seine Entdeckung und Ansiedelung, die Art, wie gewaltsame Rechtsverletzung und Verfolgung, Bürgerkrieg, Bedrückung und Ungerechtigkeit Menschen aller Nationen an seine Küsten geworfen hatte; die Wirkungen dieses Zusammenstoßes von Sitten und Meinungen, die durch keine Gewohnheiten und Gesetze selbstsüchtigen Ursprunges in Fesseln gehalten wurden; die Freiheit des Glaubens und die bürgerliche Freiheit, die daraus folgte; das neue, aber unwiderlegbare Princip, auf das seine Staatsverfassung gegründet ward; das stille Wirken seines Beispiels in den beiden Erdhälften, von denen die eine bereits die Staatseinrichtungen nachgeahmt hat, denen sich die andere, mit aller Macht ringend, anzunähern strebt, und alle die unermeßlichen Ergebnisse, die an diese unerforschliche und große, durch die Vorsehung verhängte Bewegung sich knüpfen — meine Gedanken würden sich — glaube ich — am Ende gar ins Erhabene verstiegen haben, hätte nicht Christian Kinzel ihren Flug damit gehemmt, daß er uns auf die Stelle aufmerksam machte, wo der Teufel im Zorn mit dem Fuß auf den Felsen gestampft hatte.

Wir stiegen nun wieder von der Felsenplatte herunter und schlugen den Rückweg nach Dürkheim ein. Auf dem Herunterwege hatte der Schneider gar viele philosophische Bemerkungen, zumal über die Lage eines Mannes zu machen, der viel zu arbeiten und wenig zu essen hat. Nach seiner Ansicht war der Arbeitslohn zu nieder und Wein und Kartoffeln zu hoch im Preise. Wie weit zuletzt noch dergleichen Betrachtungen, die auf so natürliche Prinzipien gebaut wurden, von ihm hätten getrieben werden können, läßt sich unmöglich sagen, hätte nicht der Knabe einige Bedenklichkeiten in Bezug auf die angenommene Länge des Schwanzes des Teufels erhoben. Er hatte den Jardin des Plantes zu Paris besucht, die Kangaruhs in dem zoologischen Garten zu London gesehen, und war mit den Bewohnern einer bunten Menge von wandernden Menagerien, die er in Rom, Neapel, Dresden und andern großen Städten begegnet hatte, genau bekannt; mit den Bären zu Bern war er wirklich auf dem recht vertraulichen Fuße einer freundschaftlichen Besuchsbekanntschaft gestanden. Da er zudem einen dunkeln Begriff von Analogien der Dinge hatte, so versuchte er, freilich umsonst, sich irgend eine Bestie ins Gedächtniß zu rufen, die so reichlich mit einer solchen Verlängerung des Rückenbeins versehen war, als man aus Christian Kinzels Rinne im Teufelssteine annehmen mußte. Mitten in den Verhandlungen über diesen verwickelten Gegenstand erreichten wir das Wirthshaus. In keinem Stücke hatten wir uns in unserem Ochsenwirthe getäuscht. Die Speisen waren vortrefflich und reichlich bis zur Verschwendung. Die Flasche alten Dürkheimers hätte recht gut in London und Neu-York für Johannisberger, oder für das noch weit köstlichere Naß — Steinberger — gelten können; und die schlichte aufrichtige und doch höfliche Weise, mit der man uns bediente, gab Allem noch die eigentliche Würze.

Es würde ein eigensüchtiges Gemüth verrathen haben, nach einer so mehrstündigen Fußwanderung in der scharfen Bergluft die eigene Natur zu erquicken, ohne dabei unseres Schneiders zu gedenken. Auch er bekam sein Glas und seinen Teller voll, und als nun Beide, der Reisende und der Wegweiser, durch diese natürlichen Stärkungsmittel wieder aufgefrischt waren, hielten wir einen Rath, zu welchem auch der ehrsame Posthalter beigezogen wurde.

Die nachfolgenden Seiten sind denn das Ergebniß der in dem Wirthszimmer des Gasthauses zum schwarzen Ochsen gehaltenen Berathung. Sollte nun etwa ein schimmeliger deutscher Alterthümler einen unwesentlichen Anachronismus, einen in der Reihenfolge der Ereignisse nicht am rechten Ort angebrachten Namen oder einen zu frühzeitig aus dem Fegfeuer abgerufenen Mönch entdecken, so wolle er gefälligst seinen kritischen Unwillen an dem Schneidermeister Kinzel auslassen, dessen Leib und Seele St. Benedikt von Limburg vor allen Kunstrichtern bewahren möge für Zeit und Ewigkeit.

Literarische Chronik.

Neueste Schriften über Indien.

(Fortsetzung.)

Von einer ähnlichen Plage, wie die giftigen Wespen in Tulli, sagt der Verfasser an einer andern Stelle:

„Die gewöhnlichen Begleiter der Hitze, eine Unzahl von Fliegen, erklärten mir täglich den Krieg und diese unaufhörliche Stacheltortur brachte uns fast bis zum Wahnsinn. Diese Insekten sind größer als eine Wespe, sie fliegen zu hunderten beisammen, und sind deßhalb noch peinigender als jene kleinen Ungethüme, weil man sie deutlich vor sich sieht, ohne sich ihrer erwehren zu können, und sich also zu dem Biß selbst auch noch die immerwährende Furcht gesellt, gebissen zu werden."

Doch um wieder zu den Menschen zurückzukehren: „In Nana und Tulli wird viel Tuch verfertigt. Diese Arbeit ist indeß nicht das Geschäft der Weiber, sondern jeder Mann verarbeitet die Wolle seiner Schafe auf die einfachste Weise vor der Thür seines Hauses. Ein Dorfbewohner geht nie aus ohne seinen Rocken und einen kleinen Korb mit Wolle am Arm; im Gehen, selbst wenn er Lasten trägt, spinnt er seinen Faden, und ist folglich nie müßig. Es ist ein seltsamer Anblick in diesen wilden Gegenden Männern von herkulischer Gestalt mit dem Rocken und einem Arbeitskörbchen am Arm zu begegnen."

„Ich habe mich oft über die Ungereimtheit der Indier, vorzüglich in Oberindien gewundert, die einem Thier die höchste Verehrung bezeigen, und es zugleich mit der größten Unmenschlichkeit mißhandeln. Wenn es mir durch die Seelenwanderung bestimmt wäre, eine Kuh zu werden, und ich mein Loos wählen dürfte; so muß ich gestehen, daß ich lieber im profanen Lande der Roastbeefesser leben, als hier angebetet, aber jammervoll geprügelt zu werden. Zwar läßt sich nicht hoffen, daß das Vieh durch einen vielfältigeren Verkehr mit den Ebenen eine merkliche Verbesserung in seinem Zustande erfahren werde: allein die neuerlich in den Gebirgen begründeten Niederlassungen und der immer mehr in Aufnahme kommende Geschmack das Hochland zu bereisen, muß nothwendig zur Civilisation der Bergbewohner beitragen. Gegenwärtig stehen sie noch auf der Stufe der tiefsten Erniedrigung und, die Sprache ausgenommen, nicht viel höher als die Affen in ihren Wäldern. Ihre Religion, wenn

man so sagen darf, besteht in nichts, als daß sie dem Gemurmel eines eben so zerlumpten und unwissenden Menschen als sie selbst sind, und den sie Brahmin nennen, zuhören; daß sie Flüsse und Quellen anbeten, weil sie nicht wissen, wo sie entspringen; daß sie Naturerscheinungen, die sie nicht erklären können, für heilig halten; daß sie einen Berg abgöttisch verehren, weil er einem Büffel ähnlich sieht, und vor einer Felsenhöhle sich niederwerfen, weil sie sich einbilden, sie gleiche einem Kuhmaul. Von geselliger Verbindung und Anhänglichkeit können sie keinen Begriff haben; ihre Heirathen sind entwürdigend, und der Vater bietet sein eignes Kind zum Verkauf aus. In Unsauberkeit werden die Männer nur von den Weibern, wie bereits erwähnt, übertroffen, und ob es gleich eine ihrer hauptsächlichsten Verrichtungen ist, Wasser für den Hausbedarf herbeizuschaffen, so gehen sie hiebei doch mit so viel Sparsamkeit zu Werke, daß sie auch nicht einen Tropfen auf ihren Körper verwenden. Ist ihre Arbeit gethan, so besteht ihre Erholung darin, sich in mannichfaltigen Gruppen in die Sonne zu legen, sich gegenseitig ihre verworrenen Haare zu durchsuchen und die erhaschte Beute sorgfältig bei Seite zu legen. Der Boden, auf dem ihre Dörfer stehen, wimmelt buchstäblich von Ungeziefer und ihre Wohnungen haben ein so schmuziges Aussehen, daß ich ihre Schwelle nicht überschreiten mochte. Die Kinder sind nicht ganz so schmuzig als die Eltern, vielleicht nur deßhalb, weil sie noch nicht so alt sind, geben aber alle Hoffnung ihnen gleich zu kommen, denn sie nehmen an Unreinlichkeit wie an Jahren zu. Vom Kastenunterschied weiß man im Himmalaya wenig; Müßiggang ist indeß auch hier das große Vorrecht der Priester. Sie arbeiten nichts für sich, prügeln aber ihre Weiber unbarmherzig, und miethen zur Erntezeit aus den benachbarten Dörfern so viele Gehülfen als sie bedürfen. Da keiner von ihnen in diesem Dorf lesen oder schreiben konnte, so erhielt ich nur wenig Aufschluß über ihre religiösen Ceremonien. „Ach, sagte der Brahmine mit dem ich sprach, wir haben keine besondere Weise zu beten; wir stellen etwas Ghie an's Feuer, gehen rund um dasselbe herum, und wiederholen einige Worte so lange bis es verzehrt ist: „bus." das ist Alles."

Die folgende, die Cholera betreffende Stelle, dürfte jetzt, wo auch wir die nähere Bekanntschaft dieses Uebels gemacht haben, nicht ohne Interesse seyn.

„Ehe wir Monghyr erreichten, wo wir am 20 April ankamen, brach die Cholera auf unserer Flotte aus, und decimirte die Mannschaft gewaltig. Europäer unterlagen ihr eben so wohl als Eingeborne und kein Abend ging ohne Leichenbegängniß vorüber. Unsere nußbraunen Ruderknechte wurden entweder über Bord geworfen, oder, den Geiern und Schakals zur Beute am Ufer abgesetzt, unsre Leute dagegen auf etwas anständigere Weise in Gräbern beerdigt, die man schnell im Sand aufwarf. Gegen Ende Aprils nahm die Krankheit einen beunruhigenderen Charakter an, denn fast in jeder Stunde wurde Jemand befallen. Jeder Offizier ward nun mit einer, größtentheils aus Laudanum und Branntwein bestehenden Mixtur versehen und, um mit der Absendung nach den Hospitalbooten nicht zu viele Zeit zu verlieren, jedes Fahrzeug angewiesen, den Erkrankten auf der Stelle nach dem nächsten Budscherau zu schaffen, um dort eine Dosis jener Choleramixtur zu nehmen. Es war ein trauriger Anblick, oft fünf oder sechs Boote zugleich aus der Reihe brechen und schnell dem nächsten Offizier ihrer Abtheilung zurudern zu sehen. Sobald der Trank genommen war, schien die Krankheit gewissermaßen still zu stehen, und nun schwamm das Boot gemächlich dem Hospitalschiffe zu. Die Krankheit wurde nie für ansteckend gehalten, daher auch keinerlei Vorkehrung getroffen, um die Befallenen von den Gesunden zu trennen, und es ergab sich kein Beispiel, daß die Mannschaft eines Schiffes bloß deßhalb ergriffen worden wäre, weil sie einen Kranken an Bord hatte; die Seuche verbreitete sich ohne Unterschied auf der ganzen Flotte. Ein Eingeborner am Bord meines Budscherans starb binnen einigen Stunden an der Cholera, und obschon er unter der übrigen Mannschaft lag, so wurde doch auch nicht Einer befallen. So viel ich zu beobachten Gelegenheit hatte, beschränkte sie sich stets auf gewisse Orte; so wurden im Monat Oktober, während unsers Aufenthalts im Fort William, nur Jene befallen, die den äußersten, niedrig gelegenen Theil der Barraken bewohnten, während alle übrigen Abtheilungen gesund blieben. Jenen Theil des Gebäudes hatte man ausgebessert und nicht gehörig gedielt, die obern Gemächer waren getäfelt. Dieser Umstand beweist, daß die Krankheit durchaus lokal war, denn die verschiedenen Abtheilungen blieben in stetem Verkehr und dennoch wurde sie in keinen andern Theil des Gebäudes eingeschleppt. Später, bei Eintritt der Regenzeit, verbreitete sie sich freilich, wie Dieß immer geschieht, im ganzen Fort. — Ein Regiment britischer Soldaten machte auf seinem Marsch von Berhampur nach Calcutta eines Morgens in der Nähe eines Morastes Halt, und nach Verlauf einiger Stunden wurden mehrere von der besonders in solchen Gegenden heimischen Cholera befallen. Der befehligende Offizier ließ sogleich das Lager abbrechen und ungefähr sieben Meilen weiter marschiren; hier war der Boden trockner und reiner; die Kranken genaßen, und kein weiterer Anfall zeigte sich. Ich kenne die Ansichten der orientalischen Aerzte von diesem Uebel nicht, da aber durchaus keine Vorkehrungen gegen Ansteckung getroffen werden, so scheint es, daß man diese nicht für nöthig hält. Nie werde ich jenen Nachmittag vergessen, an dem wir in Patnat ankamen; die Cholera hatte dort eine Zeit lang unter den Eingebornen gewüthet, und man hatte, wie es schien, sämmtliche Leichen außerhalb der Stadt, unter den Mauern des Palastes irgend eines reichen Mannes, in's freie Feld geworfen. Der warme Wind wehte heftig, und wir hielten diesem Platze lange gegenüber ohne ihn erreichen zu können; das Wasser war sehr seicht und mehrere Leichname, die der Fluß vom Ufer herabgespült hatte, waren an den sandigen Stellen in der Mitte liegen geblieben. Es war der erste Mai, die Verwesung hatte schnell um sich gegriffen, und jeder Hauch des Sirocco wehte uns Gift zu. Der Anblick war über alle Beschreibung; Leichname trieben zuweilen gegen unsere Boote, die fest auf dem Grund saßen, und blieben oft eine Stunde lang unter dem Bug, während andere, mit Schaaren von Vögeln bedeckt, den Strom entlang schwammen; man hörte nichts als das Gekrächz der Geier, die mit ihren Schnäbeln die Leichen zerfleischten und das heisere Geschrei der Krähen, die sich um die abfallenden Bissen stritten. Gegen Sonnenuntergang erreichten wir endlich das Ufer, konnten aber nicht weiter kommen, als bis zum Begräbnißplatz, an dessen Rand wir genöthigt waren vor Anker zu gehen. Er war mit Menschenschädeln und Knochen besäet, und die Luft verpestet; die Schakals und wilden Hunde schlichen sich bei unserer Ankunft von den benagten Gliedern, die Geier flogen von den halbverzehrten Leichnamen auf, umkreisten sie, gleich bösen Geistern, einige Augenblicke, und stießen dann wieder herab, um ihre gräßliche Mahlzeit zu vollenden. Ein großer Schwarm von Hargilas — eine Art großer Störche, wegen ihres gemessenen Schrittes in Indien Adjutanten genannt — stelzte ebenfalls hier herum; diese Vögel sind stets treue Begleiter der Europäer, und waren von Dinapur herbeigekommen, um an dem Mahle Theil zu nehmen, das ihnen der Tod hier aufgetischt hatte. Ihr Stelzenschritt scheint ganz für den Kirchhof geeignet, auf dem sie, Nahrung suchend, gleich Gespenstern umhersteigen. Im Zwielicht, oder Mondesschimmer hat der Anblick dieser Riesenvögel wahrhaft etwas grauenvolles, besonders wenn man, so wie wir, wußte, wohin sie so hastig schritten. Die ganze Nacht hindurch heulten die Schakals fürchterlich, und selbst die zahllosen Feuer, die von unsern Leuten unterhalten wurden, verscheuchten sie nicht; sie mußten sich zu Tausenden hier versammelt haben. Eine so wilde, entsetzliche und alle Sinne empörende Scene sah ich noch nie, möchte sie auch nie wieder sehen. Unter einer so großen Bevölkerung wie die in Patnat, muß jede Seuche, besonders aber die Cholera, gegen die, wie es scheint, menschliche Hülfe so wenig vermag, furchtbare Verwüstungen anrichten. Mit Tagesanbruch, am 2 Mai, segelten wir durch Patnat, gerade als das Volk am Ghaut zum Bade versammelt war. Ein indisches Bad, mit Menschen und Thieren aller Art bedeckt, bietet den belebtesten Anblick, den man sich denken kann; da sah man Hornvieh, Pferde und Elephanten; die letztern auf der Seite liegend, während ihre Wärter sie von allen Seiten abrieben. Nachmittags waren wir endlich so glücklich unsre Reise auf dem Ganges zu enden."

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 248. 4 September 1832

Abenteuer auf Tristan d'Acunha und Neu-Seeland.

(Fortsetzung.)

Earle sucht fast überall, wo er von den Eingebornen spricht, sie in ein günstiges Licht zu stellen; obgleich die unbändige Wildheit dieser Stämme, ihr System von Sklaverei, ihre empörende Gleichgültigkeit gegen Menschenleben, ihr Kannibalismus und der Mangel an jeder Religion nicht sehr zu ihren Gunsten sprechen. „Es gibt unter ihnen, bemerkt Earle, nur zwei Klassen von Volk — Häuptlinge und Sklaven; der älteste Sohn einer Familie, der die größte Anzahl von Kriegern ins Feld stellen kann, wird als der Häuptling des Bezirkes oder Stammes betrachtet, und da er von seinem zahlreicheren Gefolge unterstützt, die größte Anzahl von Sklaven machen kann; so wird er hiedurch der Beherrscher der übrigen. Jeder andere Mann des Stammes dünkt sich aber deßhalb in keinem Stücke geringer als der Häuptling, ausgenommen, daß er ihm Gehorsam zeigt und in die Schlacht folgt. Jeder ist in seiner Familie unabhängig und hat über alle Mitglieder derselben unumschränkte Gewalt. Die Jugend wächst in völlig ungebundener Freiheit auf, bis die Mädchen mannbar und die Knaben stark genug geworden sind, in den Krieg zu gehen. Die Neuseeländer sind gutherzig und gegen Fremde gastfreundlich; sie lieben ihre Kinder mit der größten Zärtlichkeit. Auf einer Reise sieht man häufiger den Vater als die Mutter das Kind tragen, und mit der zärtlichsten Sorgfalt und in der besten Laune verrichtet er alle die kleinen Dienste einer Amme. Oft suchte ich vergebens nach einem Grunde der so auffallenden Verschiedenheit zwischen ihnen und den Eingebornen von Neuholland. In ihrer geographischen Lage ist ein so geringer Unterschied; ihr Klima ist sich so ähnlich; beide sind dem großen Festlande so lange unbekannt und so ausgeschlossen von allem Verkehre mit der übrigen Welt geblieben, daß man denken sollte, es müßte zwischen beiden die größte Aehnlichkeit herrschen. Und doch stehen die Einwohner von Neuholland auf der niedrigsten Stufe und scheinen in der Kette der menschlichen Geschöpfe den letzten Ring zu bilden, der den Uebergang zum Affen macht. Ihre Glieder sind lang, schmal und flach, mit großen Knie- und Ellenbogenknochen, vorstehenden Stirnen und Hängbäuchen. Die geistigen Fähigkeiten scheinen mit diesen gemeinen körperlichen Eigenschaften auf gleicher Stufe zu stehen; sie besitzen weder Energie, Untersuchungsgeist, noch Industrie; ihre Neugier vermag kaum durch irgend Etwas angeregt zu werden. Wenn es hie und da unter ihnen Ausnahmen gibt, so kann das Gesagte doch als Regel gelten. Dagegen sind die Einwohner von Neuseeland mit dem Gepräge der vollendetsten Körperformen aus der Hand der Natur hervorgegangen; die Kinder sind so schön und kräftig, daß jedes als Modell zu einem Herkules-Knaben dienen könnte: nichts kommt dem bildschönen und athletischen Gliederbau der Männer gleich oder den runden Formen der jüngeren Weiber. Letztere haben schöne und ausdrucksvolle Augen und lange, seidenweiche, gelockte Haare. So scheinen auch die geistigen Fähigkeiten beider Geschlechter höherer Art: Alle sind voll Lebendigkeit und Wißbegier und besitzen verschiedene Künste und eine weiter ausgebildete Industrie, als irgendwo Wilde, die mit ihnen auf gleicher Stufe stehen."

„Die Sklaverei erscheint in Neuseeland in ihrer furchtbarsten Gestalt. Bei den Ueberfällen feindlicher Stämme werden alle Gefangene zu Sklaven gemacht; nur die Häuptlinge nicht, die sich entweder bis zum letzten Athemzuge vertheidigen, oder wenn sie entwaffnet sind, erschlagen werden. Die Köpfe derselben werden auf eine eigene Art unverweslich gemacht *) und als die kostbarste Siegstrophäe aufbewahrt. Vorzüglich sucht man sich der Kinder zu bemächtigen, die dann ihr ganzes Leben in Sklaverei zubringen müssen. Der Fremde, der ein neuseeländisches Dorf betritt, kann auf den ersten Blick die Sklaven von den übrigen Einwohnern unterscheiden, obgleich jene weder in der Tracht noch in ihren Gesichtszügen von letzteren verschieden sind. Der freie Neuseeländer ist voll Munterkeit und Frohsinn, sein Gang ist stolz und edel, er lacht und plaudert ohne Unterlaß. Der Sklave dagegen sieht traurig und niedergeschlagen aus, man erblickt auf seinem Gesichte keinen Zug von Fröhlichkeit oder Zufriedenheit. Eine der größten Schönheiten der Neuseeländer sind ihre Zähne und Haare, auf letztere sind sie vorzüglich eitel und pflegen sie mit der größten Sorgfalt; die Sklaven hingegen tragen den Kopf ganz glatt geschoren. Der männliche Sklave darf nicht heirathen, und muß jeden vertrautern Umgang mit einem Weibe durch die furchtbarsten Strafen büßen. Man kennt keine Klasse von Menschen in der Welt, die so ganz wie diese Unglücklichen von aller menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen sind. Es gibt für sie keinen Augenblick der Ruhe

*) S. Ausland. S. 44 d. J.

und der Tod schwebt stets über ihrem Haupte; die Laune ihres Herrn, der Befehl eines Häuptlings kann ihnen jeden Augenblick das Leben rauben. Wenn ein Sklave einem gütigern Herrn zugefallen ist, so kann ein Unglück, das diesen oder seine Familie betrifft, ihm gleichfalls verderblich werden; da die Neuseeländer bei dem Tode ihrer Häuptlinge Sklaven zu schlachten pflegen. Diese unglücklichen Menschen haben durchaus keine Hoffnung, mit der Zeit ihr Loos verbessert zu sehen. Weder tadellose Aufführung, noch Treue, noch lange Dienste, oder Anhänglichkeit an ihren Herrn und seine Familie bringt einen Wechsel in ihrem schrecklichen Loose zuwege. Wenn ein Sklave entflieht und in seine Heimath zu gelangen das Glück hat; so wird er dort von Jedermann mit Verachtung behandelt; und stirbt er anders eines natürlichen Todes; so wird seine Leiche zum Dorfe hinausgeschleppt, wo er den Kindern zum Spiele und den Hunden und Geiern zur Nahrung dient. Das gewöhnliche Schicksal der Sklaven besteht darin, daß sie von ihrem Herrn in einem Anfalle des Zornes, dem diese Wilden mit einer furchtbaren Heftigkeit unterworfen sind, erschlagen und dann von dem Häuptling verzehrt werden. Die weiblichen Sklaven, die manchmal, wenn sie schön sind, von ihrem Herrn zum Weibe genommen werden, genießen darum keines bessern Schicksales und ihr Leben hängt gleichfalls von der Willkür ihrer Männer ab. Ich hatte nach unserer Ankunft in Neuseeland kaum den Fuß ans Land gesetzt und war etwas in der wunderschönen Gegend umhergestrichen, als ich auf einen Anblick stieß, der mir furchtbar ins Gedächtniß rief, daß ich im Lande einer wilden Nation sey. Ich sah nämlich Ueberreste eines menschlichen Leibes, die geröstet waren und an denen Schweine und Hunde nagten. Mehr von Abscheu ergriffen, als überrascht, denn schon lange vor meiner Ankunft waren mir die Sitten der Neuseeländer hinlänglich bekannt, eilte ich in die Wohnung des Herrn Buttler zurück, von dem ich vernahm, daß der Häuptling des Distriktes in der Nacht, wo unser Schiff vor Anker gegangen war, einem seiner Kukles oder Sklaven, aufgetragen habe, ein mit Kumera oder süßen Kartoffeln bebautes Feld zu hüten und die Schweine davon abzuwehren. Der arme Mensch war voll Vergnügen über den Anblick unsres Schiffes und hatte mehr darauf Acht gegeben, wie es sich vor Anker legte, als auf das Eigenthum seines Herrn, in das eine Heerde von Schweinen einbrach und darin eine schreckliche Verheerung anrichtete. In diesem Augenblicke kam der Herr dazu und das Schicksal des Unglücklichen war entschieden. Ohne alle weitern Umstände wurde die Vernachlässigung mit dem tödtlichen Streich eines steinernen Streithammers bestraft und die Leiche des Erschlagenen zu einem Feuer geschleppt, gebraten und gefressen."

„Eben so war ich Zeuge, mit wie wenig Schonung und Umständlichkeit die beleidigten Männer gegen ihre Weiber verfahren. Ein Häuptling, der in unsrem Dorfe wohnte, hatte Beweise von der Untreue seiner Frau erhalten und da er sich hinlänglich von ihrer Schuld überzeugt hielt, nahm er seinen Patu-Patu zur Hand und begab sich nach der Hütte, wo die Unglückliche mit einer häuslichen Arbeit beschäftigt war. Ohne ihr die Ursache seines Argwohnes vorzuhalten oder sie darüber zu Rede zu stellen, versetzte er ihr einen Schlag vor den Kopf, der sie augenblicklich todt zu Boden streckte; und da sie eine Sklavin war, so schleppte er die Leiche vor das Dorf hinaus, wo sie den Hunden zur Beute wurde. Die Erzählung dieses Vorganges drang uns bald zu Ohren und wir begaben uns an Ort und Stelle und baten um die Erlaubniß, die Leiche begraben zu dürfen, was uns auch ohne Widerrede gewährt wurde. Mit Hülfe von ein Paar Sklaven trugen wir die Leiche ans Ufer hinab, wo wir sie zur Erde bestatteten. Dieß war die zweite Mordthat, von der ich seit meiner Ankunft beinahe Augenzeuge war, und die Gleichgültigkeit, mit der man von der Sache sprach, ließ mich glauben, daß dergleichen Grausamkeiten öfters vorfallen. Und doch scheinen Männer und Weiber voll Liebe und Güte gegeneinander, allein Untreue wird nie vergeben und wenn man des Buhlen habhaft werden kann, so ist auch sein Loos der Tod. Indeß muß ich zur Steuer der Wahrheit bekennen, daß die Weiber, dieser furchtbaren Beispiele ungeachtet, wo es Gelegenheit gibt, kein verliebtes Abenteuer von der Hand weisen."

Die merkwürdigsten Neuseeländer, mit denen Earle Bekanntschaft machte, waren einige alte ehrwürdige Männer, die, wie er bemerkt, jedem Lande und jeder Religion Ehre machen würden. Ihr ganzes Leben brachten sie damit zu, von dem Wohnort eines Häuptlings zu dem eines andern zu wandern, um gegenseitige Beleidigungen auszugleichen, Entschuldigungen zu überbringen und den Frieden zwischen den einzelnen Stämmen zu erhalten. Diese Friedensherolde werden überall mit der größten Ehrfurcht behandelt. Es gibt übrigens unter den Neuseeländern keine Art von Götzendienst oder Priestern. Die vielen geschnitzten Bildwerke, die man für Götzenbilder halten könnte, dienen bloß als Verzierungen. Indeß glauben sie doch an das Daseyn eines großen und unsichtbaren Geistes, den sie Atua nennen, doch fürchten sie mehr seinen Zorn, als daß sie seine guten Eigenschaften lieben. Statt der Priester haben sie Leute, die sich dadurch in Ansehen zu setzen wußten, daß sie die Zukunft voraussehen zu können vorgeben. Das Volk hält öffentliche Versammlungen bei wichtigen Angelegenheiten, wobei die Beredsamkeit keine kleine Rolle spielt. Jeder Redner wird mit großer Aufmerksamkeit angehört. Gewöhnlich erhebt sich ein solcher von seinem Sitz am Boden und tritt in einen länglich viereckigen Raum, der in der Mitte der Versammlung leer gelassen ist. In demselben geht er nun hin und her, schwingt seinen Streithammer und stößt die Worte hastig hintereinander aus. Bevor er aufsteht, wirft er gewöhnlich seine Matte über die Schultern, und weiß dieselbe, während der übrige Theil seines Körpers entblößt bleibt, so gut zu drapiren, daß man, wie Earle sagt, an die schönsten Modelle des Alterthums erinnert wird.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schlacht von La Tablada.

(Fortsetzung.)

Während dieser Zeit war die Nacht hereingebrochen und mit ihr hatte die Verwirrung auf allen Seiten zugenommen. Die Flintenschüsse, Anfangs vereinzelt und in der Ferne, folgten sich ohne Unterbrechung und näherten sich mit jedem Augenblicke der Plaza, die offenbar der Hauptpunkt war, auf den der Feind seinen Angriff richtete. Einige hundert Milizianos hatten sich über Hals

und Kopf in dieselbe geworfen und vertheidigten sie. In das Knattern des Flintenfeuers mischte sich von Zeit zu Zeit der brummende Donner der Kanonen, deren rascher aufeinander folgende Schüsse die verdoppelte Anstrengung des Feindes verkündigten, durch die Straßen, die von Geschütz vertheidigt wurden, einzudringen. Nach dem immer mehr anwachsenden Lärm der Trommeln und Zinken zu urtheilen, die mitten aus dem verworrenen Geschrei bisweilen hervortönten und dann wieder übertäubt wurden, mußte sich die Zahl der Angreifenden mit jedem Augenblicke vermehrt haben. Ueber Alles hinaus heulte die Sturmglocke und noch lauter als sie das wilde Geschrei, das die Indianer im Kampfe erheben, und das sich Anfangs nur abgebrochen und kurz ausgestoßen vernehmen läßt, zuletzt aber ein lang gedehntes Geheul wird, das durch Mark und Bein schneidet. Um Mitternacht hatten diese Scenen des Schreckens ihre höchste Furchtbarkeit erreicht. Die farbigen Menschen, die den niedrigsten Theil der Bevölkerung von Cordoba bilden, hatten sich mit Quiroga's Banden vereinigt und plünderten die Magazine und einige Häuser, deren Eigenthümer man ihnen als Unitarier bezeichnete. Die Gauchos, die sich von der Artillerie zurückgetrieben sahen, schritten nun zu einer andern Angriffsweise, um des Platzes Meister zu werden. Sie erbrachen an den Gebäuden, die dem Geschütze zunächst standen, die Thüren, um von den Terrassen derselben aus auf die Milizianos zu feuern, die zur Bedeckung der Artillerie aufgestellt waren. Doch die Unerschrockenheit derselben, obgleich es meist junge Leute waren, die zum erstenmal die Kugeln pfeifen hörten, machte auch diesen neuen Angriff fruchtlos. Gegen zwei Uhr nach Mitternacht machten die Föderalisten noch eine letzte Anstrengung, um die Pallisaden zu erstürmen und mehrere Gauchos, die mit dem Beile in der Hand in den Graben sprangen, um die Pfähle auszuhauen, wurden fast mit dem Flintenlauf auf den Kopf erschossen. Zurückgeschlagen wie das erstemal gaben sie endlich ihre fruchtlosen Versuche auf, und bald darauf ließ sich das Gewehrfeuer schwächer vernehmen. Mit Anbruch des Tages hörte es ganz auf und vollkommene Stille herschte in der Stadt. Der Feind war verschwunden und man sah nur noch einige Nachzügler, die im Galop davonsprengten. Einige wenige, die sich in den Pulperias, die sie geplündert hatten, von den Anstrengungen der Nacht zu erholen suchten, sah man taumelnd auf die Pferde sich schwingen und ihren Kameraden nacheilen. Diese Gruppen gingen alle, eine nach der andern über den Rio Primero und bald war nicht ein einziger mehr von ihnen in der Stadt.

Bald nach diesem nächtlichen Gefechte durchwanderte ich mit einem meiner Reisegefährten die Straßen und wir erstaunten nicht wenig, keinen einzigen Todten in denselben zu finden; nur zwei oder drei Leichen lagen zunächst der Pallisaden und doch mußten die Feinde bei der hartnäckigen Gegenwehr in den wiederholten Angriffen bedeutenden Verlust erlitten haben. Bald jedoch klärte sich Dieß auf; man fand im Verlauf des Tages einige sechzig Leichname in einer Vertiefung des Bodens. Die Gauchos hatten mit ihren Lasos, die sie stets am Sattelbogen führen, alle ihre Gefallenen aufgehoben und mit sich fortgeschleppt, um ihren Verlust zu verbergen. Die Milizianos hatten nur wenige Leute verloren, aber ihren Befehlshaber zu beklagen, der sich unerschrocken dem heftigsten Feuer ausgesetzt hatte und dem der Schenkel von zwei Kugeln zerschmettert worden war; er starb einige Tage darauf in Folge der Amputation. Nachher besuchten wir auch die vom Feinde geplünderten Häuser; vorzüglich erbittert hatte sich dieser gegen die Wohnung des Gouverneurs bewiesen, wo man nichts mehr als Möbeltrümmer in den Gemächern sah; selbst die Fenstergitter hatte man ausgerissen. Später erfuhren wir, daß es nicht bloß die Vorhut der föderalistischen Truppen gewesen war, die die Stadt angegriffen hatte; sondern das Heer selbst und daß Quiroga selbst den Angriff geleitet hatte; man zeigte uns die Stelle, wo das Feuer gebrannt hatte, an welchem er gestanden war, während auf seinen Befehl seine Leute die der Plaza zunächst gelegenen Häuser erstiegen. Sein unerwartetes Erscheinen vor Cordoba verdankte er einer geschickten Bewegung, mittelst deren er Paz zu entkommen wußte, auf den er am Rio Segundo gestoßen war. Indem er sich stellte, als wolle er die Schlacht annehmen, die ihm der General des unitarischen Heeres anbot, hatte er durch Scharmützel, die er bis zum Anbruch der Nacht fortsetzte, seinen Gegner in diesem Gedanken gelassen und die tiefe Dunkelheit benützt, um die zwölf Lieues, die er von Cordoba entfernt war, zurückzulegen. Paz, durch seine Artillerie aufgehalten, hatte ihn nicht mehr einholen können; allein es war zuverlässig, daß er ihm auf dem Fuße folgte und mit Ungeduld sah man dem Augenblick entgegen, wo das befreundete Heer erscheinen würde.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben eines londoner Polizeidieners.

Alle politischen und literarischen Journale von London unterhalten gegenwärtig ihre Leser mit Zügen aus dem Leben eines Polizeidieners, der im vergangenen Monat Juli zu London starb und in keinem geringern, wenn gleich bei weitem unbefleckteren Rufe stand, als Vidocq in Paris. Dieser Mann ist John Townsend, der sich nicht nur durch Klugheit und Scharfsinn in seinem Dienste auszeichnete, sondern auch durch seine Gewandtheit im Umgang mit den Großen und seine Sonderlingsnatur einen Reichthum und eine Stellung im Leben errang, wie sie wohl noch kein Mann von seinem Stande je errungen hat oder auch je erringen wird. Townsend bildete gewissermaßen den ständigen Begleiter der königlichen Familie, und war zu seiner Zeit der erste Mann des Tages. Man sah ihn mit allen Prinzen des königlichen Hauses auf ganz vertrautem Fuß leben, und oft ließ König Georg IV seinen Wagen halten, um mit Townsend einige Worte zu sprechen. Es war seit dem Mordversuche der Margaretha Nicholson gegen Georg III, daß Townsend sich stets in der nächsten Umgebung des Königs, der königlichen Familie und des Hofes befand. Allerlei verrücktes Volk drang oft in die königlichen Paläste ein, und einem dieser tollen Geschöpfe gelang es sogar bis in die Gemächer der Prinzessin von Homburg zu kommen. Drei Thürsteher wurden hierauf aus dem Dienste entlassen, und Townsend wurde bestimmt, stets in der Nähe des Hofes zu bleiben, jedoch nur im Bereiche von London. Bald nachher erschien er bei allen Levers, wo man nicht selten seines Scharfblickes bedurfte. Eines Tages bemerkte ein edler Herzog bei einer solchen Gelegenheit, daß der Hosenbandorden von seiner Brust verschwunden war. Man benachrichtigte sogleich Townsend davon, der sich am Fuß einer Treppe aufstellte, über die der ganze Hof herabkommen mußte. Endlich kam an ihm eine Person vorüber, die ihm nicht zum Hofe zu gehören schien; allein die englische Hoftracht bei Aufwartungen entstellt so sehr, daß man nicht leicht Jemand zu erkennen vermag. Indeß folgte Townsend seinem Mann einige Schritte, faßte ihn schärfer ins Auge und erkannte nun einen berüchtigten Dieb, der sich eingeschlichen hatte. Man verhaftete ihn und fand bei Durchsuchung seiner Taschen den diamantenen Orden.

Townsend war im Jahre 1789 beauftragt worden, den ersten Transport Verurtheilter, der nach Botany-Bay ging, zu führen. Uebrigens

herrschte lange Zeit die Meinung, Townsend sey früher ein Mitglied jener londoner Diebszünfte gewesen, denen er mit soviel Klugheit und Muth nachspürte und die ihn als einen ihrer gefährlichsten Feinde fürchteten. Allein er bekannte sich nie zu jener freien Kunst der Taschenspielerei in fremden Taschen, und war auf Kosten einer wohlthätigen Anstalt erzogen, zu der er auch, frühzeitig selbstständig geworden, ununterbrochen seinen Beitrag steuerte, ohne jedoch etwas Anderes als seinen Namen anzugeben. Nach Verlauf von vielen Jahren erhielt er plötzlich einen Brief mit der Aufschrift: „John Townsend Esquire,"*) worin ihm gemeldet wurde, daß er, als der älteste Subscribent der Gesellschaft, zu ihrem Vorsteher auf Lebenszeit ernannt worden sey. Niemand ließ sich wohl beifallen, daß John Townsend Polizeidiener in der Bowstreet**) war. Townsend selbst pflegte scherzweise zu sagen: „Wer hätte denken sollen, daß John Townsend's Guineen für zwei oder drei arme Kinder gethan haben, was man früher in einer mildthätigen Anstalt für ihn gethan hat?"

Townsend war ein treuer Anhänger der alten Schule, und nie pflegte er von Georg IV zu sprechen, ohne beizusetzen: „Gott habe ihn seelig! Das war noch ein König! Kaum drei oder vier Personen durften sich diesem Monarchen nähern; „allein der neue König, fügte er hinzu, indem er von Wilhelm IV sprach, ist nicht einmal die Hälfte von einem König; er zeigt sich überall und jeder Mensch kann ihn sehen und sprechen." So hegte Townsend auch die tiefste Verehrung für die Aristokratie, und in ihrer Nähe schien auch von ihren Grundsätzen ein guter Theil auf ihn übergegangen zu seyn. Stets griff es ihn schmerzlich an, wenn er einen reichen, aber titellosen Mann in Aufwand und Pracht mit dem alten Adel wetteifern sah. Wenn er auf das Kingstheater und die Emporkömmlinge oder „Upstarts," wie er sie nannte, zu sprechen kam, so sagte er oft seufzend zu seinen Freunden: „Ach, ich habe die Oper vor fünfzig Jahren gesehen! Damals war sie noch würdig, das Königstheater***) zu heißen; denn die Noblesse allein hatte dort Logen; allein heut zu Tage sieht man eine edle Herzogin auf der einen und eine Käsehändlerin auf der andern Seite!" — „Ich erinnere mich der Zeit, fuhr er dann gelegentlich fort, wo die prächtigen maskirten Bälle im Opernhause waren. Der König (damals war er noch Prinz von Wales) machte bei solchen Gelegenheiten denn auch tolle Jugendstreiche mit. Ich näherte mich ihm oft, zupfte ihn am Domino im Augenblick, wo er eintrat, und sagte zu ihm: Ich würde Eurer königlichen Hoheit rathen, wenn Sie Geld bei sich haben, mir es aufheben zu lassen. Da zog er seine Börse, die fünfzig oder sechzig Guineen enthalten mochte, und gab mir sie in die Hand, indem er sagte: „Aber Townsend, Du wirst mich doch Etwas verzehren lassen?" Dann pflegte ich ihm gewöhnlich fünf oder sechs Guineen herauszugeben, und das Uebrige steckte ich samt seiner Uhr in meine Tasche, wo wenig Leute sie gesucht haben würden."

Indeß fehlte es Townsend bei aller Ehrfurcht gegen die Aristokratie doch nicht an Freimüthigkeit, und er erwiderte eines Mals einem Lord, der ihm in der St. James-Street begegnete und höhnisch fragte: ob es wahr sey, daß er, wie man sage, Kohlengräber gewesen sey? „Allerdings, Mylord, der Gentleman, der Dieß Eurer Herrlichkeit sagte, hat Ihnen ganz die Wahrheit berichtet; aber erlauben mir Eure Herrlichkeit zu bemerken, daß wenn Sie als Kohlengräber erzogen worden wären, Sie es auch Ihr Lebtage geblieben seyn würden."

*) Esquire ist bekanntlich eine Benennung, die im Range gleich nach dem Knight oder Ritter steht, und in der Anrede den Titel Sir verleiht. Im Mittelalter befand sich der Esquire, Ecuyer oder Stallmeister im Gefolge des Ritters; gegenwärtig nennt man Jedermann Esquire, der von seinen Renten lebt.

**) Die Bowstreet-Polizei steht unter den londoner Polizeibehörden oben an; sie hat drei Beamten, sechs Constables und 150 Patrouillen zu Fuß und zu Pferd, die in den Straßen der Hauptstadt und auf allen Straßen auf zehn englische Meilen in die Runde für die Sicherheit zu wachen haben.

***) Das Kings-Theater, oder Italian Opera House, wo ausschließlich die italienische Oper und die Ballete aufgeführt werden, kommt an Umfang dem Theater de la Scala in Mailand gleich; und hat 172 Logen, die gegen 900 Personen fassen; außerdem noch eine Gallerie von 42 Fuß Tiefe und 62 Breite, das Parterre nicht gerechnet.

Vor einigen Jahren begegnete Townsend im Park von St. James dem jetzigen König, der damals Herzog von Clarence war. „He da, Townsend! rief der Prinz, woher des Wegs?" — „Ich komme von Ihrem königlichen Bruder, dem Herzog von York, erwiderte Townsend; Seine königliche Hoheit haben mir das beste Glas Wein gegeben, das ich noch in meinem Leben gekostet." — „Ei, Townsend, antwortete der Herzog von Clarence, besuchen Sie auch mich, und ich verspreche Ihnen, Sie sollen einen so guten Wein haben, als bei meinem Bruder, dem Herzog von York." — „Ei ja, sagte Townsend lachend, Das ist noch nicht Alles; als ich den Wein nach Gebühr lobte, schellte Seine königliche Hoheit Ihr Herr Bruder dem Kellermeister, und befahl zwei Bouteillen zu bringen, die er mich für Mistreß Townsend mitzunehmen bat, und hier sind sie" — und mit diesen Worten zog er zwei Flaschen aus seinen Rocktaschen und zeigte sie dem Herzog.

Ueberhaupt bewies der Herzog von York stets viele Güte gegen Townsend. Der Prinz besuchte oft in seinen jüngern Jahren mit ihm, beide verkleidet, öffentliche Häuser und übelberüchtigte Orte, die der Sammelplatz der Diebe und Vagabunden von London waren, um sich von der Sittenverdorbenheit dieser Klasse von Menschen mit eigenen Augen zu überzeugen. Gewöhnlich gingen sie dann als Bauern verkleidet, mit einem Strohband um den Hut.

Jemand fragte Townsend, warum er keine Memoiren herausgebe? „Es wäre mir leicht, erwiderte er, damit einige Guineen aus den Taschen der Buchhändler zu locken; allein ich muß Ihnen im Vertrauen sagen, daß ich für diesen und jenen von meinen Verwandten eine gute Stelle erlangt habe, und ich würde daher ein Thor seyn, wenn ich mit meinen eigenen Händen die Mauer einreißen wollte, die ich aufgebaut. Würde ich meine Memoiren schreiben, wie Sie wollen, so würde ich manche Person, die sich mit Güte gegen mich benommen, verletzen müssen; und John Townsend ist nicht der Mann dazu, Fehler und Dummheiten von Leuten ans Licht zu ziehen, die sich ihn verbindlich gemacht haben."

Townsend starb kinderlos, aber sehr reich, an der Cholera, nachdem er einige Tage zuvor noch bei dem Lever des Königs, wie gewöhnlich, zugegen gewesen war, und voll guter Laune in seiner Art mit dem Marquis von Wellesley und dem Marquis von Salisbury, die ihm zu seinem guten Aussehen im Alter Glück wünschten, mit aller Munterkeit geplaudert hatte.

Vermischte Nachrichten.

Ein junger und unternehmender Reisender, der Engländer Coulthurst, ist auf einer Reise, die er ins Innere von Afrika unternehmen wollte, von einer Krankheit weggerafft worden, und setzte so seinen Namen auf das lange Verzeichniß talentvoller und muthiger Männer, die als Opfer ihres Enthusiasmus für Entdeckungen im afrikanischen Kontinente gefallen sind. Coulthurst war vom alten Calebar vierzehn Tagereisen ins Innere des Landes vorgedrungen, als er, man weiß nicht aus welcher Ursache, wieder zurückkehrte und sich nach Fernando-Po einschiffte. Auf der Ueberfahrt nach dieser Insel erkrankte und starb er am 15 April. Coulthurst ist aus einer angesehenen Familie, die in Cheshire begütert ist, und der er noch am 22 März die befriedigendsten Nachrichten von seiner Gesundheit hatte zukommen lassen.

•

In der Nähe von Lewes, Sussexshire, starb unlängst in einem Zelte auf freiem Feld ein alter Zigeuner, der „Zigeunerkönig" genannt, der fünfzig Kinder und Enkel seines Stammes hinterläßt. Seine Leute gaben ihm ein Alter von 74 Jahren; man muthmaßt jedoch, daß er viel älter geworden sey. Bei seinem Begräbnisse in einem Kirchhofe waren Tausende von Zuschauern gegenwärtig, aber nur zehn seiner Anverwandten, da die übrigen gerade auf Jahrmärkten, Pferderennen u. s. w. in ihren gewohnten Geschäften abwesend waren.

•

Basra, der große Markt der orientalischen Waaren, die nach dem osmanischen Reiche gebracht werden, zählt 60,000 Einwohner, von denen die Cholera in einem Zeitraume von vierzehn Tagen 15 bis 18,000 hinraffte. Von Basra wurde die Krankheit durch Fahrzeuge auf dem Tigris bis Bagdad gebracht, wo sie ein Drittheil der Bevölkerung aufrieb.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 249. 5 September 1832.

Die pariser Grisettes,

von Ernst Desprez.

Aus dem jüngst erschienenen sechsten Theile des Buchs von Hundert und Einem.

Vorzeiten nannte man Grisette das einfache Kleid von grauem Stoffe, das die Weiber aus der untern Volksklasse trugen. Bald mischte sich die Rhetorik in die Sache und man nannte die Weiber wie ihr Kleid, nach der Redefigur Continens pro contento. Die Grisettes lassen sich wahrscheinlich wenig davon träumen, daß ihr Name eine Metonymie ist. Doch was wird nicht mit der Zeit aus Metonymien und Grisettes! Die Grisette trägt sich nicht mehr grau. Ihr Kleid ist im Sommer rosenfarb, im Winter blau, im Sommer Perkaline, im Winter Merinos. Die Grisette ist nicht mehr ausschließlich ein Weib aus der Volksklasse. Es gibt Grisettes, die von guter Familie sind. Wenigstens versichern sie es so, ohne daß man zu sagen weiß, was der Grund davon ist: vielleicht die Romanenlektüre. Soviel ist gewiß, daß die Grisette, wenn sie aus der Provinz gebürtig ist, dort den Sohn des Unterpräfekten ihrer kleinen Stadt heirathen sollte, manchmal sogar den Maire. War Paris ihre Wiege, so hatte sie einen alten Kapitän auf halbem Sold zum Vater; sie war bereits auf der Mairie des zwölften Arrondissements ausgerufen; ihr Zukünftiger war Unterlieutenant oder Verfasser von Melodramen; ein Quiproquo machte die Heirath rückgängig. Kurz die Grisette hatte Unglück über Unglück; Familienunglück, meist aber Unglück in der Liebe.

Man erkennt eine Grisette am Gange, an ihrem Geschäfte, an ihren Liebschaften, an ihrem Alter und endlich an ihrer Art sich zu kleiden. Ich spreche zuerst von ihrem Gange. Die Grisette geht auf den Zehen, sie wiegt sich in der Hüfte, zieht den Unterleib ein, senkt die Augen, schwankt sanft mit dem Köpfchen und geht nur des Abends aus, um ihre schönen weißen Strümpfe zu beschmutzen. Die Grisette ist Poliererin, Strickerin, Journalfalzerin, Näherin, Büglerin, Stickerin, Wäscherin, Handschuhmacherin, Posamentiererin, Schönfärberin, Tapeziererin, Kleinhändlerin, Spielzeugverfertigerin, Westennäherin, Leinwandhändlerin, Blumenmädchen; sie näht Häubchen, schneidet Hutfutter, färbt Oblaten, kolorirt die Etiketten der Kölnischwasserverkäufer, stickt in Gold, in Silber, in Seide, besäumt Schuhe, knöppelt Hosenträger, reinigt Shawls, spult Baumwolle, knault sie auf, zackt Bänder aus, macht Blumen aus Wachs oder Fischbein, fädelt Strickperlen auf, reinigt Silberstoffe, putzt Flecken aus den Kleidern; sie führt die Nadel, die Scheere, das Stickerhäckchen, die Glättfeile, den Waschbläuel, das Falzbein, den Pinsel, den Blutstein, kurz die arme Grisette verblüht unter einer Unzahl kaum dem Namen nach bekannter Arbeiten, und verdient sich ungefähr dreißig Sous des Tags, oder das Jahr 547 Fr. 50 Centimes. Mit dieser Summe von fünfhundert sieben und vierzig Franken, zehn Sous muß sie, wenn sie glücklicherweise noch Möbeln hat, bezahlen:

Wohnung	90	Fr.		
Kost	247	—	50	Cent.
Nebenauslagen, hierunter begriffen Lichter, Steinkohlen, Knüttelholz, Wasser, Pommade, Interessen ins Pfandhaus, Wichse u. s. w. .	400	—		
Bier, Coco u. dgl.	15	—		
Schauspiele	—	—		
Gesammtausgaben	752	Fr.	50	Cent.
Einnahmen	547	—	50	Cent.
Defizit	205	Fr.	—	Cent.

Im möglichen Falle, wenn die Grisette nicht ein Muster von Ordnung und Sparsamkeit ist, kann sich das Defizit auf das Zwei- und Dreifache der 205 Franken erheben, aber zum Glück für sie fällt das Defizit, wie hoch es sich auch belaufen möge, auf den Freund, den ich den Vernunftfreund heißen möchte. Es ist der „Monsieur," der die Schulden bezahlt. Sie achtet ihn wegen seines Alters und wegen seines Benehmens. Der Vernunftfreund hat fünfzig Jahre auf dem Rücken und ist nicht eifersüchtig. Er war Spezereihändler oder auch Tuchhändler en Gros. Ich muß noch Jemand nennen, der für die Grisette zahlt; er bestreitet ihren Luxus, es ist der Sonntagsfreund, der „Jeune homme." Die Grisette betet mit Recht alle Wochen einmal an. Seine Funktionen, die sich bisweilen bis Montag in der Frühe erstrecken, lassen sich in zwei Worte fassen: er muß für das Vergnügen der Grisette sorgen. Ihm ist es vorbehalten, sie zum Diner über Land zu führen, oder zum Tanz nach der Chaumière und auf den Ball von Saumon, er sorgt auch für das Theaterbillet. Der Sonntagsfreund zählt achtzehn bis dreißig Jahre. Er ist Porträt- oder Zimmermaler, Student der Rechte, der Arzneikunde, der Phar-

mazie oder Musiklehrling, Statist im Vaudeville, Kommis oder Schreiber bei einem Advokaten, blond oder braun, vorzugsweise braun; denn die Grisette ist häufig blond. Sie liebt die Kontraste oder betet (adore) sie an, um uns ihres eigenen Ausdruckes zu bedienen.

Ich weiß nicht, ist es in Folge dieser Liebe zu den Gegensätzen, daß ihr dritter Freund eben so tölpisch an Händen und Füßen wie am Kopf ist. Es ist Dieß Niemand anders als der Herzensfreund, oder sagen wir vielmehr der Alltagsfreund mit Ausnahme des Sonntags und jener Stunden, welche die Grisette dem Vernunftfreund geweiht hat. Uebrigens genießt der Herzensfreund das seltene Vorrecht, sie von dem Laden oder Magazine, in dem sie beschäftigt ist, nach Haus begleiten zu dürfen. Er ist Ouvrier wie sie, hat wenige Fehler, legt einen Nothpfenning in der Sparkasse an und erlaubt sich nicht die geringste Vertraulichkeit; höchstens darf er ihr zum Abschied die Wange küssen; das ist Alles. Der Herzensfreund hat ein blindes Vertrauen auf sie und zwar aus keinem andern Grund, als weil er sie von Zeit zu Zeit Abends bis an ihre Thüre begleiten darf. Endlich am Sonntag in der Frühe sagt sie zu ihm, mit einem tiefen Seufzer: „Guguste, sey nicht böse, ich muß heute bei meiner todtkranken Tante zubringen." Nun ist aber wohl zu merken, daß diese Tante alle Sonntage auf dem Tode liegt. Noch schlimmer ist es, daß die arme Frau so lange leiden muß, ohne sterben zu können. Die angebliche Nichte bedarf einer ewigen Agonie, um Guguste einen blauen Dunst vorzumachen. Uebrigens liebt die Grisette ihren „Guguste" aufrichtig und täuscht ihn nur weil es nöthig ist; denn Guguste ist weder reich genug, um das Defizit zu decken und noch weniger geschaffen, um sie auf das Land, ins Theater oder auf den Ball zu führen. Von diesen drei Freunden hat der Herzensfreund allein nicht das Recht des Geliebten; sie betrachtet ihn als ihren Mann.

Die Grisette hat auch ihr bestimmtes Alter, d. h. eine Grisette darf nicht unter sechzehn und nicht über dreißig Jahre zählen. Vor sechzehn Jahren ist sie noch ein kleines Mädchen, nach dem dreißigsten ist sie eine Frau. Der Name Grisette ist nur auf die Jahre zwischen diesen beiden Lebensaltern anwendbar. Ist einmal das dreißigste Jahr gekommen, so sinkt sie, sie, die vierzehn Jahre Grisette war und vierzehn Jahre als solche behandelt wurde, von der Zeit ihres Ranges entsetzt, zur bloßen Arbeiterin herab. Was hilft dann noch der Gang auf den Zehen, die Hüfte, die noch zu wiegen versucht, das gesenkte Auge, der weiße Strumpf, der feine Schuh, die seidene Schürze? Vergebens ermüdet sie Nadel, Polirbürste und Pinsel, vergebens illuminirt sie die Etiketten des Theehändlers, vergebens gewinnt unter ihrer Hand der Amethyst neuen Glanz, oder ein Hemdkragen seine zierliche Fassung. Ihr Reich ist zu Ende. Adieu Grisette!

(Fortsetzung folgt.)

Die Schlacht von La Tablada.

(Fortsetzung.)

Nordwärts von Cordova dehnt sich eine beträchtliche Ebene aus, deren Oberfläche theils mit Sand, theils mit Triften bedeckt, und von Hügeln und Gräben durchschnitten ist; man nennt sie La Tablada. Der Rio Primero, über den sie sich einige Fuß hoch erhebt, bildet ihre Einfassung und je näher sie sich zur Stadt heranzieht, schwillt sie zu einigen Erhöhungen an, die sich mit den Hügeln vereinigen, von denen die Stadt umgeben ist. Nur von den höchsten Terrassendächern der Stadt, unter denen sich auch das unsrige befand, konnte man den größern Theil des Umkreises der Ebene übersehen. Gegen Mittag zeigte sich die Spitze einer Kolonne, am Eingang der Defileen und nahm ihre Richtung nach der Stadt zu. Anfangs unbeträchtlich, nahm sie unvermerkt an Ausdehnung zu und ihre vordersten Reiter setzten über den Rio Primero, als ihre letzten Reihen noch hinter den Anhöhen verborgen waren. Die Kolonne rückte in die Stadt ein und stellte sich in unserer Straße, die sie ihrer ganzen Länge nach einnahm, in Schlachtordnung. Quiroga und Bustos standen an ihrer Spitze. Der Anblick dieser beiden Männer, deren Namen schon so lange und so oft in unsern Ohren erklungen war, erregte unsere Neugier im höchsten Grade und ein unbedeutender Umstand verschaffte uns das Glück, sie in der Nähe sehen zu können. Einer von uns beobachtete mit einem Fernrohr die Bewegungen des Heeres, als Einer, der seiner Haltung und seiner Bewaffnung nach zu urtheilen, ein Offizier war, aus der Gruppe hervortrat, welche um die beiden föderalistischen Feldherrn im Kreise stand, und sich zu uns auf die Terrasse begab, wo er uns den Befehl ertheilte, unser Instrument Quiroga zu bringen, der es sehen und versuchen wolle. Willig gehorchte wir einem Befehle, der im Namen eines so gefürchteten Mannes ertheilt wurde; allein der Eigenthümer des Fernrohres, der nicht Lust hatte, es einzubüßen, nahm unvermerkt eines der Mittelgläser heraus, so daß es völlig unbrauchbar wurde. Quiroga war eben vom Pferde gestiegen, als wir bei ihm anlangten: er nahm, ohne ein Wort zu sagen, das Fernrohr und während er es an's Auge hielt, konnten wir ihn ganz in der Nähe aufmerksam betrachten. Sein Anblick ließ den Schrecken nicht ungegründet erscheinen, der von seinem Namen ausging. Sein Körperbau von mittlerer Größe aber wohl gebaut, und seine gedrungenen muskulösen Glieder verriethen Kraft und Kühnheit; seine Gesichtszüge konnten durch ihre antike Regelmäßigkeit Bewunderung einflößen, wenn seine Augen, in denen ein düsteres Feuer brannte, und die er während des Sprechens stets auf den Boden geheftet hielt, nicht ein geheimes Grauen erregt hätten. Ein dichter Bart, der die Hälfte seines Gesichts verhüllte, vollendete den unheimlichen Eindruck. Ein Strohhut von Guayaquil, ein lichter gestreifter indianischer Poncho, chilesische Stiefel, die bis über das Knie hinaufreichten und massiv silberne Sporen, bildeten seinen Anzug. Uebrigens trug er nichts, was ihn von den übrigen vornehmeren Offizieren unterschieden hätte. Neben ihm stand Bustos, mit sorgenvoll nachdenklichem Gesicht, ein wenig seitwärts abgewendet, als scheue er selbst seinen furchtbaren Waffengenossen. Das Heer, eine unordentlich aufgeraffte Masse von Menschen, die durch Aussicht auf Plünderung, wie durch Furcht und den unruhigen Geist, der bei den Gauchos so sehr auffällt, zusammengetrieben war, bot eben so vielerlei Anzüge, als es Köpfe zählte. Das den Indianern entliehene malerische Gewand des Poncho, das die unteren Volksklassen der spanischen Kolonien noch immer treulich beibehalten ha-

den, während die höheren Stände sich in Nichts von der in unsren Städten üblichen Tracht unterscheiden, ist so oft schon beschrieben worden, daß wir der Mühe überhoben sind, es zu thun. Ein Theil des Heeres war mit regelmäßigen Waffen versehen, die übrigen aber hatten Nichts, als was ihnen der Zufall in die Hände gegeben hatte: die Einen führten einen Säbel, Andere Pistolen, und Einige nur ein an einer Stange befestigtes Messer, als Lanze. Quiroga hatte auf seinem Marsche dergestalt die Bevölkerung vor sich her aufgerollt, daß selbst Knaben, die kaum das Jünglingsalter erreicht hatten, ihm zu folgen gezwungen worden waren.

Schweigend gab er uns das Fernrohr zurück, nachdem er vergeblich sich seiner zu bedienen versucht hatte und da wir keinen Wink erhielten, uns zu entfernen, so blieben wir in seiner Nähe, um den weiteren Verlauf der Sache abzuwarten. Ein Adjutant, der an die in der Plaza eingeschlossenen Milizianos eine Kapitulation überbracht hatte — wenn man anders den Befehl, sich zu ergeben, so nennen kann — kehrte mit der Antwort zurück, worin man Bedenkzeit verlangte. Quiroga nahm das Papier, las es mit einem Lächeln der Verachtung und reichte es über seine Schulter weg Bustos; dann nahm er es diesem wieder aus der Hand, ergriff eine Feder, durchstrich den ganzen Inhalt und gab das Blatt dem Adjutanten, um es den Belagerten mit der Drohung zu überbringen, daß er stürmen lassen werde, wenn sie nicht augenblicklich die Waffen streckten. Die Milizianos, die den Abend zuvor, wo sie die Zahl ihrer Feinde nicht gekannt hatten, so tapfere Gegenwehr geleistet, gehorchten und gingen auseinander. Nun rückte Quiroga mit einer Abtheilung seines Heeres in die Plaza ein, begab sich nach dem Cabildo, ernannte zum provisorischen Gouverneur der Stadt den Schwager des Bustos und zog dann ab, um auf der Ebene von La Tablada seine Stellung wieder einzunehmen, die er am Morgen inne gehabt hatte; in der Stadt ließ er zur Vertheidigung fünfhundert Mann zurück. Alles Dieß war eine Geschichte von drei Stunden; aber Quiroga konnte nichts thun, ohne Blut zu vergießen und der erste Befehl, den der neue Gouverneur von ihm erhielt, gebot ihm, zehn Personen erschießen zu lassen; unter diesen befand sich der unitarische Gouverneur, seine Minister und der Rektor der Universität. Letzterer, ein großer ausgedörrter Mann mit eingefallenen Wangen und leichenfarbigem Gesichte, erzählte mir später, wie er nur durch ein Wunder — so nannte er es — dem Tode entgangen war. Er hatte es Anfangs nicht unter seiner Würde gehalten, sich als Weib zu verkleiden, und in den Glockenthurm des alten Jesuiterkollegiums zu verstecken; nachher kam ihm der Gedanke, es könnte den Feinden einfallen, Sturm zu läuten und er hatte sich in ein Haus geflüchtet, das die Föderalisten geplündert hatten, ohne ihn in seinem Verstecke zu entdecken, wo die größte Marter des frommen Mannes, wie er mir sagte, darin bestand, die ganze Nacht hindurch die frechen Reden des unsauberen Gesindels anhören zu müssen. Das ganze Verbrechen des guten Rektors bestand darin, daß er in seiner politischen Meinung etwas geschwankt hatte. So lange Bustos Gouverneur war, hatte er Quiroga als einen Pfeiler der Kirche, als einen neuen Makathias gepriesen; nachher als sich Paz der Stadt bemächtigt hatte, schalt er auf den Gegenstand seiner früheren Bewunderung mit dem Namen des Tigers von La Rioja. Allein der Tiger verzieh dergleichen Glaubensänderungen nicht, die sonst so gerne nachgesehen werden.

(Schluß folgt.)

Literarische Chronik.

Neueste Schriften über Indien.

(Fortsetzung.)

Das folgende lustige Abenteuer auf dem Ganges, verdient ebenfalls angeführt zu werden.

„Während unsrer Fahrt auf dem Ganges fügte es sich einst, daß mein Boot beim Anlanden, neben einen großen Budscherau zu liegen kam, in dem irgend ein vornehmer gallsüchtiger Mann ruhte. All sein Schiffsvolk und seine Diener, wenigstens 25 bis 50 an der Zahl, schliefen, in ihre weißen Shawls gewickelt, auf dem Dach der Kajüte, die sich über das Verdeck erhob, und in der jener Mann lag. Es war eine herrliche Nacht, und wir befanden uns gerade in der Nähe von Colgong, auf einer der romantisch schönsten Stellen des Ganges. Ich saß noch auf dem Verdeck, als Mitternacht schon vorüber war, und weidete mich an der herrlichen Scenerie, als ich plötzlich durch ein ganz ungewöhnliches Getöse im Wasser in meinen Betrachtungen gestört wurde. Ich wendete mich nach der Richtung, und sah die armen Teufel von ihrem Lager auf dem Dach der Kajüte aufspringen, und in den Fluß hinabplumpen, während mein heftiger Nachbar wie ein Wahnsinniger auf dem Verdeck stand, und einen Stock über seinem Haupte schwang. Die Scene war zum Malen: der Mond beleuchtete seinen kahlen Schädel, denn er hatte in der Wuth einem seiner Leute die Nachtmütze an den Kopf geworfen, weil er ihn mit dem Stock nicht erreichen konnte; wie er so dastand im Getümmel, im bloßen Hemd und die Schläfer aufjagte, hätte ich viel darum gegeben mit Smollets Feder den Auftritt verewigen zu können. Die Schiffleute, in der Regel gute Schwimmer, schienen durch den schnellen Uebergang aus dem Trocknen ins Nasse die Geistesgegenwart nicht verloren zu haben; sie erreichten bald das Ufer, und gafften nun gleich mir das Schauspiel an, in dem sie selbst, sehr unverhoffter Weise, Hauptrollen gespielt hatten. Ich glaubte nun nicht anders, als irgend eine schreckliche Beleidigung müsse meinen Nachbar so in Harnisch gebracht haben, daß er Alles vom Bord jagte, wurde aber bald eines Bessern belehrt. Der Sieger stolzirte noch einigemal über das behauptete Schlachtfeld, wendete sich dann zu dem geschlagenen Feind, der sich am Ufer gesammelt hatte, drohte mit dem Stock und schrie auf hindustanisch hinüber: „Ich will euch lehren so zu schnarchen, ihr Schlingel!“ Diese lächerliche Aufklärung des Geheimnisses belustigte mich und die Schiffleute dergestalt, daß wir in ein lautes Gelächter ausbrachen. So viel Lärmen um Nichts, schien den Letztern so abgeschmackt, daß sie den Zorn ihres Herrn nicht weiter beachteten; sondern in der besten Laune und um nicht etwa zum zweitenmale so unsanft aufgeweckt zu werden, am Ufer ein Feuer anzündeten, sich um dasselbe lagerten, und ihre Pfeifen schmauchend, den Vorfall belachten, bis es Zeit war weiter zu fahren. Es läßt sich denken, daß ein so reizbarer Reisender, der sich so leicht zu Mißhandlungen gegen seine Umgebung hinreißen ließ, bei dem Volke unter dem er reiste, eben nicht gern gesehen war. Armer Mann! wenn ich an dein Schicksal denke, so möchte ich mir fast Vorwürfe darüber machen, daß ich obige Anekdote niederschrieb. Er ward bald nachher, auf seiner Weiterreise nach Cawnpur, am Ufer des Flusses ermordet. Ohne Begleitung anderer Schiffe hatte er eines Abends an der zum Königreich Aud gehörenden Seite des Ufers angelegt, und wurde bei Nacht von einer Abtheilung Decoits (Räuber) überfallen. Ohne Widerstand drangen sie in seine Kajüte, denn seine Diener, mit Ausnahme eines einzigen, hatten ihn verlassen, und sein Schiffsvolk sich verlaufen. Man fand am andern Morgen keine Spur von seinem Leichnam, allein die Unordnung in seiner Kajüte zeigte, was vorgegangen war. Der zurückgebliebene Diener hatte Lärm, und bald darauf einen Fall ins Wasser gehört; einige Zeit nachher sah man, ein wenig unterhalb der Stelle wo der Ueberfall geschehen war, Geier den Leichnam eines weißen Mannes zerfleischen, und Alles war nun am Tage. Die Mörder wurden indeß nicht entdeckt, und es ist auch nicht wahrscheinlich, daß Dieß je geschehen werde.“

Den bereits ausgehobenen Gebirgsaussichten fügen wir noch die nachstehende bei:

„Ich kletterte zum Gipfel des hohen Gebirgsrückens empor, über den der Pfad führte, und genoß nun von hier aus einer Aussicht, von der auch die kühnste Phantasie nicht vermöchte sich ein Bild zu entwerfen. Da mein Weg, ungefähr eine Meile weit, über 4 bis 5 Fuß tiefen Schnee führte, der jedoch fest genug war, um mich nicht zu tief einsinken zu lassen, so war ich um so mehr erfreut, mich für die überstandenen Beschwerden so reich belohnt zu sehen. Andächtige Eingeborne hatten auf dieser Höhe eine Art Altar errichtet, der aus einem Haufen von Steinen besteht, in deren Mitte sich ein großes Felsenstück erhebt, dem Jeder meiner Begleiter, so wie er ihn erreichte, seinen Salam brachte und der Gottheit, auf deren Schutz er besonders vertraute, dankte, ihn glücklich auf diese Höhe geführt zu haben. Hinter mir gegen Nordwest, erhoben sich die schneebedeckten Gipfel des Bunderputsch und des Duhtin, an deren Fuß der Dschumnah fließt, und östlich von da ragten, gleich weißen Wolken, die hohen Spitzen des Rudruh Himaleh, des Kedar Nath und des Badri Nath, diese gigantischen Gegenstände hindu'scher Verehrung, empor, in deren Schoß die Quelle des heiligen Flusses, des Ganges, entspringt. Ihre Umrisse verschmolzen mit dem Horizont, und als ich so dastand, versunken im Anstaunen dieser, alle Berge ringsumher überragenden Gipfel, ward ich fast versucht, sie für eine optische Täuschung zu halten, und zu zweifeln, ob hier noch ein Raum zwischen Himmel und Erde sey. Wenn ich dann dachte, daß ich am 30 Mai, keine zehn Grade vom Wendekreis entfernt, auf einem mit Schnee bedeckten Berge stand, und daß die vor mir emporragenden Gipfel, von hier aus selbst, noch viel höher waren als der Montblanc von der Ebene und der Aetna vom Meere aus, so fühlte die Brust sich athemlos vor dem Gedanken des Ungeheuren. Die Alpen, die Apenninen, die Pyrenäen und der Po, obgleich reich an mannichfachen Schönheiten, deren Reiz noch durch die Civilisation erhöht wird, die sich über die Landschaft verbreitet, die man dort überschaut, müssen doch in Größe und Erhabenheit den schneebedeckten Imaus und den mystischen Flüssen weichen, die in ihrem Schoß entspringen, und von dem Aberglauben mit einem heiligen Schauer umgeben sind, dessen selbst Jener sich nicht erwehren kann, der nicht von denselben gläubigen Ansichten beherrscht wird. Vor mir, gegen Süden, hatte ich einen, zwar minder großartigen, aber um so abwechselndern Anblick: etwas weiter abwärts von dem Fuß des Berges, auf dem ich stand, begränzten gelbe, terrassenförmige Felder, bewaldete Bergrücken und Kuppen, deren Spitzen mit Pinien, die Abhänge aber mit blühendem Flieder und Rhododendron bekleidet waren, die Ufer eines sich in zahllosen Krümmungen dahin windenden Flusses. So weit das Auge reichte, sah es nichts als Berge, unendliche Berge von jeder Gestalt und Farbe, deren Klüfte und Abhänge zum Theil mit Massen von Schnee bedeckt waren, der durch das Laub der Bäume hindurch schimmerte; rauhe, zackige Felsen, die durch ihre Nacktheit die zwischen ihnen liegenden, sanft abgerundeten, üppig, wie von Menschenhänden bepflanzten Hügel noch mehr heraushoben; dunkle undurchdringliche Wälder, in denen Waldströme brausen, und kleine Gruppen von Fruchtbäumen, in deren Zweigen sich singende Vögel wiegen."

Von dem Wunderglauben der Eingebornen berichtet der Verfasser Folgendes:

„Der Kedar Nath hat, wie sie sich einbilden, einige Aehnlichkeit mit einem Büffel, und daher mag sich, wie ich glaube, der Ruf der Heiligkeit schreiben, in dem er steht. Er war einst ein belebtes Wesen, bekam aber unglücklicher Weise Streit mit einem mächtigen Riesen Namens Bhihm Singh. Um sich an diesem zu rächen, nahm er die Gestalt eines ungeheuren Büffels an, und rannte mit der größten Gewalt gegen seinen Feind. Der gewahrsame Bhihm Singh hingegen stellte sich gleich dem Koloß mit ausgespreiteten Beinen auf zwei neben einander liegende Berge, suchte das Thier zwischen seine Knie zu fassen, und klemmte es dann dergestalt, daß es in zwei Hälften gespalten wurde. Aus Kopf und Schultern wurde nun der Kedar Nath, der Hintertheil aber kam ins Königreich Nepal, wo er jetzt einer der höchsten Berge ist. So viel von Gebirgslegenden. Gewiß ist, daß es leicht seyn mußte ein Volk zu beherrschen, das eine so plump ersonnene Fabel wie diese glauben konnte.

„Ich will indeß nicht entscheiden, ob die auf Krischna sich beziehenden Sagen abgeschmackter sind, als jene klassischen, deren Held Apollo ist. An einem Calambac, oder Paradiesholzbaum am Ufer des Dschumnah in der Nähe von Bunderbund, sieht man noch den Eindruck vom Rücken Krischna's, der hier lehnte, wenn er vor den Milchmädchen, mit denen er seine Zeit so lustig zubrachte, die Flöte blies, und eine von ihnen Namens Tulsi (eine zweite Daphne) ward, als sie ihm zu entfliehen versuchte, in die Pflanze verwandelt, die noch jetzt nach ihr Tulsi, heiliger Basilikum, genannt wird. In der Nähe dieses geheiligten Platzes liegt ein ebenfalls geheiligter Hügel, der zuweilen beleuchtet wird, und dem Andächtige von nah und fern zuströmen. Zur Zeit einer Hungersnoth wendete sich das Volk an Krischna und erhielt von diesem die Weisung, dem Gott dieses Berges Goverdhana Opfer zu bringen, um ihn zu versöhnen. Sie gehorchten; und er selbst erschien nun, unter anderer Gestalt, auf der Höhe des Hügels sitzend, und nahm die Opfergaben in Empfang, die aus Lebensmitteln bestanden haben müssen, denn er wurde plötzlich so gewaltig schwer, daß der Hügel unter ihm einsank, und bis auf den heutigen Tag die Gestalt behalten hat, die das Gewicht des Gottes ihm damals gab. — Die Fakirs, unter denen es redliche und gelehrte Männer gibt, stehen bei den Eingebornen in großem Ansehen. Gleich einem Schwarm von Heuschrecken durchziehen sie, Alles verzehrend, die Dörfer. Sie zu beleidigen ist hoch verpönt, und ihnen Nahrung verweigern, wird für eine Gottlosigkeit gehalten. Ein Brahmine versicherte mich, es seyen einst 10,000 an einem Tage nach Sirinagur gekommen, und hätten zu essen verlangt. Obgleich diese Anzahl übertrieben scheint, so mögen ihrer doch genug gewesen seyn, um, wie der Brahmine behauptete, eine Hungersnoth befürchten zu lassen. Der Radschah, der besorgte, seine Vorräthe möchten verschlungen werden, aber doch Bedenken trug sie weiter zu schicken, bot jedem eine gewisse Gabe von Getreide, wenn sie sich in den Gebirgen zerstreuen, und nicht in einem so furchtbaren Zuge weiter wandern wollten. Die Fakirs schlugen aber das Anerbieten aus, bestanden darauf, mit so viel versehen zu werden, als ihnen genüge, und zogen in Masse in die Stadt. Nun untersagt ihnen aber ihr Gelübde jedes weltliche Vergnügen und gebietet ihnen Aug und Ohr jedem Sinnenreiz zu verschließen. Hierauf gründete der Radscha seinen Plan; er erklärte sie dulden zu wollen, ließ aber, während sie beim Essen saßen, alle Musikanten und Tänzerinnen herbeiholen, die nur aufzutreiben waren, und den Sinnen der heiligen Männer dergestalt von allen Seiten zusetzen, daß sie, wenn auch von Musik und Tanz in ihren Grundsätzen nicht wanken gemacht, doch voll Aergernisses über diesen Auftritt und aus Furcht, der Ruf ihrer Frömmigkeit möchte darunter leiden, sich eilig auf die Flucht begaben, und die Stadt verließen. Einige dieser Fakirs sollen Wunder gewirkt haben; „allein ich glaube nicht sehr daran" fuhr mein Brahmine fort, der, beiläufig gesagt, einer der stärksten Geschichtenkrämer war, der mir noch vorgekommen ist, und so lange in meinem Zelt saß, als es mir gefiel mich von ihm erbauen zu lassen. „Ich glaube nicht sehr daran, denn nur einmal in meinem Leben stieß mir ein Mann auf, der ein Wunder wirkte. Ein nackter Fakir kam in das Dorf, in dem ich geboren bin, und bat mich sein Führer bis Gungautri zu seyn. Er schlug alle Nahrung, die man ihm bot aus, denn er könne, wie er sagte, sich selbst speisen so oft er Hunger fühle. „Nimm Deinen Stock," fuhr er fort, „und für das Uebrige laß mich sorgen." — „Dich?" antwortete ich, „Du bist ein Bettler, was kannst Du mir geben?" — Er hatte nichts bei sich als eine Kürbisschale, mit der er Wasser schöpfte. Auf diese Worte blickte er mich zornig an und sagte: „Ram, ram!" und drang in mich zu gehen. Als wir nach Bairo Ghati gekommen waren, hieß er mich am Tempel warten bis er gebadet habe, und als er zurückkam, fragte er mich, ob ich hungrig sey, und was ich zu essen wünsche. „Ein paar Kuchen von Weizenmehl," erwiderte ich, und kaum hatte er sein Gebet geendet, so lagen auch schon solche Kuchen auf dem Boden. Dasselbe Wunder vollbrachte er auch in Gungautri. Ich lüge nicht, denn ich sah es mit meinen eigenen Augen und aß von den Kuchen, die noch dazu recht gut waren." —

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 250. 6 September 1832.

Lander's Entdeckungsreisen auf dem Niger.

11. Volksfeste zu Bussa — Strafe eines vorlauten Trommelschlägers — Thronrede eines Negerkönigs — Nationaltänze — Mondsfinsterniß.

Landers Aufenthalt in Bussa, nach seiner Rückkehr von Uouou, verzögerte sich länger, als er vermuthet hatte. Die Unterhandlungen wegen Ankauf eines Kanoes wollten nicht zu Ende kommen und machten die Sendung einer Menge von Botschaften nothwendig. Die Midiki vermittelte endlich die Sache dahin, daß die Reisenden dem Könige von Uouou ihre beiden Pferde für ein Boot überlassen und von ihm eine Summe Kauris herausbezahlt erhalten sollten; als aber das Boot ankam, fanden sie es so klein, daß es für sie völlig unbrauchbar war. Die Pferde, große und schöne Thiere, waren zum Mindesten sechzig Guineen werth, das Boot kaum so viele Pfennige und doch veranlaßte der Ankauf desselben, wie das Tagbuch bemerkt, so viele Schwierigkeiten und Unterhandlungen, als kaum die Gränzbestimmung eines ganzen Reiches auf einem europäischen Friedenskongresse.

Gern wäre Lander selbst nach Uouou gegangen, wohin ihn der alte König dringend eingeladen hatte, um bei ihm die Tage eines großen mohammedanischen Festes, das bevorstand, zuzubringen. Allein die Schwester des Königs war durchaus dagegen und entblödete sich sogar nicht, ihren Bruder mit den gehässigsten Nachreden zu verschwärzen, um den Reisenden einen Besuch bei demselben zu verleiden. „Ueberhaupt, bemerkt hier Lander, ist das häßliche Laster der Verläumdung in ganz Afrika allgemein herrschend; Eines spricht vom Andern Böses, vom Könige an bis zum gemeinsten Sklaven herab.“ Es blieb daher, wollten die Reisenden anders die Königin bei gutem Willen erhalten, nichts übrig, als in Bussa selbst die Festtage abzuwarten.

„Schon am Vorabende derselben, erzählt Lander, stellten sich die Einwohner der umliegenden Ortschaften und Dörfer zu Bussa ein. Freude strahlte von allen Gesichtern und im Vorgenuß des Vergnügens der folgenden Tage waren ihre Gemüther so heiter und selig gestimmt, daß sie viel gutherziger geworden schienen. Selbst die Hunde, die sonst sehr übel behandelt werden, sprangen fröhlich und wohlgemuth umher und wedelten, als hätten sie gewußt, daß sie an diesen Tagen allgemeiner Fröhlichkeit Prügel und Fußtritte weniger zu fürchten hatten. Männer und Weiber, von dem Gedanken an die Lust der kommenden Tage begeistert, sangen und tanzten, plauderten und lachten an allen Orten und Enden, während fadennackte Kinder, so fröhlich wie ihre Aeltern, gleich Hirschkälbern umhersprangen oder sich auf dem grünen Rasen wälzten.“ Indeß erlitt diese allgemeine Fröhlichkeit eine kleine unangenehme Störung, durch einen Vorfall, der des Königs Gemüth mit dem heftigsten Zorn und Verdruß erfüllte. Der Trommelschläger, mit dessen eitler Gemahlin unsre Leser schon Bekanntschaft gemacht haben, hielt sich schon seit einiger Zeit in einer nahe bei Bussa gelegenen kleineren Stadt auf, deren Gouverneur der älteste Sohn des Königs war. Dort hatte er, man weiß nicht ob durch den Zauber seines Instruments oder durch welche andere Künste, sich dergestalt in die Gunst der Gemahlin des schwarzen Prinzen einzuschmeicheln gewußt, daß die böse Welt, die im Vorbeigehen gesagt, im Mohrenlande so bös ist, als anderswo, allerlei verdächtige Blicke nach der Stirne des jungen Fürsten warf und sich in die Ohren zischelte, die Trommelschlägel hätten ihr einen Schmuck zugedacht, ehe noch das königliche Diadem darauf gesetzt würde. Indeß nahm man sich doch wohl in Acht lauter von der Sache zu sprechen als eben nöthig, da die schwarzen Höflinge so gut zu wissen schienen, wie die weißen, daß Mancher schon sein Auge verlor, der es einem Fürsten lieh, um zu sehen, was dieser selbst nicht sehen wollte oder konnte. Allein das Glück ist redseliger Natur und geheimes Glück drückt so schwer als geheimes Leid; kurz der Trommelschläger war so unvorsichtig mit seiner Eroberung zu prahlen und brachte dadurch die ganze weibliche Bevölkerung von Bussa gegen sich in Harnisch. Geschah es, um die Ehre ihres Geschlechtes zu retten, oder um an der leichtfertigen Zunge des Trommelschlägers ein Exempel zu statuiren, genug die älteren Frauen lauerten dem armen Musikanten auf und gerbten ihm mit ihren schönen Händen mehr als nur je er selbst sein Trommelfell. Nun gerieth aber auch der Prinz in Wuth, und eilte in die Stadt, um seine so frech angetastete Ehre in dem Blute des Trommelschlägers rein zu waschen. Der unglückliche Künstler hatte sich eben von der bereits erstandenen Züchtigung wieder etwas erholt und saß vor der Thüre des Königs, ganz vertieft in die Töne seines Instrumentes, auf dem er wahrscheinlich die erhaltene Lektion wiederholte, als er die Augen aufschlug und den Prinzen vor sich sah. Schneller, als wäre er auf einer giftigen Schlange gesessen, sprang er auf und rannte über Hals und Kopf zur Stadt hinaus und den Kornfeldern zu; allein die verwünschte Trommel hing ihm wie angehext am Halse; hinderte ihn

in der Flucht und verrieth ihn endlich seinen Feinden, den Sklaven des Königs, die mit Prügeln bewaffnet, ihn verfolgten, aus seinem Verstecke hervorzogen und ihn dergestalt bearbeiteten, daß er für todt liegen blieb und von mitleidigen Menschen, die des Weges kamen, mit Blut bedeckt, an allen Gliedern zerbläut und gerädert, und keinem menschlichen Geschöpf, geschweige einem königlichen Trommelschläger mehr gleichend, in die Stadt getragen wurde. Der König wurde über diese seinem ersten Höflinge widerfahrene Mißhandlung so empört, daß er seinen Dienern befahl, den Prinzen aufzusuchen und ihm ohne Verzug das Haupt abzuschlagen. Nur die unablässigen Bitten der angesehensten Einwohner und aller Frauen der Stadt, die Trommelschlägerin selbst nicht ausgenommen, die wie aus Einem Munde betheuerten, dem naseweißen Trommelschläger sey noch viel zu wenig geschehen, konnten endlich den König bewegen, seinen blutigen Befehl zurückzunehmen. Der zerprügelte Künstler wollte jedoch seine blutrünstigen Glieder nicht so wohlfeil in den Kauf geben und konnte am Ende nur durch einen schönen Rock, den ihm der König zum Geschenke machte, zufrieden gestellt werden. So wurde diese Sache, die ganz Bussa in Aufruhr gebracht hatte, beigelegt und Jedermann, der nicht so übel daran war, als der arme Künstler, sprang und tanzte wieder.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schlacht von La Tablada.

(Schluß.)

Cordoba duldete schweigend das neue Joch, das ihm der Tiger von Rioja auflegte. Noch war nicht Alles verloren, so lange Paz mit seinem Heere nicht geschlagen war. Am folgenden Tage glänzte die Sonne in ihrem vollen Schimmer und Aller Augen waren nach der Gegend gerichtet, wo sie aufging, weil von dort her die unitarische Armee anrücken mußte. Lange harrte man vergebens, endlich stiegen auf den Höhen Staubwolken auf, aus denen man hier und dort einen rothen Poncho hervorleuchten sah; es waren die Tucumanos, die den Vortrab der Armee bildeten. Bald vergrößerte sich ihre Anzahl und endlich sah man das ganze Heer in eilendem Anzuge. Je mehr es sich aber näherte, desto angstvoller schlugen alle Herzen. Es breitete sich in der Ebene La Tablada im Angesichte der föderalistischen Armee aus, die bis jetzt in ihren Stellungen vom vorigen Abend unbeweglich geblieben war. Nach langen Manövern, die wir zum Theil wegen der Unebenheiten des Bodens nicht sehen konnten und während deren unsre ungeduldige Erwartung mit jedem Augenblicke stieg, wie es wohl einst bei dem Volke der Fall war, das die Gladiatoren des Circus erwartete, blitzten endlich lange Reihen in der Ebene und das Krachen des Gewehrfeuers mit dem Donner der Artillerie vermischt, ließ sich vernehmen. Nicht wie bei unsern Schlachten entscheiden diese beiden Waffen in den südamerikanischen Kriegen gewöhnlich den Sieg. Das Fußvolk spielt bei diesen Gefechten nur eine untergeordnete Rolle. Die Gauchos von Jugend auf an den Kampf mit dem Messer gewöhnt, mit dem sie alle ihre Streitigkeiten ausfechten, gehen der blanken Waffe mit der größten Unerschrockenheit entgegen, haben aber eine mechanische Furcht vor dem Feuer. Beide Heere standen uns so nahe, daß wir mit dem Fernrohr jeden einzelnen Mann unterscheiden konnten. Das Gewehrfeuer hörte allmählich auf und in den Rauchwolken, die sich langsam über die Ebene hinschleppten, sah man die Reitergeschwader mit aller Wuth sich angreifen. Quiroga hatte Paz Kürassieren seine besten Reiter gegenübergestellt und siebenmal brachen sich ihre Angriffe an dieser dichtgeschlossenen Masse, indem sie jedesmal die Erde mit Todten bedeckten. Sobald einem Reitergeschwader der Angriff mißglückte, zog es sich in Unordnung hinter die Schlachtordnung zurück und ein anderes nahm seine Stelle ein. Das übrige Heer griff mit gleichem Ungestüm die Tucumanos an, die weniger kriegsgeübt bald Terrain gewannen, bald in Verwirrung zurückwichen, sich aber wieder sammelten und noch einmal zum Angriff zurückkehrten. Dieser blutige Kampf dauerte schon seit zwei Stunden und Nichts hatte sich noch entschieden. Die Nacht brach herein ohne die Kämpfenden zu trennen. Wir verloren uns in Muthmaßungen über den Ausgang des Treffens, endlich gegen zwei Uhr des Morgens in der dichtesten Finsterniß hörten wir den Eilschritt einer Truppenmasse, die sich nach der Plaza begab; bald aber von dort zahlreicher, wie es schien, zurückkehrte und wie man an dem Gerassel der Räder hören konnte, mit Artillerie: es war ein Theil der föderalistischen Armee, der geschlagen war, sich in der Stadt wieder gesammelt und das Geschütz abgeholt hatte, das die Plaza vertheidigte. Mit Anbruch des Tages weckte uns ein Kanonenschuß und ein Kleingewehrfeuer, das noch lebhafter war, als den Abend zuvor. Der Kampf erneuerte sich auf allen Punkten. Bald fing das dürre Gras in den Ebenen Feuer und dichte Rauchwirbel qualmten auf und hüllten beide Heere ein. Nach zwei Stunden, während welchen wir nichts mehr sehen konnten, erschienen endlich einzelne Gauchos keuchend und mit Blut bedeckt und flohen in Unordnung nach der Stadt, durch die sie ohne Aufenthalt hindurchsprengten und dort und dahin auseinanderstoben. Fast in demselben Augenblicke folgten Andere und bald sahen wir das ganze föderalistische Heer nach allen Richtungen über die Ebene hin zerstreut fliehen. Der größere Theil der Flüchtlinge eilte der Sierra zu und wir verloren sie bald aus dem Auge. Die andern kehrten in kleinen Truppen nach der Stadt zurück.

Während ein Theil des unitarischen Heeres die Flüchtlinge verfolgte, zog Paz in Cordoba ein, indem er die Trümmer der Gauchosschaaren vor sich hertrieb, die plänkelnd sich zurückzogen. In derselben Straße, wo Quiroga Halt gemacht hatte, angekommen, schickte er einen seiner Adjutanten an die Föderalisten in der Plaza, um sie zur Uebergabe aufzufordern. Dieser Offizier Namens Tejedor, einer der schönsten Männer des Heeres, war von Mendoza und hatte sich in dem Feldzuge gegen Brasilien ausgezeichnet. Eine junge Dame von Cordoba, deren Neigung er gewonnen hatte, sollte sich in kurzer Zeit mit ihm verbinden. Als er sich dem Platze näherte, gaben vier Menschen von der Terrasse eines anstoßenden Hauses Feuer auf ihn und der Unglückliche sank todt vom Pferde. Seine Ordonnanz sprengte zu Paz zurück, um ihm den schändlichen Verrath zu melden. Paz übte bei dieser Gelegenheit nicht das Recht der Wiedervergeltung aus, obgleich seine Truppen die Plaza zu stürmen verlangten, wobei wahrscheinlich keiner von Denen, die darin lagen, mit dem Leben davon gekommen

seyn würde. Gleich darauf ergaben sich die Föderalisten und die vier Mörder, die nicht entfliehen konnten, büßten ihr Verbrechen mit dem Leben. Der Eigenthümer des Hauses, wo sie sich in Hinterhalt gelegt hatten, war als Föderalist bekannt und wurde zu einer Strafe von viertausend Piastern verurtheilt, die er auch zur Stunde erlegte. Der Tod Tejedor's war nicht der einzige Verlust, den die Unitarier zu beklagen hatten. Ein anderer junger Mann kam fast zu gleicher Zeit mit ihm um. Von seinem Muthe fortgerissen war er bloß an der Spitze von fünf Mann mit den Gauchos in die Stadt gedrungen; diese aber hatten kaum die kleine vereinzelte Truppe bemerkt, als sie von allen Seiten über sie herfielen. Alle fünf erlagen, aber nur nachdem sie ihr Leben theuer verkauft hatten. Ihre eben so schrecklich als boshaft verstümmelten Leichen wurden gerade auf die Plaza gebracht, als das Heer unter dem Zuruf des Volkes einzog. Vergebens wäre es gewesen, Ordnung in den Reihen zu erhalten; jeder Offizier, jeder Soldat von einem Bruder, einem Freund, einem Unbekannten umarmt, theilte die allgemeine Freude. Zuschauer dieser rührenden Scene, konnten wir uns nicht den Umarmungen des guten Rektors entziehen, der bleich, lachend und weinend zugleich, mit ausgebreiteten Armen auf Alles losstürzte, was ihm in den Weg kam.

Am folgenden Tage stiegen wir zu Pferde, um das Schlachtfeld zu besehen, es herrschte Todtenstille auf demselben und die Raubvögel waren bereits an ihrer Arbeit; nur einige Karren bewegten sich, mit Leichen beladen, langsam über die Ebene nach tiefen Gruben hin, in die Sieger und Besiegte geworfen wurden. Später hörten wir von dem Polizeidirektor der Stadt selbst, daß tausend sechzehn Todte beerdigt worden waren, ein ungeheurer Verlust für so kleine Heere, der sich aber aus der Erbitterung der beiden Parteien und den Waffen, der sie sich zu bedienen pflegen, erklären läßt. Verwundete zählte man nur wenige; denn bei den Gauchos ist Jeder, der fällt, ein verlorner Mann; bei uns streckt der Soldat im Handgemenge seinen Gegner zu Boden und läßt ihn liegen; allein der Gauchos wüthet noch gegen seinen niedergemachten Feind, wenn dieser längst schon zu athmen und zu fühlen aufgehört hat.

Vierzehn Tage nach der Schlacht traf aus Buenos Ayres die Nachricht ein, daß zwischen den Unitariern und den Föderalisten, welche die Stadt belagerten, ein Waffenstillstand geschlossen worden sey. Beide Parteien waren übereingekommen, allgemeine Wahlversammlungen zu veranstalten, um entscheiden zu lassen, welche Regierungsform angenommen werden sollte. Wir verließen Cordoba und kamen zwei Tage vor den Wahlen an: die Neuigkeit, die wir mitbrachten, änderte den Erfolg derselben, der sich wahrscheinlich zu Gunsten der Föderalisten entschieden haben würde. Die Unitarier siegten; allein ihre Gegner, die die Gewalt in Händen hatten, wollten sich der öffentlichen Meinung, die sie als Schiedsrichter aufgerufen hatten, nicht unterwerfen und wenige Tage nach unsrer Ankunft, nahmen sie Besitz von der Stadt und wählten ihren General Rosas zum Gouverneur. So war mit einem Male durch eine Ironie des Schicksals, das so gern mit Nationen, wie mit Einzelnen seinen Spott zu treiben scheint, der Mittelpunkt der Unitarierpartei von Buenos Ayres nach Cordoba verlegt, wie umgekehrt der Sitz der Föderalisten von Cordoba nach Buenos Ayres.

Was Quiroga betrifft, so war er nach seiner Niederlage nach Rioja geflohen, aber auch der Tod war dort an seiner Seite eingezogen. Durch eine teuflische List hatte er durch einige seiner Leute, die er vorausschickte, aussprengen lassen, er sey im Treffen gefallen. Die unglücklichen Einwohner überließen sich laut ihrer Freude, als er mitten unter ihnen erschien. Sieben und zwanzig Einwohner von La Rioja, und unter denselben einige Fremde, ließ er festnehmen und erschießen. Der Tiger von La Rioja und seine Partei haben seitdem im ganzen Bereiche der Republik gesiegt und die heutzutage vergessene Schlacht von La Tablada ist nur noch einer jener Namen, den man der langen Reihe unheilvoller Tage beizählen muß, in denen amerikanisches Bürgerblut vergossen wurde.

Ein Blick auf Antwerpen.

Die Befestigungsarbeiten in Antwerpen, ausgeführt nach dem umfassenden Plane des Generals Evain, nahen sich jetzt ihrem Ende und sind ganz geeignet, sowohl die Antwerpner über das Schicksal ihrer Stadt zu beruhigen, als auch den Holländern die Lust zu einem zweiten Bombardement zu benehmen. Der Quai längs der Schelde wird jetzt durch einen Wall geschützt, der jede Landung hindert; diese Verschanzungslinie, die sich vom Entrepot bis zum großen Bassin erstreckt, ist in gemessenen Zwischenräumen von furchtbaren Batterien durchschnitten, die theils auf die Flotille, theils auf die Tete de Flandre gerichtet und überdieß durch zahlreiche Schulterwehren geschützt sind, damit sie von dem Feuer der Citadelle nicht bestrichen werden können. Vom Schlickthor bis zum Fort du Nord dehnt sich ebenfalls eine ununterbrochene Reihe von Batterien aus, deren Bestimmung ist, die holländische Flotte zu hindern, den Fluß aufwärts zu fahren. Diese Batterien werden von der Landseite durch einen Wall geschützt, der eben im Bau begriffen ist; auch kann das Terrain vor demselben nöthigenfalls unter Wasser gesetzt werden. Auf dieser ganzen, mit zahlreichen, zur Kasernirung der Truppen bestimmten Barraken besetzten Linie wird der Dienst mit außerordentlicher Wachsamkeit versehen; bei der geringsten Bewegung der holländischen Flotte werden die Kanonen geladen und in Batterien gestellt; überdieß ist auch nach Sonnenuntergang dem Publikum der Zutritt zu den Quais untersagt. Von der Seite der Esplanade hat die Stadt gegen die Citadelle keine andere Schutzwehr, als die Barrikaden der dem Entrepot zunächst gelegenen Straßen; am Thor de Malines aber ist eine große Anzahl von Mörsern gegen die Festung aufgeprotzt. Man arbeitet daran, das Fort Montebello, wo bereits mehrere Stücke gegen die Wälle der Citadelle in Batterien aufgestellt sind, in einen eben so furchtbaren Vertheidigungszustand zu setzen. Das der Citadelle zunächst gelegene Thor der Beguinen ist schon längst geblendet, und die durch dasselbe führende Straße gesperrt. Außer der großen Menge von Positionsgeschütz, mit der die Wälle von Antwerpen bespickt sind, steht noch auf dem Glacis des rothen Thors ein Park von acht Feldstücken, deren Beweglichkeit es leicht macht, sie schnell auf jeden Punkt zu richten, der etwa einer Unterstützung bedürfte. Der bis jetzt in Batterien aufgestellten Kanonen von Paixhans Erfindung sind nur vier; man verfertigt deren aber noch mehrere. Die unter den Befehl des Militärgouverneurs von Antwerpen gestellten Streitkräfte bestehen aus dem fünften und sechsten Linienregiment und den Bürgergarden von Mons, Tournay, Charleroi, Ath und Louvain; im Ganzen aus dreizehn Bataillonen. Das fünfte Regiment versieht die Wache im Innern der Stadt; das sechste, das die äußern Zugänge vertheidigt, hält auf beiden Ufern der Schelde Berchem, Kiel, Burcht und alle Punkte besetzt, die einem Ausfall aus der Citadelle oder einem Landungsversuche der Flotille bloßgestellt sind. Den Bürgergarden sind die Vorposten der Esplanade anvertraut, wo sie nur durch einfache Schranken von Brettern von den holländischen Vedetten getrennt sind. Eine militärisch organisirte Kompagnie von Seeleuten versieht den Hafendienst, und eine bedeutende Anzahl von Patrioten, die sich schon bei der Einnahme von Antwerpen im Jahre 1830 auszeichneten, haben den König wiederholt um Erlaubniß gebeten, zu Vertheidigung der Stadt ein eigenes Korps bilden zu

dürfen. Ueberdieß stehen auch noch mehrere Gränzposten, die den Befehl haben, die nach Antwerpen führenden Straßen zu beaufsichtigen, unter dem Kommando des Militärgouverneurs von Antwerpen; diese Vorposten sind gegenwärtig von der Bürgergarde von Charleroi besetzt.

Der vor der Stadt liegenden holländischen Kanonierschaluppen sind zwölf, von denen eine den großen Durchlaß besetzt hält und eine zweite vor der Tete de Flandre vor Anker liegt; die zehn übrigen stehen in zwei Linien auf der Höhe der Citadelle in Schlachtordnung. Diese Schiffe, kleiner als die belgischen Brigantinen, haben jedes einen Vierundzwanzigpfünder am Vordertheil, zwei Karonaden an beiden Seiten und zwei Sechspfünder am Spiegel; einige haben sogar nur drei Kanonen und am Vordertheil ein sehr kleines, auf Zapfen ruhendes Geschütz von Kupfer. Zwei Kanonierboote, die der Flotille die Befehlssignale zu geben haben, sind am Mast mit einer gelb und weißen Wimpel versehen, auf der sich ein lateinisches Kreuz befindet. Der Kommandant der Kanonierboote, Herr Koopman, läßt übrigens ohne alle Schwierigkeit die mit Bomben, Pulver und Kartätschen beladenen Fahrzeuge, die von Tournay nach Antwerpen gehen, und selbst Schaluppen, theils mit Infanterieoffizieren, die sich von Antwerpen nach Burcht begeben, theils mit Seeoffizieren der belgischen Marine an Bord, die nach dem Fort St. Margaretha zurückkehren, mitten durch seine Flotille segeln. Was die übrigen in der Schelde befindlichen Kriegsschiffe betrifft, so sieht man in der Ferne ganz deutlich die Fregatte Euridice, die Bombarden Komet und Meduse und den schönen, von Obrist Ryk befehligten Zweidecker Zeeuw, der erst im Jahr 1825 vom Stapel gelassen wurde, das einzige Kriegsschiff der Holländer, das nach dem neuen englischen System mit rundem Vordertheil erbaut wurde.

Ungeachtet aller dieser furchtbaren Zurüstungen und ungeachtet sogar vor der Kirche Notre-Dame ein Gerüste zum Schirmdach derselben errichtet wurde, um, wie der Küster sagt, Rubens Meisterwerke vor einem Bombardement zu schützen, kann man sagen, daß Antwerpen am Fuß der Citadelle eben so ruhig schläft, als Neapel am Fuß des Vesuvs, und der stärkste Beweis, daß man sich sicher glaubt, ist, daß während von allen Seiten furchtbare Batterien sich erheben, selbst in der Klosterstraße, zweihundert Schritte von der Citadelle, an einer großen Anzahl von Häusern gebaut wird.

Ein Prophet in Mittel-Indien.

Malwa und die Thalgründe des Nerbedda waren vier Monate lang schon durch die Cholera verödet worden, die Tausende von Einwohnern hinweggraffte, als sich plötzlich in den letztvergangenen Monaten März und April im Lande eine Prophezeiung verbreitete, die um so schneller in Umlauf kam, als ein Schreiben, das sie enthielt, bei Fluch und schwerer Strafe gebot, sie ohne Verzug abzuschreiben, und dem nächstgelegenen Dorfe mitzutheilen. Diese Prophezeiung verkündigte, daß am 6ten des Maghbend 1888 (1832) das Settyeng oder tausendjährige Reich beginnen würde: dann würden die Menschen hundert fünf und zwanzig Jahre alt werden, die Gottlosen zu Grunde gehen, ein neues Radsch oder Königreich, so wie ein neuer Radschah sich erheben; zuvor aber Erdbeben, Pest, Krankheiten, Kriege und andere unglückliche Ereignisse die Völker erschrecken bis zum Magh 1888. Eine Stimme vom Himmel herab sollte diese Weissagungen in einem Tempel zu Benares verkündigt haben. Zu gleicher Zeit stand ein Prophet auf, Namens Lallapatel, ein Ahir oder Gualla von Nellherry, der mit übernatürlichen Kräften begabt zu seyn, die Cholera heilen, Todte wieder aufwecken zu können vorgab. Auch versichert man, er habe wirklich Tausende von Menschen geheilt; die Leichen derjenigen aber, die gestorben, beiseite zu schaffen gewußt, und ihre Familien überredet, daß sie nach diesem oder jenem berühmten Tempel gewallfahrtet seyen, um den Göttern für ihre Genesung zu danken. So ließ er auch Leute, mit denen er es zuvor verabredet hatte, als Todte in Leichentüchern gehüllt, zu ihm bringen, und befahl ihnen dann aufzustehen. Diese Gaukeleien überredeten eine zahllose Menge, an seine Wunder zu glauben. Durch das große Ansehen, das er hiedurch zu gewinnen wußte, gelang es ihm, ein Heer von einigen Tausend Mann Reiterei und Fußvolk zusammenzubringen und sich ein monatliches Einkommen von 50,000 Rupien zu verschaffen. Nun verkündigte er, nach dem Dossera (15 Oktober) würde sein Reich beginnen, Holkar und Scindiah, so wie andere Birmanenfürsten, ihm Tribut bezahlen, die Engländer ihm sechs Annas von der Rupie entrichten müssen, oder aus dem Lande vertrieben werden u. s. w. Zugleich verbot er die ihnen schuldigen Gelder zu bezahlen, und dieser Befehl wurde, wie sich denken läßt, in den Pergannahs oder benachbarten Bezirken mit größter Bereitwilligkeit vollzogen.

Sobald der Regen etwas nachgelassen hatte, ließ der britische Resident in Malwa Truppen gegen diesen Schwärmer oder Betrüger ausbrechen. Ein englischer Offizier, an der Spitze einer Abtheilung Sipais und von zwei Kanonen unterstützt, brach nach Nelkhera auf. Bald sah man das Lager Lallapatel's vor sich, das sich auf einem Raum von mehreren Meilen ausdehnte: die Trommelschläger rührten ihre Trommeln, Fahnen wurden entfaltet, und außer den Bewaffneten, Reitern und Fußgängern des Propheten erschien eine zahllose Menge von Männern, Weibern und Kindern im Felde. Alle schienen mit gespannter Erwartung irgend ein Wunderzeichen vom Himmel zu erwarten, da ihr Prophet versichert hatte, bei jedem Schwunge seiner Lanze würden Hunderttausende seiner Feinde todt zu Boden stürzen, die Schwerter derselben aber die Schärfe verlieren und ihre Feuergewehre keine Kugel zu entsenden vermögen. Die verführte Menge war daher von einem solchen muthigen Vertrauen erfüllt, daß Jung und Alt dem Feinde beherzt entgegen ging, und Jeder sich für unverwundbar und unbezwinglich hielt. Man sah sich gezwungen, das Geschütz abzufeuern. Glücklicherweise traf der erste Schuß Lallapatel selbst, der ein prächtiges Pferd bestiegen hatte und in einem rothen Rocke prangte, wodurch er vor Allen sichtbar wurde. Als die Truppen nochmals Feuer gaben, stäubte die ganze Volksmenge auseinander; nur einige wenige Menschen wurden getödtet oder verwundet, in dem Lager aber ansehnliche Beute gemacht. Die Gefangennehmung des Sohnes des Propheten beendigte den ganzen Feldzug.

Vermischte Nachrichten.

Eine Gesellschaft hat von der englischen Regierung die Erlaubniß erhalten, in Australien, auf einem Landstriche zwischen 30 und 32° südlicher Breite und 132 und 141° östlicher Länge mit allen in der Nähe liegenden Inseln, Niederlassungen anzulegen. Nach dem Innern des Landes, d. h. gegen Norden zu, ist diesem Unternehmen keine Gränze gezogen. Der Generalgouverneur wird von der Regierung ernannt, die industrielle Verwaltung aber bleibt ganz den Händen der Gesellschaft überlassen. Das Kapital derselben beläuft sich auf 12 Millionen Pf. St. Ein Viertheil dieser Summe wird für das abgetretene Land an die Regierung entrichtet; ein zweites Viertheil wird verwendet, um den Ansiedlern zu ihren Einrichtungen Vorschüsse zu machen; von dem Uebrigen sollen Brücken, Kanäle, Straßen, öffentliche Gebäude u. s. w. in den neuen Kolonien errichtet werden. Die Kolonie wird vollkommene Handelsfreiheit bis zum Jahre 1883 genießen. Auch Befreiung von allen Staats- und Militärlasten des Mutterlandes ist ihr zugesichert. Wenn die männliche und erwachsene Bevölkerung zehn Millionen Seelen stark geworden ist, wird die finanzielle und legislative Verwaltung der Kolonien einer eigenen, aus den Ansiedlern gewählten Repräsentation unterstellt werden. Die zum Hauptorte der Niederlassung gewählte Stelle, wo auch der beständige Sitz der Regierung seyn wird, ist das Fort Lincoln, am Golf Spencer. Dieser Golf besteht eigentlich in einer tiefen Bucht, die einige dreißig Lieues tief ins Land einschneidet und ein prachtvolles Wasserbecken bildet, in welchem die Schiffe bei allen Winden, die unter dieser Breite herrschen, einlaufen können und Sicherheit finden. Die schöne und fruchtbare Kangaruhinsel deckt die Bai gegen den großen Austral-Ozean. Der Boden ist fruchtbar, tief, hinlänglich bewässert und mit schönen Wäldern bedeckt, das Klima mild, gleichmäßig und gesund.

Auch die Insel Mauritius hat ihr Journal, die „Revue africaine.“ Eine Nummer derselben, vom 14 Februar d. J., enthält einen Bericht über die Zuckerausfuhr dieser kleinen Insel vom 1 Januar 1812 bis zum 11 Februar 1832. In dieser zwanzigjährigen Periode hat der Anbau des Zuckerrohrs eine unermeßliche Ausdehnung gewonnen. Die Ausfuhr, die im Jahre 1812 nicht mehr als 695,261 Pfund betrug, erhob sich im Jahre 1822 auf 25,305,644 Pfund, und im Jahre 1832 auf mehr als 79 Millionen Pfund.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 251. 7 September 1832.

Lander's Entdeckungsreisen auf dem Niger.

11. Volksfeste zu Bussa — Strafe eines vorlauten Trommelschlägers — Thronrede eines Negerkönigs — Nationaltänze — Mondsfinsterniß.

(Fortsetzung.)

Der Tag neigte sich zu Ende, als der König aus seiner Wohnung hervortrat, um sich dem Volke zu zeigen. „Er durchwandelte — wir folgen hier dem Bericht des Tagbuches — von einer Schaar der vornehmsten Einwohner umgeben, die ganze Stadt und begab sich zuletzt durch das Thor hinaus auf das freie Feld, wo er einige kurze Gebete zu den Göttern seiner Väter verrichtete; denn er ist noch Heide, obgleich er auch die mohammedanischen Priester für sein Wohlergehen nach ihrer Weise beten läßt. Einige Musikanten mit Trommeln, Pfeifen und langen arabischen Trompeten von Messing, gingen dem Zuge voran, den eine Schaar wie zum Kampfe bewaffneter Krieger zu Pferde schloß, während ein Schwarm seltsam gekleideter Menschen neben herlief. Als der König an uns vorbeikam, grüßten wir ihn und er sendete uns eine Gura-Nuß, die bei solchen Gelegenheiten als ein Beweis großer königlicher Gunst betrachtet wird. Wenigstens zehn Minuten ließ er den Zug uns gegenüber halten, um uns seine ganze Herrlichkeit anstaunen zu lassen, indem er lächelnd unsre Verwunderung betrachtete und höchlich geschmeichelt schien, durch die Verehrung, die wir ihnen bewiesen, indem wir unsre Pistolen abfeuerten. Der König saß auf einem schönen Grauschimmel, der prachtvoll angeschirrt war; er selbst eine edle und gebieterische Figur, war sehr geschmackvoll gekleidet, er trug eine rothe Kappe und einen Turban von gleicher Farbe, ein weites Gewand von grünem und karmoisinrothem Seidendamast, rothe weite Beinkleider und arabische Stiefel. Gruppen wohlgekleideter Neger saßen unter jedem Baum, mit Lanzen, langen Bogen, pfeilgefüllten Köchern und verzierten Kuhschwänzen in der Hand, die sie in der Luft schwangen, dazu sangen und tanzten und ihre Glieder dergestalt herumwarfen, daß man sie für besessen hätte halten mögen. Alles war voll Fröhlichkeit und Bewegung, Reiter und Fußgänger, Weiber und Kinder. Selbst die Musikanten, nicht zufrieden, Bussa von einem Ende bis zum andern mit den grausamsten und schrillendsten Tönen zu erfüllen, die nur je ein menschliches Ohr zerrissen, sangen oder schrien vielmehr und tanzten und schnitten Gesichter, und verdrehten die Glieder, daß man jeden Augenblick glaubte, sie würden sie aus den Fugen renken; kurz es war ein so seltsam abenteuerliches Schauspiel, daß die wildeste Phantasie oder der tollste Traum eines Europäers nicht etwas Aehnliches zu ersinnen vermöchte. Die Begleitung des Königs feuerte zuweilen ihre Gewehre ab und vermehrte dadurch den Lärm, den das Volk auf tausenderlei Weise hervorbrachte. Nie sahen wir noch den König in einer so glücklichen Stimmung; er schien ganz zufrieden, lächelte Jedermann huldreich an und warf uns manchen forschenden und bedeutsamen Blick zu, als wollte er uns fragen: Hat wohl euer König sich einer gleichen Pracht und Herrlichkeit zu erfreuen?

„Die Feier dauerte lang und mußte den König ungemein ermüden, denn obgleich er von zwei mächtiggroßen Sonnenschirmen überschattet war, und beständig einige Männer mit Fächern neben ihm hergingen; so standen doch dicke Schweißtropfen auf seiner Stirne und er schien einer völligen Erschöpfung nahe. Als er unsre Neugierde hinlänglich befriedigt halten mochte, ritt er weiter, indem ihm seine singenden und tanzenden Weiber, seine Musikanten, Bogenschützen und Lanzenträger vorausgingen. Gleich darauf begann das Pferderennen, das aber nur von kurzer Dauer war und sich in keinem Stück mit jenem zu Kiama vergleichen ließ. Der König selbst ist ein stattlicher und kühner Reiter, und zeigte die Anmuth und Gewandtheit seiner Kunst in ihrem ganzen Lichte, indem er die Rennbahn auf und ab galopirte. Die Sonne ging unter und sogleich wurden alle Vergnügungen eingestellt. Das Volk, fremdes wie einheimisches, versammelte sich nun vor der Wohnung des Königs, um eine Rede von ihm zu hören, wie sie einer alt hergebrachten Sitte zufolge von dem König von Bussa alljährlich an diesem Tage gehalten wird. Der jetzige König ist zum Wenigsten einen Kopf größer als die größten seiner Unterthanen, daher er auch über Jeden in der Versammlung emporragte und von Allen gesehen wurde. Der Anfang seiner Rede war — wenn ein solcher Vergleich erlaubt ist — jener ähnlich, mit welcher der König von England das Parlament zu eröffnen pflegt. Der König von Bussa begann damit, daß er seinem Volke die Versicherung von der innern Ruhe des Landes und seinem gutem Einverständnisse mit den auswärtigen Mächten ertheilte. Dann ermahnte er seine Zuhörer sorgsam den Boden anzubauen, fleißig zu arbeiten und mäßig zu leben, und schloß, indem er ihnen nachdrücklich ans Herz legte, im Genusse des Bieres mäßig zu seyn; denn allzugroßer Hang zum Trunke sey schon die Quelle vieles

Elendes gewesen und die Ursache der meisten Zerwürfnisse und Unruhen in der Stadt. „Geht," sagte der König, „und seyd nüchtern und verträglich, wenn ihr euren Nachbarn mit gutem Beispiel voranleuchten und den Beifall der Menschen gewinnen wollt." Diese Rede des Königs dauerte gegen dreiviertel Stunden, er sprach mit vielem Nachdruck und Feuer; seine Worte waren kraftvoll und beredt und seine Bewegungen gebieterisch und der Sprache angemessen; zuletzt entließ er die Versammlung mit edler und anmuthvoller Würde. Statt des Scepters hielt der Monarch die Quaste eines Löwenschwanzes in der Hand."

Wie aber der böse Feind nie unterläßt sein Unkraut unter den Weizen zu säen, so konnte er auch hier die Rede des ehrlichen Königs von Bussa nicht ungeschoren lassen. Während dieser Fürst seinen geliebten Unterthanen so erbauliche Lehren gab und Alles in tiefer Stille aufhorchte, begab es sich nämlich, daß zwei von Lander's Leuten, von denen Einer betrunken war, sich in die Haare geriethen und zum Aergerniß aller gutgesinnten Unterthanen der schwarzen Majestät ein solches Spektakel anrichteten, daß die ganze Versammlung in Aufruhr gerieth. Lander, der sie auseinander bringen wollte, erhielt von ihnen zum Lohn einige derbe Stöße auf die Brust und selbst der König begab sich zu drei verschiedenen Malen an den Ort, wo die Rasenden im Handgemenge lagen, um sie zur Ruhe zu bringen; allein vergeblich. Mit großer Mühe gelang es endlich den übrigen Dienern Lander's, den Einen von ihnen, der wie besessen um sich schlug, zu Boden zu werfen und zu fesseln.

Der erste Tag des Festes (1 September) war eigentlich nur den Belustigungen zu Pferde geweiht, der zweite aber durchaus Tänzen und Gesängen, an denen das ganze Volk von jedem Alter und Geschlecht Antheil nahm. Das Tagbuch gibt davon folgende Beschreibung: „Schon in früher Morgenstunde versammelten sich die Einwohner mit ihren Musikanten und durchzogen in großen Schaaren den ganzen Tag über die Stadt. Bis vier Uhr Nachmittags dauerten Tänze und Gesänge in allen Straßen ohne Unterlaß fort. Man kann sich keinen Begriff von der allgemeinen Fröhlichkeit und guten Laune machen, die während dieses Tages unter dem Volke herrschte. Die Gesichter aller Menschen strahlten von Lust und Freude. Es war nicht eine der gewöhnlichen Volksbelustigungen, wie man sie anderwärts zu sehen pflegt; die Einwohner, ohnehin von heißem Blute und heftigen Gemüthsbewegungen, überließen sich dem Vergnügen mit einer Gluth, die sich in den seltsamsten Gebärden, Fratzen und Bewegungen kundgab. Es war ein Festtag für Alle, vom König an bis zum gemeinsten seiner Unterthanen herab. Die getümmelvollen Vergnügungen erlitten nur dadurch eine kurze Unterbrechung, daß man sich vor der Wohnung des Königs versammelte, dessen Gegenwart noch bei dem Feste vermißt wurde. Es war ein eigenthümlich grotesker Anblick, sie hier beisammen zu sehen. Eine Gruppe von sechzig bis siebzig Felatahs, Männer, Weiber und Kinder saßen oder standen der Thüre gegenüber, die in das Innere des Gebäudes führte. Ihre Gewänder waren bewunderungswürdig sauber, niedlich und bunt; das lange schwarze Haar der Weiber war kunstreich geflochten und unter Netzen und Hauben zusammengefaßt; ihre weiten, faltigen Kleider von gestreiftem Kattun breiteten sich über dem Boden hin aus. Die Männer trugen rothe Kappen, weite weiße Röcke und Pluderhosen, und selbst die Kinder waren, so gut es die Aeltern vermochten, herausgeputzt. Diese Felatahs bildeten den interessantesten und schönsten Theil der Versammlung; auch zeigten sie in ihren Blicken und Bewegungen mehr Lebhaftigkeit als die übrigen. Zur Rechten von ihnen saß in einer Einfassung von Lehm, die Königin von Bussa, etwas nachlässig aber doch geschmackvoll in reiche englische Seidenstoffe gekleidet, als Zuschauerin der Belustigungen, die jetzt angehen sollten; hinter ihr befanden sich die übrigen Frauen des Königs und ihre zahlreichen Sklavinnen. Von allen Seiten umgab die Felatahs eine Menge andrer Zuschauer, die theils auf dem Rasen standen, theils mit dem Rücken gegen Bäume gelehnt, umhersaßen. Die meisten Männer waren in mohammedanische Tracht gekleidet, die Weiber in saubere inländische Stoffe, die sie nachlässig über die Schulter geworfen trugen, wobei die rechte Schulter und der Arm und auch ein Theil des rechten Beines unbedeckt blieb. Einige waren jedoch auch in gemeine englische Kattune gekleidet, die jedoch weit unter ihren selbst verfertigten Zeugen standen. Obgleich der König noch nicht erschienen war; so begann man doch sogleich wieder mit erneuter Lebhaftigkeit die Belustigungen. Die Tänzer, weit entfernt ermüdet zu seyn, schienen vielmehr frische Kraft gesammelt zu haben, während acht Trommelschläger, jeder mit einem Pfeifer zur Seite, unablässig aufspielten.

„Zuerst sprang ein Mann mit einem Büschel Binsen, der einem Besen glich, aus der Volksmenge hervor und schwang ihn mit unglaublicher Gewandtheit um den Kopf. Nachdem er eine Zeit lang getanzt hatte, gesellten sich ihm zwei Felatahsweiber zu, die alle seine Bewegungen nachahmten. Eine derselben hatte ein kleines Mädchen an der Hand, und diese vier Individuen, der Mann, die beiden Weiber und das Mädchen fuhren so lange fort zu tanzen, bis sie völlig erschöpft waren, worauf vier andere an ihre Stelle traten und so fort, so daß in dem Tanze nicht einen Augenblick eine Unterbrechung eintrat. Die Bewegungen richteten sich ziemlich genau nach dem Takte der Musik und des Gesanges, waren aber nicht so lebhaft, als man sie bei andern Gelegenheiten sieht; sondern die Tänzer bewegten sich mit langsamen und gemessenen Schritten einher, wobei Alles mit größter Anständigkeit zuging. In Ermanglung eines ordentlichen Fächers bedienten sich die Frauen eines runden buntfarbigen Binsengeflechtes und es gewährte uns nicht wenig Unterhaltung zu sehen, wie sie dahinter ihr Gesicht zu verstecken wußten, wenn sie unbemerkt nach etwas hinschielen oder ihr Lachen bergen wollten."

(Fortsetzung folgt.)

Die pariser Grisettes.

(Fortsetzung.)

Es bleibt mir noch von all' den Sorgen, Qualen und Mühseligkeiten zu reden übrig, die es kostet um eine Grisette zu erobern oder wie man sich in Paris auszudrücken pflegt: „pour faire une grisette" — ein Wort, das wohl nicht im Wörterbuche der französischen Akademie zu finden seyn wird, aber doch eben so gut französisch ist, als ob ihm die Vierzig ihren Stempel aufgedrückt hät-

ten; ein Wort, das treffend die Leichtfertigkeit der Sitten und die Verirrungen einer gewissen Gattung von Leuten in Paris bezeichnet. „Faire une grisette!“ wie die kleinen Diebe zu sagen pflegen: „faire une montre,“ wenn sie sagen wollen: eine Uhr stehlen, oder die Söhne einer Familie: „faire cinq cents francs,“ wenn sie ein Billet von fünfhundert Franken ihren Alten aus den Händen spielen. Es wäre übrigens eine reine Unmöglichkeit, den jungen reichen oder armen Leuten, die das Glück haben wollen, eine Grisette zu erobern, in allen ihren Schlichen und Pfiffen zu folgen. Nichts wird dabei gespart, nicht Lügen, nicht Geld, nicht Blumensträuße, nicht Blicke, Verkleidungen, Briefe, nicht stumme Sprache durch die Glasthüren der Bude hinein, nicht mündliche Schmeichelei und Schwüre bei einem Tête à Tête Abends auf der Straße. Und doch schlägt oft Alles Dieses fehl.

Wer insbesondere der Grisette in den Boulevardtheatern nachstellt, darf mehr als jeder Andere darauf zählen, daß er Geld und Mühe verliert. Wahrscheinlich hat er einen Logenplatz genommen, weil er alle Plätze vom Parterre bis zur letzten Gallerie hinauf, überspähen, weil er mit allen Grisetten anknüpfen will, von jener an, die im Zwischenakt im Paradiese Bier trinkt, bis zu dieser, die mit den Musikanten des Orchesters eine Orange theilt. Allein vergeblich sucht er das Gespräch anzuknüpfen, indem er den Stoff dazu von dem jungen Tollkopfe hernimmt, der wegen Ruhestörung eben hinausgeschafft wird, oder von einer neuen Dekoration, oder von der schrecklichen Scene, wo der edle Vater in seinem Sohne seinen Nebenbuhler erdolcht; vergebens will er dramatischen Schrecken zu Gunsten seiner Leidenschaft benützen: die Grisette bleibt gefühllos und wenn sie bisweilen ein Kompliment, das er ihr über ihre schönen Augen oder ihren herrlichen Wuchs zuflüstert, mit einem Lächeln erwidert, so geschieht es nur, um den zunächst sitzenden Frauen merken zu lassen, daß das Kompliment nur ihr gelte. Uebrigens erwidert sie Fadheiten mit Kälte, Schmeicheleien mit Gefühllosigkeit; denn in der Nähe befindet sich ihre Mutter, ihre Tante, ihre gute Freundin oder ihr Liebhaber.

Das Theater ist zu Ende, das Volk drängt sich hinaus; er stürzt hinzu, um ihr den Arm zu bieten — vergebene Mühe! Die Grisette wirft dem Zudringlichen entweder einen verächtlichen Blick zu oder lacht hell auf und läuft spornstreichs bis in die Rue du Temple; man folge ihr, wenn man ein Kabriolet hat. Die Grisette liebt die Herren, die ein Kabriolet haben; und vielleicht Deinem Pferde, Deinem Groom zu Liebe wirst Du sie mit dem Lichte in der Hand an einem der Treppenfenster, die bis zum fünften Stockwerke hinauf führen, wo sie wohnt, den Kopf wenden sehen. Und das ist Alles. Es ist ohne Beispiel, daß die Eroberung einer Grisette im Theater gemacht wurde. Die Ursache ist so einfach, daß ich mich fast schäme, sie zu sagen. Die Grisette geht nämlich nie allein in's Theater.

Derselbe Grund ist auch ein mächtiges Hinderniß, eine Grisette zu erobern, wenn eine andre sie begleitet. Von jener, an die man seine Huldigungen richtet, mag man ohne Zweifel für liebenswürdig gehalten werden; allein die andere, die man nothwendigerweise vernachlässigen muß, der man wegen ihrer Häßlichkeit nichts sagen mag, läßt sogleich jenes Donnerwort erschallen: „Gehen Sie Ihres Weges!“ — Das Blut gerinnt zu Eis und indeß verdoppelt sie ihren Schritt, schleppt das arme Mädchen hinweg und flüstert ihm in's Ohr: „Welch' langweiliger Mensch! Welche dumme Zudringlichkeit! Fanny, schau' nicht um, oder ich sage es der Mutter.“

Aber man versuche es, allen Beiden etwas Schönes zu sagen — nur um so schlimmer; man wird dann nur beiden mißfallen; man wird eine zweifache Eigenliebe verletzt haben. Das einzige Mittel, was noch übrig bleibt, besteht darin, die Grisette allein auf dem Wege zu erlauern; und auch hier darf man sich auf zahllose Abfertigungen gefaßt machen; sey es, daß sie ganz naiv sagt: „Ich mache keine Bekanntschaften auf der Straße“ — oder noch naiver: „Wie kann ich mit einem Herren sprechen, den ich nicht kenne?“ — „Ei nun, man macht Bekanntschaft, Mademoiselle.“ — „Ach, mein Herr, . . Jemand, den man das erstemal sieht. . .“

Es war an einem schönen Frühlingsabende, als ich in der großen Straße von Saint Denis, in Gedanken versunken hinwandelte, so daß ich nicht wenig zusammenfuhr, als ich auf den Fuß eines Menschen trat, in welchem ich, als ich überrascht aufblickte, meinen Freund Eugen erkannte. „Du hier?“ — „Und Du?“ — „Sehr wohl, ich danke Dir“ — „Was machst Du hier?“ — „Ich bin entzückt, Dich“ — „Wo gehst Du hin?“ — „Ich gehe spazieren.“ — „Eugen, sagte ich endlich, bin ich Dir ungelegen gekommen; so sag' es ohne Umstände und ich setze meinen Spaziergang fort.“ — „Im Gegentheil,“ erwiderte er, aber mit einem Tone und mit einer Zerstreuung im Auge, die mich errathen ließen, daß er Jemand oder vielmehr eine Jemand erwartete und laut lachend wollte ich davon gehen. Verliebte bringen mich stets zum Lachen: ich erinnere mich immer an die Zeit, wo ich ihnen glich. „Offenherzig gestanden, sagte er, indem er mich noch bei der Hand hielt — ich erwarte ein kleines allerliebstes Mädchen.“ — „Offenherzig gestanden, erwiderte ich, das überrascht mich nicht: alle kleinen Mädchen die man erwartet, sind allerliebst. Aber gestehe mir nur, die allerliebste Kleine ist eine Grisette?“ — „Woher weißt Du das?“ — Ich zog meine Uhr heraus und indem ich mit dem Finger auf den Zeiger deutete, der acht Uhr weniger fünf Minuten wies, sagte ich: „Wenn ein junger Mensch um acht Uhr Abends seiner Liebe in der Rue St. Denis aufpaßt; so sey versichert, das diese Liebe eine Grisette ist.“ — „Aber setzte ich hinzu, die Zeit drängt noch nicht so sehr, wir können noch ein wenig plaudern. Ich setze Dir mein Wort zum Pfande, daß Deine süße Buhle noch vor einer guten halben Stunde nicht vorüberkommen wird.“ — „Meine Buhle, sagst Du? Ach mein Freund denke Dir nur nicht etwas Schlimmes! Sie ist ein Kind, Ein Engel!“ — „Ein Engel wie eine Grisette. Wie alt ist sie?“ — „Siebzehn Jahre ungefähr“ — „Blond oder Braun?“ — „Blond“ — „Ganz richtig; und Du bist noch immer nicht weiter mit ihr gekommen?“ — „Nicht einmal nach Hause führen durft' ich sie. Sie will mich nicht einmal sprechen.“ — „Teufel! und Du liebst sie?“ — „Wie rasend!“ — „Gut, Du sollst sie haben.“ — „Wie, treibst Du deinen Scherz mit mir?“ — „Keineswegs. Wenn Du meinem Rathe folgst, so wirst Du noch ehe vierzehn Tage in's Land gehen, der beglückte Geliebte Deiner Grisette seyn, vorausgesetzt, daß es eine wahre Grisette ist; denn es gibt auch falsche und vor denen hüte Dich nur.“ — „Ach, mein Freund, eine wahre Grisette! ich schwöre es Dir, Augen,

einen Wuchs, ein Gesichtchen" — „Was Alles nichts beweist. Wie ist sie angezogen? Wie lebt sie? Welche Beschäftigung treibt sie?"

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Chronik.

Neueste Schriften über Indien.

(Schluß.)

Von den Pilgerzügen die unserm Reisenden aufstießen, erzählt er:

„Scherben von Kochtöpfen, und vom Feuer geschwärzte Steine, ließen uns die Spur eines Pilgerzugs erkennen. Wir trafen viele die von Gungautri zurückkehrten, aber nur einen einzigen auf dem Wege dorthin; viele kamen von weither, und trugen das heilige Wasser von der Quelle des Flusses in ihre Heimath, selbst bis nach Benares und Dschaggernat. Unter ihnen befand sich ein Weib von etwa 18 bis 20 Jahren, die von Mhou kam, in Dschummautri und Gungautri gewesen war, und nun auch noch den Kedar Nath besuchen wollte. Sie hatte den längsten, aber bequemsten Weg gewählt, und zu Barahat den Dschumna verlassen, um sich auf dem Ganges einzuschiffen. Nicht lange zuvor hatte sie ihren Mann verloren, und machte nun für seine Seelenruhe die Pilgerfahrt nach diesen heiligen Orten. Die Buße, die sie zu diesem Ende sich auferlegt hatte, war schwer genug, denn sie ging halb nackt, und ihre Füße bluteten, von spitzigen Steinen zerrissen. Sie hatte, wie ich glaube, diese Kasteiung, auf die sie sich viel zu Gute that, dem Sutti vorgezogen; über ihre Geschichte konnte ich indeß nichts Näheres erfahren. Ihr ganzes Gepäck sammt Kochgeschirr und Nahrung trug sie in einem Bündel auf dem Kopf. Ein schelmisch genug aussehender Brahmine, der der Wittwe von Mhou in ihrer schweren Bußübung durch Trost und Ermunterung beizuspringen schien, ihr aber, wie ich glaube, mit etwas mehr als väterlicher Zärtlichkeit zugethan war, machte ihren Begleiter."

Von ernsterer Art war die Buße eines Fakirs:

„In Gungautri sind mehrere Schupfen aufgerichtet, die den Pilgrimen zum Obdach dienen, und da es schon spät am Abend und ein Wetter im Anzug war, so trat ich in einen derselben. Es war ein langes schmales Gebäude, dessen innerer Raum in Dunkel gehüllt war, so daß es einige Zeit brauchte, ehe ich etwas unterscheiden konnte. Ein dumpfes Gemurmel erregte meine Aufmerksamkeit, ich ging also der Stelle zu, von der es herkam; und sah hier einen armseligen Menschen, der eben einige Stücke Holz ins Feuer warf, und als die Flamme sein Gesicht beleuchtete, prallte ich zurück, und mußte alle Standhaftigkeit zusammen raffen, um wieder zu ihm hintreten zu können. Seine Augen standen weit aus ihren Höhlungen, die Knochen waren durch die Haut sichtbar, die Zähne klapperten, die ganze Gestalt wurde vom Frost geschüttelt, und nie sah ich längere und verworrenere Haare als die seinigen. Ich redete ihn an, allein vergebens, er würdigte mich nicht einmal eines Blicks, und machte keine andere Bewegung, als daß er die erlöschenden Kohlen zur Flamme aufblies, deren Schein ein Geripp beleuchtete, das mich glauben machte, einen Grabbewohner zu sehen. Ich fand endlich, daß er nach Gungautri gekommen sey, um sein Leben durch Hunger zu enden, eine Todesart die schon mehrere Fakirs versuchten, die dann viele Tage am Ufer hingeschmachtet haben. Der Brahmine versicherte mich indeß, daß an einem so heiligen Orte Niemand sterben könne, und daß die Bewohner der benachbarten Dörfer, um dem Boden den Ruf, daß kein Todesfall ihn entweihe, zu bewahren, solche Büßer mit Gewalt forttrügen, und ihnen zu essen oder wenn sie durchaus nicht mehr leben wollen, die Erlaubniß geben, anderswo zu sterben. Ein kleiner Tempel bezeichnet die Quelle des heiligen Flusses und gegenüber ist die Stelle wo die Rechtgläubigen sich baden, und ihre Krüge füllen, die dann durch ein Siegel, das der Brahmin als Ring am Finger trägt, und auf dem die Worte eingegraben stehen: „Wasser des Bhagiratti, Gungautri," den Stempel der Aechtheit erhalten. Ohne dieses Siegel würde das Wasser von den Leuten der Ebene für unächt gehalten und nicht gekauft werden."

Zum Schlusse noch einige Worte von den Affen, über die der Verfasser Folgendes zu berichten findet.

„Als ich durch einen Landstrich reiste, wo das Getreide reif genug zur Ernte schien, war ich erstaunt über die Thätigkeit, die auf diesen Feldern herrschte. Fast bei jedem Halme sah ich Jemand stehen, beschäftigt die Körner auszuhülsen. Ich konnte mir nicht vorstellen, was eine so außerordentliche Arbeit veranlaßt haben könnte; fand aber, als ich durch mein Fernglas sah, daß das ganze Feld voller Affen war, die, auf den Hinterfüßen stehend, sich sehr geschäftig zeigten. Ich wußte zu wohl, wie viele Mühe der Anbau von Getreide kostet, als daß ich ihrer Plünderung nicht ein Ende gemacht hätte. Ich feuerte einige Kugeln über ihre Köpfe hin, wodurch sie so in Furcht geriethen, daß sie kletternd und springend sich auf die benachbarten Bäume flüchteten, die über einen kleinen Bach herabhingen, den ich zu durchwaten hatte. Sie waren noch auf den Zweigen und klapperten mit den Zähnen, als ich ihr Gebiet durchschritt. Einige sahen mich scheel an, als wüßten sie, daß ich sie verscheucht hätte, schwangen sich auf die über den Weg hängenden Zweige, schüttelten sie über meinem Kopfe und grinsten mich durch das Laub an. Einige der ältern, welche Jungen zu beschützen hatten, waren noch kühner, und näherten sich mir noch mehr, als wollten sie versuchen, wie weit sie wohl heranzukommen wagen dürften. Es war nöthig auf der Hut zu seyn, denn ihre Bewegungen wurden sehr drohend. Obschon die Grimassen und Luftsprünge der Affen, von fern angesehen, sehr unterhaltend sind, so kann es doch nichts Unbequemeres geben, als von einigen hunderten dieser Thiere umringt zu seyn, besonders wenn man, wie Dieß bei mir der Fall war, etwas auf dem Gewissen hat, und vermuthen muß, daß sie dem eingedrungenen Fremdlinge nicht sehr hold sind. Ich habe wohl Leute sich rühmen hören, wie sie auf diese Thiere geschossen, und hiebei viele Unterhaltung gefunden; allein ich kann die Gefühle solcher Menschen nicht theilen. Der Blick eines geängsteten Affen ist so ergreifend, und sein Geschrei so Mitleid erregend, daß, die Aehnlichkeit mit dem Menschen nicht einmal in Anschlag gebracht, nur ein fühlloses Herz eine Unterhaltung daran finden kann. Ich erinnere mich eine Anekdote gehört zu haben, wo ein solcher Mensch auf einen großen Affen schoß, und ihn verwundete, worauf einer der kühnsten von der Heerde sogleich auf den Schützen lossprang, seine Flinte ergriff, und ihn zu entwaffnen versuchte. Ein Kampf entspann sich, in dem der Sohn des Waldes Sieger blieb und seine Trophäe davon trug. Die Affen hatten sich gemerkt, wie man losschießt, und suchten es nachzuahmen. Es gelang endlich einem das Gewehr anzuschlagen; der Jäger, der nicht bemerkte, daß er sich gerade in der Schußlinie befand, wollte eben seinen Rückzug antreten, als der zweite Lauf der Flinte losging. Die Rekruten, über den Lärm, den sie selbst gemacht hatten, höchlich erschrocken, warfen die Flinte weg, und flüchteten auf die Bäume, während der beinahe vom Schuß getroffene Jäger abziehen, und seine Vogelflinte den Waldbewohnern zu fernerer Unterhaltung zurücklassen mußte. Nirgends im Gebirge werden die Affen von den Eingebornen verehrt; aber dennoch sind sie so feist und glatt als die heiligen Schaaren derselben, die man in den Ebenen trifft."

Vermischte Nachrichten.

Auch H. Heine's Reisebilder werden gegenwärtig zu Paris von Dr. Kaufmann, unter den Augen des Verfassers, in's Französische übersetzt. Bruchstücke die von dieser Uebersetzung in der „Revue de Paris" mitgetheilt werden, lassen dieselbe als sehr gelungen erscheinen. Es ist nicht zu zweifeln, daß Heine's leichter und anmuthiger Humor die Franzosen besser ansprechen wird, als Börne's bitterböser Ingrimm, der in Paris weniger Anklang fand, als der Verfasser der Briefe aus Paris sich versprochen haben mochte.

*

Bonaparte's Sekretär, Herr von Bourrienne, der Verfasser der vielbändigen Memoiren, die so viel Aufsehen erregten, befindet sich gegenwärtig geisteskrank in dem Irrenhause Bon-Sauveur in Caen. Seine Geisteskrankheit wurde nur dadurch verrathen, daß er zuweilen, wenn er lange gesprochen hatte, in allerlei verwirrte Redensarten verfiel. •–

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 252. 8 September 1832.

Abenteuer auf Tristan d'Acunha und Neu-Seeland.

(Fortsetzung.)

Der den Neu-Seeländern vorgeworfene Kannibalismus wurde einige Zeit in Abrede gestellt, ist aber durch unwidersprechliche Beweise dargethan und namentlich durch Earle, der als Augenzeuge Folgendes davon erzählt, außer Zweifel gesetzt geworden:

„Als ich eines Morgens, gegen eilf Uhr, von einem langen Spaziergange nach Hause zurückkam, erzählte mir Kapitän Duke, er habe aus sehr guter Quelle gehört, was aber die Eingebornen so viel als möglich geheim gehalten wissen wollten, daß in dem benachbarten Dorfe eine Sklavin, Namens Matowe, erschlagen worden sey, und daß die Einwohner des Dorfes gerade im Begriffe ständen, das Fleisch der Leiche zur Mahlzeit herzurichten. Zu gleicher Zeit erinnerte er mich an einen Umstand, der den Abend zuvor sich ereignet hatte. Atoi stattete uns einen Besuch ab und als er ging, erblickte er ein Mädchen, das wie er sagte eine ihm entlaufene Sklavin sey, die er sofort ergriff und einigen seiner Leute in Verwahrung gab. Das Mädchen hatte uns mit Holz- und Wassertragen gedient und es war uns, als Atoi seine Ansprüche auf sie geltend machte, nicht eingefallen, daß ihr Leben auf dem Spiele stehe und jetzt vernahm ich zu meinem größten Schrecken, daß es eben dieses Mädchen sey, das von den Eingebornen gefressen werden sollte. Kapitän Duke und ich waren entschlossen, uns mit eigenen Augen von diesem scheußlichen Vorfalle zu überzeugen. Da wir wußten, daß sie Alles läugnen würden, wenn wir den Wunsch blicken ließen, die Zubereitungen des schrecklichen Mahles zu sehen; so ließen wir uns nicht im Mindesten merken, daß wir von dem Vorgefallenen unterrichtet seyen und begaben uns an Ort und Stelle, indem wir einen großen Umweg nach dem Dorfe nahmen, und da wir mit der Gelegenheit des Ortes genau bekannt waren, so überraschten wir sie mitten in ihrer gräßlichen Arbeit. Auf einer kleinen Anhöhe vor dem Dorfe sahen wir einen Mann, der einen Ofen errichtete, welcher auf Neuseeland in einer Grube besteht, die mit glühenden Steinen ausgefüllt und wenn die Speise, die gekocht werden soll, hineingelegt ist, genau wieder verschlossen wird. Als wir näher kamen, erblickten wir deutlich genug überall Spuren des verübten Mordes; hie und dort auf dem Boden blutbefleckte Fetzen von Matten und ein Knabe, der dabei stand, deutete lachend mit dem Finger an seinen Kopf und dann nach einem nahen Gebüsche. Ich näherte mich der bezeichneten Stelle und fand hier einen blutigen Menschenkopf. Man kann sich meine Gefühle denken, als ich die Züge des unglücklichen Mädchens erkannte, die am vorigen Abende aus unserm Dorfe weggeführt worden war. Wir gingen zu dem Feuer, das bereits in der Grube brannte, um die Steine glühend zu machen, und sahen den Mann mit einer Arbeit beschäftigt, die wohl nicht Jedermann zu sehen wünschen möchte: er richtete die vier Viertel eines menschlichen Körpers zum braten her. Die großen Knochen waren herausgenommen und bei Seite geworfen worden und nachdem er das Fleisch zusammengeballt hatte, machte er Anstalt, es in den Ofen zu legen. Während wir vor Entsetzen über diesen scheußlichen Anblick wie versteinert dastanden, richtete sich ein großer Hund, der am Feuer lag, auf, faßte den von blutigen Schmutz fast unkenntlich gewordenen Kopf mit den Zähnen und schleppte ihn nach einem nahen Gebüsche, wahrscheinlich um sich denselben für einen künftigen Fraß aufzubewahren. Der Mann, der diese Höllenküche besorgte, verrichtete sein Geschäft mit der größten Gemüthsruhe und sagte uns: es werde wohl einige Stunden hergehen, bis das Fleisch gekocht sey. So wurden denn Kapitän Duke und ich Zeugen einer Thatsache, die schon von vielen Reisenden wiederholt erzählt, aber niemals in ihrer ganzen Schrecklichkeit für wahr gehalten worden war. Nicht das Fleisch eines feindlichen Kriegers war es, das verschlungen werden sollte; nicht das Blut eines todtverhaßten Gegners, das man aufschlürfte, um sich in Wuth zu versetzen. Es war nicht Rache, nicht thierische Wildheit der Leidenschaft, die durch Wunden und Schlachtgetümmel aufgestachelt, die Zähne in das Fleisch des Feindes einzuschlagen brannte; es konnte nicht als Entschuldigung vorgeschützt werden, daß sie ihre Feinde fräßen, um ihren Triumph vollständig zu machen. Es war die reine Gier nach Menschenfleisch, nicht zu entschuldigende Menschenfresserei. Der Häuptling Atoi, der diesen abscheulichen Schmaus angeordnet hatte, verkaufte uns Tags zuvor vier Schweine für einige Pfund Pulver, es war also nicht Mangel an Lebensmitteln, was ihn dazu trieb.

Nachdem wir uns mit einander berathen hatten, gingen wir in das Dorf, mit dem Entschlusse, Atoi gerade seine Abscheulichkeit vorzuhalten. Der Häuptling empfing uns in seiner gewöhnlichen Weise und nimmermehr hätte sein schönes offenes Antlitz das wilde Ungeheuer verrathen, als das er sich offenbar bewiesen hatte. Ich schauderte, als ich die Menge Kartoffeln sah, die seine Sklaven zu-

bereiteten, und die wahrscheinlich zu dieser teuflischen Mahlzeit gehörten. Wir sprachen ruhig mit ihm über die Sache; denn da wir nicht alle vorausgegangenen Umstände kannten, so wollten wir erst Alles genau erfahren, wie es zugegangen war. Atoi stellte sich Anfangs, als wisse er nicht darum und er versicherte uns, es sey bloß ein Gericht für seine Sklaven; allein wir waren überzeugt, daß es für ihn und seine besten Freunde bestimmt war. Nachdem er vergeblich allerlei Ausflüchte gesucht hatte, gestand er endlich unverhehlen, er habe nur gewartet, bis das Fleisch gekocht sey, um davon zu essen. Da die Eingebornen wüßten wie groß der Abscheu der Europäer gegen dergleichen Mahlzeiten sey, so seyen sie stets darauf bedacht, dieselben zu verheimlichen; auch sey es ihnen sehr verdrüßlich, daß uns etwas davon zu Ohren gekommen sey; da wir aber einmal die Sache wüßten, so wolle er auch kein weiteres Geheimniß daraus machen. Nun sagte er uns, daß Menschenfleisch länger gekocht werden müsse als anderes bis es gar werde; wenn es nicht hinlänglich gekocht werde, sey es sehr zäh, aber gehörig zubereitet, zart wie Papier; bei diesen Worten riß er ein Stück Papier, das er in der Hand hielt entzwei, um uns besser begreiflich zu machen, wie er es meine. Das Fleisch fuhr er fort, das man jetzt zubereitet, werde wahrscheinlich erst morgen in der Frühe fertig werden; allein eine von den Schwestern des Häuptlings flüsterte uns nachher in's Ohr, ihr Bruder wolle uns hintergehen, da sie nach Sonnenuntergang ihre Mahlzeit zu halten gesonnen seyen. Nun fragten wir ihn, wie und warum er das arme Mädchen erschlagen habe. Atoi erwiderte, er habe keinen andern Grund dazu gehabt, als weil sie ihm entlaufen und zu ihren Verwandten zurückgekehrt sey. Dann führte er uns zum Dorf hinaus und zeigte uns den Pfahl, an den er sie angebunden habe, und indem er darüber lachte, wie er sie hintergangen habe, fügte er hinzu: „ich sagte ihr, ich wolle sie bloß peitschen, aber ich schoß sie durch das Herz." Mein Blut gerann vor Entsetzen bei diesen Worten und ich sah mit tiefem Grauen den Wilden an, während er Dieß erzählte. Wird man mir wohl glauben, wenn ich sage, daß Atoi nicht bloß ein schöner Mann war, sondern auch sanfter und stiller Gemüthsart? Oft hatten wir ihn zu unserm Tisch gezogen; wir Alle liebten ihn, und das Opfer seines grimmigen Blutdurstes war ein Mädchen von erst sechzehn Jahren! Als wir diese gräßlichen Thatumstände hörten, fühlten wir uns bis zur Ohnmacht unwohl. Wir verließen Atoi und begaben uns noch einmal nach dem Orte, wo das furchtbare Mahl zubereitet wurde. Kein einziger Neuseeländer war in der Nähe zu sehen; ein heißer häßlicher Dampf stieg von Zeit zu Zeit aus der qualmenden Grube und der Hund, den wir das erstemal schon gesehen hatten, kroch aus dem Gebüsche hervor und schlich dem Dorfe zu: um die Unheimlichkeit dieser schauerlichen Scene noch zu vermehren, schwang sich an dem Orte, wo der Leichnam des Mädchens zerstückt worden war, kreischend ein großer Geier auf. Mein Freund und ich starrten stieren Blickes in die Gegend hinaus; es war ein trüber ungestümer Tag und der Wind, der um den Hügel auf dem wir standen, in den Gebüschen heulte, schien im Einklang mit unsern Gefühlen. Nachdem wir noch einige Augenblicke an der gräuelvollen Stätte verweilt hatten, indem wir einen Ausruf des Abscheues nach dem andern ausstießen, entschlossen wir uns endlich, die beabsichtigte Mahlzeit auf keine Weise vor sich gehen zu lassen und sogleich eilte ich nach dem Ufer zu unserm Dorfe, während Duke zurückblieb, um Wache zu halten. Sobald ich zu Hause angekommen war, rief ich alle weißen Männer zusammen, erzählte ihnen, was vorgefallen war und fragte sie, ob sie uns beistehen wollten, den Ofen zu zerstören und die Ueberreste der Leiche des Mädchens zu begraben. Alle willigten ein und nachdem sich jeder mit einer Schaufel oder Hacke bewaffnet hatte, begaben wir uns insgesamt nach dem Hügel von Atoi's Dorfe. Dieser und seine Freunde waren nicht sobald von unserm Vorhaben unterrichtet worden, als sie gleichfalls herbeieilten, um uns daran zu hindern. Atoi stieß die heftigsten Drohungen aus, um uns zu schrecken, und schien höchst entrüstet; da aber keiner seiner Gefährten Lust zeigte, es zu Schlägen kommen zu lassen, vielleicht weil sie doch eine Art Beschämung anwandelte, so fanden wir weiter kein Hinderniß unsern Vorsatz auszuführen. Eine tiefe Grube wurde gegraben und dann wohlgemuth Hand an den Ofen gelegt. Bis wir die Erde und die Blätter beiseite geschafft hatten, bot sich uns der Abscheu erregende Anblick vier halbgerösteter Stücke eines menschlichen Körpers. Ein dichter Qualm umhüllte uns während dieser Arbeit und es war uns fast nicht mehr möglich, vor Eckel auszuhalten. Wir sammelten nun alle Fleischstücke — das Herz war eigens beiseite gelegt und schien als der schmackhafteste Bissen für den Häuptling selbst bestimmt — in der aufgeworfenen Grube, bedeckten sie mit Erde, so gut wir konnten und eilten dann von diesem Orte des Schreckens hinweg.

(Schluß folgt.)

Die pariser Grisette.

(Fortsetzung.)

Nun erzählte er mir, das Mädchen trage ein Kleid von feinem Kattun, ein Häubchen von Perkal, eine schwarzseidene Schürze, schwarze Schuhe, weiße Strümpfe und ein rosenrothes Brusttuch. „Dann," fügte Eugen hinzu, „ist sie Näherin in einer Boutique. Ich sah sie durch die Thürfenster des Ladens, es mag nun einen Monat her seyn. Den größten Theil des Tages brachte ich zu, indem ich die Straßen Saint Martin und Saint Denis auf- und ablief, alle Fenster im Erdgeschosse lorgnetirte, nach acht Uhr allen Mädchen nachrannte, die ich mit einem Körbchen am Arme gehen sah. Kurz ich fing schon an, meiner kläglichen Rolle müde zu werden, als ich das wunderbare Glück hatte, vor einem Laden stehen zu bleiben, wo eine kleine Blonde, schön wie ein Engel, mit dem Fälteln eines —" „Gut, das Uebrige weiß ich beiläufig. Sie hat dich angeblickt, du hast sie angeblickt. Sie ist endlich fortgegangen und du bist ihr gefolgt, und das ist Alles —" „Am ersten Abend, ja. Allein am folgenden Tage habe ich sie angesprochen.—" „Und was hat sie dir geantwortet?" — „Sie hat mir gar nichts geantwortet." Der arme Eugen stieß einen Seufzer aus. — „Wo wohnt sie?" fragte ich. „Im Faubourg St. Denis, vierte Thüre rechts; wo man in die Allee tritt. Das ist Alles, was ich von ihr weiß. Um sieben Uhr des Morgens geht sie aus und kommt präcis zwei Uhr wieder nach Hause." — „Alle Tage?" — Alle Tage." — „Gut, mein Lieber, du hast hier, ohne es zu wissen, einen der

zahlreichsten und interessantesten Typus von einer Grisette gefunden: eine, die bei ihren Aeltern wohnt, bei ihren Aeltern speist, bei ihren Aeltern schläft, die ihren Aeltern Alles, was sie verdient, überläßt.“ — „Liebes, liebes Mädchen,“ seufzte Eugen. „Ich will dir jetzt den ganzen Lebenslauf des holden Kindes beschreiben. Von den zehn Franken, die sie sich wöchentlich durch Arbeit verdient, gibt sie ihrer Familie sieben, und diese ihr dafür Wohnung und Kost. Für ihren übrigen Unterhalt muß sie selbst sorgen.“ — „Wie! so läßt man ihr also nicht mehr als drei Franken die Woche, um ihre Toilette zu bestreiten?“ — Nicht mehr.“ Allein du kannst dir wohl denken, daß ihre Aeltern, wenn sie einen oder zwei Franken zu einem paar Strümpfe, oder einem Halstuche braucht, ihr diese kleine Summe nie verweigern; ziehen sie ja doch die sieben schönen Franken die Woche. Daß sie bei ihnen wohnt, vermehrt ihre Ausgaben nicht; sie schläft gemeinschaftlich mit der Familie und ist den größten Theil des Tages außer dem Hause. Was die Kost betrifft, so ist dieselbe so geringfügig, daß ich mich fast davon zu reden schäme. Morgens bevor sie ausgeht, erhält sie von ihrer Mutter zwei Sous, und hievon bestreitet sie in Gemeinschaft mit ihren kleinen Boutiquegefährtinnen ein Frühstück. Um zwei Uhr kömmt sie nach Hause, um bei ihrer Mutter das Mittagsmahl einzunehmen, das aus einem Stückchen harten Rindfleisch mit Salat besteht, und wenn der Salat fehlt, aus der bloßen Essigtunke, oder wenn auch der Essig fehlt, aus einem Schüsselchen Sauerkraut. Die ganze Familie nimmt daran Theil. Manchmal wird der Salat für das Abendessen um neun aufgehoben, wo die Grisette ihr Tagewerk vollbracht hat. Die Mutter trinkt Wein und auch der Vater, wenn es einen im Hause gibt. Der Vater ist in der Verwandtschaft der Grisettes ein Luxusartikel. Viele Familien behelfen sich ohne einen “—

Bei diesen Worten hätte mich Eugen fast durch einen Stoß auf die Brust über den Haufen geworfen, indem er seine Arme wie ein Stoßvogel seine Flügel ausbreitete; und dahin eilte er. Seine Grisette war kaum zwanzig Schritte an uns vorübergekommen, und nahe schon an der Porte Saint Denis. Der Unglückliche hatte sie nicht vorbeikommen sehen. Ich begriff, warum er so stürmisch davonflog. Je mehr er sich aber ihr näherte, desto langsamer wurde sein Schritt. Sie drehte eben das Köpfchen um.

Ich sah sie einige Augenblicke neben einander gehen; es schien, als wage Eugen nicht, sie anzureden. Einige Minuten nachher, blieb er etwas zurück und ging nun gesenkten Kopfes hinter ihr her. Bald darauf ließen das Rollen der Wagen und die Tritte der Fußgänger nicht mehr das Geräusch von Eugen's Schritten vernehmen, und die Grisette warf einen flüchtigen Blick über die Schultern zurück, als wollte sie sich überzeugen, ob der zudringliche junge Mensch noch da sey. Manche mögen vielleicht glauben, sie habe dadurch verrathen, daß ihr Eugen nicht gleichgültig sey. Ein Thor, wer sich durch so was täuschen läßt! Ein Weib kann es gern sehen, daß man ihr nachläuft, ohne daß sie Den gern sieht, der ihr nachläuft.

Die Grisette verschwand bald darauf hinter ihrer Thüre, während Eugen in Verzückung, mit offenem Munde die schmale Schwelle anstarrte, über die sein Glück entschlüpft war. Ich brachte ihn wieder zu sich. „Eugen,“ sagte ich zu ihm, „so verliebt und schüchtern, wie du bist, wirst du noch manchen Tag nutzlos verschwenden. Ich habe Mitleid mit deiner Unerfahrenheit. Höre auf mich: Was beabsichtigst du? Willst du sie sprechen?“ — Freilich! „Sprechen, ohne daß sie darüber verdrießlich wird?“ — „Allerdings.“ — „Sie ganz sänftiglich dahin bringen, daß sie dir die Arme reicht?“ — „Wie würde ich glücklich seyn!“ — „Sie von ihrem Magazine nach Hause begleiten?“ — „O mein Freund!“ — „Zu allem diesem aber ist eine entschuldigende Veranlassung nöthig“ — „Du hast recht, ich will ihr schreiben.“ — „Welcher Unsinn! Sie kann nicht lesen.“ — „Glaubst du?“ — „Ich weiß es gewiß“ — Also vielleicht ein Geschenk, ein paar Ohrringe oder sonst dergleichen“ — „Sie würde Mißtrauen in deine Absichten setzen und Alles wäre verloren.“ — „Was also thun? Soll ich sie entführen?“ — „Pfui, man entführt Niemand mehr, nicht einmal eine Grisette!“ — „So soll ich ihr eine alte Hexe auf den Hals schicken?“ — „Ein sauberes Mittel!“ — „Oder ihr Theaterbillete schicken, sie zu einer Landpartie einladen, sie auf den Ball führen, mich verkleiden, sie durch die Polizei arretiren, ihr ein Unglück zustoßen lassen! Sprich, was soll ich thun? Ich bin zu Allem entschlossen. So rede nur!“ — „Nichts von Allem dem, um eine Grisette zu erobern, kenne ich nur ein einziges Mittel, aber ein unfehlbares.“ — „Und dieses wäre?“ — „Ich will es dir sagen: Kaufe einen Regenschirm.“ Eugen starrte mich an, wie aus den Wolken gefallen.“ „Ist Dieß dein Ernst,“ fragte er nach einer Weile — „Mein voller Ernst“ — „Einen Regenschirm soll ich ihr kaufen?“ — „Nein, dir sollst du einen kaufen, Eugen.“ — Er sah mich noch verdutzter an. „Geh,“ sagte er endlich, „du willst mich zum Besten haben. Was soll mir ein Parapluie, um die Liebe dieses Mädchens zu gewinnen?“ — „Wenn es Winter wäre,“ entgegnete ich, „so würde ich dir nicht diesen Rath geben. Aber bei dem schönen Wetter, das wir haben, ist ein Parapluie dringend nothwendig. Kaufe ein Parapluie!“ — In dieser schönen Frühlingszeit, wo der Himmel so klar und die Sonne so herrlich scheint? — „Eben deßwegen und gerade in dieser schönen Frühlingszeit, wo der Himmel so klar und die Sonne so herrlich scheint. Wozu sollte dir ein Parapluie bei Regenwetter dienen?“ Eugen fing an mich für einen vollständig ausgewachsenen Narren zu halten; bis es mir endlich gelang, ihm die Sache klar zu machen. Nun umarmte er mich voller Freude, nannte mich seinen Freund, seinen Schutzgeist und rannte fort, um ein Parapluie zu kaufen. Nie schien der Himmel so glockenklar. „Hast du mich verstanden?“ rief ich ihm nach. „Fein, ein Parapluie für eine einzige Person!“ — „Ja, ja,“ antwortete er, indem er davon lief: „das schmalste Parapluie, das sich auftreiben läßt. Adieu! Zähle auf meine ewige Dankbarkeit.“

Ich überließ ihn seinem glücklichen Schicksal.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Die „Revue Encyclopédique“ zählt folgende berühmte Männer und Frauen auf, die in der ersten Hälfte des laufenden Jahres in den verschiedenen Ländern Europa's durch den Tod abgerufen wurden:

In England: Der Dichter Crabbe, in seinem 78sten Jahre; der Schauspieler Joel Munden, in seinem 74sten; der Doktor Andreas Bell, geb. 1753 zu Saint Andrew in Schottland, der das sogenannte Madras System in Europa einführte, das von ihm verbessert, nachher den Namen des Bell-Lancasterschen erhielt; der Komponist Muzio Clementi, 80 Jahre alt; John Taylor, Journalist und bekannt als Verfasser kleiner Lieder, vorzüglich dramatischer Kleinigkeiten voll Originalität und Wiz, eben so wie durch seine geistreichen Kritiken; Mistreß Musters, die als Miß Chaworth Lord Byron zu so herrlichen Versen begeisterte; sie starb in Folge der Erkältung und des Schreckens in ihrem sechsundvierzigsten Jahre, als der empörte Pöbel von Nottingham im Oktober vorigen Jahres ihre Wohnung zu Colwick Hall plünderte. Bentham in seinem fünfundachtzigsten Jahre und Sir James Mackintosh, eine Zierde des englischen Unterhauses und einer der ausgezeichnetsten Redakteurs der Edinburgh Review. — In Schweden: A. Ornin, ein ausgezeichneter Schriftsteller, der sich auf seinem Gute, sechs Meilen von Stockholm, durch Kohlendampf tödtete. — In Italien: Der Graf von Saurau, österreichischer Gesandter am Hofe in Toscana; der Kardinal Pacca; der Prinz Camillo Borghese; der Abbate Angelo Cesaris, erster Astronom des Observatoriums in Mailand, Direktor des kaiserl. königl. Institutes der Wissenschaften und schönen Künste, viele Jahre hindurch der Herausgeber der astronomischen Ephemeriden von Mailand. — In Frankreich: Die Deputirten: Casimir Perier, der General Lamarque, Herr von Martignac, Minister des Justemilien unter Karl X u. s. w.; von der Pairskammer der Abbé Montesquiou, Minister Ludwigs XVIII, Mitglied der Akademie, gest. am 1 Februar auf dem Schlosse Cirey; der General Graf Belliard, zu Brüssel; der Baron Boissel de Monville, Verfasser der geodesischen Arbeiten, u. s. w. Von den Gelehrten: Georg Cuvier; Jean François Champollion, Abel Remusat, Saint-Martin, Georg Simon Serullas, Mitglied der Akademie der Wissenschaften und Chemiker; August Duvau, ein ausgezeichneter Botaniker; Bergasse, der Gegner Beaumarchais in einem berühmten Prozeß und später bekannt durch seine antirevolutionären Ansichten; Farges de Taschereau, Gelehrter und vormaliger Gesandter in Spanien; Delaistre, Bildhauer, in seinem sechsundachtzigsten Jahre zu Paris gestorben: von ihm ist eine Statue des Phocion im Museum zu Bordeaux und eine Gruppe Amor und Psyche in Luxemburg, deßgleichen verschiedene Basreliefs der Vendomesäule; Manuel Garcia, Sänger und Compositeur, Vater der Madame Malibran, Lehrer Adolph Nourrit's und anderer Künstler. — Von den Fremden die in Paris starben, sind zu nennen: der spanische General Ballesteros; der italienische Dichter Balochi und der Fürst Castelcicalca, neapolitanischer Gesandtee.

•

Schon seit einiger Zeit dauert in Nordamerika, am westlichen Ufer des Michigan-See's der Kampf mit den Indianern fort. Nachstehendes ist das Neueste und Interessanteste darüber; es ist aus der „Montréal-Gazette" gezogen: Sir Winfield Scott, Generalmajor in der Armee der Vereinigten Staaten, ist zum Befehlshaber der Truppen ernannt, die gegen die Indianer bestimmt sind. In einer von Detroit datirten Generalordre ernennt er seine Stabsoffiziere für den Feldzug. Die Artilleriekompagnien der Vereinigten Staaten und andere reguläre Truppen, ungefähr 800 an der Zahl, sollten sich am 15 Juli bei Chicago (im Staate Illinois, am Ufer des Michigan) vereinigen und dort zu der schon versammelten Miliz stoßen. Das Lager des indianischen Häuptlings, der schwarze Falke, ist ungefähr 90 (englische) Meilen am See Coshquoneng, nahe am Ursprung (?) des Rock rivers. Die Stellung gilt für sehr stark, und die Annäherung ist wegen der großen umherliegenden Sümpfe schwierig. Die Macht der Indianer soll nicht über 700 Krieger betragen; aber ihr Anführer hat in seiner doppelten Eigenschaft, als Prophet und Krieger, sie mit dem unerschütterlichsten Vertrauen erfüllt; er steht zwischen den Truppen der Generale Scott und Atkinson. Es ist ein günstiger Umstand, daß der Befehl über die gegen die feindlichen Indianer bestimmte Expedition dem General Scott anvertraut ist; denn seine bloße Gegenwart wird hoffentlich dem unmenschlichen System von Schlächterei ein Ende machen, das bis jezt in den Scharmützeln mit den Kriegern des schwarzen Falken befolgt wurde. Wir haben in den amerikanischen Blättern mit dem größten Abscheu den Bericht eines Generals Dodge von einem „ruhmvollen Siege" gelesen. Dieser hatte mit 29 berittenen Leuten 11 Indianer überfallen, nach einem kurzen Gefechte getödtet und sämmtlich skalpirt; eine „blutige Schlacht" wurde von einem Kapitän Stephenson geliefert, der mit einigen Duzend Leuten eine gleiche Anzahl Indianer verfolgte, und sie entweder skalpirte oder ihnen den Hals abschnitt. Wir glaubten, solche Barbareien würden nur von den rothen Menschen der Wälder verübt; hier aber sind die Leute, die sich solcher schändlichen Barbareien schuldig machen, keine Indianer, sondern großsprecherische Miliz-Generale und halbwilde Kapitäns der irregulären Truppen, die in ihrem offiziellen Berichte ganz ruhig von Handlungen sprechen, über welche die Menschheit schaudert, und welche, wie es scheint, nur beweisen sollen, wie weit sie ihre barbarischen Feinde an Wildheit und Grausamkeit übertreffen.

•

Der Werth der Ladungen an Pelzwerk auf dem Mississippi und seinen Nebenflüssen, die Rocky Mountains mit eingeschlossen, wird in dem Zeitraum von 1825 bis 1830 von Th. Dougherty, dem indianischen Agenten, auf 3,750.000 Dollars, und der reine Profit auf 1,650.000 Dollars geschäzt. Die Zahl der Felle war folgende: 390.000 Büffel, 60.000 Ottern, 180.000 Waschbären, 2,250.000 Rehe und 562.000 Moschusratten. Der größere Theil des Handels ward von der amerikanischen Pelzhandelkompagnie geführt. Eine Mittheilung von J. J. Astor an den Kriegssekretär vom 25 November 1831 gibt den Betrag des von der Kompagnie hiezu verwendeten Kapitals auf mehr als 1 Million Dollars und den jährlichen Belauf von Waaren auf 500.000 Dollars an. In den Jahren 1829, 1830 und 1831 wurden von der Kompagnie jährlich im Durchschnitt nachstehende Felle erhandelt: 17.509 Biber, 381.582 Moschusratten, 2609 kleine dto., 112.669 Waschbären, 4966 Kaninchen, 25,333 Büffel, 687 behaarte Rehhäute, 73,932 abgehaarte, 28,491 rothe, 17,115 graue, 149 Elenthiere, 1688 rothe Füchse, 57 Kreuzfüchse, 2164 graue, 5 Silber-, 227 Prairie-Füchse, 3965 Bären, 1715 junge Bären, 9215 Otterfelle, 5566 Fischottern, 19.198 Marder, 16.266 Minks (Stinkthiere ?), 1216 Luchse, 3132 wilde Kazen, 800 Wölfe, 8 Vielfräße, 13 Panther, 161 Dachse, 26 Iltisse, 11 Eichhörnchen, 26 Beutelthiere, 53 Schwäne und 179 Pfund Bibergeil.

•

Wenn es auf der Erde ein mit unermeßlichen und unbenüzten Schäzen ausgestattetes Land gibt, so ist es das Königreich Siam, schreibt ein Engländer, der dort längere Zeit verweilte. Der Thee wächst dort in eben so großer Menge als in China, nur mit dem Unterschiede, daß ihn die Bewohner von Siam aus Faulheit wild wachsen lassen, während in China auf den Anbau dieser Pflanze die größte Sorgfalt gewendet wird; dessen ungeachtet steht der siamesische Thee dem chinesischen an Güte nicht nach; um wie viel erst würde er ihn übertreffen, wenn er fleißig in Acht genommen würde. Die höchste Seligkeit des Buddhisten besteht in der Versenkung des Geistes in das ewige All, und er bedient sich vorläufig als Surrogat dafür des Schlafes. Der Thee muß also wachsen, so gut er kann. Ein Gleiches ist es mit dem Seidenwurme und dem Maulbeerbaume, die aus demselben Grund oder auch aus Ursachen, die von der Regierung ausgehen, wild gedeihen. — Der muthmaßliche Erbe von Siam ist gegenwärtig zwanzig Jahre alt und unermeßlich reich an Gold, Edelsteinen und anderem Schmuck. — Ohne Zweifel gibt es in diesem Lande Gold- und Silberadern; von lezterm Metalle ist es ganz gewiß; denn die Einwohner sagen, daß man nach der Regenzeit Stücke Silber in der Größe eines Tikals (siamesische Münze, von der zwei auf drei schwere spanische Piaster gehen) findet. Indigo und Kaffee wachsen im Ueberfluß und obgleich ebenfalls wild, sind sie wie alle andern Früchte in weit größerer Menge und Güte, als irgend anderswo, vorhanden. Es gibt dreißigerlei Arten köstlicher Mangobeeren, Mangustans, Orangen und andere Früchte, alle in großer Menge und wild wachsend. Baumwolle wächst im Ueberfluß und von einer Feinheit wie Seide; allein die Einwohner wissen sie nicht besser zu verwenden, als daß sie Matrazen und Polster damit ausstopfen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 253. 9 September 1832.

Die pariser Grisettes.

(Schluß.)

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Einer von meinen Lesern, im letztverflossenen Monate Mai in der Nähe der Rue St. Denis einen großen jungen Menschen mit Kastorhut und weißen Beinkleidern, acht Tage hinter einander, mit einem nagelneuen Regenschirm herumwandeln gesehen hat. Es ist auch nicht unwahrscheinlich, daß Einer diesem Fashionable, dessen Parapluie, stets bereit sich aufzuspannen dem Himmel zu einem Sturm herauszufordern, unter die Nase gelacht hat. Armer Eugen! Mit welcher Sehnsucht harrte er auf schlechtes Wetter.

Ich hatte ihm ausdrücklich verboten, sich vor dem günstigen Augenblicke dem Mädchen zu zeigen. Dieser günstige Augenblick war ein Platzregen; ein Platzregen präcis acht Uhr Abends. Eugen konnte vielleicht ein, zwei Monate warten müssen. Dieser Gedanke allein trübte ihm den Vorgenuß seines gewissen Glückes. Wer weiß, sagte er zu sich, wenn es dem Himmel einmal beliebt zu regnen! Und wird sie wohl, um einen Andern zu lieben, um mich zu vergessen, einen Sturm abwarten.

Eine Woche später trübte sich gegen halb acht Uhr Abends zufällig der Himmel, große schwarze Wolken waren im Anzug. Gegen dreiviertel auf acht Uhr fielen einige schwere dicke Tropfen, um acht Uhr war ein herrlicher Regen fertig. Wer schildert Eugen's Freude. Sein weites weißes Pantalon klebte ihm auf den Beinen, sein Kastorhut troff von Wasser, Alles Dieß machte Eugen zum nässesten, aber glücklichsten Menschen. Seine einzige Furcht war, der Regen möchte plötzlich aufhören, oder das Mädchen vielleicht bei so schlechtem Wetter ihr Magazin nicht verlassen. Aber die Arbeit ist zu Ende, die Stunde zu gehen gekommen; wohl blickt man einen Augenblick durch die Ladenscheiben zum Himmel hinauf: man zögert, „warten wir noch einen Augenblick!“ heißt es. Endlich scheint sich der Himmel aufzuklären, der Regen ist nicht mehr so stark, man denkt, der Weg ist nicht weit, man schürzt sein Kleid hinauf und macht sich auf die Sohlen.

Da kommt sie nun! Auf den Fußspitzen hüpft sie auf den weiß gewaschenen Pflastersteinen hin; ihre Hände sind unter dem Schürzchen versteckt, das Taschentuch flattert über dem Häubchen, und der Kopf ist auf die Brust herabgesenkt, aus Furcht, das Gesicht nicht naß werden zu lassen. Doch der Regen beginnt von Neuem. Eugen stürzt herbei. „Darf ich vielleicht Mademoiselle meinen Schirm“ — „Ich danke Ihnen, mein Herr, ich wohne gleich hier in der Vorstadt.“ Diese paar Worte sagte sie, ohne den Kopf zu erheben. Eugen, der an ihrer Seite einherschreitet, nimmt sich wohl in Acht, durch einen Fehlschritt ihre weißen Strümpfe zu bespritzen. Alles wäre dann verloren, so hatte ich ihm gesagt. Er streckt den Arm aus, um den Regenschirm aufzuspannen; fährt aber immer fort, mit der größten Vorsicht und in der gehörigen Entfernung zu gehen. — „Aber, Mademoiselle, das Wetter ist abscheulich; Sie können unmöglich ausschlagen.“ —

Nun erhebt sie die Augen und erkennt ihn. Ein leichtes Lächeln blüht auf ihren Lippen auf. Sie läßt Eugen den Regenschirm über sie halten. „Es ist aber auch wahr,“ sagt sie nach einem Augenblick Stillschweigen, in dieser Jahreszeit sieht man sich nie vor. Wenn es Winter wäre, würde ich meinen Regenschirm nicht zu Hause gelassen haben.“ — „Und ich würde nicht so glücklich seyn, Ihnen eine kleine Gefälligkeit zu erweisen,“ sagt Eugen. „Wie froh bin ich, daß es nicht Winter ist.“ — „Mein Gott, wie viele Mühe mache ich Ihnen! Sie werden ja durch und durch naß.“

„Mein Parapluie ist so enge“ murmelt Eugen.

„Es ist ein Parapluie nur für eine Person,“ bemerkt die Grisette.

„Ja, Mademoiselle.“

„Der Herr lebt also noch für sich, wie ich sehe.“

„Nicht anders,“ seufzt Eugen.

„Ich habe Dieß nur an ihrem Parapluie errathen,“ sagt sie lächelnd.

Eugen segnete mich zehnmal im Geiste. „Ach,“ dachte er, „was steckt nicht Alles in einem Parapluie!“

Der Platzregen wollte nicht aufhören. Es hätte einen Stein erbarmen mögen, Eugen zu sehen. Die Grisette warf ihm einen schmelzenden Blick zu.

„Nein, mein Herr, ich mißbrauche wirklich ihre Güte,“ sagt sie einige Schritte weiter. „Ach, wie Sie naß werden!“ —

„Mein Parapluie ist so enge,“ wiederholt Eugen.

„Es ist doch wahrlich nicht der Mühe werth, daß Sie wegen einer Person naß werden, die Sie nicht kennen.“

„Die ich nicht kenne, Mademoiselle!“

Hier verlor sich Eugens Stimme in einen bebenden Ton der Liebe, den das Mädchen nicht ohne Rührung hörte.

„Wenn ihr Paraplnie nur etwas größer wäre," sagte sie einige Sekunden später, „so könnten Sie sich doch auch schützen."

„Dann müßten Sie mir freilich da unten etwas Platz einräumen wollen," fügte er mit bittender Stimme hinzu, und da er in den lachenden Augen des Mädchens seine Antwort las, so rückte er ihr etwas näher. „Ich werde Sie geniren," sagte Eugen. „Wir haben niemals beide darunter Platz . . . Ei, sehen Sie nur, Ihr Kleid ist schon ganz naß auf der einen Seite!"

„Was ist aber nur zu thun?" fragte das arme Kind.

„Wenn ich Sie bitten dürfte, mir Ihren Arm zu geben . . wir würden dann weniger Platz brauchen. Ich bitte Sie, reichen Sie mir ihn," sagte Eugen schon etwas kühner, „oder ich lasse Ihnen den Schirm allein. Ich will lieber allein naß werden."

Sie zögert noch einen Augenblick, dann schiebt sie ihren Arm unter den nassen Arm des jungen Menschen. Ich wollte wetten, sie merkte kaum, daß er vom Wasser troff. Ihr Köpfchen träumte von Liebe; Eugen war in ihren Gedanken bereits ihr Geliebter. Eugen hatte die Grisette erobert.

Eines Morgens trat Eugen in mein Zimmer. Ein Kummer trübte sein Gesicht. „Solltest du wohl glauben, daß Josephine mich getäuscht hat," sagte er. — „Wie, ist es möglich?" — „Sie war nicht mehr so sittsam, wie ich mir sie gedacht hatte!" — „Wirklich?" — „Vor mir hatte sie schon Bekanntschaft mit einem Kleinen aus der polytechnischen Schule."

Ich konnte das Lachen nicht mehr bergen. „Hat sie dir sonst kein Geständniß gemacht?" fragte ich ihn. „Sie sagte mir auch, daß sie mit fünfzehn Jahren" — „Einen Ouvrier zum Geliebten hatte?" — „Wie, du weißt es also schon?" — „Es bleibt mir darüber kein Zweifel." Der Erste, der sie liebte, war natürlich ein Junge von ihrem Alter und ihrem Stande. „Wir andern kommen immer zu spät, mein Lieber, so gut wir es auch anfangen. Immer ist uns Einer zuvorgekommen, der vielleicht weder ein Kleiner aus der polytechnischen Schule ist, noch du." — „Allein warum kommen wir stets, wenn der Fehler begangen ist?" — „Weil der Fehler stets begangen ist, bevor wir kommen." — „Ich will keinen Scherz, sondern Gründe." — „Gründe! Hier hast du einen trefflichen: die Sympathie des Alters und des Standes. Die erste Liebe eines Mädchens aus der untern Volksklasse wird nie einen jungen Menschen zu ihrem Vertrauten machen, der nicht einen groben Kittel und rauhe Hände hat." — „Wenn man dich hört, so gäbe es also gar keine sittsame Grisette?" — „Verzeih', es gibt solche, aber erst nach dem ersten Fehltritt. Tugendhaft ist jene Grisette, die nur Einen Geliebten hat."

„Ach," erwiderte er mit einem tiefen Seufzer: „hättest du mir nur von dieser schlimmen Geschichte mit dem Ouvrier gesagt, hättest du mich doch mit deiner Theorie des ersten Besten früher bekannt gemacht, so würde ich mir alle diese Mühe nicht gegeben haben, um einer Grisette zu gefallen."

Eugen verließ mich, und ich bewunderte die Demoralisation des Jahrhunderts, in diesem braven Menschen unter den bravsten, den ich untröstlich sah, weil er nicht der Erste gewesen, der das Herz eines armen unschuldigen Mädchens aus dem Volke auf dem schlüpfrigen Pfade des Leichtsinns verführt hatte.

Am andern Morgen fand man den entzauberten Eugen beschäftigt — sein Paraplnie zu verbrennen.

Abenteuer auf Tristan d'Acunha und Neu-Seeland.

(Schluß.)

Am folgenden Morgen besuchte uns unser alter Freund, König Georg, dem wir den Vorfall erzählten. Er tadelte unser Verfahren als höchst unvorsichtig; „Erstens, sagte er, hätte es euch das Leben kosten können, und dann ist Alles, was ihr gethan habt, doch vergeblich gewesen; denn da ihr das Fleisch nur in der Nähe verscharrtet, so waret ihr kaum hinweggegangen, als sie es wieder ausgruben und bis auf den letzten Bissen verzehrten." Ich überzeugte mich nachher, daß Dieß wirklich geschehen war, als ich die Grube untersuchte und sie leer fand. „Es ist eine alte Gewohnheit, fügte König Georg bei, die sich von ihren Vätern her schon auf sie vererbte: und es stand euch gar nicht zu, euch in Gebräuche zu mischen. Ich selbst habe dem Menschenfleisch nur aus Gefälligkeit gegen euch weiße Männer entsagt, aber ihr habt kein Recht, dieselbe Gefälligkeit auch von allen andern Häuptlingen zu fordern. Was für Strafen habt ihr in England gegen Diebe und entlaufene Diener oder Soldaten?" — „Wir ziehen sie vor Gericht, erwiderten wir, und strafen sie nach Urtheil und Recht mit Peitschenhieben oder dem Galgen." — „Dann, antwortete er, ist der einzige Unterschied zwischen unsern und euren Gesetzen nicht groß; ihr peitscht und hängt, wir erschießen und essen die Uebelthäter." Nachdem er uns diesen Verweis ertheilt hatte, wurde König Georg über den Kannibalismus seiner Landsleute sehr gesprächig; er erinnere sich der Zeit, sagte er, wo die ersten Schweine und Kartoffeln auf der Insel eingeführt worden seyen — eine Epoche, die für Neu-Seeland von höchster Wichtigkeit ist. — Er selbst, fügte er hinzu, sey im Innern des Landes geboren und erzogen worden, wo ihre frühere Nahrung nur aus Farrnkrautwurzeln und Kumera bestanden habe; Fische seyen ihnen etwas ganz Unbekanntes und das einzige Fleisch, das sie genossen, Menschenfleisch gewesen."

Indem wir hier unsre Auszüge aus Earle's Tagbuch beschließen, fügen wir nur noch seine Schilderung eines neuseeländischen Künstlers bei:

„Die Kunst zu Tatuiren ist auf Neuseeland zu einer Vollkommenheit gediehen, daß wir nie einen Wilden, dessen Haut tatuirt war, sehen konnten, ohne die kunstreiche Arbeit daran zu bewundern. Es schien uns gewissermaßen die Stelle der Kleidung zu vertreten. Wenn ein Häuptling seine Matte auseinanderschlägt, scheint er so stolz darauf, die schönen Verzierungen seiner Haut augenfällig zu machen, als ein Hofherr, der das erste Mal in einem Kleide nach dem neuesten Geschmack erscheint. Die Tatuirung gehört wesentlich zu den Vorbereitungen zu einem Kriege. Der ganze Bezirk von Kororadika rüstete sich eben zum Kriege. Die Kanoes, Flinten, Kugeln und Schießpulver wurden mit jedem Tage vermehrt, und ein sehr geschickter Künstler, Namens Aranghle, langte an, um die wichtige Arbeit an allen mächtigen Häupt-

lingen in der Nachbarschaft, Mann für Mann, vorzunehmen. Da die Kunst Aranghie's eine Wandnachbarin von der meinigen war, so besuchte ich ihn öfters in seinem Atelier und er that Dieß gleichfalls, so oft er nur einen Augenblick Zeit fand. Seine Landsleute betrachteten ihn als einen vollendeten Meister seiner Kunst, und Männer von höchstem Range und Ansehen pflegten weite Tagreisen zu machen, um ihre Haut seinen geschickten Händen zur Bearbeitung zu übergeben, und so hoch standen seine Zeichnungen im Werthe, daß viele derselben so gar noch nach dem Tode Derer, an denen er sie ausgeführt hatte, aufbewahrt wurden. Einer der Häuptlinge in unsrer Gegend hatte vor einiger Zeit einen berühmten Krieger, der von Aranghie tatuirt war, im Kampfe erlegt und schund sogleich auch die Schenkelhaut des Getödteten ab, mit der er seine Patrontasche überzog. Wirklich war ich auch über die Kühnheit und Genauigkeit erstaunt, mit der Aranghie seine Zeichnungen auf den Häuten ausführte; kein Lineal und kein Zirkel war im Stande Linien und Kreise in größerer Reinheit zu zeichnen, als er aus freier Hand. Aranghie ist aber auch so einzig in seiner Kunst, daß ein von ihm schön tatuirter Kopf eines Häuptlings in Neu-Seeland in so hohem Preise steht, als ein Porträt von Sir Thomas Lawrence in England. Es war wahrhaft erfreulich, zu sehen, welche Achtung diese Wilden gegen die schönen Künste hegten. Aranghie war bloß ein Kuki oder Sklave, schwang sich aber durch Geschicklichkeit und Fleiß zu einem der größten Männer des Landes auf, und da jeder Häuptling, den er tatuirt hatte, ihm jederzeit ein schönes Geschenk machte, so wurde er bald ein steinreicher Mann und war stets von so wichtigen Männern wie Pungo Pungo, Rukiruki, Kivikivi, Aranaghy Tuker u. s. w. umgeben. Unser Freund Schultitia (König Georg) schickte ihm alle Tage die ausgesuchtesten Gerichte von seinem eigenen Tische. Obgleich Aranghie so im vollen Sonnenglanze der Hofgunst stand, so wurde der Künstler, wie jeder wahrhafte Genius, keineswegs davon aufgebläht, und ließ sich herab fast alle Abende zu mir zu kommen und mit mir Thee zu trinken. Meine Zeichnungen entzückten ihn, vorzüglich als ich sein eigenes Porträt entwarf. Er kopirte so gut und schien dem geringen Unterricht, den ich ihm im Malen gab, mit solchem Interesse zu folgen, daß ich ihn, ginge ich von hier geraden Wegs wieder nach England zurück, sicherlich mitnehmen würde, da ich ihn für einen Menschen von großem Genie halte. Einer von den angesehenen Männern des Landes, die aus weiter Entfernung herkamen, um sich Aranghie's Operationen zu unterwerfen, war ein Mister Rukiruki — er that sich etwas zu gute darauf, sich stets Mister nennen zu lassen; er hatte vier seiner Weiber bei sich; sechs andere waren noch zu Hause gelassen worden; Vielweiberei ist in Neuseeland in vollem Umfange erlaubt. Eines von den Weibern dieses Mannes war ein kleines Mädchen von nicht mehr als zehn Jahren und erregte bei uns einiges Interesse, was der Häuptling kaum bemerkte, als er sehr eifrig darauf aus war, sie Einem von uns zu geben: er drang unaufhörlich in uns, sagte, sie sey eine Sklavin und wollte sie durchaus gegen eine Flinte vertauschen."

Die Bewohner Aegyptens.

Herr Lieder, Missionär der englischen Kirche, theilt über den religiösen und sittlichen Zustand der Bevölkerung Aegyptens im „Missionary-Register" folgenden Bericht mit:

Den Mahomedanern der Städte kann man im Ganzen mehr vertrauen als den Christen, und da sie die herrschende Partei ausmachen, so findet man auch minder knechtischen Sinn und weniger Neigung zu Betrug und Hinterlist bei ihnen. Man kann sie in Gelehrte, Kaufleute, Krämer, Handwerker und die dienende Klasse eintheilen. Die Bauern bestellen das Land und sind die Armseligsten, Vernachlässigtsten und Unwissendsten unter dem Volk.

Die Beduinen sind ein wohlgestalter, hagerer, hochgewachsener, gut aussehender Menschenschlag, der meist der besten Gesundheit genießt, und sich mit dem Wenigen begnügt, was die Kamels, Schaaf- und Ziegenheerden abwerfen. Bei ihrer nomadischen Lebensart wandern sie zu verschiedenen Zeiten des Jahres von Ort zu Ort, um Weide für ihre zahlreichen Heerden zu suchen. Freiheit ziehen sie selbst dem bequemsten Leben ohne dieselbe vor, und nur nach vielen Versuchen gelang es dem Pascha, eine große Anzahl von ihnen zu bewegen, sich in Dörfern anzusiedeln, das Land zu bebauen und ihm zum Theil als Gränzwächter zu dienen, wofür er ihnen eine Menge von Vorrechten zugestand, deren die übrigen Aegyptier sich nicht erfreuen. Sie haben den ächten arabischen Charakter unter sich erhalten.

Die verschiedenen christlichen Sekten führen verschiedene Lebensweisen. Die Kopten, oder der Ueberrest der alten Aegypter, betrachten sich fast ausschließend als die Schreiber und Rechnungsführer des Pascha. Sie sind dumm, treulos und schmutzig. Der Branntwein ist ihr Abgott, und selbst ihre Priester sind mehr oder minder dem Trunk ergeben.

Die Syrier, meist griechische Katholiken, sind Kaufleute, Rechnungsführer und Handwerker. Einige von ihnen versehen hohe Aemter im Dienste des Pascha, und haben deßhalb großen Einfluß unter den verschiedenen christlichen Sekten. Sie sind im Ganzen von feinen Sitten, wollüstig, leichtsinnig, weniger treulos, aber desto verschlagener; — die Franzosen des Orients.

Die Griechen sind Künstler, Architekten, Krämer, Kaffeesieder und Handwerker. In ihren Sitten gleichen sie den Syriern; nur haben sie eine etwas bessere Erziehung.

Die Armenier sind die geachtetsten und wohlhabendsten unter den orientalischen Christen Aegyptens. Sie sind nebst den Juden die Banquiers des Landes; ernst, stolz, von feinen Sitten, aber, nicht minder als die Griechen, unnatürlichen Lastern ergeben.

Die Europäer, die sich aus Italien, Frankreich, Deutschland, England und besonders aus Malta hierher gewendet haben, sind, leider muß man es sagen, was Sittlichkeit betrifft, der Abschaum und die Schande Europa's in Aegypten. Die Juden sind an Charakter und Lebensweise ganz dieselben, wie in Europa.

Von dem religiösen Zustand kann man sich von dem bereits Gesagten einen Begriff machen; die religiöse Eintheilung begreift zwei Klassen, Mahomedaner und Christen. Kopten, die Abkömmlinge und Repräsentanten der christlichen Urbevölkerung Aegyptens, rechnet man unter einer Einwohnerzahl von 4 bis 5 Millionen nur 200,000.

Die Mahomedaner des Landes haben sich von den Vorschriften des Korans eben so sehr entfernt, als die orientalischen Christen und die römischen Katholiken von dem wahren und reinen Evangelium; beide haben die Basis ihrer Religion verloren, und sich in einem Labyrinthe von Fabeln und Traditionen verirrt. Wahre Mahomedaner gibt es daher in Aegypten nicht. Die hier lebenden lassen sich in folgende Klassen theilen, nämlich erstens: in strenge Mahomedaner, die in der Furcht Gottes leben, so weit sie ihn aus den Vorschriften ihrer Religion kennen, die sie mit ausgezeichneter Strenge befolgen und sowohl hierin, als auch in Treue und Gewissenhaftigkeit in Handel und Wandel die Christen übertreffen. Ja es gibt einige wenige unter ihnen, deren exemplarischen Lebenswandel, möge sein Motiv übrigens seyn, welches es wolle, selbst der ächte Christ bewundert. Diese darf man jedoch nicht unter den Kaufleuten und Krämern suchen; auch unter den Bauern und Beduinen findet man deren, jedoch nur in sehr kleiner Anzahl. Zweitens: in unwissende und nachlässige Mahomedaner. Diese findet man meist unter den niedern Klassen der Städte, unter den

Bauern, Beduinen, Berbern und Nubiern. Sie sind meist ohne allen religiösen Unterricht, wissen kaum einige wenige Gebete und die erste Sura oder den Schlüssel des Korans auswendig, und verstehen selbst von diesen nicht einmal den Sinn der Worte. Sie halten sich an ihre Scheiks, ihre religiösen Führer, die Organe ihrer Religion, und wenn sie einige äußere Gebräuche beobachten, dann und wann ihre Gebete verrichten und ihre Scheiks ihnen auf dem Sterbebette einige Kapitel des Korans vorlesen, so glauben sie genug gethan zu haben, um ihren Theil der Freuden des Paradieses genießen zu können; „denn, sagen sie, Gott ist groß und gnädig." Sie schmeicheln, wenigstens dem Schein nach, einem Jeden und thun Alles für Mahomedaner, Juden oder Christen, wenn sie nur Geld zu verdienen wissen, um ihre Bedürfnisse befriedigen, oder ihr ärmliches Leben durch sinnliche Genüsse erheitern zu können. Drittens: in skeptische und abtrünnige Mahomedaner. Zu diesen gehören die höhern Klassen, als z. B. der Pascha selbst und die Gelehrten. Obschon diese, aus Furcht vor dem Volk, bei dem sie die Ceremonien ihrer Religion mit aller Strenge aufrecht halten, die äußern Gebräuche beobachten, so leben sie doch, öffentlich oder heimlich, in vollkommener Abtrünnigkeit. Ich bemerkte, daß viele der Berbern und Nubier, die nach Aegypten und besonders nach Kairo und Alexandria kommen, um in den Häusern der Europäer zu dienen, in ihrer Religion höchst skeptisch und nachläßig sind; ja ich hörte einige von ihnen sagen, daß sie sich sehr wenig um Mahomed und seine Religion, die ihnen mit dem Säbel aufgedrungen worden sey, kümmerten.

Die Mahomedaner erhalten den religiösen Unterricht in ihren Schulen; er besteht bei den niedern Klassen in nichts als dem Auswendiglernen einiger Gebete und der ersten Sura des Korans, einigen Sittensprüchen und den verschiedenen Stellungen des Körpers beim Gebet. Diesen Letztern wird alle nur mögliche Aufmerksamkeit gewidmet. Der Fatalismus ist unter der ersten und zweiten Klasse des Volks noch sehr herrschend. So nachtheilig dieses System auch in vieler Hinsicht für Moral und Religion seyn mag, so ist es doch erfreulich zu sehen, mit welcher Liebe und Sorgfalt sie während der ansteckendsten und verheerendsten Seuche nicht nur ihre Freunde, sondern auch alle ihre Glaubensgenossen überhaupt behandeln, während so viele Christen in solchen Fällen ihren Freunden lieblos den Rücken wenden und sie aus Mangel an geeigneter Pflege umkommen lassen. Was die Christen der ersten Jahrhunderte während des Ausbruchs ansteckender Krankheiten, mit ächt christlicher Liebe, zum Erstaunen der sie umgebenden Heiden thaten, das thun jetzt in gewisser Hinsicht die Mahomedaner vom Fatalismus getrieben.

Unter all den verschiedenen Sekten orientalischer Christen, als: Griechen, Armenier, Maroniten, griechische Katholiken, armenische Katholiken, römische Katholiken, Syrier und Kopten, haben wir noch nicht Einen wahrhaft Bekehrten getroffen. Man kann sie in drei Klassen theilen, nämlich: in Strenggläubige, Skeptiker und Ungläubige. Ich will mich bei diesen verschiedenen Sekten nicht aufhalten, sondern nur noch der Kopten gedenken, da diese den römischen Katholiken in Europa sehr ähnlich sind, mit dem Unterschied jedoch, daß sie auf einer niederern Bildungsstufe stehen und auch in religiösen Grundsätzen weniger unterrichtet sind. Die Kopten machen den größern Theil der Christen in Aegypten aus und leben, durch das ganze Land zerstreut, in Städten und Dörfern. Es gibt, mit wenigen Ausnahmen, keine Skeptiker unter ihnen, aber sie sind meist höchst abergläubisch, unwissend und nachlässig. Erziehung und besonders religiöse Erziehung findet man unter ihnen nicht, und deßhalb leben sie auch ohne alle religiösen Grundsätze. So wie man in Europa von den Juden sagt, daß es unter ihnen nicht für Sünde gehalten wird, einen Christen zu betrügen, so beschuldigt man auch im Oriente die Kopten, daß sie sich einen Betrug gegen Jemand, der nicht ihrer Sekte angehört, keineswegs als ein Vergehen anrechnen. Ich hörte einst einen Kopten sagen, daß, da sie die Urbesitzer von Aegypten wären, es keine Sünde sey, etwas von Dem, was man ihnen abgenommen habe, zurückzunehmen. Sie haben viel Aehnliches mit den Juden. Die Beschneidung, nicht nur des männlichen, sondern auch des weiblichen Geschlechts, ist bei ihnen noch üblich. Ihre Fasten überhaupt und besonders die von Aschermittwoch bis Ostern halten sie sehr streng. Viele würden lieber sterben, als etwas Verbotenes, oder irgend etwas essen, das in einem zu gewöhnlichen Speisen bestimmten Geschirr zubereitet wurde, und sind sie krank, so geben sie eher den Arzt auf, als daß sie irgend eine Vorschrift befolgten, die den Regeln ihrer Fasten entgegen wäre; Branntwein, den sie nicht kaufen, weil Jeder ihn selbst bereitet, ist jedoch zu allen Zeiten gestattet.

Einen Vorzug haben die Kopten vor andern orientalischen Christen darin, daß ihnen erlaubt ist, die heiligen Schriften zu lesen; doch haben bis jetzt nur sehr Wenige von diesem Vorrecht einigen Vortheil gezogen; denn welchen Nutzen kann das Lesen der heiligen Schrift mit einer Flasche Branntwein zur Seite gewähren? In ihren Schulen wird kein anderer religiöser Unterricht ertheilt, als daß man einige koptische Gebete, welche die Schüler nicht verstehen, einige Stellen der Schrift und die Namen der Feste auswendig lernen läßt.

Unter den übrigen christlichen Sekten fand ich fünf Frauen, die lesen konnten, und ich gab ihnen daher Bibeln, um auch die übrigen Frauen zum Lesen anzueifern; unter den Kopten aber fand ich auch nicht Eine. So wie die alten Heiden für jedes Bedürfniß eine eigene Gottheit hatten, so haben die Kopten zu gleichem Zweck einen Heiligen. St. Antonius z. B. ist der Patron der Fruchtbarkeit bei Menschen und Vieh; wünscht sich also ein Weib ein Kind, oder möchte ein Mann, daß seine Eselin ihm ein Fohlen brächte, so wendet man sich an den Heiligen. Der Patron des Nilwassers ist der Engel Gabriel. Jede Kirche steht unter dem Schutz eines eigenen Heiligen, vor dessen Bildniß Tag und Nacht ein Licht brennt. Wünscht Jemand die besondere Gunst eines Heiligen zu erlangen, so unterhält er Tag und Nacht eine brennende Kerze vor seinem Bild. Wird ein Kopte krank, so schickt er nach dem Priester, der dann mit den vier Evangelisten in der einen und mit einer Wage in der andern Hand erscheint. In die eine Wagschale legt er nun die vier Evangelisten, die im Manuscript und folglich ziemlich schwer sind, in die andere aber ein Gefäß mit Wasser, und nun muß der Kranke eine dem Gewicht des Evangeliums entsprechende Menge Wasser trinken, um zu genesen.

Ihre Kirchen sind, gewissermaßen dem Zustand ihres Geistes und ihrer Religion angemessen, sehr finster. Der Gottesdienst besteht in dem Absingen einiger Psalmen und dem Lesen einiger Stellen des Evangeliums in arabischer Sprache; Predigten kennt man nicht; auch würden ihre Priester hiezu nicht fähig seyn. Die erste Ursache dieses traurigen Zustandes der koptischen Kirche ist die entsetzliche Unwissenheit ihrer Priester; und ihre Sitten, nebst den eigenen Ansichten, die sie vom Priesterstand haben, machen es gänzlich unmöglich, irgend etwas für ihre Umbildung zu thun.

Braucht man einen Priester, so wird ein Mann ausgewählt, der lesen kann und eine erträgliche Erziehung erhalten hat. Ist ein solcher gefunden, so reißt man ihn mit Gewalt aus seinem Haus oder Laden, prügelt ihn, wenn er sich widersetzt, auf die Straße hinaus und bringt ihn vor den Patriarchen; legt dieser dann seine Hände auf das Haupt des Mannes, so ist dieser von Stunde an gezwungen, Priester zu seyn. Ist er nun Priester, so hat er keine Zeit mehr, sich den Studien zu widmen, denn er ist ein Bettler, der, wenn ihn der Gottesdienst nicht beschäftigt, in den Häusern seiner Glaubensgenossen umher gehen muß, um Kleidung und Geld für sich und seine Familie zu betteln. Die gemeinen Priester sind meist verheirathet, bevor sie noch zum Priesterstand gewählt werden, und sterben ihre Weiber, so dürfen sie nicht zum zweitenmal heirathen. Ein gemeiner Priester kann, selbst wenn sein Weib noch lebt, den höhern Posten eines Kumus erhalten; stirbt sie aber, so kann er Bischof, aber nie Patriarch werden; denn für die höchsten und einflußreichsten Bisthümer und das Patriarchat werden nur Mönche gewählt, die nie verheirathet waren und aus einem der beiden Klöster der ägyptischen Wüste am rothen Meer kommen, Mar (Sankt) Antonius und Mar Boulos genannt, wo sie gewissermaßen erzogen worden. Auf dieselbe Weise, wie man die Priester preßt, werden auch die Patriarchen gewählt. Stirbt ein Patriarch, so wird ein anderer geeigneter Mann an seine Stelle ernannt, der jedoch gewöhnlich den erhaltenen Ruf ablehnt. Dann geht man zuweilen zum Pascha, dem man verstellt, daß ein Patriarch fehle, und daß man einen gewählt habe, der aber nicht erscheinen wolle, worauf der Pascha einige Janitscharen ausschickt, um ihn einzufangen. Wird er gebracht, so weigert er sich noch immer die Stelle anzunehmen, und zuweilen muß er einige Tage in Ketten gelegt, wohl auch geprügelt werden, ehe er sich füge; geschieht Dieß endlich, so wird er mit allen Ehrenbezeugungen in sein Patriarchat eingeführt und mit seiner hohen Würde bekleidet.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 254. 10 September 1832.

Kapitän Hall's Erinnerungen aus Indien.

3. Die Hungersnoth und die Heuschrecken.

Es war kurze Zeit nach meiner Ankunft in Indien, als sich in den nordwestlichen Theilen von Hindustan die Anzeichen einer großen Hungersnoth verspüren ließen. Es ist vielleicht nicht so allgemein bekannt, daß die Reißernten größtentheils, wenn nicht gänzlich, von der Menge des Wassers abhängen, das während der Regenzeit fällt; so zwar, daß wenn die Regen sich nicht stromweise ergossen haben, ein Unglück, das zu gewissen Zeiten sich wiederholt, nicht bloß Theurung, sondern vollkommene Hungersnoth einreißt. Die Einwohner jener Gegenden, die von großen Flüssen, wie von dem Ganges und Cavery, durchströmt werden, können diese furchtbare Landplage allein durch künstliche Bewässerung von sich abwehren. Allein selbst in diesen Ländern kann man nur längs der Ufer der Ströme die dem Wachsthume des Reißes nöthige Feuchtigkeit erhalten; so daß nur ein sehr schmaler Streif grüner Saat bleibt, wenn man ihn mit der weitausgedehnten Länderstrecke vergleicht, die verdorrt und unfruchtbar liegt, wenn der Himmel ihr während der Regenzeit nicht reichliche Bewässerung gönnt.

Bombay ist fast der einzige Bezirk Indiens, wo man einer allgemeinen und völligen Sicherheit gegen diese Geißel genießt, weßhalb sich auch auf seinem Gebiete, im Verlaufe von wenigen Jahren, eine reiche und beträchtliche Bevölkerung zusammengezogen hat. So zählte die Präsidentschaft im Jahre 1812 mehr als hundert sechzig tausend Einwohner und zu gewissen Zeiten, wie bei den öffentlichen Festen oder großen Märkten, stieg diese Zahl auf mehr als zweimal hunderttausend Köpfe; als eine Merkwürdigkeit kann angeführt werden, daß es keinen Ort in der Welt gibt, wo die Lebensmittel wohlfeiler, mannichfaltiger und in größerem Ueberflusse vorhanden wären; obgleich alle Bodenerzeugnisse der Insel kaum hinreichen dürften, ihre gewöhnliche Bevölkerung länger als eine Woche zu ernähren. Es ist nicht nöthig, hierüber nähere Erörterungen anzustellen, allein die Vorfälle während der furchtbaren Hungersnoth, die in den Jahren 1812 und 1813 in Guzerat und den benachbarten Gegenden herrschte, machen einige Vorbemerkungen nöthig. Da die Produkte der Insel weit unter ihren Bedürfnissen stehen, so muß Bombay nothwendig, all sein Getreide von Außen kommen lassen, und die Getreidehändler bilden daher natürlich eine ansehnliche Klasse der Bevölkerung von Bombay. Ihren Reiß beziehen sie von der Küste von Malabar, ihr Getreide, ihren Mais und andere Kornfrüchte aus den höher gelegenen Mahrattengegenden. Es liegt im Interesse dieser Kaufleute, stets einen Fruchtvorrath in Händen zu haben, von dem die Bevölkerung länger als ein Jahr leben könnte, und im Jahre 1812 lag auf ihren Speichern Reiß für fünfzehn Monate aufgeschüttet, selbst für den Fall, daß in der Zwischenzeit keine neuen Einfuhren hätten anlangen können. Diese Verhältnisse brachten mehrere wichtige Fragen der politischen Oekonomie in Anregung.

In diesem Theile von Indien sind es die südwestlichen Passatwinde, die vom Monate Mai bis zum Monate September die Regenzeit herbeiführen; allein schon stand man in der Mitte Augusts, und noch war kein Regen gefallen, und die Güsse, die so verspätet hinter drein kamen, konnten die Reißernte nicht mehr retten; da außerdem noch von einem Einbruche der Henschrecken im nördlichen Indien Gerüchte in Umlauf kamen, so begannen Leute, die sich darauf verstanden, eine Hungersnoth in Kotsch und Guzerat zu prophezeien. Bei solchen Gelegenheiten gibt es vielleicht kein Barometer, das in seinen Anzeichen zuverlässiger wäre, als das des Hungers, und bald erfuhr man, daß alle Schiffe, welche die Verbindung zwischen der Insel Bombay und dem Festlande unterhielten, sich mit halbverhungerten Menschen füllten, die von allen Seiten nach dieser kleinen Insel eilten, die, wie gesagt, kaum in Einem Jahre auf ihrer Bodenfläche den fünfzigsten Theil der zur Unterhaltung ihrer Bevölkerung nothwendigen Lebensbedürfnisse ernten konnte. *) Die Präsidentschaft Bombay erstreckt sich in einem Flächenraum von achtzehn Quadratmeilen bei einer Breite von zwei oder drei, so daß man, die gewöhnliche Bevölkerung als Durchschnittszahl genommen, ungefähr 9000 Einwohner auf jede Quadratmeile zählen kann; während man zur Zeit der Pest oder Hungersnoth in den benachbarten Ländern auf demselben Flächenraume 13,000 Seelen rechnen darf. Bombay selbst zählt 20,000

---

*) Die Bevölkerung, die damals auf Bombay lebte, bestand in folgenden Zahlen: Hindus 103,786, Muselmänner 27,811, Parsen, 13,156, Juden 781, eingeborne Christen 11,454 — Gesammtzahl der eingebornen Bevölkerung 159,998; europäische Residenten und Truppen 1700: indische Truppen, die von Engländern befehligt wurden 3060; die schwebende Bevölkerung von Kaufleuten 52,012; Fremde, die vor der Hungersnoth nach Bombay flüchteten 20,000 — im Ganzen 236,700 Seelen.

Häuser, und häufig findet man dort fünfzig, sechzig, ja sogar hundert Personen unter einem und demselben Dache wohnen; ich erinnere mich, daß man mir ein Gebäude zeigte, wo nicht weniger als dreihundert Personen aufeinander gepreßt hausten.

Im Fall einer bevorstehenden Hungersnoth weiß Niemand als ein Kornhändler so wunderbarlich genau voraus zu berechnen, wie weit die Nachfrage gehen wird. Im Jahre 1812 bemerkte man daher, daß der Preis des Getreides mit jeder Stunde, wo kein Regen fiel, stieg. Allein obgleich so der Preis in kurzer Zeit ungemein hoch stand, so blieb er doch noch weit unter den Preisen, mit denen man im Norden, zu Guzerat und überall, wo man die Hungersnoth als gewiß ansah, sich zum Kaufe drängte. Die Kornhändler von Bombay beeilten sich daher, ihren Reiß auszuführen. Diese Ausfuhr trieb aber zu Bombay den Preis noch mehr in die Höhe, während mit jedem Tage neue Schaaren ausgehungerter Hindus anlangten, und die Zahl der Konsumenten vermehrten.

Die Lage wurde immer bedenklicher und merkwürdiger. „Was ist zu thun, fragten einige Mitglieder der Regierung, in gerechter Bestürzung; „wollen wir plötzlich unsern Hafen schließen, um die Ausfuhr zu hindern, und da wir auf ein Jahr lang Vorräthe in Händen haben, auf jeden Fall, wenigstens für diese Zeit, unsre Existenz sichern? Es ist so ziemlich gewiß, daß noch vor Ablauf des Jahres aus Bengalen und andern Orten, wo die Ernte nie mißräth, neue Vorräthe anlangen. Der Preis der Getreidefrüchte wird jedenfalls auf dem Bazar von Bombay immer höher steigen, und das größte Elend entstehen, vorzüglich für die unglücklichen Fremden, die sich wie Meereswogen auf uns stürzen. Allein die eigene Erhaltung ist das erste Naturgesetz, und da wir Lebensmittel in Händen haben, so wird es nicht besser gethan seyn, sie zu behalten, indem wir uns der Gefahr preis geben, selbst nichts mehr zu haben, und uns dem reinen Zufall überlassen, daß vielleicht mehr eingeführt werden kann, als wir weggeben? Unser Getreide ist für die Gegenden, wo die Hungersnoth herrscht, kaum ein Mund voll und wir sollten uns dessen nicht berauben, mit der Gefahr eines sichern Todes zu sterben." — Andere Mitglieder des Konseils dagegen behaupteten, den Hafen von Bombay schließen, um die Ausfuhr zu hindern, sey gerade das Mittel, die so gefürchtete Landplage herbeizuziehen: „Wenn ihr den Hafen schließt," sagten sie, „so lehrt die Erfahrung, daß die Getreidefrüchte, augenblicklich bis zur Theurung einer Hungersnoth steigen werden, und da die Kornspeicher hiedurch der nahrungslosen Menge, die in der ziemlich wohl begründeten Hoffnung, hier Reichthum und Ueberfluß zu finden, herbeigeströmt ist, sich verschließen werden, so werden wir unsre neuen Gäste zu Tausenden unter uns dahin sterben sehen. Es hilft uns nicht im Mindesten, mit unserm Vorrath sparsam zu seyn; wir würden dennoch die ganze Bevölkerung kaum einige Monate lang ernähren können; denn wie sollte man, unter unsern eigenen Mitbürgern und den Fremden, die die Hungersnoth nach Bombay treibt, eine Ausscheidung treffen! Eben so vergeblich würde es seyn, öffentlich bekannt zu machen, daß auch bei uns Hungersnoth herrsche; die Einwohner der benachbarten Länder sind allzusehr von der Unerschöpflichkeit unserer Vorräthe überzeugt, als daß sie einer solchen Versicherung Glauben beimessen würden, und wir mögen sagen oder thun was wir wollen, sie werden immer Mittel und Wege finden, wie ein Schwarm wilder Vögel auf uns hereinzubrechen. Das einzige Mittel, einen Theil des Unglücks wieder gut zu machen, und im eigentlichen Sinn des Wortes unsern Einfluß und Popularität möglichst weit auszudehnen, indem wir uns gegen alle Einwohner Indiens ohne Unterschied wohlgesinnt und wohlthätig erweisen, besteht darin, muthig zu erklären, daß der Hafen von Bombay nach wie vor geöffnet bleiben wird. Laßt uns bekannt machen, daß die Getreidehändler, entstehe auch daraus was wolle, die Freiheit behalten werden, wie immer ihr Getreide auszuführen, wohin es ihnen gut dünkt. Zu gleicher Zeit aber wollen wir nichts versäumen, um unsre Noth in den Ländern, wo die Ernte glücklich war, bekannt werden zu lassen, eine übrigens fast unnöthige Vorsicht, da die Wahrscheinlichkeit einer bevorstehenden Hungersnoth schon bis in die entferntesten Länder der Halbinsel bekannt geworden ist und in diesem Augenblick wahrscheinlich Hunderte von Schiffen für diese Küste mit Getreide befrachtet werden. Da sich nun Bombay nahe der südlichen Gränze der von der Hungersnoth am meisten bedrängten Länder befindet, so wird jedes Schiff, das nach dem Golfe von Kambodscha und Kotsch unterwegs ist, durch unsern Hafen gehen, während man es durch einen unklugen Schritt der Legislatur zurückwiese. Unser Hafen ist so leicht zugänglich, so bequem, und die Tonnen-Gelder so gering, und vor allen Dingen liegt er so genau auf dem Wege der Schiffe, die nach den Ländern gehen, wo die Hungersnoth am meisten wüthet, daß die Kaufleute in der Erwägung, daß sie noch zwei hundert Meilen zu machen haben, bis sie dort ankommen, natürlicherweise lieber zu Bombay ihre Reise beendigen werden, wenn sie es mit Vortheil können, als eine neue und so entfernte Reise antreten. Laßt uns daher getrosten Muthes in ganz Indien bekannt machen, daß die freie Ausfuhr unsres Getreides keine Beschränkung erleiden wird."

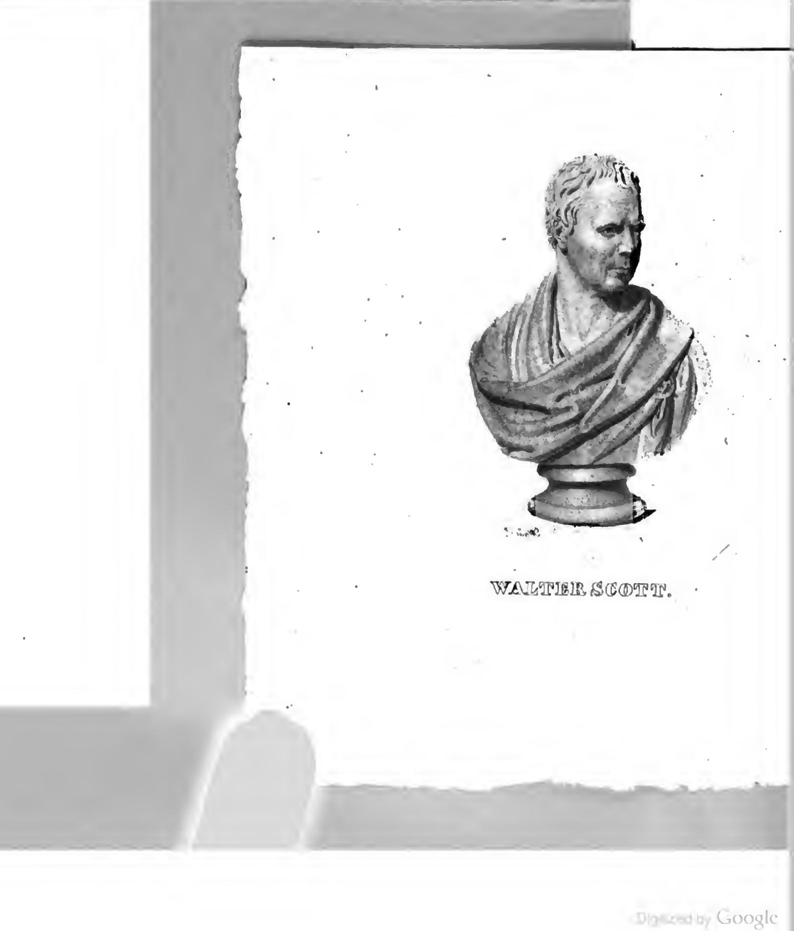
(Fortsetzung folgt.)

Lander's Entdeckungsreisen auf dem Niger.

11. Volksfeste zu Bussa — Strafe eines vorlauten Trommelschlägers — Thronrede eines Negerkönigs — Nationaltänze — Mondsfinsterniß.

(Fortsetzung.)

„Inzwischen harrte man des Königs mit der gespanntesten Erwartung und Ungeduld; aber erst gegen vier Uhr Nachmittags zeigte er sich vor einer seiner Hütten. Seine Ankunft wurde durch ein gesteigertes Getöse der Trommeln begrüßt, worauf er sich auf einem Stuhle zwischen dem Sitze der Königin und den Felatahs niederließ, und da er uns unter der Volksmenge erblickte, so lud er uns ein, an seiner Seite Platz zu nehmen. Neben und hinter ihm stand ein zahlreiches Gefolge, das eine Art Leibwache zu bilden schien. Einer davon trug zwei große Bündel Lanzen, deren Spitzen unter einer Art Kappe von glänzendem Messing verwahrt waren, und er selbst war mit einem Hut von Binsen- oder Grasgeflecht bedeckt, dessen Ränder zu beiden Seiten, wie zwei Schilde, bis auf den Boden hinabreichten und seinen ganzen Leib bedeckten. Andere hielten offene Bündel von Lanzen, Fächer, Pfeile und die



WALTER SCOTT.

schon oben erwähnten großen arabischen Trompeten in den Händen. Niemand aber von Allen, die Theil an diesem Feste nahmen, schien so ganz von Vergnügen durchdrungen, als der König selbst, dessen Gesicht unaufhörlich ein heiteres Lächeln umspielte, indem er mit Worten und Gebärden den Tänzern und Sängern seine Zufriedenheit zu erkennen gab.

„Eine schon etwas ältliche Frau tanzte allein vor dem König und gewährte uns durch ihre sonderbaren Augenverdrehungen und komischen Körperwendungen ein höchst ergötzliches Schauspiel. Es war eine große, unbehülfliche, mehr einem Mann als einer Frau gleichsehende Figur, die sich so ernst und doch zugleich so leichtfertig anzustellen bemühte und mit so schelmischen, Liebe verheißenden Blicken nach ihrem Monarchen spielte und ihrem Körper eine so ganz von allen andern verschiedene Bewegung zu geben wußte, daß sie allgemeinen Beifall erntete. Sobald sie aber zu tanzen aufhörte, erhob sich der König und trat in den Kreis, um seine eigene Kunstfertigkeit zu zeigen. Jedermann stand sogleich auf; entweder aus Ehrfurcht, oder um seinen Beherrscher besser sehen und bewundern zu können. Der König bewegte sich mit einer vornehmen Steifheit, die uns nicht sonderlich anmuthvoll schien; aber das Volk wußte sich vor Bewunderung nicht zu lassen und gab seine Freude durch lautes Geschrei zu erkennen. Uns kam seine Tanzkunst bei weitem nicht so bezaubernd vor; denn obgleich von ausnehmend stattlicher Gestalt und im Reiten wie im Gehen von herrlicher Haltung, war der Fürst von Bussa doch keineswegs zum Tänzer geschaffen, so wenig auch gerade die Negertänze große Schmiegsamkeit des Körpers erforderten. Sein Fuß konnte an Größe mit dem eines Dromedars verglichen werden und seine Zehe war im Mindesten nicht „leicht und fantastisch.“ Als sein erster Tanz, der sich von dem des Volkes in Nichts unterschied, zu Ende war, begann der König einen zweiten, worin er den kurzen Galop eines Pferdes, das zum Kampfe geht, darzustellen versuchte. Wie abgeschmackt und lächerlich dieses Kunststück ausfiel, läßt sich denken; auch dauerte es nicht lange und der König entzog sich den Blicken der Zuschauer, indem er in eine seiner Hütten hineingalopirte, während ihm ein tausendstimmiges Geschrei der Bewunderung und des Beifalles folgte.

„Die Sonne neigte sich jetzt zum Untergang und sobald der König sich entfernt hatte, hörten für diesen Abend Tanz und Gesang auf; dennoch blieb das Volk geduldig beisammen, um die Rückkehr des Fürsten zu erwarten. Diese erfolgte auch bald darauf und der König erschien mit einem Knaben zur Seite, der zwei Kalabaschen voll Kauris trug, die unter das Volk vertheilt zu werden bestimmt waren. Zuerst aber wurden alle Sänger und Musikanten, die soviel zur Belustigung des Tages beigetragen hatten, jeder mit einer guten Handvoll gelohnt; auch die alte Frau, an deren wunderlichen Sprüngen wir uns so ergötzt hatten, wurde nicht vergessen und erhielt zwei Händevoll der Muschelmünze. Hierauf warf er die übrigen Kauris eigenhändig unter das Volk aus, das darüber mit einer solchen Hast und Gier herfiel, daß ein Getümmel, eine Verwirrung sondergleichen entstand. Aeltern und Kinder, Brüder und Schwestern, Freunde und Fremde kollerten über und unter einander, während die Hände in einen Knäuel verschlungen auf dem Boden umherwühlten und mehr Stöße und Püffe als Kauris ausgetheilt und erhalten wurden. Dieser tolle Wirrwarr dauerte ungefähr zehn Minuten, worauf das Volk vor der Wohnung des Königs aufzubrechen sich anschickte. Allein der Monarch wollte wie es schien, seine geliebten Unterthanen nicht auseinander gehen lassen, ohne ihnen zu guter Letzt noch eine kleine Unterhaltung zu machen und tanzte eben so steif und gezwungen, als die beiden ersten Male, die halbe Rennbahn auf und ab, eine Huld, über die das Volk vor Freuden fast außer sich gerieth. Der Lärm und das Geschrei wollte kein Ende mehr nehmen und erst spät in der Nacht stellte sich endlich die Stille her und das Volk verlief sich nach seinen Wohnungen. Dieß war der letzte von den Festtagen und somit wurden denn auch die öffentlichen Belustigungen geschlossen.“ *)

*) Die Lander vernahmen später, daß der König von Uouou, ungeachtet seines hohen Alters für einen der besten Tänzer des Landes, von Bussa bis an's Meer, gelte und den Tanz, als eine seiner Lieblingsunterhaltungen, jeden Freitag, mit der Munterkeit eines jungen Menschen treibe. Wahrscheinlich waren sie auch deßhalb so dringend eingeladen worden, die Feiertage bei ihm zuzubringen, um sie seine Geschicklichkeit bewundern zu lassen.

(Schluß folgt.)

Walter Scott

(Mit dessen Porträt.)

In „Peter's Letters to his Kinsfolk“ (Peter's Briefe an seine Verwandtschaft) wird von Walter Scott folgendes Bild entworfen, das in dem Augenblicke, wo dieser große Genius sich seinem Erlöschen naht, ein doppeltes Interesse gewinnt: „Ich wurde Walter Scott in seiner Bibliothek vorgestellt. Man kann sich nichts Liebevolleres denken, als die Art, wie er mich empfing, und so einfach und anspruchslos war sein Benehmen, daß ich ganz überrascht war, im Verlaufe von wenigen Minuten mich in der Gesellschaft eines Mannes, dem ich mich mit ganz andern Gefühlen genähert hatte, als ein Mensch von meinem Alter und meiner Erfahrung gegen gewöhnliche Fremde empfindet, ganz wie zu Hause fand. Es war große Tischgesellschaft, denn das Haus war voll Gäste, und rings um mich her war Alles in der anmuthigsten und heitersten Unterhaltung begriffen; allein man wird sich nicht wundern, wenn ich wenig Zeit fand, auf etwas Anderes zu sehen und zu hören, als auf meinen Wirth. Was zuvörderst seine Person betrifft, so war sie für mich völlig neu, obgleich ich einige Dutzend Abbildungen Walter Scotts gesehen haben mußte, bevor ich nach Schottland kam. Nie wurde vielleicht noch ein Gesicht von den Porträtmalern mit strengerer Genauigkeit behandelt, und doch muß ich gestehen, daß seine Physiognomie von der Art ist, daß sie kaum in das Gebiet ihrer Kunst fällt. Nie sah ich ein Gesicht, das in mir eine Täuschung weniger zerstörte, als ich mit ihm ganz bekannt wurde, und doch sah ich auf den ersten Blick, nur die schlechten Kupferstiche ausgenommen, weniger, als ich erwartet hatte; auch glaube ich gern, daß Wer ihn mit uneingeweihten, schädelunkundigen Augen betrachtet, von einem Gefühle ergriffen werden muß, das wenig von völliger Enttäuschung verschieden ist. Nicht als ob in irgend einem Theile seines Gesichts ein Mangel an Ausdruck wäre; allein der Ausdruck der besonders vorherrscht, ist nicht von der Art, wie ihn Jemand, der Scott nur aus seinen Werken kennt, würde erwartet haben. Alle seine Züge sprechen jede Art der Verstandesschärfe und der Beurtheilungskraft aus, so wie die höchste Kraft und Entschiedenheit des Charakters. Er lächelt häufig und nie sah ich ein Lächeln, das so beredt die Vereinigung einer derben guten Laune und der schärfsten Auffassung des Lächerlichen ausdrückte; allein alles Dieß würde kaum hinreichen, Jemand mit des Dichters Physiognomie zufrieden zu stellen. Selbst äußerst mäßig — wozu ihn seine Kränklichkeit zwingt — ließ er seine Weine schneller herumgehen, als mir lieb war; allein ich kann versichern, daß wir Alle zu gut beschäftigt waren, um unsere Becher genau zu messen. Indeß darf man nicht denken, daß Walter Scott in der Unterhaltung einen gewissen Glanz zu entwickeln oder die Leitung des Gespräches zu führen versuchte. Im Gegentheil schien Jedermann um so mehr zu

sprechen, als er hier war, um zu hören; und seine Gegenwart reichte hin, Jedermann zum Entzücken gut sprechen zu machen; als hätte irgend ein herrlicher Meister alle Saiten gestimmt. Uebrigens ist seine Unterhaltung größtentheils von der Art, daß Jedermann ein wenig darein reden kann, obgleich ich noch Niemand traf, der sich in dieser Gabe mit ihm messen könnte. Nie schien ihm auch nur einen Augenblick der Vorrath von Dem auszugehen, was seine Haupteigenthümlichkeit und seinen Hauptreiz ausmacht — nämlich die schärfste Auffassung, das treueste Gedächtniß, und die glanzvollste Einbildungskraft, da er sein geschäftiges Leben hindurch darauf ausging, seinen Geist mit einem Schatz individueller Züge und Anekdoten, ernster und komischer, individueller und nationaler Art, zu füllen, so daß wahrscheinlich kein Mann von origineller Kraft noch einen solchen Reichthum davon besaß, um damit seinem schöpferischen Genius dienstbereit an die Hand zu gehen. Nicht wenig war ich auch über seine Reiterfertigkeit erstaunt; ungeachtet seines lahmen Fußes bändigt er sein Roß mit vollendeter Meisterhaftigkeit und scheint im Sattel so gut zu Hause, als es nur irgend Einer seiner Wildfang reitenden Deloraines oder Lochinvars. Auch verräth sein ganzer Körperbau die tüchtigste Manneskraft, und die Breite und Gedrungenheit seiner eisernen Muskeln scheint ganz ein Abguß jener Formen der alten Wats von Harden."

Bemerkungen über den industriellen und kommerziellen Verkehr verschiedener Länder, während des Jahres 1831.

England. In den Häfen der drei Königreiche liefen während des Jahres 1831 folgende Schiffe ein: 14,488 aus dem Auslande und den britischen Kolonien kommende englische Schiffe mit 2,567,322 Tonnen und 151,627 Mann Besatzung; 6,085 fremde Schiffe mit 874,605 Tonnen und 47,455 Mann Besatzung.

Aus den nämlichen Häfen liefen aus: 13,791 englische Schiffe mit 2,300,751 Tonnen und 132,004 Mann Besatzung; 5,927 fremde Schiffe mit 896,051 Tonnen und 47,009 Mann Besatzung. Die lebhaftesten Verbindungen wurden mit den englisch-amerikanischen Kolonien, Rußland, den Vereinigten Staaten, den Niederlanden, Preußen, Deutschland und Frankreich unterhalten. Aus Frankreich kamen: 1,312 englische Schiffe, mit 97,057 Tonnen und 9,450 Mann Besatzung. 975 Schiffe, sowohl französische als andere, mit 75,159 Tonnen, und 7,747 Mann Besatzung.

Die dem Haus der Gemeinen kürzlich vorgelegten Papiere beweisen, daß im Jahre 1831 vom vereinigten Königreich an gewebter und gesponnener Baumwolle ein- und wieder ausgeführt wurde: An Wolle und Baumwolle:

Einfuhr 288,708,453 Pfund; Ausfuhr 22,308,555 Pfund.

Werth der gewebten Baumwolle:	33,903,108 Pf. St.
Werth der ausgeführten gesponnenen Baumwolle	5,674,616 Pf. St.

Der Werth der gedruckten Kattune ist in obiger Zahl mit 14,456,925 Pf. St. begriffen.

Schweden. Aus Stockholm wurden in den Jahren 1830 und 1831 ausgeführt:

1830	220,517	Schiffpfund (136 Kilogramme oder 3 Ctnr.)	Eisen in Barren
	15,857	—	verarbeit. Eisen
	6,692	—	Stahl
	3,769	—	Kupfer.
1831	248,645	Schiffpfund	Eisen in Barren
	18,735	—	verarbeitetes Eisen
	7,728	—	Stahl
	4,112	—	Kupfer.

Diese Ausfuhr war größtentheils für Rechnung der Vereinigten Staaten, Frankreichs, Englands, Portugals und der Hansestädte.

Im Jahre 1830 war der Durchschnittspreis des Eisens an Bord geliefert, 27 Fr. 20 Cent. für 100 Kilogramme; im Jahre 1831 fiel er bis auf 25 Fr. 89 Cent.

Die Schifffahrt des Hafens von Gothenburg mit dem Auslande, während des Jahres 1831 zeigt folgende Resultate: Eingelaufen: 542 Schiffe mit 50,648 Tonnen; ausgelaufen, 506 Schiffe mit 55,529 Tonnen. Die bei dieser Schifffahrt hauptsächlich betheiligten Staaten sind: England, die Vereinigten Staaten, die Hansestädte, Dänemark, die Niederlande und Frankreich; der Handel von Gothenburg mit Frankreich im Jahre 1831 wird auf 121,900 Fr. geschätzt, an Einfuhr von Branntwein, Früchten, Salz, Zucker und Weinen; und auf 99,600 Fr. an Ausfuhr von Holz, Kupfer, Eisen und Stahl.

Dänemark. Während des Jahres 1831 haben 12,986 Schiffe den Sund passirt; 6,480 kamen aus der Nordsee, von denen 5,054 beladen waren; 6,506 kamen aus dem baltischen Meere, und unter diesen 6,521 mit Ladung. Von diesen Schiffen war die größere Anzahl englische und schwedische; 36 französische Schiffe, worunter 19 beladene, gingen aus der Nordsee kommend, durch den Sund. Eine gleiche Anzahl, sämmtlich beladen, kam aus dem baltischen Meer. Unter den bei ihrer Durchfahrt durch den Sund signalisirten Schiffen befanden sich 242, von denen 184 beladen waren, die aus Frankreich kamen; und 214, worunter 215 mit Ladung, waren dorthin bestimmt.

Belgien. Während des Jahres 1831 kamen nach Antwerpen 388 fremde Schiffe mit 51,849 Tonnen; 240 Schiffe mit 52,438 Tonnen liefen von dort aus. Die bei dieser Schifffahrt vorzüglich betheiligten Staaten sind: England, Schweden, die Vereinigten Staaten, Rußland, Brasilien und Frankreich. Zum Handelsverkehre mit diesem letzteren wurden verwendet 26 einlaufende Schiffe mit 2,318 Tonnen, worunter 15 mit 1115 Tonnen, die unter französischer Flagge segelten. Ausgelaufen sind, 28 Schiffe mit 3,012 Tonnen, worunter 14 mit 1,543 Tonnen unter französischer Flagge. Antwerpen hat während des nämlichen Jahres für 46,887,400 Fr. an Waaren eingeführt, worunter vorzüglich Kaffee, Zucker, Häute, Getreide, Farbwaaren, Tabak, Potasche, Baumwolle und Holz. Die Einfuhr von Frankreich nach Antwerpen wird auf 2,281,500 Fr. angeschlagen, worunter für 580,800 Fr. Wein und Branntwein, 384,300 Fr. Zucker, 302,100 Fr. Häute, 262,000 Fr. Potasche, 146,500 Droguerien, 115,900 Fr. Früchte, 75,200 Fr. Kaffee, 65,100 Fr. Oel, und für das Uebrige Gewürze, Thee, Farbwaaren u. s. w.

Ueber die Ausfuhr Antwerpens hat man keine Nachweisungen. 583 fremde Schiffe mit 65,535 Tonnen liefen im Jahre 1831 in Ostende ein, und 575 Schiffe mit 50,679 Tonnen aus. England, Schweden, die Vereinigten Staaten und Frankreich unterhielten den belebtesten Handel mit Ostende. 41 Schiffe mit 3,451 Tonnen kamen aus Frankreich nach Ostende, und 13 von diesen, mit 885 Tonnen unter französischer Flagge. 59 Schiffe mit 3,160 Tonnen wurden von Ostende nach Frankreich abgefertigt; 51 von diesen mit einer Ladung von ungefähr 2,594 Tonnen unter französischer Flagge. Die Einfuhr dieses Hafens im Jahr 1831 wird auf 36,296,300 Fr. und die Ausfuhr auf 10,189,500 Fr. angegeben. Unter den eingeführten Artikeln bemerkt man hauptsächlich Schnittwaaren, Tabak, Zucker, Indigo, Kaffee, Baumwolle, Wolle, Salz, Farbehölzer, rohe Häute und Elephantenzähne. Die vorzüglichen Ausfuhrartikel sind: Rinden, Lein, Leinewand, Indigo, Elephantenzähne und Farbehölzer.

Hansestädte. Die Einfuhr französischer Weine in Hamburg betrug in den Jahren 1830 und 1831.

		1830.	1831.
Bordeaux Weine	Barriques	20,664	15,517
	Piecen	888	1,050
Champagner u. Burgunder,	Barrique	1,400	1,849
Languedoc, Bearne u. s. w.	—	4,309	5,095

Während dieser zwei Jahre wurden ungefähr 4000 Barriques, Kisten oder Piecen französischer Weine von Hamburg aus nach Holstein, Mecklenburg, Hannover und das innere Deutschland versendet.

Nach Bremen wurden im Jahre 1831 aus Frankreich folgende Weine versendet: Bordeaux 10,813 Barriques und 55 Piecen; Marseiller Weine, 4,247 Barriques; Languedoc, 4,247 Piecen und Bearn Weine 146 Barriques, also bedeutend weniger als in frühern Jahren. Bremen versendet jährlich 12 bis 15,000 Barriques französische Weine nach dem Kurfürstenthum Hessen, Hannover und ins Innere von Deutschland.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

(Beilage: Das Porträt von Walter Scott.)

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 255. 11 September 1832.

Die finanzielle Reform in England.

Wir theilen hier aus dem „Monthly Magazine" einen unter obigem Titel erschienenen Aufsatz mit, der in mancher Beziehung merkwürdig ist. Fürs Erste zeigt er deutlich, warum die Aristokratie sich der Reform mit so großer Hartnäckigkeit widersetzte, zweitens, wie unendlich schwer die aus den Revolutionskriegen sich herschreibenden Schulden auf dem Lande lasten, und endlich, zu welchen beinahe revolutionären Mitteln die Reformer entschlossen sind. Jedenfalls geht daraus hervor, daß die Reformen in England erst begonnen, daß erst die Theorie der Reform so zu sagen festgesetzt, und das Praktische derselben erst erkämpft werden muß, so daß es sehr die Frage ist, ob nicht schon im nächsten Jahre andere Minister ans Ruder kommen, welche, gedrängt durch das demokratische Element, viel weiter gehen müssen, als ihre Vorgänger, die alle noch der Aristokratie angehören, und zum Theil sehr entschiedene Aristokraten, und nicht gerade im besten Sinne des Wortes sind. Der Leser mag selbst urtheilen, ob die jetzigen Minister mit ihrer Schüchternheit gegenüber den eingewurzelten Mißbräuchen auch nur den zehnten Theil dessen ins Werk zu setzen geneigt seyn können, was in den nachstehenden Blättern gefordert wird. Bemerkenswerth ist noch, daß dieser Artikel in einem Journal ans Licht tritt, das von dem Dichter Edward Littow Bulwer Esq., dem Bruder des Parlamentsmitgliedes gleichen Namens, redigirt wird.

„Wir theilen die Freude, welche das Land über die glückliche Beendigung des großen Werkes der Reform fühlt, und wir wünschen, daß ein neues System nicht bloß dem Worte, sondern der That und der Wahrheit nach eingeführt werde; darum wollen wir unsern Lesern neue Ansichten über die finanziellen Angelegenheiten des britischen Reichs eröffnen. Die Abschaffung des Systemes der Flecken und die Ausdehnung des Wahlrechts sind nur die Schatten einer Reform. Das Wesen dieser glorreichen Maßregel besteht in der Verminderung der Nationalschuld, in der Verringerung unseres ungeheuern Marine- und Militär-Wesens, in der Abschaffung der Korngesetze, und aller ungerechter Beschränkungen, welche auf unserm Handel liegen, endlich in einer gerechtern Vertheilung der Lasten der Nation durch eine Auflage auf das Grundeigenthum. Erwägen wir zuerst die Nationalschuld. Der Druck dieser bergähnlichen Last, welche die Kraftentwicklung der Nation niederhält, kann in einer einzigen Session eines kraftvollen reformirten Parlaments beträchtlich erleichtert werden, und zwar nicht durch ungerechte und unredliche Mittel, sondern durch eine kluge Verwendung des Nationaleigenthums, von welchem ungeheure Massen jeden Augenblick in Umlauf gesetzt werden können. Manche Leser werden erschrecken bei den Vorschlägen, die wir hier machen; aber dieselben Personen würden vor zwei Jahren bei dem bloßen Gedanken, 56 Wahlflecken mit einem Schlage zu vernichten, in ein Gelächter ausgebrochen seyn.

Zuerst bieten sich die Kronländereien dar. Diese sind längst von den Königen Großbritanniens gegen eine jährliche Civilliste aufgegeben, und seit einem Jahrhunderte von den verschiedenen Ministerparteien auf eine so unverantwortliche Weise vertheilt und geplündert worden, daß man noch jetzt jeden noch lebenden Premierminister, welcher das Recht Pachtungen zu bewilligen in Anspruch nahm, vor dem Parlament anklagen könnte. Die Kronländereien sollten alle verkauft und das Departement der Forsten und Wälder abgeschafft werden. Ihr Werth beträgt erwiesener Maßen über 17 Millionen.

Ferner schlagen wir vor, alle Korporationen der Königreiche Großbritannien und Irland abzuschaffen; diese Korporationen wurden errichtet, um die jungen Städte gegen die Angriffe von Räubern und benachbarten Baronen zu schützen. Dieser Zustand der Gesellschaft ist vorüber; diese Korporationen sind entartet, zu einer Wahldienstmannschaft für den boroughmäklerischen Adel herabgesunken, und allenthalben betrachtet sie das Volk als verhaßte Unterdrücker. Ihr Eigenthum sollte jetzt ohne Unterschied zur Ablösung der Nationalschuld verkauft, und alle ihre Vorrechte, Zölle und Einkünfte abgeschafft werden. Eine Polizei unter der Leitung von Kommissarien, welche von den Hauseigenthümern gewählt werden, ist die einzige Regierungsweise, welche in unserer Zeit für die verschiedenen Städte des Königreichs nothwendig ist. Der Verkauf des Eigenthums aller dieser Korporationen Englands, Schottlands und Irlands, mit Einschluß des bodenlosen Abgrundes von Mißbräuchen, jener Besitzungen der City und der Korporationen von London kann wohl 100 Millionen Pfund abwerfen.

Die Kirche sollte jetzt das Eigenthum der Armen aufgeben: die ursprüngliche Vertheilung des Zehnten in drei Theile ist von Allen anerkannt, welche mit der alten Kirchengeschichte bekannt sind. Ein Drittheil der Kircheneinkünfte war das unzweifelhafte Eigenthum der Armen, und Rückgabe dieses dritten Theiles sollte daher jetzt statt finden. Wegen den Kosten der Verwaltung ist es passender den Betrag zur unmittelbaren Abzahlung der Nationalschuld zu verwenden, da das Publikum fortwährend die Armen durch die

Armentare unterstützt. Das ganze Besitzthum der Kirche an Zehnten und Landeigenthum hat einen Kapitalwerth von 178,450.000 Pf. St. und die ausgedehnten Pachtungen, welche demnächst an das Bisthum London zurückfallen, bringen den Betrag auf 180 Millionen; ein Drittheil hievon, nämlich 60 Millionen Pf. ist deßhalb die Summe, welche der Staat völlig berechtigt ist, von der Kirche zu verlangen.

Sodann schlagen wir den alsbaldigen Verkauf der verfallenen Mildthätigkeitsanstalten vor. Der Bericht der Parlamentskommissäre deckt eine unglaubliche Masse von Unterschleifen auf, und eine unermeßliche Menge von Eigenthum, das in die Hände unrechtmäßiger Besitzer übergegangen ist. Ein reformirtes Parlament kann, wenn es kraftvoll nach diesem Berichte verfährt, zur Abzählung der Nationalschuld eine Summe von 25 Millionen erlangen. Das Greenwich-Hospital kann mit Vortheil abgeschafft werden. Diese Anstalt ist jetzt kein Hospital für verstümmelte Seeleute, sondern für ministerielle Kreaturen. Auf seinem Landeigenthume lasten 30,000 Pf. Verwaltungskosten für ganze Schaaren übermäßig bezahlter Kommissäre, Aufseher, Einnehmer, u. dgl. Es erhält den Sold aller Deserteure und verstorbenen Seeleute, nebst einem jährlichen Zuschusse von 250,000 Pf., die von dem Parlament verwilligt sind. Die wahren aus diesem ungeheuren Einkommen hervorgehenden Vortheile sind ungemein gering; jeder in dem Hospital selbst unterhaltene Pensionär kostet 200 Pf. St. Die Renten des dem Hospital gehörenden Landeigenthums betragen 110,000 Pf. jährlich, und sind weit unter ihrem Werthe verpachtet. Würde der Pacht an die Meistbietenden gegeben, so würde man 150,000 Pf. erhalten. Denn die Ländereien sind im höchsten Grade kultivirt und haben die günstigste Lage. Ausgedehnte Strecken wüsten Landes enthalten reiche Blei- und Kohlen-Minen. Verkauft man alles dieß Eigenthum, so wird man ganzer Schaaren ministerieller Kreaturen los; man würde die Lage der Pensionäre verbessern, und eine große Summe für die Bezahlung der Nationalschuld erhalten, eine Summe, welche, die Gebäude und den Park von Greenwich mit eingerechnet, 20 Millionen betrüge. Chelsea-Hospital ist eine andere Nationallast, welcher man sich entledigen sollte. Wir zahlen jährlich 1,325,000 Pf. St. für diese Anstalt in der Nachbarschaft einer schon übervölkerten Hauptstadt, während man die Pensionäre, welche meist irische und schottische Soldaten sind, in ihre Heimath entlassen sollte; dann würde diese ungeheure jährlich bewilligte Summe vertheilt und in den entferntesten und ärmsten Distrikten des Landes ausgegeben, und nicht in London, welches schon eine allzugroße Masse von Staatseinkommen verschlingt. Durch die Aufhebung des Chelsea-Hospitals und die Entlassung der Pensionäre mit ihrer vollen Pension in die Heimath könnte vielleicht die Hälfte der jährlich bewilligten Summe erspart werden, denn die Anstalt ist mit Sinekuristen und unnützen Beamten vollgepfropft, und der Verkauf der Häuser und des dazu gehörigen Grundes und Bodens würde eine starke Summe abwerfen.

(Fortsetzung folgt.)

Lander's Entdeckungsreisen auf dem Niger.

11. Volksfeste zu Bussa — Strafe eines vorlauten Trommelschlägers — Thronrede eines Negerkönigs — Nationaltänze — Mondsfinsterniß.

(Schluß.)

Es war den Reisenden nicht vergönnt, nach einem so geräuschvollen Tage lange der Ruhe zu genießen. Gegen zehn Uhr in der Nacht wurden sie durch ein jammervolles Geschrei und ein furchtbar rasselndes und schmetterndes Getöse, das die Nacht noch schrecklicher machte, aus dem ersten Schlummer geweckt. Bevor sie sich noch von ihrer Ueberraschung erholt hatten, stürzte ihr Diener, der alte Pascoe, athemlos herein und berichtete mit zitternder Stimme, „daß die Sonne den Mond durch den Himmel schleife." Nur halb angekleidet eilten sie aus ihrer Hütte, um zu sehen, was der arme, vor Furcht halbverrückte Mensch meine, und fanden, daß der Mond ganz verfinstert war. „In unserm Hofe, erzählt Lander, hatte sich eine Menge Volks zusammengedrängt, das in der höchsten Todesangst jeden Augenblick dem Ende der Welt entgegensah. Es wurde uns gesagt, daß die mohamedanischen Priester, die sich in Bussa aufhalten, dem Könige und den Bewohnern die Meinung beigebracht, die Verfinsterung des Mondes sey eine Folge seines Ungehorsams gegen die Sonne. Schon langeher, versicherten sie, sey der Mond unzufrieden mit dem Wege, den er nächtlicher Weile am Himmel machen müsse, da derselbe mit Disteln und Dornen bewachsen und höchst beschwerlich zu gehen sey; diesen Abend habe er nun einen günstigen Augenblick erlauert und sey auf die Bahn der Sonne hinüber gelaufen; jedoch auf diesem Wege nicht lange aufwärts gestiegen als er von der Sonne bemerkt worden, die voll Aergers ihm nachgelaufen, ihn bei den Haaren gefaßt, auf seinen alten Weg zurückgeschleppt und nun zur Strafe in Finsterniß verhüllt und der Erde zu leuchten verboten habe. Dieses Mährchen wurde von dem König, der Königin und dem größten Theil ihres Volkes mit aller Gläubigkeit hingenommen und der höllenmäßige Lärm, der noch immer fortwährte und mit der größten Heftigkeit erneuert wurde, war deßhalb angestellt worden, um die Sonne wegzuscheuchen und den Mond nach wie vor leuchten zu lassen. Während man uns diese tiefsinnigen astronomischen Hypothesen mittheilte, kam ein Bote von dem Könige, der uns zu sich entbieten ließ. Wir schloffen daher vollends in unsre Kleider und folgten dem Manne nach der Wohnung des Königs, von welcher der größte Lärm uns entgegen schallte. Der König und seine Gemahlin saßen auf dem Boden; ihr gewöhnlicher Frohsinn war durch Angst und Schrecken verscheucht und beide zitterten an allen Gliedern. Gleich allen ihren Unterthanen waren sie nur halbangekleidet, und getrauten sich kaum die verstörten Blicke nach dem Himmel aufzuschlagen, wo das Schreckliche vorging. Es gelang uns bald, ihre Furcht zu vermindern und der König sagte uns dann, daß er und seine ältesten Unterthanen sich nur einer einzigen ähnlichen Verfinsterung des Mondes zu erinnern wüßten; dieselbe habe sich zur Zeit ereignet, wo die Felatahs ins Land gekommen; und so seyen ihnen durch jene Erscheinung alle Kriege und Trübsale, die später erfolgten, vorausverkündigt worden.

Wir setzten uns dem König und der Königin gegenüber, so

daß wir sowohl ihn als die Leute umher im Auge behielten und Alles, was vorging, bemerken konnten. Wenn das königliche Paar vor Schrecken bebte, weil der Mond verfinstert war, so bemeisterte sich unsrer ein ähnliches Gefühl, wenn wir wenige Schritte von uns die wilden Gebärden der Neger sahen und ihr furchtbares Mark und Bein durchdringendes Geschrei vernahmen. Vor dem Hause des Königs stehen nämlich einige prachtvolle Baumwollenbäume, um die herum die Erde vom Gras gesäubert worden war, um die Belustigungen des vergangenen Tages darauf zu feiern. Hier hatte sich das erschreckene Volk versammelt, mit allen Instrumenten versehen, mit denen man einen Lärm hervorbringen konnte und die in der Stadt aufzutreiben waren. Alle hatten einen großen dreifachen Ring gebildet und rannten nun in Einem fort mit erstaunlicher Schnelligkeit im Kreise herum, indem sie dazu aus allen Leibeskräften schrieen und heulten; zugleich warfen sie die Köpfe hin und her, krümmten sich in den furchtbarsten krampfhaften Windungen, sprangen hoch in die Luft, stampften mit den Füßen die Erde und schlugen die Hände über dem Kopf zusammen. Kleine Knaben und Mädchen rannten außer dem Kreise hin und her, schlugen leere Kalabaschen aneinander, indem sie dazu weinten. Eine Gruppe von Männern bliesauf Trompeten, denen sie die herzbrechendsten Töne abquälte; andere schlugen auf alten Trommeln herum oder stießen in Büffelhörner und die Pausen füllte der Schall eines eisernen Rohres aus, der mißtöniger als alles Uebrige von Kettengerassel begleitet wurde. Das dämmernde Licht, das der nun ganz verfinsterte Mond noch übrig ließ, reichte eben noch hin, die einzelnen Gruppen unterscheiden zu lassen und vermehrte noch das Grauenvolle dieser Scene. Wenn ein Europäer plötzlich unter Dieß vor Schrecken halb wahnsinnige Volk versetzt worden wäre, so würde er sicherlich eine Legion Dämonen zu sehen geglaubt haben, die über einen gefallenen Engel ihren Jubel feierten; so gespenstig, wild und furchtbar war der Anblick dieser tanzenden Gruppen und der Lärm, den sie verursachten. Glücklicherweise hatten wir einen Kalender zur Hand, in dem die Mondesfinsterniß angegeben stand; und ob wir gleich vergessen hatten, sie dem Könige vorauszusagen, so konnten wir ihm doch jetzt genau bestimmen, wann sie zu Ende seyn würde. Dieß verminderte einigermaßen ihre Furcht und trug wahrscheinlich nicht wenig bei, uns in Ansehen zu setzen. „Ach, sagte der König, diese Nacht wird Kummer und Geschrei seyn von Uenou bis Yauri. Das Volk wird Niemand haben, der es tröstet und sie werden sich einbilden, diese Finsterniß sey der Vorbote irgend eines furchtbaren Unglückes und sie werden in Sorge und Betrübniß seyn, bis der Mond sein Licht wieder erlangt hat. Es war nahe an Ein Uhr, als wir den König verließen, um uns in unsre Hütte zu begeben; es wurde endlich stille und wir legten uns wieder zur Ruhe.

Die englischen Steuern.

Wenn man die Freiheit Englands, seine Institutionen, seine immer steigende Industrie und seinen immer weiter verbreiteten Handel mit gerechter Bewunderung von allen Seiten her preisen hört; fühlt man sich nur allzu sehr versucht, von dem britischen Reichthum und der Vertheilung desselben auf die Bevölkerung von Großbritannien die übertriebensten Vorstellungen zu fassen. Folgende Bemerkungen, die der „Revue Britannique" entnommen sind, mögen hierüber einige nähere Andeutungen geben.

Während des Kontinentalkriegs nahmen die Auflagen 75% vom Einkommen des Grundeigenthumes in Anspruch; nehmen wir nun auch an, daß sie während der letzten 15 Jahre des Friedens bis auf 60% herabgesetzt wurden, wie bedeutend schmelzen selbst dann noch die Einkünfte jener Lords, deren Vermögen man so sehr überschätzt, anderer Ausgaben nicht zu gedenken, die oft mehr durch gebieterische Nothwendigkeit, als durch wahre Großmuth veranlaßt werden. Wir wollen hier nicht mit Smith und Ricardo untersuchen, ob die Steuern dem Konsumenten oder dem, der sie direkt bezahlt, zur Last fallen, unsere Absicht ist nur, zu beweisen, daß jene Reichthümer, die größtentheils in Ertrag von Grundeigenthum bestehen, auf die Hälfte reduzirt werden müssen, um zu einer richtigen Schätzung ihres wahren Werthes zu gelangen.

Man muß gestehen, daß die Statistik mit ihrem sonderbaren Verfahren den Betrag der Steuern auf die Einwohnerzahl zu vertheilen, nicht wenig dazu beigetragen hat, das Publikum über diesen wichtigen Gegenstand im Irrthum zu erhalten; Doctor Marshall wenigstens geht in der neuen Ausgabe seiner „Statistical Illustrations" auf diese Weise zu Werke. Nachdem er eine Tabelle der nach und nach steigenden Einnahme Englands vorgelegt hat, die wir theils ihrer Merkwürdigkeit halber, theils auch weil sie als Beleg für unsern Beweis dient, hier wieder geben, vertheilt er, wie bereits erwähnt, die Summe der Steuern auf die Einwohnerzahl, und so findet sich denn, daß der glückliche Bewohner Großbritanniens im Jahre 1850, im Durchschnitt nur 2 Pf. St. Steuern für den Kopf bezahlt. Hier die Tabelle:

Jahr.	Regierung.	Betrag der Einnahme. Pf. St.	Franken.
1603	Jakob I. . .	600.000	15.000.000
1625	Karl I. . .	896.819	22.420.475
1648	Republik . .	1.515.247	35.451.175
1660	Karl II. . .	1.800.000	45.000.000
1685	Jakob II. . .	2.200.000	55.000.000
1688	Wilhelm III. .	2.001.855	50.046.376
1701	Anna . . .	3.895.905	97.397.625
1714	Georg I. . .	5.691.805	142.295.750
1727	Georg II. . .	6.762.643	169.066.750
1760	Georg III. . .	8.523.540	213.088.500
1820	Georg IV. . .	46.132.634	1.128.158.500
1830	Wilhelm IV. .	47.139.875	1.178.496.825

Nehmen wir an, daß diese Angaben streng richtig sind, was indeß noch zu bezweifeln steht, so sieht man auf den ersten Blick, daß die englischen Auflagen sich fortwährend vermehren, und es ist sehr in Zweifel zu ziehen, ob diese Vermehrung mit der Zunahme der Bevölkerung und dem Nationalreichthum in richtigem Verhältniß steht. Ueberdieß sind in jenen Zahlenreihen, wie Herr Marshall, unter der Rubrik „Bemerkungen," Dieß selbst sagt, weder jene tausend Auflagen, die unter verschiedenen Titeln von Eigenthum erhoben werden, noch die Armentaxe, die sich im Jahre 1830 auf 8.161.280 Pf. St. belief, noch der Zehnte der Geistlichkeit, den man auf nicht weniger als 9.000.000 Pf. St. anschlagen kann, noch die Taxen der Grafschaften, Städte und Kirchspiele aufgeführt, deren Betrag Niemand anzugeben weiß. Dieß ist aber noch nicht Alles; jene zehn bis zwölf Millionen Proletarier, die von einem Tag auf den andern, theils von unzureichender Arbeit, theils von Almosen leben, dürfen Jenen, welche direkte Steuern zahlen, nicht beigezählt werden. Ferner muß man noch die kleinen Eigenthümer abrechnen, deren Einkünfte kaum hinreichen, um die Kulturkosten, die Interessen für ein aufgenommenes Kapital und den Unterhalt ihrer Familien zu bestreiten. Was bleibt also übrig? Höchstens 3 bis 400.000 reiche Eigenthümer, die allein drei Viertheils der Abgaben vom Grundeigenthum zu tragen haben.

Wir wollen als fernern Beleg noch den Betrag einiger Luxussteuern aus dem Rechnungsauszuge des Annual Register's von 1830, anführen:

Titel der Steuer.	Betrag.	
	Pf. St.	Franken.
1. Thür und Fenster . . .	1,185,478	29,636,950
2. Wohnhäuser	1,565,828	54,045,625
3. Bedienten	395,122	9,878,050
4. Bedachung	397,634	9,940,850
5. Luxuspferde	424,606	10,016,150
6. Hunde	186,124	4,666,810
7. Haarpuder	15,947	398,674
8. Wappen *)	54,745	1,368,625
9. Abgabe v. Thiergefechten	142,158	3,553,950
10. Abgabe von Compositions-metallen.	28,098	702,525

Es ist vielleicht nicht ohne Interesse zu erfahren, nach welchen Grundsätzen einige der bedeutendsten dieser Taxen in London erhoben werden. 1 und 2. Jedes Haus von acht Fenstern ist mit 16 Schilling 6 Pence besteuert, allein diese Abgabe steigt je nach der Zahl der Fenster. Ein Haus mit 16 Fenstern zahlt 5 Pf. St. 18 Sch. 6 P. und mit 32 Fenstern 10 Pf. St. 18 Sch. 3 P. Die Häuser entrichten überdieß auch noch eine Steuer von ihrem Miethertrag, die von 1 Sch. 6 P. bis 2 Sch. 10 P. vom Pfund Sterling steigt, je nach dem größern oder geringern Betrage der Miethe, was nach der ersten Norm eine Abgabe von 7½%, und nach der zweiten von 14% ergibt. 4. Die Steuer für die Wägen ist auf folgende Weise festgesetzt: 6 Pf. für einen Wagen mit 4 Rädern und 3 Pf. 5 Schilling für ein Kabriolet oder jedes andere zweiräderige Fuhrwerk. 5. Der Eigenthümer eines Luxuspferdes bezahlt 1 Pf. 8 Sch. 9 P. jährlich; hält er deren zehn: 31 Pf. 15 Sch.; hält er 20, 66 Pf. St. jährlich. 6. Die Hundesteuer beträgt, 1 Pf. St. für einen Solofänger, und 14 Sch. für jede andere Gattung. Reiche Privatleute, die eine Meute besitzen, unterliegen einer jährlichen Abgabe von 35 Pf. St., wofür sie Hunde halten können, so viel ihnen beliebt. 7. Jeder der eine gepuderte Perücke trägt, oder sonst Haarpuder verwendet, bezahlt eine jährliche Taxe von 1 Pf. St. 3 Sch. 6 P., die indeß der neuern Moden halber von Jahr zu Jahr abnimmt. Wenn die Advokaten, die bis jetzt noch, nicht ohne eine ungeheure gepuderte Perücke vor Gericht erscheinen dürfen, keine Aenderung in dieser Sitte eintreten lassen, so steht zu vermuthen, daß binnen wenigen Jahren sie noch die einzigen seyn werden, die jene Taxe bezahlen. 8. Die Wappensteuer richtet sich nach dem gesellschaftlichen Rang eines Jeden. Das Maximum ist 2 Pf. St. 8 Sch. und das Minimum 12 Sch. Die Abgabe von den Thiergefechten ist auf die verschiedenen Klassen der Gesellschaft vertheilt.

Vermischte Nachrichten.

Ein Reisender, der Franzose Dr. Corroy, der sich gegenwärtig auf der Rückkehr nach seinem Vaterlande befindet, nachdem er Neu-Orleans, Havana, Guatemala, Yucatan, Coban, Pecan und die Provinz Nicaragua durchwandert hat, gibt über die Ruinen von Palenque im Bulletin der geographischen Gesellschaft folgenden Bericht: „Nach einem dreimonatlichen Aufenthalte an Ort und Stelle kann ich sagen, daß Palenque eine kleine Stadt von 3 bis 4000 Seelen, im Staate von Las Chiapas ist. Die Weißen des Landes, von ungefähr 300 an der Zahl, stammen bloß von zwei Familien ab. Die Mehrzahl der Einwohner besteht aus Indianern; es gibt nur wenige andere farbige Menschen. Die neue Stadt, deren Gründung vor etwa hundert fünfzig Jahren vor sich ging, wurde durch die Bemühungen eines Franziskaner Mönches bevölkert, der Missionär bei den Lacandons-Indianern war; es gelang ihm sieben Familien derselben zusammen zu bringen, mit denen er an dem kleinen Flusse Mitchol, eine halbe Stunde von den Ruinen der alten Stadt Palenque, eine Art Weiler anlegte. Allein die ungeheure Anzahl von Fledermäusen, die in diesen Ruinen haust, zwang die Ansiedler ihre Niederlassung zwei Stunden weiter davon, wo die kleine Stadt gegenwärtig steht, zu verlegen. Der Palast, das Schloß, oder der Tempel, denn man ist ungewiß, wofür man es halten soll, den man zuerst unter den Ruinen erblickt, liegt auf einer Anhöhe, die von Menschenhand zu seyn scheint. Man muß sich bei Ersteigung der kleinen steilen Treppe, die hinaufführt, an den daneben wachsenden Bäumen halten. Von unten bemerkt man fast gar nichts; allein oben wird man vollkommen entschädigt und weiß sich vor Erstaunen nicht mehr zu fassen. Dieser Palast besteht aus fünf Gebäuden, deren jedes ungefähr einen Umfang von tausend Schritten hat. Man könnte noch jetzt zehn tausend Menschen darin unterbringen. Man findet hier Sonterraines von wenigstens vierhundert Fuß Länge, die sehr gut erhalten sind und in denen man steinerne Basreliefs erblickt. Auch ein großer Thurm ist noch zu sehen, der jedoch größtentheils eingestürzt ist. Es stehen davon noch fünf bis sechs Stockwerke Senfen, die man hinaufsteigen kann; der Gipfel dieses Thurms, so wie die Dächer der Gebäude, die aus behauenen Steinen bestehen, sind mit sehr großen Bäumen bewachsen. Alle diese Baudenkmäler sind von behauenen Steinen und bewunderungswürdiger Symmetrie. Man findet im Innern der Ruinen keine reißenden oder gefährlichen Thiere, nur wilde Truthühner und kleine Vögel von lieblichem Gesang halten sich darin auf. Man erblickt auch kolossale Figuren von zwölf bis fünfzehn Fuß Höhe in Stein gehauen. Am Aeußeren des Palastes ist ein langes Peristyl mit fünf Eingängen, zwischen dem gleichfalls gigantische Gestalten und Weiber, die ihre Kinder säugen, in Stein gehauen zu sehen sind. Unter dem Palaste fließt ein kleiner unterirdischer Bach weg. Die Gestalt mie der Anbetung des Kreuzes, wovon einige Reisende berichten, ist merkwürdig zu sehen In Betreff der Nachgrabungen auf der ungeheuren Strecke, unter der Palenque begraben liegt, erwartet man die ausdrückliche Erlaubniß des Staates Las Chiapas, ohne die man nicht das Geringste unternehmen dürfte. Das Klima von Palenque ist sehr gesund und eines der besten in Amerika. Nur Wechselfieber und Entzündungskrankheiten, die sich die Indianer durch den allzu starken Genuß von Branntwein zuziehen, herrschen hier bisweilen. Die Produkte bestehen nur in Hornvieh und Pferden; Handel gibt es keinen. Das Land ist daher arm; könnte aber eine unerschöpfliche Menge von Lebensbedürfnissen erzeugen: wie Getreide, Wein, Kakao, Zuckerrohr u. s. w., die hier in der größten Fülle wachsen würden. Die Ananas wachsen in so großer Menge, daß ein Forst eine halbe Stunde von Palenque davon erfüllt ist. Ein fetter Ochs kostet höchstens 15 Piaster; ein fünfjähriger Stier 8 bis 10 Piaster, und wenn man eine Pflanzung kauft, erhält man alles Vieh, Stück für Stück um 6 Piaster dazu. Der Absatz und die Kommunikation würden sehr erleichtert werden, durch den Fluß Chacamas, anderthalb Stunden von Palenque und einen guten Weg nach Las Playas de Catasaja, einen großen Süßwassersee, der Goeletten von 60 Tonnen trägt, und in den Fluß Usimasinte ausmündet, der an der Barre von Talasco, zu Santo Pedro, und an der Isla del Carmen schiffbar wird.

•

In Schiras, der Hauptstadt von Persien, ist eine lithographische Anstalt errichtet worden. Ein Perser, Namens Mirza Ahmed, der eine Zeit lang zu Bombay in einer solchen Anstalt arbeitete, hat diese wichtige Erfindung in seinem Vaterlande eingeführt. Bereits hat er einige der kleineren Elementarbücher gedruckt, deren man sich in den Schulen bedient, und nun den Druck des Korans begonnen. Die Buchstaben des Probedrucks sind ungemein scharf und schön ausgeführt, und die Blätter mit einer blauen und goldenen Einfassung verziert, die selbst dem Geschmack eines europäischen Künstlers Ehre machen würde. Als Beweis, in welchem Sinne das Werk ausgeführt wird, darf man bloß anführen, daß einer der berühmtesten Schreiber Persiens mit 500 Tomans oder 5500 Rupien dabei angestellt ist. Die Einführung der Lithographie in Persien, die überhaupt für orientalische Buchstabenschrift geeigneter seyn dürfte, als die Druckereien mit beweglichen Lettern, bildet jeden Falls ein Ereigniß von höchster Wichtigkeit in der Geschichte dieses Landes. „Welche lange Reihe der größten Erscheinungen und Begebenheiten können sich daran knüpfen!“ ruft hier die Zeitung von Bombay aus, die Dieß berichtet. „Der Schah von Persien mag sich einstweilen nur nach einem handfesten Censor umsehen.“

*) Für jedes auf den Schlag einer Kutsche z. B. angemalte Wappen muß eine Steuer entrichtet werden.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 256. 12 September 1832.

Kapitän Hall's Erinnerungen aus Indien.

1. Die Hungersnoth und die Heuschrecken.

(Fortsetzung.)

Glücklicherweise entschieden sich endlich der Gouverneur und der Konsul für die leztere Maßregel; allein die Erörterungen, die im Konseil geschlossen waren, begannen nun außerhalb desselben. Der Schritt der Regierung erweckte verschiedene Widersprüche von Seite der Eingebornen, die dem Staatssekretär Francis Warden die lebhaftesten Vorstellungen machten. Zuvor hatten sie einige Kaufleute befragt, die unter der Hand ihre Besorgnisse noch mehr aufregten, weil sie wußten, daß ein Ausfuhrverbot für sie als Spekulanten vom größten Vortheil seyn würde. Allein selbst eine augenblickliche Steigerung des Preises, die alle Befürchtungen zu rechtfertigen schien, machte die Regierung nicht irre und eine Woche später gab ihr die Ankunft zahlreicher Schiffe gewonnene Sache und Bombay war gegen jede Gefahr einer Hungersnoth gedeckt. Kaum waren die Besorgnisse und Zweifel gehoben, so fielen auch die Preise und die Präsidentschaft wurde buchstäblich der Getreidespeicher und die Vorrathskammer dieser ganzen Länderstrecke von Indien.

Gewissermaßen waren wir Augenzeugen von den Wirkungen der Hungersnoth, die alle benachbarten Länder verwüstete und während wir auf unserer Insel in Frieden und Ueberfluß lebten, waren die nördlichen Gegenden ein Raub der furchtbarsten Noth und blutiger Unordnungen, welche die Folge davon waren. Mit jedem Tage wanderten neue Schaaren unglücklicher Menschen ein, die kaum den Schrecknissen entronnen waren, die ihre Heimath verwüsteten. Die ganze ostwärts gelegene Küste von Bombay war mit Leichen oder sterbenden Menschen bedeckt. Was mich am meisten in Erstaunen sezte und ich darf wohl sagen den schmerzlichsten Eindruck auf mich machte, war die bewunderungswürdige Geduld, oder wie wir es in Europa nennen würden: die christliche Hingebung dieser Schlachtopfer einer Geißel, von der wir hier so zu sagen nur den Widerschein hatten. Alle Tage sah ich diese armen Hindus in jeder Art des schrecklichsten Elendes; aber nie hörte ich eine Klage aus ihrem Munde, nie überraschte ich sie auf einer Gebärde der Ungeduld. Das außerordentlichste Schauspiel aber war es, zahllose Gruppen dieser vor Hunger halbtodten Menschen um ein Feuer sizen zu sehen, auf welchem der für sie bestimmte Reiß kochte. Mit unerschütterlicher Ruhe erwarteten sie die Abmessung und Vertheilung der verschiedenen Portionen, was oft länger als eine Stunde dauerte, während dem die Speise zwei bis drei Schritte weit von ihnen entfernt standen, oder sie nur die Hand auszustrecken brauchten, um sie zu erreichen. Noch mehr; im ganzen Verlauf dieser Hungersnoth ließ man auf den Plätzen und an anderen unverschlossenen Orten der Stadt ungeheure Reißvorräthe, Tag und Nacht, ohne alle Wache liegen, und man hörte nie, daß auch nur ein einziger Sack geöffnet oder gestohlen worden sey. Nicht mit Stillschweigen darf es übergangen werden, daß zur Unterstüzung der leidenden Menge beträchtliche Subscriptionen statt fanden. Die reichen Inländer, die Banyanen und die Parsen insbesondere, schossen große Summen zusammen und kauften mehrere tausend Säcke Reiß, mehr als eine Woche früher, als die englischen Einwohner ihrem schönen Beispiele nachahmten. Nur ein früher erlebtes Verhängniß der Art, wie es uns jezt bedrohte, war wohl der Grund, daß die heidnische Wohlthätigkeit dießmal der christlichen Milde den Vorsprung abgewann, bald aber wetteiferten Eingeborne und Europäer in diesem guten Werke mit einander. Ungeheure Kessel wurden, eine halbe Stunde vom Fort, unter einem malerischen Kokoswäldchen aufgestellt; und da im Allgemeinen ein Hindu, wäre es auch um sein Leben zu retten, nicht einen Bissen anrühren würde, der von Jemand Andrem, als einem seiner Kaste zubereitet wäre; so hatte man Vorsorge getroffen, daß Köche zur Hand waren, deren Stirnen die gehörigen rothen oder gelben Zeichen trugen. Mehr als Einen dieser Unglücklichen sah ich, von Hunger bis zur Ohnmacht erschöpft, angebotene Speisen zurückweisen, weil er Bedenken gegen die Hand trug, die sie ihm reichte. Freilich fanden einige Ausnahmen statt, wie ich weiter unten anführen werde, wenn ich auf die schreckliche Lage des Landes zu sprechen komme, wo sich Hungersnoth und Pest vereinigten, um ganze Stämme aufzureiben. Geseze, Gebräuche, alte Vorurtheile und alte Sitten wurden da mit Füßen getreten. Hunger und Verzweiflung rissen zu Uebertretungen fort, vor denen der Einzelne in gewöhnlichen Zeiten, auch nur bei dem bloßen Gedanken daran, zurückgeschaudert seyn würde; zu Bombay ging Alles in erbaulichster Ordnung vor sich. Ein einziges Ereigniß, das ich hier erzählen will, machte um diese Zeit viel Lärm. Zwölf Hindus, die zu einer der gewissenhaft ängstlichsten Kaste gehörten, wanderten auf ihrem Wege von Kotsch nach Bombay durch Guzerat. Als sie bei einem Dorfe von Bhannagur ankamen, waren die meisten von ihnen von Hunger, Krank-

heit und Ermüdung auf das Aeußerste erschöpft und sahen sich ihrem Ende nahe, als sie auf eine Kuh stießen. Von dem unwiderstehlichen Triebe der Selbsterhaltung überwältigt, schlachteten sie das Thier und verschlangen gierig das rohe Fleisch. Dieß wird europäischen Lesern ganz natürlich vorkommen; allein man muß wissen, daß die Kuh in ganz Hindustan ein heilig geachtetes Thier ist; eine Kuh schlachten und essen ist eine unerhörte Gottlosigkeit, die nur der Tod der zwölf Missethäter sühnen konnte. Der Thakur oder Häuptling des Dorfes, gab Befehl, daß sie alle zwölf auf der Stelle, wo sie das Verbrechen begangen, hingerichtet werden sollten.

(Fortsetzung folgt.)

Die finanzielle Reform in England.

(Fortsetzung.)

„Eben so schlagen wie den Verkauf der schottischen Krone und Kronschätze vor, welche jetzt in einem Kasten in Holyrood liegen, nur um daselbst einmal gestohlen oder verbrannt zu werden. Bei der eingetretenen Aenderung in der Nationalgesinnung der Schotten, würde die Maßregel keinen Widerstand erregen, denn die feudalistischen Beweggründe, weßhalb man die Embleme der Souverainetät so lange aufbewahrt hat, sind lange vergessen, und unsere Politik ist es jetzt nicht, die Vorurtheile einiger hochländischer Häuptlinge zu beachten, sondern verhungerten Webern Brod zu verschaffen. Holyrood-House selbst könnte nebst vielen unbewohnten Palästen und königlichen Schlössern in verschiedenen Theilen des Königreichs verkauft werden.

Stellt man nun diese Summen zusammen, so ergibt sich Folgendes:

Kronländereien	17,000,000 Pf.
Eigenthum der Korporationen .	100,000,000 Pf.
Kircheneigenthum . . .	60,000,000 Pf.
Verfallene Mildthätigkeitsanstalten	25,000,000 Pf.
Greenwich-Hospital . . .	20,000,000 Pf.
Chelsea-Hospital, schottischer Kronschatz, Holyrood-House u. s. w.	10,000,000 Pf.
	232,000,000 Pf.

„So könnte eine einzige Parlamentssession uns ein Drittheil der Nationalschuld vom Halse nehmen, wenn man nur ein wenig kraftvoll aufträte, und es ist wohl zu bemerken, daß kleinliche Maßregeln und klippkrämerische Ersparnisse der Nation nicht mehr genügen werden.

Wir wollen nun die verschiedenen Abtheilungen des öffentlichen Dienstes durchgehen, um zu beweisen, daß viele Millionen jährlich unter einem reformirten System erspart werden könnten.

In der Marine würden wir zuerst alle Seesoldaten entlassen: man votirt jährlich 9000 derselben für den Seedienst, ohne daß man einen einzigen nöthig hätte, und diese bilden den kostbarsten Ballast. Man errichtete die Seesoldaten zu zweierlei Zwecken, erstens wegen des Gewehrfeuers bei Gefechten, und noch mehr als Vertheidigung gegen die Matrosen im Fall eines Aufstandes. Aber mit der bessern Behandlung der Matrosen und dem Verschwinden des alten Geschlechts brutaler Befehlshaber auf den Kriegsschiffen sind auch die Aufstände verschwunden, und es kann nicht mehr nöthig seyn 9000 Seesoldaten im Frieden zu halten. Warum bleiben aber die Schiffe selbst immer müßig? England, das handeltreibende England, besitzt 600 schöne Schiffe, welche nutzlos in den Häfen verfaulen. Es ist gar kein Grund vorhanden, weßhalb man diese Schiffe nicht zum Handel verwenden sollte, denn die Schiffe im Dienste der ostindischen Kompagnie werden gewöhnlich als Fregatten von 50 Kanonen geschätzt, und jedes bringt 19,000 Kisten Thee aus China. Schon jetzt gestattet man den Befehlshabern unserer Kriegsschiffe Gold- und Silberbarren zu transportiren, und sich dadurch großes Vermögen zu erwerben; Gold und Silber sollten aber nicht länger die einzigen Frachtartikel seyn. Wir nehmen durch das Postamt Briefporto ein, warum sollten wir nicht auch Millionen einnehmen für das Fortschaffen von Baumwollenballen und Eisenwaaren? Wir schlagen deßhalb vor, unsere Kriegsschiffe nach dem gewöhnlichen Fuße für die Kosten der Fracht auf ein oder mehrere Jahre an Kompagnien von Kaufleuten zu vermiethen, ihre Herstellung fortwährend auf den königlichen Werften vornehmen, ihnen aber nur ein Viertheil ihrer Kanonen zu lassen. Eine Fregatte von 36 Kanonen würde demnach deren 9 führen; und rechnet man für jede Kanone 6 Mann, so hat eine solche Fregatte 54 Mann Equipage, was für alle Handelszwecke vollkommen hinreicht. So könnte das Schiff nach dem jetzigen Systeme fortdienen, nur im Solde und in den Kosten des Dienstes würden einige Aenderungen eintreten. Die ganze Marine würde auf diese Weise in Thätigkeit versetzt, und unermeßliche Summen am halben Solde der Offiziere erspart. Diese Schiffe werden jedem Kauffahrteischiffe vorgezogen werden, weil sie besser ausgerüstet und geleitet sind. Da sie weniger von Feinden und Unfällen zur See zu fürchten haben, so wird man geringere Assekurationen dafür zu zahlen haben. In Kriegszeiten können sie ihre sämmtlichen Kanonen aufnehmen, und auch dann noch wird die halbe Ladung wegen des doppelten Frachtpreises ein gleiches Einkommen gewähren. Durch eine solche Verwendung der Kriegsschiffe wird Englands Marine dahin gelangen, sich selbst zu erhalten; eine Ersparung von 6 Millionen könnte erreicht und die Disciplin bei der fortdauernden Verwendung der Offiziere und Mannschaft besser erhalten werden. Man wird einwenden wollen, das Interesse der Schiffseigenthümer werde darunter leiden, wenn die Kriegsschiffe zum Handelsdienst verwendet würden. Hierauf antworten wir, daß die Klagen über Beeinträchtigung individueller Interessen, schon allzu lange zu dem weit größeren Schaden der allgemeinen Nationalinteressen erklungen sind. Uebrigens kann das Interesse der Schiffseigenthümer keinen weitern Nachtheil mehr erleiden, denn alle Handelsschiffe Englands segeln sich zu Grunde nach dem Lande des wohlthätigen Handels, wie es Hr. Huskisson verheißen hat, welcher die Schiffseigenthümer durch sein Reciprocitätssystem mit der rechten Hand erhob, und indem er für das Verbot der Verausgabung von 1 Pf.-Noten stimmte, die Banquiers mit der linken niederdrückte, denn dieser Staatsmann wußte nicht, daß der Manufakturist den Schiffer, daß der Banquier sie beide unterstützt, und eine Papiercirkulation das Leben des Banquiergeschäftes ist. Darum rathen wir den Schiffern, die alten Hafenzölle, den Sold der Matrosen und andere Ausgaben jetzt nicht zu bezahlen, sondern ihre Schiffe liegen zu lassen, bis

dem Banquier seine Rechte zurückgegeben sind, und der Handel nach Ostindien geöffnet ist, wo sie dann alle Beschäftigung haben werden. Da Handelsfahrzeuge in fremde Länder verkauft, oder an Fremde überlassen werden können, um in andern Theilen der Welt den Transporthandel zu führen, so können unsere Kriegsschiffe, welche wegen ihrer Größe und Sicherheit mit geringern Kosten Transporte besorgen, für das eigene Land verwendet werden, zur Verminderung der allgemeinen Lasten der Nation. Man wird sagen, die Schiffe gehören dem Könige, Könige können sich nicht herablassen, Kaufleute zu werden, die Fremden werden uns eine Krämernation nennen. Hierauf antworten wir, daß eine Krämernation besser ist, als eine Nation von habsüchtigen Lords und hungernden Sklaven; daß die Schiffe dem Könige nicht gehören, wenn man gleich kürzlich dem Könige von Preußen eine Fregatte schenkte, welche 40,000 Pf. werth war, und daß, wenn die furchtbare Last der Abgaben nicht einigermaßen der Nation abgenommen wird, das englische Volk bald dem belgischen de Potter beipflichten könnte, daß unter einer monarchischen Regierung keine Sparsamkeit möglich sey.

Das Heer ist sodann das nächste, was einer Revision bedarf; es ist das erste Resultat der Parlamentsreform, daß dieß Land nicht länger durch das Bajonnett beherrscht werden soll, und darum wird das englische Volk eine Verminderung des stehenden Heeres bis auf diejenige Zahl, welche zur Besetzung der Festungen des Königreichs nothwendig ist, verlangen. Zu dem Ende reichen in einem kleinen Lande 10,000 Mann im Frieden vollkommen hin; in den Vereinigten Staaten von Amerika besteht die ganze stehende Armee aus nicht mehr als 5000 Mann, denn in diesem aufgeklärten und freien Lande kommt es keinem Menschen in den Sinn, daß Soldaten erhalten werden sollen, um auf das Volk zu feuern, welches sie bekleidet und bezahlt. Bei unsrer insularischen Lage, sicher vor Anfällen barbarischer Nationen des Nordens, brauchen wir wenig militärische Anstalten: der Kanal von Dover bildet eine hinreichende stehende Armee. Auch haben wir keinen Grund wegen des eingebildeten europäischen Gleichgewichtssystems besorgt zu seyn. Das Uebergewicht Rußlands ist eine Chimäre für uns; die benachbarten Nationen, deren Interesse, Freiheit und politische Existenz auf dem Spiele steht, werden das Gleichgewicht reguliren ohne uns; eine neutrale und würdige Politik ziemt diesem Land allein. Unsere Anlehen und unser übergroßer Reichthum sichern uns einen größern Einfluß als all unser Kriegsruhm, und da Geld der Nerv des Krieges ist, so ist die Handelsbilanz das wahre Gleichgewicht der Macht. Zu Hause ist eine wohlregulirte Polizei gewiß der einzige Zwang, welchen künftig das Volk Englands dulden wird. Darum schlagen wir vor, unsere ganze Reiterei mit einem Male zu entlassen, denn dieser Theil des Dienstes ist doppelt drückend in einem Lande, welches nicht im Stande ist, 20,000 müßige Paradepferde zu unterhalten. Die Truppen in unsern Kolonien müssen durch die Lokalregierungen bezahlt werden, wie die Schweizer Soldknechte von denen, welchen sie auswärts dienen, und alle Kolonien, welche nicht im Stande sind, die Kosten ihrer innern Regierung zu tragen, sind der Beibehaltung nicht werth und sollten bei der gedrückten Lage unseres Landes als todte Lasten von der Krone Englands getrennt werden. Reduzirt man also die Stärke unserer Armee auf 10,000 Mann Fußvolk, rechnet man dazu die entsprechenden Reduktionen beim Stabe, beim Kriegsamte und andern militärischen Anstalten, so kann eine jährliche Ersparung von 6 Millionen erzielt werden.

(Schluß folgt.)

Die Magier der neuern Zeit im Orient.

(Aus dem Metropolitan.)

Als der eben so muth- als geistvolle und forschbegierige Reisende R— vor einigen Jahren Aegypten besuchte, wurde in ihm durch die Erzählung einer Menge wunderbarer Abenteuer, die mit Magie und Zauberern in Verbindung, seine Neugier dergestalt angeregt, daß er seiner christlichen Erziehung ungeachtet, leidenschaftlich für die geheimen Wissenschaften eingenommen, bei den berühmtesten Meistern ihrer Kunst Unterricht nahm. Herr R— hatte bereits in dieser Schule überirdischer Geheimnisse einige Fortschritte gemacht, als er zufällig mit einem Italiener zusammentraf, der in dem Rufe eines vollendeten Meisters in jeder Art der Magie stand. Dieser Italiener machte Herrn R— auf sein eingefallenes und entfleischtes Gesicht, auf seinen abgemagerten Körper aufmerksam und beschwor ihn hoch und theuer, von den gefährlichen Wissenschaften abzustehen, denen er sich seit einiger Zeit ergeben; wenn er anders Lebensglück und Frieden bewahren und seine Nächte nicht in qualvoller Schlaflosigkeit zubringen wolle. Die feierlichen Worte dieses Mannes, oder vielmehr dieses Gerippes ergriffen Herrn R— so sehr, daß er dem Rathe folgte, und die Erlernung der geheimen Wissenschaften mit einem Male aufgab.

Einige Zeit nachher befand sich R— mit seinem Freunde S— in Alexandrien, wo beide in dem Hause des englischen Konsuls in dieser Stadt wohnten. S—, nicht weniger ausgezeichnet durch Geist und Kenntnisse als R—, verlor einige silberne Bestecke, und kam auf den Gedanken einen Zauberer darüber zu befragen, sey es um den Schuldigen unter seinen Dienern durch die Furcht zum Geständnisse zu bewegen, oder — was noch wahrscheinlicher ist — um sich und seinem Freunde, dessen Neugier in solchen Dingen er kannte, eine Unterhaltung zu verschaffen. S— ließ daher einen berühmten Wahrsager kommen, von dem man damals in ganz Alexandrien sprach, und der erst neulich tief aus dem Innern von Afrika gekommen seyn sollte. Der Zauberer verlangte, als man ihn befragte, einen Knaben, der noch nicht das zehnte Jahr erreicht habe, ein noch unberührtes Mädchen oder ein schwangeres Weib zu seinem Kunststücke. Da der erste von den drei verlangten Personen am leichtesten zu haben war, so nahm man dazu einen Knaben, der in einem Nachbarhause wohnte, und von dem begangenen Diebstahle nichts wußte. Da dem Wahrsager die Jugend des Kindes nicht sichere Bürgschaft genug für seine Unschuld schien, so stellte er mit ihm allerlei magische Versuche an, durch die er sich endlich überzeugte, daß der Knabe rein von jeder Sünde sey. Hierauf murmelte der alte Afrikaner seine Zaubersprüche, zog einen Kreis auf der Erde, in den er den Knaben treten ließ; sprach dann wieder allerlei geheimnißvolle Worte aus, schüttete dann eine dintenschwarze Flüssigkeit in die hohle Hand des Kindes, verbrannte ein Pulver, das wie Weihrauch, aber nur noch stärker roch, und einen dichtern Rauch von sich gab, endlich hieß er den Knaben in seine Hand sehen und sagen, was er erblicke. Der Knabe that, wie ihm befohlen, sagte aber, er sehe Nichts. Der Zauberer gebot ihm, noch einmal hinein zu blicken, und nun schrack das Kind zusammen und sagte, es sehe in seiner Hand einen Mann, der einen Bündel trage.

„Blicke noch einmal hin,“ sagte der Magier, „und sage mir, was sich in dem Bündel befindet.“

„Ich kann es nicht sehen,“ erwiderte der Knabe, indem er wieder in seine Hand blickte. In einigen Augenblicken aber setzte er hinzu: „Das Tuch hat ein Loch, und ich sehe einige silberne Löffel hervorgucken.“

„Sieh' noch einmal hin,“ wiederholte der Wahrsager, „und sage mir, was Du siehst.“

„Er läuft zwischen meinen Fingern hinweg,“ antwortete das Kind.

„Bevor er geht, beschreibe seinen Anzug, seine Gestalt, sein Gesicht.“

Der Knabe sah nun abermals in die Hand, und als S—, der mehr als halb ernst und höchst begierig geworden war, zu erfahren, Wer seine silbernen Löffel gestohlen, dazwischen rief: „Ja, sage uns, wie er aussieht." Der Knabe sah sogleich um, und sagte: er ist fort." — „Freilich ist er fort," sagte der Negromant verdrießlich, der christliche Herr hat den ganzen Zauber zerstört; sag' uns also nur, wie er gekleidet war." — „Der Mann mit dem Bündel, sagte der Knabe, ohne sich zu besinnen, trug einen Rock und Hut wie ein Franke." Hiemit war es auch mit seinen Offenbarungen zu Ende.

S— obgleich ärgerlich, durch seine Unterbrechung das Verfahren des Afrikaners gestört zu haben, fühlte sich wenigstens dadurch einigermaßen zufrieden gestellt, daß seine Löffel von keinem ungläubigen Aegyptier oder Türken, sondern von einem Franken und Christen gestohlen worden waren; so wie dadurch, daß er und sein Freund R— die Ueberzeugung gewonnen hatten, daß bei dem seltsamen Vorgange, bei dem sie Augenzeuge gewesen, keine Verabredung zwischen dem Wahrsager und dem Knaben hatte statt finden können; da das Kind den Negromanten nicht eher gesehen hatte, als bis es ins englische Konsulat gerufen wurde, um aus seiner Hand einen Spiegel zu machen.

Man erzählt sich auch eine Geschichte von Bonaparte und den ägyptischen Magiern, als dieser außerordentliche Mann sich in Aegypten befand, und obgleich mit der schönen Josephine vermählt, doch noch so in sie verliebt war, daß er einen Wahrsager um sie befragte, von dem er aber eine Antwort erhalten habe, die den Sieger bei den Pyramiden vor Eifersucht erblassen machte. Es ist aber eher zu glauben, daß dieses Mährchen aus nachfolgender Geschichte entstand, zu deren Helden die böse Welt Napoleon machen wollte.

Ein angesehener neapolitanischer Kaufmann, der einige Monate auf der afrikanischen Küste in der Gegend von Tunis und in Aegypten verweilte, bekam auf Einmal Lust etwas von seiner hübschen jungen Frau zu vernehmen, die er in Torre del Greco, in der Nähe von Neapel, zurückgelassen hatte; man rieth ihm einen Wahrsager darum zu befragen. Dieß that er denn nun auch: ein unschuldiger Knabe wurde wie gewöhnlich herbeigeschafft, der Zauber wurde gesprochen und das Kind sagte: es sehe eine Frau in einem blauen Mieder, reich mit goldenen Borden besetzt, in einem gelben faltenreichen Rocke, mit einem Halsgehänge von Korallen um den Nacken, ungeheuren Ringen in den Ohren und durch ihre auf dem Scheitel zusammengewundenen Haare einen silbernen Pfeil gesteckt; kurz er beschrieb haarklein den Sonntagsstaat der Cara sposa des Neapolitaners, und eben so ihr Gesicht bis auf das Grübchen in der Wange. Sie kniete, nach Aussage des Knaben, in jenem Augenblicke vor einem großen Kasten, in welchem ein schwarzgekleideter Mann schlief. Der Neapolitaner merkte sogleich, daß der junge Heide einen Beichtstuhl gesehen habe. Als man dem Knaben befahl, abermals zu sehen, so sagte er, nun stehe ein seltsames Gebäude vor ihm, wie er nie eines gesehen, es sey voller Leute, und das Aug erblinde fast von dem Glanz der Wachslichter und der Vergoldung. Der Neapolitaner erkannte sogleich in dieser Beschreibung das Theater von San Carlo, das Paradies seiner Landsleute; aber er konnte nicht denken, daß seine Frau in seiner Abwesenheit sich dort einfinden sollte. Allein es war doch so, denn der Knabe sagte gleich darauf: „Und hier sehe ich die Frau mit dem blauen Mieder und neben ihr ein Mann im rothen Rocke, der ihr in die Ohren flüstert." — „Teufel!" dachte der Neapolitaner.

„Siehe noch einmal hin, und sage mir, was Du siehst," sagte der Magier.

„Ich kann es kaum beschreiben, erwiderte der Knabe, indem er seine hohle Hand ganz nahe vor's Gesicht hielt. „Es ist so finster, doch jezt sehe ich eine lange lange Straße, und ein großes Gebäude mit eisernen Gittern und an einer Ecke desselben sind mehr als ein Dutzend Köpfe aufgesteckt und ein wenig weiter davon sehe ich ein großes Thor und außerhalb demselben eine große Straße, und nun sehe ich die Frau mit dem blauen Mieder und den Mann im rothen Rocke, die die zweite Straße links mit einander hinabgehen, und ein altes Weib öffnet — —"

„Ich will nichts mehr hören," schrie der Neapolitaner, der nur zu deutlich eine der verrufensten Straßen von Neapel hatte schildern hören, und nun so in Wuth gerieth, daß er dem Knaben einen Schlag auf die Hand gab, und so den ganzen Zauber zu nichte machte. Allein die Sache war und blieb, wie sie das Kind gesehen hatte; denn als bald nachher der Neapolitaner nach Torre del Greco zurückgekommen war, hörte er, daß seine Frau mit einem Korporal der königlichen Garde davon gegangen sey.

Diese abergläubischen Gebräuche sind überall in Nubien, Aegypten, Palästina und der Türkei sehr häufig. Zu Konstantinopel sind die Wahrsager und Magier durchgängig Mogrebinen oder Aegyptier, oder wenigstens Leute, die in Aegypten — das seit Mosis und Pharao's Zeiten bis auf unsere Tage das Monopol der Magie behalten hat — in die Geheimnisse ihrer Kunst eingeweiht wurden. Diese Schwarzkünstler, die sich in der Hauptstadt des türkischen Reiches aufhalten, oder vielmehr nur auf ihren Wanderungen besuchen, erkennt man größtentheils an ihrer seltsamen maurischen Tracht und an einem gewissen träumerischen Wesen, worin sie sogar die wandernden opiumtrunkenen Derwische übertreffen. Von Türken und Rajahs werden sie mit einem gewissen abergläubischen Schauer verehrt; und obgleich die heiligen Schriften beider, der Koran wie die Bibel, ausdrücklich den Gläubigen die Gemeinschaft mit Magiern, Zauberern und Astrologen untersagen, so werden diese geheimnißvollen Menschen doch von allen um die Wette zu Rathe gezogen, und ihre Weissagungen unbedingt geglaubt. Da begibt es sich nicht selten, daß der Turban des türkischen Pascha und der Kolpak des armenischen Seraff's sich auf der Schwelle des Wundermannes begegnen; oder wenn er mit seinen gelben Pantoffeln im Staube schlarfend, das Haupt aber in die Sterne vertieft, durch die Straßen steuert; so ist es wohl möglich, daß ihn auf der einen Seite das verschleierte Weib eines Osmanlis an dem weit herabhängenden Aermel seines Rockes zupft und auf der andern Seite die unverschleierte Griechin, jede voll Ungeduld, von dem weisen Manne zuerst gehört zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Vor einigen Jahren fielen zwischen der Mannschaft eines Wallfischfängers, „der Alfred" genannt, und den Bewohnern der Insel Malante in der Nähe der neuen Hebriden, Streitigkeiten vor, die mit der Ermordung des Kapitäns und seiner Leute endigten. Nur ein junger Matrose wurde von den Wilden verschont und gefangen auf die Insel mitgenommen, ohne daß man erfahren konnte, was ferner aus ihm geworden. Dieser Mann nun, Namens Mathews, erfand ein sehr sinnreiches Mittel, den europäischen Schiffen, die in die Südsee kommen, von seinem Schicksal Kunde zu geben; er schnitt nämlich seinen Namen und die Erzählung seiner Gefangenschaft und von dem unglücklichen Loose seiner Gefährten auf ein Stück Bambus und gab es den Wilden von Malanta, um es an die Europäer zu verkaufen. Die Insulaner die die eingeschnittenen Zeichen nicht kannten, vertauschten den Bambus an einen Wallfischfänger, dessen Kapitän auf diese Weise von der traurigen Lage des Unglücklichen Nachricht erhielt, und nun seine Befreiung zu bewerkstelligen suchen wird. Ein anderes Schiff erhielt durch eine Kokosnuß, welche die Eingebornen zum Verkaufe brachten und worauf er gleichfalls seine Geschichte eingegraben hatte, von ihm Kunde.

*

Am 22 Oktober vor. J. wurde Manilla und die anstoßenden Provinzen Tondo und La Laguna von einem furchtbaren Typhon heimgesucht, durch den vier Fünftheile der Häuser und Hütten eingestürzt und gegen 100,000 Menschen obdachlos wurden. Die malerischen Gruppen von Bambus, Mangos, Palmen, Bananen und andern zahllosen Fruchtbäumen, von denen die Dörfer überschattet und geschmückt wurden, sind größtentheils entwurzelt, oder so entblättert, daß sie wie die Bäume in einer europäischen Winterlandschaft aussehen. Das Barometer, das bei veränderlichem Wetter auf 29° 90 steht, fiel in der Nacht des Sturmes auf 28° 55; so daß man in Sorge stand, es möchte auch noch ein anderes furchtbares Naturereigniß, wie ein Erdbeben dazukommen. Die See stieg an einigen Theilen der Küste ungewöhnlich hoch und überfluthete die Felder, auch wurde von dem Orkane so viel Meerwasser landeinwärts geschleudert, daß manche Gegenden vom Salze wie mit Schnee bedeckt sind. Mehrere Schiffe auf der Rhede verunglückten, und man zählte 147 Leichen von Ertrunkenen, die am Ufer gefunden wurden. In Manilla wurden 25 Menschen durch den Einsturz der Häuser erschlagen, und 127 verwundet.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 257. 13 September 1832.

Skizzen einer Reise durch Ungarn in die Türkei.

„ — des vastes bruyères, des sables, des routes partout négligés, remplissent d'abord l'ame de tristesse; et ce n'est qu'à la longue qu'on découvre ce qui peut attacher à ce séjour.

Mme de Staël.

1. Die Puszta's.

Es war ein herrlicher Morgen, als ich von Pesth Abschied nahm, um meine Reise durch jene öden, unwirthbaren Puszta's fortzusetzen, die schon wenige Meilen außerhalb der Stadt ihren Anfang nehmen. Nur der Eingeborne wird durch diese Sandwüsten, wo sich hundert Wege kreuzen, den rechten Pfad zu finden wissen; selten nur trifft man auf einzelne ärmliche Menschenwohnungen, die oft Räubern zum Aufenthalte dienen, und die man eher vorsichtig meidet, als daß man es sich zu Sinne kommen läßt, dort Schutz oder einen gastlichen Herd zu suchen.

Ein Gefährte wird hier jedem Reisenden sehr willkommen seyn. Ich war so glücklich mit einem jungen Franzosen zusammen zu treffen, der eine Reise nach Bucharest zum Ziele hatte und wir beschlossen, uns bis dahin nicht mehr zu trennen. Ein freundlicher Zufall führte uns noch einen jungen Ungar zu, der seine Aeltern im Banat besuchte, und der uns als Dolmetscher die ersprießlichsten Dienste leistete. Auch gesellte sich ein herrschaftlicher Beamter zu uns, den Geschäfte eine bedeutende Strecke denselben Weg mit uns führten. Schon des Morgens um 3 Uhr verließen wir Pesth, um noch vor Anbruch der Nacht in Kecskemét einzutreffen, das uns, als ein bedeutend großer Ort, ein sicheres Nachtlager versprach. Die große Haide vor Kecskemét, die wir zu passiren hatten, bietet ein Bild im Kleinen von der traurigen Einförmigkeit der afrikanischen Wüsten, und wie selten eine Karawane jene Wüsten durchzieht, ohne irgend eine Schreckensscene zu erleben, so mußten auch wir hier Zeuge eines Jammerauftritts werden. Wir waren beinahe schon den ganzen Tag gefahren, und hatten bereits die letzte Poststation vor Keskemét erreicht. Hier begann die beschwerlichste Strecke unsers Weges. Der feine Sand, der unabsehbar die Ebene bedeckt, und beim Glanze der Sonne die Augen blendet, — war hier an einigen Stellen so dicht angehäuft, daß wir öfters unsern Wagen verlassen mußten, damit die drei Pferde denselben nur von der Stelle brachten. Dieß machte unsern Kutscher ungeduldig, und er begann unmenschlich auf die Thiere loszuhauen, was wir ihm dagegen auch sagen mochten. Plötzlich erhebt er ein schmerzliches Geschrei. — eines der Pferde hatte durch einen Hufschlag ihm den Fuß zerquetscht, und zwar den einen gesunden Fuß, der andere war ihm schon seit Jahren untauglich. Unser Schrecken war nicht gering, und unsere Lage in der That sehr kritisch. Die Sonne stand schon tief; ringsum war kein Haus, ja kein Baum zu erblicken, kein Tropfen Wasser in dieser Oede zu finden, um dem Unglücklichen den brennenden Schmerz zu lindern, den seine Wunde ihm verursachte. Es kamen einige Bauern des Weges, die wir um Beistand ansprachen; doch gefühllos, wie die Thiere vor ihrem Wagen, sahen sie auf die jammernden Gebärden des unglücklichen Menschen, und fuhren an uns vorüber, ohne das Gesicht zu verziehen, oder nur ein Wort uns zu erwidern. Wir brachten endlich den Unglücklichen in unsern Wagen; der junge Ungar leitete die Pferde, und so suchten wir in möglichster Eile unser Nachtlager zu erreichen. Wir kamen nach Kecskemét, als es schon dunkel geworden, und hier erst konnte dem Verwundeten ersprießliche Hülfe geleistet werden. —

Wir fanden in Kecskemét ein besseres Nachtquartier, als wir erwartet hatten. Der Ort ist groß und ausgedehnt, und soll über 58,000 Einwohner zählen. Nicht zu wundern ist es übrigens, in diesen Gegenden sehr volkreiche Ortschaften zu finden, da man wieder Tage lang reisen kann, ohne eine Spur menschlicher Gesellschaft zu treffen. Große unabsehbare Strecken des besten Landes liegen in Ungarn noch ohne Kultur und unbenützt, worauf ein paar Millionen fleißiger Kolonisten reichen Unterhalt finden würden.

Auffallend ist es, daß der eigentliche Stamm der Magyaren nur in 23 Komitaten des Königreichs die Hauptmasse ausmacht; in allen übrigen stehen sie in Minderzahl und bilden überhaupt nur ungefähr das Drittel der Gesammtbevölkerung von Ungarn. Einige wollen behaupten, daß es sogar Komitate gebe, wo nicht ein Einziger Ungar zu finden ist.

Kecskemét gab uns das Bild einer ächten magyarischen Gemeinde. Hier vernahm mein Ohr nicht mehr die gewohnten deutschen Laute, — so wie mein Auge überall nur die ächt charakteristische Nationaltracht der Ungarn fand, die sich zu diesen ernsten Physiognomien nicht passender gedacht werden könnte. Einen eigenthümlichen Anblick gewähret eine Gruppe Männer, wenn sie sämmtlich in große Schafspelze gehüllt beisammen stehen. Dieser Schafspelz (bunda) spielt bei dem ungarischen Bauer eine große Rolle, und dient ihm sowohl zum Feiertagskleide, als zum

Schutze gegen das schlechteste Wetter. Beim schlechten Wetter nämlich wird die zottige Seite desselben auswärts gekehrt, zum Feiertagskleide aber, oder bei schönem Wetter, die glatte Lederseite, welche oben am Kragen mit einem schwarzen Lammsfell geziert ist, das ganz in seiner natürlichen Form über den Rücken herabhängt. Die Näthe dieser Bunda sind gewöhnlich mit verschiedenen Zierrathen künstlich überkleidet.

Am nächsten Morgen gegen 9 Uhr verließen wir Keszkemét und sahen nun bald wieder nichts als den Himmel und die grüne Fläche. Hier und da erblickten wir in der Ferne die Heerden der Csikos *), die hier im Sommer wie im Winter unter freiem Himmel leben, oder es begegnete uns ein Juhász **) mit einigen tausend Schafen, die langsam diese unermeßlichen Flächen durchziehen, um die besten Weideplätze aufzusuchen. Ich hätte es nicht rathen wollen, einen jener Csikos, wie ärmlich er auch erschien, oder einen dieser Schäfer in durchlöcherter Bunda, auf irgend eine Weise zu beschimpfen, denn leicht wäre es möglich gewesen, daß ein Edelmann in dieser Hülle steckte, — und dann wehe dem Beleidiger! Dieser adelige Schäfer oder Pferdehirt hat in Ungarn nicht mindere Rechte, als der prunkende Magnat, — und ist sich derselben nicht weniger bewußt.

Bei unserem Mittagsmahle, das wir auf einer einsamen Csárda zu nehmen gezwungen waren, mußten wir es empfindlich bereuen, uns in Keszkemét nicht mit Lebensmitteln auf den Weg versorgt zu haben, denn wir fanden nichts als Eier, schwarzes Brod und schlechtes Wasser. Wir kamen denselben Tag bis Kis-Telek, ein nicht unbedeutendes Dorf im Tschongrader Komitate. Obwohl die Sonne noch hoch stand, hielten wir es doch für rathsamer, hier zu bleiben, da auf dem ganzen Wege von Kis-Telek bis Szegedin nur ein einzelnes Posthaus liegt, und der Ungar selbst es scheuet, in dieser Gegend von der Nacht überrascht zu werden. Wir benützten die noch übrige Spanne des Tages, uns im Orte etwas umzusehen, und besuchten den außerhalb des Dorfes gelegenen Begräbnißplatz. Frei auf offenem Felde fanden wir hier, wie überall in Ungarn, die Hügel zerstreut, die die Gebeine der Verstorbenen decken. Nur selten umgibt diese Ruheplätze ein niederer Zaun, noch seltener wird man eine Kapelle dabei finden. Auf unserem Rückwege durch das Dorf hatten wir bei jeder Wohnung mit zwei oder drei ungeheuren Hunden zu kämpfen. Kein Eigenthümer wehrte ihnen ab, wenn er sah, daß die Bestien auf uns los kamen, wir konnten nur mit Mühe in unser Wirthshaus zurückgelangen.

Am nächsten Tage erreichten wir frühzeitig die königliche Freistadt Szegedin, die nichts weniger als das Ansehen einer Stadt hat, obwohl sie sehr ausgedehnt ist, und man darin einige hübsche Häuser bemerkt. Die ungarischen Städte haben überhaupt meistens ein so ländliches Ansehen, daß man sie in Deutschland für nichts mehr als große Dörfer halten würde, und ich muß gestehen, daß ich einigemal in diesen Irrthum gerathen bin. Szegedin ist ein merkwürdiger Ort in geschichtlicher Beziehung, merkwürdig wegen des Blutes das hier geflossen ist, da schon bei der ersten Einnahme durch die Türken 5000 Christen-Nasen von hier nach Konstantinopel geschickt wurden. — In der Mitte des großen Platzes, auf dem gewöhnlich Markt gehalten wird, ist das kleine alte Schloß gelegen, das ehemals manche hohe Personen bewirthete, gegenwärtig aber bloß Gefangene aufnimmt. Als die Türken noch das Banat im Besitze hatten, welches sie bis zum Jahre 1718 behaupteten, war Szegedin lange Zeit Gränzstadt. Hart an dem Orte strömt die Theiß vorüber, ein bedeutender Fluß, der in den Karpathen seinen Ursprung hat, und in seinem Laufe die gesegneten Gegenden von Tokai berührt. Die Alten rühmten die Theiß als so fischreich, daß sie behaupteten, sie führe nur ⅔ Wasser und ein Drittel Fische in sich. Sobald man diesen Fluß überschreitet, über welchen hier eine Schiffbrücke führt, — betritt man das Banat, und zwar jene Sümpfe, zu welchen einst die berüchtigten pontinischen Sümpfe in keine Vergleichung kamen. Vieles ist schon zur Ableitung dieser faulen stehenden Wasser gethan worden, und bedeutende Strecken sind bereits trocken gelegt, doch bleibt es immer noch eine Herkulesarbeit, diese großen ausgedehnten Moräste und die schädlichen Folgen ihrer Ausdünstungen mehr und mehr zu vermindern.

*) Pferdehirt.
**) Schäfer.

Die finanzielle Reform in England.

(Schluß.)

Zoll und Accise. Die Zölle der Seehäfen könnten mit Vortheil an Einzelne oder an Gesellschaften verpachtet werden. Die Kontrahenten schießen die Einkünfte des bevorstehenden Vierteljahrs vor, haben den freien Gebrauch der Zollhäuser und anderen Zubehör, und bezahlen Schreiber, Aufseher und andere Beamte nach ihrem Gefallen. Die Accise des benachbarten Distrikts könnte mit den Zöllen verbunden werden, und läßt man öffentliche Konkurrenz zu, so werden sich Leute finden, welche die Arbeit um 2½% der Brutto-Einnahme übernehmen, wie Hr. Hume diesen Zweig des Einkommens zu erheben sich erbot; dadurch würden mehr als drei Millionen erspart, und eine Menge Leute ohne Unterschied, und ohne daß man mit ihrer Anstellung erbärmliche Wahlumtriebe zu befördern suchte, verwendet werden.

Die Stempel erfordern jährlich weit über 1¼ Million für die Verwaltung; auch sie könnten, wie die Zölle und Accise, verpachtet werden; auch hier würden 2½ Proc. genügen und eine Million jährlich erspart werden.

Das Handelsbüreau sollte man gleichfalls abschaffen; der Zweck dieser kostbaren Anstalt ist, unsern Handel zu fesseln, zu stören und zu vernichten; ein vollständig freier Handel mit allen Nationen ist es, was jetzt das englische Volk verlangt. Dieß nutzlose Büreau mag das Schicksal aller andern Bande theilen, mit denen man die Wohlfahrt des Landes fesselte.

Die Pensionen-Liste, Civilliste, das Patentamt und andere Auswüchse des Systems sind erwiesener Maßen einer artigen Reduktion von 2 Millionen fähig. Auch gibt es noch manche andere Verwaltungszweige, z. B. den Quartiermeisterstab u. dgl., welche reduzirt, oder als nutzlos abgeschafft werden sollten. Die Regierung Englands ist tausendmal zu groß; es ist eine Maschine von 80 Pferdekraft an einem Spinnrade. Ein Einkommen von fünf

Millionen ist nach Abrechnung der Zinsen für die Nationalschuld mehr als hinreichend für den wahren Regierungszweck in dieser kleinen Insel. Denn die Königin Elisabeth erhielt mit einem Einkommen von einer halben Million aus den Kronländereien den Glanz ihres Hofes, schlug die spanische Armada und behauptete ungeschwächt den Kriegesruhm Englands. Wir wollen darum das System nach der alten Form vereinfachen, wohlfeiler machen und mit einem Mal kraftvoll die Bande abstreifen, womit eine schmutzige und willkürliche Aristokratie so lange das edelste Volk an den Boden fesselte. Nachstehendes ist das Resultat der vorgeschlagenen Veränderungen.

Verkauf der Kronländereien und andern Nationaleigenthums, die Interessen zu $5^1/_2$ Proc. gerechnet	7,500,000 Pf.
Ersparte Marineausgaben durch Verwendung der Schiffe zur Frachtschifffahrt und Abschaffung der Seesoldaten . .	5,800,000 Pf.
Reducirung der Armee auf 10,000 Mann Fußvolk; Ersparniß . .	6,000,000 Pf.
Ersparniß in der Einnahme in Zoll und Accise	3,000,000 Pf.
Ersparniß beim Stempel	1,000,000 Pf.
Pensionsliste, Patent-Amt und Civilliste	2,000,000 Pf.
Abschaffung des Handelsbüreau's und Reducirung anderer Aemter . .	1,500,000 Pf.
	26,800,000 Pf.

Zieht man diese Gesammtsumme von dem jetzigen Betrage der Staatsausgaben von 48,500,000 Pf. ab, so bleiben als wahre künftige Ausgaben noch 21,700,000 Pf. übrig. Diese Summe schlagen wir vor — durch die Posteinkünfte, die Stempeltaxe und eine Eigenthumstaxe zu erheben. Das ganze System von Zöllen, Accisen, Grund- und Häuser-Steuern (assessed taxes) und vermischten Einkünfte soll völlig abgeschafft werden. Die Stempel werden mit der vorgeschlagenen Reduktion in der Verwaltung ein Jahr ins andere gerechnet, betragen . . . . . . 7,500,000 Pf.

Die Post ungefähr . . . . . 1,500,000 Pf.

Durch eine Eigenthumstaxe muß demnach noch erhoben werden . . . . 12,700,000 Pf.

Eine Taxe auf das Grundeigenthum ist die gleichste, gerechteste und wohlfeilste Art, dem Staat ein Einkommen zu verschaffen, und hinsichtlich der Erhebung unseren jetzigen verwickelten, inquisitorischen und kostspieligen Anstalten weit vorzuziehen. Wir schlagen deßhalb vor, eine Taxe auf das Grundeigenthum zum Betrage von 12,700,000 Pf. zu legen, und zwar den Betrag der Steuer nach klaren Grundsätzen der natürlichen Gerechtigkeit, je nach dem Range des Besitzers zu steigern. Das Einkommen, welches auf diese Art durch eine Eigenthumstaxe erhoben werden soll, ist zur Bezahlung der Interessen der Nationalschuld bestimmt. Wir fragen nun, von wem und für wen wurde diese Schuld kontrahirt? Für die Aristokratie. Unsere letzten Kriege waren Vertheidigungskriege, unternommen, die Landhäuser, die kostbaren Möbel und das Silberzeug der Lords und des Landadels, um Blenheim, Stow und Lowther Castle, aber nicht die hungernden Millionen zu vertheidigen. In einem Lande mit aristokratischen Institutionen sollten die Lasten des Staats von den obern Klassen bezahlt werden, denn das Eigenthum häuft sich gern an, und Titel haben eine Attraktionskraft. Der Werth einer englischen Pairswürde kann bloß wegen der Leichtigkeit, reiche Heirathen zu schließen, auf 200,000 Pf. angeschlagen werden, und ein Herzogstitel ist ein Magnet, um Millionen an sich zu ziehen. In England war die alte Kopfsteuer (poll tax) bis zur Regierung Wilhelms III nach den Rangstufen eingerichtet; seitdem aber haben die boroughmäklerischen Aristokraten alle Billigkeit umgestoßen, und das Volk ward, um mit Montesquieu zu reden, in einem Mörser zerstoßen; jeder Grundsatz der Gerechtigkeit, Rückgabe des Geraubten und altes Beispiel verlangen daher, daß die Eigenthumstaxe nach den verschiedenen Titeln umgelegt werde, und wir schlagen deßhalb vor, die Ländereien eines Herzogs mit 10 Schilling per Acre, die eines Marquis mit 9, die jedes andern Pairs des Königreichs mit 8, die der Baronets, der irischen und schottischen Pairs, die keinen Sitz im Oberhause haben, mit 7, und alles übrige Landeigenthum mit 6 Schilling zu belegen. Wenn der Adel glaubt, daß diese Besteurungsscala seinen Interessen und höhern Privilegien nicht entspreche, so soll es solchen titulirten Personen gestattet seyn, ihre erblichen Titel abzulegen, der Masse des Volks gleich und demnach mit keiner höhern Taxe belegt zu werden. Die Lasten der Aristokratie würden durch die Annahme einer solchen Art von Taxation nicht sehr vermehrt werden, da der durch die Abschaffung der Accise, der Zölle und der vermischten Taxen bewirkte niederere Preis aller Lebensbedürfnisse hinreichenden Ersatz für die höhere Taxation gewähren würde. Diese Veränderung würde auch darum sehr wohlthätig, weil in Folge derselben die Verehrung des Volks für die höhern Klassen des Landes steigen würde, wogegen ohne eine solche Veränderung die öffentliche Meinung sich vermuthlich bald gegen jeden erblichen Rang und jegliches Privilegium aussprechen wird, denn für die Masse des Volks kann es keine Wohlhabenheit, kein Gedeihen geben, wenn man nicht der Tendenz unserer aristokratischen Institute, Reichthümer in den Händen Einzelner aufzuhäufen, durch irgend ein Mittel entgegentritt.

Die Magier in Aegypten.

(Fortsetzung.)

So war es wenigstens noch vor Kurzem. Allein in der neuern Zeit beschloß Sultan Mahmud, aus seiner Hauptstadt, die nun ein für alle Mal civilisirt werden sollte, Zauber und Zauberer insgesammt zu verbannen. Allerdings hatte er dabei auch seine persönlichen Gründe, da diese Leute großen Einfluß auf die Gemüther des Volkes übten, und Alles aufboten, „die guten alten Gebräuche“ aufrecht zu halten, indem sie alle Neuerungen des Sultans als gottlos verschrien, und allen seinen Schritten das schwärzeste Unheil prophezeiten. Als ich daher im Jahre 1828 Nahrung für meine unersättliche Neugier suchte, fand ich, daß alle Mogrebins, Aegyptier und Gaukler als gefährliche Landstreicher aus der Stadt verwiesen worden waren, nicht minder auch die fahrenden Geschichtenerzähler, die nicht wenig dazu beitrugen, Erinnerungen alter Zeiten und Gebräuche lebendig zu erhalten, und gewöhnlich große Schaaren von Zuhörern in den Kaffeehäusern um sich versammelten. Selbst der ehrliche Karaguse, der türkische Hanswurst, der unter allerlei Anspielungen und Possen, gleichsam mit dem Kopfe in des Löwen Rachen, derbe Wahrheiten sagte, und die Fehler der Regierung geißelte, war bei schweren Strafen zu ewigem Stillschweigen verurtheilt. Allein all' seiner unumschränkten Macht zum Trotze, konnte der Sultan doch nicht

die Vergangenheit in Vergessen bringen, und eben so wenig der Zunge des Volkes Schweigen gebieten. Die Ueberlieferung bewahrte sorgfältig die wunderbaren Geschichten auf, die sich mit den Nekromanten begeben hatten, die ich aber nicht wiederholen will, weil ich sie nicht aus so glaubwürdigem Munde vernahm als die folgende:

M—, ein Eingeborner von Pera, ein Mann, wie der Türke zu sagen pflegt, „der Alaun von Gerstenzucker zu unterscheiden weiß," wie nur je Einer, ein guter Katholik, ein gewissenhafter Dragoman, und als solcher ohnehin ein strenger Anbeter der Wahrheit, der nie eine Lüge sagte, außer im Geschäftswege, war selbst der Held oder vielmehr der Augenzeuge einer Geschichte, die er erzählte. Eines Morgens wurde er von einem europäischen Palaste zu Pera in Geschäften nach Konstantinopel abgefertigt. Er war in großer Eile, als er aber den Meytisskellesi oder Kai der Todten erreichte, und gerade im Begriffe stand, den Fuß in den Kaik zu setzen, der ihn über den Hafen des goldenen Horns führen sollte, blieb entweder sein Pantoffel an den unbehauenen Balken des hölzernen Kai hangen, sein Kleid an einem Pfahle, oder was es sonst war, kurz der Dragoman sah sich um, und erblickte dicht hinter sich einen großen und sehr bekannten afrikanischen Magier, der sein Handwerk schon lange in der Hauptstadt trieb, und im Rufe eines der tief eingeweihtesten Meister der schwarzen Kunst stand. Der Dragoman, der es in dieser Welt wahrscheinlich nicht mit einem Manne verderben wollte, dem die Bewohner der andern so zu Gebote standen, und in der Meinung, der Zauberer warte hier am Rande des Ufers auf eine Gelegenheit, um von der Vorstadt nach Konstantinopel hinüberzufahren, bot ihm höflich seinen Kaik an. Der große Afrikaner erwiderte kein Wort, sondern gab bloß mit der Hand ein Zeichen, daß er die zugedachte Ehre ablehne. Der Dragoman stieg also in seinen Kaik, der sogleich vom Kai abstieß, und pfeilschnell durch das Gewässer des Hafens hinflog. Die Boote in Konstantinopel sind alle sehr leicht und spitzig und schießen mit erstaunlicher Schnelligkeit dahin, auch wenn sie nur von einem einzigen Paar Rudern getrieben werden. Aber Leute von solchem Range, wie ein Dragoman, führen gewöhnlich zwei Paar Ruder in ihren Kaiks, und M—, der große Eile hatte, befahl dießmal seinen Ruderern, so schnell zu fahren, als möglich. Ungefähr auf halbem Wege wendete M— den Kopf nach dem Kai zurück, wo er den großen Afrikaner starr und bewegungslos, wie eine granitene Bildsäule vor einem ägyptischen Tempel noch immer stehen sah. Das Boot des Dragomans durchschnitt indeß eiligst die Wogen: es näherte sich dem jenseitigen Ufer, kein Kaik war ihm unterwegs hinüber oder herüber zu Gesicht gekommen, und siehe da — als das Boot die Holzpfeiler des Diwan-kapi-iskellesi berührte und der Dragoman von seinem Sitze aufstand, um an das Ufer zu steigen, sah er den nämlichen afrikanischen Zauberer vor sich stehen, der ganz ruhig nach dem jenseitigen Kai hinüberschaute, wo er ihn kurze Zeit vorher erst verlassen hatte, und von wo er auf Menschen mögliche Weise nicht herübergekommen seyn konnte. Der Dragoman mochte sich die Augen reiben, so viel er wollte; es war und blieb der Moghrebin, der mit seinen großen bleiernen Augen über das Gewässer des goldenen Horns nach dem Kai der Todten hinüberstarrte, wie er es vorher nach dem Diwan-kapi-iskellesi herübergethan hatte. M— fühlte sich von einem kalten Schauer angewandelt, und blieb von dem Augenblick an, wo er den Nekromanten erblickt hatte, länger als zehn Minuten, mit einem Fuß auf dem Rand des Bootes, mit dem andern auf dem Kai, wie von einem Zauber versteinert stehen; dann erst kam er von seinem Staunen wieder zu sich, trat vollends ans Land, schlug als guter Katholik sein Kreuz, bot seinem Nachbarn als höflicher Türke sein Selam, eilte so schnell er konnte, sein Geschäft abzumachen, und nach Pera zurück zu kehren, und erzählte hier sein Abenteuer Jedermann, der es hören wollte. Niemand setzte bei der anerkannten Wahrheitsliebe des Dragomans in seiner Erzählung den geringsten Zweifel, und der Erzähler lebt noch, und erzählt sie wahrscheinlich in diesem Augenblicke wieder, denn jeder Fremde muß sie von ihm hören.

Doch meine zweite Geschichte hat nicht bloß einen, sondern tausende von unverwerflichen Zeugen, sie zu bekräftigen; sie ereignete sich nicht auf einem düstern Kai am Hofe von Konstantinopel, sondern auf einem freien Platze und bei einem öffentlichen Feste, nicht Wasserträger, Bettler oder Galeerensklaven — Leute, die gewöhnlich auf der Seite des goldenen Horns zu finden sind — spielen dabei eine Rolle, sondern Aga's und Pascha's, Kadinen und Sultaninnen, ja sogar vielleicht der Sultan selbst, der jüdischen und armenischen Wechsler und englischer und anderer christlichen Kaufleute und Diplomaten gar nicht zu gedenken. Der Vorgang begab sich an einem Benischtage, in dem schönen und volkreichen Thale hinter der Anhöhe von Pera, das man Dolma Bachschi nennt. Doch bevor ich in meiner Erzählung fortfahre, muß ich sagen was ein Benisch ist. Ein Benisch ist in der Türkei ein hohes Fest, bei dem sich der Sultan in der Mitte seines ganzen Hofes zeigt, wobei ein Glanz und eine Pracht entwickelt wird, wovon man im Abendlande keinen Begriff hat; mit diesem Aufzuge sind aber auch die Djerids oder Turniere des Morgenlandes, Faustkämpfe, Thierhetzen, Seiltänze, Wahrsagereien, Taschenspielerkünste und Spiele jeder Art verbunden, die zum Theil europäisch genug, zum Theil aber auch rein türkischer und asiatischer Natur sind. Doch auch Dieß gilt Alles nur von der frühern Zeit; denn auch diese Benischfeste sind zwar nicht aufgehoben, aber der reformeifrige Sultan hat sie ihrem ganzen Wesen nach, und alle dabei vormals üblichen Vergnügungen umgeschaffen, da er statt derselben gegenwärtig bloß Heerschau über seine neuen regulären Truppen hält, und sorgfältig Alles entfernt, was die Türken an ihre alten Trachten und Gewohnheiten in den Tagen des Janitscharenthums erinnern könnte.

Das Benisch, von dem hier die Rede ist, wurde vor mehreren Jahren und nach alttürkischem Brauch gehalten. Eine gute Anzahl Köpfe war, wie es gebührt, zerschlagen, eine gehörige Anzahl Menschen, die nicht behend genug waren, einige sammt ihren Pferden, andere zu Fuß, bei dem Djeridwerfen, im Staube herumgewälzt; baumstarke bis auf den Gürtel nackte Bursche, alle tüchtig mit Oel eingerieben, hatten sich erst Mann gegen Mann, und dann Mann gegen Bär, jedoch diese mit Maulkörben versehen, weidlich herumgebalgt; die Tänzer schwangen sich in der Luft und gaukelten auf fast unsichtbaren Seilen, die von Baum zu Baum gespannt waren, und leisteten, was Seiltänzern möglich; und Zauberer und Wahrsager noch mehr als dieses, als ein kurzer dicker Türke, der sich durch ein Paar der allerweitesten Hosen in der Länge verkürzt, und in der Breite ausgedehnt hatte, mitten in die sonnenhelle Arena trat, und einige Proben seiner Kunst zu geben versprach, die Alles in Schatten stellen sollte, was seine Vorgänger geleistet. Sein Selbstvertrauen schien groß; allein Niemand kannte ihn. Seine Kunstgenossen hielten ihn für einen Pfuscher und sahen ihn mit schweigender Verachtung über die Achsel an; während viele Zuschauer, Freunde von dergleichen Unterhaltungen sich im Kreise herum, auf ihren Fersen niedersetzten, und fragten: „Wer ist er? Woher ist er?"

„Wer ich bin?" sagte der kleine Kerl in den Pluderhosen. „Laßt mich nur meinen Oelkrug hereinbringen und thut, wie ich euch sage, und Masch allah! ich will euch bald zeigen, wer und woher ich bin."

Inschallah! — In Gottes Namen," sagte Einer der Zuschauer, die immer neugieriger wurden. „Laßt ihn seinen Oelkrug bringen."

„Baccalum," sagte der Andere. „Wir wollen sehen, was er kann." Hiedurch aufgemuntert, ging der unbekannte kleine Mann zur Arena hinaus, und erschien gleich darauf, indem er einen Oeltopf vor sich her wälzte, dicker als er selbst, ein wahres Heidelberger Faß von einem Oelkruge.

„Allah, Gott ist mächtig!" sagte der kleine Magier in den Pluderhosen, als er seinen Oelkrug in der Mitte der Arena aufstellte. „Und nun," sagte er zu den umhersitzenden Zuschauern, „bitte ich um einige Sachen, um sie in diesen Topf zu legen, und dann werdet ihr sehen, was ihr sehen werdet."

„Hältst Du uns für Oelhändler? Wir haben kein Oel da, um Dein Faß zu füllen," erwiderte Einer.

„Ich verlange kein Oel," sagte der Zauberer, „gebt mir einen Shawl, einen Turban, einen Jataghan was es ist. Chelibis, Effendis, helft mir mein Kunststück auszuführen, und ihr werdet Etwas sehen, was ihr euer Lebtag noch nicht gesehen habt."

„Ist der Topf rein?" fragte ein hübschgekleideter Osmanli, der dergleichen Gaukelspiel sehr liebte, aber noch mehr seine schönen Kleider.

„So rein, als ein Riechfläschchen. Komm und sieh selbst zu," antwortete der Zauberer. (Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 258. 14 September 1832.

Skizzen einer Reise durch Ungarn in die Türkei.

Vom Wege verirrt,
Vom Sturm bedrängt,
Vom Regen durchnäßt,
Such' ich hier Schutz
In dieser ländlichen Behausung.

Tieck.

2. Die 3 W der Reisenden.

Wege, Wetter und Wirthe — wem haben sie noch nie die gute Laune getrübt? Doch alle drei vereint traf ich sie noch nie in so unfreundlicher Gestalt, als bei unserem Eintritt ins Banat. Nachdem wir uns in Szegedin ein paar Stunden verweilt, und mit Lebensmitteln für die Weiterreise versorgt hatten, bestiegen wir wieder fröhlichen Muths den Wagen, der uns von hier bis Temeswar zu bringen bestimmt war. Schon trübte sich der Himmel bedenklich, als wir Szegedin verließen, doch hofften wir noch zeitig genug Kis Kanisa zu erreichen. Es währte aber nicht lange, so fing es an heftig zu regnen. Wir kamen auf einen schmalen Damm, auf dem sich unsere Straße ein paar Meilen weit hinzog. Rechts von diesem Damme hatte der Theißfluß die ganze Gegend überschwemmt, und zur Linken war das wilde Wasser der Marosch aus seinen Ufern getreten, und hatte die nahen Ebenen in einen See verwandelt. So weit unser Auge reichte, sahen wir nur Wasser, das der Wind der sich mit dem Regen erhob, in schäumende Wellen schlug. Je weiter wir vorwärts kamen, desto gefährlicher wurde unser Weg. An einigen Stellen war der Damm so schmal, daß unser Wagen allein kaum mit Sicherheit darüber kommen konnte. Wenn nun Fuhrwerke uns begegneten, denen ausgewichen werden mußte, so waren wir alle Augenblicke in Gefahr, — in die schäumende Fluth geworfen zu werden. Ohne Aufhören strömte der Regen herab, schon fing es an dunkel zu werden, und noch immer konnten wir das Dorf nicht erreichen, dessen Thurm uns aus der Ferne, gleich dem Pharus einer Insel im Weltmeer, — lange schon entgegen sah.

Zum Uebermaß unsers Mißgeschicks mußten wir, — schon nahe am Ziele, auf eine Stelle treffen, wo der Damm von dem andringenden Wasser der Marosch durchbrochen war. Reißend drängten sich die Fluthen durch diese Oeffnung, und nur mit größter Gefahr konnten wir es wagen, diese Stelle zu passiren. Endlich erreichten wir das ersehnte Jörök Kis Kanisa, ein kleines Dorf am linken Ufer der Theiß. Der Wirth hatte sich nicht vermuthet, so spät bei diesem Wetter noch Gäste zu bekommen, und da, bei aller Gastfreundschaft der edlen Magyaren die ungarischen Wirthshäuser doch das schlechteste sind, was man finden kann, — so mußten wir unsern mitgebrachten Mundvorrath in Anspruch nehmen, um ein genügendes Abendmahl zu Stande zu bringen.

Auf unsern Franzosen machte der beschwerliche Weg und die rauhe Natur den empfindlichsten Eindruck; er fand alles affreux. In diesen Gegenden, meinte er, müsse man reisen, um die Wohlthat der Civilisation, um sein gesegnetes Frankreich höher schätzen zu lernen. — Doch, kaum unterm trockenen Dache des Wirthes zu Kanisa angelangt, war er es, der die verstimmten Gemüther bald wieder anzuregen wußte. Es nahm seine Guitarre hervor, und seine munteren Lieder verwischten bald alle Bilder der gefährlichen Wege und des stürmischen Wetters aus unserer Seele. Unter Scherz und erheiternder Rede fanden wir endlich alles erträglich, — bis auf den sauren Wein unsers Wirthes.

Am nächsten Morgen verließen wir zeitig Kanisa. Wir hatten besseres Wetter, die Wege aber waren verzweifelt schlecht. In einigen Dörfern gingen die Einwohner auf Stelzen durch die Straße. Erst nachdem wir beinahe den ganzen Tag gefahren, trafen wir auch auf bessere Wege. Wir kamen in eine sehr freundliche und fruchtbare Gegend, wo wir das nächste Dorf schon wieder vor uns hatten, sobald wir das Eine verließen. Allenthalben traf man hier auf mehr Kultur und größere Wohlhabenheit. Die Dörfer waren sehr regelmäßig angelegt, ein kleiner Zwischenraum trennte stets ein Haus von dem andern, und vor jeder Wohnung waren ein paar Obstbäume gepflanzt, die zu beiden Seiten der Straße regelmäßige Linien bildeten. Je näher wir Temeswar kamen, desto angenehmer wurde die Gegend. Kleine Wäldchen unterbrachen bald die Einförmigkeit der Ebenen, die hier schon allmählich mit sanften Anhöhen wechseln. Die Ortschaften, die wir passirten, waren meistentheils von Serben bewohnt, einem slavischen Volksstamm, der sich im Banat, in ganz Slavonien und einen großen Theil von Kroatien und Dalmatien ausbreitet. Sie unterscheiden sich in ihren Sitten und der Lebensweise wesentlich von den Ungarn. Man trifft unter ihnen im Allgemeinen schöne Männer, von gefälliger, vortheilhafter Gesichtsbildung und schlankem Wuchse. Sie sind tapfere Soldaten, und bewiesen bei vielen Gelegenheiten ihre Anhänglichkeit an das österreichische Kaiserhaus. In keiner Provinz

der kaiserlichen Staaten sind übrigens so verschiedenartige Einwohner zu finden, als im Banat. Nachdem es im Jahre 1718 gänzlich von den Türken befreit wurde, mischten sich unter die alten Einwohner, nämlich die Walachen, Serben, Zigeuner, Bulgaren und Ungarn, auch viele Deutsche, Franzosen, Italiener und Juden. Zu Becskerek hatte sich sogar eine Kolonie Spanier (aus Biscaja) niedergelassen. Nichts versäumte der damalige Landesgouverneur, General Mercy, um Kolonisten für die entvölkerte Provinz zu gewinnen, den Ackerbau und den Handel zu heben, und diese von der Natur so sehr begünstigten Gegenden auf den möglichsten Grad der Kultur zu bringen.

Die Fruchtbarkeit des Bodens ist hier außerordentlich, und die Beschaffenheit dieses Landes für die Viehzucht so vortheilhaft, daß in ältern Zeiten seine Meierhöfe pascua Romanorum genannt wurden.

Kapitän Hall's Erinnerungen aus Indien.

3. Die Hungersnoth und die Heuschrecken.

(Fortsetzung.)

Indeß rückte die Hungersnoth immer näher auf Bombay heran und in ihrem Gefolge die Geißeln, die sie zu begleiten pflegen. Der Gouverneur der Präsidentschaft mußte zu neuen Vorsichtsmaßregeln schreiten. Da die Pest, ihrer unwandelbaren Gewohnheit zufolge, nicht ausbleiben konnte, so wurden auf dem Grasplatze, der am Fuße des Glacis liegt, große Bretterhütten von hundert Toisen Länge aufgeschlagen. Von allen Gränzstationen wurden die Aerzte der verschiedenen Militär- und Civilstellen einberufen, um den Dienst in den schnell geschaffenen Hospitälern zu übernehmen, die übrigens bald gefüllt waren, da man es sich zur Regel gemacht hatte, Niemand, der arzeneiliche Hülfe ansprechen werde, zurückzuweisen. Ich begleitete unsere Aerzte freiwillig bei ihren Krankenbesuchen und wurde hier Zeuge herzzerreißender Auftritte. Nie werde ich ein schönes krankes Kind von fünf bis sechs Jahren vergessen, das wir fragten, wo sein Vater sey. Es zeigte mit dem Finger auf eine Matte, wo er gestorben war, und als wir das arme Mädchen fragten, wo seine Mutter sey, wies es auf eine Frau hin — die gleichfalls eine Leiche war. Die Kleine war mit ihren Aeltern wahrscheinlich aus dem nördlichen Indien gekommen; denn gewiß wußte sie es nicht zu sagen, eben so wenig kannte sie ihren Familiennamen und allem Anschein nach hatte sie keine andern Verwandten, als diesen Vater und diese Mutter, die beide eine Stunde zuvor gestorben waren. Ich weiß nicht, welches schmerzliche Interesse mich stets wieder nach den Schauplätzen des furchtbarsten menschlichen Elendes zog. Schon am frühen Morgen ging ich aus, um auf den öffentlichen Plätzen, längs der Straße und vorzüglich an den Stellen, wo gelandet wurde, die jammervollsten Scenen zu betrachten. An dem letztern Orte vorzüglich war der Boden stets mit Leichen von jedem Geschlechte und jedem Alter bedeckt, die über Nacht gestorben waren. Manche athmeten noch leise, und ich traf manches Kind, das gleich dem Mädchen im Spitale, alle seine Verwandten verloren hatte, und von Leiche zu Leiche herum suchte, ohne noch die ganze Schrecklichkeit seiner Lage zu begreifen. Es fiel mir Anfangs auf, daß die Jüngsten und Schwächsten der Familie meist zuletzt hinstarben; wahrscheinlich aber war der Grund davon, daß sich die Väter und die Mütter selbst die Nahrung vom Munde abgebrochen hatten, um den Hunger ihrer Kinder zu stillen. Dieß würde, wie ich glaube, überall in der Welt der Fall seyn; um so mehr aber bei einem Volke, dessen ganzes Leben eine Reihe von persönlichen Entsagungen und Entbehrungen ist. Es war tröstlich, zu bemerken, daß alle diese hülflosen Waisen nie ihrem Schicksal überlassen blieben, sondern daß jede in der Kaste, zu der sie gehörte, einen Vater oder eine Mutter fand. Auf gleiche Weise fanden auch die Leichen von allen Denen, die über Nacht vor Hunger, Krankheit oder Ermüdung umgekommen waren, stets eine mitleidige Hand, die sie zur Erde bestattete, obgleich sie keine andere Empfehlung hatte, als das Unterscheidungszeichen, das auf ihre Stirnen gemalt stand. Alle diese Leichen, so wie die Unglücklichen, die im Spital oder bei ihren Freunden und Wirthen in Bombay gestorben waren, wurden unverzüglich über den Strand der Back-Bay hinübergeschafft, um dort, nach unvordenklichem Landesbrauch, verbrannt zu werden. Ich weiß es nicht gewiß, glaube aber, daß alle indischen Kasten ihre Todten verbrennen, und man muß gestehen, daß diese Leichenbestattung etwas Feierliches hat, das an das Alterthum erinnert und selbst zu einer europäischen Einbildungskraft spricht. Nur Wenige wissen wahrscheinlich, wie leicht und schnell ein Leichnam in Asche verwandelt wird, und daß von dieser ganzen sterblichen Hülle kaum einige Unzen weißer Asche übrig bleiben:

„Expende Annibalem: quot libras in duce summo."

Alles Uebrige verflüchtigt sich oder steigt als Dampf in die Luft auf, um eines Tags wieder zu seiner Muttererde zurückzukehren und im Pflanzen- und Thier-Leben eine neue Rolle zu übernehmen.

Gewöhnlich ging ich ganz allein hinaus, um diesen vielen Leichenbegängnissen beizuwohnen; denn nur wenige Engländer konnten begreifen, was ich für ein Vergnügen daran finden mochte, alle diese Körper von Hindus verbrennen zu sehen. Einer meiner Freunde unter Andern, den seine Forschungen über Alles, was indische Sitte betraf, zu meinem unzertrennlichen Gefährten auf diesen Spaziergängen hätte machen sollen, verließ mich stets in dem Augenblicke, wenn wir uns der Krümmung näherten, die das Gestade beschreibt. Hier erhob sich die Flamme der Holzstöße. Er bewohnte ein herrliches Haus in dem Lustwalde, der auf der Rückseite des Hügels Malabar über die Bucht hinaus angelegt war; allein obgleich Dieß der Weg war, den er zu nehmen hatte, so konnte ich ihn doch nie bewegen, mir an der Seite zu bleiben; stets lenkte er sein Pferd da, wo sich die Straßen kreuzten, links hinweg und machte einen Umweg von einer Stunde, um ein Schauspiel zu vermeiden, das mich wie mit einem geheimen Zauber an sich zog.

Die Bucht Back wird von zwei Vorgebirgen gebildet, die in das Meer hinaus sich erstrecken; das eine heißt die Landspitze von Malabar, und ist hoch und mit Wald bewachsen; das andere Coloba, ist niedrig und in kleine Inseln zerstückt, die den Seeleuten sehr wohl bekannt sind, theils wegen einiger weniger Bäume, von merkwürdigem Wuchse, wodurch sie sich vom Festlande unterscheiden, theils wegen eines herrlichen Leuchtthurmes, der an ihrem äußer-

sten südlichen Ende steht. Das Ufer, das zwischen diesen beiden Vorgebirgen liegt, bildet einen halbmondförmigen Ausschnitt, dessen äußerster Rand mit einem schmalen Streife Sand eingefaßt ist, hinter dem unmittelbar ein dichter Gürtel von Kokospalmen sich erhebt. Diese Bäume stehen so dicht auf einander, daß sie die zahlreichen Hütten der Hindus, die man kaum zwischen der reichen Laubfülle von Pisang-, Feigen- und Zitronenbäumen hindurch erblickt, wie eine Wand gegen Wind und Wetter schützen. Diese Kokosbäume, so hoch sie auch sind, können sich doch keineswegs mit dem großen Palmbaume messen, dem schlanksten und vielleicht charakteristischsten Baum des Orients. Man darf sich aber seinen Stamm ja nicht als eine lange kerzengrade Stange denken, oder sich einbilden, daß ein Gehölz von solchen Bäumen einem Tannenwald oder den einförmigen wilden Pinien Amerika's gleicht. Ich erinnere mich nicht, eine einzige von diesen Palmen gesehen zu haben, die ganz gerade oder in einförmigem Wuchse vom Boden bis zu dem prächtigen Fächer, der den Stamm krönt, emporstiege. Um sich in Europa den Anblick von Kokosbäumen recht anschaulich zu denken, muß man die Zeichnungen eines Daniels oder Baillie Frasers gesehen haben, die mit bewunderungswürdiger Kunst die Physiognomie der indischen Landschaften wiedergegeben haben. Der Stamm der Kokospalme erhebt sich von der Erde aus in einer Dicke, die darauf berechnet scheint, bis zu dem Punkte von außerordentlicher Stärke zu seyn, wo die Länge des oberen Hebels ihn natürlich abbrechen müßte; hier verdünnt sich dann der neue Ansatz zu einem schmäleren Schafte, der Anfangs ein wenig nach einer Seite ausbeugt, um auf der andern desto schlanker sich zu erheben. Gegen den Gipfel zu, bevor er den dicken Früchtenbüschel berührt, der unter dem Laubwerke ruht, wird der Stamm wieder etwas breiter und verliert sich endlich in dem Grün des Fächers. Ich weiß nicht, ob man die Kokospalme an ihrem Ende aus Zweigen oder aus Blättern zusammengesetzt nennen soll, obgleich man gewöhnlich von ihren außerordentlich langen Zweigen spricht, die sich nach allen Seiten hin, wie Blätter, in einer abwechselnden Länge von zehn bis zwanzig Fuß, ausbreiten. Diese Zweige gleichen in ihrem Bau völlig einer Straußfeder. Doch ich kehre zu meiner Erzählung zurück.

Welche schönen Gegenstände für einen Pinsel gaben diese Leichenholzstöße von Bombay! Wie oft erinnerte ich mich an Turner's großes Gemälde, wo Rizpah bei den Todten wacht, wenn ich ganze Stunden zusah, wie Gruppen von Hindus mit den Ueberresten eines Freundes oder eines Unbekannten ihrer Kaste, den man entseelt an der Straße gefunden, oder der im Spitale gestorben, aus dem Kokoswalde hervorkamen. Während die Einen die Leiche im Meere wuschen, errichteten die Andern einen länglich viereckigen Holzstoß, von ein odee zwei Fuß Höhe und fünf oder sechs Fuß Breite, auf den der Entseelte gelegt wurde, worauf man ihn auch noch mit einigen Stücken Holz bedeckte. War das Feuer angezündet, so setzten sich die Hindus, auf der Seite, wo der Wind herkam, nahe am Holzstoß, auf den Sand nieder und beobachteten das tiefste Stillschweigen. Nie nahm ich auf einem ihrer Gesichter auch nur die geringste Spur dessen wahr, was wir Rührung nennen. Der eigenthümlichste Zug in der Physiognomie der Hindus ist die Gemüthsruhe in allen Arten von Leiden. Wenn ich das Wachsthum der Flamme genau beobachtete, so fand ich, daß nach einiger Zeit die knochigen Theile der magersten unter den Leichnamen das Feuer, das sie verzehrte, vermehrten. Wenn ein Glied sich vom Leib ablöste, so brachten sie es immer mit derselben Gleichgültigkeit oder wenigstens mit derselben Kaltblütigkeit in die eigentliche Gluth. Ich kam oft an Hunderten von solchen Scheiterhaufen vorüber; bei jedem derselben waren fünf oder sechs Menschen schweigend beschäftigt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Magier der neuern Zeit im Orient.

(Schluß.)

Der Frager ging hin, und guckte in den Topf, der ein gewöhnlicher Oelkrug schien, nur von ungewöhnlicher Größe, sonst nichts mehr und nichts minder. Der Osmanli roch hinein, befühlte die innern Wände des Gefäßes mit der Hand und nachdem er sich durch die Sinne des Gesichtes, des Geruches und des Geschmacks hinlänglich überzeugt hatte, zögerte er nicht einen Augenblick länger, sondern band einen wunderschönen Shawl, den er als Turban trug, los und reichte ihn dem Zauberer, der ihn in den Topf legte. Diesem guten Beispiele folgten sogleich Andere; Jedermann beeiferte sich dem kleinen Unbekannten Etwas zu geben, der Alles in den Topf warf. Einige gaben ihre Turbane, Andere ihre Papuschen oder Pantoffel, einige Shawls, andere Säbel, andere Tabaksbeutel, der Eine Dieß, der andere Das, bald war der Topf bis zum Rande voll. Der kleine Zauberer machte die Zuschauer darauf aufmerksam, und sagte: „Schuk'r Allah! Gott sey Dank!“ und lehnte nun mit vieler Höflichkeit alle weiteren Gaben ab. Dann ging er zwei- oder dreimal, wie ein Pferd in der Tretmühle, rund um seinen Topf, und grüßte und gab den zahlreichen Zuschauern sein Selam. Dieß war zwar sehr artig, jedoch verging fast Jedermann vor Neugier, was da kommen, und wozu sie sich entturbant, entshawlt, entpantoffelt, entwaffnet u. s. w. haben sollten.

Bald sollten sie es sehen. Der kleine Hexenmeister schwang sich auf den Rand seines Topfes, der mitten in der Arena stand; und nachdem er ein Bein nach dem andern hineingezogen, und dann auch seine weiten Hosen eingesackt hatte, grub er sich unter den Habseligkeiten der Gläubigen nach und nach bis an die Hälfte des Leibes ein. Der Mann war zwar nur sehr klein, allein man wunderte sich doch, wie er noch so viel Raum finden konnte, da der Topf, wie sie Alle gesehen hatten, bis zum Rande voll war. Allein wie ein Wurm in sein Loch, kroch er immer tiefer hinein, bis zuletzt nichts mehr von ihm zu sehen war, als der Kopf, der noch in seinem schmutzig gelben Turban über dem Rande hervorragte. Einige Minuten ließ er schweigend seine schielenden Augen rund in der Versammlung umher streifen; dann sprach er: „Lasset Niemand, bei Gefahr, das schönste Kunststück, das noch in Dolma-Bachschi gesehen wurde, zu nichte zu machen, dem Topfe nahe kommen, bis ich rufe.“ Dieß waren seine letzten Worte und während sie in diesem von der Natur gebildeten Amphitheater verhallten, schloff auch der Kopf dem übrigen Leibe nach. Endlich verschwand auch die Spitze seines Turbans am Rande des Kruges, und alle Zuschauer warteten nun mit athemloser Spannung, die Augen auf den geheimnißvollen Topf gerichtet, was sich weiter begeben würde.

Man zerbrach sich nicht wenig den Kopf, worin „das schönste Kunststück, das noch in Dolma-Bachschi gesehen worden,“ bestehen würde. Einige erwarteten, der Krug werde sich mit seinem seltsamen Inhalt, allen Gesetzen der Schwere zum Trotz, auf das Seil schwingen, das über das Amphitheater ausgespannt war, und dort einen kühnen Tanz aufführen, der alle Seiltänzer beschämte; Andere von einer mehr ägyptischen Einbildungskraft erwarteten jeden Augenblick, daß der Topf einen Schwarm von Schlangen ausspeien, und dann ein Drache kommen würde, um sie alle zu verschlingen, wie sich weiland in Pharao's Palaste begeben; kurz die Einen vermutheten Dieß, die Andern Jenes. Der kleine Zauberer ließ ihnen indeß Zeit, zu vermuthen, so viel als ihnen beliebte; denn keine Stimme ließ sich aus dem Oelkrug vernehmen, den die Menge mit

einer Ungeduld anstarrte, die zuletzt fast peinlich wurde. Allein, da er sie gewarnt hatte, sich nicht dem Topfe zu nähern bis er rufe, so blieben sie noch eine geraume Zeit auf ihren Fersen sitzen. Nun fingen aber die ungeduldigern und jähzornigeren Türken an, nicht in den ehrerbietigsten Ausdrücken von der Mutter und Großmutter des Zauberers zu sprechen und auf ihre Gräber die schmutzigsten Dinge zu wünschen. Das Gemurmel nahm bald überhand, und man erboste sich über den Oelkrug immer mehr, der keinen Laut von sich gab. Endlich standen zwei oder drei Türken auf, fuhren in ihre Papuschen; die Bewegung wurde allgemein, und bald drängten sich einige hundert Menschen nach dem stummen Topfe. Als der Vorderste dem geheimnißvollen Gefäße nahe kam, das mitten in der Arena, wie ein Dreifuß in einem Tempel ernst und feierlich da stand, hielt er plötzlich still, da er glaubte, aus dem Bauch des Kruges eine Stimme vernommen zu haben. Allein es war bloß der Wind, der um die Mündung des Kruges säuselte. Kühnlich schritt also der Osmanli darauf hin, und fuhr mit seinem ganzen Kopfe in die Oeffnung des Kruges. Aber hätte er seinen Kopf aus dem Rachen eines Löwen hervorgezogen, statt aus einem Oelkruge, kaum hätte der Ausdruck der Bestürzung auf seinem Gesichte größer seyn können, als er sich zu Denen wendete, die ihm auf der Ferse standen und ausrief: „Sohn des Satans! Er ist nicht d'rin! Die Shawls sind nicht d'rin, mein Turban ist nicht d'rin! Der Oelkrug ist leer!"

„Der Oelkrug leer!" — „Mein Shawl nicht d'rin!" — „Mein Jataghan fort!" — „Mein bester Tabaksbeutel hin!" — „Nicht möglich!" so schrie es nun mit hundert Stimmen durcheinander, und zwar nicht bloß von Denen, die sich um den Topf drängten, sondern auch von Jenen, die weniger ungeduldig auf ihren Fersen sitzen geblieben waren, doch auch zum Theil zur Füllung des Topfes beigetragen hatten. Nun schien auch ihnen der Spaß doch zu ernst gemeint, sie sprangen auf und fluchten dem Barte des schieläugigen Hexenmeisters, und dehnten ihre Verwünschungen nicht bloß auf seine Mutter und Großmutter, sondern auch auf seine Brüder und Schwestern, auf seine Väter und Großväter in jedem Grade aus. Allein Jeder wollte sich doch mit eigenen Augen von dem Unglaublichen überzeugen und Einer nach dem andern steckte seinen Kopf in den verwünschten Oelkrug, und mußte es leider bestätigt finden, daß Zauberer, Shawls, Jataghans, Tabaksbeutel, Papuschen, Alles sammt und sonders auf und davon, und der Krug leer war. Nun striegelten die Einen, auf gut Türkisch, ihre Bärte mit den Fingern, Andere spuckten den Topf an, und noch Andere stießen ihn um und sahen an seinem Boden und auf der Stelle, wo er gestanden war, nach. Einige wollten nun zwar behaupten, am Boden des Kruges ein Loch gefunden zu haben, aber nicht größer als das eines Tschibuks; Andere dagegen betheuerten der Boden des Oelkruges sey so glatt und undurchlöchert gewesen, wie ein zinnerner Pillanteller. Auf der Erde, wo der Krug gestanden war, fand sich etwas, was sich nur mit einem unsaubern Namen nennen läßt, was aber verrieth, daß an derselben Stelle der Arena vor dem Kruge des Zauberers ein Pferd sich befunden haben mußte; aber auch nicht das Mindeste sonst ließ sich entdecken, obgleich einige türkische Gelehrte die Brille auf die Nase setzten, und mit ihren Pfeifenrohren und selbst mit den Fingern den Boden aufkratzten.

Es gibt in Konstantinopel einige Leute, die bis auf diesen Augenblick noch ungewiß sind, ob sie den schieläugigen, pluderhosigen Zauberer für einen Dieb halten sollen; oder ob bloß die Ungeduld einiger vorwitziger Zuschauer das ganze Kunststück verdorben habe, da er ihnen ausdrücklich verboten hatte, sich zu nähern, bevor er rufen würde, und Keiner konnte behaupten, Etwas gehört zu haben. Mag aber Dem seyn, wie ihm wolle, so viel ist ausgemacht, daß der Vorfall sich ganz so ereignete, wie er hier erzählt wurde. Tausende von Zeugen leben noch bis auf diese Stunde, und ein Reisender, der sich nach dergleichen Sachen erkundigen will, wird die türkische Hauptstadt nicht verlassen, ohne die Geschichte von dem Zauberer und seinem Oelkrug erzählen und verbürgen gehört zu haben.

Ein französisches Blatt enthält über das Bagno von Brest Folgendes: die Galeeren von Brest haben neuerdings eine Kette von 182 Galeerensträflingen erhalten; von denen 115 zu lebenslänglicher und die andern zu 11 bis 20 jähriger Galeerenstrafe verurtheilt sind. Sobald ein solcher Zug im innern Hof des Bagno angelangt ist, müssen sich alle Sträflinge in zwei Reihen auf dem Boden niedersetzen; Ordensgeistliche reichen dann Jedem von ihnen ein Glas Wein. Die Wachen, die sie auf dem Wege begleitet haben, schreiten nun zur Entfesslung der Gefangenen. Auf der Reise sind sie nämlich alle zusammen an eine große Kette geschlossen, und zwar mittelst kleiner Ketten, die ihnen um den Leib gehen, und in Halsringen endigen. Diese Ringe sind aber dreieckig und werden auf einer Seite, durch die der Gefangene den Hals hineingeschoben hat, stark mit einem Nagel vernietet. Um diesen jetzt herauszuziehen, bedient man sich der sogenannten „Krücke" (béquille), eines Stück Holzes, an dem sich eine Art kleiner Ambos von Eisen befindet, in dem eine Vertiefung ist. Auf diese wird die eine Seite des Halsringes gelegt, aus der man den Nagel treiben will, und mittelst Stemmeisens und Hammers schlägt man die Vernietung durch; während der Gefangene den Kopf rückwärts gebogen hält. Während Dieß vorgenommen wurde, durchwanderten wir die Reihen dieser Unglücklichen; es waren meist Leute in der vollen Kraft ihres Alters von zwanzig bis dreißig Jahren; sogar ein junger Mensch von neunzehn Jahren befand sich darunter, der zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurtheilt ist. Nur wenige schienen das Schreckliche ihres Looses zu fühlen. Fast auf allen Gesichtern sah man eine Art schamloses Lächeln und beinahe den Ausdruck der Zufriedenheit, was vielleicht auch daher kam, daß man sich freute, eine Reise zurückgelegt zu haben, die noch mühseliger ist, als der Aufenthalt im Bagno selbst. Der erste dieser Unglücklichen, der von der Kette abgelöst wurde, war ein Greis, der wohl auf immer seiner Ketten entledigt bleiben wird. Er war auf dem Wege von der Cholera befallen worden, und gab fast kein Lebenszeichen von sich. Man fragte seine Nachbarn um seinen Namen; Niemand wußte ihn und Alle verriethen die größte Gleichgültigkeit über sein Schicksal. Wie sie entfesselt waren, begaben sie sich, Einer nach dem Andern, auf eine andere Seite des Hofes, um ihre Kleider abzulegen; mehrere nahmen sich nicht die Mühe sich ordentlich zu entkleiden, sondern rissen ihr Gewand von oben bis unten in Stücke; was von den Gefängnißwärtern ganz gleichgültig angesehen wird, da alle Kleider sofort ohnedieß verbrannt werden. Dann begaben sich alle in eine Art Wagenschoppen, wo große Kufen mit warmem Wasser, mit Essig vermischt standen; alte Galeerensträflinge wuschen hier ihre neuangekommenen Leidensgefährten mit warmen Schwämmen, worauf sie in einen kleinen Saal geführt wurden, wo man sie mit Salzsäure räucherte. „Hier geht es wie in einem Serail zu," sagte Einer der Sträflinge, „erst badet, dann beräuchert man uns." Hierauf erhielten sie ihre neue Kleidung, die nach der Dauer ihrer Strafe von verschiedener Farbe war. Endlich bringt man sie in einen Saal, wo sie acht oder zehn Tage von den übrigen Sträflingen abgeschlossen gehalten werden; sie erhalten bessere Nahrung, als die übrigen, man läßt sie sich an ihren neuen Aufenthalt gewöhnen, und von den Strapatzen der Reise erholen, worauf sie in die verschiedenen Säle vertheilt werden. Unter den Gefangenen zog vorzüglich der Abbé Frilay die Augen auf sich; der Geliebte der Frau eines Notars in dem Dorfe, wo er Pfarrer war, hatte er zu verschiedenen Malen den Mann derselben zu ermorden gesucht. Er verrieth große Verlegenheit, schien sehr verschämt und hatte zwei Meßbücher in der Hand, die er einem Ordensgeistlichen anbot, der sie aber nicht annehmen wollte. Auch zwei Väter bemerkte man, von denen jeder mit zwei Söhnen an der Kette angeschlossen war: sie sind wegen Mord und Mordversuch verurtheilt. Allgemeinen Abscheu flößte ein alter Bettler ein, der über fünfzig Jahre alt, an seiner eigenen, sechsjährigen Tochter gewaltsame Unzucht zu verüben versuchte! Ein junger schöner Mensch, von hohem Wuchs, schien sehr traurig, und man sah sogar Thränen über seine Wangen rollen; man sagte uns, er sey Adjutant in der Garde gewesen, und wegen Fälschung verurtheilt. Auch der berüchtigte Fossard, ein entsprungener Galeerensträfling, den man des Münzendiebstahles in der königlichen Bibliothek theilhaftig glaubt, befand sich an dieser Kette. Fast alle sind wegen Diebstahls verurtheilt und gehören den untersten Klassen der Gesellschaft an. Es erweckte ein trauriges Nachdenken, wenn man diese Unglücklichen sah, von denen noch einige ein Gefühl von Rechtlichkeit behalten hatten, aber in kurzer Zeit, in dem Bagno mit andern verstockten Verbrechern zusammengeworfen, vollends verdorben seyn werden.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 259. 15 September 1832.

Skizzen einer Reise durch Ungarn in die Türkei.

3. Temeswar.

Am Morgen des fünften Tages unserer Reise erreichten wir Temeswar, das mir ein sehr angenehmer Aufenthalt schien. Ich war von der Niedlichkeit und hübschen Bauart dieses Städtchens in der That nicht wenig überrascht. Sein Umfang ist nicht groß, doch sind die Festungswerke sehr bedeutend, und in dem vollkommensten Zustande. Außerhalb der Stadt findet man geschmackvoll angelegte Spaziergänge, die sich bis zur Vorstadt Fabrik genannt, erstrecken, welche ungefähr eine Viertelstunde von der Festung entfernt sind. Der Name dieser Vorstadt kömmt von den ansehnlichen Werkstätten und Fabriken, welche General Mercy hier errichten ließ, und wovon noch gegenwärtig einige bestehen.

Die vielen kaiserlichen Stellen und Verwaltungen, so wie das Militär bilden in Temeswar ein reges Leben. An guten und wohleingerichteten Gast- und Kaffeehäusern fehlt es hier nicht, worunter sich besonders der Gasthof zu den 7 Kurfürsten auszeichnet. In den Kaffeehäusern fanden wir verschiedene periodische Blätter und Zeitschriften des Auslandes, worunter auch die Augsburger Allgemeine Zeitung nicht fehlte; die öffentlichen Anzeigen und Verordnungen sind meistens in lateinischer Sprache abgefaßt. Auch ein Theater hat Temeswar, und die Direktion soll gute Geschäfte machen. Wenn hier der Reisende alle Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten des gesellschaftlichen Lebens wieder findet, die er auf dem weiten und beschwerlichen Wege durch die großen Ebenen entbehren mußte, so muß ihm dieses doppelt erfreulich und überraschend seyn. Neben den gewohnten Bildern aber, die ihn an Wien und das civilisirte Deutschland erinnern, zeigt sich schon ein merklicher Uebergang in die orientalische Natur. Die Tracht der walachischen Weiber — den Kopf bis ans Kinn in feine weiße Leinwand gehüllt, die olivenbraunen Gesichter der Zigeuner, die wärmeren Strahlen der Sonne und eine üppige Vegetation, erinnern ihn, daß er der türkischen Grenze nicht mehr ferne ist.

Mit noch lebhafterem Interesse wird der Fremde diese Gegenden betreten, bei der Erinnerung, daß er hier in einem Theile des alten dacischen Reiches sich befindet, und zwar in jenem Theile, welchen die Römer Dacia riparia benannten. *) Dacia riparia, das heutige Banat, wurde nach Auflösung des großen dacischen Reiches zur römischen Provinz gemacht, und war das Vaterland der Kaiser Aurelian und Galerius. Die Römer hatten hier große Pflanzungen und feste Plätze gegründet, worunter auch Zambara, das heutige Temeswar. Noch findet man die Reste ausgedehnter Verschanzungen, welche in verschiedenen Richtungen das Land durchziehen, und gemeiniglich Römerschanzen genannt werden, von welchen man aber mit mehrerem Grunde behauptet, daß sie von den Hunnen errichtet wurden, welche später das Land in Besitz nahmen. An römischen Alterthümern haben sich im Banat reiche Schätze gefunden, worunter besonders die berühmten warmen Bäder von Mehadia, welche dem Herkules geheiligt waren, große Ausbeute lieferten.

Unter Karl Robert, der im Jahre 1311 den ungarischen Thron bestieg, war Temeswar schon eine volkreiche und feste Stadt. Merkwürdig ist ihre Geschichte und der Wechsel ihrer Schicksale in der langen Periode der Grafen von Temes. Im Jahre 1442, als schon die Türken die Provinz gefährlich bedrohten, wurde der berühmte Johann Corvin von Huniady zum beständigen Grafen von Temeswar ernannt. Dieser große Kriegsheld ließ das Schloß zu Temeswar erbauen, das man noch gegenwärtig sieht, obwohl durch die vielen Reparaturen gänzlich verändert. Auch an Paul Kinys und dem Grafen Josa von Som hatte dieses Komitat einsichtsvolle und mächtige Vertheidiger. Unter Stephan Bathori, einem Enkel des berühmten Woiwoden von Siebenbürgen, sah Temeswar die letzten blutigen Auftritte jenes denkwürdigen Bauernaufstandes, dessen Anstifter, Georg Dosa, unter den Mauern dieser Stadt sein tragisches Ende fand. — Das unglückliche Treffen von Mohacz endlich, wo König Ludwig II und die meisten ungarischen Magnaten durch das Schwert der Ottomanen fielen, — zog den Verlust des Banats nach sich. Beinahe 164 Jahre verblieb Temeswar der Sitz einer türkischen Statthalterschaft *) bis es im Jahre 1716 durch Prinz Eugen von Savoyen wieder erobert wurde. Während der darauffolgenden zwei Jahre blieb diese neue Eroberung jedoch noch vielen Gefahren ausgesetzt, bis es im Jahre 1718 den Talenten des großen Feldherren gelang, den

*) Zum Unterschied von Dacia mediterranea, Siebenbürgen, und Dacia transalpina, die heutige Moldau und Walachei.

*) Die Statthalterschaft Temeswar war damals in folgende Sandschakate eingetheilt: 1) Syrmien. 2) Poschega. 3) Kanisa. 4) Temeswar. 5) Csanad. 6) Lippa. 7) Gyula. 8) Janowa.

türkischen Halbmond über die Donau zurückzubannen. Von jener Zeit an erst ist Temeswar, durch die besondere Sorgfalt des österreichischen Kaiserhauses, das geworden, was es gegenwärtig ist. Maria Theresia sowohl als Kaiser Joseph II, der selbst das Banat zweimal bereiste, — haben sich hier ein unsterbliches Denkmal errichtet.

Kapitän Hall's Erinnerungen aus Indien.

3. Die Hungersnoth und die Heuschrecken.

(Fortsetzung.)

Zu gewöhnlichen Zeiten kann man die Zahl der täglichen Sterbfälle in Bombay auf siebzehn anschlagen, nämlich einen Todten auf neun tausend sechshundert sieben und achtzig Personen; was im Ganzen im Jahre sechstausend zwei hundert fünf Verstorbene gibt, oder einen Todten auf sechs und zwanzig Einwohner. Während der Hungersnoth kamen zu den täglichen Sterbfällen noch fünfzehn und darüber, so daß dieselben jeden Tag zwischen dreißig und vierzig standen. Oft jedoch verdreifachte und vervierfachte sich diese Zahl, wenn zufällige Umstände veranlaßten, daß eine größere Menge von Flüchtlingen in Bombay zusammentraf. Ich begab mich zu diesem traurigen Schauspiele gewöhnlich Morgens, wenn der feuchte Landwind in Windstille überging, und des Abends wenn die köstliche Seeluft, die im Golf sich abgekühlt hatte, die Fächer der Palmen wiegte. Am Morgen war die ganze Bai, nicht bloß zwischen den beiden Vorgebirgen, sondern so weit das Auge reichte, so glatt wie eine Krystallscheibe und nicht die kleinste Welle stieß an das sandige Gestade. Die Scheiterhaufen standen am äußersten Rande des Ufers aufgeschichtet, und man sah zu gleicher Zeit ungefähr hundert Rauchsäulen, in fast gleichen Zwischenräumen von einander, und höher als die höchsten Palmen, aufsteigen. Kein Blatt an einem Baume rührte sich, und diese Ruhe und Stille, die bis in die weiteste Ferne hinaus herrschte, trug nicht wenig dazu bei, das Schauerliche des Ganzen zu vermehren. Wenn nicht bisweilen eine Leiche den Händen Derer, die sie in dem Meere wuschen, entschlüpft, oder nicht dann und wann leise Worte zwischen den Leuten gewechselt worden wären, welche die Scheiterhaufen errichteten oder unversehens ein stärkerer Luftzug zufällig die Flamme eines verlöschenden Holzstoßes wieder anfachte, so hätte man glauben mögen irgend ein wunderbares Traumgebilde vor sich zu haben. Ich ging am Gestade hin und her, fast von keinem der Hindus bemerkt und so zu sagen unsichtbar. Ueberall sah ich zwischen den Flammen und dem Qualme Köpfe, Aerme, halb verbrannte Leichen, die zum Theil schon in Kohle verwandelt waren, und jeden Holzstoß von einer Gruppe in sich gekehrter Hindus umgeben, die halb verhungert, hohläugig und mit eingefallenen Wangen da saßen und die Scheiterhaufen unterhielten.

Ein ganz eigener und materieller Umstand enthüllte mir das Unglück, von dem diese Gegenden Indiens betroffen wurden, erst recht in seiner ganzen Größe. In gewöhnlichen Zeiten, wo die täglichen Sterbfälle in Bombay höchstens auf zwanzig Individuen steigen, genügt das Holz, das jeden Tag auf den Bazar gebracht wird, für alle Leichenbegängnisse. Als aber im Jahre 1812 die Hungersnoth zu Marwar, Kotsch, Guzerat und in den übrigen Nordprovinzen ausbrach; als sich Schwärme ausgehungerter Hindus auf die Präsidentschaft stürzten — der größte Theil, um dort um's Leben zu kommen, — wurde das Brennholz ein Einfuhrartikel, der die Aufmerksamkeit der Spekulanten auf sich zog. Man sah nämlich stets, einige hundert Toisen von der Bai Back, eine lange Reihe Küstenschiffe, Angesichts dieser Holzstöße, die Tag und Nacht fort brannten, vor Anker liegen. Diese Schiffe waren bis zur Hälfte der Masthöhe mit Reisig, ausgetrockneten Scheiten und anderem Brennmaterial beladen. Allein, wie gesagt, in Bombay sahen wir nur eine kleine Episode aus dem furchtbaren Gemälde, das damals Indien dem Auge bot. In der Präsidentschaft machte man weder in seinen Geschäften noch in seiner Lebensart eine Aenderung; allein nicht so war es in Guzerat. Bevor ich jedoch in meiner Schilderung fortfahre, muß ich hier noch von einer anderen Landplage sprechen, von der Indien damals heimgesucht wurde. Man konnte bis jetzt in Europa die Heuschrecken nur aus Dem, was man von ihnen in der heiligen Schrift liest, und selbst in Indien ist man mit der Lebensart und Naturgeschichte dieser Thiere nur unvollkommen bekannt. Ich erinnere mich, einen Engländer getroffen zu haben, der fünfzehn Jahre in Indien gelebt und nur dreimal Heuschrecken gesehen hatte, und zwar Einmal im Fluge und zweimal von einem Koche in einem Curry eingemacht. Ich für meinen Theil kannte sie nur aus Museen; aber man hatte mir ihren Zug einer Wolke von Schnee (schwarzen Schnee wohl verstanden) ähnlich beschrieben, der schon weit vor sich her das Geräusch von mehreren Millionen Billionen Flügel vernehmen lassen und die Luft volle dreimal vier und zwanzig Stunden hindurch wie eine Sündfluth überschwemmt halte. Der Kapitän Beaufort, der ein sehr interessantes Werk über Caramanien geschrieben hat, erzählte mir, daß er 1811 bei seinem Aufenthalte in Smyrna Gelegenheit gehabt habe, den Raum, den ein vom Süden nach Norden ziehendes Heuschreckenheer eingenommen hatte, beiläufig zu messen. Der Konsul mußte einen Boten an den Pascha von Sardes in Klein-Asien schicken, d. h. in einer Richtung, die mit dem Zuge der Heuschrecken einen rechten Winkel bildete. Der Abgesandte legte vierzig englische Meilen zu Pferde zurück, ohne daß er noch das Ende der in Bewegung begriffenen Heersäule dieser gefräßigen Insekten erreicht hatte. Man konnte sich mittelst eines Taschenteleskops überzeugen, daß die Höhe des Schwarmes nicht weniger als dreihundert Toisen betragen konnte und daß er in einer Stunde nicht über sieben Meilen zurücklegte. Dieser Zug dauerte drei Tage und drei Nächte ohne bemerkbare Unterbrechung fort. Da die Heuschrecken in Zwischenräumen von drei Fuß ungefähr und nur einen Fuß hoch über einander flogen, so berechnete man, daß dieser unermeßliche Schwarm aus nicht weniger als aus 168,608,563,200,000 bestehen mußte.

Vergebens würde man seinen Geist anstrengen, eine solche Zahl zu fassen, es ist gerade als wenn man sich die Entfernungen der Firsterne oder die Schnelligkeit der Sonnenstrahlen denken wollte. Wenn man sagt, daß das Licht in einer Sekunde 192,000 Meilen zurücklege, so schwindelt der Gedanke dieß zu fassen; allein wenn man hinzufügt, daß ein Sonnenstrahl in derselben Zeitkürze achtmal die Reise um die Welt machen könnte, so fangen wir an zu begreifen, wir haben einen Gegenstand gefunden, an dem wir

einen Maßstab anlegen können. Um der Einbildungskraft zu Hülfe zu kommen, berechnete so der Kapitän Beaufort, daß wenn man alle Heuschrecken, die er gesehen hatte, in ein Faß hätte einpacken können, dieses Faß 1030 Mal die höchste Pyramide in Umfang übertroffen haben würde, und auf die Erde in einem Streif von einer und einer achtels Meile ausgebreitet, würden sie die ganze Erdkugel zu umfassen gereicht haben.

Da ich schon geraume Zeit meine arithmetischen Studien vernachlässigt hatte, so war ich wirklich in Verlegenheit, die ungeheure Zahl, 168,608,563,200,000 in Worten auszusprechen; ich wendete mich daher an einen berühmten Londoner Mathematiker, um mir seine Belehrung zu erbitten. Hier seine Antwort: „Man geht hiebei in Frankreich und England auf verschiedene Weise zu Werke. Die Engländer stellen ihre Zahlen in Gruppen von sechs, indem sie von den Tausenden zu Millionen, Billionen, Trillionen u. s. w. aufsteigen. Die fünfzehn in Fragen stehenden Zahlen würden dann 168 Billionen 608,563 Millionen und 200,000 geben. Die Franzosen stellen ihre Zahlen in Gruppen zu drei, in der aufsteigenden Ordnung von Hunderten, Tausenden, Millionen, Billionen u. s. w.; so daß die fünfzehn Zahlen lauten würden: 168 Trillionen, 608 Billionen, 563 Millionen, 200,000 Tausend. Aber da wir gerade in die Trillionen und Billionen hinein gekommen sind, so will ich nur noch bemerken, daß diese Riesenzahl von fünfzehn Ziffern nur der vierte Theil von der Zahl der Meilen ist, welche die Lichtwellen in einer Sekunde durchlaufen, nämlich 600,000,000,000,000! —

Nun kann es aber wohl möglich seyn, daß diese Heuschrecken nur der Schweif desselben Schwarmes waren, dessen Verwüstungen in den östlicher als das gelobte Land liegenden Gegenden ich beschreiben will. Myriaden dieser verheerenden Insekten erschienen gegen Anfang des Jahres 1810 in den östlichen Provinzen von Bengalen, von wo sie eine nordwestliche Richtung einschlugen; quer durch die Länderstrecke, die man das eigentliche Hindustan zu nennen pflegt, was die oberen Provinzen Indiens, mit Ausnahme der sogenannten Halbinsel, umfaßt. Im Jahre 1811 fielen sie zuerst in die große Provinz Marval ein und zogen dann längs des Randes der westlichen Wüsten Indiens hin. Hierauf ergoß sich ihr Strom über den nordwestlichen Theil von Guzerat, der den Namen Puttihn führt, und überschwemmte dann die Provinz Kattiwar. Nachdem sie hier südwärts bis zur Stadt Baroach, am rechten Ufer des Flusses Nerbudda, der sich in den Golf von Cambodscha ergießt, vorgedrungen waren, wurden sie plötzlich von dem nun beginnenden Passatwinde des Jahres 1812 in ihrem weitern Zuge aufgehalten. Nun verschwand diese furchtbare Landplage aus den unglücklichen Gegenden, ohne daß man wußte, wohin sie gekommen, oder sich verloren hatte. Vielleicht war es, wie gesagt, nur eine Abtheilung der versprengten Heersäule, die Kapitän Beaufort in Smyrna gesehen hatte.

(Schluß folgt.)

Briefe aus dem Kaukasus.

III.

Lager bei Dschimikent, den 15 (27) Okt. 1831.

Während die Derbenter, befreit von der Belagerung, mit den von Kasi-Mullah in Bereitschaft gesetzten Sturmleitern und Faschinen die Oefen heizten, wandte sich dieser, gleich als wäre er der Sieger, nach Kjurek, um seine Hochzeit mit der Tochter seines Lehrers, Mullah Mahomed, zu feiern. Offenbar auf die noch unreife Blüthe der Huris im Paradiese der Rechtgläubigen nicht allzusehr bauend, nahm er als Angeld für die künftige Seligkeit eine rothwangige Bergbewohnerin, — aber weder das reichliche Gastmahl, noch die Liebkosungen seiner jungen Gattin, konnten die Thätigkeit des Fanatikers einschläfern. Jeden Tag predigte er unter dem Vorwande des Schariats, d. h. der Auslegung des Korans, Haß gegen die Russen und Unabhängigkeit von aller weltlichen Gewalt. Seine Aufrufe, voll glänzender Paradoxe, flogen wie Funken nach allen Seiten, und entzündeten den beweglichen Sinn des Bergvolks. Um diese Zeit standen wir unter den Mauern von Derbent und versanken allmählich in Unthätigkeit. Generaladjutant Pankratieff, der nach Entfernung des Grafen Paskewitsch als Oberbefehlshaber der Truppen jenseits des Kaukasus zurückgeblieben war, hielt zu rechter Zeit ein bedeutendes Detaschement zur Dämpfung des Aufstandes in Dagestan bei Schamacha in Bereitschaft; aber die unsichere Politik Persiens und die Gerüchte von einem Einfalle der Perser gestatteten nicht die Truppen von der Gränze zu entfernen. Als er sich durch Wort und That der Friedensliebe der persischen Regierung versichert hatte, wurden die Truppen von Schamacha nach Dagestan gesendet, und vereinigten sich zu Ende Septembers mit dem Korps unter General Kochanoff. Die vereinigte Macht bestand jetzt aus zwei Bataillonen des eriwanischen Karabiniers, sechs Kompagnien des kurinischen, zwei Bataillonen des apscheronischen und zwei andern des 42sten Jägerregiments, nebst neunzehn Geschützen und vier Einhörnern für die Gebirge. Die Reiterei bestand aus dem donischen Kosakenregiment von Basseff, aus drei muselmännischen, einem Volontärregiment und 200 kurinischen und bakinischen Reitern: das Ganze betrug 5500 Mann Infanterie und gegen 3000 Mann Kavallerie. Am 30 September kam der Mann des Kriegs und des Raths nach Derbent; lange schon ging ihm ein guter Ruf nach Dagestan voran. Seine Ankunft erfüllte die neuen Untergebenen mit Hoffnung, die alten mit Zuversicht auf einen glücklichen Ausgang. Die Soldaten kamen in Bewegung, und trotz des ungestümen Regens wuchsen die um die Wachtfeuer stehenden Haufen. „Wann denn? geht's bald an die Arbeit?“ hörte man allenthalben sagen. Aber Krankheit hielt den Führer auf dem Lager und Regenwetter die Truppen bei der Stadt. Indeß verlor der Befehlshaber doch seine Zeit nicht. Trotz seiner Krankheit war er unablässig mit den Angelegenheiten der Gränzlinie beschäftigt, und ehe er zu den metallenen Beweggründen seine Zuflucht nahm, versuchte er alle Mittel der Ueberredung, — und er ist ihrer vollkommen Meister. Seine Proklamationen in dem blumenreichen Style des Orients geschrieben, verbreiteten sich in die Bergschluchten, wo die Aufrührer hausten. Wir warten: nach und nach kommen die Oberhäupter der nächsten Orte nach Derbent herein, um sich zu unterwerfen, und die Einwohner begeben sich aus den Höhlen nach den alten Brandstätten. Bald füllte sich ganz Terkemen mit Menschen, und Ueberfluß trat bei den Truppen an die Stelle des Mangels. Freundliches Einverständniß mit Nuzal, Chan von Awar, und seiner Mutter Pachu-Beki deckte unsre Flanke. Sie machten sich anheischig, an ihren Gränzen ein Truppenkorps aufzustellen und den Aufrührern den Eintritt ins awarische Gebiet zu versagen. Langsam und still bereiteten sich wichtige Ereignisse vor.

In der Nacht auf den 2 Oktober erschallen plötzlich die Trommeln und rufen die Feldwebel zu den Adjutanten; der Befehl zum Aufbruch ist da: wohin? warum? Niemand weiß es. Was damals ein Geheimniß war, ist es jetzt nicht mehr. Unser Befehlshaber machte eine meisterhafte Anordnung. Da er wußte, daß die Tabasaranen entschlossen, sich aufs Aeußerste zu vertheidigen, bereit seyen, sich in Einem Augenblick an dem Orte zu versammeln, wohin der Einfall gerichtet seyn würde, theilte er seine Truppen in drei Abtheilungen, um die Stärke des Feindes zu theilen und ihn zu täuschen. Oberst Baßoff sollte eine Diversion rechts nach Madschalis machen, Oberst Fürst Dadian links nach Kutschaja; das Hauptkorps, d. h. das mittlere, bestimmt, von Welikent aus in gerader Richtung nach Düwek zu agiren, war dem tapfern Oberst Miklaschewski anvertraut, und unter ihm rückten wir um 11 Uhr vorwärts mit zwei Bataillonen seines eigenen, des 42sten Jäger- und des ersten kurinischen Regiments, mit dem ersten und zweiten Regiment muselmännischer Reiter, nebst vier Geschützen. Die Nacht war dunkel, der Himmel löschte alle seine Lichter aus; wir wateten bis an die Knöchel im Kothe, hielten uns an den Dornbü-

schen, die mit einer undurchdringlichen Verzäunung den Wald umgaben, und waren jeden Augenblick in Gefahr, in das Flüßchen Darbach hinabzustürzen, an dessen steilem Ufer wir hinzogen. Wir marschirten dahin, wie eine Armee von Todten, die ihre Gräber verlassen haben, so still, so lautlos vorwärts auf dem verschlungenen Wege, in der doppelten Finsterniß der Nacht und der Schatten des Waldes, der über uns herein hing: die Räder knarrten, die Hufeisen klapperten nicht im Moraste, nirgends ein Laut, nirgends ein Funke. Hie und da widerhallte am Walde das Klatschen der Peitschen, oder das Klirren der Ketten an den Kanonen. Mit unglaublicher Mühe brachten wir die Kanonen der Truppe nach; endlich aber ermatteten die Pferde nicht nur unter uns, sondern auch an den Fuhrwägen; die Arrieregarde blieb zurück; Oberst Miklaschewski flog herbei wie ein Falke. „Zerschlagt die Räder, verbrennt die Wagen und das Artilleriefuhrwerk! Ist dieser Bettel es werth, daß wir deßhalb zu spät kommen? Brecht ihn zusammen: ich verantworte Alles." Gesagt, gethan. In fünf Minuten war der Weg rein; man legte die Wagen auseinander, spannte die Pferde an die Kanonen, die Reitpferde der Offiziere dazu; — so ging es, und wir zogen weiter; rasch, leicht und fröhlich Miklaschewski's Worte ermunterten die Soldaten mehr, als eine doppelte Razion Branntwein. In unglaublich kurzer Zeit durchzogen wir 55 Werste, und um 9 Uhr Morgens vernahmen wir vor uns ein hitziges Gewehrfeuer, unsre tatarische Reiterei unterhielt solches. Die Ladstöcke rasselten: „Grenadiere im Geschwindschritt, im Sturmschritt vorwärts!" Die Schüsse aus dem Walde fingen an uns zu erreichen; wir merkten kaum darauf. Hätte der Feind das Gebüsch bei Zeiten besetzt, so hätten Viele von uns den Kopf nicht nach Düwek gebracht, — da ist es, ich erinnere mich lebhaft dieses Orts, der für die unersteigliche Feste von Tabaßarana gilt. Unersteiglich! närrischer Ausdruck; Gott sey Dank, er steht nicht im Wörterbuche des russischen Soldaten. Das Gefecht ward hitziger. Düwek liegt in einer Schlucht am Abhange eines großen Berges; einen halben Kanonenschuß weiter oben klebt das Dorf Chustyl. Das Flüßchen Darbach, das in einem tiefen, aber breiten Bette fließt, bildet vorwärts Düwek einen Winkel. Das rechte Ufer gegen den Ort zu bildet wegen einer Menge Quellen, die keinen Abfluß haben, einen tiefen Sumpf, rings umher liegt dichter Wald. Die Jäger vom 42sten Regimente zogen rechts durch den Sumpf, wir links durch eine steile Schlucht, in deren Tiefe ein Bach läuft, der in den Darbach fällt, und vor Düwek ein Y bildet. — Diese Bewegung ward unter einem mörderischen Feuer aus dem Wald, aus den Häusern, und aus den Schanzen vollbracht. Vor uns her zogen unsere abgesessenen Muselmänner zum Sturme, als aber der unerschrockene Mamat-Aga, der Gehülfe des Obersten fiel, als sie ihre besten Schützen verloren, wurden sie von den Kurinen überholt; diese stiegen in die Schlucht hinab, und besetzten die entgegengesetzte Höhe, — dichter und dichter flogen die Granaten über unsere Schanzen hin; hurrah! zum Bajonnet! schon ist's vollbracht, denn dem russischen Bajonnette widersteht nichts. Die Verschanzungen sind erstiegen, der Feind geschlagen, aber durch die Niederlage selbst hartnäckig gemacht, setzte er sich in den Häusern fest, und fuhr fort zu feuern: ihm that es um die reiche Habe leid, die man von allen umliegenden empörten Dörfern nach Düwek gebracht hatte, wie in eine Festung, die selbst der furchtbare Schah Nadir nicht nehmen konnte, wohin sogar Jermoloff nicht vordrang, dessen Ruhm jenseits des Kaukasus heller glänzt, als der Iskenders und Schah Nadirs. Man mußte Schritt für Schritt ein Haus um das andere erstürmen, und das Blut floß in Strömen. Endlich nach sechsstündigem Kampfe fiel der ganze Ort in unsere Hände, aber aus dem Walde, hinter den Zäunen, hinter den Steinen des Kirchhofs vor, hörten die Feinde nicht auf, auf die Sieger zu feuern, und kaum die Kartätschen hielten sie auf einige Zeit im Zaum. Plünderung und Brand durchzogen wie zwei Vernichtungsengel Düwek von einem Ende zum andern. — Die Nacht sank herab.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Der schwedische Gelehrte, Dr. Hedenborg, ein ausgezeichneter Naturforscher; ist nach einer Reise von acht Jahren in sein Vaterland zurückgekehrt. Herr Hedenborg verließ Stockholm im Mai 1825, ging über Petersburg durch einen großen Theil von Rußland nach Odessa, von wo aus er sich nach Konstantinopel begab, und aus letzterer Stadt mehrere Reisen in den Orient, nach Kleinasien, Syrien und Aegypten unternahm. Auf seiner Rückkehr nach Schweden, ging er durch Ungarn, wo er Gelegenheit fand, die Cholera zu beobachten. Schweden verdankt ihm mehrere werthvolle Gegenstände aus dem Reich der Naturwissenschaft und des Alterthumes, die er auf seinen Reisen sammelte, und in die Heimath sendete. So erhielt das Museum von Stockholm von ihm im Jahre 1827 eine beträchtliche Sammlung von Insekten aus der Umgegend von Konstantinopel. Auch im Jahre 1828 sendete er dahin mehrere Häute von seltenen Vögeln, eine Menge Fische aus dem Bosporus in Weingeist, Muscheln, u. s. w., und eine Abhandlung über die Geologie des Bosporus. In den letzten Jahren schickte er aus Aegypten eine große Anzahl Alterthümer. Bemerkenswerth ist außerdem, daß der für seine Wissenschaft leidenschaftlich beseelte Gelehrte diese ganze Reise auf eigene Kosten machte, ungeachtet er seit seiner Kindheit beständig mit drückender Armuth zu kämpfen hatte. Herr Hedenborg, gegenwärtig 45 Jahre alt, ist der Sohn eines armen Soldaten in Ostgothland; allein er wußte alle Hindernisse zu besiegen, und es gelang ihm bloß durch seine unermüdliche Ausdauer, ohne Unterstützung des Staates oder auch nur eine Anstellung sein Ziel zu erreichen.

•

In der Jahressitzung der königlichen Akademie der Inschriften und schönen Künste in Paris las Herr Delaborde einen Bericht über die kleine französische Expedition vor, die im Monat März des verflossenen Jahres nach Aegypten ging, um dort die zwei Obelisken von Luxor, die sogenannten Nadeln der Kleopatra, abzuholen. Der Marine-Ingenieur Labas war mit dieser schwierigen Unternehmung beauftragt, die er mit ausgezeichneter Geschicklichkeit in so weit glücklich zu Stande brachte, daß einer der Obelisken bereit liegt nach Frankreich gebracht zu werden, daß somit bald diese kostbaren Denkmäler des Alterthums in seiner Hauptstadt zu sehen hoffen darf. Beide Obelisken sind von bewunderungswürdiger Arbeit und vollkommen gut erhalten; der größere von ihnen mißt 75 pariser Fuß in der Höhe; der kleinere 72. Der Sockel, der erst aus einer tiefen Verschüttung hervorgegraben werden mußte, stellt auf seiner Südseite vier Hundsaffen vor, die auf der Brust die Inschrift Rhamesses oder Sesostris tragen, dessen Name auch auf den Obelisken zu lesen ist, deren Charaktere überhaupt das Lob und die Thaten des großen Königs enthalten. Wahrscheinlich werden diese Säulen vor dem Pantheon oder Louvre aufgestellt werden. —

•

Die holländische Marine besteht, offiziellen Berichten zufolge, gegenwärtig aus neun Linienschiffen, dreiundzwanzig Fregatten, siebzehn Korvetten, sechzehn Briggs, zwei Dampfschiffen mit zwanzig und zehn Kanonen, einem Uebungsschiff, zwei Transportschiffen und 82 Kanonierschaluppen und Booten. Von diesen Schiffen sind 114 in Thätigkeit, mit 1218 Kanonen bewaffnet und mit 8335 Matrosen bemannt. Zu bemerken ist auch noch, daß bei den Holländern, wie bei den Amerikanern die Zahl der Feuerschlünde bei den Kriegsschiffen und Fregatten stets geringer angegeben ist, als sie wirklich besteht, und das Linienschiff „der Zeeuw," der ein 84er genannt wird, führt so 104 Kanonen; die Fregatten, die mit 44 benannt sind, 50 bis 54 u. s. w.

•

Bei der Geburt des Königs von Rom wurden in Frankreich in den meisten Gemeinden junge Eichbäume gepflanzt, von denen jedoch nur wenige die Invasion und die fünfzehn Jahre der Restauration überlebten. Ein solcher befand sich noch zu Lure, der Hauptstadt des Departements Ober-Saone, deren Bewohner auf die Nachricht von dem Hinscheiden des Herzogs von Reichstadt an diesem 1811 gepflanzten Baume den Manen des Verblichenen eine Todtenfeier brachten. Man zog unter Trauermusik um denselben, und feuerte einigemal die Gewehre ab.

•

Wie schon in diesen Blättern erwähnt wurde, wird demnächst eine Granitsäule von 85 Fuß Höhe, und 1,500,000 Pf. Gewicht, aus einem einzigen Stücke in den finnländischen Steinbrüchen gehauen, zu Petersburg aufgerichtet werden. Es ist ein französischer Ingenieur, Herr von Montferrand, der den Gedanken zur Gewinnung und Fortschaffung dieses größten unter den bis jetzt bekannten Monolithen faßte und ausführte.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der litterarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 260. 16 September 1832.

Skizzen einer Reise durch Ungarn in die Türkei.

4. Die Karpathen.

Das schöne Wetter, welches wir seit unserer Ankunft in Temeswar hatten, schien uns einzuladen, ungesäumt unsere Reise fortzusetzen. Eine der besten Straßen, wie man sie in Deutschland nicht trefflicher findet, führt von Temeswar bis an die Gränze von Siebenbürgen. In einem bequemen Wagen, mit muthigen Pferden bespannt, verfolgten wir rasch unsern Weg. Die Passage war außerordentlich lebhaft, weßhalb man hier in vollkommenster Sicherheit reiset. Die Ortschaften, die an dieser Straße liegen, sind größtentheils nur von Walachen bewohnt. Die ärmlichen Wohnungen und die hier gewaltig überhand nehmende Unsauberkeit bezeichnen hinlänglich den Zustand dieses Volkes, das sich im Banat und Siebenbürgen sehr zahlreich ausbreitet. Die Männer sind jedoch stark und wohlgebaut, — meistens von einem pittoresken Ansehen. Ihrer Kleidung kann man den Vorzug der Einfachheit sicher nicht absprechen. Ein Hemd mit weiten kurzen Aermeln, das nicht viel über die Lenden reicht, und lange Beinkleider von Leinwand oder grobem weißem Tuche, beides durch einen breiten Ledergürtel zusammen gehalten, in welchem sie immer ein tüchtiges Messer führen, ist das ganze Kostüme. Auf dem Kopfe tragen sie eine Mütze von grobem Filz oder Lammsfellen, und ihre Füße pflegen sie in eine Gattung Wollenzeug zu wickeln, welches mit ledernen Riemen befestigt wird. Eben so einfach, doch dem Auge gefälliger, sind die Weiber gekleidet. Ueber ein langes Hemd, das ihnen bis auf die Füße herabreicht, hängen sie vorn und rückwärts zwei Stücke Wollenzeug, die gewöhnlich von rother, blauer oder gelber Farbe sind. Ein breites wollenes Band dient ihnen zum Gürtel. Zuweilen tragen sie auch ein kurzes Korset ohne Aermel. Der Kopfputz eines Mädchens besteht bloß in langen geflochtenen Zöpfen; die Weiber aber bedecken sich mit einer feinen weißen Leinwand, die sie bis unter das Kinn zusammen ziehen. Nur an Feiertagen tragen sie Stiefelchen von rothem oder gelbem Leder, — sonst gehen sie baarfuß.

Schon hatten wir Walach Lugosch passirt, das von einem Ende bis zum andern ächt walachisch sich präsentirte. Von hier wendet sich die Straße rechts nach Karansebes und Mehadia; unser Weg aber zog sich links, nach der Gränze von Siebenbürgen, dessen Bergrücken uns aus blauer Ferne schon entgegen ragten. Mit frober Empfindung begrüßte ich diese Gegenden, ermüdet von dem einförmigen Anblicke der unabsehbaren Flächen des Ungarlandes.

Ungefähr sechs Meilen von Lugosch, — durch die anmuthigsten, abwechselndsten Umgebungen, führt die Straße an den Fuß eines hohen Berges. An einem isolirtstehenden einsamen Häuschen muß der Reisende seine Pässe vorweisen, die hier visirt werden. Hat er die Höhe dieses Berges dann erreicht, so bezeichnet ihm ein Stein mit alter verwitterter Inschrift die Gränze von Siebenbürgen. Die gute Straße verliert sich urplötzlich. Ein fürchterlicher halsbrechender Weg führt nun bergabwärts in das Land hinein, dessen freundliche Thäler und lustige Höhen in anmuthiger Abwechslung vor den Blicken des Reisenden sich ausbreiten.

Romantische, liebliche Gegenden findet man in Siebenbürgen. Die Natur ist hier nicht so großartig wie in den Alpen von Tyrol und der Schweiz; die Zweige der Karpathen, welche dieses Land durchziehen, erreichen nur eine mäßige Höhe und sind bis zum Scheitel mit Laub- und Nadelholz bedeckt, nur längs der türkischen Gränze hin gestalten sie sich zu riesigen Felsengebirgen. Bemooste Ruinen alter Burgen, welche ernst von den Höhen steiler Felsen herunterschauen, erinnern bei jedem Schritte an die frühere denkwürdige Geschichte dieses Landes. — Die mächtigen Rauchsäulen, welche in den höhern Gegenden aus der Mitte der Wälder sich erheben, deuten auf die großen Hüttenwerke, welche die unterirdischen Schätze in reicher Fülle zu Tage fördern. Nächst den ungarischen Bergwerken sind hier die reichsten Gold- und Silbergruben von Europa, und an Salz ist Siebenbürgen wohl das reichste Land auf Erden. Seine Steinsalzgenden sind unerschöpflich, und könnten allein ganz Europa auf viele tausend Jahre mit Salz versehen. Welch ein Land, das solchen Reichthum in seinem Schoße birgt, solche liebliche Gegenden zum Aufenthalte bietet; unter einem günstigen Himmel, mit gesegneten fruchtbaren Triften! Wer möchte sich hier nicht gern Hütten bauen? — Unsere deutschen Vorfahren haben Dieß wohl empfunden, indem sie hier sich zahlreich niederließen, und durch die von ihnen gegründeten ersten sieben festen Plätze oder Burgen, septem castra, — dem Laute seinen deutschen Namen gaben. Von den Ungarn, denen es jenseits großer Wälder lag, wurde es Transilvania benannt. Seine Urgeschichte führt es als Hauptsitz des alten dacischen Reiches auf, nach dessen Auflösung es von den Römern als Dacia mediterranea bezeichnet wurde.

Mit gespanntem Interesse betraten wir diesen Boden. Die

erste Nacht brachten wir in Dobra zu, einem bedeutenden Flecken in der Hunyader Gespannschaft. Am nächsten Morgen erreichten wir frühzeitig Deva (Dacopolis), wo hoch auf steilen Felsen die Ruinen einer alten Feste stehen. Wir besuchten diese Ruinen, von wo man eine herrliche Aussicht in zwei sich fernhin ziehende Thäler genießt. In dem einen, dem Maroscher Thale, sind reiche Goldbergwerke gelegen; auch ergiebige Kupfergruben finden sich bei Deva. Ein großer Theil der Einwohner dieses bedeutenden Ortes besteht aus Bulgaren.

Am Abende desselben Tages trafen wir in Mühlenbach ein, einem alten Städtchen, bloß von Sachsen bewohnt. Ueberraschend ist es, hier mit einem Male wieder altdeutsche Bauart, deutsche Sprache und Sitte zu finden. Diese sogenannten Sachsen sind schon im zwölften und dreizehnten Jahrhundert eingewandert, aber keineswegs alle ursprünglich aus Sachsen. Zur Zeit ihrer Niederlassung in Siebenbürgen wurde jeder Deutsche „Sachse" genannt, wie gegenwärtig in Ungarn „Schwabe" — und so blieb ihnen diese Benennung. Schon von König Geisa dem Zweiten erhielten sie eine Konstitution, auf wahre Freiheit und Gleichheit gegründet, — wodurch sie sich, mitten unter fremden Nationen, als ein unvermischtes und selbstständiges Volk zu erhalten im Stande waren. Sie sprechen unter sich eine Mundart, die von der neuern deutschen Sprache gewaltig unterschieden ist, und die sächsische Sprache genannt wird. Deutsche Sprachforscher möchten hier ein reiches Studium finden, und aus dieser altdeutschen Mundart, die sich hier seit siebenthalbhundert Jahren erhalten hat, — manche wichtige Aufklärungen über alte Sprachformen schöpfen können. Jeder Sachse spricht jedoch auch hochdeutsch, welches er von Kindheit auf zugleich mit seiner Muttersprache (dem oben erwähnten Dialekte) erlernt. Nördlich von Mühlenbach findet das Auge eine herrliche Aussicht in ein schönes und breites Thal, welches sich bis Karlsburg (alba Julia) hinzieht. In dieser Gegend war es, wo der berühmte Woiwode Stephan Batori im Jahre 1479 die Türken in einem blutigen Treffen schlug, wobei über 50,000 Feinde auf dem Platze blieben. Ueber den rohen Zustand damaliger Sitten gibt uns das Fest, durch welches dieser glänzende Sieg auf der Wahlstatt gefeiert wurde, einen merkwürdigen Beleg. Die blutigen Leichname der Türken wurden als Tische aufgehäuft, und darauf geschmaust und gezecht. Kriegslieder und Tänze machten den Beschluß, bei welchen Paul Kinys, Graf von Temeswar, ohne eine Hand zu Hülfe zu nehmen, den Leichnam eines sehr starken Türken mit den Zähnen von der Erde hob, und damit im Kreise herumtanzte. — In Mühlenbach starb im Jahre 1510] der König Johann Zapolya von Ungarn.

Am Morgen des nächsten Tages machten wir uns von diesem Städtchen zeitig auf, um unsern Weg nach Hermanstadt zu verfolgen, der sich von hier, — abwechselnd über Höhen und engbegränzte Thäler, südwärts hinzieht.

Kapitän Hall's Erinnerungen aus Indien.

5. Die Hungersnoth und die Heuschrecken.

(Schluß.)

Die Verheerungen, die die Heuschrecken in Guzerat angerichtet hatten, erstreckten sich fast über das ganze Land. Im Sommer des Jahres 1811 schien zwar der ganze westliche Theil der Provinz mit reichen Saatfeldern bedeckt; allein wenn man die Aehren untersuchte, so fanden sie sich wie ausgedroschen; die Heuschrecken hatten nichts als den leeren Halm stehen gelassen. Dann kam auch noch die Dürre von Marwar hinzu, die im Vereine mit der schrecklichen Geißel jener Insekten, die unglücklichen Einwohner dieses Landes wie einen ausgetretenen Strom auf das Gebiet von Guzerat hinübertrieb; allein diese stürmische Auswanderung lief dem Uebel, dem sie entfliehen wollte, geradezu in den Rachen, da im Jahre 1812 der Mangel an Regen alle Ernten in den von den Heuschreckenzügen verschonten Gegenden zu Grunde gerichtet hatte. Die Bevölkerung verdoppelte sich in dem Augenblicke, wo ihre Lebensmittel um das Zehnfache vermindert wurden. Der Kapitän Carnac hat dieses allgemeine Elend in den Verhandlungen der literarischen Gesellschaft von Bombay mit allen Nebenumständen beschrieben. Das Steigen der Getreidepreise vermehrte noch die gerechten Befürchtungen der Einwohner. Jede Familie beeilte sich, ihre Vorräthe zu verbergen, und Wucherer vermehrten noch auf künstliche Weise die Noth. Die blinde und unerklärliche Hartnäckigkeit der Flüchtlinge aus Marwar verminderte zum Theil die Sympathie, die Anfangs ihr Elend eingeflößt hatte. Mochten sie aus der Bereitwilligkeit, mit der man sie bei ihrer Ankunft in Guzerat aufgenommen und unterstützt hatte, die Meinung gefaßt haben, daß die Hand der öffentlichen Mildthätigkeit nie mehr sich schließen würde, oder war es angeborne Trägheit, oder der bei großem Unglück häufig eintretende Stumpfsinn; sie wiesen durchaus alle Mittel zu ihrem Unterhalte zurück, den man ihnen anbot, wenn sie dafür arbeiten wollten, und dennoch sahen sie den unvermeidlichen Tod vor Augen. Man sah Schaaren solcher Flüchtlinge aus Marwar, nachdem sie Guzerat heerdenweise durchirrt hatten, an den Vorstädten der großen Städte, oder auf den Landstraßen, Männer, Weiber und Kinder, eine Masse von Sterbenden und Leichen, zusammensinken, denn außer dem Hunger verfolgten sie auch noch die Blattern, die sie nun auch in die Länder mit hinüberbrachten, in welche sie die Verzweiflung einzudringen gezwungen hatte.

Herzzerreißende Scenen in diesem schrecklichen Gemälde bot der Anblick kleiner Kinder, die sich vergeblich bemühten, aus den vertrockneten Brüsten ihrer Mütter Nahrung zu saugen, die selbst vergebens nur um einen Tropfen Wasser flehten, um ihren Durst zu stillen. Das Uebermaß des Elendes führte endlich eine Art stumpfsinniger Gleichgültigkeit herbei. Alle edelmüthigen Gefühle, die ich zu Bombay als Ausdruck des Nationalcharakters bewundert hatte, erloschen hier in kurzer Zeit. Noch am längsten hielten sich die Kastenunterschiede; doch auch sie verschwanden am Ende, und man sah Braminen ihre Weiber, Schwestern, Kinder und ihre ganze Verwandtschaft um eine Kleinigkeit von zwei, drei Rupien an Jeden verkaufen, der dazu Lust hatte. Der Kapitän Carnac erzählt, daß er eine Meute ausgehungerter Hunde gesehen habe, die

ein noch lebendes Kind den Armen seiner Mutter entrissen, die so schwach geworden war, daß sie nicht mehr sprechen konnte und zusehen mußte, wie es aufgefressen wurde. Andere Kinder verfolgten die Hunde; allein diese Thiere, die so furchtbar wild geworden waren, seitdem sie Menschenfleisch gekostet, kehrten sich gegen diese unschuldigen Geschöpfe und sperrten gegen sie ihre noch vom Blute der verschlungenen Beute gerötheten Rachen auf. Ich habe oben der geduldigen Ergebung der Hindus erwähnt, als sie zu Bombay um die Kessel, worin der für sie bestimmte Reiß gekocht wurde, von Hunger abgezehrt ruhig ausharrten; allein im nördlichen Theile des Landes, wo die Hungersnoth in ihrer ganzen Furchtbarkeit wüthete, und wo die Mehrzahl des Volkes es war, die darunter litt, war die Sache ganz andrer Art. Die Einen starben in Folge der allzu großen Gier, mit der sie ihre Mägen füllten, die Andern fielen als Opfer ihrer List, indem sie sich doppelte Rationen zu verschaffen wußten, und man sah Kinder unter den Füßen ihrer Väter und Mütter zertreten werden, die sich mit wüthender Gier auf die Lebensmittel stürzten. Endlich sah man auch zu Guzerat nicht jene Leichenbegängnisse, wie sie oben beschrieben wurden. Die Leichen armer Marwaren, die während der Hungersnoth starben, ließ man unbeerdigt auf der Stelle liegen, wo sie verschieden waren, eine unheilvolle Gleichgültigkeit, welcher Kapitän Carnac nicht ohne Grund die darauf folgende Pest zuschreibt. Zu Baroda, dem Sitze der Regierung, wo tagtäglich gegen fünfhundert Menschen starben, hielt man noch einige Ordnung aufrecht, und sorgte dafür, daß die Leichen beerdigt oder verbrannt wurden. Allein zu Ahmedabad wurde die Sterblichkeit so groß, daß alle Anstalten, die man zu treffen suchte, fruchtlos blieben. Es starben dort nicht weniger als hunderttausend Menschen, also ungefähr die Hälfte der Bevölkerung dieser Stadt. Man bedurfte zur Verbrennung der Leichen eine solche Menge von Holz, daß man zuletzt sogar Häuser einriß, um aus dem Gebälke Scheiterhaufen zu errichten; allein auch Dieß reichte nicht aus, und halbverbrannte Leichen, die man dritthalb Jahre später an den Ufern des Sabbur Mutti fand, bewiesen, wozu die Hindus greifen mußten, um ihren verstorbenen Verwandten die letzte Ehre zu erweisen. Man erzählte auch, daß man Frauen zu Hülfe nehmen mußte, um die Todten wegzuschaffen und auf die Holzstöße zu legen, — eine in den Annalen dieses Volkes unerhörte Begebenheit, die indeß beweisen würde, daß Frauen bei dergleichen Gelegenheiten länger als die Männer Muth und Kraft behalten. Es wurde auch bemerkt, daß im ganzen Lande, mit Ausnahme von Ahmedabad, die mohammedanische Bevölkerung weniger von der Seuche litt, als die Hindus, was man dem bei ihr üblichen Fleischgenusse zuschrieb, zu Kaira aber starben die Europäer in größerer Anzahl als die Mohammedaner und Hindus. „Ich wüßte die Anzahl der Einwohner von Marwar, die in dieser Hungersnoth umkamen,“ sagt der Kapitän Carnac, „nicht mit Genauigkeit anzugeben. Zu Baroda, wo nichts gespart wurde, um sie zu retten, stieß ich manchmal in den Vorstädten auf mehr als fünfzig Leichen, welche die von der Regierung dazu bestellten Leute zu begraben nicht Zeit gefunden hatten; Alles aber, was ich gesehen und gehört habe, läßt mich glauben, daß von hundert dieser Unglücklichen höchstens ein Einziger seine Heimath wieder gesehen habe.“

Briefe aus dem Kaukasus.

(Schluß.)

Wunderbar ergreifend war der Anblick, den diese Nacht darbot. Die Flamme wogte empor, und schlang sich um die hohen Dächer der meistens zweistöckigen Häuser. Der ganze Berg war erleuchtet, und oben erblickte man die Gestalten, hörte das Geschrei der Frauen, welche jeden Augenblick einen Angriff auf Chustyl befürchteten. Schwarz standen unter Rauch und Feuer die Trümmer da, und aus dieser Hölle heraus schleppten Soldaten und muselmännische Reiter die mit Blut erkämpfte Beute, trugen sie die Verwundeten. Nicht weit davon gruben einige Leute das gemeinsame Grab unserer gefallenen Kameraden. Ein kurzes Soldatengebet für sein eigenes Leben und die Seele seines Landsmannes. Keine Thräne, kein Wort für die Gefallenen, aber dagegen, wie ausdrucksvoll erschienen im Widerschein des Brandes die Gesichter der Umstehenden, die theils auf die Bajonnette gelehnt waren, theils zum Himmel aufschauten. Alle warfen eine Handvoll Erde, fremde Erde auf die Leiche ihrer Brüder! Sit vobis terra levis! sagte ich zu mir selbst. Jeder von Euch liegt da, wie eine müde Schildwache nach der Ablösung — wann wird die meinige kommen. Gewehrsalven donnerten jetzt das requiem.

An Todten und Verwundeten verloren wir in diesem Treffen 4 Offiziere, und 90 Unteroffiziere und Soldaten, die Muselmänner mit eingeschlossen, die sich ausgezeichnet geschlagen hatten, und denen es gelungen war, Düwec links durch den Wald zu umgehen. An Pferden verloren wir über 60. Das Dorf war niedergebrannt, die Trümmer rauchten noch. Da befahl Oberst Miklaschewski die mächtigen Massen gefällten Holzes vor der auf dem Felde ausruhenden Schlachtordnung nach der andern Seite des Darbach zu schaffen: und sogleich ohne Furcht und ohne Lärm machten wir uns an die Arbeit, die tatarische Reiterei voraus. Ihre Pferde beugten sich und ächzten unter der schweren Last. Die Fuhrwerke wurden bis zum Brechen beladen. Die Soldaten waren vom Kampfe, vom Marsche, von Schlaflosigkeit ermattet, doch gingen sie rasch, fröhlich; der Sieg stärkt trotz allem; zudem fühlte Jeder, daß wenn der Feind in dem engen Raum heftig auf uns eindringe, wo jedes Gebüsch, jeder Klotz ihm zur Deckung dienen konnte, so würde der Verlust bedeutend seyn. Zum Glück glaubten die Einwohner von Düwek, wir würden am andern Morgen das obere Dorf stürmen; sie täuschten sich, und dachten zu spät daran, uns zu verfolgen. Unter einem leichten Gewehrfeuer zogen wir durch das Defilé, und rückten am andern Morgen wieder in unser Lager bei Welikent ein, nachdem wir in 65 Stunden zwei Märsche gemacht, und eine Schlacht geliefert hatten. Nun ging das Fest an. Die Soldaten setzten sich auf ihre bunten Teppiche, verkauften kostbare Reitzeuge, goldenen Weiberschmuck, und damascirte von Silber glänzende Gewehre. An Käufern und Käuferinnen fehlte es nicht. Hoch ward Miklaschewski gelobt. Ohne seine Entschlossenheit, seine Tapferkeit konnte der Plan des Generals Pankratieff mißglücken. Er wußte, wem er eine wichtige Arbeit anvertrauen solle. Miklaschewski verstand es, ein solches Zutrauen zu rechtfertigen.

Zu derselben Zeit zog Oberst Baßoff mit seinem Kosakenregiment, zwei Bataillonen Apscheronen, zwei Kompagnien Kurinen und 6 Geschützen gegen Madschalis, um die Karacaitachen zu hindern, dem freien Tabaßarane hülfreiche Hand zu leisten. Vor der Stadt wurde er mit Flintenschüssen empfangen, aber bei raschem Nachdrücken floh der auf einen Widerstand nicht gerüstete Feind, die Aeltesten von Madschalis kamen Gnade bittend heraus, und zeigten, daß nicht sie, sondern die Baschlinen gefeuert hätten. Indeß vernahm Oberst Baßoff ein heftiges Feuer von Düwek her, und entschloß sich sogleich, gerade über den Berg dahin zu marschieren, um im Nothfalle die Abtheilung Miklaschewski's zu verstärken, als er aber auf dem Wege nach Düwek heranrückte, sah er nur noch den Widerschein des Brandes und unsern Abzug. Die Expedition war vollendet. Der Oberst Fürst Dadian drang seinerseits mit 2 Bataillonen des eriwanischen Karabinierregiments, mit 4 Geschützen und drei Einhörnern, nebst drei freiwilligen muselmännischen Reiterregimentern in die bisher unbetretenen Schluchten von Tabaßarane. Ueber Abhänge, durch Thäler, in denen seit Jahrhunderten nicht das Knarren eines Rads vernommen wurde, zog er mit Kanonen unter fortwährendem Gefechte: 12 Dörfer legten die Russen auf ihrem Marsch in Asche; aus den zwei wichtigsten derselben, Kutschna und Gummedi, dem Raubnest des Verrä-

thers Abdursach-Kadi, führte man beträchtliche Beute und viele Gefangene fort. Am 8 Oktober waren alle diese Expeditionen beendigt; am 11 (23) zogen wir weiter gegen Baschly.

Schon lange wetzten wir die Zähne nach diesem Hauptneste des Aufstandes. Man sagt, die Baschlinen seyen tapfer und vorzügliche Schützen, desto besser; ich habe meinen Soldaten bereits ein Handgeld gegeben für eine baschlinische Flinte. Jetzt stehen wir bei Dschimikent. Der Regen fällt in Strömen: die Wolke über unsern Häuptern gleicht einem Schwamm, die Erde zerfließt gleichsam unter unsern Füßen, oder noch besser, sie verwandelt sich in Koth, dieses fünfte Element, das Napoleon in Litthauen fand. Unsere Zelte schwimmen, wie eine Heerde Möven auf dem Moraste. Die Störche rufen bei Nacht unsere Wachen an, und die Frösche quacken rings umher. Kalt, feucht, Regenwetter! Das Holz brennt nicht, das Feuer wärmt nicht; man liegt da, krumm wie eine Brezel, aus Furcht, mit dem Fuße an die Zeltleinwand zu stoßen und einen Gießbach zu veranlassen; um die Ergötzlichkeit vollkommen zu machen, retten sich Feldmäuse, deren Sünden diese Sündfluth zu strafen bestimmt scheint, in meinen Mantel vor dem nassen Tode, so daß meine Taschen in unfreiwillige Mäusefallen umgewandelt sind. Liebe Freunde, wartet nur bis auf den ersten schönen Tag; bei einem solchen Wetter ist es unmöglich, eine Zeile „über die Annehmlichkeiten des Reiselebens" zu schreiben.

Vermischte Nachrichten.

Alle Flüsse des westlichen Theiles von Tübet vereinigen sich, und bilden einen großen Strom, der den Namen Dzangbo führt. Bis jetzt hatte man von diesem Flusse nur durch die Karten der Lamas Kenntniß, die von dem chinesischen Kaiser Khang-hi nach Tübet geschickt worden waren, um eine topographische Beschreibung dieses Landes aufzunehmen. Da aber diese Reisenden, nur den obern Theil des Dzangbo gesehen hatten, den sie aufwärts bis zu seiner Quelle verfolgten, die in der Kette von Gletschern liegt, deren höchste Spitze der gigantische Cailasa oder Gangdis-ri bildet; so konnten sie den tiefer unten strömenden Theil des Flusses nur aus mündlichen Berichten kennen lernen. Allein die Tübetaner selbst schienen über den Lauf des Flusses außerhalb ihrer Gränze keine genaue Kenntniß zu haben, da der Dzangbo, nachdem er Tübet durchströmt hat, in das Land der H'lokba tritt, eines wilden menschenfresserischen Volksstammes, der von seinen Nachbarn sehr gefürchtet wird. D'Anville hatte gemuthmaßt, daß der Dzangbo der obere Theil des Irawaddy sey, der das Königreich Awa oder Birmanenreich durchströmt. Dieser Annahme folgten länger als sechzig Jahre alle Geographen Europa's, bis endlich ein in der Länderkunde nicht minder berühmter Mann als D'Anville, der Major Rennel, die Hypothese aufstellte, daß der Dzangbo der Anfang des Brahmaputra in Indien sey. Vor einigen Jahren jedoch entdeckten die Engländer, nach der Eroberung des Königreiches Assam, das der Brahmaputra durchströmt, die eigentliche Quelle dieses Flusses in den Schneegebirgen, welche Assam von Tübet scheiden. Fast zu derselben Zeit bewies Herr Klaproth durch eine Menge Stellen aus chinesischen Schriften, daß der untere Theil des Dzangbo, wo er sich China nähert, den Namen des „großen Flusses mit Goldsand" führt, und daß dieser wirklich der obere Theil des Irawaddy im Birmanenreiche sey. Diese Entdeckungen hoben die Annahme des Majors Rennel auf, und bewiesen, daß D'Anville's Hypothese gegründet war. Aller noch übrige Zweifel aber wird durch ein neuerdings nach Europa gekommenes chinesisches Werk beseitigt, das den offiziellen Bericht des Krieges enthält, den die Chinesen im Jahre 1769 gegen die Birmanen führten. Eine Stelle darin setzt außer allen Zweifel, daß Dzangbo oder der große Fluß mit dem Goldsande und der Irawaddy einer und derselbe ist. „Die Stadt Awa," heißt es darin, „liegt am großen Fluß mit dem goldenen Sande. Um von Theng-yue-Tschen dahin zu gelangen, schifft man sich auf dem großen Flusse mit dem goldenen Sande ein, der in diesen Gegenden auch der Fluß Kalieou heißt; man folgt seinem Laufe und gelangt nach Awa." Der chinesische General, der die Expedition gegen die Birmanen anführte, zog von Theng-yue-Tschen gerade gegen Westen, setzte mit einem Theile seines Heeres über diesen Fluß, folgte seinem östlichen Ufer, kam so in das feindliche Gebiet, und rückte gegen Awa vor. Der Fluß Kalieou aber, der auch der Fluß mit dem goldenen Sande heißt, ist derselbe, dem die Chinesen auch den Namen Pin-lang-Kiang oder „Fluß der Arekpalmen" geben. Es ist der untere Theil des tübetanischen Dzangbo, der die südwestlich am meisten vorspringende Spitze von China berührt, und sich dann ins Land der Birmanen ergießt, wo er den Namen des Irawaddy annimmt.

*

Im Monat März 1831 brach auf der chinesischen Insel Hai-nan eine Empörung aus, die, wie es scheint, durch den Mangel an Lebensmitteln veranlaßt wurde. Der Pöbel plünderte zwei Reißmagazine und ermordete die Behörden und einen Offizier, die die Ruhe wieder herstellen wollten. Andern Nachrichten zufolge haben die Bergbewohner, Li-schin genannt, die die Mitte der Insel inne haben, und unter einem Könige stehen, einen Einfall in die Ebenen gemacht und die Einwohner derselben angegriffen, über die sie auch Anfangs durch ihre Ueberzahl den Sieg davon trugen. Bei den Chinesen herrscht allgemein der Glaube, daß die Li-schin, gleich den Affen, als Fortsetzung des Rückgrates lange Schweife haben, ganz nackt gehen und nur rohe Speisen genießen. Der offizielle Bericht des Gouverneurs von Kanton und des Lu-yuen enthält über diese Vorfälle Folgendes: „Der General, der auf der Insel befehligt, traf die Li tausend Mann stark im Gebirge, die Dörfer dieser Räuber waren verrammelt, und sie wehrten sich mit Säbeln und Bogen gegen die Truppen des Gouverneurs. Ein Kampf erfolgte, worin die Räuber geschlagen wurden. Der General traf alle Anstalten, um sich der Empörer zu bemächtigen." — „Welches war die Veranlassung dieses blutigen Streites?" so schließt der Bericht. „Wurde er durch eidvergessene Chinesen, oder durch eine andere Ursache erregt? Noch herrscht darüber Dunkelheit. Obgleich die benannten Räuber Barbaren sind, die sich nur gleich den Raben auf einige Augenblicke versammeln, so wird doch, aus Besorgniß, der Kommandant und die Offiziere möchten die Sache nicht ernstlich genug angreifen, was für das Land von traurigen Folgen seyn würde, Li, der Minister Eurer Majestät, am achtundzwanzigsten Tag des gegenwärtigen Mondes (8 April) nach Kiung-Tscheou gehen und Kin-lan, den Fu von Tschaotscheou, der sich gegenwärtig in Kanton befindet, mit sich nehmen." Der Gouverneur Li begab sich auch wirklich auf diesem Weg nach Hainan, von wo er am 20 Junius zurückkehrte, nachdem er einen vollständigen Sieg errungen und die Häupter der Empörung mit dem Tode gestraft hatte.

*

Der Doktor Richardson, der den Kapitän Franklin auf seinen Entdeckungsreisen an den Gestaden des Polarmeeres von Amerika begleitete, hat über das Pflanzenreich dieser Gegenden seine Beobachtungen herausgegeben. Zwischen der Mündung des Mackenzie- und Coppermine-Stromes sammelte Richardson 170 Arten von Pflanzen; was ein Sechstheil der Vegetation ist, die man fünfzehn Grade tiefer gegen Süden findet. Die Grasarten, die Carex und Binsen bilden ein Sechstheil des dortigen Pflanzenreiches, allein die beiden erstern Spezies nehmen einen größeren Raum ein, als alle übrigen Gewächse. Die Kreuzpflanzen bilden auch ein Sechstheil der Vegetation, deßgleichen die Syngenesen; von Bäumen und Gesträuchen fand man in jenen Polarländern folgende: den gemeinen Wachholder, dreierlei Arten Weiden, die Birke, die Erle, den Erdbeerbaum, eine Art Johannisbeerstrauch, den Arbutus uva ursi, das Ledum palustre, das Rhododendron lapponicum, das Vaccinium uliginosum, das Empetrum nigrum. Der Rumex digynus ist gemein; die Eingebornen essen ihn, wie die Wurzeln des Polygonum viviparum, und mehrere Arten der Astragalineen, die lang, saftig und süß sind und im sandigen Boden der Küste wachsen. Kleine Gruppen der Pinus picea, hie und da von der Pinus nigra und eine Birkenart finden sich 20 bis 30 Meilen vom Meere, an gedeckten Orten, vorzüglich an den Ufern der Flüsse.

*

Zu Moden wurden am 25 Junius, Nachts 10¾ Uhr heftige Erdstöße verspürt, deren Schwingungen dreißig Sekunden dauerten. Dieselben wurden auch zu Navarin fühlbar.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 261. 17 September 1832.

Skizzen einer Reise durch Ungarn in die Türkei.

Die Welt, die Welt
Die große, weite Welt
Ist unser Zelt.
— — — — —

5. Die Zigeuner.

Bei einem kleinen Dorfe unweit von Hermannstadt fanden wir eine zahlreiche Zigeuner-Familie versammelt, worunter einige ausdrucksvolle Physiognomien der Männer unsere Aufmerksamkeit anzogen. Auf ihrer Stirne, von langen glänzend schwarzen Haaren umwallt, war tiefe Melancholie zu lesen; düster blinkte das schwarze Auge unter dunkeln Wimpern hervor, und kein Zug war in diesem Gesichte, der nicht Schwermuth und dumpfes Hinbrüten zu erkennen gab. Nicht ihre Kinder, nicht die Weiber, die sie umgaben, konnten irgend eine Theilnahme in ihnen erwecken. Die ganze Schwere des traurigen Geschicks dieses ausgestoßenen Volkes schien auf ihrem Gemüthe zu lasten; ihr Anblick war geeignet das tiefste Mitleid einzuflößen. Lange konnte ich diese Gestalten nicht aus dem Sinne verlieren, und so oft uns später eine Truppe ihrer Brüder begegnete, so glaubte ich auf jedem Gesichte eine Spur jener seelenerdrückenden Traurigkeit zu finden. —

Ist das Loos dieser Unglücklichen nicht jenem der Paria's in Ostindien zu vergleichen, die von allen andern Kasten nur mit Hohn und Verachtung betrachtet werden? Selbst der rohe Walache, voll physischer und moralischer Fehler, der auf der untersten Stufe der Nationen Europa's steht, sieht noch mit Geringschätzung auf den Zigeuner herab, der in seiner Meinung tief unter ihm sich befindet. Und doch ist der Zigeuner voll natürlicher Fähigkeiten, ein Tausendkünstler, der sich in Allem versucht, zu allem Anlagen und Talente in sich trägt. — Die Bergwerke in Siebenbürgen werden vorzugsweise von Zigeunern bearbeitet, die darin besondere Geschicklichkeit besitzen. Zigeuner waren es, die in Ungarn und Siebenbürgen die ersten Schießgewehre, Kanonenkugeln und anderes Kriegsgeräthe verfertigten. Zigeuner sind in Ungarn noch jetzt die vorzüglichsten Musikanten, und unübertrefflich in der Ausführung ungarischer Nationalmusik. Und nicht nur in der Fertigkeit und Behandlung der Instrumente sind sie Meister, sondern auch selbst die phantasiereichsten Komponisten und Dichter, wenn sie auch niemals eine Note niederschrieben, ja nicht einmal eine Note kennen. Zigeuner sind es ferner, welche die Toilette der walachischen Weiber mit Ringen, Ohrgehängen, Halsketten und anderem Geschmeide aus Zinn und versilbertem Messingblech versehen. Im Schmiedehandwerk sind sie vorzüglich geschickt. Als Wahrsager kennt sie ganz Europa, und die Schönen meines deutschen Vaterlandes möchten sich wohl manchmal in einen heiligen Hain von Siebenbürgen versetzt wünschen, um die Aussprüche dieser Orakel zu vernehmen. Nicht minder tragen sie große Leidenschaft für die Heilkunde, und verrathen in all diesen Zügen und Eigenschaften etwas von dem Geblüte der alten Aegyptier, für deren Abkömmlinge sie selbst sich gern ausgeben. Bei allen Fähigkeiten aber besitzt der Zigeuner durchaus keine Neigung für den Ackerbau. Wenige nur sind im Banat und Siebenbürgen angesiedelt, die meisten folgen ihrem unwiderstehlichen Hange zum wandernden Leben, und ziehen mit ihren Zelten im Lande umher, wo sie am liebsten ungebahnte Wege und düstere Gebirgsschluchten aufsuchen. Ihre Kleidung ist jener der Walachen ähnlich, deren Sprache sie auch reden, obwohl sie unter sich wieder einen eigenthümlichen Jargon führen, in welchem gelehrte Sprachforscher eine auffallende Aehnlichkeit mit der Mundart einiger Völkerstämme an den Ufern des Indus entdecken wollen, wornach es wahrscheinlich wäre, daß die Zigeuner selbst Stammverwandte jener ostindischen Paria's seyen, deren Schicksalsverwandte sie sind. Ihre Art und Lebensweise ist übrigens ganz geeignet, den Romandichtern tausendfachen interessanten Stoff zu bieten, und ich, der ich die Romanen liebe, fühlte mich immer durch den Anblick einer Zigeunerhorde in eine lebhafte lyrische Stimmung versetzt.

* * *

6. Hermannstadt.

Am vierten Tage unserer Reise von Temeswar erreichten wir endlich jenes schöne und fruchtreiche Thal, in dessen Mitte das freundliche Hermannstadt höchst anmuthig gelegen ist. Himmelanstrebend dehnte sich die Bergkette vor uns aus, die hier eine unbezwingliche Gränzmauer bildet, zwischen der das Schloß des rothen Thurm-Passes die einzig mögliche Verbindung mit der Walachei beherrscht. Der mächtige Surul, einer der höchsten Berge Siebenbürgens, streckt sein kahles Felsenhaupt aus dunkeln Tannenwäldern empor, und war, wie beinahe alle benachbarten Gebirgsspitzen, noch mit Schnee bedeckt, während die Fluren der Ebene im frischen Grün und mit tausend Frühlingsblumen, gleich einem reichen golddurchwirkten Teppich, sich längs dieser Gebirgswand hinzogen.

Hermannstadt, als der Sitz des General-Kommando's von Siebenbürgen, hat eine bedeutende Garnison. Die vielen Wachtposten, welche in der Stadt zertheilt sind, lassen sogleich die militärische Herrschaft erkennen. Eine Menge von Kaufmannsgewölben, worunter einige sehr geschmackvoll eingerichtet sind, deuten auf einen lebhaften Verkehr, doch soll hier der Handel in früherer Zeit bei weitem beträchtlicher gewesen seyn, als gegenwärtig. Die Häuser sind im Durchschnitte hübsch und wohnlich gebaut, die Straßen regelmäßig und gut gepflastert. Einen besonders gefälligen Anblick gewährt der Hauptplatz. Man wähnt sich hier in ein altes deutsches Reichsstädtchen versetzt, — auch wohnen hier alle Nobili der sächsischen Nation. Etwas kleinstädtisch mag es mitunter wohl zugehen, und manches Original zu Kotzebue's Komödien unter diesen ehrenfesten Bürgern zu treffen seyn. Als etwas Auffallendes erzählen uns alte Historiker, daß früher die Bewohner von Hermannstadt häufig vom Zipperlein heimgesucht wurden. Ob sie sich dieser Auszeichnung noch gegenwärtig zu erfreuen haben, konnt' ich nicht mit Gewißheit erfahren. Uebrigens sind sie ein industriöses, biederes und gastfreundliches Volk, diese Sachsen. Im Allgemeinen aber gefielen mir die Landbewohner bei weitem besser als die Städter.

Bei unserer Ankunft hatten wir Mühe ein Quartier zu finden, indem man uns höchst mißtrauisch befragte, ob wir etwa aus der Kontumaz kämen. Die Furcht vor der Pest scheint die guten Hermannstädter nicht wenig zu beunruhigen. Der Wirth zum Gasthof des römischen Kaisers öffnete uns endlich gefällig seine Zimmer. Die Firma schien uns gewaltig viel zu versprechen, zudem war dieses Gasthaus als das erste in der Stadt bezeichnet, doch fanden wir unsere Erwartung schmählich betrogen. Die Zimmer waren schlecht, die Bedienung noch schlechter. Eine Bouteille Tokaier, welche wir auf das Wohl der Siebenbürger zu leeren gedachten, hatte sich im Keller dieses Wirthes zu Essig umgewandelt, und war ungenießbar. Auch seine andern Weine konnten uns keineswegs zu Exzessen verleiten. Nur die Küche der Frau Wirthin war zu loben, und die vortreffliche Rechenkunst ihres Mannes, die uns nicht wenig in Erstaunen setzte.

Das eingetretene Regenwetter verhinderte uns, die Annehmlichkeiten von Hermannstadt und seinen Umgebungen genauer kennen zu lernen. Da unsere Zeit zu kostbar war, um sie im eingeschlossenen Zimmer eines schlechten Gasthauses hinzubringen, so setzten wir schon am zweiten Tage unsere Reise weiter. Mit größter Gefälligkeit wurden uns beim General-Kommando die Pässe nach der Walachei visirt, da aber der direkte Weg über den rothen Thurm-Paß durch das Austreten der Gebirgswasser gefährlich zu passiren war, und wir auch keine erwünschte Reisegesellschaft dorthin vorfanden, — so zogen wir es vor, uns nach Kronstadt zu wenden, welches fortwährend den lebhaftesten Verkehr mit Bucharest unterhält, und als der Stapelplatz alles Handels nach der Türkei zu betrachten ist.

Zustand der Wissenschaften in Italien.

3. In Toscana, Modena und Parma.

Nachdem wir eine Uebersicht von dem Zustande der Wissenschaften in Piemont und der Lombardei gegeben haben, wenden wir uns jetzt zu den kleinen Staaten, die zwischen dem Po und der Tiber liegen, und beginnen mit Toscana, dessen literarisches Uebergewicht von allen seinen Nachbarstaaten anerkannt ist. In den Jahrhunderten, wo die Künste und Wissenschaften in Italien im vollsten Glanze standen, sah man zwar in allen Theilen der Halbinsel Männer von ausgezeichneten Talenten aufstehen; nirgends aber war der Boden Italiens fruchtbarer an großen Namen als in Toscana, das fast eben so viele berühmte Männer zählt, als es Dörfer hat. Als im dreizehnten Jahrhunderte Europa aus dem Dunkel der Barbarei hervorzutreten begann, machte Leonardo Fibonacci, ein Pisaner, nicht nur die indischen Zahlen in Europa einheimisch, die Gerbert und andere Gelehrte bereits von den Arabern in Spanien erlernt hatten, ohne daß jedoch ihr Gebrauch allgemeiner verbreitet worden wäre; sondern er war auch der Erste, der unter den Christen die Algebra des Morgenlandes einführte, die er noch mit mancher andern wichtigen Entdeckung bereicherte. Durchblättert man die zwei Werke Leonardo's, die noch im Staube der Bibliotheken begraben liegen, seine Geometrie und sein Buch von der Rechenkunst, so erstaunt man mit Recht über die Kraft eines Geistes, der allein unter Allen Tiefe genug besaß, um die Astrologie und die wissenschaftlichen Traumgebilde seiner mohammedanischen Lehrer zu verachten, die lange Zeit nach ihm noch in Europa so großes Ansehen zu behaupten wußten. Während Fibonacci die Pforten der Wissenschaft aufschloß, förderten Nicolo von Pisa und Cimabue mächtig die Wiedergeburt der Künste und hinterließen zu Florenz, Pisa, Assisi, Bologna dem kommenden Künstlergeschlecht ein reiches Erbe trefflicher Vorbilder.

Gegen Ende des zwölften Jahrhunderts war am äußersten Ende Italiens eine neue Literatur aufgeblüht. Ciullo von Alcamo, ein Sicilianer, der zu Saladins Zeiten gelebt zu haben scheint, ist der erste italienische Dichter, dessen Werke auf uns gekommen sind. Es ist eine oft in Anregung gebrachte und, wie uns dünkt, noch immer nicht gelöste Frage, ob die neue italienische Sprache zuerst eine bestimmte Form in Sizilien gewann, oder ob Ciullio, Jacopo da Lentino, Ruggerone da Palermo und die andern alten sizilianischen Dichter in der geründetern Sprache schrieben, die das Volk von Toscana redete. Wie dem auch sey, so viel ist gewiß, daß sich die italienische Poesie mit wunderbarer Schnelligkeit am Hofe von Neapel zur Blüthe entfaltete, den die häufigen Berührungen mit Griechen und Arabern zum glanzvollsten und gebildetsten unter den Höfen der Christenheit gemacht hatten. Die Fürsten aus dem Hohenstaufischen Hause pflegten mit treuer Liebe die neue Poesie, und wahrscheinlich verdankt man diesem Umstande die Erhaltung der ersten Denkmäler italienisch-sizilianischer Dichtkunst, während die ältesten Gedichte der toscanischen Sänger verloren gegangen scheinen. Indeß zeichneten sich dennoch bald darauf Cino von Pistoja, Guittone von Arezzo und Brunetti, Dante's Lehrer, alle drei aus Toscana, unter den Dichtern ihrer Zeit aus; alle aber drängte der Riese der modernen Dichtkunst, Dante, dessen Ruhm so lange als der italienische Name dauern wird, ins Dunkel der Vergessenheit zurück. Nach diesem außerordentlichen Manne drängt sich Wunder auf Wunder. Petrarca, Boccaccio und so viele

andere herrliche Männer vollenden den glänzenden Bau der italienischen Sprache. Das Genie bricht unter allen Formen hervor und strahlt in den prachtvollsten Farben auf. Alle Stände der Bevölkerung scheint die mächtige Bewegung der Geister durchdrungen zu haben. Bald ist es ein armer Hirtenknabe in der Umgegend von Florenz, der sich damit vergnügt, Schafe an die Felsen zu zeichnen und der wie durch einen Zauberschlag in jenen Giotto verwandelt dasteht, dessen Ruhm Italien erfüllte; bald ist es ein unbekannter Mensch, der in Staunen versunken, vor der Kathedrale von Florenz, die Arnolfo unvollendet gelassen hat, zu sich selbst sagt: „Diese Kuppel muß ich vollenden." Kurze Zeit darauf geht er mit einem seiner Freunde nach Rom, verweilt dort mehrere Jahre, lebt von seiner Hände Arbeit und entwirft Zeichnungen nach den Denkmälern des Alterthums. Endlich kehren beide in ihr Vaterland zurück: es ist Brunellesco und Donatello, jener der erste Baumeister, dieser der erste Bildhauer ihres Jahrhunderts.

Das vierzehnte Jahrhundert war für Florenz das Zeitalter der Energie, des Fortschrittes, der Originalität; das fünfzehnte war das der Gelehrsamkeit. Nachdem die Italiener die männlich-derbe Kraft eines Volkes entwickelt hatten, das die Fesseln der Barbarei zerbricht, kehrten sie zum Studium des Alterthums zurück. Die italienische Sprache wurde, ihrer Reinheit und Fülle ungeachtet, vernachlässigt und als wäre eine Sprache, in der der riesenhafte Geist eines Dante sich bewegen konnte, zu eng für die Gelehrten des fünfzehnten Jahrhunderts gewesen, schrieben sie lateinisch. Als die Fluth der mohammedanischen Eroberungen die Trümmer hellenischer Civilisation an Italiens Gestade verschlung; wucherte Florenz mit Griechenlands geflüchteten Schätzen: die Laskaris, die Chalkondylas und andere berühmte Flüchtlinge fanden hier ein neues Vaterland. Die platonische Akademie, die zwar überschätzt worden seyn mag, trug doch wenigstens dazu bei, die griechische Sprache zu verbreiten. Noch jetzt bewundert man die schönen Ausgaben Homers und anderer griechischer Dichter, die zum ersten Male zu Florenz in Druck erschienen. An der Spitze der Gelehrten dieser Epoche glänzt Poliziano, der zu gleicher Zeit der berühmteste Dichter seines Jahrhunderts war. Hätte ihn nicht der Tod in der Blüthe seines Alters hinweggerafft, so würde er vielleicht Ariosto und Tasso die Palme der italienischen Epopöe zu erringen nicht übrig gelassen haben. Endlich darf es sich vielleicht auch Florenz zum Ruhm anrechnen, daß Columbus sich bei Toscanella über den Weg, der nach der neuen Welt einzuschlagen sey, Raths erholte — jener neuen Welt, die den Namen eines Florentiners, des Amerigo Vespucci, zu tragen bestimmt war. Doch der außerordentlichste Mann, den Toscana im fünfzehnten Jahrhunderte hervorbrachte, war Leonardo da Vinci, der als Maler Michel Angelo's und Raphaels Vorgänger war und nicht übertroffen wurde — Leonardo, ein großer Bildhauer, ein großer Baukünstler; er, der Luca Paciolo in seinen algebraischen Untersuchungen seine Beihülfe lieh; er, der Galilei in den Beobachtungen über die Schwerkraft, Porta in der Erfindung der Camera obscura, Castelli in der Entdeckung des Gesetzes der flüssigen Körper vorausgegangen war; Leonardo, der vor Mößlin das aschfarbige Licht des Mondes erklärte und zweihundert Jahre vor Baco die experimentale Methode lehrte; Dichter, Soldat, Geolog, Naturforscher, Chemiker, der stärkste und schönste von seinen Zeitgenossen — kurz ein wunderbarer Mensch, der in einem kleinen Dorf in der Nähe von Florenz entsprossen, in seiner Jugend eine Art herumziehender Musikant war und zu Amboise in den Armen Franz I, des ritterlichsten Königs, starb.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Elephantenjagd auf dem Kap.

Ein junger britischer Offizier, der im Jahre 1827 zum königlichen afrikanischen Regiment versetzt wurde, fand bei seiner Ankunft die Garnison der an den malerischen Ufern des Gualana begründeten Station Friedrichsburg eifrig mit der Jagd der einzigen Feinde, die sie zu bekämpfen hatte, der Elephanten, beschäftigt. Er hatte bald Gelegenheit einer solchen Jagd und später einer zweiten beizuwohnen, von der er folgende Beschreibung macht:

Einige Tage nach jener ersten Expedition brachte mir mein Diener die Nachricht, daß sich eine bedeutende Heerde Elephanten in der Nachbarschaft unserer Station sehen lasse, und daß bereits mehrere Einwohner nebst den Offizieren der Garnison sich aufgemacht hätten, um sie zu verfolgen. Ich traf sogleich meine Anstalten und begab mich unverweilt an den bezeichneten Platz. Noch wenig darin geübt, mir einen Pfad durch das sumpfige Dickicht zu bahnen, mit dem diese Gegend bedeckt ist, gelang es mir nur nach vieler Mühe und auf die Gefahr hin wohl zwanzigmal im Schlamme stecken zu bleiben, die Spur meiner Kameraden zu finden. Kaum war ich aus dem düstern Walde, den ich unglücklicherweise eingeschlagen hatte, um eine auf dem rechten Ufer des Gualana gelegene Wiese zu erreichen, als auch schon mehrere Schüsse mir verkündeten, daß ich endlich die Jagdgesellschaft gefunden habe, und nun schwand auch das peinliche Gefühl, das mich auf meiner einsamen Wanderung begleitet hatte. Ich athmete wieder frei, bald aber entrückte der wiederholte Anruf einer unserer Schildwachten: „Acht gegeben, nicht weiter vorgeschritten!" mich der Sicherheit, deren ich mich eben erst überlassen hatte; da ich indeß rings um mich nichts bemerkte, was mir die geringste Furcht hätte einflößen können, so traf ich durchaus keine Vorkehrungen, mich gegen eine Gefahr zu schützen, von der ich noch gar keine Ahnung hatte. Da die Schildwache aus meiner Gelassenheit schloß, daß ich die gefährliche Lage, in der ich mich befand, nicht kenne, so rief sie, um mich zu überzeugen, daß jener Anruf mir gegolten habe, wiederholt meinen Namen auf holländisch und englisch, und fügte stets die Worte bei: „Geben Sie Acht, gehen Sie nicht weiter!" Ich zweifelte nun nicht mehr daran, daß ich mich in einer bedenklichen Lage befinde, und dachte eben an den Rückzug, als das Krachen der Zweige und ein durchdringendes, zorniges Geschrei die Annäherung unserer Feinde verkündete. Es war ein weiblicher Elephant, von zwei kleinern männlichen begleitet, die aus dem, den Gualana begränzenden Wald, den ich eben verlassen hatte, herausbrachen. Da ich kaum hundert Schritte von ihnen entfernt war und sie schnell auf mich zukamen, so blieb mir nicht viele Zeit zur Ueberlegung. Ganz allein mitten in einer offenen Ebene, sah ich wohl ein, daß ich unfehlbar unterliegen müsse, wenn ich nicht Gebrauch von meiner Flinte mache. Ich drückte also sogleich einen der Läufe ab, allein mein schlechtes Gewehr versagte. Nach diesem vergeblichen Versuche sprang ich aus der Richtung, welche die Elephanten einschlugen, entschlossen, mich meines Gewehrs bei günstigerer Gelegenheit zu bedienen, wenn es mir gelänge, mich ihren Blicken zu entziehen. Ich hatte ein Gebüsch von jungen Bäumen, das mitten auf der Wiese stand, zu meinem Versteck gewählt, befand mich aber nochmals im Nachtheile, denn als ich hinter mich blickte, sah ich zu meinem Schrecken, daß die Elephanten ihre erste Richtung verlassen hatten, und mit starken Schritten auf meinen Zufluchtsort zueilten. Dieß bestimmte mich, ein so unsicheres Versteck auf der Stelle zu verlassen, und ich lief nun, indem ich einen rechten Winkel beschrieb, dem Gualana zu, mit der Absicht, mich in die labyrinthischen Felsen zu verbergen, von denen sein Ufer begränzt ist, und wo ich gegen jeden Angriff gesichert zu seyn hoffte. Ich hatte nur noch wenige Schritte bis zu meinem Asyl; allein die Elephanten waren mir bereits auf der Ferse, voraus das große Weibchen mit seinen beiden Gefährten, oder vielmehr Jungen, alle unter furchtbarem Gebrüll. Außer mir und unvermögend, so furchtbare, erbitterte Verfolger zu verscheuchen, richtete ich den Lauf meiner Flinte auf den Anführer der Truppe, mehr

um ihn zu erschrecken, als in der Hoffnung ihn zu erlegen. Das feuchte Zündkraut spottete meiner Ungeduld, und während ich die Ursache der Verzögerung untersuchte, ging der Schuß los, aber die Kugel streifte nur die ungeheure Stirn des Thiers, das sich, ohne Zweifel über meine Verwegenheit aufgebracht, auf mich stürzte. Was ich von diesem Augenblick an empfand, könnte ich nicht beschreiben, und selbst jezt habe ich nur noch eine dunkle Erinnerung von den ersten Augenblicken jenes unglücklichen Vorfalls. Von Furcht überwältigt, stürzte ich zu den Füßen des Elephanten nieder, der mich durch Stöße mit seinen Fangzähnen wieder aufrichtete; zum Glück für mich hatte er nur einen einzigen, der noch dazu sehr stumpf war. Er hob mich hierauf mit seinem Rüssel auf, warf mich zwischen seine Vorderfüße, mit denen er mich bald unbarmherzig bearbeitete, bald mir die Füße auf die Brust sezte und mich dann wieder mit dem Zahn in die Weichen stieß. Die Schmerzen, die ich empfand, weckten mich aus meiner anfänglichen Betäubung; da ich aber nicht vermochte, mich der Wuth meines Gegners zu entziehen, so suchte ich mich wenigstens so gut als möglich gegen die Stöße zu schützen, die er mir versezte. Ich hielt mich immer auf dem Boden ausgestreckt, und dieser Vorsicht, nebst dem schlammigen Boden und der Gestaltung der Füße des Elephanten habe ich es ohne Zweifel zu danken, daß ich den gewaltigen Quetschungen, die ich erlitt, nicht erlag. Die jungen Elephanten nahmen an dem Kampfe keinen thätigen Antheil, sondern gingen nur um ihre Mutter herum und machten durch Geschrei ihrer Ungeduld Luft.

Noch lag ich unter den Füßen meines Gegners und hatte unbezweifelt neue Qualen zu erwarten, als der Lieutenant Chishorn vom königlichen afrikanischen Korps und ein Hottentot, Namens Dieberick, auf dem Rücken der Felsen erschienen, in deren Mitte ich meinen Zufluchtsort gesucht hatte. Meine Lage erfüllte sie mit Schmerz; sie ließen sogleich ein Alarmgeschrei ertönen, allein die Jäger waren zu weit entfernt, als daß sie der Aufforderung hätten Folge leisten können, und nur die Schildwache, die mich gewarnt hatte, konnte zu ihnen stoßen. Meine Retter schossen jezt mehreremale auf meinen Feind, dessen beide furchtsame Gefährten hierauf sogleich sich auf die Flucht machten und ihre Mutter durch Geschrei aufforderten ihnen zu folgen. Diese hingegen, weit muthiger, ließ sich nicht stören. Das gut unterhaltene Feuer meiner Kameraden, das Klaggeschrei der Jungen, die am Saume des Waldes Halt gemacht hatten, hauptsächlich aber eine Kugel, die mein Gegner in die rechte Schulter erhielt, bewogen ihn endlich die Flucht, wiewohl nur ungern, zu ergreifen; denn indem ich ihm mit den Augen folgte, sah ich ihn noch oft rückwärts blicken, um zu sehen, ob ich etwa aufstehe. Hiezu hatte ich aber weder Kraft noch Lust, und nur erst als ich meinen Feind im Walde verschwinden sah, rief ich meine Kameraden herbei. Sie kamen, fanden mich aber ganz entstellt; mein Gesicht war zerrissen, mein Körper in den Koth getreten und meine Kleider hingen, mit Schlamm und Blut bedeckt, in Stücken am Leib. Mit Hülfe einiger Aeste und ihrer Flinten huben mich meine Kameraden auf, allein ich war unvermögend, einen Schritt zu thun, so sehr hatten Schmerz und Wunden meine Kräfte erschöpft. Sie bereiteten daher sogleich eine Tragbahre und trugen mich an das Ufer des Gualana, wo der Chirurg unserer Station zu meiner Pflege herbeieilte. Ich war von meinen Freunden umgeben, das Blut, das aus meinen Wunden floß, gestillt, und der Chirurg hatte eben versichert, daß keine derselben tödtlich sey, als mein Bruder, der dießmal nicht unter den Jägern war, ganz verweint herbeikam. Ein Hottentot hatte ihm gesagt, ich sey von einem wüthenden Elephanten in Stücke gerissen worden; er trat entsezt zurück, als er mich erblickte, allein es gelang dem Chirurgen, dem Lieutenant und mir selbst, ihn durch Zeichen und einige abgebrochene Worte, die ich bei der Beklemmung, die ich noch immer fühlte, nur stammeln konnte, zu beruhigen. Ich bemühte mich eben ihm mein Abenteuer genauer zu erzählen, als wir einen unglücklichen Soldaten unsers Regiments, von einem ungeheuern männlichen Elephanten verfolgt, aus dem Walde kommen sahen, den ich vor Kurzem verlassen hatte. Mac=Cleane (so hieß der Soldat) suchte die Felsen am Gualana zu erreichen; allein er glitt aus und fiel in einen Sumpf. Der Elephant, dicht hinter ihm, ergriff ihn mit dem Rüssel am Arm, hob ihn auf und schleppte ihn in den Wald. Herr Knigh, Offizier des 22sten Regiments, mein Bruder und alle Bewaffneten unter den um mich Versammelten, gaben sogleich Feuer auf den Elephanten; allein die Entfernung war zu groß, als daß die Schüsse hätten treffen können. Wir hatten den Schmerz, diesen braven Soldaten des grausamsten Todes sterben zu sehen. Der Elephant lehnte ihn an einen Baum und stieß ihm mehreremale die Fangzähne in den Leib, dann kehrte er ihn um und trat ihn, um ihn vollends umzubringen, unter die Füße. Während dieser Zeit waren meine Gefährten, ohne von dem Elephanten bemerkt zu werden, in die Nähe dieses gräßlichen Schauspiels gekommen; Alle gaben zugleich Feuer und hatten dießmal Ursache, mit dem Erfolge zufrieden zu seyn: denn das vom mehreren Kugeln getroffene Thier wankte, stürzte aber nicht. Von Schmerzen zerrissen und ohne Zweifel sein nahes Ende fühlend, stöhnte es in lang gehaltenen Tönen; ein Baum, an den es sich anlehnte, gestattete ihm sich noch auf den Füßen zu halten, allein seine Unbeweglichkeit und das nicht mehr so volltönende, sondern mehr röchelnde Geschrei, das es ausstieß, zeigten zur Genüge, daß es auf dem Punkte war zu unterliegen. Die Jäger wagten indeß noch nicht näher hinzuzugehen, sondern sezten ihr Feuer aus der Ferne fort, und nun wurden wir Zeuge einer rührenden Scene, die uns bewies, welche innige gegenseitige Zuneigung unter diesen Thieren herrscht. Schon seit einigen Augenblicken hörten wir das Stöhnen des sterbenden Elephanten durch ein aus dem Walde kommendes Geschrei beantworten, und bald darauf sahen wir das Weibchen erscheinen, das mich angegriffen hatte. Sein unruhiger Blick, sein unsicherer, beschleunigter Schritt zeigten die lebhafte Theilnahme an dem Schicksal des Elephanten, der unter unsern Schüssen erlag; unsre Jäger hatten, wie es scheint, eine aus vier Gliedern, dem Männchen, dem Weibchen und den beiden Jungen bestehende Familie aufgejagt, die vom ersten Schreck auseinander gesprengt worden war. Das Weibchen stürzte sich, sobald es den Gefährten sah, unsern Kugeln entgegen und deckte ihn, der bereits erhaltenen Wunde in die Schulter ungeachtet, mit ihrem Leib. Durch zehn Minuten hielt es unser Feuer aus, wobei es bald mit bittendem Blicke zu uns herüber sah, bald den unglücklichen Gatten liebkoste, sich bemühte ihn mit seinem Rüssel zu unterstützen und ihn in den Wald zu ziehen suchte; vergebene Mühe, denn bald sahen wir ihn am Baum hinabgleiten und zusammensinken. Die Zärtlichkeit des Weibchens wich indeß auch von dem Todten nicht; es suchte ihn mit seinem Athem zu beleben, indem es die Spize des Rüssels in seinen Mund brachte. Da jedoch alle Mühe, dem Todten neues Leben einzuhauchen vergebens und das treue Thier von vielen Wunden erschöpft war, so brach es in ein so klägliches und ausdrucksvolles Geschrei aus, daß ich mich innig ergriffen fühlte. Ich war in dieser allgemeinen Aufregung vielleicht der Einzige, der seinen Schmerz theilte; denn meine erbitterten Kameraden sezten ihr Feuer so lange fort, bis das Thier, tödtlich verwundet, an der Seite Dessen niederfiel und sein Leben aushauchte, dem es eben noch eine so innige, hingebende Zuneigung bewiesen hatte. Sobald unsre Jäger es fallen sahen, brachen sie in ein Freudengeschrei aus, ohne daran zu denken, um welchen Preis sie diesen Sieg erkauft hatten; jezt erst näherten sie sich ohne Furcht ihren Feinden und nur mein Bruder blieb bei mir. Beide Elephanten waren von ungeheurer Größe; das Männchen war 9 Fuß und das Weibchen 8 Fuß 4 Zoll hoch; beide schienen schon sehr alt zu seyn. Man versicherte mich, daß ihre Körper von mehr als achtzig Kugeln durchbohrt waren, und ich habe seitdem mehrere gesehen, die, von einer gleichen Anzahl von Schüssen getroffen, immer noch ziemlich geschwind liefen. Es war mir immer unbegreiflich, wie diese Thiere so lange Zeit so vielen und tiefen Wunden widerstehen konnten; indeß sah ich oft, daß die Kugeln sich an ihren gewaltigen Gebeinen plattgedrückt hatten und zwischen Haut und Knochen stecken geblieben waren. Die Fanfaren der Musikbande unsers Regiments hatten bald alle Jäger herbeigelockt; allein ihre Freude wurde durch die beiden Jungen gestört, die ohne Zweifel herbeikamen, um ihrer Mutter beizustehen. Einige Flintenschüsse waren indeß hinreichend, um diese noch jungen und sehr furchtsamen Thiere zu verscheuchen. Die Hottentotten schnitten das Fleisch aus, das sie frisch oder eingesalzen essen; unsre Soldaten behielten das Fett nebst der Haut und die Fangzähne wurden im Triumph in die Wohnung des Majors Pringle gebracht, der die Jagd angeführt hatte. Dieser Offizier hatte die Aufmerksamkeit, mir am andern Morgen den Zahn des Weibchens zu schicken, von dem ich angefallen worden war und den ich heilig aufbewahre. Die Gerippe der beiden Elephanten wurden später nach England geschickt, wo sie ohne Zweifel in irgend einer anatomischen Sammlung prangen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch=Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 262. 18 September 1832.

Skizzen einer Reise durch Ungarn in die Türkei.

7. Kronstadt.

Auf dem ganzen Wege von Hermannstadt bis Kronstadt hatten wir fortwährend die hohe Gebirgskette der walachischen Gränze zu unserer Rechten. Das anhaltend schlechte Wetter machte unsere Reise sehr beschwerlich, indem hier die Straße nicht überall in dem besten Zustande sich befindet. Unser erstes Nachtquartier war Fogaras, der Hauptort des ungarischen Militärgränzbezirkes gleichen Namens. Der Ort ist sehr ausgedehnt, und hat ein altes Kastell in seiner Mitte. Am zweiten Tage passirten wir, zwischen Persány und Teketehalom einen bedeutenden Wald, der gerade damals wegen einer Räuberbande übel berüchtigt war. Es begegneten uns auch mehrere Militärpatrouillen, welche zur Sicherheit der Reisenden die Gegend durchstreiften.

Am Morgen des dritten Tages gegen 10 Uhr erreichten wir Kronstadt, wo eben Wochenmarkt gehalten wurde. Die Menge der hier zusammenströmenden Landleute, die Lebhaftigkeit und das Gewühl war außerordentlich. Wir hatten Mühe uns Weg zu machen, und nur langsam bewegte sich unser Wagen durch das alterthümliche Thor. Man bekömmt die Stadt nicht eher zu Gesicht, als bis man sich hart vor ihren Mauern befindet. Ein isolirter Berg, mit einem alten Schloß auf seiner Spitze, entzieht sie den Blicken des Reisenden, der von dieser Seite kömmt. Biegt man um die Ecke dieses Berges, so findet man sich, gleichsam wie durch einen Zauberschlag, in der Mitte einer lebhaften, wohlbevölkerten Stadt. Ihre Lage ist höchst romantisch. Ein Halbzirkel bedeutend hoher Berge, die sich hart an den Mauern der Stadt emporheben, bilden den Hintergrund. Die südliche Hälfte ist steil und mit einem dichten Buchenwalde überzogen, die westliche Hälfte aber höchst malerisch mit freundlichen Gärten und Pavillons bedeckt, die den reichern Bewohnern Kronstadts zum Sommeraufenthalte dienen. Zwischen diesen Höhen und dem isolirt stehenden Schloßberge hindurch bietet sich eine liebliche Fernsicht in eine reiche von Dörfern und kleinen Wäldchen durchschnittene Ebene, deren Horizont wieder von dem violetten Streif jener Gebirgskette umzogen ist, welche die Gränze der Moldau bildet. Kronstadt selbst ist nicht groß, und rings von Mauern eingeschlossen, die Vorstädte aber dehnen sich bedeutend aus. Die stattliche Pfarrkirche, ganz in altgothischem Style erbauet, beherrschet ernst die Masse der Wohnungen, und gibt, mit den Thürmchen der Stadtthore, dem Ganzen eine alterthümliche Form. Als Gründer dieser Stadt nennt uns die Geschichte die deutschen Ordensritter Cruciferi de Hospitali S. Mariae, welche im Jahre 1199 dem König Emerich von Ungarn gegen seinen Bruder Andreas kräftigen Beistand geleistet hatten, und zum Lohne ihrer Tapferkeit einen Strich Landes an der heutigen walachischen Gränze, — das sogenannte Burzenland, zum Geschenke erhielten, wo sie im Jahre 1203 die Erbauung von Kronstadt begonnen haben sollen. Hier, im äußersten Winkel von Siebenbürgen, ja im äußersten Winkel der europäischen Civilisation fanden wir uns noch so heimisch, das bürgerliche und gesellschaftliche Leben so gemüthlich, daß wir uns gern entschlossen einige Tage zu verweilen, um den Abgang einer Karawane nach Bucharest abzuwarten, mit der wir unsere Reise in größerer Sicherheit verfolgen konnten. Die Zeit verstrich uns hier auf das angenehmste, und ein freundliches Wetter, das wir seit dem ersten Tage unserer Ankunft genossen, begünstigte unsere Ausflüge in der höchst romantischen Umgegend. Jeden Abend fanden wir auf der Promenade, welche außerhalb der Stadtthore gelegen, und mit jungen Baumanlagen geziert ist, die schöne Welt von Kronstadt versammelt. Hier sieht man geputzte Frauen und Mädchen, zierliche Uniformen der Garnison, und neben der ehrbaren, sittsamen Tracht der sächsischen Bürger, griechische und türkische Kostümes in bunter Mannichfaltigkeit. Unter den Bewohnern der Stadt nehmen die griechischen Kaufleute einen vorzüglichen Rang ein, daher hier sehr viel griechisch gesprochen wird. Nächst der ungarischen und sächsischen Sprache ist die walachische Sprache in Kronstadt die gebräuchlichste, ja die herrschende, da sie zur allgemeinen Verständigung der verschiedenen Bewohner unter sich dient. Diese Sprache ist nicht nur an und für sich angenehm, sondern auch sehr leicht zu erlernen, der Hauptgrund aber, warum sie in Kronstadt zur allgemeinen Umgangssprache geworden ist, liegt wohl darin, weil hier die Walachen sehr zahlreich, und gleichsam die unentbehrlichen beweglichen Maschinen sind, durch welche der große Handel mit der Türkei betrieben und unterhalten wird.

Wir hatten in Kronstadt Gelegenheit einige Spiele und Festlichkeiten der gemeinen Walachen kennen zu lernen. Ein sonderbares Schauspiel geben sie den Kronstädtern alljährlich durch ein scheinbares Kriegsmanöver, dessen Wiederholung gerade in die Zeit unsers dortigen Aufenthaltes fiel. Ich weiß nicht in welchem

Kopfe eines ihrer Vorfahren einst der Gedanke entsprungen war, sich mit seinen edlen Mitbrüdern gegen die Bürger von Kronstadt aufzulehnen, und einen gewaltsamen Angriff auf die Stadt zu wagen. Sie wurden zurückgeschlagen und mußten zur Strafe und Demüthigung darauf alljährlich, wie noch gegenwärtig ihre Nachkommen, das Manöver jenes unglücklichen Versuches wiederholen. Sie beschließen dieses Schauspiel mit Lustbarkeiten und Tänzen, von welchen besonders die letzteren sehr charakteristisch sind. Einige wollen in diesen Tänzen die Tänze der alten Römer erkennen. Ueberhaupt findet man in vielen Gebräuchen der Walachen untrügliche Beweise ihres römischen Ursprungs, und sie selbst pflegen sich nur Romàni oder Romagnesch, d. i. Römer zu nennen. Diese Abkömmlinge römischer Kolonisten in Dacien sind gegenwärtig die ältesten Einwohner Siebenbürgens, wo ihre Vorfahren sich besonders in Silva Blacorum, dem heutigen Fogaras, zahlreich niederließen.

Mit einer Karawane dieser Romàni setzten wir unsere Reise wieder weiter. Als wir von dem freundlichen Kronstadt Abschied nahmen, sagten wir auch der ganzen civilisirten Welt ein Lebewohl. Rauh und steil lag ein wilder Gebirgspfad vor uns, der uns nach tagelanger beschwerlicher Reise in jene Gegenden führen sollte, wo Bewohner und Regierung, Sitten und Lebensweise, im grellsten Gegensatze zu den übrigen Ländern Europa's stehen.

Zustand der Wissenschaften in Italien.

3. In Toscana, Modena und Parma.

(Fortsetzung.)

Im sechzehnten Jahrhundert erhob sich die italienische Literatur erkräftigt in dem Studium des Alterthums, aus dem sie geschöpft hatte. Die Nationalsprache kam zu Ehren, und Florenz strahlte in einem neuen Glanze. Der größte Kopf dieser Zeit ist Nicolo Machiavelli, ein tiefer Geschichtschreiber und Politiker, den man so oft mißverstanden und verlästert hat. Zuerst Anhänger der Demokratie und nachdem er vergeblich gerungen sie aufrecht zu halten und die Qualen der Folter bestanden, sah er ein, daß seine Nation für die Demokratie nicht reif und das Heil Italiens in einem andern Principe gesucht werden müsse. Machiavel rief einen Tyrannen, um sein Vaterland zu befreien. Die Tyrannen kamen in Menge, aber noch bis auf diese Stunde harrt Italien seines Befreiers.

In demselben Jahrhunderte verherrlichte Michel Angelo Florenz — ein Mann, auf den allein eine Nation stolz seyn könnte. Neben diesen Geistern erster Größe traten eine Menge ausgezeichneter Männer auf, die anderswo überall den ersten Rang hätten ansprechen dürfen. Guicciardini, Varchi, Cesalpino, Alamanni waren in der Zeit der Freiheit geboren, deren ganze Kraft nach dem Sturze von Florenz noch in ihnen fortlebte, und wendeten nun ihr ganzes Streben, das ihrem Vaterlande nicht mehr nützlich seyn konnte, den Wissenschaften zu. Am meisten aber zeugt von dem unerlöschlichen Funken des Genie's, der in Florenz immer von Neuem wieder aufstrahlte, daß es nach den Regierungen eines Alexanders und Cosmo Medicis, furchtbaren Andenkens, noch einen Galilei hervorbringen konnte, diesen großen Geist, der an der Spitze aller wissenschaftlichen Entdeckungen der neuern Zeit steht und eben so durch seine Forschungen wie durch sein Unglück berühmt geworden ist. Eine zahlreiche Schaar von Schülern bildete sich um ihn her, die seine Untersuchungen, während des siebzehnten Jahrhunderts mit eben so viel Glück als Ruhm fortsetzten. Man braucht hier nur an Torricelli, Castelli, Redi und die Akademie del Cimento zu erinnern.

Nachdem die Natur in einem Zeitraume von drei Jahrhunderten Dante, Leonardo, Michel Angelo, Machiavel und Galilei erzeugt hatte, schien sie von so großer Anstrengung ausruhen zu wollen. Im achtzehnten Jahrhunderte hat Toscana nur wenige ausgezeichnete Männer aufzuweisen; denn Magliabechi, Micheli und Salvini gehören mehr dem siebzehnten Jahrhundert als dem folgenden an. Indeß darf man doch nicht Perelli unerwähnt lassen, ein Mann von umfassendem Wissen und ein Geometer ersten Ranges, der jedoch ohne schriftlichen Nachlaß starb; Targioni, aus einer Familie, in der die Gelehrsamkeit erblich ist, schrieb mehrere wichtige Werke über Naturgeschichte; Soldani, Prior der Camaldulenser, ein ausgezeichneter Naturforscher, dessen Name an die Entdeckung der Aërolithen geknüpft ist. Allein der ausgezeichnetste Kopf, den Toscana im achtzehnten Jahrhunderte hervorbrachte, ist Cocchi, ein berühmter Arzt, großer Gelehrter und der eleganteste Schriftsteller seiner Zeit.

Gegenwärtig befindet sich Toscana in einer der Entwicklung der Künste und Wissenschaften günstigern Lage, als alle andern Staaten Italiens. Die Bevölkerung ist im Ganzen geistreich und verständig, der Elementarunterricht ziemlich ausgebreitet. Auswärtige Zeitschriften und Bücher erhalten ohne große Schwierigkeit Zutritt im Lande; die wissenschaftlichen Institute sind zahlreich, und philanthropische Bürger fanden keine besondern Hindernisse, als sie die neuern Methoden des Unterrichtes einzuführen versuchten. Man findet unter allen Klassen der Bevölkerung eine Bildung des Geistes, einen Schliff der Sitten und eine Milde des Charakters, die man vergebens in den andern Ländern Italiens sucht; und wenn man hiezu noch in Anschlag bringt, daß Toscana die einzige italienische Provinz ist, in der die Nationalsprache auch Volkssprache ist, so ist einleuchtend, daß sich dort alle Elemente einer großen geistigen Entwicklung beisammen finden. Aber eben diese Milde des Charakters, die in Toscana Verbrechen so selten macht, eben dieser leichte und anmuthig tändelnde Geist, der über die Gesellschaft einen so großen Zauber verbreitet, ist nicht zu beharrlichem Kraftaufwande geschaffen, der allein Großes vollenden kann. Sich einige oberflächliche Kenntnisse aneignen, eine kleine Stelle mit einem kleinen Einkommen suchen, eine Liebelei unterhalten, alle Tage in die Cascine und alle Abende ins Theater Pergola gehen, seine Zeit mit mittelmäßigen Vergnügungen zubringen, alle großen Geistesanstrengungen scheuen und ernste Arbeiten und überhaupt Alles, was Mühe kostet, fliehen — Dieß das gewöhnliche Leben der Florentiner.

Indeß müssen doch einige Männer genannt werden, die ungeachtet dieser allgemeinen Schläfrigkeit in Künsten und Wissenschaften sich hervorgethan haben. Nicolini, Verfasser mehrerer schönen Trauerspiele, hat sich eine verdiente Popularität erworben. Anfangs erschien er auf der Bühne mit Stücken, die dem antiken

Style seiner Vorgänger nachgebildet waren, und die Schönheit ihres Versbaues gewann ihm zwar Beifall; allein der Dichter fühlte doch selbst, daß eine andere Zeit mit andern Anforderungen angebrochen sey; er verließ die Bahn der alten Schule und schrieb seinen Foscarini, in welchem er mit den düstersten Farben die finstere Tyrannei der venetianischen Aristokratie schilderte. Dieses Trauerspiel wurde in Italien mit einer Begeisterung aufgenommen, die bis dahin ohne Gleichen war. Alle Stände wurden davon gleich lebhaft ergriffen, und man sah sogar aus der Umgegend von Florenz Landleute ankommen, die schaarenweise die Zugänge des Theaters belagerten, vor demselben mehrere Stunden zubrachten, ihre Abendmahlzeit auf den Stufen hielten, nur um den Foscarini zu sehen. Durch diesen Erfolg aufgemuntert, schrieb Nicolini ein neues Trauerspiel, die sizilianische Vesper, die auf dem Grundgedanken ruhte, daß die erste Lebensbedingung eines Volkes, Befreiung vom fremden Joche ist, und daß zwischen Unterdrückern und Unterdrückten nie ein Bund bestehen kann. Es war einem Herrn de la Noue, dem Sekretär der französischen Gesandtschaft in Florenz vorbehalten, im Namen Karls X gegen die für Franzosen beleidigenden Aeußerungen Beschwerde zu führen, die der Dichter den Sizilianern in den Mund gelegt hatte. Dieser Schritt konnte natürlich nicht anders als lächerlich werden, und ein geistreicher Witz des Herrn von Bombelles, österreichischen Gesandten zu Florenz, der dem französischen Diplomaten gesagt hatte: „Vous ne voyez donc pas que, si l'adresse de cette lettre est pour vous, le contenu en est pour moi?" — machte der ganzen Sache ein Ende. Die erste Aufführung der sizilianischen Vesper, die eines eben so enthusiastischen Beifalles als Foscarini sich zu erfreuen hatte, war mit einem für den Dichter schmerzlichen Vorfalle verbunden. Die Mutter Nicolini's, eine alte blinde Matrone, ließ sich ins Theater führen, mußte aber, von Rührung überwältigt, hinweggebracht werden und starb wenige Tage darnach. Nicolini schrieb auch einen historischen Versuch über die Ursachen, welche die sizilianische Vesper veranlaßten, und nimmt durch dieses Werk auch unter den Geschichtschreibern seines Vaterlandes eine ausgezeichnete Stelle ein. Seit vielen Jahren schon arbeitet er an einem Leben Michel Angelo's, und wirklich verdiente der Maler des letzten Gerichts von dem Dichter des Procida geschildert zu werden. Nicolini ist übrigens nicht der einzige Dichter, den Toscana in der neuern Zeit aufzuweisen hat: Bagnoli, Borghi, Mancini verdienten gleichfalls einer besondern Erwähnung; allein ihre Gedichte sind außer Italien noch zu wenig bekannt geworden, um hier näher darauf eingehen zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Reise eines französischen Missionärs im südlichen Afrika.

Der Missionär Rolland, der von der evangelischen Missionsgesellschaft in Paris zu den Kaffern im südlichen Afrika geschickt worden war, drang im vergangenen Jahre bis zu der Hauptstadt der Baharutzis vor, die noch ungefähr 78 Lieues nordöstlich von der Stadt Lattaku liegt, der am weitesten im Innern des Landes gelegenen, die man bis jetzt kannte. Er trat seine in mancher Hinsicht merkwürdige Reise, von der wir hier einen Auszug aus seinem Tagebuch geben, von Kuruman, im Lande der Betschuanas, aus an, wo die evangelischen Missionärs eine Station gegründet haben.

„Freitag am 27 Mai 1831. — Nachdem ich von meinen Freunden Abschied genommen hatte, machte ich mich nach Mosika, der Hauptstadt der Baharutzis auf den Weg. Unsere Karawane bestand aus acht Wagen, und ungefähr vierzig Mann. Sechs dieser Wagen gehörten englischen Kaufleuten, die nach dem Innern auf die Elephantenjagd gingen, und um Tauschhandel mit den Eingebornen zu treiben; der siebente war Eigenthum eines Offiziers der ostindischen Kompagnie, der seiner Gesundheit wegen an das Kap gekommen war, und nun vor seiner Rückkehr nach Bombay noch das Innere des Landes besuchen wollte, und der achte gehörte uns. Wir machten am ersten Tage zehn Stunden, und kamen erst um 11 Uhr Nachts nach Thorn-Fontain, nordöstlich von Kuruman, wo wir die Nacht zubrachten.

28 Mai. Nach gehaltener Morgen-Andacht setzten wir unsere Reise nach Lattaku fort, wo wir nach einem Weg von 4 Stunden, in nordöstlicher Richtung ankamen. Um Gras und Wasser für unsre Thiere in der Nähe zu haben, lagerten wir uns eine Viertelstunde von der Stadt am Fluß; auch ist es überdieß, wegen der Steine und Felsen von denen Lattaku umgeben ist, fast unmöglich zu Wagen in die Stadt zu kommen. Ich besuchte sie am Abend, und fand den größten Theil der Einwohner beschäftigt Felle von Schakals, Rehen, wilden Katzen u. dgl. zuzubereiten, Wagen zu bauen, Schuhe und Kleider zu verfertigen.

30 Mai. Nach eingenommenem Frühstück reisten wir von Lattaku ab, und brachten die Nacht eine Stunde vom kleinen Chuaie zu. Wir machten heute sieben Stunden, die erste in nordöstlicher und die übrigen in ostnordöstlicher Richtung. Wir waren ohne Wasser und Holz auf unserm Lagerplatz, und von heute an banden wir unsere Ochsen, der Löwen wegen, deren es viele in diesen Wüsten gibt, an die Räder der Wagen. Einige Monate früher war eine eben so starke Reisegesellschaft als die unserige, die auf die Elephantenjagd ausging, am hellen Tag auf eine Anzahl Löwen gestoßen, die sich auf die Ochsen der Reisenden stürzte, und sie auseinander sprengte. Bindet man die Ochsen während der Nacht an, so läuft man weniger Gefahr. Der Boden von Kuruman bis nach Chuaie ist sandig, dürr und unfruchtbar.

31 Mai. Nach einem Weg von einer Stunde, in ostnordöstlicher Richtung, kamen wir nach Klein-Chuaie, wo wir Wasser fanden und anhielten um zu frühstücken. Die Einwohner von Lattaku haben diesen Ort zum Weideplatz gewählt und schicken alles Vieh, das sie zu Hause nicht brauchen, hierher. Um 11 Uhr machten wir uns nach dem großen Chuaie auf den Weg. Dieser Name hat seinen Ursprung von dem Wort lichuan, lichuaie, was Salz bedeutet. Wir machten noch sechs und eine halbe Stunde in derselben Richtung wie am Morgen. Eine Abtheilung unserer Jäger, die zu Pferde vorausgegangen war, um ein Thal aufzusuchen wo es Wasser gäbe, und bis zu unserer Ankunft einige Stück Wild zu erlegen, verirrte sich in der Ebene. Um ihnen die Stelle anzuzeigen, wo wir uns befanden, feuerten wir am Abend einige Flintenschüsse, aber vergebens ab, und sie stießen erst am andern Tage Abends wieder zu uns. Sie hatten die Nacht in einem Gebüsch, ihre Pferde neben sich angebunden, zugebracht. Der Boden an dieser Stelle ist sandig, aber die Ebene, die in Zwischenräumen mit der Accacia girafae besetzt, und von Hügeln durchschnitten ist, bietet einen schönen Anblick.

1 Junius. Nach einem Weg von 6 Stunden in nordöstlicher Richtung machten wir unter einem Baum Halt, um hier die Nacht zuzubringen; wir fanden zwar Holz und Gras im Ueberfluß, aber kein Wass:r, und dieß bestimmte uns Morgens bei guter Zeit wieder aufzubrechen. Nachdem wir 6½ Stunde in nordöstlicher Richtung zurückgelegt hatten, kamen wir zum großen Chuaie, wo wir nur wenig Wasser fanden, und genöthigt waren den Sand aufzugraben, um unsre Ochsen zu tränken. Der Chuaie ist ein großer, flacher zirkelförmiger Thalgrund von ungefähr einer Meile im Durchmesser, der an seinen äußersten Gränzen einige Quellen mit süßem und eine mit Salzwasser hat. Die Oberfläche des Chuaie gleicht in der Ferne, wegen einer dünnen Salzkruste, welche die Sonnenstrahlen zurückwirft, einem See. Binnen einigen Jahren könnte man, wie ich glaube, hier Salz sammeln; für uns wäre dieß ein großer Vortheil, denn wir sind genöthigt, unsern Bedarf von einem Orte kommen zu lassen, der noch zwei Tagreisen wei-

ter als Campbells Dorp entfernt ist. Der Chuale ist nur zur Regenzeit mit Wasser angefüllt, und ich glaube, daß man dann schon etwas Salz sammeln könnte. Wir sahen hier viele Spuren von Löwen, Büffeln, Giraffen, Schaufelhirschen, Zebras und verschiedenen Antilopenarten, die den Chuale nach allen Richtungen durchkreuzt hatten, um an seinen Quellen zu trinken. Aren, einer unsrer Jäger, hatte zwei Zebras, oder Quaggas, erlegt; wir aßen von ihrem Fleisch, das uns sehr gut vorkam.

3 Junius. Wir machten heute sieben Stunden, zwei in nordnordöstlicher, eine und eine halbe in nordöstlicher und vier in ostnordöstlicher Richtung, und kamen an den Sitlagoli River. Dieser Fluß ist, wie so viele andere, die man in Afrika mit diesem Namen beehrt, nichts als ein Bach von Regenwasser, der während des Sommers gänzlich austrocknet. Da indeß hier zu Lande das Wasser zu den Seltenheiten gehört, so legt man selbst dem unbedeutendsten Bach den Namen eines Flusses bei, wenn er nur hohe Ufer, und an einigen Stellen Wasser hat. Nahe bei diesem Fluß liegt ein Dorf der Beschuanas mit drei- oder viertausend Einwohnern, die zum Stamm der Barolongs gehören.

4 Junius. Wir legten 7½ Stunden in nordöstlicher Richtung zurück, und kamen nach Tanani-Werfe oder Stadt Tananico. Unsre Wagen waren bald von ungefähr tausend der Eingebornen umgeben, die herbeikamen, uns zu begrüßen, und um Tabak, Glaskorallen u. s. w. von uns zu begehren. Nachdem wir unsere Ochsen auf die Weide getrieben hatten, begaben wir uns ins Dorf, um, wie es die Sitte heischt, den obersten Häuptling oder den König der Barolongs zu begrüßen. Er empfing uns sehr freundschaftlich, wünschte uns Glück zu unserer Ankunft und ließ uns Milch reichen. Milch ist das einzige Nahrungsmittel, das die Beschuanas immer bereit haben, und das sie Fremden anbieten. Tanani machte uns einen Gegenbesuch bei unsern Wagen, und da es eben Essenszeit war, so setzten wir ihm Reiß vor, den er herrlich fand. „Das Getreide der Europäer," sagte er zu mir, „ist besser als das unsere; ich wollte, ihr könntet mir eine gewisse Quantität davon überlassen, um meine Felder damit zu bestellen." Ich antwortete ihm, daß diese Gattung in seinem Lande nicht fortkommen würde; weil es an Wasser fehle, um die Saat zu begießen, und der Anbau folglich fruchtlos seyn würde. Dieses Gespräch über den Reiß führte uns auf einen andern, wichtigern Gegenstand; ich theilte ihm nämlich unsern Plan mit, uns bei den Baharutzis niederzulassen, und machte ihn auf den Vortheil aufmerksam, den er genießen würde, wenn er sich an den Ufern des Malopu ansiedeln, und Theil an unserm Unterricht nehmen wollte. Er drückte mir hierauf seinen Wunsch aus, Missionäre zu haben, die bei ihm wohnten, damit er und sein Volk den Unterricht in der Nähe genießen könnten.

6 Junius. Nach dem Frühstück reisten wir ab, und kamen nach einem Weg von 5½ Stunden in nordöstlicher Richtung an den Moritsani River, wo wir die Nacht zubrachten. Wir konnten am andern Tag wegen der strengen Kälte und dem Schnee, der den ganzen Morgen über fiel, nicht weiter reisen.

8 Junius. Nach dem Frühstück setzten wir unsern Weg fort und legten 6½ Stunde zurück; eine in nordöstlicher, zwei in nordwestlicher und drei und eine halbe in nordnordöstlicher Richtung. Die Nacht brachten wir in Luttakani Fontain, zu; die Kälte hatte bedeutend nachgelassen, und die Gegend kam uns weit schöner vor als jene die wir eben durchreist hatten. Wir fanden hier einen großen Wald von Accacia girafae.

9 Junius. Heute legten wir 5 Stunden zurück; eine in nordöstlicher, zwei in ostnordöstlicher und drei in nordnordöstlicher Richtung und kamen an den Fluß Malapu, der nicht weit von da entspringt, wo wir ihn durchschritten. Dieser Fluß verdankt sein Entstehen nicht dem Regen und man findet hier stets Wasser im Ueberfluß. Er nimmt seinen Lauf nach Westen. An vielen Stellen könnte man ihm, selbst mit Hülfe eines Pflugs, einen andern Lauf anweisen; seine Ufer sind von fruchtbarem Land begränzt, das sich leicht anbauen und bewässern ließe, und deßhalb scheint mir diese Gegend zu Begründung einer Missionsanstalt sehr geeignet. Holz allein ist hier selten.

10 Junius. Wir machten heute 6 Stunden in nordnordöstlicher Richtung und kamen nach Mamoric Fontain (oder Philips Fontain, nach Herrn Campbells Charte). Sie befindet sich in der Tiefe eines sehr schönen, ganz mit großen Bäumen verschiedener Art besetzten Thals. Der Boden ist hier schwarz und sandig, und der Hügel, der ihn umgibt, mit großen, losgerissenen Steinen bedeckt. Der Weg, der hieher führt, ist sehr schlecht.

11 Junius. Von Mamorie reisten wir nach eingenommenem Frühstück nach Mosika. Nachdem wir eine halbe Stunde in östlicher Richtung gegangen waren, durchschritten wir einen kleinen Fluß, Namens Mani, dessen Ufer mit schönen Bäumen besetzt, und mit Gras im Ueberfluß bedeckt waren. Dieser Fluß ist sehr tief, und es dürfte schwer seyn, ihm einen andern Lauf anzuweisen. Wir verfolgten unsern Weg in derselben Richtung und nach zwei Stunden kamen wir in ein schönes Thal, dessen Länge von einem Bach durchschnitten wurde, der an einzelnen Stellen in kleinen Kaskaden herabfallend ein sanftes Gemurmel hören ließ. Wir glaubten keinen angenehmern Ort für unsern Aufenthalt zu Mosika finden zu können, und da wir nur fünf Minuten von der Stadt entfernt waren, so schlugen wir hier unser Lager auf, nachdem wir unsre Ochsen auf die damals noch nicht bestellten Getreidefelder getrieben hatten, mit denen das Thal bedeckt ist. Wir besuchten später den Häuptling von Mokatla, der uns sehr freundschaftlich aufnahm. Nach der Beobachtung, die ich mit meinem Kompaß anstellte, scheint mir Mosika ungefähr 76 Lieues ostnordöstlich von Kuruman zu liegen."

Der Häuptling der Baharutzis wies dem Bruder Rolland sogleich einen zu Begründung einer Niederlassung hinreichend großen Landstrich an, und dieser Missionär, der im Julius 1831 nach Kuruman zurückkam, verließ diesen Ort im Anfang Oktobers wieder, um sich unter seinen neuen Katechumenen anzusiedeln.

Vermischte Nachrichten.

In einer amerikanischen wissenschaftlichen Zeitschrift findet sich die Beschreibung zweier merkwürdiger Meteorsteine, die in der Umgegend von Nashville gefallen sind, so wie von den Erscheinungen, die dem Falle dieser Körper vorangingen. Es war vier Uhr Nachmittags, und ziemlich heiteres Wetter, als man ein Krachen vernahm, wie von dem Schuß einer Kanone oder einem Rottenfeuer mit Trommelwirbel vermischt. Zu gleicher Zeit sah man einige kleine Wolken, hinter sich einen Streif schwarzen Rauches herziehend, am Himmel erscheinen, die der Gegend, wo sie hinzogen, eine ganz eigenthümliche Beleuchtung gaben. Während dem flog eine Anzahl Steine durch die Luft, mit einem Geräusche, wie es ein glühendes Eisen, das man in Wasser taucht, verursacht und dieses Zischen wurde auf zehn bis zwölf englische Meilen im Umkreis gehört. Einer dieser Steine fiel auf einen Papageybaum von der Dicke eines Lanzenschaftes und zerbrach ihn. Der Stein wog fünf und ein Viertel Pfund, war kalt, als man ihn fand, roch aber nach Schwefel. Eine Viertelstunde davon lag ein anderer Stein, von zwölf und einem halben Pfund; er hatte sich durch den Sturz fast einen Fuß tief in den Boden eingeschlagen. Auch noch viele andere Steine von geringerer Schwere, aber von gleichem Aussehen, wie die obenerwähnten, wurden gefunden. Alle haben eine dünne Verglasung, auf der man Punkte gewahrt, die wie Silber glänzen und mit Glaskügelchen vermischt sind, die dem Prozeß der Schmelzung unterlegen zu seyn scheinen. Die ganze Masse läßt sich rauh anfühlen, wie Lava oder trachytische Steine. Die Feile greift die vorstehenden Theilchen an, und gibt ihnen einen metallischen Eisenglanz.

Mehemet Salik Effendi, Kadi der Stadt Molowa in Anatolien, hat nach Konstantinopel gemeldet, daß eine ganz außerordentliche Mißgeburt in jener Stadt vorgekommen sey. Die Frau eines Mannes, Namens Jahja, kam mit einer Art von Ungeheuer nieder, das zwei Hörner am Kopf hatte, jedes ungefähr acht Zoll lang. Seine Augen waren rund und ausnehmend groß, seine Arme dünn, seine Ellenbogen und Kniee ohne Gelenke. Nach der Geburt gab dieß mißgestaltete Wesen durch einige konvulsivische Bewegungen Lebenszeichen von sich, starb aber bald darauf unter den Augen einiger Nachbarinnen, welche die Wöchnerin gepflegt hatten. (Moniteur Ottoman.)

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 263. **19 September 1832.**

Skizzen einer Reise durch Ungarn in die Türkei.

8. Der Tömöser Paß.

An einem schönen Nachmittage gegen zwei Uhr setzte sich unsere Karawane von Kronstadt aus in Bewegung. Ungefähr fünfzig Pferde mit Kaufmannsgütern beladen, an 20 Walachen und einige Kaufleute aus Bucharest bildeten den Zug, welchem wir uns anschlossen. Wir hatten 3 Pferde gemiethet, Eines für unser Gepäck und zwei zu unserem eigenen Fortkommen. Welche Vorzüge eine Reise zu Pferde auch haben mag, so war sie für uns im Anfang doch ein wenig beschwerlich. Wir hatten Mühe mit unseren Thieren vertraut zu werden, die ächt walachischer Natur waren, und wenig nach unserer Leitung fragten.

Unser Weg zog sich durch ein schmales Thal, welches zu beiden Seiten durch hohe Felsenmassen begränzt wurde. Jede Krümmung dieses Thales zeigte uns neue, wildromantische Naturscenen. Wir mochten ungefähr eine Stunde Wegs zurückgelegt haben, als wir an die kaiserliche Mauth kamen. Hier machte die Visirung unserer Papiere einen kleinen Aufenthalt, bald aber bewegte sich der Zug wieder weiter durch die Schlangenwindungen des immer mit höhern und wilderen Felsenmassen umzackten Thales. Gegen 5 Uhr erreichten wir den äußersten Gränzposten, wo sich die Kontumaz-Anstalt befindet. Hier wurden alle Pferde abgepackt und die Waaren jenseits der Quarantaine-Linie auf andere Pferde geladen, die dort zu diesem Behufe immer in großer Anzahl in Bereitschaft stehen, um die Sendungen bis Bucharest, und von dort wieder bis hieher zu bringen. Auf diese Weise erleidet der Verkehr durch die Bestimmungen der Kontumazgesetze niemals einen Aufenthalt.

Bis die Karawane zur Weiterreise bereit war, besahen wir die Quarantaine-Einrichtungen, die hier in sehr gutem Zustande sich befinden. Durch einen großen Hof, in welchem links und rechts die Depots für Waaren angebracht sind, gelangt man zur Quarantaine der Passagiere, welche durch eine Reihe kleiner Häuschen, von Einem Erdgeschosse gebildet ist. Die Dauer der Kontumazzeit war damals auf 14 Tage festgesetzt. Keiner der hier befindlichen Personen durften wir uns auch nur auf 6 Schritte nahen. — Von hier führte uns der Aufseher in ein kleines Häuschen zurück, wo sich eine Weinschenke befand. Dieß war ein Wink, ihn für seine Gefälligkeit mit Rebensaft zu regaliren, dem er besonders geneigt schien. Wir verfehlten diesen Wink nicht, und ließen uns selbst, zum Letztenmal auf österreichischem Boden, einige Gläschen munden. Unser Mann wurde immer beredter, bemühte sich, indem er dem Glase wacker zusprach, uns Präservative und Verhaltungsregeln gegen die Pest einzuprägen, die er selbst auf seinem gefährlichen Posten seit langer Zeit bewährt gefunden hatte. Auf unsere Frage, wie er in dieser einförmigen und gefährlichen Lebensweise, wo er nicht nur wenig Freuden, sondern fortwährend die Wahrscheinlichkeit im Auge hat, das fürchterliche Pestgift einzusaugen, — fröhlich und zufrieden leben könne, betheuerte er uns auf das lebhafteste daß er sich zufrieden fühle wie nur ein Mensch in der Welt, und daß die lange Gewohnheit ihn mit jeder Gefahr so vertraut gemacht habe, daß es für ihn gar keine Gefahr mehr gebe. — Aufgereizt durch das lebhafte Gespräch, welches seine Dienst- und Lebensverhältnisse berührte, ergriff er ein volles Glas, und sang mit tremulirender Stimme das österreichische Volkslied: „Gott erhalte Franz den Kaiser, unsern guten Kaiser Franz!“ — Der Ausdruck seiner Empfindung war zu herzlich, und der Ort wie die Situation zu eigenthümlich, als daß wir nicht auch an unserer Reihe ein Glas auf die Gesundheit des Kaisers hätten leeren sollen, dessen Staaten wir zu verlassen auf dem Punkte standen, und wir thaten es aus vollem Grund des Herzens, da wir nicht nur während der ganzen Tour durch seine Länder über kein Unbild uns zu beklagen hatten, sondern auch hohe Achtung und Verehrung hegten für die milde Menschenfreundlichkeit seines persönlichen Charakters. —

In diesem Augenblicke wurde uns angezeigt, daß unsere Karawane zum Aufbruch bereitet sey. Wir begaben uns alsogleich an das Thor der Kontumaz, welches nach der walachischen Seite hinüberführte. Der gefällige Aufseher wiederholte noch einmal, mit glühendem Gesicht und stammelnder Zunge all seine Verhaltungsregeln gegen die Pest. Am Thore traten der Paß-Kommandant und der Quarantaine-Direktor zu uns, um uns eine glückliche Reise zu wünschen, und nachdem wir von allen Umstehenden Abschied genommen, schritten wir munter durch das Thor. — Kaum hatten wir zehn Schritte über diese Linie gemacht, als ich nochmals umkehren wollte, um Einem der Leute ein Trinkgeld zu reichen. Man deutete mir aber an, daß Dieß nicht mehr erlaubt sey, weil ich schon einem Walachen, der dort auf uns wartete, zu nahe gekommen war. Ich mußte das Geld in der Mitte des Weges auf einen Stein legen; von jenseits trat Jemand herbei, der es mit Essig begoß, und dann erst vorsichtig mit der Hand berührte. Wir hatten die gefähr-

liche Erde bereits betreten, und wären der Quarantaine unterworfen gewesen, wenn wir hätten zurückkehren wollen.

Knarrend schloß sich nun das erste Thor hinter uns. Wir traten durch ein zweites und endlich durch ein drittes, — das äußerste und letzte Thor der kaiserlichen Kontumaz, wo wir unsere Karawane versammelt trafen. Rasch stiegen wir zu Pferde, galopirten über einen kleinen vor uns liegenden Gebirgsbach, und befanden uns auf türkischem Gebiete.

Zustand der Wissenschaften in Italien.

3. In Toscana, Modena und Parma.

(Fortsetzung.)

Vorzüglich beschäftigt man sich in Toscana mit archäologischen und historischen Untersuchungen über das alte Italien. Micali ist der Verfasser einer „Geschichte Italiens vor der römischen Herrschaft," die von Raoul Rochette ins Französische übersetzt wurde. Zanoni, Sekretär der Akademie della Crusca hat mit Montalvi eine sehr geschätzte Beschreibung der florentinischen Galerie herausgegeben. Man verdankt ihm auch interessante Entdeckungen über verschiedene Punkte der Archäologie, wobei er eine tiefe Kenntniß der alten Sprachen entwickelte. Ciampi, ein gelehrter Hellenist, betrieb mit glücklichem Erfolg Untersuchungen in der Geschichte der toskanischen Literatur und Sestini, der Nestor der Numismatiker, gab eine Menge von Werken über die alten Münzen heraus. Der Chevalier Inghirami beschäftigte sich ausschließlich mit der Geschichte von Toscana. Seine „etruskischen Monumente" sind Allen unentbehrlich, die mit der alten Geschichte Italiens genauer bekannt werden wollen. Die neuen Entdeckungen des Prinzen Canino, die Forschungen Niebuhr's und anderer Gelehrten geben den Ueberresten des alten Etruriens mit jedem Tage neues Interesse.

Weniger beschäftigt man sich in Toscana mit dem Studium der neueren Geschichte. Der Graf Baldelli, den seine biographischen Untersuchungen über berühmte Florentiner vortheilhaft bekannt gemacht hatten, würde sich durch sein Werk über Marco Polo einen großen Namen erworben haben, wenn nicht besondere Rücksichten ihn bestimmt hätten, dieses Werk mit etwas zu sehr veralteten Ideen zu schreiben. Indeß fangen einige jüngere Gelehrte, wie Forti und Poggi an, der neueren Geschichte ein ernstes Studium zu widmen.

Die physischen und mathematischen Wissenschaften, die in Toscana im siebzehnten Jahrhunderte sich mit großem Glanz entfaltet hatten, beginnen endlich wieder aufzuleben. Paoli und der Graf Fossombroni behaupten schon längere Zeit einen ansehnlichen Rang unter den Mathematikern. Fossombroni, der sich durch die schönen hydraulischen Arbeiten, die er in der Valdichiana ausführen ließ, einen Namen gemacht hat, gab analytische Untersuchungen über die Bewegung der Thiere heraus. Inghirami, ein geschickter Astronom, hat mit großem Eifer und außerordentlicher Thätigkeit zur Himmelskarte mitgewirkt, welche die berliner Akademie herausgibt; auch eine Karte von Toscana verdankt man ihm, durch die eine große Menge astronomischer Punkte berichtigt wurden. Der „statistische Atlas," den Zuccagni-Orlandini herausgibt, und ein Werk ähnlichen Inhaltes von Repetti, werden ohne Zweifel dazu beitragen, diesen schönen Theil Italiens genauer kennen zu lernen. Die eigentliche Physik erhielt einen mächtigen Aufschwung durch Nobili und Amici, die in neuerer Zeit das Herzogthum Modena verließen, um in Florenz ihren Aufenthalt zu nehmen. Nobili, aus Reggio, trat unter Napoleon in Kriegsdienste, wurde noch sehr jung zum Kapitän der Artillerie befördert und erhielt das Kreuz der Ehrenlegion. Nach dem Sturze des Kaiserthums zog er sich in das Privatleben zurück, wo er sich ausschließlich mit Physik beschäftigte und verschiedene Schriften über den theoretischen Theil dieser Wissenschaft herausgab. Seine „Mechanik der Materie" und seine Abhandlung über „Optik" enthalten originelle, nur vielleicht etwas zu hypothetische Ansichten. Indeß sah er bald ein, daß er einen falschen Weg betreten hatte; er verließ die Höhen der Hypothese, um zur Beobachtung und Erfahrung zurückzukehren. Es beschäftigte ihn vorzüglich der Elektromagnetismus und es gelang ihm, einen ungemein sensibeln Galvanometer zu konstruiren. In Gemeinschaft mit dem Professor Baccelli, einem geschickten Physiker von Modena, stellte er eine Reihe von Versuchen über den durch Rotation entwickelten Magnetismus an, dessen Entdeckung man dem französischen Akademiker Arago verdankt; ihre Beobachtungen wurden jedoch von letzterem angefochten. Von allen seinen Beobachtungen aber ist die über die Färbung metallischer Flächen durch Zersetzung gewisser, mittelst der galvanischen Säule aufgelöster Salze, die wichtigste und bekannteste. Nobili wiederholte neuerdings zu Florenz mit dem Chevalier Antinori, die wichtigen Beobachtungen Faraday's über die Entwicklung der Elektrizität mittelst des Magnetes. Arago hatte vor mehreren Jahren die Entdeckung gemacht, daß Körper, die im Zustande der Ruhe nur eine höchst geringe oder gar keine magnetische Thätigkeit wahrnehmen lassen, sehr starke magnetische Eigenschaften entwickeln, wenn man sie in Bewegung setzt. Es ließ sich somit voraussehen, daß Bewegung eine nothwendige Bedingung sey, die Wirkungen des Magnetes zu verstärken; ferner, daß wenn sie durch eine Entwicklung von Elektrizität möglich seyn sollte, diese Wirkung durch Bewegung noch bemerkbarer werden müßte. Es vergingen jedoch mehrere Jahre, bevor man nähere Versuche anstellte. Faraday gebührt der Ruhm, zuerst dieselben angestellt zu haben; allein Nobili und Antinori wiederholten die Beobachtungen mit Glück und zeigten, daß man mittelst des Magnetes sogar Zuckungen in Fröschen hervorbringen könne, was Faraday vorher noch nicht gefunden hatte; zugleich konstruirten sie eine sehr einfache Maschine, um auf magnetischem Wege den elektrischen Funken zu gewinnen.

Amici's Mikroskop hat eine europäische Berühmtheit erlangt. Dieses Instrument, an dem er wiederholt Verbesserungen anbrachte, ist endlich doch zu einer Vollkommenheit erhoben worden, daß eines seiner neuesten, ein achromatisches Mikroskop, den Gegenstand sechzehn Millionen mal vergrößert, wodurch die naturwissenschaftlichen Untersuchungen ungemein erleichtert werden, und der Wissenschaft ein wesentlicher Dienst geleistet worden ist. Amici hat ein Atelier gegründet, in welchem vorzügliche astronomische Instrumente verfertigt werden. Mehrere seiner Erfindungen sind noch nicht zur Oeffentlichkeit gekommen; so ein künstliches Queck-

silberhorizont unter einer Glasdecke, dessen Stellung durch einen kleinen Tropfen Alkohol bestimmt wird; deßgleichen eine achromatische Quecksilberrichtwage, die bei geodäsischen Beobachtungen sehr brauchbar ist. Uebrigens beschäftigt sich Amici nicht bloß mit Verfertigung astronomischer Instrumente, sondern weiß sich ihrer auch mit großer Geschicklichkeit zu bedienen, worin er von seinem Sohne unterstützt wird, der frühzeitig schon durch analytische Untersuchungen bekannt wurde. Amici war in neuester Zeit nach Florenz berufen worden, um als Astronom Pons zu ersetzen. — **Antinori**, dessen schon oben erwähnt wurde, hat den italienischen Wissenschaften durch die Herausgabe von Volta's gesammelten Schriften ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Gegenwärtig Direktor des physikalischen und naturgeschichtlichen Museums, wo ihm in diesem Institute so viele Mittel zu wichtigen Untersuchungen zu Gebote stehen, wird es ihm mit Männern wie Amici, Gazzeri, Lambruschini, Nobili, Savi u. s. w. zur Seite, möglich werden, den alten Ruhm der Akademie del Cimento wieder zu erneuern.

Florenz ist der Sitz eines Gelehrtentribunales, das aber keineswegs in dem übrigen Italien anerkannt wird, der **Akademia della Crusca**. Im sechzehnten Jahrhundert durch Männer von großem Verdienste gegründet, konnte sie weder durch ihre Arbeiten, noch durch ihre Dienste, die sie der Reinheit der italienischen Sprache leistet, ihre Erbitterung gegen Tasso in Vergessenheit bringen. Zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts gaben die Akademiker der Crusca ein Wörterbuch heraus, das allen ähnlichen Werken bei andern Nationen voranging und das aller seiner Unvollkommenheiten ungeachtet für die Zeit, wo es erschien, ein erstaunenswürdiges Unternehmen bleibt. Im Laufe desselben Jahrhunderts bereicherte sich das Wörterbuch der Akademie della Crusca noch durch die Arbeiten eines Redi, Dati, Marchetti, Magalotti u. s. w. Die letzte Herausgabe desselben ist vom Jahre 1728; seitdem sind mehr als hundert Jahre verflossen, ohne daß die vielen heftigen Angriffe, die auf die Akademie gerichtet wurden, im Stande waren, den Gang ihrer Arbeiten zu beschleunigen. Im Auslande wird man sich vielleicht darüber wundern, daß man in Italien so große Wichtigkeit in die Wahl der Worte und dem Periodenbau setzt; und vielleicht schließt man daraus, daß es Leuten, die sich so viele Mühe mit Worten geben, an Gedanken fehlen dürfte. Allein eine nähere Bekanntschaft mit der italienischen Sprache läßt eine so strenge Auswahl nicht überflüssig oder lächerlich erscheinen. In Italien besitzt selbst der ungebildetste Mensch ein sehr feines und empfindsames Ohr für die Harmonie einer reichen und musikalischen Prosa und wenn man Dante, Machiavel, Galilei u. s. w. sich mit grammatikalischen Untersuchungen befassen sieht, so wird man doch schwerlich annehmen wollen, daß sie aus Mangel an Geist sich mit diesem Studium so eifrig beschäftigten. Bei den Römern finden sich hiezu schlagende Seitenstücke. Cicero versetzte durch ein wohlklingendes Wort, das er am Ende einer seiner harmonischen Perioden anzubringen wußte, dreißigtausend Zuhörer in ein Entzücken, das sich durch enthusiastisches Geschrei aussprach, und Cäsar selbst, der gewiß andere Sachen zu thun hatte, schrieb über die Grammatik und man weiß, daß er eine ganz besondere Sorgfalt auf die Wahl der Worte verwendete.

(Fortsetzung folgt.)

Tripolis.

Syrien ist in diesem Augenblick der Gegenstand eines ernsten Kampfes zwischen dem Pascha von Aegypten und dem Großherrn, dessen Ausgang noch sehr zweifelhaft erscheint. Wenn Mehemed Ali, der vielleicht besser gethan hätte, den Staaten, die er bereits beherrscht, eine gute Organisation zu geben, unterliegt, so ist es leicht möglich, daß sein Ansehen in Aegypten selbst gefährdet wird; bleibt er aber Sieger, so erhält das bereits stark erschütterte ottomanische Reich einen neuen Stoß, der auch einigen der andern großen, seiner Herrschaft unterworfenen Provinzen sich mittheilen dürfte. Bei diesen kritischen Umständen, die gar leicht die ganze gegenwärtige Gestaltung des Orients ändern könnten, dürfte es daher nicht ohne Interesse seyn, einen Blick auf die Länder zu werfen, nach denen es Mehemed Ali gelüstet.

Das Paschalik Tripolis liegt nördlich von St. Jean d'Acre, dehnt sich längs der Küste vom Nahr el Kebir bis nach Latakieh aus und ist im Osten von diesem Fluß und einer Gebirgskette begränzt, die das Bassin des Orontes beherrscht. Fast sein ganzes Gebiet ist gebirgig, und nur eine einzige, einigermaßen beträchtliche Ebene begränzt die Küste zwischen Tripolis und Latakieh. Diese Ebene ist von zahllosen Bächen bewässert, die aus dem Gebirge herabkommen, und könnte außerordentlich fruchtbar seyn, ist aber weit weniger angebaut, als die Felsen des Libanon. Die hauptsächlichsten Produkte sind Getreide, Gerste, Baumwolle, und in den Umgebungen von Latakieh beschäftigt man sich vorzüglich mit dem Anbau des Tabaks und des Oelbaums. Ein großer Theil des Libanon gehört zu diesem Paschalik, das in folgende **Mekatta** oder Distrikte eingetheilt ist: 1) **Dschebbet Beschiraih**, ein ziemlich großer Distrikt östlich von Tripolis, meist von Maroniten und griechischen Christen bewohnt, in dem die Dörfer Beschiraih, Haddet, Ban, Antura, Hatschid, Blausa, Hakrun, Kefer-Schab, Bosun, Kir-Kascha, Kefer-Sarun, Kanobin und Eden liegen; 2) **El Zawye**, ein kleiner Kanton am untern Abhange des Libanon; 3) **Batrun**, eine kleine Stadt mit einem kleinen Bezirk an der Küste; 4) **Ell Kura**, das den niedrigsten Theil des Libanon begreift und durch den Kadescha vom Kanton El Zawye getrennt ist; 5) **El Fetuh**, östlich von Dschebaihl; 6) **Akura**, kleiner Distrikt mit einem Dorfe gleiches Namens, Sitz eines maronitischen Bischofs; 7) **El Dhennye**, nördlich und nordwestlich von Beschiraih; 8) **Dschebaihl**, an der Küste, mit einer Stadt gleiches Namens; 9) **Dschebbet el Meneihtre**, einer der wichtigsten Kantone, dessen Hauptort Afka ist; er ist fast ganz von Motualis bewohnt, und hier entspringt der Nahr Ibrahim. Zu dieser von Niebuhr angegebenen Eintheilung gehören auch noch folgende Ergänzungen, die wir dem Reisenden Burckhardt verdanken: 10) **El Hermel**, am östlichen Abhange des Libanon, gegen Baalbeck; 11) **El Kattaa**, Gebirgsgegend östlich von Batrun; 12) **El Kella** und 13) **El Schara**, über die wir nur unzureichende Angaben besitzen; 14) **El Akkar**, am nördlichen Abhange des Libanon; 15) **Tartus**, an der Küste, mit einer Stadt gleiches Namens; 16) **Szaffeihta**, Gebirgsdistrikt östlich von Tortose; die ebenfalls gebirgigen Kantone der **Anzairis**, und der **Ismaihlis**, die sich vom Nahr el Kebir bis über Latakieh hinaus erstrecken, und endlich der Distrikt **Latakieh**.

Vor ungefähr einem Jahrhundert waren die Motualis im Besitz der Distrikte Dschebaihl, Beschiraih, El Zawye, El Dhennye, El Meneihtere und El Hermel, die sie von den Pascha's von Tripolis zu Lehen trugen; allein sie wurden seitdem aus diesen Bezirken vertrieben, und bemeisterten sich dagegen des Distrikts Beled Baalbeck, dessen Bewohner sie verjagten. Burckhardt sagt indeß, daß man noch mehrere Familien der Motualis in den Kantonen Dschebaihl, El Dhennye, El Hermel und El Meneihtere trifft. In Beschiraih sind fast alle, und in den Distrikten Akkar, El Schara und El Kura drei Viertheile der Einwohner Christen. Der ganze Libanon ist gegenwärtig in dem von dem Emir der Drusen beherrschten Bezirke begriffen, der dem Pascha von Tripolis von den sechshundert Beuteln, die er erhebt, einhundert und dreißig als Gebirgs-Miri oder Gebirgsgrundzins entrichtet.

Tripolis, jetzt **Tarabolos** genannt, liegt eine und eine halbe Stunde vom Meer entfernt, auf dem Rücken der niedrigsten Anhöhen des Libanon. Die Kapitäns Irby und Mangles nennen sie die reinlichste Stadt Syriens; alle Häuser sind zierlich von Steinen erbaut und von gut unterhaltenen Gärten mit Orangen- und Zitronenbäumen umgeben, mit denen auch die

ganze Oberfläche der dreieckigen Ebene bedeckt ist, die sich von der Stadt bis an die Küste erstreckt.*) Der Fluß von Kadescha oder Nahr Abu-Ali, der die Ebene befruchtet, fließt, nachdem er vorher noch ein schönes enges Thal bewässert, mitten durch Tripolis, und ergießt sich dann an der nördlichen Seite des Triangels ins Meer; seicht und reißend an seiner Mündung ist er, selbst für Kähne, nicht schiffbar. Gegen Mittag, an der Stelle, wo der Kadescha die Stadt zuerst berührt, erhebt sich die Citadelle; sie beherrscht Stadt und Ebene, wird aber wiederum von einer, nördlich vom Fluß gelegenen, nur 75 Toisen entfernten Anhöhe beherrscht; ihre Erbauung verliert sich bis in die Zeiten der Kreuzzüge und wird den Sarazenen zugeschrieben. Der Obristlieutenant Squire hatte sie im Jahre 1802 sehr in Verfall gefunden; allein von Burckhardt erfahren wir, daß sie im Jahre 1812 vollkommen wieder hergestellt wurde. Mehrere Theile der Stadt tragen noch ganz das Gepräge der Kreuzzüge; besonders sieht man noch viele gothische Bögen über den Straßen. Gegen Osten, in geringer Entfernung von der Citadelle, in einem tiefen Thale am Kadescha, hinter einem Hain von Orangen-, Maulbeer- und andern Bäumen und Sträuchern versteckt, deren balsamischer Duft die Luft durchwürzt, kurz in einer der herrlichsten, malerischsten Lagen, die man sich nur denken kann, liegt ein Kloster von Derwischen. Burckhardt schildert Tripolis als einen der reizendsten Orte Syriens; die Ebene, nebst den benachbarten Gebirgen, gewähren den Bewohnern auf einem ziemlich beschränkten Raum eine große Mannichfaltigkeit der Temperatur, und ganz unvergleichlich scheint ihm besonders das vom Kadescha bespülte Thal. Diese so sehr gepriesene Gegend ist indeß doch nicht frei von nachtheiligen Einwirkungen auf die Gesundheit: „Vom Monat Juli bis September, sagt Volney, sind ähnliche epidemische Fieber, wie in Skanderum und auf der Insel Cypern, hier sehr häufig, ein Umstand, den man der starken Bewässerung zuschreiben muß, die von den Eingebornen auf die Maulbeerpflanzungen geleitet wird, um von den Bäumen eine zweite Blättererernte zu erzielen.“ Seit einigen Jahren ist es indeß gelungen, den Gesundheitszustand der Stadt und ihrer Umgebungen durch Abzugsgräben zu verbessern. Man ließ früher auf der Ebene mehrere Pfützen stehen, die während der heißen Jahreszeit giftige Dünste verbreiteten; aus Burckhardts Reise sehen wir indeß, daß die Austrocknungen vorgeschritten und die sumpfigen Stellen in Gärten verwandelt worden sind.

Von El Mina, oder dem Hafen aus bis zur Mündung des Kadescha stehen am Meeresstrand, zur Vertheidigung des Hafens, je zehn Minuten von einander entfernt, sechs einzelne viereckige Thürme, deren Erbauung ebenfalls den Sarazenen zugeschrieben wird. Der untere Theil ihrer Mauern ist durch horizontal gelegte Säulentrümmer von grauem Granit verstärkt und in geringer Entfernung am Ufer, ja selbst bis ins Meer hinein, sieht man noch eine große Menge ähnlicher Säulen; Burckhardt zählte deren wenigstens 80 von 1¼ Fuß im Durchmesser. Jeder dieser Thürme hat einen eigenen Namen; der nördlichste von ihnen heißt wegen seiner Lage am Kadescha, Burdsche Ras el Nahr, und die Namen der übrigen sind: Burdsche el Dekye, Burdsche el Sebaa, Burdsche el Kanatter, Burdsche el Derschun und Burdsche el Mogharabe. Burdsche el Sebaa, oder der Löwenthurm, hat, wie man sagt, seinen Namen von einem über der Thür ausgehauenen, mit zwei Löwen gezierten Schilde, dem Wappen des Grafen Raymund von Toulouse. Burckhardt sah in Tripolis ein Petschaft von Blei, das diesem Prinzen gehörte, auf dem ein, dem besprochenen ganz ähnlicher Thurm gravirt war.

---

*) Squire gibt folgende Beschreibung dieser Stadt: „Tripolis liegt längs der Basis einer dreieckigen Ebene, die einen Flächenraum von zwei Meilen fast in gerader Richtung von Süden nach Norden einnimmt und in ein nur wenig erhabenes Vorgebirg ausläuft; unmittelbar unterhalb desselben dehnt sich die Stadt in einer Länge von drei viertel Meilen und in einer Breite von 150 Toisen aus. Die nördliche Seite des Triangels ist eine und die südliche drei viertel Meilen lang; beide werden vom Meer begränzt. Am Vorgebirge, auf dessen nördlicher Seite der Ankerplatz ist, liegt Mariana, ein Flecken, wo die Schiffe aus- und einladen.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Den vom Major Burney der Gesellschaft des Land- und Gartenbaues von Bengalen übersendeten Berichten zufolge bauen die Birmanen fast in allen Theilen ihres Landes Baumwolle. Die größte Quantität derselben aber wird in dem zwischen Awa und Prome gelegenen Landstrich erzielt. Man baut sie nicht nach dem Reiß, sondern auf eigens dazu bestellten Feldern. Die Aussaat findet ungefähr zu gleicher Zeit mit dem Reiß statt, nämlich im Beginne der Regenzeit, d. h. im April oder Mai, und die Ernte geht im Oktober oder November vor sich. Man säet in handvollweisen Würfen, nachdem man den Samen zuerst sorgfältig gewaschen hat, und das Feld wird dreimal gejätet, bevor die Pflanze die Höhe von drei Fuß erreicht hat. Manchmal macht man auch noch eine zweite Ernte im Februar oder März, die jedoch schlecht ist. Oefters säet man mit der Baumwolle Brindschals und andere Küchengewächse, deren Same unter die Baumwollenkörner gemischt wird. Die Birmanen kennen nur die einjährige Baumwollenstaude. Die rothe Baumwolle, oder Uani, aus der der Nankin verfertigt wird, wird oft mit der weißen auf demselben Felde gebaut, und man sorgt nicht dafür, beide Pflanzen von einander zu sondern. Die Birmanen bereiten aus der rothen Baumwolle auch eine Art Kattun, aus der ihre Weiber sich Kamisole verfertigen; sie braucht selten gewaschen zu werden, was ihr in den Augen der Birmanen einen großen Werth gibt. Die Naye-lat oder Khans des Mittellandes, das zwischen dem eigentlichen Awa und den Ufern des Sanlun liegt, bauen hauptsächlich die Baumwolle zum Nankin, und weben daraus einen Kattun, Phayenni genannt, den sie alljährlich, in Stücken von 60 Ellen Länge und 1¼ Elle Breite nach Awa zum Verkaufe bringen. Jedes Stück kostet 7 Tikals (ungefähr 28 Fr.) Um die Baumwolle von den Körnern zu reinigen, bedienen sich die Birmanen derselben Maschinen, wie die Siamesen, Kayait genannt; sie besteht aus zwei sehr nahe aneinanderlaufenden Cylindern, die in entgegengesetzter Richtung mit einer Handhabe in Bewegung gesetzt werden. Eine Person kann 10 Wiß oder 36 Pfund des Tags säubern. Der Preis der Baumwolle wechselt zwischen 10 und 15 Tikals für die rohe und zwischen 30 und 50 für die ausgekörnte. Die Baumwolle von Tenasserim oder der Provinz Martaban scheint dem Major Burney mehr Absatz zu haben, als die von Awa. Die Karians bauen die Baumwolle in der Provinz Mulmein, und säen sie stets in Alluvialland, am Ufer der Flüsse, oder auf Inseln, die während der Hochwasser überschwemmt werden.

*

In der Menagerie Atkins in London zog vorzüglich eine sechsjährige Tigerin von außerordentlicher Schönheit die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich; allein dieses herrliche Thier litt schon vierzehn Tage an einer Lungenentzündung und Atkins hatte das Uebel so sehr überhand nehmen lassen, aus dem einfachen Grunde, weil die Kranke durch einige schreckbare Zeichen ihren Widerwillen gegen alles antiphlogistische Heilverfahren, namentlich gegen eine Aderlässe, zu erkennen gegeben hatte. Atkins suchte ihr dadurch einiges Blut zu entziehen, daß er ihr gelegentlich ein Stück am Ende ihres Schweifes abhackte; allein Dieß hob die Entzündung nicht, und es ward mit jeder Stunde sichtbarer, daß nur eine tüchtige Blutentleerung das Thier retten könne. Wirklich fand sich auch ein Wundarzt, der sich bereitwillig zeigte, die Operation, die leicht für ihn selbst eine Aderlässe hätte werden können, vorzunehmen. Auf seinen Rath wurde aus zwei starken Seilen eine Schlinge gemacht und dieselbe mittelst eines Stabes über den einen Fuß der Tigerin gestreift, um daran das Bein durch das Gitter so weit herauszuziehen, daß man eine Ader schlagen konnte. Drei Männer wurden angestellt, das angebundene Bein herauszuziehen. Nun aber erwachte die ganze Wuth der Tigerin, und obgleich krank, sprang sie doch so furchtbar umher, daß sie eines der Seile an sich riß und mit Einem Biß entzweibrach. Allein das andere Seil hielt, und das Bein wurde bis zur Schulter herausgezogen und die Aderlässe vorgenommen. Leider kam die Hülfe zu spät, und die Tigerin starb einige Tage darnach.

*

Eine Miß J. Wrig, die sich „Femme de lettres“ nennt, hat in den Vereinigten Staaten Vorlesungen gegen die Ehe begonnen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 264. 20 September 1832.

Der letzte Bund der Indianerstämme gegen die Vereinigten Staaten.

Tekumseh und sein Bruder Elskwatawa.

Der Name Tekumseh ist den Amerikanern unserer Tage eben so bekannt als der König Philipps (s. Ausland Nr. 56 d. J.) es vor anderthalbhundert Jahren war, obgleich ersterer bei weitem nicht den Ruf wie jener Häuptling der Pokanokets erlangte. Aber als Philipp den Versuch machte, die europäischen Ansiedler zu vernichten, oder mindestens auf einen bestimmten Raum zu beschränken, da war noch Aussicht auf einen möglichen Erfolg vorhanden, während Tekumseh's Anstrengungen völlig hoffnungslos waren; man fürchtete ihn zu wenig, um ihn gehörig zu achten.

Tekumseh gehört zu dem Kiskopoke-Stamm der Shawani's, *) einer Nation, welche als muthig, hochgesinnt und männlich geschildert wird. Sie kam, wie der Name andeutet, aus dem Süden, und die ältesten Leute aus dem Mohikan Stamme, ihren ältern Brüdern, sagten aus, sie hätten in der Nachbarschaft von Savannah in Georgien und in den Floridas gewohnt. Sie waren ein unruhiges Volk, das mit seinen Nachbarn, den Tschirokesen, Taschkaws, Kriks, Yamasis und andern mächtigen Stämmen in ewigem Kampfe lag, so daß diese endlich ein Schutz- und Trutzbündniß schlossen, um dieselben aus dem Lande zu vertreiben. Aber die Shawanis waren zu klug, als daß sie sich mit einem solchen Feinde in einen Kampf eingelassen hätten, und sie ergriffen den verständigen Ausweg, ihre Feinde um Erlaubniß zu bitten, ruhig das Land zu verlassen, und nordwärts zu ziehen. Dieß ward ihnen gewährt, ihre Hauptmasse ließ sich am Ohio nieder, einige weiter oben, wo die Franzosen nachher das Fort Duquesne, jetzt Pittsburg, bauten, andere am Ausfluß des Delaware und bis hinauf, wo jetzt Philadelphia liegt. Auch in ihrem neuen Vaterlande zeigte sich bald ihr kriegerischer Sinn. Die, welche am Ohio blieben, wurden zahlreich und mächtig, und nicht lange dauerte es, so überstiegen sie die Alleghanni-Gebirge, und überfielen eine Niederlassung des Stamms der Delawares, obgleich dieß Volk ihr Großvater **) war. Mordthaten wurden begangen, Raub wurde weggeführt, und ein Krieg erfolgte. Kaum war dieser vorüber, so ließen sie sich in den französischen Krieg ein, welcher im Jahr 1755 gegen die Engländer ausbrach. Als dieser im Jahre 1763 beendigt wurde, und der Stolz des Stammes stieg, durch vermehrte Anzahl, so wie durch ein festes Bündniß mit den Delawares, begannen sie Feindseligkeiten mit den Tschirokesen. Im Laufe des Krieges wurden die Angreifer öfters von den letztern bis in das Gebiet der Delawares verfolgt, und so auch diese Nation aufgereizt. Eine solche Vereinigung von Streitkräften neben der schon bestehenden Feindschaft mit den 5 Nationen war zu viel für die Tschirokesen, und im Jahre 1768 baten sie um Frieden und erhielten ihn. Die Shawanis blieben nun hauptsächlich durch den Einfluß der Delawares ungewöhnlich lange, nämlich 6 Jahre, ruhig, wo sie dann in einen Krieg mit Virginien, welches damals auch Kentucky umfaßte, verwickelt wurden. Die Ermordung einiger Verwandten Logans, eines tapfern Kriegers, durch die Weißen war die Veranlassung. Das Niederbrennen einiger Dorfschaften hatte sie kaum zu einer Art von Waffenstillstand mit diesem neuen Feind bewogen, als der Revolutionskrieg ausbrach, in welchem sie sich mit den Engländern vereinigten, und trotz des Friedens von 1783 die Feindseligkeiten fortsetzten bis ins Jahr 1795, wo General Wayne sie entscheidend schlug und zum Frieden nöthigte. Es ist allgemein anerkannt worden, daß ihrem Ruf als Krieger während des langen Kampfes kein Eintrag geschehen, sie galten für die wildesten und furchtbarsten Feinde der Amerikaner.

Ein Vorfall, welcher sich im Jahre 1775 ereignete, mag einiges Licht auf ihren Charakter und spätere Ereignisse werfen. In den genannten Jahren besuchte ein berühmter Missionär, Namens Zeisberger, eine ihrer Niederlassungen in der Hoffnung, eine Mission unter ihnen errichten zu können. In einem der Dörfer traf er mit dem Oberhaupte des Stamms zusammen; dieser gab ihm die Hand und sagte: „Heute hat der große Geist befohlen, daß wir einander sehen, und von Angesicht zu Angesicht sprechen sollen." Sodann ging er in eine lange Darstellung der Künste der Weißen ein, beschrieb ihre Art die Indianer zu betrügen, und erklärte end-

*) Shawani heißt die Südlichen.

**) Ein Titel, welchen ungefähr 40 andere Stämme jenem alten Volk gaben; die Mohikans heißen der ältere Bruder, weil ihre Trennung vom Urstamme eine der ältesten ist, welche die Sage kennt. Nach demselben Grundsatze geben die Delawares den Wyandots den Titel Oheim und erkannten dadurch deren Alter vor allen andern Stämmen an, da sie durch die Vermittlung der Mohikans bei ihrer Ankunft in diesem Lande Friede und Schutz von ihnen begehrt hatten.

lich, sie seyen alle gleich — alle Heuchler und Schurken. Der Missionär wollte auf diese Beschuldigung etwas antworten, der Häuptling zeigte sich aber dermaßen gegen die Weißen erbittert, daß Bruder Zeisbergers Ermahnungen gar schlechten Eindruck auf ihn machten; doch gab er endlich dem Prediger Erlaubniß, die andern Orte der Shawanis zu besuchen, sagte ihm aber zum Trost beim Abschiede, „er könne sich darauf verlassen, daß er bald genug erschlagen werden würde."

Wahrscheinlich war es im Jahre 1780, als die amerikanischen Truppen die Shawanis vom westlichen Ufer des Scioto verjagten, und ihre Dörfer hinter ihnen niederbrannten, daß der junge Held, welcher nachher durch seinen Hauch allein die Flamme des Kriegs auf der ganzen Westgränze der Vereinigten Staaten entzündete, unter den Ruinen seines Geburtslandes und dem Morde seiner Bundesgenossen jene Glut des Hasses gegen die Weißen einsog, die seinen ganzen Stamm beseelte, und den Grundton seines Lebens ausmachte.

Es ist ziemlich sicher hergestellt, daß er am Ufer des Scioto in der Nähe von Chilicothe geboren wurde. Sein Vater war ein berühmter Krieger und fiel in der Schlacht bei Kenawa, als Tekumseh noch ein Knabe war; seine Mutter war eine Tschirokesin, welche in einem Kriege zwischen dieser Nation und den Shawanis gefangen und nach indianischer Sitte in eine Familie der letztern Nation, welche unter den Miamis am See wohnte, aufgenommen worden war. In vorgerücktem Alter ging sie zu den Tschirokesen zurück und starb bei diesen. Der Totem (Abzeichen) ihres Stammes soll eine Turteltaube, der des Vaters ein Tiger gewesen seyn. Schon in früher Jugend gab Tekumseh den eigenen Geist kund, welcher ihn sein ganzes Leben hindurch auszeichnete: er war stolz auf seine Mäßigkeit und Wahrheitsliebe, behauptete einen ungewöhnlichen Ruf von Redlichkeit, und was unter seinen Landsleuten noch seltener ist, gab sich niemals Ausschweifungen im Essen und Trinken hin, heirathete erst lange nach der gewöhnlichen Periode, und als endlich seine Freunde in ihn drangen, verband er sich mit einer alten Frau, welche wahrscheinlich nicht die liebenswürdigste war, welche ihm aber nichts destoweniger ein Kind, seine einzige Nachkommenschaft, gebar.

(Fortsetzung folgt.)

Zustand der Wissenschaften in Italien.

3. In Toscana, Modena und Parma.

(Fortsetzung.)

Florenz hat ein literarisches Journal, die „Antologia," die so viel leistet, als unter den obwaltenden Verhältnissen sich erwarten läßt. Der Herausgeber desselben, Hr. Vieusseux, hatte mit großen Schwierigkeiten und vorzüglich mit der Arbeitsscheue des Landes zu kämpfen. Die Anatologia würde zuverlässig gewinnen, wenn die ausgezeichneten Männer des Landes thätiger mitwirkten; indeß hat Vieusseur doch einige tüchtige Mitarbeiter in Gazzeri, Montani, Forti u. s. w. gewonnen. Florenz verdankt Vieusseur auch ein sehr nützliches literarisches Institut, wo die vorzüglichsten ausländischen Zeitungen und Schriften zu finden sind. Ferner gibt er auch ein Journal für die Landwirthschaft heraus, das nützliche Kenntnisse auf dem Lande zu verbreiten bestimmt ist. Im Interesse der Volksbildung wäre es wünschenswerth, wenn dergleichen Unternehmungen eine bessere Unterstützung fänden.

Toscana, das kaum 1,200,000 Einwohner zählt, hat zwei vollständige Hochschulen zu Pisa und Sienna, und eine halbe Universität zu Florenz, was in einem Staate von so beschränkten Hülfsquellen der vollen Entwicklung dieser Institute mehr hinderlich als förderlich wird. Es ist eine Unmöglichkeit, in Toscana selbst so viele ausgezeichnete Männer zu finden, als zur Besetzung von so vielerlei Lehrstühlen nothwendig sind; und außerdem ist der Gehalt der Professoren viel zu gering, um ausländische Gelehrte berufen zu können. Eine einzige Universität zu Florenz würde hinreichend für Toscana genügen, ihre Lehrstühle würden von den ausgezeichnetsten Eingebornen zweckmäßig besetzt werden können, und die Museen und Bibliotheken der Hauptstadt große Hülfsmittel an die Hand geben. Das gewöhnliche Vorurtheil gegen Universitäten in großen Städten ist durch die Anstalten dieser Art in Paris, London, Berlin, München u. s. w. hinlänglich widerlegt worden. Ueberdieß hat Toscana in den letztverflossenen Jahren mehrere Professoren von großem Verdienste durch den Tod verloren. So wurde die Universität zu Pisa des berühmtesten italienischen Chirurgen, Vacca, beraubt. Sienna verlor Mascagni, der sich durch seine Entdeckungen im Systeme der lymphatischen Gefäße einen Namen erwarb, und Valeri, einen ausgezeichneten Publizisten. Diesen sehr fühlbaren Verlusten muß auch der des Naturforschers Radeli beigezählt werden, der die entlegensten Länder der beiden Kontinente mit seltenem Talente und unermüdlichem Eifer bereiste.

Der kleine Staat von Lucca, der zwar als solcher von Toscana getrennt ist, bildet jedoch in literarischem Betrachte eine von dem Großherzogthum abhängige Provinz. Ungeachtet seines geringen Umfanges hat Lucca doch zu allen Zeiten ausgezeichnete Männer hervorgebracht. Unter den noch lebenden erwähnen wir hier Lucchesini (Bruder des berühmten Diplomaten dieses Namens), ein gelehrter Hellenist, dem man die Uebersetzung des Pindars und gelehrte Untersuchungen über das ursprüngliche griechische Alphabet verdankt; Papi, Verfasser einer Reise nach Ostindien, der in der neuesten Zeit eine „Geschichte der französischen Revolution" herausgab. Giorgini und Franchini machten sich durch verschiedene mathematische Arbeiten bekannt und Volpi, Massarosa, Cotenna u. a. m. widmen sich mit Eifer und Talent der Pflege einzelner Zweige der schönen Literatur und der Wissenschaften.

Die Staaten von Parma und Modena, obgleich ohne die Hülfsmittel, deren Toscana sich erfreut, sahen aus ihrem Schoße doch eine große Anzahl Männer erstehen, die sich in den Wissenschaften einen dauernden Namen erworben haben. Leider werden wir aber in dem Augenblicke, wo wir dieses schreiben, mehr von Gelehrten sprechen müssen, die auf fremdem Boden in Verbannung leben, als von solchen, die noch in ihrem Vaterlande zurückbleiben durften. Wie schon erwähnt, zogen sich Romagnosi und Rasori nach Mailand zurück, und Nobili und Amici befinden sich zu Florenz. Aber noch eine Menge anderer gelehrter Männer mußten in Folge der neuern Ereignisse Parma und Modena verlassen.

An der Spitze der Literatoren Parma's muß Pietro Giordani genannt werden, der unbestritten der klassische Schriftsteller Italiens ist. Giordani wurde im verflossenen Jahrhunderte zu Piacenza geboren und während der französischen Herrschaft in Italien zum Sekretär der Akademie der schönen Künste in Bologna ernannt. Nach dem Sturze Napoleons und der Rückkehr des Papstes Pius VII in seine Staaten war Giordani der einzige Italiener, der damals die unberechenbaren Uebel vorauszusagen wagte, die über die Romagna hereinbrechen würden, wenn in der Verwaltung dieser Provinzen keine Verbesserung erfolgte. In einer Rede, die er in Gegenwart des Kardinallegaten hielt und die in der Geschichte Italiens als unvergängliches Denkmal der Beredsamkeit und des Bürgermuthes bleiben wird, sprach es Giordani unumwunden aus, daß die Zeit fortgeschritten sey und daß es fortan eine Unmöglichkeit sey, die Legationen mit den alten Formeln der apostolischen Kammer zu beherrschen. Der Legat beantwortete die Freimüthigkeit Giordano's, indem er ihn seiner Stelle entsetzte. Giordani schwieg und läßt nun, fünfzehn Jahre später, die Ereignisse für sich sprechen. Er flüchtete sich nach Mailand, wo er, wie schon früher erwähnt wurde, einer der ausgezeichnetsten Herausgeber der „Biblioteca italiana" war. Gezwungen, auch die Lombardei zu verlassen, wechselte er verschiedene Male seinen Aufenthalt, und lebt gegenwärtig zu Parma. Giordani schrieb nie ein Werk von größerem Umfange, allein die Schönheit seines Styles und die außerordentliche Reinheit seiner Diction erwarben ihm einen so großen Ruf, daß das geringste Produkt seiner Feder, wie der kleinste Journalartikel u. s. w. in Italien wie ein neues Ereigniß in der vaterländischen Literatur angesehen zu werden pflegt. Ein Mann von erstaunlich umfassendem Wissen und ein tief gelehrter Hellenist, hat er in der Kenntniß der italienischen Literatur fast nicht seinesgleichen und trug mächtig dazu bei, die Reinheit der Sprache Dante's wieder zu Ehren zu bringen.

Zu Parma befinden sich zwei andre Gelehrte, die sich viel mit italienischer Philologie beschäftigten: Colombo, der eine Menge wichtiger Bemerkungen über die alten Schriftsteller herausgab und Pezzana, der mehrere Bände der „Denkschriften über parmesanische Schriftsteller" schrieb, die eine Fortsetzung der Sammlung des berühmten Paters Affo zu bilden bestimmt waren. Die Bibliographie, die an sich ein sehr unfruchtbares Studium ist, wird zu einer wichtigen Wissenschaft, wenn sie auf Biographie, Geschichte und Herausgabe noch unbekannt gebliebener Schriften angewendet wird. Italien besaß zu gleicher Zeit drei Bibliographen ersten Ranges: Morelli zu Venedig, Audiffredi zu Rom und Affo zu Parma, die alle drei mit einer großen Kenntniß der alten und neuen Sprachen und einer fast universellen Gelehrsamkeit ausgerüstet, unschätzbare Arbeiten über die Geschichte der italienischen Literatur zu Tage förderten. Diese unermüdlichen Männer bildeten um sich her eine Schule. Manzi zu Rom, Gamba zu Venedig und Pezzana zu Parma sind ihre würdigen Nachfolger, und haben das Erbe ihrer Vorgänger treulich gewahrt. Die Gelehrten Italiens versprechen sich, daß Pezzana insbesondere, der schon mehrere sehr interessante und noch nicht herausgegebene Schriften ans Licht zog, die originellen Briefe Castelli's, Borelli's, Cavalieri's und anderer berühmter Männer des siebzehnten Jahrhunderts, die in der öffentlichen Bibliothek zu Parma ihrer Auferstehung entgegen harren, durch den Druck bekannt machen werde.

(Schluß folgt.)

Tripolis.

(Schluß.)

Tripolis (drei Städte) hat seinen Namen von drei Kolonien, eine von Tyrus, die andere von Sidon und die dritte von Aradus, die sich am Vorgebirge und auf dem bereits erwähnten Triangel niederließen. „Sehr wahrscheinlich, sagt Maundrell, wurde dieser Name ursprünglich drei verschiedenen, neben einander liegenden und vielleicht sogar mit einander verbundenen Städten, nicht aber einer einzigen beigelegt. Alten Nachrichten zufolge waren diese drei Städte jede 125 Schritte von einander entfernt; allein es ist Grund für die Vermuthung vorhanden, daß sie sich später durch den Anbau von Vorstädten verschmolzen. Noch jetzt unterscheidet man zwei verschiedene Städte. Die Seeseite, die den äußersten Winkel des Vorgebirges einnimmt, macht eine Stadt für sich aus und steht auf der Stelle, wo sie gegründet wurde. Tüchtige Gräben, nebst einer einfachen Mauer, quer über das Vorgebirg, von der man noch Spuren sieht, genügten zu ihrer Befestigung; sie hatte eine Dicke von 15 Fuß und scheint bei einer Belagerung umgestürzt worden zu seyn. Bei Nachgrabungen in dieser Richtung fand man Grundlagen von Mauern und Häusern, und die auf diese Weise gewonnenen Steine wurden zum Wiederaufbau von El Mina verwendet. Was die dritte Stadt betrifft, so läßt sich vermuthen, daß sie entweder auf der südlichen Seite der Ebene,*) wo Volney bedeutende Minen sah, oder höher gegen das Gebirge hin lag; wahrscheinlicher aber ist, daß man die höhere, jetzt von dem Derwischkloster eingenommene Lage vorzog.

Burckhardt schätzte die Einwohnerzahl von Tripolis im Jahre 1812 auf 15.000 Seelen, von denen ein Drittheil aus griechischen Katholiken besteht, deren geistliche Angelegenheiten von einem Bischof geleitet werden. Diese Griechen sind, wie man ihm sagte, durch einen Ferman des Großherrn ermächtigt, jedem Glaubensabtrünnigen den Zutritt und Aufenthalt in der Stadt zu verwehren. Diese Angabe ist vielleicht nicht ganz richtig; allein so viel ist gewiß, daß ein solcher, wenn man ihn entdeckt, sogleich in Ketten gelegt und mißhandelt wird, was unglaublich schiene, wäre nicht der Fanatismus der orientalischen Christen bekannt. Bemerkenswerthe öffentliche Gebäude gibt es nicht; der Khan der Seifensieder ist groß, ziemlich gut gebaut und in der Mitte mit einem Wasserbehälter versehen.**) Viele schöne Granitsäulen und geschmackvoll gearbeitete Kapitäle von weißem Marmor, die am Strand, im Meer und in den benachbarten Gärten zerstreut liegen, verkünden gewissermaßen die alte Pracht der Stadt; allein das wichtigste Denkmal ihrer vormaligen Größe sind die Ruinen eines prächtigen Theaters am nördlichen Thore. Die Türken, die bekanntlich nicht stark in der Alterthumskunde sind, behaupten mit asiatischer Uebertreibung, es sey vor Zeiten ein Schloß von so ungeheurer Höhe gewesen, daß, stünde es noch unverletzt, ein Reiter bei Aufgang der Sonne eine ganze Stunde weit in seinem Schatten reiten könnte. Die Trümmer dieser modernen Babel sind jetzt nur noch zwanzig Fuß hoch; die Türken haben große Theile mit Pulver gesprengt und sich so, wie man sagt, die

*) Auf der südlichen Seite der Ebene befindet sich ein Strand, wo der Sand an einigen Stellen zu Fels versteinert ist, und in vielen dieser Felsen sieht man große Cisternen. Im Hintergrunde der Bai entspringt eine Quelle von süßem Wasser, und daneben erheben sich Dünen von Flugsand, den die Westwinde vom Meeresstrand hier aufhäufen. (Burckhardt.)

**) Zur Zeit des Pococke gab es fünf oder sechs Moscheen mit viereckigen Thürmen in Tripolis, die ehemals zum christlichen Gottesdienste verwendet wurden. Die merkwürdigste unter ihnen, mit achteckigem Thurm, war dem heil. Johannes dem Täufer geweiht. Die Griechen hatten eine schöne Kathedrale und die Maroniten eine Kirche; auch sah er Klöster der Jesuiten, Karmeliter und der Mönche vom heil. Grabe; überdieß, fügt er bei, scheinen mehrere Bazars ehemals Klöster oder andere kirchliche Gebäude gewesen zu seyn."

große Menge von Marmor verschafft, womit ihre Bäder und ihre Moscheen geziert sind. Was noch von den Ruinen vorhanden ist, beschreibt einen Halbzirkel, der von einer Ecke zur andern ungefähr dreihundert Fuß mißt. In diesem Halbzirkel befanden sich siebzehn Oeffnungen oder Fenster, fast auf gleicher Höhe mit dem Boden, zwischen denen sich auf hohen Fußgestellen dicke Pfeiler als Strebepfeiler gegen die Mauer erheben, um dem Gebäude größere Dauer zu geben; jetzt sind sie fast ganz zertrümmert. Im Innern dehnte sich ein weiter Raum aus, dessen Flächeninhalt sich, der Häuser wegen, welche die Türken hinein gebaut haben, nicht genau angeben läßt. Die für die Zuschauer bestimmten Stufenbänke an der östlichen Seite sind, so wie die unter den Bänken rings um das Theater laufenden Keller oder Gewölbe noch gut erhalten. Die äußere Mauer, die bei zwölf Fuß dick ist, besteht ganz aus großen, starken Steinmassen, und es bedurfte allerdings einer so herkulischen Bauart, um dem Zahn der Zeit und den Plünderungen der Türken zu trotzen.

Von Dschebill aus, wo hauptsächlich Baumwolle gebaut wird, führt der Weg in nördlicher Richtung nach Latakieh, dem alten Laodicea ad mare, eine Tagreise von Nahr-el-Melek. Die neue Stadt liegt nordwestlich vom Kap Ziaret, eine hohe Erdzunge, die sich eine viertel Stunde weit ins Meer erstreckt. Der eine halbe Stunde von der Stadt entfernte Hafen ist sehr klein, aber besser geschützt, als die übrigen Häfen dieser Küste. Im Jahre 1796 litt Latakieh, wo man herrliche Ruinen findet, sehr durch ein Erdbeben, bei dem eine große Anzahl seiner Bewohner umkam und seit jenem Unglück hat diese Stadt bedeutend an ihrer Wichtigkeit verloren. Nach Volney und Burckhardt wäre Latakieh die Gränze des Paschaliks Tripolis; Maundrell hingegen behauptet, es erstrecke sich noch zwei Tagreisen weiter auf der Straße von Aleppo bis zu einem waldigen, gebirgigen Kanton, der durch das Thal Bedame von den Bergen getrennt wird, die den Orontes östlich von Schogger beherrschen. Verfolgt man diesen Weg, so kommt man zuerst nach Scholfatia, einem ärmlichen Dorf an einem Waldstrom, der im Sommer austrocknet, zur Regenzeit aber zuweilen so stark anschwillt, daß man ihn nicht passiren kann; vier Stunden weiter ist Bellulca, die Residenz eines Aga und zum Theil von Maroniten bewohnt; eine Viertelmeile weiter, links an der Straße, liegt Cite-Galle, ganz von Maroniten bewohnt; drei Stunden von da Kaphar-Krusia, und endlich noch eine Stunde weiter Hadschar-el-Sultaneh (der Stein des Sultans); um nach dem nordöstlich gelegenen Schogger zu kommen, bedarf es noch einer ganzen Tagreise.

Einige Meilen über Hadschar-el-Sultaneh hinaus stößt man in einem Thal auf eine seltsame Spalte im Boden, die außerordentlich tief, aber so schmal ist, daß man sie nicht eher gewahrt, als bis man fast an ihrem Rande steht, obschon bereits in weiter Entfernung die Aufmerksamkeit durch das Geräusch eines Waldstromes erregt wird, der sich von der Höhe herab in diese Oeffnung stürzt. „Wir schätzten ihre Tiefe, sagt Maundrell, auf wenigstens 90 Fuß; sie ist indeß so schmal, daß ein Steg von zwölf Fuß Länge hinreicht, um sie zu überschreiten. Ein Fels von fester Steinart, mit senkrechter Wand, bildet die Seiten dieses Abgrundes; gegen die Tiefe hin scheint er aber, von dem beständig herabstürzenden Wasser ausgehöhlt, eine wellenförmige Gestalt angenommen zu haben.

Von Schogger, einem großen, sehr unsauberen Nest am Orontes, braucht man noch eine ganze Tagereise, um das Dorf Kestin zu erreichen, von wo aus man in 6 bis 7 Stunden nach Aleppo kommen kann.

Es gibt einen andern Weg, der von Tripolis aus durch das Thal des Orontes nach Homs und Hamah führt, und den Burckhardt auf seiner Reise von Aleppo nach Damas einschlug. Diese Straße wendet sich östlich jenseits des Nahr-el-Kebir und führt längs dem Fuß der unter dem Namen Dschebel-Schara bekannten Gebirge, der niedrigsten und nördlichsten Verlängerung des Libanon, in eine weite Ebene, die im Westen nach dem Meere hin offen, im Norden aber von den Gebirgen von Tortose und im Osten von den Anzaibris begränzt ist. Diese letztere Gebirgskette erstreckt sich, nach Volney, vom Nahr-el-Kebir bis nach Antiochien und ist noch wenig bekannt. Der gelehrte Reisende bemerkt noch, daß die Pascha's von Tripolis oft versuchten, die Anzaibris und die Maroniten unter ihre Herrschaft zu bringen; daß es diesen aber immer gelang, die Türken von ihrem Gebiete abzuhalten, oder sie doch zu hindern, sich auf demselben zu behaupten, und daß diese sich mit einem geringen Tribut begnügen müssen, dessen Erhebung noch dazu einem oder mehreren Häuptlingen dieser unbezwinglichen Stämme überlassen ist.

Die englischen Journale enthalten den Eid, welchen die Weißfüße und Ribbonmen in Ireland leisten: derselbe ward der Committee des Unterhauses, welche den Zustand Irelands zu untersuchen hatte, mitgetheilt, und wir geben ihn hier in Uebersetzung, obwohl dadurch der eigenthümliche Charakterzug derselben, nämlich die irischen Provinzialismen und die seltsame Schreibart verloren gehen. I. Eid der Weißfüße: 1) Ich schwöre feierlich dieser neuen Ribbonakte treu und gehorsam zu seyn. 2) Ich schwöre, ich will nach meinen besten Kräften Könige, Königinnen und Prinzen, Herzoge, Grafen, Lords und alle solche mit Landraub und Ketzerei *) niedermachen. 3) Ich schwöre, daß ich niemals Mitleiden haben will mit dem Aechzen und Stöhnen der Sterbenden, von der Wiege bis zur Krücke (from the Cardell to the Crutch), und daß ich knietief im Blute der Oranienmänner waten will. 4) Ich schwöre, daß ich mir meinen rechten Arm abhauen lassen will, ehe ich einen Bruder, den ich als solchen kenne, beraube, verrathe oder in einem Gerichtshof verfolge. 5) Ich schwöre, ich will 10 Meilen zu Fuß und 15 Meilen zu Pferde machen, 5 Minuten nachdem man mich dazu aufgefordert hat. 6) Ich schwöre Geld geben zu wollen, um Feuerwaffen, Munition u. dgl., so wie alle andern Waffen, deren man bedarf, anzukaufen und auszubessern. 7) Ich schwöre, niemals den Namen des Mannes, der mich zum Ribbonman oder Weißfuß machte, oder deren, die dabei anwesend waren, irgend Jemand unter dem Himmelsgewölbe, auch nicht einem Priester, Bischof oder sonst Jemand in der Kirche zu nennen. 8) Ich schwöre, daß ich nicht dabei seyn will, wenn man einem Weißfuß oder Ribbonman Hölle oder Vernichtung zutrinkt (to hear hell or confusion drank to a whitefoot), ohne mich zu widersetzen oder die Gesellschaft zu verlassen. 9) Ich schwöre keinem Räuber Gesellschaft zu leisten, noch ihn zu beherbergen, es sey denn um Feuerwaffen. 10) Ich schwöre in keinem unerlaubten Verhältniß zu stehen mit eines Bruders Weib oder Schwester, wenn ich sie als solche kenne. 11) Ich schwöre, ich will nicht einen zweiten Rock oder zweiten Schilling behalten, wenn ein Bruder, den ich als solchen kenne, dessen bedarf. 12) Ich schwöre nicht anwesend seyn zu wollen, wenn einer zum Ribbonman oder Weißfuß gemacht wird, außer auf besondern Befehl unsers Hauptmanns. In Befolgung dieser geistlichen Verbindlichkeit helfe mir Gott. — Nachstehendes ist der Eid der Ribbonman's: Hier in Gegenwart Gottes und des Zeichens des Kreuzes versichere ich und schwöre auf Eid und mit Gefahr meines Lebens allen Befehlen und Anordnungen, die unter dem Herzog von Ostridge und unsrer Committee gemacht wurden, treu zu seyn. Dieser Anordnung sind 14, die mit Ausnahme der noch unbekannten zehnten nur dem Inhalte nach angegeben sind, und da sie fast durchaus mit dem obigen Eide der Weißfüße übereinstimmen, so heben wir nur die bemerkenswerthen Punkte aus: 2) Ich schwöre nie Einen zum Ribbonman zu machen ohne Einwilligung von sieben und Anwesenheit von drei Brüdern. 11) Nie Einen zum Ribbonman zu machen ohne Einwilligung dessen, von dem man selbst zum Ribbonman gemacht wurde. 14) Parole: Was bedeuten die drei L. L. L.? Antwort: Louth, Longford und Limerick. In einem frühern Eide mußte der Ribbonman versprechen, nur durch Noth gezwungen im königlichen Heere Dienste zu nehmen; ferner sollte der, der seinem Eid entgegenhandelt, möglichst bald auf die Seite geschafft werden.

*) And all such with Land Jobin and herrisy. Jobin, statt jobbing. Dieser Ausdruck ist einer der bezeichnendsten. Landraub drückt es nur halb aus; es bedeutet eigentlich den, der halb durch Gewalt, halb durch List und durch die Ungerechtigkeit der Gesetze dem wahren Eigenthümer sein Gut entrissen hat. Die Irländer gedenken eben so, wie die nach Afrika verwiesenen Mauren, noch recht wohl der ihnen seit mehreren Jahrhunderten entrissenen Güter.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 265. 21 September 1832.

Der letzte Bund der Indianerstämme gegen die Vereinigten Staaten.

Tekumseh und sein Bruder Elskwatawa.

(Fortsetzung.)

Es ist nicht zu vermuthen, daß die Geschichte bemerkenswerthe Thaten des jungen Kriegers in seinen ersten Schlachten aufbewahrt haben sollte: Die Shawanis erzählen, daß er in einer Schlacht mit den Truppen von Kentucky am Ufer des Mad River zum erstenmal auftrat, in der Hitze des Kampfes aber mit einem Mal rechts um kehrt euch machte, und sich in möglichster Eile vom Schlachtfelde entfernte, während sein Bruder mit den andern Indianern Stand hielt, und focht, bis er verwundet und weggebracht wurde. Es ist Dieß bekanntlich nicht das erste Beispiel, daß es einem zum Feldherrn geborenen Manne an Muth fehlte. Jener thierische Muth mangelt hie und da jenen regsamen Geistern, bis die Stärke der Seele allmählich die Schwächen des Körpers überwindet. Zur Zeit seiner ersten Schlacht war übrigens Tekumseh noch sehr jung, später sah man ihn niemals weichen, und schon vor dem Frieden von 1795, wo er wahrscheinlich erst 25 Jahre alt war, soll er sich so sehr ausgezeichnet haben, daß er für einen der kühnsten indianischen Krieger galt. Keiner war so fortwährend mit jenen schrecklichen Einfällen beschäftigt, wodurch die ersten Ansiedler von Kentucky so furchtbar litten, und wenige konnten sich rühmen, so viele Leute auf dem Ohio aufgefangen, so viele Häuser auf dem civilisirten Ufer geplündert zu haben. Er wurde oft verfolgt, nie erreicht; wenn der Feind in sein eigenes Land einrückte, so zog er sich an die Ufer des Wabash zurück, bis der Sturm vorüber war, und gerade, wenn die Ansiedler das Schwert bei Seite gelegt hatten, um Art und Pflug schon wieder zu ergreifen, so überfiel er sie abermals. Es ist ein merkwürdiges Zeichen seiner Gesinnung, daß er von der Beute, welche bei der Menge seiner Züge sehr beträchtlich seyn mußte, selten etwas für sich behielt. Seine herrschende Leidenschaft war der Ruhm, wie Beute die seiner Anhänger, und so war die Theilung zur Zufriedenheit beider Theile stets schnell gemacht. Spätern Gelegenheiten, an die man jetzt noch im Traume nicht dachte, blieb der Beweis aufbehalten, daß sein Temperament, wie seine Geistesanlagen mehr zur Leitung von Schlachten als zum Gewühl eines kleinen Gefechtes sich eigneten.

Wir sind nun an eine Periode seines Lebens gekommen, wo es nöthig wird, seine Geschichte mit der seines Bruders, des berühmten Propheten Elskwatawa *) zu verbinden. Zwischen ihm und Tekumseh war vermuthlich schon seit früher Zeit ein Einverständniß über den großen Plan, welchen sie nachher gemeinschaftlich mit einander auszuführen strebten, nämlich den, alle westlichen Stämme zu einem Kriege gegen die Amerikaner zu vereinigen. Welchem von beiden dieser Gedanke ursprünglich gebührt, kann natürlich nicht mit Sicherheit ermittelt werden; die Wahrscheinlichkeit spricht für den hohen Geist Tekumseh's, jedenfalls aber war der Prophet viele Jahre lang seines Bruders engster Vertrauter, oft sein Rathgeber.

Das Auftreten von Propheten ist unter den Indianern nichts seltenes; indeß so groß ihr Aberglaube ist, so sehr eine kindische Furcht vor einer unbekannten verborgenen Macht sie beherrscht, so machen doch bei weitem nicht Alle, welche als Propheten auftreten, ihr Glück; einige werden trotz aller Mühe, die sie sich geben, verlacht, einige erhalten nur auf kurze Zeit Glauben. Elskwatawa hingegen dehnte seinen Ruf von Stamm zu Stamm über den ganzen Westen trotz aller Hindernisse aus, welche er im Laufe seiner Bemühungen fand. Man hat in Amerika mehrfach die Frage aufgeworfen, ob er ein Betrüger gewesen oder sich selbst getäuscht habe, und hat sich für das erstere entschieden, wegen der ungemeinen Fähigkeit und Schlauheit, welche er unter manchen schwierigen Verhältnissen, selbst im Verkehr mit den Beamten der Vereinigten Staaten entwickelte. Uns scheint jedoch diese Frage ungemein müßig; Elskwatawa zeigte jene seltsame Mischung von Schwärmerei und Schlauheit, die schon so manche Männer seiner Art charakterisirte, welche die Erreichung eines einzigen großen Ziels zum Zweck ihres Lebens machten, und die Masse ihres Volks für Plane benützen mußten, deren Ziel und Umfang ihrem blöden Auge entging. Für die Großartigkeit seiner Gesinnung sprechen die nicht gemeinen Mittel, wodurch er seinen Zweck verfolgte, und das einzige, was ihm fehlte, ist jene stolze Offenheit, jener unbeugsame Heldensinn, welcher seinen Bruder in so hohem Grade auszeichnete. Zuerst erklärte er, in den Sitten des rothen Volks sey eine radi-

*) Dieser Name soll bedeuten „ein Feuer, das von einem Platze zum andern getragen wird;“ sein eigentlicher Name war Olliwaschila; wahrscheinlich nahm er jenen an, um den Indianerstämmen bildlich seine Thätigkeit und seine Bestimmung kund zu thun.

kale Reform nothwendig. Dieß bewies er durch eine umständliche Darstellung der Uebel, welche aus der Nachbarschaft der Weißen, aus der Nachahmung ihrer Sitten und Kleidung hervorgingen: aus dem Gebrauche der gebrannten Wasser entsprängen Krankheiten, Krieg und Streit, daher stamme die große Verminderung ihrer Unterhaltsmittel und die Beschränkung ihres Gebiets. Diese Reden wurden gelegentlich kommentirt, besonders aber viele glühende Beschreibungen des langen friedlichen und glücklichen Lebens ihrer Vorväter hinzugefügt. Nun kam es an die Lehren: kein Krieg sollte unter den Stämmen seyn, sie sind Brüder, sie sollten den Gebrauch gebrannter Wasser aufgeben, und statt Leinwand Häute tragen, wie ihre Väter; Stehlen, Zanken und andere neue schlechte Gewohnheiten sollten abgethan seyn. Anordnungen geringerer Wichtigkeit scheint der Prophet nur darum gegeben zu haben, um die Fügsamkeit seiner Anhänger zu erproben, um das forschende Auge der Zweifler irre zu leiten und eine oberflächliche Gleichheit herzustellen, wodurch die ächten Gläubigen leicht unterschieden würden. Ueber die Politik der Hauptsätze kann kein Zweifel bestehen; je strenger sie beobachtet wurden, desto entschiedener mußte die Unabhängigkeit der indianischen Nationen befördert werden, eines Theils, indem man die bisher von den Weißen bezogenen Bedürfnisse entbehren lernte, andern Theils, indem der Verkehr und die Einigkeit der indianischen Stämme unter einander stieg.

(Fortsetzung folgt.)

Zustand der Wissenschaften in Italien.

3. In Toscana, Modena und Parma.

(Schluß.)

Die Geschichte der Feldzüge der Italiener in Spanien vom Major Vacani hat das Lob aller Kriegsverständigen erworben. Dieß Werk, in strategischer Beziehung sehr interessant, ist von ungemeiner Bedeutung für den Ruhm der italienischen Nation. Es beweist, daß die Italiener, wenn sie nicht an Händen und Füßen gefesselt ihrem Feind überliefert oder durch die auswärtige Politik verrathen werden, den Ruhm ihrer alten Tapferkeit zu behaupten wissen. Die physikalischen Wissenschaften wurden zu Parma mit dem größten Erfolge von dem Professor Melloni betrieben, den die letzten politischen Ereignisse nöthigten Italien zu verlassen. Melloni wurde zuerst durch eine wichtige Arbeit über die Ausdehnung der Dämpfe bekannt. Er verband sich mit Nobili zur Verfertigung des Thermomultiplikators. Die Herren Oersted und Fourier hatten geglaubt, in ihren Untersuchungen über den Thermoelektricismus aufstellen zu können, daß durch Verlängerung der Bahn, welche der elektrische Strom durchlaufen mußte, man stets die allgemeine Wirkung schwäche. Nobili wiederholte ihre Versuche, und fand im Gegentheil, daß man durch Vermehrung der Zahl der Elemente die Wirkung ins Unendliche vermehren könne. Er verfertigte nach diesem Grundsatz ein sehr zartes Instrument, das die Aenderungen der Temperatur durch die Abweichungen der Magnetnadel andeutete. Die Wirkung war unfehlbar, und hatte einen großen Vortheil über die bisher bekannten Thermometer, welche stets eine mehr oder minder beträchtliche Zeit brauchen, um die Aenderungen der Temperatur anzudeuten, und die also von keinem Nutzen waren, sobald es sich um augenblickliche Phänomene handelte, wie z. B. der Kälte, die sich bildet, wenn man in der Luftpumpe eine Leere hervorbringt; diese wird durch das Instrument Nobili's auf eine sehr merkliche Weise angedeutet. Inzwischen hatte Melloni die glückliche Idee, an diesem Instrumente Nobili's einen Reflexionsspiegel anzubringen, wodurch dasselbe so verfeinert wurde, daß seine Wirkung alle Einbildungskraft übersteigt. Bringt man einen neuen Körper bis auf einige Fuß in die Nähe des Instruments, so weicht nicht nur die Nadel um viele Grade ab, sondern das Instrument zeigt auch merkliche Unterschiede der Temperatur an, wenn man es in einen großen Saal bringt, und den Spiegel nach einander auf dessen verschiedene Wände richtet. Melloni und Nobili, beide gezwungen ihr Vaterland zu verlassen, kamen im verflossenen Jahre nach Paris, und machten mit einander mit Hülfe ihrer sinnreichen Methode eine Reihe schöner Versuche über die Wärme. Kürzlich hat Melloni durch eine große Anzahl Beobachtungen eine bemerkenswerthe Eigenschaft der Sonnenwärme entdeckt. Dekomponirt man einen Büschel Sonnenstrahlen durch das Prisma, so zeigt sich die Wärme in jeder Farbe des Prisma's verschieden. Die rothen Strahlen enthalten eine sehr geringe Masse Wärme, die mit der Refraktion steigt, so daß das Maximum der Temperatur in einem dunkeln Streif ist, der jenseits der violetten Strahlen liegt, während rechts und links von diesem Streif Linien von gleichem Wärmegrade liegen, die sich je zwei und zwei entsprechen, aber gleiche Entfernungen behaupten. Nun entdeckte Hr. Melloni die wichtige Eigenschaft, daß wenn man eine durchsichtige Flüssigkeit nach und nach durch diese wärmeleitenden Strahlen laufen läßt, die Verminderung der Temperatur, welche diese Strahlen erleiden, im Verhältnisse zu den Refraktionswinkeln stehen, so daß die Strahlen, welche den rothen Streif begleiten, alle durchgehen, während die an dem letzten dunkeln Streif alle aufgefangen werden.

Unter den Professoren der Universität von Parma muß man besonders Tommasini nennen, der einer der ausgezeichnetsten Verbreiter der Lehre Rasoris war, und indem er sie zuerst zu Bologna, dann zu Parma, wo er jetzt ist, auf dem Katheder auseinandersetzte, viel zu deren Verbreitung unter den jungen Aerzten beitrug.

Obgleich das Herzogthum Modena nur geringe Ausdehnung hat, so erhielt die Wissenschaft daselbst doch einen glücklichen Impuls durch einen besondern Umstand, der eine Art von wissenschaftlichem Mittelpunkt daraus bildete. Im vergangenen Jahrhunderte faßte ein ausgezeichneter Mathematiker der Lombardei, Namens Lorgna, da er sah, daß namentlich der Mangel an einem Mittelpunkte der Entwicklung der Wissenschaft in Italien Eintrag that, die glückliche Idee, eine Gesellschaft aus 40 der ausgezeichnetsten Männer Italiens zu bilden, die durch ein gemeinsames Band unter sich verbunden wären, und mit einem selbst gewählten Präsidenten und Sekretär korrespondirten. Lorgna hinterließ eine beträchtliche Summe zum Druck der Memoiren und für die andern nothwendigen Ausgaben; aber die der Gesellschaft gehörigen Güter lagen bei der Restauration in dem Herzogthume Modena, und der Herzog wollte dieselben nur unter der Bedingung unangetastet

lassen, wenn der Mittelpunkt der „italienischen Gesellschaft“ stets zu Modena bliebe. Auf diese Weise verlor die Akademie ihre Unabhängigkeit. Man hat vielleicht mit Unrecht vermuthet, sie sey das Werkzeug einer Faktion geworden, und ihr Ruf sank in der letzten Zeit. Nichtsdestoweniger hat Modena großen Vortheil davon gezogen, und die Wissenschaften wurden daselbst mit Erfolg kultivirt, als die Entfernung von Amici und Nobili ihrem Vaterlande seine schönsten Ansprüche auf Ruhm entriß.

Der Marquis Rangoni, Präsident der „italienischen Gesellschaft,“ ist ein sehr gelehrter Mann; man verdankt ihm Forschungen über den Probabilitätscalcul und über mehrere literarische Gegenstände. Er ermunterte und unterstützte mit seinem Vermögen eine neue Gesellschaft (die modenesische Akademie), welche interessante Memoiren herausgab. Man verdankt Hrn. Lombardi, dem Sekretär der italienischen Gesellschaft, eine Literärgeschichte Italiens im achtzehnten Jahrhunderte. Dieses sehr nützliche Werk kann als Fortsetzung Tiraboschi's betrachtet werden. Eine besondere Erwähnung verdienen der Versuch über die provençalische Poesie von Hrn. Galvani, und das Museo Lapidario von Hrn. Malmusi.

Die philosophischen und politischen Wissenschaften werden in Modena wenig betrieben, was aber nicht der Fehler der Menschen, sondern der Institutionen ist. Zum Beweise mag Professor Rossi dienen, der zu Massa geboren ist und jetzt in Genf lebt; er besitzt als Historiker und Publizist einen europäischen Ruf. Seine Abhandlung über das Strafrecht hat die Aufmerksamkeit aller Staatsrechtslehrer auf sich gezogen, und die Vorlesungen über Geschichte, welche er jeden Winter zu Genf hält, ziehen eine große Menge Fremde in jene Stadt.

Diese literarische Uebersicht der Herzogthümer Parma und Modena zeigt besser, als Alles was wir über die Lombardei, Piemont und Toscana sagten, die Wahrheit unserer Behauptung, daß in Italien die Talente nicht seltener sind als im übrigen Europa; denn wenn diese zwei kleinen Länder, welche vereinigt kaum 800,000 Einwohner zählen, und wo alle Elemente sich der Entwicklung der Aufklärung widersetzen, unter so ungünstigen Umständen Männer hervorbringen konnten, wie Amici, Giordani, Melloni, Nobili, Rasori, Romagnosi und Rossi, so muß der italienische Boden einen Keim von Geist und Kraft haben, der alle Fesseln durchbricht. Diese beinahe heimliche und ungesetzliche Entwicklung der Talente könnte beweisen, daß es unmöglich ist, den Geist in Italien zu ersticken, und daß der Versuch nur die Schande bringen kann, eine Thorheit und eine Abscheulichkeit vergeblich unternommen zu haben.

Die britischen Besitzungen in Indien.

Jetzt, wo die Reformfrage, die nicht bloß England, sondern als eine Frage der Civilisation die gesammte Menschheit interessirte, entschieden ist, und wir nun den mannichfaltigen Umwandlungen, die durch sie herbeigeführt werden, entgegen sehen, dürfte es an der Zeit seyn, einen Blick auf die Vorrechte und Privilegien der englisch ostindischen Kompagnie zu werfen, die, da deren Charte mit dem Jahre 1833 abläuft, wohl manche Modifikation erfahren möchten.

Durch zwei Jahrhunderte durften nur Schiffe der Kompagnie aus englischen Häfen nach Indien segeln. Dieses Privilegium, dessen ersprießliche Wirkungen sich gleich beim Entstehen der Kompagnie bewährten, wurde den Engländern unerträglich. Freiheit des Handels (the free trade) ward im Jahr 1815 oder 1817 dekretirt, und die Folge davon war, daß die Hungersnoth, von der Bengalen und andere Theile Indiens periodisch heimgesucht, und deren Bevölkerung decimirt wurde, seitdem aufgehört hat, oder doch ihren verderblichen Einfluß nur sehr schwach und nur in einigen Gegenden des Landes äußert. Allein die englischen Oekonomisten erlangten diese Handelsfreiheit nur mit großer Mühe; die Kompagnie hat sie durch alle ihr zu Gebot stehenden Waffen bekämpft. — Ein weit wichtigerer Schritt geschah neuerlich erst, unter der aufgeklärten Verwaltung Lord Bentinks. Den Kinderopfern, die von den Müttern jährlich zu Hunderten auf der Insel Sangor an der Mündung des Ganges gebracht wurden, ward durch ein Piket englischer Soldaten ein Ziel gesetzt; und auf einen einfachen Befehl des Gouverneurs haben die Wittwen in ganz Indien der Sitte entsagt, sich mit den Leichen ihrer Männer zu verbrennen.

Im Jahre 1828 flammte einer der letzten Scheiterhaufen zu diesem Zwecke, und so wurden seitdem jährlich ungefähr 400 Unglückliche einem barbarischen Tode entrissen, dem sie sich nicht entziehen konnten. Und doch, sollte man es glauben, dieser schändliche Aberglaube fand selbst unter den angesehensten Mitgliedern der Kompagnie seine Vertheidiger. Ihnen zufolge sollte man die abergläubischen Gebräuche Indiens gewissenhaft achten, weil sonst die englische Macht in diesem Lande Gefahr liefe, während zu derselben Zeit Rammohun Roy und viele andere Brahminen erklärten, daß Brahma niemals weder den Müttern noch den Wittwen befohlen habe, ihre Kinder den Haifischen vorzuwerfen, oder sich auf den Leichnamen ihrer Männer zu verbrennen. Mancherlei politische Rücksichten scheinen zu Gunsten der Erhaltung der Privilegien der Kompagnie zu sprechen; viele ausgezeichnete Männer Englands räumen ihre Nothwendigkeit ein, allein sie sind auch der Meinung, daß die weise, reformirende Regierung Englands, durch das Beispiel der Vereinigten Staaten belehrt, den Direktoren der Kompagnie eine andere Bahn vorzuzeichnen wissen wird. Die Debatten über die Handelsfrage müssen durchaus darauf führen, daß die der Kompagnie bewilligten Privilegien der Entwicklung des englischen Handels hemmend im Wege stehen.

Die hauptsächlichsten Einkünfte der Kompagnie bestehen in den Abgaben von Ländereien, dem Ertrag, den sie aus der Fabrikation und dem Verkaufe des Salzes und Opiums zieht, über welche Artikel sie das Monopol hat, und endlich in dem ausschließenden Handel mit China.

Wir wollen hier nur diesen letztern einer nähern Beleuchtung unterwerfen, da er einen Artikel berührt, der für die Engländer vom höchsten Interesse ist, den Thee nämlich, der seit kaum einem Jahrhundert dem Reichen wie dem Armen zum Bedürfnisse ward. Bei jeder Erneuerung der Karte der Kompagnie war auch der Handel mit China der Gegenstand weitläufiger Erörterungen; in neuerer Zeit aber gab er durch ganz England Veranlassung zu den lebhaftesten Debatten. Liverpool, diese stolze Nebenbuhlerin Londons, die früher den Sklavenhandel so heftig vertheidigte, nimmt jetzt weit triftigere und gerechtere Gründe in Anspruch, und hat sich an die Spitze des Bundes gestellt, der das Monopol des Handels mit China angreift. Zahlreiche und umfassende Untersuchungen sind auf Befehl der Regierung vorgenommen worden; wir haben selbst die Aussagen gelesen, die von verschiedenen, im Parlament niedergesetzten Kommissionen von Gewerbsleuten, Schiffsausrüstern und Handelskapitänen aufgenommen wurden, und aus allen geht hervor, daß die Kompagnie ihre verderblichen Privilegien zum größten Nachtheil des englischen Handels ausübt.

Der Verkehr von Ausländern mit den Chinesen unterliegt bekanntlich großen Beschränkungen. Europäer wie Amerikaner wagen sich nur in Canton ans Land, und selbst hier werden Schiffe nicht zugelassen, sondern müssen 15 Meilen unterhalb, zu Wampu, vor Anker gehen. Sie dürfen nur mit den Hongkaufleuten handeln, deren zwölf an der Zahl sind, und die von der chinesischen Regierung ernannt werden, diese Honggesellschaft hat also das Monopol des ganzen Handels mit den Fremden. Der ostindischen Kompagnie steht allein das Recht zu, aus einem englischen Hafen direkt nach China Schiffe zu senden. Diese schönen und kostbaren Schiffe 8 oder 10 an der Zahl, bringen jährlich europäische Produkte und englische

Manufakturerzeugnisse nach China, und einige von ihnen landen vorher noch in Bombay, Madras und Kalkutta um ihre Ladung voll zu machen, weil die dortigen Erzeugnisse den Bedürfnissen der Chinesen mehr zusagen, als die europäischen. Ehemals wurden die Theeeinkäufe fast nur gegen Gold oder Dollars abgeschlossen, allein die Amerikaner wußten, seit sie Theil an dem Handel mit Kanton nehmen, auch europäischen Produkten Absatz zu verschaffen, obschon die Kompagnie dieß für unmöglich erklärte, und wir haben nun diese alte Kompagnie in neuerer Zeit von ihrem Irrthum zurückkommen und starke Partieen gesponnener Baumwolle nach Kanton führen sehen, zweifeln jedoch, daß sie dabei eben so gute Rechnung gefunden habe, als die gewandten und betriebsamen Amerikaner. Die Schiffe der Kompagnie kehren mit Ladungen von Thee, die von den Agenten, die sie dort mit grossen Kosten unterhält, eingekauft werden, nach Europa zurück. Mehrere von diesen Herren erhalten für eine Arbeit von einigen Monaten eine jährliche Besoldung von über 100,000 Franken und nach Verlauf einer gewissen Anzahl von Dienstjahren ungeheure Pensionen. So wie der Thee in England ankommt, wird er in den Doks der ostindischen Kompagnie ein Jahr lang aufgespeichert, denn einem Artikel der Charte der Kompagnie zufolge, muß stets Vorrath auf ein Jahr vorhanden seyn, für den Fall daß es etwa, was schon mehreremale der Fall war, der chinesischen Regierung gefiele, allen Handel mit den Europäern zu verbieten.

Wir übergehen hier andere kleine Plackereien, welche die Kompagnie befugt ist, sich zu erlauben, so wie verschiedene Verkaufsrechte, die ihr zustehen, und beschränken uns nur darauf aufmerksam zu machen, daß das bereits Angeführte zur Genüge beweist, daß die Engländer den Thee in Kanton am theuersten bezahlen, daß er ihnen auf die kostspieligste Weise zugeführt wird, und daß sie nur die geringern Sorten trinken.

Da es uns an neuern Nachweisungen über die Ein- und Ausfuhr der ostindischen Kompagnie in China fehlt, so sind wir genöthigt, uns an die Berichte der Jahre 1825 und 1826 zu halten. In diesem Zeitraume führte die Kompagnie 29,345,777 Pfund Thee ein, und 4,121,504 Pfund wieder aus (ohne Zweifel nach Kanada, Jamaika und andere Besitzungen, denn nur jene Länder, die keinen andern Ausweg haben sich Thee zu verschaffen, wenden sich an die Kompagnie), es blieben folglich 25,224,175 Pf. für den Verbrauch des Landes. Diese Einfuhr, die sich, wie wir alle Ursache haben zu glauben, seitdem bedeutend vermehrte, kostete der Kompagnie im Ankauf ungefähr 50 Millionen Franken; ihr reiner Gewinn an diesem einzigen Artikel belief sich also auf 25 bis 26 Millionen Franken, wobei noch die Regierung ungefähr eben so viel an Abgaben erhebt, die ihr von der Kompagnie nach dem Verhältniß des Verbrauchs bezahlt werden. Diese leichte Art eine Auflage von 50 Millionen zu erheben, ist ohne Zweifel einer der Hauptgründe, den die Herren der Kompagnie gegen die Agenten der Schatzkammer stets geltend zu machen wußten. Aus diesem ausschließenden Privilegium des Theehandels, und den ungeheuern Abgaben, mit denen die Regierung diesen Artikel belegt hat, geht deutlich hervor, daß die Engländer ihren alten, oft verdorbenen Thee theurer als die Russen, Franzosen, Deutschen, und fast doppelt so hoch bezahlen als die Amerikaner.

Der größte Nachtheil aber, der England aus dem der Kompagnie bewilligten Privilegium erwächst, ist die Unthätigkeit, in der die englischen Schiffsausrüster gehalten werden. Für die Amerikaner dagegen ging die Zeit nicht ungenützt verloren; binnen wenigen Jahren haben sie den Schlendrian der ostindischen Kompagnie weit überflügelt. Während des Jahrs 1824 belief sich ihre Einfuhr nach Kanton schon auf 45 Millionen Franken, und gerade zu dieser Zeit erklärten die Vorsteher der Kompagnie vor dem Parlament, es sey unmöglich die Einfuhr nach China zu vermehren: ihre Agenten hätten alle Bedürfnisse, alle Absatzwege erforscht, aber überall den europäischen Produkten den Zugang versperrt, und keine Nachfrage gefunden. Zur nämlichen Zeit betrug der Werth der Ausfuhr der Amerikaner aus Kanton 45 Millionen Franken.

Die Amerikaner, die nur die Konkurrenz der Kompagnie zu bekämpfen hatten, wußten den ganzen Handel mit Pelzwerk, dessen Verbrauch in China ungeheuer ist, an sich zu ziehen. Sie bringen nach Kanton nicht nur das was ihr Land liefert, sondern auch das Pelzwerk aus Kanada, und alles was sie längs der amerikanischen Küsten, von den aleutischen Inseln bis Neukalifornien, auftreiben können. Die Amerikaner sammeln im ganzen Ocean hundert der verschiedensten Produkte, die nur in China Absatz finden, als: Sandelholz, Arekanüsse, die Nester des Alcyon, Perlmutter, Schildpatt u. s. w.; sie sind die Mäkler von ganz Europa und aller amerikanischen Staaten geworden, wohin sie mit geringen Kosten den Thee liefern, der dort verbraucht wird. Dieß ist die Schule, in der sie ihre Marine und ihre Matrosen bilden.

Die Amerikaner mit ihren kleinen Schiffen, ihrer nicht zahlreichen aber gewählten Bemannung, machen zwei Reisen nach China, während die Herren der Kompagnie mit vieler Mühe, nur eine zu Stande bringen. Sie nehmen Ladungen englischer Produkte ein, setzen sie in Südamerika gegen Dollars um, kommen gerade nach Kanton, wenn der Thee aus dem Innern des Landes zugeführt wird, erhalten von den Hongkaufleuten gute Bedingungen, weil sie gegen Baar kaufen, schließen ihre Geschäfte selbst, rasch, mit wenigen Unkosten ab, und bringen schnell frischen Thee nach Europa oder Amerika, der von den Häfen von New-York, Rotterdam, Hamburg, u. s. w. allenthalben hin versendet wird. So haben die Amerikaner, weil sie ihre Expeditionen, eine mit der andern, zu verbinden wissen, in Indien, China und im ganzen Ocean, einen ausgebreiteten, sehr einträglichen Handel an sich gebracht, während die Engländer sich kaum in jenen Gegenden blicken lassen. Diese Parallele zwischen zwei so erbitterten Nebenbuhlern als die Engländer und Amerikaner sind, dürfte hinreichenden Grund bieten, um das Monopol des chinesischen Handels aus der Charte der Kompagnie zu streichen.

Vermischte Nachrichten.

Der verstorbene Bischof von Calcutta, Reginold Heber, spricht in seiner „Reise nach Indien," von dem Gebrauche der Hindus, Fische durch abgerichtete Fischottern zu fangen. Eines Tags, als er mit seinem Gefolge am Ufer eines Flusses hinzog, sah er neun bis zehn Fischotter, die Halsbänder von Stroh trugen, und mit langen Stricken an Bambuspfählen angebunden waren. Die Einen von diesen Thieren schwammen im Fluß, soweit der Strick ihnen zu gehen erlaubte, andere zur Hälfte im Wasser liegend spielten, und wälzten sich auf dem Sand des Ufers. Heber ließ sich sagen, daß die meisten Fischer in der Nachbarschaft einige solche Thiere ernährten, die so zahm wie Hunde seyen, und theils dazu dienten, die Fische in's Netz zu treiben, oder mit den Zähnen ihren Herrn zubrächten. Dieser Gebrauch sich der Fischottern zum Fischfange zu bedienen ist lange schon in Europa einheimisch und üblich gewesen, selbst im grauesten Alterthume. Es ist davon in der Volsunga Saga die Rede und noch früher kannte man diese Art des Fischfanges in mehreren Theilen von Frankreich. Die Memoiren der Akademie der Wissenschaften in Stockholm vom Jahre 1752 enthalten darüber Folgendes: „Man erzählt, daß ein Bauer in Scanin einen Fischotter hatte, der ihm alle Tage die für seine Haushaltung ausreichenden Fische lieferte." Auch in Stockholm sah man einen Fischotter, der von der Brücke in Kungsholm hinabsprang, und schnell nach einander jedesmal seinem Herrn einen Fisch brachte.

*

Odilon Barrot erwiderte jüngst während seiner Reise im Elsaß einer Deputation der Bürger von Bischweiler, mit einigen Worten, die treffender, als irgend Etwas vorher, die Lage Frankreichs bezeichnen. „Benjamin Constant, sagte er, starb entmuthigt; er ahnete die beklagenswerthe Reaktion, die unsere Juliusrevolution zu bestehen haben sollte. Er hatte einen Augenblick geglaubt, daß die drei Tage alle Hindernisse aus dem Wege geräumt, allen Widerstand gebrochen hätten, und daß nichts mehr übrig blieb, als die Früchte zu ernten. Es war eine Täuschung, der wir uns alle nur zu bereitwillig hingaben. Das Uebel lag nicht bloß in der Persönlichkeit der gestürzten Dynastie; es lag auch in uns, in unserm Mangel an Unterricht, in dem Mangel politischer Sitten, in einer übertriebenen Centralisation und vielen andern Ursachen, die von der Person der Regierenden unabhängig waren."

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 266. 22 September 1832.

Skizzen einer Reise durch Ungarn in die Türkei.

9. Die erste Nacht in der Walachei.

Die Abendsonne beleuchtete mit ihren letzten Strahlen die Gipfel der umliegenden Berge, als unsere Karawane einen engen Hohlweg hinauf zog. Immer höher stiegen wir empor, und bald hatten wir die Gebände der österreichischen Quarantaine aus dem Gesichte verloren. Schauerliche Gebirgsschlünde, düstere Wälder und riesige Felsenmassen umgaben uns von allen Seiten.

„Nous voilà en Turquie!“ – rief mein jovialer Reisegefährte mir zu, indem er näher an meine Seite zu kommen suchte, um ein trauliches Gespräch mit mir anzuknüpfen. Sein starrsinniges Pferd aber wollte durchaus ihm nicht gehorchen, sondern schien auf seinem vaterländischen Boden nur noch muthvoller jeder Leitung zu trotzen. Diese Thiere, gewohnt schwere Lasten zu tragen, die ihnen zu beiden Seiten weithervorragend über den Rücken hängen, pflegen niemals neben einander zu gehen, indem sonst eines das andere von dem Wege verdrängen würde. In lang gezogener Linie folgen sie ruhig einander auf dem Fuße, und schreiten so mit Sicherheit über die steilsten Höhen und am Rande tiefer Abgründe hin. Unbesorgt kann man dem Instinkte dieser Thiere vertrauen; Zügel und Zaum würden hier nur übel angewendet seyn. Mein Freund vermochte also trotz aller Bemühung nicht, sich an meiner Seite zu halten, sondern kam immer weit an mir vorüber, wenn er sein Pferdchen antrieb, oder blieb hinter mir zurück, sobald er straff die Zügel faßte. —

Kaum hatten wir das Ende des Hohlweges erreicht, so lagen schon wieder hohe, mit Schnee und Eis bedeckte Bergkuppen vor uns, die wir noch zu überschreiten hatten. Wir mußten, um in einer morgenländischen Metapher zu reden, — uns bis an den Himmel erheben, und alle Regionen durchwandern, ehe es uns vergönnt war, den Vorhof des ottomanischen Reiches zu betreten.

Beim fahlen Scheine der Sterne verfolgten wir unsere Reise bis spät in die Nacht. Auf einer kleinen, mit Schnee bedeckten Fläche, an einem einzelnen niederen Häuschen, machten unsre Walachen endlich Halt. Dieß war aber kein niedliches Pächterhaus, — surrounded with vineyards and potagers, — wie Sterne am Berge Taurira fand, sondern die elende Hütte eines Roman, wo die alten und jungen Walachen mit den alten und jungen Schweinen in einer Stube gemeinschaftlich der Ruhe pflegten. Die Wahl war schwer, ob wir hier eintreten, oder lieber die Nacht unter freiem Himmel, auf bloßer Erde zubringen sollten. Ein schneidender Wind, der in dieser Region der Kälte unsere Glieder erstarren machte, zwang uns endlich, in der engen Behausung Schutz zu suchen.

Eine dichte Rauchwolke füllte die niedere Stube, in welche wir eintraten. Zwei weibliche Gestalten und ein halbnacktes Kind saßen an dem Feuerherd, von dem alles Licht und alle Wärme ausging. Hart an dem Herde war die Ruhestelle der vierfüßigen Bewohner dieser Hütte, die bei unserm Eintritt durch ein wiederholtes Grunzen ihr Mißvergnügen über eine so späte Störung kund zu geben schienen. Die zweifüßigen Bewohner schienen unser gar nicht zu achten, und so legten wir uns, ermüdet wie wir waren, ohne weitere Umstände zur Ruhe; die harte Bank zur Ottomane und einen Mantelsack zum Kopfpolster. Ein erquickender Schlaf senkte sich bald auf unsere Augenlieder, und „löste das Band der strengen Gedanken.“

Schon erhellte, — bei unserm Erwachen, die Sonne das gräuliche Nachtquartier, so viel es nämlich die kleinen, mit Thierblasen verklebten Fensterhöhlen zuließen. Die sämmtlichen Bewohner dieser Hütte ruhten noch in traulichen Gruppen nebeneinander, als wir uns erhoben, und dem drückenden Dunstkreise dieser Stube zu entkommen suchten. Erquickend wehte die frische Morgenluft uns entgegen, sobald wir aus der niederen Thüre der Hütte traten; klar und heiter war der Himmel, und prachtvoll beleuchtete die Sonne die hohen schneebedeckten Felsenzacken, deren Glanz das Auge blendete.

* * *

10. Reise durch das Hochgebirg.

Ungeduldig erwarteten wir den Aufbruch der Karawane, aber unsere walachischen Gefährten wollten sich nicht zu früh aus ihrer Ruhe erheben. Lange währte es, bis alle Pferde bepackt waren und der ganze Zug sich wieder weiter bewegte.

Wir verfolgten den Lauf eines kleinen rauschenden Baches, der in dieser luftigen Höhe seinen Ursprung hatte, um nach und nach, je weiter wir abwärts kamen, zu einem bedeutenden Fluß sich gestaltete. Wohl zwölf bis fünfzehn Mal mußten wir, an verschiedenen Stellen, dieses Wasser passiren, um zuletzt nicht ohne Gefahr, in seinen Fluthen ein unwillkürliches Bad zu finden. Doch die immer neuen und immer wechselnden Scenen, welche diese

höchst interessante Reise uns bot, machten jede Unbequemlichkeit und Beschwerde vergessen. Bald befanden wir uns auf einer steilen felsigen Höhe, und im nächsten Augenblicke stiegen wir in ein dunkles enggeschlossenes Thal hinab; jetzt zog sich unser Weg am Rande tiefer Abgründe hin, und nun waren wir wieder in einer düstern grausigen Felsschlucht; hier umschatteten finstere Tannenwälder unsern Pfad, und dort öffnete sich uns, von der Spitze eines Berges, eine weite überraschende Aussicht. Ich hielt mich stets beim Nachtrab unserer Karawane, um des eigenthümlichen herrlichen Schauspiels zu genießen, wenn der Zug am Rande eines Abhanges bergaufwärts sich bewegte, und in langgezogener Linie alle Krümmungen des Weges verfolgte.

Von imposanter Schönheit sind die Tannen- und Fichten-Wälder, welche die höchsten Gegenden dieses Gebirges bedecken. Sie schienen beinahe die doppelte Höhe der deutschen Tannen zu übertreffen, und ragten riesig gegen den Himmel empor, oder lagen weithingestreckt auf der Erde, — denn nicht wenige Stellen trafen wir, wo eine große Anzahl dieser Bäume entwurzelt über den Abhang einer Höhe herunter hing, und sichtbar durch die Gewalt eines Sturmwindes zu Boden geschleudert war. Welch fürchterliche Orkane müssen in diesen Regionen herrschen, um solche Verheerungen anzurichten, wie wir sie hier bei jedem Schritte vor Augen hatten.

Am ersten Tage dieser Reise machten wir keinen bedeutenden Weg, doch hatten wir bei unserem Nachtlager die hohen Schneekuppen bereits hinter uns. Unsere Walachen lagerten wieder bei einer ähnlichen Hütte, wie das erstemal, doch betraten wir dieselbe nicht, sondern zogen es vor unter freiem Himmel zu schlafen.

Am zweiten Tage kamen wir allmählich in freundlichere Gegenden. Je mehr wir abwärts kamen, desto weiter und lieblicher wurden die Thäler. Wir passirten einige griechische Klöster, die höchst anmuthig gelegen waren. Am Abhange eines Berges endlich trafen wir auf die ersten Kosaken, die als Ma uthner hier postirt schienen, da sie für jedes der Pferde einen Zoll forderten. Am Abend erreichten wir schon die letzten Abdachungen des Hochgebirges, und sahen bereits die Ebene vor uns. Wir lagerten auf einer schönen grünen Höhe, welche eine weite herrliche Aussicht beherrschte.

Am nächsten Morgen weckte uns mit Sonnenaufgang Trommelwirbel und Pfeifenton aus dem Schlafe. Es kam dieser kriegerische Lärm aus einem kleinen Dorfe jenseits des Flusses, wo russische Infanterie im Quartier lag, die sich zum Weitermarsche bereit machte. Auch unsere Walachen wurden dadurch in ihrer Ruhe gestört, und schickten sich an, zeitig wieder aufzubrechen. Wirklich setzte sich unsere Karawane zugleich mit dem russischen Militär in Bewegung. Hell blitzten im Sonnenglanze die Bajonnette dieser kleinen Kolonne zu uns herüber, die jenseits des Flusses in dem breiten Thale sich hinzog, während wir einen kleinen Gebirgskamm verfolgten, der allmählich in die Ebene auslief.

Beinahe gleichzeitig mit den Russen erreichten wir Kimpina, wo die Neugierde alle Bewohner zusammen lockte, um den Durchmarsch der russischen Kriegerschaar zu schauen, die beim Eintritte in das Ort lärmende Lieder anstimmte. In Kimpina befindet sich ein walachisches Mauthamt, bei welchem wir unsere Papiere müssten visitiren lassen. Seltsam überraschte uns die Einrichtung dieses Geschäftslokales, wo wir die Beamten, in Turban und türkischem Kostüme, nachlässig auf einer weichgepolsterten Ottomane ruhend und ihre Pfeifen schmauchend, trafen. Der Lärm der durchziehenden Truppen störte diese Ehrwürdigen nicht aus ihrem dolce far niente. Lange währte es, bis wir expedirt wurden, und auch dazu brauchten sie sich nicht aus ihrer bequemen Stellung zu verrücken, sondern kritzelten ihr Visa mit nachlässiger Hand auf unsere Pässe, welche sie auf ihren Knien vor sich liegen hatten. — Uebrigens fanden wir in Kimpina gar nichts Auffallendes, denn der große Schmutz in den Straßen war uns von den walachischen Dörfern in Siebenbürgen und dem Banat, schon ein gewohnter Anblick. Auch die Kleidung der Bewohner war dieselbe, nur daß hier und da sich ein kleiner schmaler Turban, oder vielmehr eine bloße Kopfbinde zeigte, die nächst der Nachahmung türkischer Sitten zugleich auf ein größeres Phlegma deutete.

Außerhalb Kimpina mußten wir den schon so oft passirten Fluß wieder überschreiten, und nun zog sich unsere Reise auf ebener Fläche weiter. Wir fanden überall den besten fruchtbarsten Boden, der aber nur auf sehr kleinen Strecken benützt wird, und meistens sahen wir die Weiber mit der Feldarbeit beschäftigt, während der faule walachische Schlingel zu Haus unter seiner Thüre saß.

Alles war hier grün und in lebendiger Vegetation, die Bäume in voller Blüthe, und die Luft mit dem frohen Gesange der Vögel erfüllt. Wir legten nun unsere Mäntel ab, die wir in dem Gebirge nie von der Schulter brachten, ja selbst ein leichter Ueberrock schien uns hier noch zu lästig. Statt der Tannen und Buchen trafen wir kleine Wäldchen von Aepfel- und Nuß-Bäumen, Birnen, Kirschen und andern Obstgattungen. Die ganze Gegend schien ein angenehmer Garten, den die Natur selbst, ohne Beihülfe einer Menschenhand, geschaffen hatte. Ueberall zeigte sich reiche Fülle und Harmonie; überall fühlte sich das Herz zur Heiterkeit aufgeregt — nur wo der Fuß den Wohnungen der Menschen nahte, war das schöne Bild dieser ruhigen Pflanzenwelt auf das Widrigste entstaltet. „Der Mensch wühlt mir Wolken in den silberklaren Strom,“ — kann man hier in Wahrheit mit Hutten *) sagen, — „wo der Mensch wandelt, verschwindet mir der Schöpfer.“ —

Der letzte Bund der Indianerstämme gegen die Vereinigten Staaten.

Tekumseh und sein Bruder Elskwatawa.

(Fortsetzung.)

Anfangs waren der Convertiten, welche Elskwatawa machte, freilich nur wenig, sie bestanden zuerst aus etwa 100 Kriegern seines eigenen Stamms, welche er namentlich dadurch gewonnen hatte, daß er die Ueberlegenheit der Shawanis über alle andern Völker der Erde predigte. Diese Lehre war jedoch nicht allgemein anwendbar, und der Prophet hatte kaum den Anfang gemacht, die Zahl

*) In Schiller's „Menschenfeind“

seiner Anhänger aus andern Stämmen und also durch andere Gründe der Ueberredung zu vermehren, als die Hälfte seiner eigenen Stammgenossen ihn verließ: ihre Stelle wurde aber bald durch Leute von verschiedenen Orten her ersetzt. Im Junius des Jahres 1807 schrieb der Agent der Vereinigten Staaten im Fort Wayne an General Harrison, damaligen Gouverneur des Gebiets (jetzt Staats) von Indiana, daß nicht weniger als 1500 Indianer an dieser Stelle allein vorübergezogen seyen, um den Shawani Propheten zu hören. Im Laufe jenes Jahres wurden seine Ermahnungen schon so bedeutsamer Art, daß sie unter den weißen Ansiedlern an den Gränzen Besorgnisse erregten. Verdächtige Bewegungen ließen sich unter den Kickapu's und einigen Abtheilungen der Potawatamies, Tschippewas und Ottawas bemerken. Im Jahre 1809 zog der Prophet von Grenville nach Tippekanoe am oberen Wabash, und seine Schüler folgten ihm. Während des nächsten Jahres wurden die Kriegsgerüchte häufiger; der Prophet, welcher kurz vorher beinahe völlig verlassen gewesen war, hatte, wie man behauptete, abermals über 1000 Mann völlig unter seinem Befehl. Die Wyandots und viele von den Winebagoes folgten ihm, bald aber auch die kriegerischen Sacs und Foxes: Mordthaten und Räubereien sollen in der Nähe der Niederlassung des Propheten vorgefallen seyn, allgemeine Unruhe herrschte unter den Weißen in Indiana und Illinois. Der Gouverneur Harrison ergriff Maßregeln zur Vertheidigung der Gränzen, und die Aufmerksamkeit der Gesammtregierung war schon so sehr auf diese Bewegungen gerichtet, daß der Präsident den Vorschlag machte, beide, Tekumseh und seinen Bruder, gefangen zu nehmen; diese Weisung wurde bloß darum nicht ausgeführt, weil man einen letzten Versuch machen wollte, mit den feindlich gesinnten Stämmen zu einer Ausgleichung zu kommen.

Am Anfang des Jahres 1811 war die indianische Macht, welche sich zu Tippekanoe befand, stärker als der Gouverneur Harrison eine zusammenbringen konnte; die Leibwache Tekumsehs bei einem Besuche, welchen er im Julius dieses Jahrs zu Vincennes machte, bestand aus mehr als 300 Mann. Diese Zusammenkunft fand statt in Folge einer Rede, welche der Gouverneur im Junius an die Brüder in ihrem Lager am oberen Wabash gesendet hatte; er wiederholte darin seine früheren Klagen über die Beeinträchtigung amerikanischer Bürger durch die Indianer, welche unter ihrem Einfluß standen, und benachrichtete sie, daß er von ihren kürzlichen Versuchen gehört habe, die Feindseligkeiten zwischen der Union und den verschiedenen Indianerstämmen zu beschleunigen. Schließlich warnte er sie in starken Ausdrücken vor den Folgen ihres Benehmens. „Brüder! war einer seiner Ausdrücke, ich bin selbst von dem langen Messer-Feuer *); sobald sie meine Stimme hören, werden Schwärme von Männern im Jagdhemde hervorbrechen, so zahlreich, wie die Moequitos an den Ufern des Wabash; Brüder! nehmet euch in Acht vor ihren Stacheln. Tekumseh antwortete sogleich auf diese Mittheilung durch das Versprechen, den Gouverneur in 18 Tagen zu besuchen, um „alle diese schlechten Geschichten abzumachen." Einiger Aufschub trat ein, aber am 27 Julius erschien er zu Vincennes mit 300 seiner Anhänger. Da weder der Gouverneur, noch die Einwohner diese Zusammenkunft zu verlängern wünschten, so wurde vorgeschlagen, die Verhandlung am 29 zu beginnen; Dieß lehnte Tekumseh ab, und erst am 30 erschien er an dem zu der Zusammenkunft bestimmten Raume. Auch jetzt kam Tekumseh nicht, ohne sich vorher zu erkundigen, ob der Gouverneur von Bewaffneten begleitet seyn würde; wenn dem so wäre, so würde er dasselbe beobachten. Da man Dieß seiner Wahl überließ, und ihm zu verstehen gab, daß sein Beispiel befolgt werden würde, erschien er mit ungefähr 200 Mann, einige mit Bogen und Pfeilen, andere mit Messern, Tomahawks und Kriegskeulen bewaffnet. Der Gouverneur war begleitet von einer starken Truppe Dragoner zu Fuß, jedoch mit Feuerwaffen vollständig versehen; auch wurde gleich bei Tekumseh's Ankunft die Vorsicht ergriffen, außerhalb der Stadt zwei Kompagnien Fußvolk und eine Abtheilung Reiter aufzustellen. Der Gouverneur nahm seinen Standpunkt vor den Dragonern; Tekumseh trat an die Spitze seiner rothen Schaar. Die Konferenz begann mit einer Rede des Ersteren; Tekumseh antwortete kurz. Ein heftiger Regen trat ein, und man verschob die weitere Verhandlung auf den folgenden Tag, wo Tekumseh eine lange Rede hielt, seine eigenen Plane offener als je vorher darlegte, und namentlich hinsichtlich der Forderung des Gouverneurs, daß zwei Mörder aus dem Stamme der Potawatamies, welche sich zu Tippekanoe befänden, ausgeliefert werden sollten, erklärte, sie seyen nicht dort, und auch wenn sie dort wären, würde er sie nicht ausliefern, man sollte denselben eben so gut Verzeihung ertheilen, als den Weißen, welche kürzlich seine Leute in Illinois ermordet hätten. Schließlich verlangte er, man solle die Sachen in ihrer jetzigen Lage lassen, und besonders keine Ansiedelungen auf den neulich von einigen Stämmen erkauften Ländereien versuchen, bis er von seinem Besuche bei den südlichen Indianerstämmen zurück seyn würde; dann wolle er nach Washington gehen, und alle Schwierigkeiten mit dem Präsidenten ausmachen; inzwischen da alle benachbarten Stämme völlig unter seiner Leitung stünden, wolle er allenthalben hin Boten absenden, um weiteres Unheil zu verhüten. Am Ende bot er noch dem Gouverneur eine Anzahl Dorfdistrikte als eine genügende Entschädigung für die begangenen Mordthaten an; dieser gab aber eine unwillige Antwort, die Unterhandlung wurde abgebrochen und Tekumseh begann bald darauf, begleitet von wenigen seiner Anhänger, die angekündigte Reise den Wabash hinab nach dem Süden.

(Fortsetzung folgt.)

*) Feuer ist hier im Sinne von Stamm, Genossenschaft, und das lange Messer bedeutet vermuthlich das Bajonnett.

Die russische Literatur.

Während die rasche physische Entwicklung des russischen Reichs die Aufmerksamkeit unserer spekulativen Staatsmänner beschäftigt, ist es in der That befremdlich, daß von den intellektuellen Fortschritten dieser nordischen Nation noch so wenig bekannt wurde. Ihre großen militärischen Hülfsquellen, ihr um sich greifender Ehrgeiz und die scythische Energie ihrer Regierung sind bis zum Ueberdruß abgehandelt worden, von ihrer Literatur dagegen wissen wir nur wenig, oder vielmehr nichts, und betrachten sie daher immer noch als die eines barbarischen Volkes, das im gewöhnlichen Geleise die Bahn seiner moralischen und physischen Entwicklung verfolgt. Es wäre ungerecht, diese Unkenntniß einem Mangel an Wißbegierde von Seite des lesenden Publikums beimessen zu wollen; sie hat ihren Grund vielmehr darin, daß es an geeigneten Quellen fehlt, aus denen sich Belehrung über diesen Gegenstand schöpfen ließe, und deßhalb

dürfte die nachstehende Skizze der Geschichte der russischen Literatur, als Versuch, einem gefühlten Bedürfniß abzuhelfen, nicht ohne Interesse seyn.

Die Geburt der russischen Literatur erfolgte so plötzlich wie der Anbruch des Tages, unter einem tropischen Himmelsstrich, durch keinen allmählichen Uebergang aus der Dunkelheit zum Lichte verkündet. Ihr Entstehen begreift zwei, sehr von einander entfernte Perioden: Die erste, welcher fast unmittelbar die Uebersetzung der Bibel in die slavonische Sprache folgte, dankt sie dem byzantinischen Reich, und den normännischen Skalden, die zweite aber ward durch das Beispiel Frankreichs, Deutschlands und Englands hervorgerufen. In die Zeit zwischen diesen beiden Perioden, fällt die tatarische Eroberung, ein Ereigniß, das für die intellektuellen Fortschritte des russischen Volkes eben so nachtheilig, als für seine Unabhängigkeit war. Die erste jener beiden Perioden fällt in das zehnte und eilfte Jahrhundert, und es läßt sich nicht bestreiten, daß Rußland zu jener Zeit, so weit es auch gegen die übrigen europäischen Länder zurückstand, diesen doch in literarischer Hinsicht voraus war. Stoff zu den interessantesten Untersuchungen böte die Frage, ob dieses nordische Reich, ungeachtet der unglücklichen Schlacht von Kalka, und der ihr folgenden Unterjochung, zu jener Zeit nicht auf der höchsten Stufe europäischer Civilisation stand. Um indeß jene erste Entwicklungsperiode gehörig würdigen zu können, müssen wir warten, bis es den russischen Gelehrten gelungen seyn wird, einige von den zehntausend Manuskripten zu Tage zu fördern, die, jeder Forschung fast unzugänglich, in ihren Klöstern begraben liegen. So sehr in Dunkelheit gehüllt, ruhen die ersten Keime dieser alten Literatur, daß nur mit Mühe der Name Boiani, „der Nachtigall der Vorzeit,“ zu uns gedrungen ist. So melodisch und feurig auch die Gesänge dieses ersten Dichters gewesen seyn mögen, sie gingen mit ihm zu Grabe, oder kamen doch nur in matten Traditionen auf die Nachwelt. Die Thaten des heiligen Wladimir und seiner Helden begeisterten eine große Anzahl von Dichtern, und die Tafelrunde dieses ersten großen christlichen Fürsten war nicht minder berühmt als die König Arthurs. Nicht alle Balladen und Romanzen jener Zeit sind indeß spurlos verschwunden, die Thaten Dobrina Nikititsch's, Tschourilo Plenkowitsch's und Anderer haben sich noch in einigen Heldengedichten, hauptsächlich aber in Volkssagen, erhalten; durch viele Generationen gingen sie von Mund zu Mund und ergötzen noch immer Millionen. Ihre kunstlosen, klagenden Melodien beleben die Schritte des Wanderers durch die öden Steppen der Ukräne und sind der Zeitvertreib der Bauern während der langen, traurigen Nächte ihres nordischen Winters. Der Muth Felipaters und Maximus, die Hochzeit der Dergnierva, der Raub von Stratigovna, die Geschichte Imogrips, des Czaren der Aborians, bilden den Stoff der Gesänge der slavonischen Troubadours, deren Saitenspiel, von den Wundern des Heidenthum's begeistert, nicht gänzlich der slavischen Mythologie entbehren konnte, die in romantischer Dichtung selbst mit den herrlichen Schöpfungen wetteifert, die wir dem milden Himmelsstriche von Kleinasien und Altgriechenland verdanken.

Ein sehr artiges Gedicht aus dem Anfange des zwölften Jahrhunderts hat sich glücklicherweise erhalten, aber der Name des Verfassers ist verloren gegangen. Es besingt das Heer Igors, und enthält einen Bericht über den Zug dieses Fürsten gegen die Polostses, die ihn gefangen nahmen, und sein Heer in die Flucht schlugen. Die Chronik, oder die Annalen Nestors, eines Mönchs des Petscherskii-Klosters zu Kiew (1056 bis 1116) gehören derselben Periode an; ihre hohe historische Wichtigkeit ungerechnet, mangelt es dieser Chronik auch nicht an literarischen Verdiensten. Die Erzählungen, von dem mächtigen Interesse des Stoffs belebt, nehmen zuweilen eine dramatische Form an, und athmen durchaus die reinsten Gesinnungen und die schwärmerischste Frömmigkeit. Sylvester, Bischof von Pereisaslavl und zwei andere anonyme Autoren, setzten sie bis zum Jahre 1203 fort.

Dieß ist Alles, was von der alten russischen Literatur, deren weiteres Fortschreiten durch den Einfall Tschingis Khan's gehemmt wurde, bis auf unsre Zeiten gekommen ist; allein diese Ueberbleibsel zeigen, wie sehr byzantinische Gelehrsamkeit in Rußland verbreitet war, und lassen zugleich mit Grund vermuthen, daß jene Ueberreste nicht die einzigen Früchte derselben waren. Zur Zeit des tatarischen Einfalls flüchteten die Wissenschaften in die Klöster, auf deren Mauern sie zwei Jahrhunderte hindurch beschränkt blieben, und diesem Zeitraum dankt man eine Reihenfolge von Annalen, die alle Lücken in der russischen Geschichte ausfüllen. Zwei Jahre nach der Schlacht von Kalka starb St. Simon, Bischof von Souzdal und hinterließ mehrere wichtige Annalen; die St. Sophienchronik und das Buch der Geschlechter (stepennaia kniga) erschienen geraume Zeit nach ihm, und in der Zwischenzeit nichts als einige Uebersetzungen aus dem Griechischen ins Slavonische, einige Gebetbücher und unbedeutende Historien, die man mit dem Namen einer Geschichte beehrte. Dieß war das letzte Aufflammen einer Literatur, die unter so glänzenden Auspizien begonnen hatte; indeß bewundern wir noch aus jener barbarischen Zeit die Beredsamkeit Wassians, Erzbischofs von Rostof, Photius's, Metropolitans von Moskau und einiger andern Prälaten.

Unter der Regierung Ivans IV, Wassielewitsch, war es, wo die Wissenschaften aufs Neue am Horizont Rußlands auftauchten; die Druckerei mit der er Moskau bereicherte, trug zwar nur wenig zu ihrem Fortschreiten bei, aber er gründete mehrere Schulen, und legte den Grund zu einer glänzenden Zukunft. Den Romanows aber verdankt das russische Reich die Wiedergeburt der Wissenschaften. Ihr Wiederaufleben begann mit einigen schwachen Versuchen im Drama und zwar mit dramatisirten biblischen Geschichten, die von den jungen Seminaristen zu Kiew dargestellt wurden. Simeon von Polotsk, Prior und Lehrer Fedor Alexiewitschs (1628 — 1680) zeichnete sich besonders in dieser Dichtungsart aus, und die Prinzessin Sophie Alexiewna ließ mehrere seiner Dramas, von denen sein Nebukadnezar und der verlorne Sohn besonders berühmt sind, von jungen Edelleuten des Hofs aufführen.

Polen, dessen Sprache die Politik der russischen Regierung jetzt zu vertilgen bemüht ist, diente den russischen Schriftstellern als Muster, und in dieser Zeit fällt der Versuch einer metrischen Uebersetzung von Molieres „Arzt gegen seinen Willen“ nach prosodischen Regeln der Alten. Bald nach diesem erschien „Urik“ den Sophia sogleich aufzuführen befahl, und nun folgten mehrere Versuche französische Stücke auf heimischen Boden zu verpflanzen. Zu jener Zeit glänzte auch Dimitri, Metropolitan von Rostof (1651 — 1709), der die russische Prosa bedeutend verbesserte, und dessen Styl damals als Muster der Reinheit und Zierlichkeit galt.

Die Regierung Peters des Großen bezeichnet den Anfang der zweiten, in ihrem Entstehen schon ausgezeichneten Periode; diese neuentstandene Literatur hatte nach Verlauf eines Jahrhunderts bereits reißende Fortschritte gemacht. Der vom Czar selbst ausgehende Impuls spornte den Ehrgeiz seiner Landsleute zu einem Wetteifer mit den Ausländern an, deren Schriften er verbreitete, und russische Uebersetzung fremder, besonders französischer Werke veranstaltete. Dadurch daß er das Alphabet vereinfachte, die von der slavonischen, deren sich die Gelehrten bedienten, so verschiedene Volkssprache in Aufnahme brachte, und so der Geistlichkeit ihr bisheriges Monopol entzog, stellte er die Literatur auf eine Stufe, wo sie auch der größern Menge zugänglich war. Durch Gründung einer Akademie und mehrerer Schulen, und die Freigebigkeit, mit der er jedes aufkeimende Talent unterstützte, verbreitete er Geschmack an den Wissenschaften. In diesen Bemühungen ward er von dem Erzbischof Theophant Prokopowitsch (1681 bis 1736), den man mit Recht den Mäcenas der Regierung Peters des Großen genannt hat, kräftig unterstützt. Dichter und Prosaist, hat dieser Prälat seinen literarischen Ruf durch die Leichenrede begründet, die er nach dem Tode des Czars herausgab, eine Rede, die ihn als den Stifter der Kanzelberedsamkeit seines Vaterlandes bewährte. (Fortsetzung folgt.)

Oeffentlicher Geist in Ireland.

Einen Beweis der Denkungsart, so wie auch des gesellschaftlichen Zustandes von Ireland, gibt nachfolgende Anekdote: Ein Advokat in der Grafschaft der Königin hatte einen gewissen John Rochford, der eines politischen Mords beschuldigt war, vertheidigt. Das Volk fühlt sich theils für seine geschickte, scharfsinnige Vertheidigung, theils für seine Bemühungen während zweier Assissen so sehr gegen ihn zur Dankbarkeit verpflichtet, daß mehrere hundert Personen aus der Nachbarschaft sich auf seinem Pachtgute versammelten, sein Korn schnitten und in die Scheune führten. Zu bemerken ist, daß sie einen Monat früher eben so sein Heu eingeheimst hatten, während manche Wiesenbesitzer, die sich dem Volk durch Zahlung von Zehnten u. dgl. verhaßt gemacht hatten, nicht Einen Mann finden konnten, der ihnen ihr Heu gemäht hätte.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 267. 23 September 1832.

Leben und Sitte in Süd-Carolina.

Charleston.

(Fortsetzung v. S. 986.)

Man war früher gewohnt, sich die amerikanischen Wahlen als Wunder von Ordnung und Friedfertigkeit zu denken und diese vermeintlichen Vorzüge der Abstimmung durch Ballotage zuzuschreiben. Allein bei näherer Besichtigung muß man gestehen, daß leider auch hierin, wie in vielen andern amerikanischen Verhältnissen, nicht Alles Gold ist, was aus der weiten Ferne herüber uns als solches blendend in die Augen sticht. Auch in Charleston sind die Wahlen mit furchtbarer Parteiwuth, Bestechung und Völlerei bezeichnet, so gut wie in England. Der irelándische Theil der Bevölkerung versäumt natürlich, wie sich denken läßt, um keinen Preis eine so gute Gelegenheit, gehörigen Spektakel zu machen — „to kick up a row," wie sie es nennen. Ich begegnete einmal einer Rotte von solchen ehrsamen Leuten, die unter dem Geschrei „Grattan for ever!" Alles zu Boden schlugen, was sich nicht zu Gunsten des General Geddes aussprechen wollte, welcher der demokratische Kandidat für die Gouverneursstelle war und den sie in der Wärme ihrer irelándischen Erinnerungen mit Henry Gattan verglichen. Indeß haben einige zerlöcherte Hirnschädel und einige Gallonen Rum über den Durst getrunken, nicht sonderlich viel zu bedeuten. Der ernstere Theil dieser öffentlichen Verhandlungen folgt erst in Gestalt von Duellen und Familienuneinigkeiten nach, die fast unvermeidlich unter den höhern Ständen, in Folge dieser Wahlkämpfe, daraus entstehen. Da ich aber gerade auf diesen Gegenstand zu sprechen gekommen bin, so will ich hier andeuten, wie die Amerikaner, ungeachtet der geheimen Abstimmung, doch dahinter kommen, wie Leute ihrer Partei, deren Treue verdächtig ist, gestimmt haben. Am Tage vor der Wahl werden alle Wähler noch einmal vorgenommen und geprüft, und Jedermann seiner Zusage erinnert. Natürlich werden diese Zusagen, in Amerika eben so gut wie in England, manchmal nicht unter den reinsten Einflüssen gegeben, und dergleichen Wahlmänner sind es, auf die man ein wachsames Auge haben muß, wenn zur Abstimmung geschritten wird. Die Stimmurne ist vor dem Vorsitzer des Wahlbezirks oder Assessor aufgestellt, und wenn das Papier, das den Namen des Kandidaten enthält, überreicht wird, so untersucht er erst, bevor er es in die Urne legt, mittelst eines Druckes seiner Finger, ob der Stimmzettel nur ein einziger ist, da es sich häufig schon ereignete, daß mehr Stimmzettel als Wahlmänner vorgefunden wurden. Eine Doppelreihe der eifrigsten Wahlmänner hat sich von der Urne bis zur Thüre auf beiden Seiten aufgestellt, und der Wähler, der seine Stimme abgeben will, muß in der Mitte zwischen ihnen hindurch gehen, nachdem er zuvor beim Eintritt von eigens dazu aufgestellten Leuten einen Zettel mit dem Namen des eigentlichen Kandidaten, d. h. Dessen, den die Partei gewählt haben will, erhalten hat. Ist nun der Wähler bestochen oder auf sonst eine Weise verdächtig, so wird er aufgefordert, den Stimmzettel auf eine Art in der Hand zu tragen, daß Diejenigen, die ihn im Auge haben, genau sehen können, daß er keinen andern Zettel unterschoben hat. Weigert er sich dessen, so wird angenommen, daß er gegen seine Zusage gestimmt hat, und er als Verräther von seiner Partei ausgestoßen. Natürlich ereignen sich dergleichen Vorgänge nicht bei jeglicher Wahl, aber während eines hartnäckigen Wahlkampfes zu Hartfort, in Connecticut, verfuhr man genau auf die eben beschriebene Weise.

Ich befand mich um die Zeit, wo Jefferson mit Tod abging, in Charleston. Ein Fremder, oder Jemand, der mit der politischen Denkart der Amerikaner nicht bekannt ist, mußte zu dem Glauben verleitet werden, daß nie noch ein Staatsmann während seines Lebens so tief verehrt und nach seinem Tode so aufrichtig betrauert wurde, als Jefferson. Diese Meinung herrschte bisher auch außer Amerika allgemein, und die Schriften der Amerikaner, die seit seinem Tode sich in Lobeserhebungen über den Charakter und die Handlungen des Verstorbenen ergossen, gaben ihr noch größere Bekräftigung. Die Herausgabe seines Lebens und seiner Korrespondenz, aus der eine sehr freundschaftlich gesinnte Hand eine sorgfältige Auswahl getroffen hatte, trug noch mehr dazu bei, diese Täuschung zu verstärken und zu erhalten; und daß es eine Täuschung ist, mögen folgende, noch wenig bekannte Thatsachen beweisen: Es war kurze Zeit vor Jefferson's Ende allgemein bekannt, daß seine Vermögensumstände sich in der größten Zerrüttung befanden. Es war ein besonderer Ehrgeiz von ihm, sich in der Meinung der Europäer als Philosoph und Weltmann zu befestigen, und er empfing und bewirthete sie daher stets mit der größten Zuvorkommenheit und Gastfreundschaft und nicht minderem Aufwande. Seine Ausgaben überstiegen bei Weitem seine Einahmen und er gerieth tief in Schulden. Seine Freunde machten daher bei dem Kongresse den Versuch, für den Urheber der Unabhängigkeitserklärung eine Dotation, in liegenden

Gründen oder baarem Gelde, auszuwirken. Dieser Versuch war nicht allein völlig fruchtlos, sondern wurde sogar mit Verachtung zurückgewiesen. Nun wendete man sich an die Regierung von Virginien, dem Staate, wo er geboren war und wo er früher, in den Tagen seines Ruhmes, als Gouverneur gedient hatte, um für ihn die Erlaubniß zu erhalten, sein Grundvermögen durch eine Lotterie ausspielen zu dürfen. Nach einem ungemein heftigen Kampfe wurde ihm Dieß, mit einer nur sehr kleinen Majorität, bewilligt. Nun schlug man eine Subskription vor, die in der ganzen Union vor sich gehen sollte, um Loose dieser Lotterie zu kaufen, oder mit anderen Worten: seine Schulden zu bezahlen. Jefferson lebte gerade lang genug, um zu sehen, daß auch dieser Plan völlig scheiterte. Die unterzeichneten Beiträge waren höchst geringfügig: ich erinnere mich, daß die Subskription zu Charleston, zur Zeit, wo ich dazu aufgefordert wurde, nicht hundert Pfund betrug. Zu Boston war die für Jefferson eingegangene Beisteuer so unbedeutend, daß die Committee sie öffentlich bekannt zu machen Anstand nahm und das Geld zurückgab; auf gleiche Weise schlug der Versuch zu Neu-York und Philadelphia um. Wie kann man daher auf die Aufrichtigkeit der Versicherungen von Liebe und Verehrung zu dem Andenken eines Mannes glauben, gegen dessen Hülferuf man auf eine so gefühllose Weise taub geblieben war. Hiebei muß man nicht außer Acht lassen, daß gerade das Jahr zuvor der Kongreß zwanzig tausend Pfund dem General Lafayette zuerkannt hatte, dessen Dienste, im Vergleiche mit denen Jeffersons, doch mehr nur in der Einbildung der Amerikaner als auf den Blättern ihrer Nationalgeschichte leben. Eben so war auch durch hinlänglich geraume Zeit jener Parteihaß verwischt, der einst gegen Jefferson entbrannt war. Es waren schon viele Jahre vorübergegangen, als der Vorsteher des Kollegiums von Newhaven ihn als einen Mann von großen Talenten, aber von größerer Verworfenheit als Karl II erklärte, während der kongregationistische Klerus in Neu-England zu beten pflegte: „Der Herr möge dem Präsidenten der Vereinigten Staaten nur ein wenig gewöhnliche Ehrlichkeit verleihen.“ Allein, wie gesagt, diese Zeiten waren vorüber und es war daher billig zu vermuthen, man würde dem Manne, der eine der glänzendsten Rollen in der amerikanischen Revolution gespielt hatte, nicht in öffentlich bekannter Armuth umkommen lassen. Die Nation war, wie es sich zeigte, darin anderer Meinung.

Es gibt in Charleston eine Straße, Namens Vendue Range, in der Alles, was zum Lebensgenusse und häuslicher Bequemlichkeit nöthig ist, bis zum Negersklaven herab, auf dem Wege öffentlicher Versteigerung verkauft wird. Wenn man über eine Scene, wo Menschen von ihren Mitbrüdern an den Meistbietenden, gleich Schafen oder Ochsen, versteigert werden, im innersten Herzen sich nicht empört fühlte, so würde übrigens die Straße Vendue Range genug vergnügliche Unterhaltung gewähren. Der Werth eines Negers und dessen Preis auf dem Markte hängt nicht sowohl von seiner Körperkraft oder mechanischen Geschicklichkeit, als von dem guten Willen ab, mit dem er vermuthlicher Weise seinem Herrn dienen wird. Es ist daher vor einer Sklavenversteigerung unumgänglich nothwendig, daß der Käufer sich bei den armen unglücklichen Menschen selbst erkundigt, ob sie des Willens sind, sein Eigenthum zu werden, oder nicht. Merkt der Neger, daß er bei dem neuen Verkauf von seinem Weibe oder seinen Kindern getrennt werden wird, so säumt er nicht, sich unter allerlei Vorwänden im schlimmsten Lichte zu zeigen: bald schützt er Kränklichkeit vor, bald gesteht er, daß er ein schlechter Arbeiter und täglich betrunken sey u. s. w.; besteht der Käufer aber dennoch darauf, einen solchen Neger zu besitzen, so hört man diesen oft rufen: „Massa, wenn mich kaufen, ich will verdammt seyn, wenn ich nur so viel arbeite; nichts als essen, alle Tag betrunken seyn, nicht zehn Dollars werth seyn.“ Bei dem Kaufe eines solchen Sklaven ist das Geld so gut wie weggeworfen; er wird zweimal so viel verzehren, als er arbeitet. Ist dagegen der Käufer als ein gutherziger Mann bekannt und der Neger wünscht sein Sklave zu werden; so läßt sich wohl schwerlich eine schätzbare Eigenschaft denken, die der arme Pompejus nicht besitzen will. Seine Freude ist dann aber auch, wenn es ihm gelingt, den Klauen eines grausamen Herrn zu entkommen, unbeschreiblich. Es ist nicht ungewöhnlich, daß ein Herr seinem Neger den Auftrag gibt, sich selbst zu verkaufen und dieser setzt dann seinen Ehrgeiz darein, den möglich höchsten Kaufschilling zu erlangen. Dann hört man ihn sich selbst ausrufen als „den besten Bucra-Mann,“ indem er bittet, ihn zu kaufen und alle seine guten Eigenschaften mit dem Geschick und Eifer eines Auktionators herausstreicht. Der Preis eines guten Negersklaven wechselt zwischen 400 bis 1000 Dollars. Ein Mulatte, der als Thürsteher in einem Versteigerungssaale angestellt war, und als treu und nüchtern galt, wurde während meines Aufenthaltes in Charleston mit 1500 Dollars bezahlt; Dieß ist der höchste Preis, von dem ich gehört habe.

(Fortsetzung folgt.)

Der letzte Bund der Indianerstämme gegen die Vereinigten Staaten.

Tekumseh und sein Bruder Elskwatawa.

(Fortsetzung.)

Dieß war das letzte Auftreten Tekumseh's vor dem Kriege, die Aufregung unter der weißen Bevölkerung stieg, Versammlungen wurden gehalten, Vorstellungen und Resolutionen an die Föderalregierung gesendet, aber ehe diese noch an dem Orte ihrer Bestimmung anlangten, erhielt der Gouverneur Harrison schon Vollmacht, wenn es nöthig sey, Angriffsoperationen zu beginnen, und Truppen zu denen, welche er schon befehligte, wurden zu seiner Verfügung gestellt. „Die Banditen unter dem Propheten,“ schreibt der Staatssekretär Hr. Eustis, „müssen angegriffen und besiegt werden, vorausgesetzt, daß eine solche Maßregel unumgänglich nothwendig ist.“ Der Gouverneur sandte indianische Botschafter ab, um die verschiedenen Stämme im Lager des Propheten aufzumuntern, in ihre Heimath zurückzukehren, die gestohlenen Pferde herauszugeben und alle Mörder der Justiz zu überliefern. Auf diese erste Botschaft erschien eine freundschaftliche Deputation von dem Propheten mit Friedensversicherungen; aber neue Räubereien wurden von Seiten seiner Anhänger fast um dieselbe Zeit begangen, und im Oktober unternahmen einige Häuptlinge des Delawaren-Stammes eine zweite Botschaft, stießen aber auf eine Gegenbotschaft des Propheten, welche eine kategorische Antwort auf die

verlangten, ob sie mit ihm gegen die Vereinigten Staaten auftreten wollten oder nicht. Die Delawaren zogen nichts destoweniger weiter, besuchten des Propheten Lager, und kehrten sodann zu dem schon auf dem Marsche befindlichen Gouverneur Harrison zurück, mit dem Berichte, daß sie mißhandelt, insultirt und endlich mit verachtungsvollen Worten gegen sie selbst und den Gouverneur entlassen worden seyen. Vier und zwanzig Miamis unternahmen sodann die undankbare Arbeit einer dritten Mission; sie schienen besser behandelt worden zu seyn, aus dem einfachen Grunde, weil sie sich entschlossen, den Tomahawk gegen die, welche sie gesendet hatten, zu erheben; jedenfalls ersparten sich diese dienstbeflissenen Diplomaten die Mühe der Rückkehr.

Der Gouverneur drang in das von dem Propheten besetzte, von den Vereinigten Staaten aber in Anspruch genommene Gebiet ein, und lagerte sich in der Nacht des sechsten Novembers in der Nähe der Streitmacht des Propheten. Ein Waffenstillstand wurde verabredet, bis am andern Tage eine Konferenz statt finden könne. Ob der Prophet, wie er versicherte, friedliche Vorschläge an den Gouverneur sandte, welche ihn zufällig verfehlten, oder ob er zwar Feindseligkeiten zu vermeiden wünschte, aber sich genöthigt sah, sie zu beginnen, mag unerörtert bleiben. Seine Krieger zwischen 5 und 800 Mann stark, machten am 7 früh Morgens einen heftigen Angriff auf die Amerikaner, und eines der wüthendsten Gefechte erfolgte, die man in der Geschichte der indianischen Kriege kennt. *)

„Nur die Vorsicht, in Schlachtordnung zu kampiren, sagt Ramsay in seiner Geschichte der Vereinigten Staaten, und die besonnene Festigkeit der Offiziere retteten die amerikanischen Truppen von einer völligen Niederlage. Der erste Sturm fiel zuerst auf eine Kompagnie regulärer Infanterie unter Kapitän Barton und auf Kapitän Geigers berittene Schützen, welche den linken Flügel der zweiten Linie bildeten. Einige Indianer durchbrachen die Linie und drangen bis ins Lager, wo sie getödtet wurden. Die so plötzlich und so heftig angegriffenen Kompagnien wurden in möglichster Schnelle verstärkt. Ein heftiges Feuer eröffnete sich nun auf dem linken Flügel der ersten Linie gegen drei reguläre Kompagnien. Ein Major Davies erhielt Befehl mit der Kavallerie anzugreifen, um die Indianer, welche wenige Schritte vor der Fronte sich in Masse zeigten, zu durchbrechen. Der Angriff mißlang, der Major erhielt eine tödtliche Wunde, und seine Leute wurden zurückgetrieben, worauf eine Kompagnie Infanterie mit aufgepflanzten Bajonnetten angriff und den Feind verjagte. Nun lösten sich die Indianer in lauter Plänkler auf, und umgaben fast die ganze Stellung der Amerikaner: mehrere Offiziere fielen todt oder tödtlich verwundet, und nur mit Mühe behaupteten die Truppen ihre Posten bis zu Tagesanbruch, wo die reguläre Reiterei einen wüthenden Angriff auf die Indianer machte und sie zurücktrieb. Dieß war das Signal ihrer Niederlage. Die Infanterie drang nach, und die berittenen Schützen verfolgten die Fliehenden, welche 40 Todte auf dem Schlachtfelde ließen, ein Zeichen, daß sie sich für besiegt erkannten. Am andern Tage jedoch wurden noch mehr Todte gefunden, und man schätzt den Verlust der Indianer auf 150 Mann sowohl Verwundete als Todte. Die Amerikaner selbst geben ihren Verlust auf 4 todte und 9 verwundete Offiziere, an Unteroffizieren und Gemeinen auf 33 Todte und 117 Verwundete an. Gouverneur Harrison plünderte und verbrannte die Stadt des Propheten, aus der er den geschlagenen Feind zu fliehen nöthigte, und zog sodann seine Truppen wieder in das angebaute Land zurück.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die Zahl der amerikanischen Truppen ist nicht angegeben, wohl aber die Aufstellung; rechnet man nun für das Bataillon nur 500 Mann, für die Kompagnie nur 100, so waren sie 1000 Mann reguläre Infanterie und 150 Dragoner, 700 Milizen, 250 reitende Schützen, jedenfalls also mehr als doppelt so stark.

Die russische Literatur.

(Fortsetzung und Schluß.)

Drei Männer, welche die russische Literatur, deren große Meister sie waren, auf eine glänzende Stufe erhoben, gehören ebenfalls jener Periode an: Fürst Antiochus Kantemir (1709 — 1744), Sohn eines Hospodars der Moldau, und russischer Gesandter zu London und Paris, war einer der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit, der sich ohne Zweifel mit Ruhm bedeckt haben würde, hätte nicht ein frühzeitiger Tod seine ehrenvolle Laufbahn abgekürzt. Außer einer Menge von Uebersetzungen hinterließ er mehrere Oden, Fabeln und besonders Satyren, die ihn auf gleiche Stufe mit Horaz und Boileau stellen. Dieß war ein glänzender Anfang; allein nicht in den goldenen Hallen der Paläste, sondern unter dem niedern Dach einer Bauernhütte sollte der Schöpfer der russischen Poesie und Prosa geboren werden. Michel Wassiliewitsch Lomonossof (1711 — 1765) wurde dadurch, daß er die Sprache wieder zu jener Reinheit zurückführte, von der sie sich durch allzu sklavische Nachahmung fremder Muster entfernt hatte, durch Herausgabe einer Grammatik und einer Abhandlung über Beredsamkeit, durch Feststellung von Regeln für den Versbau und endlich dadurch, daß er seinen Landsleuten Muster, sowohl eines einfachen, korrekten, zierlichen Styls, als auch der schönsten Verse jeder Dichtungsart, vom Heldengedicht bis zur Idylle, gab, der Vater der russischen Literatur. Seine Gelehrsamkeit war für die Zeit, in der er lebte, unermeßlich, und seine Ode an den Frieden, so wie seine Uebersetzung der Psalmen Davids werden mit Recht bewundert.

Sumarokof (1718 — 1777) versuchte sich ebenfalls in mehreren Zweigen der Dichtkunst; allein dem Trauerspiel verdankt er seinen Ruhm, und mit Recht nennt man ihn den Vater des russischen Drama's. Zwar sind lange vor ihm dramatisirte biblische Geschichten, so wie deutsche und italienische Stücke auf dem Theater von Petersburg aufgeführt worden; allein bis zu seinem Erscheinen hatte man kein einziges Nationallust- oder Trauerspiel. Man kann daher denken, welches Aufsehen die erste Darstellung seines „Khoref" auf einem Privattheater im Jahre 1750 erregte. Fedor Wolkof (1729 — 1764), Sohn eines Kaufmanns und Direktor der ersten russischen Schauspielergesellschaft, brachte dieses Schauspiel, zu dessen glänzendem Erfolge sein eigenes ausgezeichnetes Talent für die Darstellung nicht wenig beitrug, zur Aufführung. Die Kaiserin Elisabeth ließ Wolkof und seine Gesellschaft an den Hof kommen, um das Trauerspiel vor ihr aufzuführen, und war von der Darstellung so entzückt, daß sie ein Hoftheater errichtete, bei dem der Dichter als Direktor und Wolkof als erster Schauspieler angestellt wurden. Beide brachten nun nach und nach Hamlet, Sinaf und Truvor, den falschen Demetrius, Zemira und andere Tragödien nebst einigen Lustspielen Sumarokofs auf die Bühne, von denen man die besten aus Papadopulos französischer Uebersetzung kennen lernen kann. Ihm folgten Michel Matwejewitsch Tscheraschof, Nicolai Nikititsch Popofsky, Petrof und Trediakofski; der erstere (1733 bis 1807) zog lange Zeit, durch zwei epische Gedichte, die Rossiade und Wladimor und sein Trauerspiel Pojarskoi, die Bewunderung seiner Zeitgenossen auf sich, überlebte aber seinen Ruhm. Popofsky, der Uebersetzer von Popes Versuch über den Menschen, starb sehr jung; Petrof (1736 — 1799) ist durch seine Uebersetzung der Aeneide, und seine Oden berühmt, und Trediakofski leistete der Nationalliteratur durch seine Uebersetzungen, und die Einführung des griechischen und römischen Sylbenmaßes wesentliche Dienste. Sein Telemach in Versen ist indeß eine mißlungene Arbeit.

Waren die Regierungen Elisabeths und Anna's durch die ersten Schritte, welche die Literatur unter ihrem kaiserlichen Schutz aus dem Zustande der Kindheit that, und durch manches geniale Werk bezeichnet, so gelangte sie dagegen unter der großen Katharina zu ihrer vollen Reife. Eine Menge von Schriftstellern verherrlichten jene Epoche, und die Kaiserin, freigebig das Talent unterstützend, sah ihre Bemühungen durch den Ruhm ihres Landes gekrönt, dessen Glanz auf sie selbst zurückstrahlte. Unter ihrer Regierung erschienen die Geschichten Rußlands vom Fürsten

Khilkof und Tatischtschef; um ihrer kaiserlichen Herrin zu gefallen, verfaßten Fürst Catscherbatof, Boltine und Golikof die übrigen, kurz Katharina war es, die eine Menge von Dichtern befeuerte, deren Werke noch immer mit Bewunderung gelesen werden. Ihrer Regierung gehören noch an: Kostrof (1796), Verfasser einer Uebersetzung der Iliade in Alexandrinern und ossianischer Gedichte. Hippolit Bogdanowitsch (1743 — 1803), berühmt durch sein Gedicht Duschenka (Psyche), das in ganz Rußland ein außerordentliches Aufsehen erregte; es erlebte rasch nach einander mehrere Auflagen, und man wird nicht leicht einen Russen finden, der lesen kann, und nicht ganze Stellen der Duschenka auswendig zu sagen wüßte. Khemnitzer, dessen Fabeln (selbst seit dem Erscheinen derer von Krylof-Ablessimof, Verfasser des ersten nationalen Vaudevilles „Malnik“ [der Müller], eine treue Skizze der Volkssitten) noch immer mit Vergnügen gelesen werden. Denis von Wessine, der eine Reihe höchst anmuthig geschriebener Volkserzählungen, und zwei Lustspiele, „das geraubte Kind“ und den „Brigadier“ herausgab, die ihn weit über Sumarokof stellen. Gabriel Dertschavine (1743 — 1816), vorzugsweise der russische Dichter genannt, gehört ebenfalls noch der Regierung der großen Katharina an, obschon er auch unter Alexander blühte. Selbst die höchsten Staatsämter waren nicht vermögend ihn den Musen zu entziehen, an die die Natur selbst ihn gewiesen zu haben schien, da sie ihn mit einer originellen und unerschöpflichen Einbildungskraft ausstattete. Seine berühmte Ode an die Gottheit (Oda Bog), die ins Japanische und Chinesische übersetzt wurde, athmet, wie der Uebersetzer sehr treffend bemerkt, einen hohen, erhabenen, von Gott eingehauchten Geist, ist mit einer feurigen Feder geschrieben, und strahlt gleich dem Glanze des Himmels.

Noch ausgezeichneter war die Regierung Alexanders; die Zahl der Schriftsteller vermehrte sich, und Rußland fand endlich seinen Barden und seinen Geschichtschreiber. Wladislaw Oserof (1770 — 1816) eröffnete der dramatischen Kunst in Rußland, durch seine Tragödien Dimitri Donskoi in fünf, und Fingal in drei Akten, neue Quellen. Ihm an die Seite kann Kriukofski gestellt werden, dessen Trauerspiel in Versen „Posarskoi“ eine der schönsten Zierden der russischen Bühne ist. Wassili Kopinesti (1756 — 1825), der seinen Ruf mehr dem Erfolg seines Lustspiels „Jabeda,“ als seinem Trauerspiel Antigonus und einer Sammlung lyrischer Gedichte dankte, die im Jahre 1806 in Petersburg erschienen. Endlich noch Fürst Schakhofskoi, außer seinem „Pelzrand,“ ein satyrisches Heldengedicht von seltener Schönheit, auch noch Verfasser mehrerer Trauerspiele, Opern, Lustspiele und Vaudevilles.

In lyrischer Poesie zeichneten sich ebenfalls mehrere Dichter vorzüglich aus. Nikolaus Karamsin (1756 — 1826) erwarb sich in seiner Jugend schon durch seine lyrischen Gedichte einen ausgezeichneten Ruf; als Geschichtschreiber aber machte er seinen Namen unsterblich, und gewann einen entschiedenen Einfluß auf die russische Prosa. Wassili Jankofskoi, geboren im Jahr 1783, dem jetzt die Erziehung des Erbprinzen anvertraut ist, hat mehrere nationale Stoffe, mit dem größten Erfolg behandelt. Sein „Sänger im Lager russischer Krieger,“ geschrieben am Vorabend der Schlacht von Valontina, ist ohne Zweifel eines der volksthümlichsten unter den neuern russischen Gedichten. Es athmet durchaus einen kriegerischen Geist und glühende Vaterlandsliebe, die zu dem Herzen des russischen Soldaten sprechen. Seine Uebersetzungen Schillers sind des höchsten Lobes würdig. Konstantin Botinschkof und Alexander Woleikof, der erstere bekannt durch seine Elegie an Tasso, der zweite aber Uebersetzer der Gärten Delilles und des Georgikons in Hexametern.

In epischer Poesie besitzt Rußland gegenwärtig drei Dichter, die es verdienen die öffentliche Aufmerksamkeit zu fesseln. Nikolaus Gnedltsch hat durch seine Uebersetzung der Iliade in Hexametern, die von Kostrof in den Schatten gestellt. Auch in andern Arten der Dichtkunst versuchte er sich mit Glück; seine Idylle vom Fischer verdient eben so vieles Lob als seine Uebersetzungen von Shakespeare's König Lear und von Voltaires Tankred. Iwan Koslof, der Byron Rußlands, dessen Gedichte die glühendste Liebe athmen. Sein „Mönch“ verräth ein ausgezeichnetes Talent und in seine Uebersetzung der „Braut von Abydos,“ die diesem folgte, hat er allen Geist und alle Schönheiten des Originals übertragen. Alexander Puschkin, jetzt der Lieblingsschriftsteller des russischen Publikums, würde auf einer noch höhern Stufe stehen, wenn er seine lebendige Einbildungskraft durch Nachdenken und Studium in Schranken zu halten wüßte. Sein erstes Werk war „Rußlan und Ludmilla“ ein komisches Heldengedicht, zu dem er den Stoff aus den alten fabelhaften Sagen vom Hofe Wladimirs des Großen geschöpft hatte. Dieser Dichter ist jetzt kaum 30 Jahre alt, und die Ungebundenheit seines Charakters kommt ganz der seines Genies gleich.

Die Russen haben ein außerordentliches Talent für eine Dichtungsart, in welcher ihre Poesie viel mannichfachere Schätze besitzt als die irgend einer Nation. In Khemnitzer, Dimitrief, und besonders in Krylof würde selbst Lafontaine, wenn er noch lebte, würdige Nebenbuhler erkennen. Unter allen Schriftstellern neuerer Zeit muß aber die Palme Karamsin zuerkannt werden, dem zweiten Wiederhersteller der russischen Sprache. Seine Briefe eines russischen Reisenden haben einen mächtigen Einfluß auf die Studien seiner Zeitgenossen geübt, und seine Aufsätze im Merkur und andern Journalen viel dazu beigetragen, ihren Geschmack zu bilden und ihre Forschungen zu leiten. Seine Geschichte des russischen Reichs, an deren Vollendung der Tod ihn hinderte, ist ein unsterbliches Werk, in dem die Sprache auf der höchsten Stufe der Vollkommenheit erscheint. Das Verdienst Alexander Schischkofs (1750), Präsidenten der russischen Akademie und Ministers des öffentlichen Unterrichts, ist zwar nicht so glänzend, aber dennoch nicht weniger wesentlich. Seine Abhandlung über den alten und neuen Styl hat bedeutend beigetragen, den Geschmack zu reinigen, und durch die Etymologie, der er einen großen Theil seines Lebens widmete, auch die Sprache zu verbessern. Ihm an die Seite kann man Thaddäus Bulgarin, den Walter Scott des Nordens stellen; er warb zuerst durch einige Aufsätze bekannt, die er im Vereine mit Gretsch, einem ausgezeichneten Schriftsteller, in ein Journal rücken ließ.

Die Geistlichkeit die vormals im ausschließenden Besitz der Wissenschaften war, spielt jetzt nur eine untergeordnete Rolle, doch gibt es noch ausgezeichnete Männer unter ihr, deren Talente den literarischen Ruhm ihres Vaterlandes vermehren halfen.

Zum Schlusse noch einige Worte über die russische Sprache. Sie gehört der großen Familie der slavonischen Sprachen an, die vom adriatischen Meere bis zu den Küsten von Nordamerika gesprochen werden. Ihr Ursprung verliert sich im Dunkel der Vorzeit, aber ihre Vorzüge sind mannichfach und werthvoll. Biegsam, wohllautend, erhaben, reich an Reimen und Zusammensetzungen, besitzt sie alle Erfordernisse zur Dichtkunst, und kann leicht jeder Versart angepaßt werden. Sie könnte in der That, wegen der besondern Zierlichkeit ihrer Diktion, eben so wohl die Sprache des Hofes seyn, als ihre Reichhaltigkeit und günstige Konstruktion sie für Philosophie und schöne Wissenschaften eignen. Die russische Akademie hat zwei Wörterbücher herausgegeben, ein etymologisches und alphabetisches; das letztere besteht aus sechs Bänden.

Die intellektuellen Hülfsquellen Rußlands sind im Vergleich mit denen anderer Staaten unstreitig nur gering, indeß steht dieses nordische Reich, das die langen Erfahrungen anderer, weiter vorgeschrittener Staaten zu benützen wußte, auf einer höhern Stufe der Kultur als man gewöhnlich glaubt. So finden wir in Petersburg, Moskau, Riga und Odessa die Künste, Wissenschaften, die Industrie und den Luxus der verschiedenen europäischen Länder, deren kostbarste Erzeugnisse sogar auch in Asien auf den Messen von Orenburg, Astrachan und Nischnei Novogrod feil geboten werden. — Wenn man aber auch sagen kann, daß die beiden Hauptstädte des Reichs auf gleicher Stufe mit dem Zeitgeist stehen, so muß man dagegen bekennen, daß die Civilisation auf sehr ungleichmäßige Weise über dieses große Land verbreitet ist, denn man findet sie in allen Abstufungen, von der feinen Geschliffenheit des Hofs bis zur absolutesten Barbarei in den tatarischen Steppen. Zieht man indeß die schnellen Fortschritte in Erwägung, die Rußland in so kurzer Zeit gethan hat, so lassen sich von diesem Land und für Europa bessere Hoffnungen fassen, als man, nach seiner Lage unter der jetzigen Regierung, zu hegen berechtigt seyn sollte. Theilte das Volk die Gesinnungen der Regierung, so wäre der Stern der polnischen Unabhängigkeit für immer untergegangen, so aber ist er es vielleicht nur auf kurze Zeit. Die Freiheit wächst mit der Aufklärung empor, und auch Rußland wird einst ernten was Literatur und Erziehung unter dem Volke ausgesäet haben.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 268. 24 September 1832.

Leben und Sitte in Süd-Carolina.

Charleston.

(Fortsetzung.)

Wenn ich hier schon eines Vorfalles erwähne, der sich erst bei meiner später erfolgten Abreise ereignete, so geschieht es nicht sowohl seiner Merkwürdigkeit halber, als weil er zum Belege dienen kann, zu welchem Grade von Stumpfsinn die Sklaverei den Menschen zu entwürdigen vermag, so daß er zuletzt selbst zu einer thierischen Gleichgültigkeit gegen das Gefühl der Selbsterhaltung herabsinkt. Ich wollte auf einem Schiffe, das vier Meilen von der Stadt vor Anker lag und auf günstigen Wind wartete, nach England gehen. Obgleich ich meine Einschiffung mit möglichster Eile betrieb, so konnte ich, von Geschäften gehindert, doch erst gegen Abend mich nach dem Ankerplatze bringen lassen und miethete dazu ein Boot, das mit zwei Negern und einem Mulatten bemannt war. Es zeigte sich bald, daß das Boot auf eine Besorgen erregende Art leck war, und während der Mulatte steuerte, mußten die beiden Schwarzen in Einem fort das Wasser ausschöpfen. Es war ein warmer dunkler Abend und die Luft schwül und drückend. Aus den Fenstern der hochgelegenen Häuser des Stadttheiles, der die Batterie genannt wird und eine weite Aussicht über die Bay gewährt, flimmerten Lichter, während gegenüber an dem Ufer von Sullivans-Eiland die Glühwürmer wie Funken sprühten. Die Stille wurde nur durch die tiefen Glockenklänge unterbrochen, die von den Thürmen der St. Michaels Kirche vom Ufer aus uns nachtönten. Der Wind war stark genug, uns rasch vorwärts zu treiben; allein ein mehr mit Wind und Wogen vertrauter Mensch als ich würde den nahen Ausbruch eines Sturmes zuverlässig vorausgesehen haben. Die Neger selbst arbeiteten nur höchst saumselig und fielen zuletzt in Schlaf. Der Mulatte am Steuer, der allein die Richtung kannte, wo unser Schiff lag, war etwas betrunken, und nahm die Lichter am Ufer für die Schiffslaternen. Indem wir so in der Irre umherfuhren, begann der Wind sich zu heben und das Boot füllte sich reißend schnell mit Wasser. Die Hitze einer dumpfig schwülen Nacht von Carolina hatte auch auf mich betäubend gewirkt, und ich war in eine Art von Schlummer verfallen, und träumte halbwach ferne Erinnerungen wieder, ohne sogleich die Gefahr unserer Lage zu bemerken. Nun aber versuchte ich schnell die Schläfer zu wecken, und den Steuermann an seine Pflicht zu erinnern — allein vergebene Mühe! Sie hielten das Ertrinken für eine unbedeutende Sache und die Rettung ihres Lebens keiner sonderlichen Mühe werth. Anfangs versuchte ich sie mit weidlichen Faust- und Rippenstößen zu ermuntern: aber vergeblich; sie antworteten in ihrer Schlaftrunkenheit lachend: „Hi, Hi, Hi, Massa, wie seyn guter Ding". Endlich fand ich im Boot ein zwei Fuß langes Brett, mit dem ich ihre Rücken und Beine so lange bearbeitete, bis sie völlig wach geworden waren, und so zwang ich sie, für ihre und meine Rettung Hand anzulegen. Nach einer höchst gefahrvollen Fahrt von vier Stunden langten wir endlich bei dem Schiffe an; nie aber werde ich die furchtbare Angst vergessen, die sich meiner bemächtigte, als ich eine Zeit lang verzweifelte, die Sklaven aus ihrem viehischen Schlafe aufwecken zu können. Seltsam mag es erscheinen, daß vorzüglich der Gedanke, mit zwei Negern und einem Mulatten in der Nähe eines befreundeten Schiffes, nach so vielen glücklich bestandenen Gefahren und Mühseligkeiten, ertrinken zu müssen, mir in meiner Verzweiflung alle Energie wieder gab. Nur wer längere Zeit unter dieser versunkenen Menschenrace gelebt hat, wird dieses Gefühl begreifen, wiewohl man es, eben so wenig als ich selbst, bewundern oder rechtfertigen wird.

Die niedergelegenen Gegenden von Süd-Carolina sind den Sommer und Herbst über durch eine höchst giftige und der Gesundheit schädliche Malaria verpestet, die, wie man sagt, aus dem umgerodeten Boden der Wälder aufsteigt, den man nicht genugsam mit Abzugsgräben versehen hat. Der Bezirk in der Nachbarschaft von Charleston war in früheren Zeiten dicht mit Waldungen bewachsen, und manche schöne und reiche Wohnung erhob sich mitten in den Pinienforsten. Mehrere derselben stehen noch, aber verödet und halb verfallen. Einige Neger und ein schmutziger Hausmeister sind gewöhnlich ihre einzigen Insassen, selbst den Winter über, wo der Aufenthalt in den Niederungen bei weitem nicht so gefährlich ist; denn die Einkünfte der Eigenthümer sind so zusammengeschmolzen, daß nur die wenigsten zugleich eine Wohnung in der Stadt und auf dem Lande bestreiten können. Die prachtvollen Alleen von Eichen, Ulmen und Platanen, die zu den Thoren dieser Paläste führten, sind von Moos, Schlingpflanzen und Brombeergesträuchen umwuchert und erstickt; ihre verschrumpften und erblaßten Blätter sammelt man, um damit Matrazen, Stühle u. s. w. auszupolstern. Die dumpfe und feuchte Luft dieser Gegenden scheint nicht, gleich der römischen Malaria, den Pflanzenwuchs zu begünstigen, sondern

ihn zu ertödten. Die Magnolia allein wächst hier zu einer erstaunlichen Größe und unvergleichlichen Schönheit auf und bietet einen erfreulichen Kontrast mit der trübseligen Verödung, die rings umher die verwilderte Gegend beherrscht. Die verwelkten und abgebleichten Blätter der eben erwähnten Bäume sind Beweises genug für die Einwirkung einer höchst giftigen Luft, und der Fremde, der es wagen würde, sich ihr eine Nacht auszusetzen, würde kaum so lange leben, um die Geschichte seiner Fahrten zu Hause wieder zu erzählen. Ich kann keine medizinische Beschreibung dieses Landfiebers geben, wie man es zum Unterschied von der andern Geißel nennt, von der die südlichen Staaten heimgesucht werden — dem gelben Fieber; nur so viel weiß ich zu sagen, daß es ein Fieber ist, das, mit Uebelkeit und Erbrechen verbunden, dem Kranken in kurzer Zeit das Aussehen einer Leiche gibt, und das den Wenigen, die so glücklich waren, seine Anfälle zu überstehen, auf ihre übrige Lebenszeit eine stäte Kränklichkeit und Schwäche zurückläßt.

(Fortsetzung folgt.)

Der letzte Bund der Indianerstämme gegen die Vereinigten Staaten.

Tekumseh und sein Bruder Elskwatawa.

(Fortsetzung.)

Tekumseh war, als die Schlacht vorfiel, abwesend, wahrscheinlich im Süden, und erstaunte bei seiner bald darauf erfolgten Rückkehr vermuthlich nicht wenig über das Benehmen seines Bruders, der von nun an viel von seinem Einflusse verlor, während Tekumseh unabhängiger und offener handelte. Ob er schon früher ein besonderes Verständniß mit den Engländern unterhalten, läßt sich nicht mit Genauigkeit angeben; sein späteres Benehmen aber liegt offen da. Er schlug dem Gouverneur Harrison vor, die beabsichtigte Reise nach Washington zu machen; da aber dieser erklärte, daß er in der Eigenschaft, welche er einem Rang angemessen erachte, nicht dahin gehen könne, so wurde der Gedanke aufgegeben, und er erkannte die Nothwendigkeit, daß der Kampf entscheiden müsse. Hieraus folgte nun, was auch früher seine Stimmung gegen die britischen Behörden gewesen seyn mochte, ganz natürlich, daß er jede Gelegenheit ergreifen müsse, um sich einer Unterstützung zu versichern. Im Julius 1812 schrieb Kapitän Wells aus dem Fort Wayne an den Gouverneur Harrison, Tekumseh habe kürzlich dieses Fort passirt, auf dem Wege nach Malden, wo er von der brittischen Regierung 12 Pferdsladungen Munition in Empfang nehmen werde. Bald darauf stieß er offen zu seinen Alliirten, wurde Brigadegeneral Sr. großbritannischen Majestät, und leistete unzweifelhaft die wesentlichsten Dienste, besonders dadurch, daß er die indianische Streitmacht zusammenbrachte und zusammenhielt. Der Krieg begann. Die Amerikaner gingen zuerst von Detroit aus ins canadische Gebiet; da sie aber versäumt hatten, das auf einer Insel gelegene Fort Michillimackinak, welches die Verbindung zwischen dem Huron- und Michigan-See beherrscht, zu verstärken,*) um dadurch die umwohnenden Indianer im Respekt zu erhalten, so erhoben sich diese zu neuen Feindseligkeiten gegen die Amerikaner, und schnitten ihnen mehrfach die Zufuhr ab. Uneinigkeit und Indisziplin herrschte in ihrem Lager. Ein Detaschement von 200 Mann wurde von 40 Engländern und 70 Indianern angegriffen und halb vernichtet. Ein zweiter Versuch der Amerikaner, ihre Kommunikation herzustellen, gelang besser; es wurden 600 Mann nebst einem Stücke Geschütz abgefertigt; Tekumseh griff ihn, unterstützt von einigen regulären britischen Truppen, an, wurde jedoch nach heftigem Kampfe zum Rückzuge genöthigt. Allein auch Dieß gereichte den Amerikanern nicht zum Vortheile, da das Fortbringen der zahlreichen Verwundeten alle Bewegungen erschwerte, und die Unschlüssigkeit und Thorheit*) des Oberbefehlshabers Alles wieder vernichtete. Am 14 August versammelte der englische General Brock 300 Mann regulärer Truppen, 400 Milizen und 600 Indianer unter Tekumseh bei Malden, und griff die noch über 2000 Mann starken Amerikaner am 16 bei Detroit an. Die Feigheit und Unfähigkeit des amerikanischen Generals ging so weit, daß er die Milizen und Freiwilligen, welche anfangs hinter Pallisaden aufgestellt muthigen Widerstand leisteten, zurückrief, und auf dem Fort ohne Grund**) die weiße Fahne aufsteckte, und dasselbe mit allen Truppen unter seinen Befehlen übergab. Tekumseh hatte zu dem Erfolge dieses Feldzuges wohl verhältnißmäßig das Meiste durch Abschneiden der Zufuhr und durch unaufhörliche Angriffe auf alle Detaschements beigetragen.

Der Ausgang dieses Feldzuges erregte in den Vereinigten Staaten nicht wenig Entrüstung und Unruhe. Allenthalben bot man wieder die Miliz auf, und der Gouverneur des Gebiets Indiana, William Harrison, der sich durch die Schlacht bei Tippecanoe in den westlichen Staaten einen Namen erworben hatte, und mit den indianischen Verhältnissen durch lange Bekanntschaft völlig vertraut war, wurde zum Oberbefehlshaber ernannt. Am 8 September desselben Jahres kam er bei dem Flusse St. Mary an, wo Major Johnson mit einem Korps berittener Freiwilligen zu ihm stieß, wodurch seine Truppenzahl auf 2200 Mann stieg. Er brach sogleich nach dem Fort Wayne***) auf, das die Indianer seit mehreren Tagen belagerten, die Belagerung aber beim Anzug der an Zahl sehr überlegenen Amerikaner aufhoben. Diese kamen am 12ten bei Fort Wayne an, und beschlossen nun, die Dörfer der Indianer zu verwüsten; diese hatten aber die umliegenden Niederlassungen verlassen, so daß die Amerikaner ihre Rache nur an den

---

*) Es befanden sich nur 57 Mann darin, die sich bei der ersten Aufforderung ergeben mußten.

*) Wie weit diese ging, davon ein Beispiel. Kapitän Heald, welcher sich mit 70 Mann und etwa 50 befreundeten Indianern in Chicago, einem Fort an der Südwestspitze des Michigan-See's, befand, erhielt Befehl, zum Hauptkorps bei Detroit zu stoßen. Er hatte einen Weg von wenigstens 70 deutschen Meilen durch Wälder und Sümpfe, in einem allenthalben von feindlichen Indianern durchschwärmten Lande zu machen. Er wurde auch in geringer Entfernung von dem Fort angegriffen, seine Schaar größtentheils niedergemacht, und nur Wenige retteten ihr Leben, indem sie sich auf Gnade und Ungnade an die Indianer ergaben.

**) Er wurde nachher vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Tode verurtheilt, von dem Präsidenten jedoch wegen seines Alters und seiner in der Revolution geleisteten Dienste begnadigt, aber kassirt.

***) Dieß liegt an der Mündung des St. Josephs-Flusses in den kleinen Miami.

leeren Hütten üben konnten. Ihre Armee vermehrte sich nun allmählich auf 5000 Mann, von denen 2000 unter General Win- r, deste 5000 ; unter Harrison standen, aber das Jahr verfloß, ohne daß irgend etwas von Bedeutung geschah, als daß die Niederlassungen einiger Indianerstämme niedergebrannt wurden. Mangel an Disciplin *), schlechtes Wetter und Uneinigkeit der Generale verhinderten Alles, und zu dem litten die Truppen den bittersten Mangel, so daß ein großer Theil der regulären Truppen aus Mangel an Kleidung umkam.

General Harrison ruhte während des Winters nicht, nahm am 10ten Januar des folgenden Jahrs ein Lager an den sogenannten Schnellströmungen (rapids) des Miami, und sandte von da am 17ten den Oberst Lewis mit 650 Mann an den Fluß Raisin, um die dortigen amerikanischen Niederlassungen zu decken. Dieß Detaschement wurde indeß bei Frenchtown von 400 Indianern und 100 kanadischen Ansiedlern angefallen, und litt bedeutend. In der Nacht des 20sten stieß General Winchester mit 500 Mann zu ihm, beide aber scheinen alle Vorsichtsmaßregeln vernachlässigt zu haben, so daß sie am 22sten Morgens von den verbündeten Engländern und Indianern überfallen und gänzlich geschlagen wurden; 290 fielen im Gefechte oder auf der Flucht, 580, darunter beide Anführer, wurden gefangen, und nur 33 entkamen ins Lager am Miami, um dort die Trauerbotschaft zu überbringen. Ob Tekumseh beim Treffen anwesend war, wird nicht angegeben, manche Umstände machen es jedoch wahrscheinlich, daß er hauptsächlich den Angriff leitete.

General Harrison zog sich auf diese Nachricht zurück, und nahm erst einige Tage später, als er Verstärkung an sich gezogen hatte, seine Stellung am Miami wieder ein, ließ solche jedoch möglichst befestigen und mit Pallisaden umgeben. Die also befestigte Stellung erhielt den Namen Fort Meigs nach dem Gouverneur von Ohio.

*) Keine Lebenmiliz kann eigensinniger gewesen seyn, als diese amerikanische. Wir wollen aus der History of the United States by D. Ramsay, continued to the Treaty of Ghent by S. S. Smith nur folgende Stelle aus der Geschichte eben dieses Feldzugs an der Nordwestgränze anführen: „Am 2ten Oktober waren 2000 Mann bei Vincennes versammelt, wo sie in 4 Regimenter gebildet, und unter den Befehl des Generalmajors Hopkins gestellt wurden. Am 10ten kam er bei Fort Harrison an, und am 14ten schlug er vor (denn bei der ganzen Expedition scheint kaum etwas wie ein Kommando oder Subordination existirt zu haben), etwas ihrer Bemühungen würdiges zu unternehmen, und die Städte der Kickapus und Poeaias zu zerstören. Die Entfernung war gering, die Schwierigkeit unbedeutend, und der Zweck verhältnißmäßig wichtig genug. Trotz dessen war die Unzufriedenheit und die Insubordination unter diesem unordentlichen Haufen so groß, daß am 3ten Tage ein Major zu dem General vorritt, und ihm peremtorisch befahl, umzukehren, oder sein Bataillon marschire zurück. Die ganze Schaar schien derselben Gesinnung zu seyn, und ein Kriegsrath, den der General zusammenrief, war auch dieser Meinung. Vergebens bat der General die Truppen, ihm nur noch einen Tag zu gehorchen, vergebens stellte er sich selbst an die Spitze des Zugs und befahl ihm zu folgen. Der Haufe wollte nun gar nichts mehr anhören, wandte die Pferde um, und marschirte zurück, der General hinter ihnen her.“ An der Ontario-Gränze ging es noch besser, dort ließen die Milizen ihre jenseits des Niagara, der dort die Gränze macht, fechtenden Kameraden im Stich, unter dem saubern Vorwand, die Constitution gebe ihnen das Recht, nicht außerhalb der Landesgränze verwendet zu werden. Inzwischen wurden ihre Kameraden theils niedergemacht, theils gefangen. Unter solchen Umständen ist das Mißlingen der meisten Kriegsunternehmungen der Amerikaner kein Wunder.

(Fortsetzung folgt.)

Sitten und Gebräuche der Kirgisen.

Die Kirgis-Kaisaken sind ein nomadischer Stamm, der die großen Flächen zwischen der Gränze des russischen Sibiriens, dem kaspischen Meere, dem Irtisch, dem See Baikasch und dem Syr Darja oder Jaxartes bewohnt. Dieser Stamm ist in drei große Horden abgetheilt, von denen die große zwischen 375.000 und 450.000, die mittlere fast eine Million, und die kleine ungefähr 900,000 Seelen zählt.

Hätte Rousseau einige Monate unter diesen Horden gelebt, und Gelegenheit gehabt, die Kirgisen, die in Unwissenheit, Rohheit, Trägheit und ungezügelten Leidenschaften so viele Aehnlichkeit mit seinem Naturmenschen haben, genau kennen zu lernen, so besäßen wir wahrscheinlich weder seine „Betrachtungen über die Ungleichheit des Menschengeschlechts,“ noch die „über die durch Wissenschaften verursachten Nachtheile,“ nebst so vielen schimmernden und sinnreichen Paradoxen, die sich in seinen Werken finden, noch auch das, was von den Anhängern und Widersachern des großen Mannes zu Vertheidigung oder Widerlegung seiner Sophismen geschrieben wurde. Thatsachen sind überzeugender als Theorien; kein Argument wäre stark genug gewesen, Rousseau zu dem Geständnisse seines Irrthums zu bewegen; allein ein Aufenthalt von einigen Monaten unter den Kirgisen und genaue Beobachtung ihrer Sitten und ihres Charakters hätten sicher genügt, ihn eines Andern zu belehren.

Die Kirgisen sind zwar keine Menschenfresser, man weiß kein Beispiel von Menschenopfern unter ihnen, sie finden kein Vergnügen daran, ihre Nebenmenschen zu tödten, oder sie der Gefahr Preis zu geben, von wilden Thieren zerrissen zu werden, ja sie haben sogar einige gute Eigenschaften, aber dennoch würde wohl kein civilisirter Europäer unter ihnen leben wollen; denn wer mit gesunden Sinnen möchte wohl das Loos von Menschen beneidenswerth finden, die weder sittliche Gefühle kennen, noch selbst mit den Mitteln bekannt sind, ihre physische Lage zu verbessern. In die tiefste Barbarei versenkt, sind die Kirgisen Allem abgeneigt, was ihrer ungestümen, wilden, leidenschaftlichen Gemüthsart Fesseln anlegt. Raub ist ihr eigentliches Element; sie kennen keine andern Gefühle, als solche, die aus Eigennutz entspringen, und wissen durchaus nichts von Gemeinsinn, dieser Quelle der erhabensten Tugenden, dieser wahren Grundlage allgemeiner und individueller Glückseligkeit.

Die Kirgisen kommen in Trägheit den Bewohnern des südlichen Asiens gleich. Um der Hitze zu entgehen, verschlafen sie einen Theil des Sommers, und verlassen im Winter ihre Zelte nur selten, weil die Wege mit Schnee bedeckt sind. Da sie durchaus kein Gewerbe verstehen, nichts thun, als nach ihren Heerden sehen, und überdieß von ihren Weibern und Töchtern der Sorge für den Haushalt enthoben werden, so haben sie auch keine Veranlassung zu größerer Thätigkeit. Wenn man einen, oft nicht einmal wohlhabenden Kirgisen völlig unthätig, mit der ledernen Flasche voll Branntwein aus Stutenmilch zur Seite, ausgestreckt liegen sieht, so wird man an die Cyklopen in der Odyssee erinnert, die

Müßig, nicht säend und nicht erntend, leben
Von dem, was ihnen gute Götter geben.

Diese eingewurzelte Trägheit erzeugt bei den Kirgisen einen ungezügelten Hang zu Vergnügungen, zur Unmäßigkeit und eine Leidenschaft für Gelage, nebst einer ausschweifenden Neugierde. Sobald ein Fremder ein kirgisisches Aul oder Lager betritt, sammelt sich Alles um ihn, und bietet ihm statt Gastfreundschaft nur Neuigkeiten für die von ihm erfahrnen. Die Kirgisen sind größtentheils mürrisch, und lieben lärmende Vergnügungen nicht, was vielleicht den einförmigen, traurigen Steppen zuzuschreiben seyn dürfte, die sie bewohnen. Viele sind so sehr zur Melancholie geneigt, daß sie sich oft von aller Gesellschaft zurückziehen und mehrere Stunden in völliger Abgeschiedenheit zubringen. Leichtsinn und Leichtgläubigkeit, in Allem was nicht unmittelbar ihr Interesse berührt, sind ebenfalls Züge, die sie mit allen im Naturzustande lebenden Stämmen gemein haben. Leichtgläubigkeit ist zwar dem Charakter der asiatischen Nationen, die unter Regierungen leben, die ihren Argwohn stets rege erhalten, im Ganzen genommen fremd; die Kirgisen hingegen sind um so weniger mißtrauisch, je weniger das Joch des Despotismus auf ihnen lastet. Merkwürdig ist indeß, daß sie mit Leichtgläubigkeit einen großen Hang zum Betruge verbinden, und ihn besonders gegen jene üben, die nicht Mohammedaner sind. Ihren Versprechungen ist deßhalb durchaus nicht zu trauen, besonders wenn sie mit der Absicht, oder in

der Hoffnung gegeben werden, etwas zu gewinnen. Haben sie einmal erlangt, was sie bezweckten, so denken sie nicht mehr an die Bedingungen, unter denen sie es erhielten, und es läßt sich daher leicht denken, daß ihnen bei diesem gänzlichen Mangel an Treu und Glauben, kein Vertrag, keine Uebereinkunft heilig ist. Man sollte glauben, daß Menschen, deren Bedürfnisse so beschränkt sind, die nichts von Luxus, und ihren Ueberfluß nicht zu verwenden wissen, gleichgültig gegen Gewinn und unbedeutenden Verlust seyn müßten; allein bei den Kirgisen zeigt sich gerade das Gegentheil, denn ihr Geiz und ihre Habsucht sind fast unglaublich. Die Theilung der geringfügigsten Gegenstände veranlaßt oft die ernstlichsten Streitigkeiten, und Personen, die als Gefangene unter den Kirgis-Kaisaken lebten, sagen einstimmig aus, daß sie, wenn sie eine Karawane plündern, bei der Theilung auch die unbedeutendsten Dinge in mehrere Stücke zerbrechen. Fällt z. B. eine Uhr in ihre Hände, so nimmt der Eine ein Rad, ein Anderer die Unruhe, ein Dritter die Zeiger oder die Feder u. s. w., und Jeder, der von einem Raubzug heimkehrt, muß dann noch seinen Antheil mit seinen Verwandten und Freunden theilen, so daß ihm für seine Beschwerde und Gefahr oft wenig genug übrig bleibt. Verschenkt oder verleiht ein Kirgise irgend etwas, so verlangt er sogleich immer den doppelten Werth entgegen, und gefällt ihm irgend etwas von dem Eigenthum seiner Verwandten oder Bekannten, so wird er nicht müde es mit der größten Unverschämtheit zu fordern.

Fragt man einen Kirgisen, zu welcher Religion er sich bekenne, so antwortet er gewöhnlich: „Ich weiß es nicht." Es ist auch in der That schwer zu bestimmen, ob sie Mohammedaner oder Heiden sind. Im Allgemeinen glauben die Kirgisen an ein höchstes Wesen, das die Welt erschaffen hat; allein einige deren es nach den Glaubenssätzen des Korans an, andere vermischen den Islamism mit Ueberbleibseln des alten Götzendienstes, und noch Andere glauben nebst einer guten Gottheit, welche die Glückseligkeit des Menschengeschlechts befördert, und die sie Khubai *) nennen, auch noch an einen bösen Geist, Schaitan **) genannt, die Quelle alles Uebels. Die Kirgisen glauben überdieß noch an das Daseyn vieler Geister oder Genien und an Zauberer und Hexenmeister. Von allen diesen Religionen ist indeß der Islamismus die herrschende; und sind sie auch nicht so fanatisch als andere Muselmänner, so gelten ihnen doch alle, die den Propheten von Mekka nicht anerkennen, als Kafers oder Ungläubige, die sie ihrer Meinung nach, zu unterdrücken berechtigt sind, weßhalb sie es für ein heiliges, verdienstliches Werk halten, die Waffen gegen sie zu kehren. Sie üben dieses feindselige Vorurtheil nicht nur gegen Christen, gegen die Bekenner des Dalai Lama und gegen alle Andersgläubigen aus, sondern sie zählen auch, da sie Sunniten sind, die mohammedanischen Schiiten zu den Ungläubigen, ohne jedoch den eigentlichen Unterschied zwischen beiden Sekten genau angeben zu können. Vielweiberei ist eine von den Lehren des Korans, der die Kirgisen bereitwillig Folge leisten, wenn nämlich ihr Vermögen hinreicht, den durch den Gebrauch festgesetzten Kalym für ihre Weiber zu bezahlen. Fasten und Abwaschungen, die weisesten Vorschriften des Islam, werden nicht von ihnen beobachtet, da es ihnen zu beschwerlich ist, fünfmal des Tages zu beten; auch haben sie weder Moscheen noch eingeborne Mullahs. Ein bejahrter Mann liest wohl zuweilen einer um ihn her knienden Menge Gebete vor, allein größtentheils betet jeder Einzelne wann und wo es ihm genehm ist; Einige verrichten sogar durchaus keine religiösen Gebräuche. Der Islam wird unter ihnen nur von einigen Priestern, die von Khiva Bokhara und Turkestan aus zu ihnen kommen, und von den Mullahs aufrecht gehalten, die den Khans und Häuptlingen der Stämme von der russischen Regierung als Sekretäre beigegeben werden. Man wird schwerlich einen Kirgisen finden, der in Mekka gewesen wäre, da ihnen aber die Hauptstadt von Turkestan ein heiliger Ort ist, so gehen viele Kirgisen dorthin, um ihre Andacht an dem Grabe des heiligen Hadschi Ahmed zu verrichten, den sie besonders verehren. Sie hegen den Glauben, daß die Awlia oder Heiligen an jenen Orten sich aufhalten, wo ihre sterblichen Ueberreste beigesetzt sind, und daß ihre Seelen, wenn man sie anruft, auf die Gräber herabsteigen. So glauben sie auch, daß die Seelen anderer Sterblichen, je nach ihrem Wandel auf Erden, in Gesellschaft guter und böser Geister, die Sterne bewohnen, und auf die Erde herabkommen, wenn man sie in inbrünstigem Gebet anruft.

Die Zauberer und Hexenmeister der Kirgisen sind in verschiedenen Klassen eingetheilt; die zahlreichste unter diesen ist die der Tschanrunschis, die aus dem Knochen eines Schafs wahrsagen, den sie vom Fleisch entblößen, und so lange dem Feuer aussetzen, bis er mehrere Risse bekömmt, aus denen sie dann das Vergangene und Zukünftige verkünden. Die Ramschis sind Wahrsager, deren Weissagungen sich auf die Farbe der Flamme von Schaffett gründet, das sie ins Feuer werfen; während es brennt, sagen sie Gebete her und rufen ihre dienstbaren Geister an. Die unterhaltendsten aber auch fürchterlichsten sind die Baksys, die beinahe den sibirischen Schamanen gleichen. Ihre Kleidung ist theils lang, wie die gewöhnlichen Röcke, theils kurz, besteht aber aus so zerrissenen Lumpen, daß ihr Anblick allein schon mächtig auf die Einbildungskraft der Zuschauer ihrer tragikomischen Künste wirkt, bei denen sie nicht immer auf eine und dieselbe Weise zu Werke gehen. Der Baksy, den Herr Lewshine sah, trat langsam, feierlich, mit niedergeschlagenen Augen und in Lumpen gekleidet, ins Zelt. Er ergriff ein Kobyz, eine Art schlecht gearbeiteter Geige, setzte sich auf einen Teppich und fing an zu singen und zu spielen; dann bewegte er sich langsamer hin und her und ging endlich in die mannichfaltigsten Körperverdrehungen über; seine Stimme erhob sich nach und nach immer stärker, und die Verdrehungen wurden immer rascher, häufiger und seltsamer. Er schlug um sich, bog sich, streckte sich aus, drehte und krümmte sich wie ein Besessener; sein Körper war mit Schweiß bedeckt, Schaum floß aus seinem Munde, und besudelte seine Lumpen. Dann warf er die Geige von sich, machte einen Luftsprung, überschlug sich, schüttelte heftig mit dem Kopf, stieß ein schrillendes Geschrei aus, und fing an, die Geister zu beschwören, denen er bald mit der Hand winkte, bald sie zurückwies, deren er nicht bedurfte. Als endlich seine Kräfte erschöpft, sein Gesicht bleich, und seine Augen mit Blut unterlaufen waren, warf er sich auf den Teppich, stieß ein wildes, fürchterliches Geschrei aus, ward dann ruhig, und streckte sich aus, wie ein Todter. Nach einigen Minuten stand er auf, blickte nach allen Seiten um sich, als wüßte er nicht wo er sey, sprach ein Gebet, und sagte nun, was ihm, seinem Vorgeben zufolge, in seiner Vision offenbart worden war.

Sieht man einen Kirgisen mit Antheil, zuweilen wohl auch mit Thränen in den Augen, der Erzählung irgend einer rührenden Begebenheit zuhören, bemerkt man, daß ihn nicht nur Kunstgegenstände oder edle Handlungen, sondern auch sogar schöne Redensarten zuweilen zu begeistern vermögen, so wird man allerdings zu glauben versucht, er sey gut und theilnehmend; allein dieser Glaube schwindet bald, wenn man seine Unempfindlichkeit gegen Unglück und gegen diejenigen seiner Landsleute sieht, die im Elend schmachten. Dankbarkeit für empfangene Wohlthaten und seine Achtung gegen Alte (ak Sakal oder weiße Bärte), sind noch die besten Züge seines Charakters und seine einzigen Tugenden, die einzigen Spuren von Herzensgüte, die man bei ihm findet. Diese Eigenschaften könnten allerdings gute Früchte tragen, würden sie nicht durch Unwissenheit, Rohheit und zügellose Ausschweifungen im Keim erstickt.

(Schluß folgt.)

*) Das persische Khoda, Gott.

**) Das arabische Schaytan, von dem hebräischen Satan.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 269. 25 September 1832.

Lord Byron.

Aus dem Tagbuche der Gräfin von Blessington geschildert.

Es war am 1sten April 1823, als ich Lord Byron zum ersten Male sah. Schon die ersten wenigen Augenblicke reichten hin, das Bild zu zerstören, das ich mir aus Porträts und Schilderungen, die ich früher gesehen und gelesen, von ihm entworfen hatte. Ich hatte mir ihn größer und von stolzerem und herrischerem Aeußern gedacht, und vergeblich sah ich mich nach der Heldengestalt um, mit der er von meiner Einbildungskraft ausgestattet worden war. Indeß besitzt er ein ungemein einnehmendes Aeußeres; sein Kopf ist sehr schön geformt und seine Stirne offen, hoch und edel; seine Augen sind grau und voll Ausdruck, eines ist jedoch sichtlich größer als das andere; die Nase ist groß und wohlgeformt, aber nur ein wenig zu dick, so daß sie sich im Profil besser ausnimmt als in der vollen Gesichtsbreite. Den merkwürdigsten Zug in diesem Gesichte bildet der Mund. Die Oberlippe ist von griechischer Kürze und die Mundwinkel senken sich abwärts; übrigens sind die Lippen voll und von sehr schönem Schnitte. Beim Sprechen werden seine Zähne sehr sichtbar; sie sind weiß und gleichmäßig; ich bemerkte, daß selbst in seinem Lächeln — und er lächelt häufig — in seinem Munde der Ausdruck einer bittern Verachtung liegt, der offenbar ihm von Natur aus eigen, und nicht, wie Einige glauben, bloß angenommen ist. Dieß stieß mir Anfangs besonders hart auf. Sein Kinn ist groß und hübsch geformt und gibt dem schönen Oval seines Gesichtes die Vollendung. Lord Byron ist sehr zart gebaut, so zwar, daß sein Aeußeres etwas Knabenhaftes hat; sein Gesicht ist von einer besonderen Bläße, doch nicht kränklich bleich, sondern von einem Teint, wie er dunkelhaarigen Personen eigen ist; sein Haar, welches sehr schnell grau zu werden anfängt, ist nämlich von einem tiefen Dunkelbraun und von Natur lockig; er pflegt es stark einzusalben, wodurch es noch dunkler erscheint. Sein Gesicht ist voll Ausdruck, der mit dem Gegenstande der Unterhaltung wechselt; je länger man dieses Antlitz betrachtet, desto mehr nimmt es für sich ein, und einen desto angenehmeren Eindruck läßt es zurück. Man könnte sagen, daß Melancholie der vorherrschende Charakter desselben sey, und ich beobachtete, daß so oft eine Bemerkung ein Lächeln auf seinen Mund rief, was oft der Fall war, da die Unterhaltung munter und lebendig war — dieses nur einen Augenblick um die Lippen spielte, die dann sogleich ihren ernsten Ausdruck wieder annahmen. Sein Ganzes verräth den Mann von Stand und Bildung, wiewohl dazu seine Toilette nicht eben viel beiträgt; sein Rock scheint sich noch von mehreren Jahren herzuschreiben, und ist viel zu weit für ihn, wie denn überhaupt alle seine Kleider den Anschein haben, als seyen sie schon fertig gekauft worden, so wenig sitzen sie ihm. In seinen Bewegungen ist etwas Linkisches, was offenbar von dem immerwährenden Gedanken an seine Lahmheit herkommt, die ihn sehr lästig zu seyn scheint; denn im Sitzen sucht er seinen Fuß zu verbergen, und im Gehen zwingt er sich zu einer nervigen Hastigkeit. Uebrigens ist seine Lahmheit und die Mißgestalt seines Fußes nur wenig bemerkbar, so daß ich bis auf diese Stunde noch nicht weiß, auf welchem Fuß er eigentlich hinkte. Seine Stimme und seine Betonung sind von einer besondern Anmuth, und obgleich der Klang der Stimme gewöhnlich eher leise als laut ist, so geht dem Ohre doch kein Wort verloren. Seine Manieren waren eben so verschieden von den mir zuvor gebildeten Vorstellungen, als seine Gestalt. Ich hatte einen ernsten, kalten, verschlossenen und stolzen Mann erwartet, jenen räthselhaften Menschen ähnlich, wie er sie in seinen Werken zu schildern liebt; allein nichts kann so verschieden davon seyn; denn wenn ich den auffallendsten Fehler Lord Byron's bezeichnen sollte, so würde ich sagen, daß er in einer gewissen Leichtfertigkeit und in einem gänzlichen Mangel jener natürlichen Selbstbeherrschung und Würde bestehe, die einen Mann von Geburt und Erziehung bezeichnen sollen.

Albaro, das Dorf, in welchem die Casa Saluzzo gelegen ist, die Lord Byron bewohnte, liegt in der Nähe von Genua; dieser Wohnsitz besteht aus einem schönen alterthümlichen Schlosse, das eine weite Aussicht beherrschte, ein weitläufiges Gelaß hat, mit der Vorderseite in einen Hofraum und mit der Hinterseite in einen Garten blickt. Das Gemach, in welchem Lord Byron uns empfing, war groß und reich möblirt. Ein kleines Porträt von seiner Tochter Ada und ein Kupferstich, der ihn selbst darstellt, fielen mir ins Auge. Da er bemerkte, daß ich das seiner Tochter besonders ins Auge faßte, so nahm er es herab und schien sehr erfreut, als ich auf die unverkennliche Aehnlichkeit mit ihm aufmerksam machte. Indem er es in der Hand hielt, sagte er: „Man sagt mir, sie sey geistreich — ich hoffe es nicht; vor Allem aber hoffe ich nicht, daß sie eine poetische Natur ist; der Preis, den man für einen solchen Vorzug, wenn es anders ein Vorzug ist, bezahlen muß, ist von

der Art, daß ich den Himmel bitte, mein Kind möge damit verschont bleiben."

(Fortsetzung folgt.)

Leben und Sitte in Süd-Carolina.

Charleston.

(Fortsetzung.)

In diesen tiefer gelegenen Gegenden werden die Sklaven häufig sehr unmenschlich behandelt. In welchen herabgewürdigten Verhältnissen auch ihre schwarzen Brüder in den Städten leben mögen, so ist ihr Loos doch in vielen Beziehungen weit beneidenswerther, als das der Feldneger. Das größte Unglück, das einem menschlichen Geschöpfe zustoßen kann, ist vielleicht, das Eigenthum eines kleinen Pflanzers oder Krämers im Innern der südlichen Staaten und in einiger Entfernung von einer etwas bedeutenderen Stadt zu werden. Der Herr ist gewöhnlich faul, unwissend und tyrannisch, und in diesem Verhältnisse haben auch seine Sklaven zu leiden. Freilich sagt man, daß auch die Neger dort stumpfsinnig, unbändig und unverbesserlich faul sind; allein wie wäre es anders möglich. Ich erinnere mich, daß eines Nachts ein Neger mit einer Fackel von Fichtenschleisen im Stalle leuchten sollte, während der Kutscher beschäftigt war, seine Pferde anzuschirren. Obgleich wiederholt ermahnt, die Fackel gerade aufrecht zu halten, fuhr er doch fort, sie gegen die Wand hin zu richten, die ohne Zweifel in wenigen Augenblicken in Brand gerathen seyn würde. Endlich ging dem Kutscher die Geduld aus; er ergriff den Neger bei den Haaren und stieß ihm das Gesicht mit furchtbarer Wuth wiederholt an einen vorspringenden Balken. Das Gesicht des armen Kerls war augenblicklich von Blut überströmt, indeß hielt er jetzt die Fackel gerade aufwärts. „So muß man mit den Negern umspringen," sagte der gefühllose Kutscher in brutalem Uebermuthe; und ich fand nachher, daß diese Art „mit ihnen umzuspringen" die vorherrschende in dem Innern der Niederungen war.

In jenen Bezirken jedoch, wo das Klima erträglicher ist und die Gutsherrschaften auf ihren Gütern leben, ist das Loos der Sklaven in materieller Beziehung weit besser. Ein Gentleman von Süd-Carolina, der Vermögen und Erziehung besitzt, ist mehr der gütige und nachsichtige Beschützer seiner Sklaven, als ihr roher Zuchtmeister. Eigenthümer aus dieser Klasse haben verschiedene wohlthätige Maßregeln für die Gesundheit und das Wohlergehen der schwarzen Menschen auf ihren Besitzungen getroffen. So fand ich einen Pflanzer, der seinem Verwalter alle Jahre am Christtage für jeden Neger, mit dem sich das Gut vermehrt hatte, ohne ihn zu kaufen, fünf Dollars bezahlte, wodurch er bewirkte, daß besser auf die Gesundheit der Schwarzen geachtet, und besonders auf schwangere Negerinnen und ihre Kinder sorgfältiger Rücksicht genommen wurde. Das häusliche Leben und die Sitten der Gutsbesitzer im Süden gleicht ziemlich dem der westindischen Grundeigenthümer; nur beschäftigen sich die Amerikaner mehr mit Politik, Jagden und Pferderennen. In Virginien besonders verwendet man große Sorgfalt auf Pferdezucht, und es gibt kaum ein Städtchen oder einen Flecken, wenn er nur zweitausend Einwohner zählt, die nicht ein wohl eingerichtetes Pferderennen besäßen. Die Gastfreundschaftlichkeit eines Pflanzers aus dem höhern Stande gegen Reisende von allen Nationen, die bei ihm aufgeführt sind, kennt keine Schranken; seine Wohnung, seine Hunde, Pferde, Neger, Flinten, Boote u. s. w., Alles steht dem Gast zu Gebote, so lange es ihm beliebt zu bleiben; kurz man wird nirgends so warme, freundschaftliche und gefällige Aufnahme finden. Dergleichen Pflanzer sind auch in europäischer Politik und Literatur wohl bewandert, und wenn gleich im Herzen republikanischen Prinzipien zugethan, haben sie doch zu viel Erziehung, um dem Ohr des Fremden mit den oberflächlichen Gemeinplätzen über die Mißbräuche des Königthums und den hochtrabenden Lobhudeleien amerikanischer Institutionen beschwerlich zu fallen. Nur Eine wunde Stelle gibt es, die man nicht bei ihnen berühren darf — die Abschaffung der Negersklaverei. Wie fest entschlossen man ist, diesen Fluch des Landes zu verewigen, kann aus den Gesetzen abgenommen werden, die in den letzt verflossenen Jahren von den südlichen Staaten, wo noch der abscheuliche Menschenhandel besteht, in Bezug auf die schwarze Bevölkerung gegeben wurden. Die Freilassung derselben ist, unter was immer auch für Umständen, mit der größten Strenge untersagt. Einen Neger lesen oder schreiben zu lehren, wird als ein Verbrechen bestraft. Jeder freie Schwarze, der sich in den Sklavenstaaten betreten läßt, wird zuerst ins Gefängniß geworfen, und dann, wenn er die Verpflegungskosten nicht bestreiten kann, verkauft. Selbst gegen Unterthanen fremder Staaten wird hierin keine Ausnahme gemacht, und obgleich die Union dieses Gesetz als dem Völkerrecht zuwider erklärte, indem es zugleich nur darauf berechnet sey, die Amerikaner mit auswärtigen Staaten in unangenehme Berührungen zu bringen, so besteht diese Verordnung doch noch immer in Kraft, und britische und andere Unterthanen wurden schon wiederholt ins Gefängniß geworfen und mußten unter dieser ungerechten Maßregel leiden. Man gibt sich alle erdenkliche Mühe, das Land von freien farbigen Menschen zu säubern; daher wird auch — was Jedem, der Dieß nicht weiß, ein unerklärlicher Widerspruch bleiben wird — von den südlichen Staaten die Gesellschaft zur Kolonisirung von Liberia, von der in diesen Blättern schon wiederholt die Rede war, auf alle mögliche Weise unterstützt und aufgemuntert; da sie sich wahrscheinlich den Philanthropen unendlich verbunden halten, die Amerika durch die Entfernung der freien Schwarzen von einer unerschöpflichen Quelle künftiger Unruhen und Verwirrungen befreien, die durch das gefährliche Beispiel der Freilassung der Neger in Nordamerika bei den südlichen Schwarzen hervorgebracht werden müßten. Menschlicher Scharfsinn hätte nichts erdenken können, was die Ketten der zurückgebliebenen Schwarzen fester und unzerbrechlicher zu schmieden im Stande wäre. Im Verlauf von wenigen Jahren wird sich in beiden Carolina's und Georgien nicht ein einziger freier Neger mehr vorfinden. Natürlich bleiben so alle Gründe, die man für die unveräußerlichen und ewigen Rechte des Menschen vorbringt, tauben Ohren gepredigt. Der Grundsatz, auf dem man hauptsächlich besteht, ist einfach der: Die Schwarzen müssen in äußerster Unwissenheit erhalten werden, oder wir sind verloren. Ueber alle andern Gegenstände kann man mit einem gebildeten Pflanzer in vergnüglicher und nützlicher Unterhaltung verkehren; wie man aber auf diesen hochwichtigen Punkt zu sprechen kommt, erregt man Erbitterung und Verdruß.

Amerika ist, meines Bedünkens, das einzige Land in der

Welt, wo man die gebildetsten und wohl unterrichtetsten Individuen ohne Ausnahme stets nur unter den höhern Ständen trifft. Diese Thatsache steht außer aller Frage, und leider muß man sagen, daß die einzige erträglich gute Gesellschaft in den südlichen Staaten nur unter den aristokratischen und reichen Pflanzern zu finden ist. So sehr ich geneigt bin, den Charakter der Amerikaner, wo immer es die Wahrheit erlaubt, in seiner vortheilhaftesten Färbung darzustellen, so kann ich doch von den mittlern und untern Ständen der südlichen Staaten wenig Vortheilhaftes sagen. Es ist ein rohes und sittenloses Volk, meist halb verwildert und selten gastfreundschaftlich. Auf einer Reise, von nahe an 1500 Stunden in Nord- und Süd-Karolina mußte ich im Ganzen für höchst elende Verpflegung und noch schlechtere Bedienung unerschwinglich bezahlen. Dieß war jedoch nicht immer der Fall, und insbesondere erinnere ich mich einer Gelegenheit, wo ich von einem der kleinern Pflanzer, der erst kurz zuvor zu einem beträchtlichen Vermögen gekommen war, und sich seiner Meinung nach ungemein geschmackvoll eingerichtet hatte, was er einem Fremden aus „der alten Welt" recht unter die Augen zu stellen brannte, sehr gastfreundlich aufgenommen und bewirthet. Ich war auf einer Reise nach Columbia begriffen und hielt an seinem Hause an, um mich nach der Entfernung von dieser hübschen kleinen Stadt zu erkundigen. Er stellte an mich unzählige Fragen über meine Reise u. s. w., und als ich erwähnte, daß ich diesen Tag bei einem großen Gutsbesitzer in seiner Nachbarschaft zu Mittag gespeist hatte, so fand er so viel Geschmack an meiner Gesellschaft, daß er in mich drang, die Nacht unter seinem Dache zuzubringen, worein ich endlich auch willigte, indem ich meine Weiterreise auf den andern Tag verschob. Ich wurde bald darauf der Frau vom Hause vorgestellt, in der ich zu meiner Ueberraschung ein sehr artiges und hübsches Weib fand. Sie saß nahe am Kamin des Hauptgemaches, das auf die Straße herausging, und war eben im Begriffe, ihrem Säuglinge die Brust zu reichen, worin sie sich durch meinen Eintritt keineswegs unterbrechen ließ. Der Fußboden dieses Zimmers war, gleich einer irländischen Stube, mit Lehm ausgeschlagen. Die Wände bestanden aus Holzblöcken, deren Fugen mit Moos und Thon ausgestopft waren. Statt der Fenster waren große Läden angebracht, und das einzige Geräthe, das nicht zu dieser armseligen Behausung paßte, bestand in einer schönen Wiege von Mahagoniholz, die mit feinem weißem Bettzeug gefüllt war. Mein Pferd wurde nach dem Stalle geführt, und es beleidigte fast meinen Wirth, daß ich selbst die Dienste eines Stallknechtes übernehmen wollte. Vier Neger waren beauftragt, dafür zu sorgen; allein ich hatte in diesem Punkte zu viel Erfahrung, um eines der schönsten Thiere von Süd-Carolina ihren Händen anzuvertrauen. Der Weg nach diesem Stalle schien absichtlich angelegt, um Menschen und Thieren die Beine zu brechen und bestand aus runden Hölzern, die mit schlüpfriger Thonerde bedeckt waren. Der Stall war kalt, dumpfig und voll Schmutz; nur das indianische Korn, das gefüttert wurde, war gut und das Heu grün und frisch, so daß mein Reisegefährte zwar kein behagliches Obdach, aber doch eine gute Mahlzeit fand. Bald nach meiner Ankunft im Hause begaben wir uns in das Eßzimmer, das aus einem kleinen engen Kämmerchen bestand, dessen Fußboden und Wände mit Brettern beschlagen waren. In der Mitte stand ein schöner Tisch von Mahagoni, der fast das ganze Gemach ausfüllte und gerade noch Raum für drei kleine Bänke ließ, die als Stühle dienten. Man sah weder Kamin, noch Teppiche, noch Vorhänge, noch sonst ein Hausgeräthe außer diesen Bänken und diesem Tische, der jedoch mit gebähetem Brod, Milchstrudeln, Kuchen aller Art, eingemachten Früchten, Melonen, Pfirsichen, gebackenen Hühnern, Schweinefleisch, Pöckelfleisch, Reiß und Schinken überfüllt war. Thee- und Kaffee-Kannen waren von Silber und das chinesische Porzellan sehr schön und kostbar. Die Löffel waren von Zinn, Messer und Gabel von Gußeisen. Die Baumwollenpreise und die Thaten des Generals Jackson bildeten die vorzüglichsten Gegenstände der Unterhaltung: mein Wirth versicherte mich, daß John Quintius Adam Henry Clay nicht das Wasser reiche, daß Rufus King wohl viel von Sklaverei schwätze, aber nicht so viel von der Natur der Neger verstehe, daß er selbst ein Freund von den Gentlemen aus der alten Welt sey, nur seyen ihm die „tölpischen Muskatennuß-Yankee-Hausirer" in den Tod zuwider, und endlich wollte er mit mir einen Kastorhut wetten, daß Herr Hugh Legaree von Charleston so beredt sey, wie Demosthenes, wobei er auf die letzte Sylbe dieses Wortes einen langgedehnten Nachdruck legte. Später fand ich heraus, daß er sich unter Demosthenes ein englisches Parlamentsmitglied dachte.

(Schluß folgt.)

Literarische Chronik.

1) The British Dominions in North-America. By Joseph Bouchette, Esq., Surveyor-General of Lower Canada etc. 2 vols. 4to. — 2) The Emigrant's Pocket Companion; containing what Emigration is, who should be Emigrants, where Emigrants should go; a Description of British Nord-America, especially the Canadas; and full Instructions to intending Emigrants. By Robert Mudie. 12mo. London, 1832.

Die britischen Besitzungen in Canada sind zu gut bekannt, als daß es hier einer geographischen Beschreibung derselben bedürfte. Sie sind von der Natur in ihrem Innern während der frostfreien Jahreszeit mit einer Wasserkommunikation begünstigt, die an Ausdehnung und Bequemlichkeit nicht ihres Gleichen hat, und die, selbst wenn mit dickem Eise bedeckt, noch Heerstraßen bietet, die eben so wohlfeil als bequem sind. Der Strom, der aus dem Obern- durch den Huron-See fließt, auf seinem Weg den Michigan mit Wasser versieht, durch die Seen Erie und Ontario strömt, und dann als ein bedeutender Fluß seinen Lauf durch Niedercanada bis in den atlantischen Ozean fortsetzt, bietet eine Wassermasse von einer Ausdehnung von ungefähr 2000 Meilen, die, mit einigen unbedeutenden Ausnahmen, die jedoch zu beseitigen wären, durchgängig selbst für schwer belastete Schiffe fahrbar ist. Bouchette gibt folgende Beschreibung vom Lac Superior:

„Der Lac Superior kann als die unerschöpfliche Quelle angesehen werden, aus der der St. Lorenz seit undenklichen Zeiten sein weites Bett füllt. Dieser unermeßliche See, dem kein Süßwassersee auf dem ganzen Erdball an Größe gleichkommt, liegt zwischen den Parallelen von 46° 25' und 49° 1' nördl. Br. und den Meridianen von 84° 54' und 92° 14' westl. Länge. Seine, auf einer krummen, durch den Mittelpunkt laufenden Linie gemessene Länge beträgt ungefähr 360 geographische Meilen; seine größte Breite 140 und sein Umfang, den Krümmungen der Küsten folgend, ungefähr 1500 Meilen. Sein Wasserspiegel liegt ungefähr 627 Fuß über der Strömung des atlantischen Ozeans; allein aus der Beschaffenheit seiner Ufer läßt sich schließen, daß sein Wasserstand in frühern Zeiten noch um 40 bis 50 Fuß höher war, als jetzt. Mehrere Untersuchungen mit dem Senkblei zeigten eine Tiefe

von 80 bis 150 Faden, seine größte Tiefe beträgt indeß wahrscheinlich mehr als 200 Faden, und somit befindet sich der Grund des See's fast 600 Fuß unterhalb dem Niveau des Ozeans. Die krystallhelle Durchsichtigkeit seines Wassers, die nicht ihres Gleichen hat, ist so groß, daß Felsen bis selbst in einer außerordentlichen Tiefe sichtbar sind; sein Grund besteht größtentheils aus einem sehr klebrigen Thon, der sich, an die Luft gebracht, schnell erhärtet und mit einer Gattung kleiner Muscheln untermischt ist, wie man sie noch jetzt im See findet. Seiner Ausdehnung nach eher ein Meer, als ein See, ist er auch all den Wechseln eines solchen unterworfen; denn der Sturm wüthet und die Wogen brechen sich auf ihm fast mit derselben Gewalt wie auf dem Ozean, dessen regelmäßig eintretende Ebbe und Fluth ihm jedoch fehlt. Seine ausgedehnte Oberfläche wird indeß von heftigen Winden heimgesucht, und wenn diese von irgend einer Himmelsgegend her mit Heftigkeit eintreten, so bewirken sie auf der entgegengesetzten Seite des See's ein merkbares Steigen des Wassers. Die unterirdischen Quellen verursachen auch zuweilen ein starkes Anschwellen des Wassers, eine Erscheinung, die man besonders nach einem strengen Winter wahrnimmt. Die Vermuthung, daß das Wasser des See's einst salzig war, ist keineswegs unwahrscheinlich, und gewinnt durch die Natur der Fische, die in ihm leben und die Meermuscheln, die man am Strande und in die Ufer eingeschichtet findet, an Bestand.

„Dieser herrliche See ist durch einen ungefähr 40 Meilen langen Arm mit dem Huronsee verbunden; zwischen beiden Seen stößt man auf den Wasserfall von St. Maria; dieser und der Umstand, daß hier eine ungeheure Wassermasse sich mit großer Gewalt durch einen sehr engen Kanal drängt, dürfte einen Durchstich von ungefähr zwei Meilen Länge nothwendig machen, um die hier unterbrochene Verbindung des Fahrwassers wieder herzustellen. Der Huronsee ist von geringerer Ausdehnung, als der See Superior. Der Eriesee ist ungefähr 265 Meilen lang, an seinem Mittelpunkte 63 Meilen breit und hat einen Umfang von 658 Meilen. In gewisser Hinsicht ist es vielleicht eine Unbequemlichkeit, daß die Gränzlinie zwischen den großbritannischen und den Besitzungen der Vereinigten Staaten fast mitten durch diese Seen und durch den ganzen Kanal des St. Lorenzflusses hinläuft. Da indeß die Canadier so bestimmt erklärt haben, mit der großen Föderation in ihrer Nachbarschaft keine andern als freundschaftlichen Verbindungen zu unterhalten, so wird diese Unbequemlichkeit nur vorübergehend seyn. Wie auch immer die Stimmführer der alten Welt zum Kriege aufreizen mögen, so sind wir der festen Meinung, daß binnen einigen Jahren dieses Wort aus dem Wörterbuche der englischen Sprache in Amerika gestrichen seyn wird; denn es wäre wahrhaft traurig, wenn der Handel des einen oder des andern Landes auf den herrlichen Wasserverbindungen, die der Eriesee und die mit ihm zusammenhängenden Kanäle und Flüsse bieten, durch Feindseligkeiten unterbrochen werden sollte.

„Diese unschätzbaren Vortheile und der lebhafte Verkehr, der durch die geographische Lage des Eriesee's und seine Verbindungen mit den ihn umgebenden schiffbaren Gewässern begünstigt, auf ihm unterhalten wird, sind in einem zu Buffalo erscheinenden Journal so treffend geschildert, daß folgender Auszug hier an seiner Stelle seyn dürfte: „Eine Uebersicht der jährlichen Zunahme des Verkehrs auf dem Eriesee zeigt die erfreulichsten Resultate. Die Seeschifffahrt nahm in diesem Frühjahre (1830) ihren Anfang viel früher als gewöhnlich, und hat bereits einen weit höheren Grad von Wichtigkeit und Lebendigkeit erreicht, als zu irgend einer frühern Periode. Außer der großen Anzahl von Schoonern, die beständig an unsern Quais liegen, um der Reihe nach Ladung einzunehmen oder zu löschen, sind auch noch mehrere ansehnliche Dampfboote eben so hinreichend als einträglich beschäftigt; jeden Morgen läuft eines dieser Boote, mit Fracht aus unserm Hafen und Passagieren nach den fruchtbaren westlichen Gegenden aus. Wenn man die fast unglaubliche Zunahme des Verkehrs auf dem Eriesee während der letzten fünf oder sechs Jahre überblickt, so ist es fast unmöglich, sich der ausschweifendsten Hoffnungen für die Zukunft zu enthalten. Die Charte des ganzen Erdballs zeigt keinen See von so ganz eigenthümlicher Lage, als der Eriesee hat, der buchstäblich alle schiffbaren Gewässer von Nordamerika beherrscht. Von Süden aus hat ein Dampfboot den Alleghany bereits bis Warren aufwärts befahren, und bei einer geringen Nachhülfe am Ausflusse des Chatauque könnten Dampfboote von Neuorleans sich dem Portlandhafen bis auf drei Meilen nähern. Aus dem Norden haben schon Schiffe des Ontariosee's die Fahrt durch den Wellands-Fluß und Kanal bis in den Eriesee ausgeführt. Derselbe Unternehmungsgeist, der den Wellandkanal schuf, wird wahrscheinlich auch bald die natürlichen Hindernisse überwinden, die der Schifffahrt auf dem St. Lorenz noch im Wege stehen, und eine bequeme, ununterbrochene Straße vom Eriesee durch den Ontariosee nach Montreal und Quebek eröffnen. Wie leicht ein Kanal, geräumig genug für Dampfboote, zwischen dem Michigansee und dem schiffbaren Theile des Mississippi hergestellt werden könnte, ist bekannt. Dieses Unternehmen ist schon seit langem im Antrag und wird, wie man glaubt, bald ausgeführt werden. Doch wird dieß nicht der einzige Verbindungskanal zwischen dem Eriesee und dem Golfe von Mexiko seyn; von den südlichen Ufern des Eriesee's, von Ohio und Pennsylvanien wird mittelst Kanälen durch den Ohiofluß eine Verbindung mit dem Mississippi eröffnet werden. Der Eriesee kann daher als ein großer Centralwasserbehälter angesehen werden, von dem aus sich die ausgedehntesten Kanäle für innere Schifffahrt verbreiten, die man nur in der Welt finden kann, von wo aus Schiffe das ganze Innere des Landes durchkreuzen, den atlantischen Ozean in nördlicher oder südlicher Richtung besuchen und Produkte und Reichthümer jedes Landes und jedes Klima's einnehmen können."

„Der Erie- und Ontario-See sind durch den Niagara verbunden, und von da an setzt der Strom seinen Weg unter dem Namen St. Lorenz in einem breiten Bette bis in den Ozean fort. Der Niagara ist, seiner Wasserfälle wegen, wie bekannt, nicht schiffbar, und deßhalb wurde mit einer Auslage von 270.000 Pf. St. der Wellandkanal gegraben; eine sehr mäßige Summe, wenn man die großen Vortheile erwägt, die durch Herstellung einer ununterbrochenen Verbindung zwischen dem Erie- und Ontario-See erlangt wurden. England hat durch den bekannten Rideaukanal, der in Kriegszeiten eine sichere Schifffahrt aus dem Ontario nach Montreal gestattet, eine ähnliche nützliche Unternehmung, jedoch mit drei- oder vierfach größeren Kosten ausgeführt. Wegen der Theilung des St. Lorenz zwischen dem Gebiete beider Nationen würde in Kriegszeiten die Schifffahrt für beide gefährlich werden, und deßhalb waren die Amerikaner ebenfalls auf einen Sicherheitskanal bedacht, der der große Eriekanal genannt wird, und eben so wie der englische ein höchst großartiges und ein Werk von unberechenbarem Nutzen ist. Ober- und Niedercanada erhielten diese Namen wahrscheinlich von der Richtung des Stroms, der sich aus dem Lac Superior in den Ozean ergießt; das erstere liegt in der Nachbarschaft des Ober- und das letztere in der Umgebung des untern Theils dieses Flusses. Bei Bestimmung der gegenwärtigen Abscheidung zwischen Ober- und Niedercanada ist man indeß von der Absicht ausgegangen, alle die alten französischen Niederlassungen und Besitzungen in Niedercanada so nahe als möglich an einander zu schließen und den britischen Ansiedlern in Obercanada einen Landstrich zu öffnen, auf dem sie sich bequemer gelegene Ländereien zu ihrer Benützung erwerben und diesen Theil des Landes, so zu sagen, ohne Schwierigkeit englisiren können. Bei Feststellung dieser Abgränzung zwischen den alten französischen und den neuen englischen Ansiedlern fehlt es an politischer Voraussicht; bis diese Gränzlinie nicht aufgehoben ist und die Lehenrechte und bürgerliche Gesetzgebung in den beiden Canada's nicht mit einander verschmolzen werden, wird man wohl immer jene gesetzliche Eintracht zwischen beiden Ländern vermissen, die in jeder Hinsicht so wünschenswerth wäre."

(Fortsetzung folgt.)

Die londoner Taschenkünstler in Brüssel.

Die londoner leichtgefingerte (light fingered) Zunft, gab kürzlich der brüsseler Polizei eine Probe ihrer Kunst in dem Handwerke Merkurs, die diese nicht leicht vergessen wird. Ein einheimischer Taschendieb ist in Brüssel fast unbekannt, und Uhren, Sacktücher u. dgl., sind an die indolenteste Sorglosigkeit gewöhnt. Am Tage von Leopolds Einzug kam eine Menge britischer Pässe in die Stadt, die am andern Tage alle wieder abmarschirten. Man achtete nicht darauf, bis die erstaunte Gensdarmerie mit Nachricht von gestohlenen Uhren überschüttet wurde. Die Plünderung ging in großem Maßstabe vor sich, und mit einer Geschicklichkeit, wie sie nur Meister in der Kunst besitzen. Nun kam man auf einmal der Sache auf die Spur, setzte die Polizei in Ostende in Kenntniß, diese hätte aber vielleicht nur noch mit einem herschel'schen Telescopen die Bande glücklicher Abenteuer entdecken können, wie sie an den Kalkfelsen ihres stolzen Geburtslandes ausstiegen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 270. 26 September 1832.

Lord Byron.

(Fortsezung.)

Die Unterhaltung bei unserem ersten Besuche drehte sich größtentheils um unsre beiderseitigen Freunde in England; von mehreren derselben sprach er mit herzlicher Theilnahme. Von Thomas Moore, D. Kinnaire und Ellice sprach er mit besonderer Auszeichnung. Zugleich barg er aber auch nicht, wie lästig ihm die vielen reisenden Engländer fielen, die ihn mit ihren Besuchen quälten, obgleich er den größten Theil derselben früher entweder gar nicht oder nur sehr aus der Ferne gekannt, weßhalb er sich bemüßigt gefunden habe nur jene zu empfangen, die er besonders zu sehen wünsche. „Allein, fügte er lächelnd hinzu, sie rächen sich an mir, indem sie auf alle mögliche Arten Angriffe auf mich machen, und es gibt keine Geschichte, die dem Heißhunger unsrer lästerlustigen Landsleute unglaublich schiene.“ — In allen seinen Gesprächen über Lady Byron — und er kömmt auf sie häufig zu sprechen — erklärte er, daß er durchaus nicht wisse, was sie habe bewegen können, ihn zu verlassen; er argwöhnte, daß die bösartige Natur der Mistreß Charlemont sie dazu verleitet habe. Uebrigens sey von ihm kein Mittel unversucht geblieben, was zu einer Aussöhnung hätte führen können. „Der Tag wird kommen, sagte er mit Bitterkeit, wo ich werde gerächt werden. Ich fühle, daß ich nicht lange leben werde, und wenn das Grab mich deckt, was wird sie dann fühlen?“ — In der That, Alle die es mit Lady Byron gut meinen, mußten wünschen, daß sie ihren Gemahl nicht überlebe, denn indem das allversöhnende Grab die Fehler des Todten mit Vergessenheit bedeckt, läßt es die der Ueberlebenden ihren eigenen zu spät wach gewordenen Gefühlen in so düstern Farben erscheinen, daß sie für ihr übriges Leben elend werden, wodurch das wirkliche oder eingebildete Unrecht an jenen, die wir auf immer verloren haben, mehr als gerächt wird. — Als ich Lord Byron mit großem Lobe von den geistigen und persönlichen Eigenschaften der Lady Byron sprechen hörte, fragte ich ihn, wie Alles was er jezt gesagt habe, sich mit gewissen Sarkasmen vertrüge, mit denen er in seinen Werken auf seine Gattin anspiele. Er lächelte, schüttelte den Kopf und sagte, er habe sie damit bloß quälen und kränken wollen, da er über ihre Weigerung von ihm Briefe anzunehmen, oder zu beantworten tief verwundet und gereizt gewesen; es sey mit jenen Ausfällen nicht ernstlich gemeint gewesen und es thue ihm leid, sie geschrieben zu haben. Allein ungeachtet dieser bezeigten Reue und aller seiner guten Vorsätze, diese Sünde nicht mehr begehen zu wollen, würde er doch sicherlich zu denselben Waffen greifen, um sich zu rächen, wenn er abermals gereizt würde; obgleich er einsieht, daß es kleinlich und seiner unwürdig ist.

Byron plaudert sehr gern; seine Leichtfertigkeit aber verschwindet im Gespräche unter vier Augen; er wird dann gedankenreich, läßt sich vom Gegenstande hinreißen und scheint laut zu denken, obgleich seine Sprache dabei einen Anschein von Steifheit gewinnt und völlig von dem gehaltlosen Geschwätze verschieden ist, dem er sich in großer Gesellschaft überläßt. Ich suche die Ursache davon darin, daß er so lange einsam gelebt hat, so wie daß er jezt sich darauf verlegen will, in Prosa zu schreiben. Er affektirt den johnsonschen Ton, sieht es gerne, daß man ihm aufmerksam zuhört und scheint auf die Wirkung zu lauern, die er bei seinen Zuhörern hervorbringt. In gemischter Gesellschaft sezt er etwas darein, den Weltmann zu spielen, wobei er den leichten Ton tändelnden Scherzes oder der Persiflage anzunehmen sucht, was ihm jedoch nicht sehr anmuthig steht; immer aber geht er darauf aus, das Gespräch auf seine eigenen Angelegenheiten oder Gefühle zu leiten, über die er sich dann mit dem Ausdruck der Melancholie klagend oder mit leicht darüber hinspielendem Scherze ausspricht, je nachdem es gerade seine Gemüthsstimmung mit sich bringt.

Im Gespräche über gelehrte Frauen bemerkte Lord Byron, Frau von Stael sey gewiß die geistreichste, wenn auch nicht die angenehmste dieser Art, die er je gekannt habe. „Statt zu conversiren, deklamirte sie“, sagte er, „und hörte nur auf, um Athem zu schöpfen; fiel während dem ein Andrer in das Gespräch ein, so wartete sie nicht, bis er ausgesprochen hatte, sondern nahm den Faden ihrer Rede auf, als wäre sie gar nicht unterbrochen worden.“ Diese Bemerkung Lord Byrons war lustig genug, da wir alle an ihm beinahe dasselbe, nur mit dem Unterschiede wahrgenommen hatten, daß er auf Alles, was man seinen Betrachtungen erwiderte, horchte, und es berücksichtigte. „Madame Stael“, fuhr er fort, „war sehr beredt, wenn ihre Einbildungskraft warm wurde, (und Dieß geschah sehr leicht); diese Fähigkeit war viel stärker als ihr Verstand, da sie dieselbe mehr geübt hatte; ihre Sprache war gewählt, aber weitschweifig, und wenn gleich immer blumenreich und oft glänzend, doch so dunkel, daß man sich des Gedankens nicht erwehren konnte, sie verstehe selbst nicht ganz, was sie Andern

verständlich zu machen suchte. Sie verlor sich stets in philosophischen Erörterungen, und einmal verwickelte sie sich förmlich in die labyrinthischen Gänge der Metaphysik. Sie hatte keinen Wegweiser auf dieser Straße; ihre Imagination, welche sie in solche Schwierigkeiten verwickelte, konnte ihr nicht mehr heraushelfen; der Mangel an mathematischer Bildung, welcher ihr als Ballast hätte dienen können, und gleichsam als Lootse in den Hafen der Vernunft, blieb immer sichtbar, und trotz ihrem großen Takt diesen Fehler zu verbergen, und den Rückzug zu decken, würde doch ein mittelmäßiger Logiker die Noth entdeckt haben, in welche sie gerieth. Arme, gute Frau von Stael! ich werde ihren Anblick nimmer vergessen, als eines Tags bei Tafel, in großer Gesellschaft das Blankscheit (ich glaube, die Damen nennen es so) sich den Weg durch den oberen Theil des Korsets erzwang, und nicht zurück wollte, wenn gleich die Trägerin mit beiden Händen, und blutroth im Gesichte, daran arbeitete. Nach fruchtlosen Bemühungen kehrte sie sich endlich in Verzweiflung nach dem Lakaien hinter ihrem Stuhle, und bat ihn, das Blankscheit heraus zu ziehen. Dieß konnte nur so geschehen, daß er mit der Hand über ihre Schulter fuhr, und über die Brust hin in verzweifelter Anstrengung das Blankscheit herauszog. Hätten Sie die Gesichter einiger anwesenden englischen Damen gesehen, Sie würden gleich mir, fast Krämpfe bekommen haben, denn Madame blieb in vollkommener Unwissenheit darüber, welchen Solöcismus gegen die décence anglaise sie begangen hatte. Die arme Frau v. Stael bekräftigte die Wahrheit jener Zeilen. —

„Qui de son sexe n'a pas l'esprit,
De son sexe a tout le malheur."

Sie dachte, wie ein Mann, aber ach, sie fühlte, wie ein Weib. Als Beweis hievon mag die Episode mit Herrn Rocca dienen, (ich meine ihre Verheirathung mit ihm), die sie nicht öffentlich anzuerkennen sich getraute, weil sie eifersüchtiger auf den Ruf der Schriftstellerin, als auf den des Weibes war, und nicht den Muth hatte, die Schwäche des Herzens offen zu gestehen, welche diese Verbindung aufdecken mußte. Ein Freund von ihr und Helfershelfer bei diesem Handel, den sie für einen ihrer glühendsten Anbeter hielt, gab mir folgende Epigramme.

Sur la Grossesse de Madame de Staël.

Quel esprit! Quel talent! Quel sublime génie!
En elle tout aspire à l'immortalité;
Et jusqu'à son hydropisie,
Rien n'est perdu pour la postérité.

Portrait de Madame de Staël.

Armande a pour esprit des momens de délire,
Armande a pour vertu le mépris des appas;
Elle craint la raillerie que sans cesse elle inspire,
Elle évite l'amant, que ne la cherche pas:
Puisqu' elle n'a point l'art de cacher son visage,
Et qu' elle a la fureur de montrer son esprit,
Il faut la défier de cesser d'être sage
Et d'entendre ce qu' elle dit."

(Fortsetzung folgt.)

Leben und Sitte in Süd-Carolina.

Charleston.

(Schluß.)

Seine gute Frau hörte diesem interessanten Gespräche mit andächtigem Schweigen zu; auch war das einzige vernehmliche Wort, das sie den ganzen Abend über sprach, ein lautes „Amen," am Schlusse eines langen Gracia's, das ihr Gemahl nach dem Essen ableyerte. Indeß schien er zur Verrichtung dieses Gebetes nicht sowohl von Dankbarkeit für das enorme Nachtessen getrieben, als weil er gehört hatte, daß es so bei den großen „Wanzen" (bugs), wie er die reichen Gutsbesitzer in seiner Nachbarschaft zu nennen beliebte — Sitte sey. Bald nach dem Abendessen wurde ich in mein Schlafgemach gewiesen, das fast so groß wie das Speisezimmer und ungefähr zwölf Fuß breit und acht Fuß hoch war. Eine große und mit sehr schönem Schnitzwerk verzierte Bettstatt von Mahagoniholz und wohl mit Weißzeug versehen, bildete buchstäblich das einzige Geräthe dieser Stube. Am folgenden Morgen fand sich die ganze Familie unter einem Vordache des Hauses nach der Landstraße zu, ein, um sich zu waschen. Hier fand ich einen großen Kübel mit Wasser und darin eine Kalabasse als Schöpfgefäß, ein grobes Handtuch und ein zinnernes Waschbecken, dessen sich Alle nach der Reihe herum bedienten. Das Frühstück war eine Wiederholung des Essens vom vergangenen Abend, nur mit der Beifügung von Whiskey und Pflaumenbranntwein, den ich jedoch ablehnte, obgleich mir die Hausfrau mit gutem Beispiele voranging, indem sie ein tüchtiges Glas voll davon auf Einen Zug leerte. Gibbon hat irgendwo die Bemerkung gemacht, daß die neuere Erfindung des Glases allein allen Luxus der römischen Kaiser aufwiege. Mein würdiger Wirth, dessen Hauseinrichtung ich so eben geschildert, schien die Geschichte des Verfalles des römischen Reiches nicht gelesen zu haben, da ich in seinem ganzen Hause auch nicht ein einziges Stückchen Glas bemerken konnte. Uebrigens nahm er von mir herzlichen Abschied und lud mich ein, ihn wieder zu besuchen; kurz ich fand in ihm eine sehr löbliche Ausnahme von allen Leuten seines Standes, die ich kennen zu lernen Gelegenheit hatte.

Die Meinung, die ich weiter oben über den Zustand der moralischen Gefühle in dem Innern der südlichen Staaten aussprach, könnte vielleicht zu hart erscheinen, und ich will deßhalb hier einiger Thatsachen erwähnen. Im Jahre 1826 wurden in der Grafschaft Greenville, in Süd-Carolina, zwei Sklaven zur Ausstellung am Schandpfahl und zum Scheiterhaufen verurtheilt, weil sie ihren Herrn ermordet hatten. Um dieselbe Zeit wurde auch in Georgien ein Neger verbrannt, ich weiß nicht mehr, was sein Verbrechen war. Es wird fast unglaublich scheinen, daß dergleichen Gräuel im neunzehnten Jahrhundert unter Menschen, die sich zur christlichen Lehre bekennen, vorfallen können; allein die Thatsache ist unläugbar. Zu Augusta, gleichfalls in Georgien, fiel während meines dortigen Aufenthaltes ein Duell unter folgenden Umständen vor. Zwei unbesonnene junge Leute, von denen keiner noch das neunzehnte Jahr überschritten hatte, geriethen auf einem Kollegium in Connecticut mit einander in Streit, und als sie nun nach dem Süden zurückgekehrt waren, so drangen ihre Freunde

darauf, daß ihr Zwist durch einen Zweikampf ausgeglichen werden sollte. Beide begaben sich sofort nach Augusta, der Eine begleitet von seinem Vormund und Oheim, der Andere von einem Freunde, den ihm sein Vater beigegeben hatte. Nach Verlauf von vierzehn Tagen, während welcher man sich von beiden Seiten im Scheibenschießen geübt hatte, ging der Zweikampf vor sich, und der jüngere der beiden Gegner fiel auf den ersten Schuß. Der Sieger kehrte nach Charleston zurück, wo ich ihn später öfters sah. Sein Vater stand mit einem der größten Banquierhäuser der Stadt in Verbindung. Ich habe mir wiederholt sagen lassen, die jungen Leute seyen nicht ungeneigt gewesen, sich auszusöhnen, allein gerade von Denen, deren Pflicht es gewesen wäre, sie von Unbesonnenheiten zurückzuhalten, zur Rache angefeuert worden. Wenn man erwägt, daß der Zweikampf lange nach dem Streit auf dem Kollegium vor sich ging und daß Verwandte und Eltern diese Zwischenzeit benützen, um die Rachgier der jungen Leute zu schüren, so wird man sich nach einem Beispiele ähnlicher Rohheit vergeblich in den Annalen der Duelle umsehen.

Obgleich die Ansichten und Sitten der Bevölkerung in den südlichen und Sklaven haltenden Staaten der Union sehr von denen ihrer nördlichen Brüder verschieden sind, so besitzt der amerikanische Charakter überhaupt doch eine Eigenthümlichkeit, die alle gemeinsam haben: ich meine damit die rastlose Wanderlust und Liebe den Aufenthalt zu wechseln. Es besteht ein ununterbrochener Strom von Auswanderern aus Virginien und den beiden Carolinas nach den südlichen und westlichern Staaten, vorzüglich nach Alabama. Die erstaunliche Fruchtbarkeit der Baumwollenländereien in diesen Gegenden bildet für den trägen Pflanzer, der weder Fleiß noch Geld genug hat, um den minder ergiebigen Boden der atlantischen Staaten anzubauen oder zu verbessern, eine unwiderstehliche Verlockung, wobei er alles Elend und alle Mühseligkeiten einer neuen Ansiedlung in einem Lande des Fiebers, der Sümpfe, der Landstreicher und Squatters, von den glänzenden Aussichten reicher Baumwollenernten geblendet, übersieht: Hunderte von diesen getäuschten Menschen werden jährlich sammt ihren Familien unter diesem tödtlichen Himmelsstriche aufgerieben. Ich begegnete vielen dieser Auswanderer und verdankte einer Gesellschaft derselben eines Nachts gastliche Aufnahme. Ein starker Wolkenbruch hatte den Bach, der über meinen Weg lief, so angeschwellt, daß es eine Unmöglichkeit war, hinüber zu kommen. Das Dorf, wo ich zu übernachten gesonnen war, lag aber in einiger Entfernung auf der entgegengesetzten Seite, so daß ich in einige Verlegenheit kam, was nun zu thun. Indeß stieß ich bald darauf auf einen Pflanzer, der mit seiner Familie und seinen Negern durch das gleiche Hinderniß auf seinem Wege aufgehalten wurde; er lud mich ein in seiner Gesellschaft in einem Pinienwalde zu übernachten, der nahe an der Straße sich hinzog. Mit Freuden nahm ich seine Einladung an, und da der Abend warm und angenehm war, so ließ sich ein Bivouak wohl einmal versuchen. Nachdem man auf einem schmalen Pfade eine Strecke weit in den Wald eingedrungen war, gelangten wir auf eine gelichtete Stelle, die offenbar schon früher vor uns von Wandrern und Landfahrern als Lagerplatz benützt worden war. Aus den Wägen des Auswanderers war bald eine kleine Wagenburg in die Runde umher geschlossen, und in der Mitte loderte ein helles knatterndes Feuer von trockenem Fichtenholze auf. Die Neger, fünfzehn oder zwanzig an der Zahl, von jedem Alter und jedem Geschlechte, verschlangen ihre Abendmahlzeit von Speckseite und Reißbrei, unter lauter Fröhlichkeit. Die Kinder derselben, von denen einige kaum über ein Jahr alt seyn mochten, saßen um einen eisernen Kessel zusammengekauert, in dem ihr Futter dampfte. Ihr Herr war ein trockener derber Gesell mit einem rauhen Gesichte, der sehr in den Pflaumenbranntwein verliebt war. Er sprach unaufhörlich von den Baumwollenpreisen und von den Herrlichkeiten einer Pflanzung in Alabama, die er unlängst gekauft hatte, und von der er sich goldene Berge versprach. Seine arme Frau theilte offenbar seine überspannten Hoffnungen nicht und schien sehr bekümmert. Sie sagte mir, sie sey aus Massachusetts gebürtig, nahe bei dem schönen kleinen Dorfe Deerfield, und sie wußte sich vor Freude nicht zu lassen, als sie fand, daß ich in diesem Theile von Amerika bekannt war. „Es gibt nichts südlich vom Potomac,“ sagte sie, „was dem Wiesengrund von Deerfield mit seinen schönen alten Ulmbäumen zu vergleichen wäre!“ Ich trat hierin gern ihrer Meinung bei, denn so weit ich auch gereist bin, so erinnere ich mich doch nirgend eines so grünen und frischen Graswuchses, wie ich ihn dort in der Heimath der alten Indianer an den Ufern des Connecticut sah. Das arme Weib fügte hinzu, ihr Mann könne es nie länger als drei Jahre auf demselben Gute aushalten; ihre und ihrer Kinder Gesundheit sey durch den Aufenthalt in den dumpfigen, wiewohl fruchtbaren Savannen zerrüttet, und sie sey voll Kummer und Sorge über den Erfolg dieser neuen Auswanderung. Ihr Mann schenkte diesen Klagen nicht die mindeste Aufmerksamkeit, und ich glaube, er hätte Kind und Kegel um einige Pfunde Baumwolle mehr auf dem Morgen Landes hingegeben. Unser Abendessen bestand aus geröstetem Brod und einem Absud von Kaffee, der, wie im Innern des Landes gewöhnlich ist, vorher nicht gebrannt wird, und daher ein sehr bitteres Getränk gibt. Außerdem hatten wir noch ein anderes Gericht, wofür ich den Leser einen Namen erfinden lassen will, wenn er weiß, daß es aus Schinken, gekochten Hühnern, Reiß, Eiern, süßen Kartoffeln und Bratwürsten besteht; allerdings eine seltsame Mischung, die aber gar nicht übel mundet, zumal wenn man seine fünfzehn Stunden durch die Waldungen geritten ist, ohne seine Fasten zu brechen.

Nach dem Abendessen kroch ich unter einen der Wägen, um mich vor dem Fallen des Thaues zu schützen, und in meinen Mantel gewickelt, hörte ich noch eine Zeit lang dem Geschwätz der redseligen Neger zu, dem einige Flüche und Hiebe ihres Herrn für die übrige Nacht ein Ende machten, und bei Tagesanbruch setzte ich meinen Weg nach dem Dorfe Lincolnton fort.

Literarische Chronik.

Rücksichtlich des Klima's der beiden Canada's macht Herr Bouchette folgende Bemerkungen:

„Amerika hat ein ganz eigenthümliches Klima; die Temperatur seiner Atmosphäre unter den verschiedenen Breitegraden, vom Aequator bis zu beiden Polen, darf nicht nach der atmosphärischen Temperatur der Länder des alten Kontinents bemessen werden, die unter gleichem Breitegrade liegen, und man würde daher sehr irren, wenn man das Klima von Quebek oder

York, den Hauptstädten von Nieder- und Obercanada, nach dem von Poitiers und Florenz beurtheilen wollte, wenn gleich diese Orte im Durchschnitt unter gleichen Breitegraden liegen. Welches die unmittelbaren oder entfernten Ursachen dieser Eigenheiten des amerikanischen Klima's sind, ist, wie wir glauben, bis jetzt noch nicht genügend nachgewiesen worden, obschon dieser Gegenstand Gelegenheit zu mancher philosophischen Spekulation gab und gewissen meteorologischen Theorien als Grundlage diente. Dort wird angenommen, daß die Pole der Erde und die isothermalen Pole keineswegs übereinstimmend sind, und daß im Gegentheil innerhalb weniger Grade von den Polen zwei verschiedene Punkte sich befinden, wo die Kälte auf beiden Hemisphären am größten ist. Diese Punkte liegen, wie Dr. Brewster glaubt, ungefähr unter der 80sten Parallele der Breite und in den Meridians von 95° östlicher und 100° westlicher Länge. Die Meridiane dieser isothermalen Pole nimmt er als in rechten Winkeln, nach den Parallelen hin liegend an, die man die meteorologische Breite nennen könnte, und die seiner Theorie zufolge eine schräge Richtung gegen den Aequator haben; also etwas dem Thierkreise Aehnliches. Der kalte Breitegürtel, der sich durch Sibirien hinzieht, wäre folglich derselbe, unter dem der kältere Theil von Canada liegt. Diese Theorie, die als sehr scharfsinnig erscheint und von Thatsachen unterstützt wird, könnte als Leitfaden dienen, um die Ursachen der allmählichen Abnahme der strengen Kälte in Südeuropa zu erklären, und führt zu dem Schlusse, daß demgemäß der kalte Meridian von Canada seinen Weg westwärts nimmt und diesem Theil von Amerika dieselbe Temperatur gewährt, welche europäische, unter entsprechenden Breitegraden gelegene Länder genießen.

„Daß die Temperatur der Luft durch den Anbau des Bodens sich ändert, kann nicht geläugnet werden, daß aber dieser Umstand allein hinreichen sollte, um jene Veränderungen hervorzubringen, die im Laufe der Zeit in Europa stattfanden — wo früher die Tiber oft zufror und Schnee in Rom nicht zu den Seltenheiten gehörte, wo der Euxinus, der Rhone und der Rhein fast jedes Jahr mit so dickem Eise belegt waren, daß Frachtwagen darüber fahren konnten — ist schwerlich mit Grund zu behaupten, und in der That sprechen meteorologische Beobachtungen in Canada, so weit diese reichen, eher gegen als für diese Behauptung. Die strenge Kälte in Nordamerika ist auch der großen Ausdehnung des Kontinents gegen den Nordpol, der hohen Lage des Landes, der unermeßlichen Höhe und dem Zusammenhange seiner Gebirge, der großen Ausdehnung seiner Wälder u. s. w. zugeschrieben worden; allein wenn auch alle diese Ursachen, als begründet angenommen, dazu beitragen mögen, die Kälte der Atmosphäre zu erhöhen, so scheinen sie doch unzulänglich zu seyn, um den großen klimatischen Unterschied zwischen entsprechenden Breiten in Europa und Amerika hervorzubringen."

Obschon, nach dem Breitegrade zu rechnen, die beiden Canada's die Temperatur von Centraleuropa haben sollten, so ist ihr Winter doch außerordentlich streng und ihr Sommer sehr heiß. Die alten Einwohner, und diese sind bei solchen Gelegenheiten die besten praktischen Philosophen, sagen, daß ihr Klima, so weit sie sich erinnern können, merklich milder geworden sey. Nicht mit Unrecht ließe sich also behaupten, daß in demselben Verhältniß, als die Wälder ausgerodet und dadurch immer größere Landstrecken der Einwirkung der Sonne ausgesetzt werden, die dann ihrerseits auch ihren Einfluß auf die Atmosphäre üben können, auch das Klima immer milder werden wird.

Herr Mudie gibt in seinem kleinen Band eine eben so richtige Schilderung des Landes überhaupt, als genauen Bericht über seine natürlichen Erzeugnisse, seine Mineralien, Pflanzen und Thiere. Die erste Stadt in Canada, dem Range und der kommerziellen Wichtigkeit nach, ist Quebek, die zweite Montreal; doch ist auch hier, wie dieß oft der Fall zu seyn pflegt, die zweite in mancher Hinsicht ein weit angenehmerer Wohnplatz als die erste. Sie liegt auf einer Insel im St. Lorenz, zählt, die Vorstädte mitgerechnet, nahe an 40,000 Einwohner, ist zum Theil sehr schön gebaut und von einer malerischen Gegend umgeben. Was das gesellige Leben betrifft, so bietet Montreal die Annehmlichkeiten und die haushälterische Eleganz einer französischen Provinzialstadt. Quebek ist ebenfalls eine schöne, herrlich gelegene Stadt. Diejenigen Staatsmänner, die nach der Eroberung von Canada mit Regulirung des englisch-nordamerikanischen Gebiets beauftragt waren, begingen unstreitig einen großen Fehler, daß sie nicht auf eine Vereinigung der britischen Ansiedler mit den Canadiern hinarbeiteten. Herr Bouchette hat aus der Schrift eines eingebornen Canadiers eine sehr lebendige Schilderung der Sitten, Gebräuche und des Charakters des canadischen Landvolkes entlehnt. Ist die nachstehende Skizze so richtig, wie Herr Bouchette es versichert, so überzeugt man sich leicht, daß eine Verschmelzung, mindestens der irländischen Auswanderer mit den Eingebornen damals nur geringe Schwierigkeiten gehabt haben würde.

„Von den verschiedenen Umständen, die mit den Sitten und Gebräuchen eines Volkes in Verbindung stehen, sind die wichtigsten: erstens, der größere oder geringere Grad von Schwierigkeiten, den es zu überwinden hat, um sich die zu seinem Unterhalte nöthigen Mittel zu verschaffen; zweitens, das Verhältniß, nach dem diese Mittel unter der ganzen Masse der Bevölkerung verbreitet sind, und drittens das Quantum dieser Mittel, das das Volk zu seiner Befriedigung für nöthig hält. Wo der Lebensunterhalt ohne drückende Sorge oder große Schwierigkeit erworben werden kann; wo der Reichthum unter der ganzen Bevölkerung so ziemlich gleichmäßig vertheilt, und der Wohlstand bedeutend ist, da kann das Loos des Volkes kein anderes als ein glückliches seyn. In dieser Lage befinden sich meine Landleute, und die Erfahrungen, die ich auf meinen Reisen in mehreren Theilen der Erde sammelte, haben mich überzeugt, daß ihr Wohlstand und ihre Glückseligkeit, die Vereinigten Staaten vielleicht ausgenommen, sonst nirgends übertroffen wird, und daß der unglückliche, an Leib und Seele herabgewürdigte Bauer in Europa ein Bild des Elends bietet, von dem auch der ärmste Bewohner am Ufer des St. Lorenz sich keinen Begriff machen könnte, und von dem sein Blick sich mit Entsetzen und Abscheu wenden würde.

„Alle Einwohner, fast ohne Ausnahme, sind Landeigenthümer, und leben von den Erzeugnissen, die ihr Fleiß dem eigenen Boden abgewinnt. Nach den Landesgesetzen wird das Besitzthum der Eltern unter alle Kinder gleichmäßig vertheilt, und des geringen Kapitals wegen, das sich noch in einigen Händen befindet, hat die Theilung des Landes sich um etwas vermindert. Unter der Bevölkerung der Vereinigten Staaten herrscht eine Neigung zum Umherwandern vor, die sie veranlaßt, in den noch wilden Gegenden neue Ansiedelungen zu begründen und so Civilisation über das große, noch unangesprochene Gebiet, das sie besitzen, zu verbreiten. Diese Neigung ist den Canadiern fremd; größtentheils nichts weniger als abenteuerlich gesinnt, hängen sie fest an dem Boden, auf dem sie geboren wurden, und bebauen genügsam das kleine Stück Land, das bei Vertheilung des Familieneigenthums ihnen zufiel. Ein Hauptgrund, der bei dieser Neigung zum seßhaften Leben wirksam ist, ist die Religion. In Canada, so wie in allen katholischen Ländern, sind viele der Volksbelustigungen mit den religiösen Feierlichkeiten verbunden; der Sonntag ist bei ihnen der Tag der Fröhlichkeit, an dem Freunde und Verwandte sich versammeln, und wo in der Kirche des Sprengels Alle sich zusammenfinden, die gegenseitige Geschäfte abzumachen oder Vergnügungen zu verabreden haben. Geschäfte, Liebe und Vergnügungen bringen junge und alte Männer und Frauen, mit ihren besten Kleidern angethan, ihre besten Pferde reitend und in ihren zierlichsten Kaleschen fahrend, hier zusammen. Der junge Mann, aufs zierlichste geschmückt, macht dem Mädchen, das er sich zum Gegenstande seiner Neigung ausersehen, den Hof; das Mädchen, in alle Farben des Regenbogens gekleidet, hofft hier den Geliebten zu treffen; der kühne Reiter verbreitet sich ruhmredig über die herrlichen Eigenschaften seines unvergleichlichen Paßgängers, und im Winter werden die Kräfte dieser Thiere im Wettlaufe im Schlitten geprüft; kurz der Sonntag ist ein allgemeines großes Fest und der angenehmste Tag im Leben des Landbewohners; ihnen den Sonntag nehmen, hieße sie Dessen berauben, was in ihren Augen das Leben zu einem schätzenswerthen Gute macht. Das Volk ist übrigens fromm und legt großen Werth auf die Gebräuche seiner Religion. Sie in die Lage versetzen, diese gottesdienstlichen Gebräuche nicht beobachten zu können, hieße sie höchst unglücklich machen. Dieß sind die Gründe, warum der Canadier nie einzeln in einer wilden Gegend sich ansiedelt, oder irgend wohin gehen wird, wo er von seinen Glaubensbrüdern getrennt wäre."

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 271. 27 September 1832.

Lord Byron.

(Fortsetzung.)

„Frau von Stael", fuhr Lord Byron fort, „gefiel sich vorzüglich darin, mit Erzählungen über die Menge ihrer Verfolgungen unter Napoleon, auf die Zuhörer Eindruck zu machen; ein gewisses Mittel, sie in Zorn zu bringen, war es, wenn man dergleichen that, als glaubte man nicht an eine so weite Ausdehnung dieser Verfolgungen, als sie wünschte daß man glauben solle. Denn sie sah Dieß als triumphirenden Beweis für ihre literarische und politische Wichtigkeit an, und gab nicht undeutlich zu verstehen, Napoleon habe von ihr einen Umsturz seiner Herrschaft gefürchtet. Dieß war eine Schwäche, jedoch eine sehr gewöhnliche. Die halbe Welt der geistreichen Menschen hält sich für gehaßt und verfolgt, die andere bildet sich ein, bewundert und geliebt zu seyn. Beide haben Unrecht, und beide Trugschlüsse heftet ihnen die Eitelkeit auf, wobei jedoch diejenige Eitelkeit stärker ist, welche an Haß und Verfolgung glaubt, da sie den Glauben an einen hohen Grad der eigenen Vortrefflichkeit voraussetzt."

Ich konnte bei diesen Bemerkungen Byrons ein kleines Lächeln nicht unterdrücken und mit der ihm eigenen Schnelligkeit zu fassen, fühlte er augenblicklich die Anwendung, die ich hievon auf ihn selbst gemacht hatte, denn er erröthete und sprach, halb im Zorn, halb lachend: „O! ich sehe, worüber sie lächeln; sie denken ich habe hier meine eigene Krankheit beschrieben, und mich selbst der Eitelkeit schuldig bekannt." Ich gestand ihm Dieß mit dem Beifügen zu, daß er mir tausendmal versichert habe, er sey in England gefürchtet und verrufen, was ich ihm nie habe zugeben können. Er versuchte mir auf verschiedene Art zu beweisen, Dieß sey nicht Eitelkeit, sondern sein Glaube auf die Kenntniß von Thatsachen gegründet, als ich aber fortfuhr zu lächeln, und ungläubig darein zu sehen, wurde er wirklich ungehalten, und sprach: „Sie haben ein so ärgerliches Gedächtniß, daß sie alle Meinungen eines Menschen sammeln können, um ihn recht sicher in die Falle zu locken." Byron bemerkte, daß er einst der Frau von Stael gesagt habe, er halte „Delphine" und „Korinna" für Bücher, die man jungen Frauenzimmern nicht ohne Gefahr in die Hand geben dürfe. Ich fragte ihn, wie sie diese sittsame Rüge aufgenommen habe, und er versetzte: „Oh! gerade so, wie all' derlei züchtige Bemerkungen aufgenommen werden; sie verzieh mir sie niemals wieder. Sie unternahm es mir zu beweisen, daß im Gegentheile, die Tendenz dieser Werke ausnehmend moralisch sey. Ich bat sie, nicht auf die „Delphine" einzugehen, da diese hors de question stehe (hier ward sie wüthend), versicherte sie aber, daß alle Welt der Meinung sey, daß ihre Art die tugendhaften Charaktere in der Korinna, als dumm, voller Gemeinplätze und widerlich darzustellen, ein sehr hinterlistiger Streich sey, den sie der Tugend versetze, und ganz darauf berechnet, die letztere in Schatten zu stellen.

„Sie wurde hier so hitzig und ungeduldig, ihrerseits diesen Vorwurf zurückzuweisen, daß ich es nur meiner schnellen Zunge verdankte, daß sie nicht zu Worte kam. Sie unterbrach mich jeden Augenblick mit Gestikulationen und Ausrufungen: „quel idée! mon Dieu! Ecoutez donc! vous m'impatientez!" — aber ich fuhr fort anzuführen, wie gefährlich es sey, den Glauben zu befördern, als könne Genie, Talent, Vorzüge, und vollendete Tugenden, wie Korinna in ihrem Werke besitze, eine Frau nicht davor bewahren, das Opfer einer unbefriedigten Leidenschaft zu werden, und daß Vernunft, Trennung vom Geliebten, und weiblicher Stolz Nichts seyen.

„Ich sagte ihr ferner, es werde Korinna wenn auch nicht von allen jungen Weibern mit warmer Einbildungskraft als eine Entschuldigung für heftige Leidenschaft angeführt, doch als solche betrachtet werden, und sie habe hier viel zu verantworten. Hätten Sie sie da gesehen! ich wundere mich noch über meinen Muth, wie ich so weit gehen konnte; allein ich war gerade bei Laune, und hatte von ihren Kommentaren über mich gehört, beschloß also, ihr mit gleicher Münze zu zahlen. Sie sagte zu mir, von allen Menschen auf der Erde sey ich der letzte, der von Moral sprechen dürfe, da Niemand mehr gethan habe, sie zu verschlimmern, als ich. Ich sah recht unschuldig d'rein, und fügte bei, daß ich mich schuldig bekennen müsse, manchmal das Laster unter zu verführerischen Formen geschildert zu haben, allein Dieß sey im Allgemeinen in der Welt dem also, und man müsse es daher so malen; nie aber hätte ich die Tugend unter den düstern und Mißfallen erregenden Gestalten der Thorheit, pedantischer Strenge und Langweile vorgestellt, und immer Sorge getragen, die Lasterhaften als selbst unglücklich, und unglückbringend für ihre Nähe aufzuführen, so daß meine Moral untadelhaft sey. Jetzt war sie in der That wüthend und zwar um so mehr, als ich ganz ruhig und ernst schien, obgleich ich sie versichere, daß es mich Mühe genug kostete, nicht gerade bei dem Gedanken in Lachen auszubrechen, daß ich, zu jener Zeit als das

größte mauvais sujet des Tags berüchtigt, der Frau von Stael eine Lektion über Moral lese; und gewiß trug Dieß letztere viel bei, ihre Wuth zu vermehren. Ich weiß auch, daß sie nie zu gestehen wagte, welche Freiheit ich mir erlaubt hatte. Sie war übrigens, ihrer kleinen Mängel ungeachtet, ein treffliches Geschöpf, mit großen Talenten, vielen edlen Eigenschaften, und von außerordentlicher Argloſigkeit. Diese letztre verführte sie, Alles zu glauben, was die Leute ihr vormachten, so daß sie immer angelogen wurde, wovon ich in London viele Beweise erlebte. Frau von Stael war es, die mir zuerst „Adolphe" lieh, der Ihnen so wohlgefällt; er ist sehr geistreich und rührend. Einer ihrer Freunde sagte mir, man halte sie für die Heldin und ich, mit meiner aimable franchise, erzählte ihr Dieß wieder, worüber sie wüthend wurde. Sie bewies mir, wie Dieß unmöglich sey, was ich schon wußte, und beklagte sich über die Bosheit der Welt, die so etwas für möglich halte."

(Fortsetzung folgt.)

Der letzte Bund der Indianerstämme gegen die Vereinigten Staaten.

Tekumseh und sein Bruder Elskwatawa.

(Fortsetzung.)

Kleine feindliche Abtheilungen hatten sich zu verschiedenen Zeiten in der Nähe des Lagers gezeigt; am 28 April aber erschienen ungefähr 1000 Engländer und eine gleiche Anzahl Indianer unter Tekumseh, und schlossen das Fort ein. Der Boden rund umher war Wald gewesen, aber bis auf 400 Schritte vor den Linien niedergehauen worden. Hinter den Baumstumpen hervor unterhielten indeß die Indianer ein heftiges Feuer, das den Amerikanern nicht geringen Schaden that. Am 1 Mai eröffneten die Engländer ihre Batterien, deren Feuer die Amerikaner aus Mangel an Munition nur schwach erwidern konnten. Indessen zogen 1200 Kentuckier unter General Clay heran, um das Fort zu verstärken, und Harrison beschloß einen gleichzeitigen Ausfall zu machen. Er befahl General Clay, mit 800 Mann eine kleine halbe Stunde oberhalb des Lagers auf dem linken Ufer zu landen, die britischen Batterien wegzunehmen, die Kanonen zu vernageln, und dann über den Fluß zu gehen, um in das Fort einzurücken. Die übrigen 400 Mann sollten dann auf dem rechten Ufer landen, und sich einen Weg durch die Indianer ins Fort bahnen. Inzwischen wollte Harrison ein Detaschement absenden, um die Batterien auf der Südseite zu zerstören.

Diesem Plane gemäß landete Obrist Dudley in geringer Entfernung von den britischen Batterien, die augenblicklich eingenommen wurden, weil sich nur eine geringe Anzahl Artilleristen darin befand. Statt indeß die Kanonen zu vernageln, schlenderten sie sorglos umher, und ein Theil ließ sich, mit ihrem Oberst an der Spitze, in ein unregelmäßiges und unkluges Gefecht mit einer kleinen Schaar Indianer ein. Befehle und Bitten des Generals Harrison waren vergebens; bald kamen die Engländer mit Verstärkung heran und trieben die Amerikaner in Unordnung zurück; der größte Theil derselben wurde gefangen oder auf der Flucht niedergemacht, und nur 200 entkamen in das Fort. Die andere Abtheilung stieß bei ihrer Landung auf die Indianer, und trieb diese anfangs zurück; bald aber eilte Tekumseh herbei und verjagte die Amerikaner mit großem Verluste. Nur der vom General Harrison geleitete Ausfall gelang, ward aber dennoch beim Rückzuge bis an die Verschanzungen verfolgt.

Der Entsatz des Forts war zwar vereitelt; den Engländern aber schien es allmählich auch an Munition zu fehlen, und sie hoben die Belagerung am 9 Mai auf, um so mehr, da ein Theil der Indianer, der langweiligen Belagerung müde, sie verlassen hatte.

Bis jetzt hatte Tekumseh den Krieg keineswegs mit zweifelhaftem Glück, sondern im Ganzen mit entschiedener Ueberlegenheit geführt; ohne ihn hätten die Engländer, schwach an Zahl und mit wenig besser disziplinirten Milizen als die Amerikaner, nur mit Mühe ihr eigenes Gebiet vertheidigt; nun aber schlug seine Stunde. Die Amerikaner hatten erkannt, daß alle ihre Anstrengungen auf der nordwestlichen Gränze stets an der Beschaffenheit des Landes, an dem eingewurzelten Hasse der Indianer und an der Unterstützung, welche diese von Seite der Engländer erhielten, scheitern müßten, so lange sie nicht Herren der See wurden. Deßhalb wurden in aller Eile Schiffe auf dem Eriesee gebaut, und am 10 September kam es nicht weit von dem Hafen von Malden zum Kampfe, worin sämmtliche britische Schiffe die Flagge streichen mußten. Diese entscheidende Niederlage der Engländer nöthigte auch ihre Landtruppen zum Rückzuge gegen Detroit; aber die Amerikaner, deren Armee nun durch Verstärkungen auf beinahe 5000 Mann gebracht war, drängten nach und setzten am 27 auf das canadische Gebiet über. Die ganze britische Macht bestand nur aus 700 Mann regulärer Truppen, 1000 Indianern und etlichen hundert Milizen. General Harrison ließ bei Sandwich ein starkes Detaschement stehen, um einige feindliche Indianer im Zaum zu halten, und marschirte mit 3500 Mann dem Feinde nach. Am 5 Oktober fand er das verbündete Korps der Engländer und Indianer auf einer schmalen Landzunge aufgestellt, die links durch den Themsefluß und rechts durch einen Sumpf gebildet wurden, der sich dem Flusse parallel hinzog. An diesen Sumpf gelehnt standen die Indianer unter Tekumseh an einem dichten Gehölz, die Engländer rechts, gegen den Fluß zu. Auf Seite der Amerikaner standen die regulären Truppen und die Milizen in drei Linien den Engländern, die berittenen Freiwilligen den Indianern gegenüber, mit dem Befehl, deren rechte Flanke zu umgehen. Da man aber bald bemerkte, daß das Terrain die Ausführung dieses Befehls unmöglich mache, so faßte General Harrison den Entschluß, die Reihen der Engländer durch einen Angriff der berittenen Freiwilligen zu durchbrechen. Anfangs wurden diese zwar durch das feindliche Feuer zurückgeworfen; bei dem zweiten Angriffe durchbrachen sie aber die Linie und fielen den Engländern mit solcher Heftigkeit in den Rücken, daß diese, 800 Mann stark, nach wenigen Minuten das Gewehr streckten. Nur ihr Befehlshaber, General Proktor, entkam mit einer kleinen Abtheilung Dragoner.

Inzwischen hatte sich ein hartnäckiger Kampf mit den Indianern auf dem linken Flügel entsponnen. Das zweite Bataillon der berittenen Freiwilligen, unter Obrist Johnsons unmittelbarem Befehl, wurde mit einem mörderischen Feuer empfangen und mußte weichen; da der Boden für die Bewegungen zu Pferde nicht geeignet war, so saßen sie ab und die Linie ward zu Fuß gebildet. Nun begann

ein wüthender Kampf; schon flohen einzelne Indianer — die Niederlage der Engländer beugte ihren Muth — aber Tekumseh, umgeben von seinen treuesten Anhängern, drängte sich ins dichteste Kampfgewühl, ermunterte die Indianer mit lauter Stimme und schwang seinen Tomahawk mit furchtbarer Gewalt. Gerade auf den Obrist Johnson drang er ein; aber plötzlich bemerkte man ein Schwanken in den Reihen der Indianer, die befehlende Stimme ertönte nicht mehr unter ihnen; Tekumseh war gefallen, wahrscheinlich durch einen Pistolenschuß des Obristen Johnson, der selbst in diesem Gefechte verwundet wurde. Nun wichen die Indianer vom Schlachtfelde, mit Zurücklassung von 33 Todten; viele andere wurden auf der Flucht getödtet.

Mit dieser Schlacht war das Schicksal des Krieges auf dieser Gränze entschieden. Tekumseh's Fall versetzte der Konföderation der Indianer einen Streich, von dem sie sich nie wieder erholte, und beraubte die britischen Truppen des thätigsten und mächtigsten Bundesgenossen. Die britische Regierung bewilligte seiner Wittwe und Familie eine Pension, auch der Prophet erhielt eine solche, und bezog sie von dem Ausgange des Krieges bis an seinen Tod, welcher erst vor wenigen Jahren erfolgte. Wie gewaltig Tekumseh's Einfluß auf die Stämme war, beweiét der Umstand, daß gleich nach dieser Schlacht vier Stämme, die Ottawas, Tschippewas, Miamis und Potawatamies mit den Amerikanern nicht nur Frieden schlossen, sondern sich auch mit ihnen gegen die Engländer verbündeten.

Bei den Bemühungen beider Brüder, sämmtliche indianische Stämme unter ihrem Einflusse zu vereinigen, mußten sie natürlich auf die stärkste Opposition von Seite mancher Häuptlinge stoßen. Diese waren eifersüchtig auf die wachsende Macht der beiden Brüder, machten sie lächerlich und suchten ihren Bemühungen alle möglichen Hindernisse in den Weg zu legen. Hier half Elskwatawa mit seinem Prophetenamte aus. Die Indianer haben allgemein den größten Abscheu vor Hexen und Hexenmeistern, man sucht sie aus dem Wege zu räumen wie man kann, und kein Alter, kein Rang, keine geleisteten Dienste schützen vor einem baldigen Tod, der jeden erwartet, den man der Hexerei beschuldigt. Der Prophet erklärte, daß ihm der große Geist die Macht verliehen habe, jeden, welcher diese teuflische Gabe besitze, sey er Mann oder Weib, alt oder jung, zu bezeichnen. Er hatte nur ein Wort zu sprechen, und das Schicksal eines jeden war unfehlbar bestimmt. Unter den Opfern, welche auf diese Art fielen, befanden sich ein gewisser Häuptling der Delawaren mit drei seiner besten Freunde. Ein anderes ausgezeichnetes Opfer war ein Häuptling der Wyandots, Namens Shateyaronrah, den die Engländer unter dem Namen **Lederlippe** kennen. Er war 63 Jahre alt, genoß eines unbefleckten Rufs, und war eben so sehr den Amerikanern geneigt, als gegen die Engländer feindlich gesinnt. *) Dieser letzte Umstand wirft einiges Licht auf sein Schicksal. Was immer die Anklage gegen ihn gewesen seyn mag, ein anderer einflußreicher Häuptling der Wyandots erhielt den Auftrag ihn zu tödten, und brach auch sogleich mit vier andern Indianern auf, um ihn zu suchen. Man fand ihn zu Hause und kündigte ihm das ausgesprochene Todesurtheil an: Bitten, Versprechungen, Alles war vergebens, die unerbittlichen Todesboten gruben an der Seite seines Wigwams ein Grab, er kleidete sich sodann in seine schönsten Kriegskleider, nahm schnell ein Mahl von Wildpret zu sich, und kniete dann am Rande des Grabes nieder. Sein Henker kniete mit ihm, und sprach für ihn ein Gebet an den großen Geist. Dieß war die letzte Ceremonie. Die Indianer traten einige Schritte von ihm zurück, und setzten sich um ihn her auf den Boden. „Der alte Häuptling, sagt ein Augenzeuge dieser furchtbaren Scene, stützte den Kopf auf die Hand, die Hand auf das Knie, worauf einer der jungen Indianer herbeikam, und ihm zwei Streiche mit dem Tomahawk versetzte: eine Zeit lang lag er bewußtlos am Boden, und nur ein schwaches Athmen bewies, daß er noch lebe. Die Indianer standen alle in feierlichem Schweigen umher, und da er länger noch athmete, als sie erwarteten, nahmen sie zwei anwesende Weiße zu Zeugen, wie schwer er sterbe, erklärten ihn für einen Hexenmeister, versetzten ihm noch einige Hiebe, und machten dadurch seinem Leben ein Ende; dann begruben sie den Leichnam."

*) Hier ist nicht zu vergessen, daß diese Nachrichten durchaus nur aus amerikanischen Berichten entnommen sind, welche den Elskwatawa stets nur als einen schändlichen Betrüger darstellen; die Erbitterung aber, welche unter den jungen Leuten namentlich gegen die alten Häuptlinge herrschte, welche die vielfachen Ländereienverkäufe mit der amerikanischen Regierung abgeschlossen hatten, zeigt manches in einem andern Lichte.

(Fortsetzung folgt.)

Saint Simon's Apostel vor den Assisen.

(Durch Zufall verspätet.)

Paris den 28 August 1832.

Es ist noch kein so merkwürdiger Prozeß geführt worden, wie der des öffentlichen Ministeriums gegen eine Sekte, die nichts Geringeres im Schilde führt, als die völlige Umgestaltung der menschlichen Gesellschaft. Die Regierung, welche Freiheit der Religionen proklamirte, wußte gar nicht, auf welchem Wege sie ihr ein gesetzliches Schild entgegenhalten sollte, um sich vor ihren gefährlichen Doktrinen zu wahren. Das System als Religion konnte man nicht anfeinden, daher suchte man die Priester der Immoralität und des Betrugs zu beschuldigen. Es währte lange, ehe man sich dazu entschloß, weil man vielleicht die Hoffnung hatte, durch die Hindernisse, die man allerwärts der Gesellschaft in den Weg legte, die Jünger zu zerstreuen, und der Verfolgung überdrüssig zu machen. Sie hielten aber wie ein Bündel Fasces zusammen, und schienen fest entschlossen, entweder Radicalreformer des Weltbürgerthums oder Märtyrer zu werden.

Nichts gleicht dem Jubel, mit welchem das pariser neugierige Volk die sonderbaren Helden bis vor die Schranken des Gerichtshofes verfolgte. Ein hundert tausend Menschen waren auf den Straßen von Menilmontant bis zum Pont neuf und der Präfektur. Sie standen auf den Buden und auf den Dächern, und schrien und lärmten, als ob die Henkersknechte ein Dutzend Verbrecher zum Schaffott des Greveplatzes führten. Die Saintsimonisten gingen allesammt zu Fuß, angethan mit ihren Ordenskleidern, die bekanntlich in einem kurzen blauen Rock mit weißer Unterweste ohne Halsbekleidung, Lendengürtel, Pantalons und Mütze bestehen. Wie gewöhnlich waren sie baarhaupt. Die Angeklagten, an deren Spitze Papst Enfantin, marschirten wie Sappeurs mit tüchtigen Bärten, voran, die Uebrigen in zwei Reihen hinterher. Alles mit gehöriger Solennität.

Die Sitzung, zu der die Plätze durch ausgegebene Billets schon um 8 Uhr besetzt waren, begann um 9 Uhr. Der Saal war übersäet mit buntgeschmückten Damen, von denen zwei hinter dem Papste auf der Bank der Angeklagten Platz nahmen. Es waren erbetene Räthe. Vertheidiger hatten sie keine, da sie ihre Sache selbst, durch ihre Rathgeber, (conseils) führen wollten, und mehrere Juristen unter sich hatten.

Das Interrogatorium war eine wahrhafte Farce, und wurde als solche auch öfter vom Publikum unterbrochen. Ich bin überzeugt, daß es den Richtern und Geschwornen eine schwere Aufgabe war, sich ernst zu halten.

„Wie heißen sie?“ fragte der Präsident den ersten Angeklagten.

Er antwortete mit vieler Würde: „Barthelemy Prosper Enfantin.“

„Ihr Alter?“

„Sechsunddreißig Jahre.“

„Ihre Profession?“

„Ich predige das neue Wort.“

Eben so antworteten die übrigen vier Angeklagten: Benjamin Olinde Rodriguez, Doktor der Fakultät der Wissenschaften, Peter Casimir Emil Barrault, Michel Chevalier und Carl Honoré Duverryer, mit dem Unterschied jedoch, daß sie sich als Schüler Enfantins und auf die Frage: quel profession? als Aposteln St. Simons bezeichneten.

So oft das Wort „Apostel“ erwidert wurde, verzog der Präsident die Miene, und rührte die Ruhe gebietende Klingel.

Der Anklageakt wurde endlich verlesen, und durch den Generaladvokaten die Untersuchung eingeleitet. Man beschuldigte den Papst und seine vier Evangelisten, eine Gesellschaft von mehr als zwanzig Personen ohne Erlaubniß der Regierung gebildet, das Gut und Vermögen anderer Leute durch List und Betrug an sich gebracht, und durch eine neue Lehre zur Entsittlichung aufgereizt und beigetragen zu haben. Als Beweise führte man an: Die Artikel in der Zeitschrift Le Globe und mehrern Broschüren, als deren Verfasser sich die Angeklagten bekennen, und ein Testament des Notars Robinet, welches die Klage als erschlichen von der Frau desselben angibt. Hundertachtundvierzig Zeugen früherer Verhöre wurden vernommen.

Nachdem die Angeklagten Dieß ruhig abgewartet, erhebt sich Enfantin. Auch er hat seine Zeugen. Da es aber meist Simonianer sind, so setzt es große Schwierigkeiten, ehe sie zugelassen werden. Der Hof muß zweimal, um zu deliberiren, abtreten, und faßt endlich, da die Zeugen nicht den gewöhnlichen freien Eid leisten wollen, den Beschluß alle abzuweisen.

Diese Debatte war höchst interessant. Es handelte sich um das Schwören vor Gott, wie die Institutionen des Landes es fordern. Und Dieß verlangten die Apostel motivirt. „Warum,“ sagten sie, „sollen wir vor einem andern Gott schwören, als dem unsrigen? St. Simon ist unser Gott, und hier ist Enfantin, sein Stellvertreter auf Erden, ohne dessen Rath und Beistand, ohne dessen Willen wir nichts thun. Er ist das lebende Gesetz, vor ihm nur können wir den Eid schwören.“

Der Gerichtshof sah sich genöthigt, eine kleine Vergleichung der Gottheiten und Menschenwerdungen anzuhören, worin es ziemlich erwiesen wurde, daß alle Religionen einen Anfang gehabt haben, wie die simonistische, und daß es in einem Lande, das Jedem zu glauben erlaubt, was er will, ganz und gar Unrecht sey, wenn man die Menschen vor den Gerichten zwingen wolle, diesem Glauben zu entsagen, und einem andern zu huldigen. Die Religion habe mit dem Gesetz der Welt nichts gemein, und es genüge vollkommen, zu schwören, oder durch einen Ausspruch zu bekräftigen, daß man die Wahrheit, die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit sagen wolle, wie der Code schon vorschreibe. Es ist große Hoffnung vorhanden, daß dieser Prozeß eine Aenderung der Eidesformel für Frankreich herbeiführt. Man wird künftig den Himmel aus dem Spiele lassen. Für dießmal hat der Präsident nach Anhörung des Hofs erklärt, er könne den Simonisten-Gott, gemäß der Instruktion, nicht für kompetent zum Schwure halten, worauf die Zeugen abtraten.

Enfantin erhob sich nun, um uns auseinanderzusetzen, weßhalb er zwei Damen in seinem Gefolge habe. Es waren keine Päpstinnen, sondern freie Frauen (femmes libres), wie eine besondere Broschüre besagt, die die Mitglieder vertheilten. Diese ist unterschrieben: Maria, Königin. Wahrscheinlich Königin der Simonisten. Enfantin hatte sie eingeladen, um gegen die Beschuldigung der Immoralität zu protestiren. Und Dieß that dann auch wenigstens die Eine, Namens Cecilie Fournel, mit großem Ernste, indem sie sich von ihrem Sitze erhob, und unter allgemeinem Gelächter feierlich Opposition einlegte. Der Generaladvokat entgegnete: „Madame, ihr Protest ist nichts weiter als ein Protest gegen den Cynismus, und die Unmoralität ihres Gottes Enfantin, der für uns nichts beweißt.“

Ich hörte bei diesen Worten einen Simonianer sagen: „C'est bien juste, elle est revenu à la loi vivante.“ *)

Um fünf Uhr wurde die Sitzung auf den Antrag des Angeklagten Rodriguez drei Stunden ausgesetzt. Er sagte, es hungere ihn gewaltig, und er hoffe, seine Richter würden ebenfalls eine Erholung nöthig haben.

Als sich um acht Uhr der Hof wieder versammelte, wurde ein Zeuge verhört, der sich als den Schwager Rodriguez zu erkennen gab, und Advokat des königlichen Gerichtshofes ist. Er bekundete sich als ein eifriger Anhänger der Religion und bezeugte aufs bestmöglichste, daß sie gerade von allem Dem das Entgegengesetzte sey, dessen man sie anklage. Besonders bewies er, daß der Notar, der durch Testament Enfantin zum Erben einsetzte, freiwillig, und aus bloßer Verehrung sein Geld gebracht habe, und daß er Wittwer und unabhängig sey. Beides war sehr wichtig und änderte die Sache.

Um zwölf Uhr Nachts wurde die Sitzung ausgesetzt.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Ein englisches Provinzialblatt, der Belfort Northern Whig, enthält folgende seltsame Zusammenstellung: „Unsere Leser werden sich wohl der ungeheuern Anzahl Fliegen erinnern, die im Sommer und Herbst des Jahres 1831 unsere Häuser anfüllten. Der Umstand fiel uns auf, theils weil er der Cholera voranging, theils weil man in diesem Jahre an mehrern Stellen der See nahe an unserer Küste ungeheure Massen todter Fliegen sah. Aehnliches ging öfters der Pest voraus, wie aus folgendem Auszug aus Hollingshed erhellt. „1574 den 24 Februar, ereignete sich etwas Sonderbares zu Tewkesburn nach einer nicht sehr starken Fluth, welche aber doch die nahe liegenden Wiesen mit Wasser bedeckt hatte; Nachmittags kam den Severn Fluß herab eine große Menge Fliegen und Roßkäfer in großen Haufen einen Fuß dick über dem Wasser, so daß nach glaublicher Leute Urtheil auf Büchsenschußweite über 100 Scheffel von solchen Fliegen zu sehen waren. Die Mühlen in der Nähe herum wurden dadurch 4 Tage lang gedämmt, und man reinigte sie, indem man die Fliegen mit Schaufeln herausgrub.“ Auch der großen Pest in London im Jahre 1655 ging dasselbe Phänomen voraus. Ein gewisser W. Boghurst, der die besten Nachrichten von jener Pest mitgetheilt hat, bemerkt unter den Erscheinungen des vorhergehenden Jahrs: „In dem Sommer vor der Pest gab es eine solche Menge Fliegen, daß sie die innere Seite der Häuser bedeckten, und wenn ein Strick oder Faden irgend wo herabhing, so wurde er augenblicklich dick mit Fliegen besetzt, wie ein Zwiebel Stark; Schwärme von Ameisen bedeckten die Straßen.“ Im Sommer 1831 hat Schreiber dieses oft die Fliegen in ungeheurer Zahl an Stricken hängen gesehen, gerade wie Dieß hier beschrieben ist.“

*

Ein launiger Geschichtsforscher hat die Flüche und Betheuerungen der Könige von England zusammengesucht. Edward der Bekenner schwur „bei Gottes Mutter;“ Wilhelm der Eroberer „bei Gottes Glanze;“ Wilhelm der Rothe „bei St. Lucas Angesicht;“ Heinrich I. „bei unsers Herrn Tod;“ Stephan „bei Gottes Geburt;“ Heinrich II. „Gottes Fluch leuchte über euch und mich;“ Johann „bei Gottes Zähnen;“ Heinrich III. „bei Gottes Haupt;“ Edward I. „bei Gottes Blut;“ Richard II. „bei St. Edward;“ Heinrich VI. dasselbe; Eduard IV. „bei Gottes gebenedeiter Frau;“ Richard III. „bei St. Paul;“ Heinrich VIII. „bei der heiligen Maria;“ wenn er zornig war „bei Gott;“ Elisabeth „bei Gott,“ oder „Gottes Tod“ oder „Gottes Wunden;“ auch Jakob I. fluchte, sein Fluch ist aber nicht bekannt; Oliver Cromwell war kein Flucher; Karl II. sagte „Gottes Fisch“ verdorben statt „Gottes Fleisch.“

*) Ganz recht. Sie ist zum lebenden Gesetz zurückgelehrt. Enfantin nennt sich „la loi vivante.“

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 272. 28 September 1832.

Lord Byron.

(Fortsetzung.)

Byron stellte sich, als höre er nicht gern seine Werke loben oder auch nur ihrer erwähnen; ich sage: er stellte sich so, weil ich überzeugt bin, daß ein Mensch, der wie er sich so gern in andern Dingen loben hört, unmöglich gegen das Lob Dessen gleichgültig oder unwillig seyn kann, was, wie er wohl weiß, sein eigentliches wahres Verdienst ausmacht. So rühmte er sich gern seiner Geschicklichkeit im Reiten, Scheibenschießen, Schwimmen u. s. w. und hörte sich noch lieber darüber bewundert; das meiste Vergnügen aber machte es ihm, für einen Weltmann gehalten zu werden, der als solcher in dem gesellschaftlichen Kreise der großen Welt von London sich ausgezeichnet habe. Lord Byron ist sehr mitleidig gegen Arme und bei unseren Spazierritten hatte ich immer Gelegenheit zu sehen, daß er an keinem Bettler vorüber kam, ohne ihm mit Güte und Freundlichkeit ein Almosen zu reichen.

Byron liebte vorzüglich Klätschereien, namentlich über Alles, was in der vornehmen Welt von London vorfiel; seine Freunde erhielten ihn darin stets auf dem Laufenden, und er selbst konnte sich kindisch an dem kleinsten Skandal erfreuen. Ich machte eines Tags hierüber meine Bemerkung und fügte hinzu: wie es denn möglich sey, daß ein so großer Geist wie der seinige, an dergleichen Unbedeutenheiten Vergnügen finden könne. Er lachte und erwiderte: „Wissen Sie nicht, daß der Elephantenrüssel, der die schwersten Dinge aufheben kann, es nicht unter seiner Würde hält, auch die geringfügigsten aufzuheben? Ganz derselbe Fall ist es mit meinem großen Geist“ — hier lachte er abermals — „und Sie müssen gestehen das Gleichniß ist des Gegenstandes würdig. Doch Scherz beiseite, ich liebe ein wenig das Skandal — und ich glaube alle Engländer haben mit mir gleichen Geschmack. Eine italienische Dame, Madame Benzoni, sprach einst mit mir über diese unter meinen Landsleuten herrschende Vorliebe und bemerkte, als sie das erste Mal Engländer kennen gelernt, habe sie dieselben für das verächtlichste und bösartigste Volk in der Welt gehalten, da sie sie unaufhörlich üble Nachreden über einander habe führen hören; da sie aber nach und nach verschiedene liebenswürdige Züge in ihrem Charakter wahrgenommen, sey sie endlich zu dem Schlusse gekommen, daß sie von Natur aus doch nicht so böse geartet seyen, sondern weil sie in einem Lande wie England lebten, wo eine strenge Sittenrichterei jede Abweichung vom guten Anstande unbarmherzig straft, sey jeder Einzelne, um sich selbst im Gewande der Unschuld zu zeigen, gezwungen, die Sünden seiner Bekannten durchzuhecheln; wodurch er Gelegenheit fände seinen Abscheu dagegen durch Worte an den Tag zu legen, was leichter sey als durch Handlungen, die immer eine gewisse Selbstverläugnung erforderten. Dieß, fügte Byron hinzu, ist eine eben so scharfsinnige als gutherzige Erklärung jener gerügten englischen Untugend, und wir müssen gestehen, daß es unendlich leichter ist, die Fehltritte Anderer zu verschreien und an's Licht zu ziehen, als unsre eigenen zu verbessern; und manche finden in dem Ersteren eine so angenehme Beschäftigung, daß sie darüber das Letztere vergessen, — wenigstens ist Dieß bei mir der Fall.“

So wie ich aber an Byron die Neigung gewahrte, unbedeutenden Dingen großen Werth beizulegen, so fand ich umgekehrt, daß er gern ernste Ereignisse ins Lächerliche zog. Ueberdieß war er höchst abergläubig und schien ungehalten über Jeden, der seine Schwäche hierin nicht theilen wollte oder konnte. Er kam oft auf diesen Gegenstand zu sprechen und bemerkte dann spöttisch, ich müßte mich für viel weiser als ihn halten, weil ich nicht abergläubig sey. Ich erwiderte ihm, daß die Lebendigkeit seiner Einbildungskraft, die sich in seinen Werken offenbare, hinreichend seinen Aberglauben entschuldige, der seinen Grund in einer Ueberreizung jener Seelenkraft habe; ich für meine Person, fügte ich hinzu, die ich nicht mit der Camera lucida der Einbildungskraft begabt sey, würde die Camera obscura, wofür ich den Aberglauben halte, an mir nicht entschuldigen können. Dieß stellte ihn jedoch nicht zufrieden, und ich war überzeugt, daß er mit einer geringeren Meinung von meinen Geisteskräften mich verließ. Um mich wieder bei ihm in Kredit zu bringen, bemerkte ich zu einer andern Gelegenheit, die Natur sey so weise und gütig, daß sie allen ihren Kindern eine vollgültige Entschädigung für Das, was sie ihnen auf der einen Seite versagte, zugetheilt habe; so habe sie ihm die herrlichste Gabe, das Genie, verliehen, und jenen, die sie nicht so ausgezeichnet, die minder glänzende, aber vielleicht eben so nützliche Eigenschaft des einfachen und nicht in Klügeleien sich verlierenden Verstandes. Byron schien seinem Glauben an übernatürliche Erscheinungen aus voller Ueberzeugung zugethan; wenn er auf diesen Gegenstand zu sprechen kam, was er sehr gern that, so nahm sein Aeußeres ein ernstes und geheimnißvolles Wesen an; und er erzählte mir mehrere wunderbare Geschichten

in Bezug auf seinen unglücklichen Freund Shelley, der, wie er mich versicherte, einen unerschütterlichen Glauben an Geister hatte. Shelley's Geist, erzählte er unter Anderm, sey einer Dame, die in einem Garten spazieren gegangen, erschienen, und Dieß schien er fest zu glauben. Eben so abergläubig war er in Bezug auf glückliche und unglückliche Tage: ungern unternahm er etwas an einem Freitag; erschrack, wenn er Salz oder Oel verschüttete, ein Brod fallen ließ oder einen Spiegel zerbrach u. s. w., kurz er beachtete eine Menge dergleichen abergläubige Spielereien, wodurch er bewies, daß auch der stärkste Geist seine schwachen Seiten hat.

Da ich eines Tags es abgelehnt hatte, mit ihm einen Spazierritt zu machen, unter dem Vorwande, ich wollte einige genuesische Paläste, Gemälde und andere Kunstwerke besehen, so ergriff er bei seinem nächsten Besuche die Gelegenheit, sich hierüber auszulassen; er erklärte, er könne unmöglich glauben, daß es bei den Leuten mit ihrer Bewunderung von Gemälden, Statuen u. s. w. ernstlich gemeint sey, und daß Diejenigen, die am lautesten ihre Bewunderung aussprechen, „Amatori senza Amore und Canoscitori senza Cognizione" seyen. Ich erwiderte, da ich nie mit ihm über Gemälde gesprochen habe, so werde er mir glauben, daß meine Bewunderung derselben aufrichtig sey. Allein Byron bestand nun ein für alle Mal darauf, uns nicht Recht zu lassen; wahrscheinlich fühlte sich auch seine Eitelkeit verletzt, weil wir vorgezogen hatten, Gemälde zu besehen, während wir in seiner Gesellschaft hätten zubringen können. Uebrigens muß ich auch hier beifügen, daß Byron sich weder sonderlich auf Kunstwerke verstand, noch auch sie bewunderte; er gestand mir, daß nur wenige ihn angesprochen, und daß er, um an diesen wenigen Geschmack zu finden, seine Einbildungskraft habe zu Hülfe nehmen müssen. Auch Gegenstände des Geschmackes und der Kunstfertigkeit, so wie Alterthümer, fanden ihn gleichgültig; und er trieb Dieß so weit, zu glauben, es sey unmöglich, daß sie irgend Jemand interessiren könnten: sie müßten bloß, pflegte er zu sagen, als Vorwand für die Eitelkeit und Prunksucht jener dienen, die auf keine andere Weise Aufmerksamkeit zu erregen im Stande seyen. Musik liebte er, obgleich er kein Kenner davon war: er sprach oft von der assoziirenden Kraft derselben und erklärte, daß die Melodie eines wohlbekannten Liedes ihm ferne Bilder und Ereignisse mit einer Lebendigkeit vor die Sinne zaubere, daß die Gegenwart ihm völlig verschwinde. Rauchwerk, sagte er, mache auf ihn denselben Eindruck, obgleich nicht so stark, und, fügte er mit seinem spöttischen Lächeln hinzu: „manchmal macht es mich ganz sentimental."

Byron schien ein besonderes Vergnügen daran zu finden, romantische und sentimentale Gefühle lächerlich zu machen; und doch konnte man gleich am folgenden Tage eben diese Gefühle, die er so bitter verspottete, mit einer Lebhaftigkeit hervorbrechen sehen, daß Jedermann, der seine vorhergegangenen Sarkasmen gehört hatte, an der Wahrheit seiner Rührung zweifeln mußte; und doch war sie unverkennbar aufrichtig, denn sein Auge füllte sich mit Thränen, seine Stimme zitterte, und Alles verrieth, wie tief er fühle, was er sagte. Hierin schien ein so großer Widerspruch zu liegen, daß dadurch alle Sympathie zerstört wurde, oder wenn auch nicht, so fühlte man sich doch zurückgehalten, seine Gefühle mit Jemand zu theilen, der nie zwei Tage hintereinander auf gleiche Weise dachte oder wenigstens sich aussprach. Da er überdieß gewöhnlich darauf ausging, Effekt zu machen und Erstaunen zu erregen, so mußte er in den Gemüthern seiner Zuhörer unfehlbar jedes Vertrauen auf die Festigkeit seines Charakters zerstören. Dieß mußte von Allen gefühlt werden, die viel in seiner Nähe lebten, und dieser Eindruck war nicht sehr erfreulich.

(Fortsetzung folgt.)

Der letzte Bund der Indianerstämme gegen die Vereinigten Staaten.

Tekumseh und sein Bruder Elskwatawa.

(Fortsetzung.)

Diese Erzählung zeigt den ungeheuren Einfluß des Propheten, so wie die Mittel, durch welche er sich denselben verschaffte. Die Henker waren hier offenbar aufrichtige, gewissenhafte Leute, einer davon war sogar der Bruder des Opfers. Was auch die beiden Brüder, oder, wenn man will, den Propheten allein, zu so furchtbaren Maßregeln bestimmen mochte, sicher ist, daß sie nicht häufig angewendet wurden. Als die Kickapus zu der indianischen Konföderation stießen, erklärte sich einer der Häuptlinge gegen die neue Lehre und die Politik der beiden Brüder; er wurde nur seines Ranges entsetzt. Eben so geschah es mit den Winebago's, einem höchst kriegerischen, hochgesinnten Stamme, der in dem letzten Kriege ein äußerst nützlicher Alliirter für die Engländer war. Ein Indianer, welcher von den amerikanischen Behörden im Jahre 1810 in das Lager des Propheten gesendet wurde, um dessen Entwürfe auszukundschaften, berichtete, ein alter Häuptling habe ihm mit Thränen in den Augen erzählt, alle Dorfvorsteher seyen ihrer Gewalt entsetzt, und Alles werde nun allein von den Kriegern geleitet. Es scheint unter vielen Stämmen eine Art Verschwörung der Jugend bestanden zu haben, alle ihre ersten Häuptlinge mit Einem Schlage zu ermorden, weil sie es seyen, die ihr Land an die Amerikaner verschacherten, und alle Eingriffe der Ansiedler mit verrätherischer Nachsicht behandelten. Diese Gesinnung ist ein Beweis, wie sehr namentlich der Prophet durch seine Predigten der eingewurzelten Stammfeindschaft entgegen gearbeitet hatte, was nur dadurch möglich war, daß er seinem Streben einen religiösen Charakter aufdrückte, und diesen unwandelbar behauptete. Die Boten der Delawaren, die zu ihm ins Lager am Tippekanoe kamen, fanden seine Truppen in der größten Aufregung, die er durch magische Gebräuche, durch seine Predigten und den Kriegstanz unterhielt, welchen er Tag und Nacht mit ihnen fortsetzte. Daher die beispiellose Tapferkeit, welche sie in der oben erwähnten Schlacht vom 7ten November zeigten: sie stürzten sich auf die Bajonnette der Truppen, drückten die Musketen bei Seite, und streckten die Soldaten mit Keulenschlägen nieder. Nur eine Reihe von Siegen auf Seite der Amerikaner, der Tod seines Bruders, und der Verlust seiner besten Freunde und Anhänger aus seinem eigenen Stamme — die Kiskopokes sanken im Laufe des Krieges endlich auf ungefähr 20 Mann herab — vernichteten endlich in den Augen des Volkes seinen Charakter als Prophet. Elskwatawa besaß wenig persönliche Tapferkeit; in der Schlacht von Tippekanoe saß

er in der Nähe auf einem Hügel, und sang einen Kriegesgesang; er munterte die Krieger nicht durch sein Beispiel auf, aber er war schlau, einschmeichelnd, und in seinen Bestrebungen wunderbar ausdauernd. Tekumseh, nicht minder geistvoll als sein Bruder, übertraf ihn weit an Unerschrockenheit und jener Hoheit des Charakters, welcher unter allen Völkern, wilden wie civilisirten, einen dauernden Einfluß begründet. Er zog von Norden nach Süden, von Osten nach Westen, drohte, schmeichelte, weckte den Haß gegen die Weißen, und dehnte so die Gränzen der großen Konföderation von Jahr zu Jahr, von Stamm zu Stamm, langsam aber sicher aus. Daher machte General Harrison schon im Jahre 1807 die Entdeckung, daß die Shawanis den britischen Interessen besonders geneigt schienen, daher die sonderbaren Bewegungen, welche sich seit dieser Zeit unter den verschiedenen Indianerstämmen um die See herum bemerklich machten: Tag und Nacht fanden Berathschlagungen statt, Botschafter wurden nach allen Richtungen gesendet; vier Jahre kann man sagen, war Tekumseh in fortdauernder Bewegung: heute sah man ihn am Wabash, in wenigen Tagen hörte man von ihm am Erie- und Michigan-See, dann unter den Indianern des Missisippi. Als endlich im Norden und Westen Alles erreicht war, was er erreichen konnte, unternahm er eine mühsame und gefahrvolle Reise von mehreren Monaten unter die entferntern Stämme des Südens. Der Samen wurde auch hier allenthalben ausgestreut, und die spätern durch die Creeks erregten Unruhen zeigten hinreichend an, was mit der Zeit in Erfüllung gegangen wäre, wenn seine Verbündeten so vorsichtig als er selbst gewesen wären. *)

Die Schlacht bei Tippekanoe war ein voreiliger Ausbruch und höchst nachtheilig für ihn. Sie unterbrach die Unterhandlungen wegen neuer Alliirten, verminderte die moralische Macht des Propheten, und zwang Manche, welche seine Anhänger waren, theils zur Neutralität, theils zu offener Feindseligkeit. Der ungeheure Plan Tekumseh's, so lange der Gegenstand aller seiner Sorgen und Anstrengungen, wurde im Augenblicke des Erfolgs völlig in Verwirrung gebracht: er war erbittert, gedemüthigt, niedergeschlagen. Dieß war die Feuerprobe seines hohen Geistes. Er trat auf, machte Vorschläge, die er mit seiner Würde vereinbar fand. Umsonst; da sah er, daß der Kampf jetzt ausgefochten werden müsse, und seine Seele erhob sich: das erlittene Unrecht und die Leiden seines Stammes, die Macht und der Stolz der Weißen gingen an seinem Geiste vorüber. Die Kränkung des Mißlingens, die Schande auf seines Bruders Namen, die Schmach der Unterwerfung, der Tadel und die Verachtung seiner zahlreichen Nebenbuhler, der Triumph seines Feindes, alles Dieß waren Dolche in seinem Busen. Stolz, Rache, Ehrgeiz, Furcht und Hoffnung kämpften in seiner Brust. Aber jetzt erntete er auch den Lohn seiner Anstrengungen, denn sein erworbener Einfluß zeigte sich in nicht minder wunderbarem Lichte als seine Energie. Im Ausgange des Jahres 1811 hatte die von seinem Bruder erlittene Niederlage seiner Sache einen schweren Schlag versetzt, und im Frühjahre 1813 stand er mit nahe an 3000 Mann neben 800 britischen Soldaten im Felde.

In der Mitte Julius des Jahres 1812 befand sich der Prophet in Fort Wayne und hielt den dortigen Agenten der amerikanischen Regierung bei den Indianern mit Freundschaftsversicherungen hin: nur 8 Tage vorher war Tekumseh gleichfalls, auf seinem Wege nach Malden, durch das Fort gekommen. Er hatte erklärt, er hole Munition für die Indianer von der britischen Regierung, und man erfuhr auch kurz darauf, daß während sein Bruder den Agenten hinterging, er selbst sich offen mit den Engländern gegen die Amerikaner verband. Die ganze Sache ist charakteristisch für die beiden Brüder; der Prophet nahm ohne Zaudern seine Zuflucht zu allen Listen indianischer Verschlagenheit, um seinen Zweck zu erreichen, und die Plane seiner Gegner zu vereiteln, das Benehmen Tekumseh's war männlich und würdig, wie es von Anfang an gewesen war, denn obgleich er sicherlich keine Verbindlichkeit hatte, seine Plane zu entschleiern, so scheint er sich doch auch nicht viel Mühe gegeben zu haben, sie zu verbergen.

(Schluß folgt.)

*) Der Krieg mit den Indianern war im Jahre 1815 im Süden eben so heftig, und wegen der zahlreichern Stämme noch mörderischer als im Nordwesten. Jackson, der jetzige Präsident, welcher dort kommandirte, hatte die größte Mühe, die Milizen zusammen zu halten, und mehrere einzelne Detaschements wurden von den Indianern, namentlich den kriegerischen Seminolen, ganz oder zum Theil niedergemacht. Der Kampf wurde meist im Staate Alabama geführt, und dehnte sich nur selten in den Staat Missisippi aus.

Saint Simons Apostel vor den Assisen.

(Schluß.)

Paris 29 August 1832.

Der regnerische Morgen des heutigen Tags, wo die gerichtlichen Verhandlungen im Prozesse der Saintsimonisten fortgesetzt werden sollten, war nicht sehr geeignet, den feierlichen Zug der neuen Propheten von Menilmontant nach dem Palais de Justice zu begünstigen. Auch die Neugier, sie zu sehen, war bei dem Volke bereits ziemlich erkaltet, und sie langten fast nur von lachenden und schreienden Gassenjungen begleitet, im Gerichtssaale an. Die Sitzung wurde mit dem Plaidoyer des Pere supreme, Enfantin, eröffnet.

Er erhob sich mit Majestät und beschaute, während verschiedener Prisen, die er aus seiner Dose nahm, das Auditorium wie ein Neugieriger der auf allen Gesichtern eine verborgene Schrift zu lesen sucht. Er sah sehr stattlich aus, und trug einen persischen Shawl um den Hals, der mit einem Schilde und den rothen Worten: „Le Pere“ eingefaßt war. Alle Damen waren der Meinung, er sey ein schöner Mann.

Auf die Frage des Präsidenten, warum er so oft in seinen Reden inne halte, und die Umgebung betrachte, antwortete er: „Ich begeistere mich.“ Es wurde inzwischen Niemand besonders von seiner Begeisterung erbaut, da er fast ganz ohne Zusammenhang sprach und improvisirte. Ich glaube, daß sich seine Rede auf folgendes reduciren läßt.

„Das Gesetz und ich, wir sind eins. St. Simon ist der wahrhafte Gott, der die Menschen frei, gleich und glücklich macht, und ich bin sein Prophet und sein Werkzeug, und diese Menschen in feierlichen Ordenskleidern sind meine Jünger und Apostel, die ich in die Welt schicke. Ihr habt uns gerichtet nach dem Schein, ihr werdet uns verdammen nach dem Schein, aber ihr habt kein Recht dazu, denn ihr steht unter uns. Die Lehre die ich predige, ist das lebendige Wort, das den Armen erhebt, den Reichen erniedrige, die Frauen emancipirt, und die Güter der Erde an alle Menschen austheilt. Unsere Religion ist die Politik, aber sie ist die Politik des Friedens und der Glückseligkeit, die das parlamentarische System, die Aristokratie und den Feudalismus aufhebt. Was wollt ihr gegen diese Grundsätze die ein Heiliger auf Erden lehrte? Sie vernichten? Dazu seyd ihr zu schwach, denn ich bin die Kraft, und mir gehorchen die Gemüther. Sie verdammen? Dann leide ich als ein Märtyrer für die heilige Sache und meine Kinder gehorchen mir nicht minder denn jetzt.

Ihr habt meine Zeugen verworfen weil sie nicht eures Glaubens sind, und vor eurem Gotte schwören. Das beweist euren Barbarismus und Fanatismus; denn ihr sollt jeden glauben lassen nach seiner Ueberzeugung. Ihr habt auch unsere Vertheidigung verworfen. Wohlan, so übt denn Gewalt vor Recht, und nennt uns unmoralisch, aufrührisch oder sonst was ihr wollt, wir sind bereit, euer Urtheil zu empfangen. Nur bitten wir nicht zu vergessen, daß wir euren Richterstuhl für inkompetent halten, über Doktrinen zu urtheilen, und in aller Feierlichkeit dagegen protestiren."

Das leztere war meiner Meinung nach das Einzige streng vernünftige in dieser Rede. Kein Mensch wird es läugnen, daß eine Jury hier ein ganz unzweckmäßiger Gerichtshof war. Was wissen diese Bürger bons chretiens, bons catholiques, von Rechten der Menschheit, und Glaubensdogmen und philosophischen Maximen. Sie sind bloß da, um nach Thatsachen über Verbrecher der bürgerlichen Gesellschaft zu richten. Nichts desto weniger sprachen die Geschwornen ihr Schuldig aus, wie es einst das Parlament that, als es den Emil Rousseau's zum Feuertode verdammte. Nach einer langen Berathung beantworteten sie die Fragen des Präsidenten, ob die Angeklagten gegen den Art. 291 des Code Penal Versammlungen hielten, die sich mit Politik und Wissenschaften beschäftigten, und durch Bücher und Broschüren und Journale die Immoralität predigten? mit Ja, worauf der Gerichtshof veranlaßt wurde, den Chef Enfantin und seine Souschefs Duverryer und Chevalier zu einem Jahr Gefängniß und 1000 Fr. Geldstrafe zu verurtheilen. Die zwei andern Angeklagten wurden mit 50 Franken Amende abgefertigt.

Auf diese Weise schloß die Sizung gegen Abend, und die Angeklagten zogen auf die frühere Weise nach Menilmontant zurück. Es wurde bemerkt, daß das Urtheil hauptsächlich großen Eindruck auf die anwesenden Damen machte. Mehrere davon sprachen sehr heftig mit den Advokaten des Barreau, und diese selbst erklärten, es sey Unrecht, daß sich die Justiz in Doktrinen mische, aber der Gerichtshof könne nichts dafür und habe seine Schuldigkeit gethan.

Ich habe vergessen zu bemerken, daß Enfantin sich besonders beschwerte, daß der Generaladvokat ihm die Zuziehung der Frauen vor die Schranken untersagte. Er behauptete nach seiner Lehre, das schöne Geschlecht sey zu allen Funktionen fähig, und es sey ganz Unrecht, daß nicht auch weibliche Geschworne und weibliche Richter über ihn gestellt wären. Hierüber mußte das ganze Auditorium lachen. Das öffentliche Ministerium aber erwiderte, es gebe Dieß gerne zu, da die Damen vielleicht eine größere Zuneigung zu dem heiligen Vater hätten, der wie man sich überzeuge, kein häßlicher Mann sey. Wenn ich nicht irre, hat dieß Kompliment allen Aposteln sehr wohlgefallen. Es nahm auch gleich einer das Wort, um lang und breit zu beweisen, daß ihre Institutionen besonders drei Eigenschaften von einem Oberhaupte verlangten, als da sind: Schönheit, Stärke und Weisheit. Leider haben diese Eigenschaften dem Papste alle nichts genuzt. Die Geschwornen waren sehr ernsthafte moralische Familienväter, die als zwölf Kontreaposteln der neuen Religion eine tödtliche Salve gaben.

Wahrscheinlich beginnt nun der zweite Abschnitt in der Geschichte der Simonianer, die Verfolgung und das Märtyrerthum.

Vermischte Nachrichten.

Die englischen Journale berichten den Tod Dando's, des Austernessers, auch eines jener seltsamen Geschöpfe, wie sie nur aus der Sentina einer Hauptstadt gleich London auftauchen können. Er war der Schrecken aller Schellfisch- und andern Lebensmitteln-Verkäufer. Vor wenigen Wochen kam er von einer Reise in Kent zurück, wo er seine Opfer ausgesucht, und auch mehreremale im Gefängniß gewesen war, weil er seiner Gourmandise den Lauf ließ, ohne bezahlen zu können. Wenige Tage nach seiner Ankunft in der Stadt mußte er schon wieder ins Gefängniß wandern. Am 28 August Nachmittags, fühlte er einen so heftigen Anfall der Cholera, daß er von seinem Sitze nicht mehr aufstehen konnte. Ein Bettler, Namens Martin, stand ihm bei, und er wurde nach dem Krankenhause gebracht, wo er nach wenigen Stunden starb. Dando war bei jedem Polizeiamt in London wohl bekannt. Er begann seine Laufbahn vor 7 oder 8 Jahren, und nahm auf einen Siz 50 Duzend große Austern zu sich, nebst einer angemessenen Menge Brod, Porter und verdünnten Branntwein. Er pflegte zu sagen, Niemand in London habe je so furchtbare Prügel bekommen, als er; es kümmerte ihn Dieß aber nicht im geringsten, mit einer Ausnahme, wo er von einem Manne, der sich kurz vorher erst in Kensington angekauft hatte, so furchtbar mitgenommen wurde, daß er kaum mit dem Leben davon kam. „Da ich nicht zahlen konnte," sagte er, „so zog man mich durch eine Pferdeschwemme, wälzte mich im Kothe und bearbeitete mich dermaßen mit Knitteln, daß mich noch einen Monat lang meine Knochen schmerzten, und alles Dieß für armselige drei Duzend Austern." Er that ein Gelübde, nie mehr Kensington nahe zu kommen, und hielt Wort. Dando wußte sich etwas darauf zu Gute, daß er kein Dieb sey, und erklärte es für hart, daß man Einen ins Gefängniß werfe, weil man Schulden mache, ohne bezahlen zu können, etwas das täglich von vielen begangen werde, die weit höher ständen, wie er.

* *

Der Palast von Lacken hat seit vierzig Jahren eine seltsame Reihenfolge von Dynastien gesehen. Ursprünglich wurde er für die Erzherzogin Maria Christine, Tochter Maria Theresiens, und Gemahlin des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen ausgerüstet, welche daselbst bei Ausbruch der französischen Revolution residirte. Dann wurde er das Hauptquartier eines revolutionären Generals, hierauf die Residenz eines Bruders von Napoleon, und zur Zeit der Schlacht von Waterloo blieb er genau in dem Zustande, wie ihn der Kaiser gelassen hatte, von dem er aufs prachtvollste ausgestattet worden war. Der jezige König und die Königin von Holland waren die nächsten Bewohner, und mehrere Tausende englischer Reisende fanden damals Gelegenheit, die Pracht seiner Staatszimmer, und die seltsamen Gärten zu bewundern. Hätte die Prinzessin Charlotte, die von ihrem Vater beschlossene Verbindung mit dem Prinz von Oranien eingegangen, so würde ihr Lacken als Residenz zugefallen seyn; jezt besizt es ihr Gemahl als den Schauplaz seines neuern Glücks, und seiner zweiten Ehe.

*

Ob die Hindus jezt noch Menschenopfer bringen, ist bisher immer bezweifelt worden. In Bengalen hörte man wohl öfter, daß Dieß ins Geheim geschehen sey, und obschon es solchen Angaben an gesezlichen Beweisen fehlte, so machten sie doch einen so tiefen Eindruck, daß man diese Grausamkeiten für wirklich begangen hielt. Aus dem vorliegenden Falle erhellt indeß, daß man den Verbrecher in dem Augenblicke überraschte, als er der Gottheit Kali den Kopf seines Opfers darbrachte, daß er von einem kompetenten Tribunal verhört und zum Tode verurtheilt wurde. „Ein fanatischer Hindu hatte der Gottheit Kali jährlich ein Opfer von Ziegen gebracht. Dieses Jahr beschloß er jedoch, die Ceremonie mit besonderer Feierlichkeit zu verrichten, und schickte zuvörderst nach einem muselmännischen Bartscheerer, um sich barbieren zu lassen. Als Dieß geschehen war, bat der Hindu den Barbier eine der Ziegen bei den Füßen festzuhalten, um ihr den Kopf abschneiden zu können, eine Bitte, der der Barbier ohne Anstand willfahren zu können glaubte. Die gewöhnlichen Ceremonien nahmen hierauf ihren Anfang; Kali wurde mehrere Male angerufen, Blumen und Rauchwerk gestreut, und der Barbier, um sich recht dienstfertig zu zeigen, neigte sich gegen den Boden und hielt den Hals des Thieres fest einem großen Messer entgegen, mit dem der Fanatiker sich anschickte, das Opfer zu vollziehen. „Kali, Kali, oh Kali!" rief nun der Hindu; das Messer fiel, aber statt des Kopfes der Ziege rollte der des Barbiers auf dem Boden, der sogleich mit einem Strome von Blut bedeckt war. Der Fanatiker, nichts weniger als erschrocken oder verwirrt über seine That, faßte den Kopf vorsichtig bei den Haaren, trug ihn zu dem Altar und verrichtete das gewöhnliche Pudschah, als sey es ganz gleichgültig, ob der Kopf einer Ziege oder der eines Barbiers die Gottheit versöhne. Dieser Mißgriff (denn dafür wollte der Hindu es durchaus gehalten wissen), hatte indeß die Aufmerksamkeit der Versammlung erregt, die Polizei drang ein und ergriff den Schwärmer ohne Widerstand. (India Gazette.)

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 273. 29 September 1832.

Literarische Anstalten und Erzeugnisse der Presse in Spanien.

(Aus der Revue de Paris.)

Die vorzüglichsten literarischen Anstalten in Spanien sind, die königliche spanische Akademie und die königliche Akademie der Geschichte. Philipp V der erste König von Spanien aus dem Hause Bourbon, führte französischen Geschmack und französische Institute ein, und stiftete die königl. spanische Akademie, die sich durch ihre Bemühungen für die Landessprache, besonders hinsichtlich der Orthographie, auszeichnete. Schon im sechszehnten Jahrhundert war es der Wunsch der spanischen Gelehrten, die Orthographie auf einfachere, mit der Aussprache im Einklang stehende Grundsätze zurückzuführen; die Akademie bemühte sich diesen großen Zweck zu erreichen und allen Schwierigkeiten zum Troß, die nicht nur von den Feinden jeder Neuerung, sondern auch von Jenen erhoben wurden, die der Meinung waren, die Etymologie und nicht die Aussprache müsse als Leitfaden dienen, sind die Regeln der spanischen Orthographie gegenwärtig bei Weitem bestimmter und zweckmäßiger als die irgend einer anderen europäischen Sprache und das Spanische wird, wenige Ausnahmen abgerechnet, eben so geschrieben wie man es ausspricht. Die königliche Akademie der Geschichte wurde gegründet, über einige in Dunkel gehüllte Ereignisse in der spanischen Geschichte Licht zu verbreiten: ihre Arbeiten waren von großem Werthe. Außer den beiden genannten Akademien, bestehen zu Madrid noch eine königliche Akademie der Medizin, eine Akademie der Theologie und eine Akademie der schönen Künste; die letztere führt den Namen, königliche Akademie von San-Fernando und war eine Zeit lang mit Recht berühmt. Zu Valencia und Valladolid stehen ebenfalls zwei andere, der von San-Fernando ähnliche Akademien der schönen Künste, doch haben alle drei, in Folge des traurigen Zustandes des Landes, ihren ehemaligen Werth verloren und sind, eben so wie die Kunst selbst, in Verfall. Vor fünfzig Jahren noch konnte Spanien sich rühmen, eine bedeutende Anzahl ausgezeichneter Baukünstler und Maler zu besitzen, gegenwärtig aber hat es nicht einen einzigen nennenswerthen Künstler.

Noch gibt es in Spanien mehrere Akademien der Medizin und Chirurgie, doch sind alle, nicht sowohl durch die Schuld ihrer Mitglieder als vielmehr der Regierung, deren argwöhnische Beaufsichtigung die Professoren belästigt und ihre Freiheit beschränkt, zur Unbedeutenheit herabgesunken.

Noch muß bemerkt werden, daß in Segovia eine Militärschule, in welcher 200 junge Leute gebildet werden, in Valladolid eine Schule für Artillerie-Offiziere und in Alcala eine für Ingenieurs bestehen, in denen, so wie in vielen andern Anstalten zu Madrid und in den Provinzen, die mathematischen Wissenschaften gelehrt werden. Diese sind gegenwärtig der am meisten gepflegte Zweig der Wissenschaft in Spanien und bilden den Hauptgegenstand der Erziehung fast aller jungen Leute der höheren und mittleren Klassen; das Studium der Sprachen aber ist eine Mode, ja, so zu sagen, eine Sucht geworden. Noch vor dreißig Jahren fand man selten einen Spanier der englisch lesen konnte, jetzt aber ist die Kenntniß dieser Sprache, und noch mehr der französischen und italienischen sehr verbreitet.

Von den Journalen und andern periodischen Schriften ist nur wenig zu sagen, denn es gibt in ganz Spanien nur drei politische Blätter, von denen zwei officiell und eines halbofficiell ist. Die beiden erstern sind, die Gazeta von Madrid die wöchentlich dreimal und el Mercurio der alle Monate erscheint. Das halboffizielle Blatt ist die Estafeta von San-Sebastian, ein gutgeschriebenes Journal, herausgegeben von Lista, einem Dichter und Gelehrten der, nachdem er aus einem Afrancesado ein warmer Liberaler geworden war, jetzt seine Dienste, die unglücklicherweise gar nicht zu verschmähen sind, dem Despotismus verkauft hat. Diese politische Wetterfahne nebst noch zwei andern Männern von ähnlichem Charakter sind die Redaktoren der Estafette, deren Geschichte ein so richtiges Bild von dem Zustande Spaniens seit dem Jahre 1824 gibt, daß sie hier in Kürze berührt zu werden verdient. Gegen Ende dieses Jahres glaubte das spanische Ministerium, eben so gut wie alle übrigen Regierungen, auch sein halboffizielles Journal haben zu müssen, und wählte Lista und Miñano zu dessen Redakteurs; allein die Apostolischen, die damals noch im vollen Besitz ihrer Macht waren, widersetzten sich der Herausgabe so kräftig, daß, um ihre Einwilligung zu erhalten, die Minister genöthigt waren apostolische Censoren zu ernennen. Diese Censoren waren nun so streng, daß ihnen Nichts genügte; sie gingen sogar so weit Artikel zu verwerfen, welche die Minister selbst eingesandt hatten und nicht selten erschien das Journal einzig mit Ankündigungen und medizinischen Abhandlungen angefüllt, da alles Uebrige von

der Censur gestrichen werden war. Minister und Redakteurs wurden endlich der Sache müde, das Journal ward aufgegeben und die Apostolischen triumphirten, jedoch nur auf kurze Zeit. Lista und Minano schlugen dem Ministerium vor, ihr Blatt in Frankreich herauszugeben; der Gedanke schien glücklich, und um die Verbreitung in Spanien so viel möglich zu erleichtern, wurde das Porto auf weniger als zwei Sous für alle Theile des Königreichs festgesetzt. Dieß ist vielleicht das erste Beispiel, daß ein Ministerium genöthigt war, sein halboffizielles Blatt im Auslande drucken zu lassen. Es nahm den Titel Gazeta von Bayonne an, den es behielt bis die letzte französische Revolution die Redakteurs über die Pyrenäen zurückscheuchte; hier ließen sie sich nun in San-Sebastian nieder, wo ihr Journal gegenwärtig unter dem Titel Estafeta von San-Sebastian erscheint. Außer den beiden politischen Blättern kommt in Madrid noch eine Literaturzeitung, „el Correo“ heraus, deren Herausgeber, um sich das Monopol zu sichern, an die Regierung jährlich 100 Louisd'ors bezahlt, wogegen diese sich verpflichtet, außer dem Mercurio und der Gazeta, in Madrid kein anderes Blatt erscheinen zu lassen. Dieser einzige Correo ist nun, wie sich aus dem Mangel an Concurrenz leicht schließen läßt, weniger als mittelmäßig und durch die Censur beschränkt noch schlechter als er außerdem vielleicht seyn würde.

(Fortsetzung folgt.)

Der letzte Bund der Indianerstämme gegen die Vereinigten Staaten.

Tekumseh und sein Bruder Elskwatawa.

(Schluß.)

Wollte man die wahren Gründe der Klagen und Feindseligkeiten Tekumseh's seines Bruders und der übrigen verständigen Indianer gegen die Amerikaner darlegen, so müßte man die Geschichte der westlichen Gebiete seit den letzten 50 Jahren schreiben. Die zahllosen ungestraft gebliebenen Mordthaten *) waren Kleinigkeiten gegen die Erbitterung, welche die Landkäufe bei den Indianern erregten. Bei den Verhandlungen über Landabtretungen von solcher Ausdehnung, bei der moralischen Verworfenheit mancher Unterhändler konnten die schreiendsten Rechtsverletzungen nicht ausbleiben. Bei manchen Verkäufen, wobei, was auch die Ansicht der Verkäufer seyn mochte, die Regierung auch nicht dem Namen nach betheiligt war, wurde der schändlichste Betrug verübt. *) In manchen Fällen, selbst wo das Benehmen der Käufer völlig rechtlich war, entstanden Streitigkeiten über Gebietstheile, worauf einzelne oder mehrere Stämme, vielleicht selbst einzelne Häuptlinge Ansprüche erhoben. Aus allen diesen Ursachen waren die Indianer gegen alle solche Vorschläge äußerst mißtrauisch geworden; die Ansiedlungen der Weißen rückten mit furchtbarer Schnelligkeit ihnen näher; etwas mußte zur Selbstvertheidigung geschehen, man mußte wenigstens allen künftigen Betrügereien möglichst vorbeugen, und hiezu war eine möglichst enge Verbindung der verschiedenen Stämme unter sich zu einem gemeinschaftlichen Handeln das beste Mittel.

Nach diesem Grundsatze verfuhr Tekumseh und sprach sich in dieser Beziehung stets offen aus. Im Julius 1810 sandte der Gouverneur von Indiana einen Unterhändler an den Propheten, theils um ihn vom Kriege abzumahnen, theils um seine Absichten auszuforschen. Gegen diesen äußerte sich Tekumseh: „Der große Geist habe diese große Insel — den amerikanischen Kontinent — seinen rothen Kindern gegeben, aber die Weißen, welche jenseits des großen Wassers wohnten, kamen, nicht zufrieden mit ihrem Antheil, herüber, setzten sich an den Küsten fest, und trieben die Indianer von dem Meere an die Seen, sagten, dieser Landstrich gehört diesem Stamme, jener einem andern, und so fort, da doch der große Geist ihnen das Land zu gemeinsamem Eigenthum gegeben hat; wir sind nun weit genug zurückgegangen, und wollen nicht weiter gehen. Der Frieden kann nicht erhalten werden, wenn nicht der indianische Grundsatz des gemeinsamen Eigenthums anerkannt, und den Fortschritten der Ansiedlungen von Seite der Weißen Gränzen gesetzt werden.“ Im folgenden Monate kam er selbst zum Gouverneur nach Vincennes, wo er dann auf die unumwundenste Weise erklärte, seine Politik sey es, den Grundsatz des gemeinsamen Eigenthums als ein Mittel nothwendiger Selbstvertheidigung aufzustellen und durchzuführen. Er habe keine Klage gegen die Vereinigten Staaten, als ihre Art ein indianisches Land zu erwerben; es würde ihm leid thun, wenn er um dieser einzigen Ursache willen Krieg beginnen sollte, er wünsche im Gegentheil mit ihnen in gutem Einverständnisse zu leben. Wenn der Präsident sich anheischig machen wolle, den letzten Landkauf aufzugeben, und keinen mehr in dieser Art abzuschließen, so wolle er sich mit den Vereinigten Staaten verbinden, und gegen die Engländer fechten; würden aber seine Bedingungen nicht angenommen, so wäre er genöthigt, mit den Engländern gegen die Vereinigten Staaten aufzutreten. Der Gouverneur versicherte ihn, der Präsident solle von seinen Ansichten in Kenntniß gesetzt werden, drückte aber zugleich seine Ueberzeugung aus, daß keine Aussicht vorhanden sey, daß man seinen Bedingungen sich fügen werde. „Gut,“ antwortete der Krieger, „da der große Häuptling die Sache entscheiden soll, so hoffe ich, daß der große Geist ihm Verstand genug geben werde, um das strittige Land aufzugeben. Freilich ist er weit genug entfernt, daß der Krieg ihm keinen Schaden thun wird; er kann still sitzen in seiner Stadt und sei-

---

*) Ein vollgültiger Zeuge, Harrison, Gouverneur von Indiana, derselbe, der die Schlacht bei Tippekanoe gewonnen, sagt hierüber in seinem Berichte an die Legislatur dieses Staats: „alle Bemühungen, die Indianer zu Ergreifung der Waffen zu vermögen, wären unnütz, wenn nur Eine von den vielen Personen, welche Mordthaten an Indianern begingen, zur Strafe gezogen werden könnte. Die Jury's sprechen stets die Angeklagten frei; dennoch wird jedes gegen die Bürger der Vereinigten Staaten begangene Verbrechen aufs Strengste geahndet.“ Ein Delaware hatte das Haus eines Weißen am Ohio geplündert; man verlangte sogleich, den von den Indianern bisher mit der größten Genauigkeit vollzogenen Verträgen gemäß, die Auslieferung des Schuldigen von den Delawaren, welche nach der eigenen Aussage der Amerikaner, sich der amerikanischen Sache stets treu, ja mehr als treu erwiesen hatten. Die Antwort war: „die Nation würde den Schuldigen selbst strafen, aber nie einen der Ihrigen ausliefern, ehe nicht einige Weiße gestraft seyen, welche Mitglieder ihres Stammes ermordet hätten.“

*) Die eigenen Worte einer amerikanischen Zeitschrift.

nen Wein trinken, während ihr und ich es ausfechten müssen. Die Staaten haben das Beispiel einer Vereinigung unter allen Feuern gegeben, warum soll man die Indianer tadeln, wenn sie diesem Beispiel folgen?" Man sieht, Tekumseh war zu stolz, um seine Ansichten und Plane verbergen zu wollen, und dieser Stolz verläugnete sich auch gegen die Engländer nicht, deren Politik er vollkommen durchschaute. Als er dem Gouverneur Harrison erklärte, daß er genöthigt seyn würde, sich mit den Engländern zu verbinden, sagte er ganz offen, er wisse wohl, daß sie die Indianer nur um ihres eigenen Vortheils, und nicht zum Besten des rothen Volkes zum Kriege drängten. Hiebei klopfte er in die Hand, als wenn er einen Hund zum Angriff auf ein Wild aufmunterte. Nicht minder offen sprach er sich gegen die Engländer selbst in einer Rede an den General Procton aus, welche zugleich als ein Beweis seiner Beredsamkeit dienen mag. General Procton rüstete sich nämlich, von Malden abzuziehen, und Tekumseh wollte ihn im Namen der Indianer davon abhalten:

„Vater," begann er, „höre auf deine Kinder, du hast sie „alle vor dir. *) Im Kriege vor diesem gab unser britischer Vater „seinen rothen Kindern die Art in die Hand, als unsere alten „Häuptlinge noch lebten, sie sind jetzt todt. In jenem Kriege „wurde unser Vater von den Amerikanern niedergeworfen, und „gab ihnen die Hand ohne unser Wissen. Wir fürchten, er wird „dießmal wieder so handeln. Höre! Als der Krieg (der letzte „nämlich) erklärt war, stand unser Vater auf, gab uns den To„mahawk, und sagte uns, er wäre bereit, die Amerikaner zu schla„gen, er bedürfe unserer Hülfe, und wolle uns gewiß das Land „zurückgeben, welches die Amerikaner uns entrissen hatten. Höre! „Als wir kürzlich bei den Schnellströmungen (rapids) waren, gaben wir „euch, es ist wahr, wenig Hülfe, es ist schwer gegen Leute zu fechten, „welche wie Murmelthiere leben. **) Vater, höre! Die Flotte ist „ausgezogen, wir wissen, daß sie gefochten hat, wir haben die „großen Gewehre gehört, aber wir wissen nicht, was aus unserm „Vater mit dem einen Arm (Commodore Barclay) geworden „ist. Unsere Schiffe sind den einen Weg gegangen, und wir sind „erstaunt, daß unser Vater alles zusammenbindet, und sich rüstet, „auf dem andern Wege fortzueilen, ohne seine rothen Kinder seine „Absichten wissen zu lassen. Ihr sagtet uns immer, ihr würdet „keinen Fuß breit vom britischen Boden weichen, jetzt Vater sehen „wir, daß du dich zurückziehst, und es thut uns leid, daß unser „Vater dieß thut, ohne den Feind zu sehen. Wir müssen unsers „Vaters Benehmen dem eines fetten Hundes vergleichen, welcher „den Schweif auf dem Rücken trägt, wenn er aber erschreckt wird, „so zieht er ihn zwischen die Beine und rennt davon. Vater, „höre! Die Amerikaner haben uns noch nicht zu Lande geschlagen, „und wir sind noch nicht gewiß, ob sie uns zu Wasser besiegt ha„ben. Wir wünschen deßhalb hier zu bleiben und zu fechten; wenn „sie uns schlagen, dann wollen wir mit unserem Vater uns zurück„ziehen. Vater! Ihr habt die Waffen und die Munition erhalten, „welche unser großer Vater seinen rothen Kindern sandte. Wenn ihr „den Gedanken habt wegzugehen, so gebt sie uns, dann mögt ihr „gehen, wir wollen bleiben, unser Leben liegt in der Hand des „großen Geistes. Wir sind entschlossen, unser Land zu vertheidi„gen, und wenn es sein Wille ist, so wollen wir darauf sterben."

Diese Rede, den natürlichen Ausfluß einer offenen und männlichen Seele, wollen wir nicht mit Bemerkungen durchwässern; er fühlte, wie er sprach, und sein Muth, seine Entschlossenheit gaben seinen Worten Gewicht. Sein ganzes Leben war der Sache indianischer Unabhängigkeit geweiht, und wenn er über diesen Punkt sprach, wie dieß oft geschehen, dann zeigte sich der ganze Ausdruck seiner hohen und kräftigen Gestalt, die tiefe Bewegung seiner Seele, jede Stellung, jede Bewegung hatte ihre Bedeutung, und die Sprache floß glühend und rasch aus der heißen Quelle seines Gemüthes.

Bisher haben wir das Bild dieses ausgezeichneten Häuptlings nur in seinen hervortretendsten Zügen dargestellt, durch welche er seinen Zeitgenossen am meisten bekannt wurde, und welche sein Andenken am längsten erhalten werden; in seinem Wesen war aber etwas mehr als kräftige Anlagen und Gefühle eines Wilden. Beleidigt und gereizt, wie er oft war, und stets in Aufregung erhalten durch das lebhafte Interesse an dem Schicksal seiner Landsleute, und die Betreibung seiner eigenen Plane, zeigte er doch nie Rohheit in seinen Sitten oder Grausamkeit in seinem Benehmen. Als der Gouverneur Harrison bei seinem ersten Besuche zu Vincennes im Jahre 1810 ihm vorschlug, im Fall eines Kriegs so viel als möglich den Grausamkeiten, welche die Indianer gegen Weiber, Kinder und Verwundete zu begehen pflegten, Einhalt zu thun, gab er bereitwillig dem Vorschlage seine Zustimmung, und vergaß dieß Versprechen nicht, trotz der Versuchungen und Beispiele ungewöhnlicher Art. Bei einem der Ausfälle aus dem Fort Meigs wurden etwa 100 von der amerikanischen Besatzung gefangen genommen, und ins Fort Miami eingeschlossen. Die britischen Indianer, welche auf den Wällen standen, belustigten sich damit, ihre Gewehre unter den Haufen hinein abzufeuern. Dieß dauerte ungefähr zwei Stunden fort, während welcher Zeit zwanzig von den Unglücklichen massakrirt wurden. Die Häuptlinge hielten indeß Rath, was mit den Uebrigen geschehen solle. Ein blutdürstiger Haufe Potawatamis stimmte dafür, sie alle insgesammt niederzuschießen, die Wyandots und Miamis widersetzten sich, aber vergebens, die Potawatamis hatten bereits das Werk der Vernichtung systematisch begonnen, als Tekumseh von den Batterien herab es bemerkte, ungesäumt herbeieilte, die Anführer wegen ihrer feigen Grausamkeit tadelte, und so einer beträchtlichen Anzahl das Leben rettete. Dem englischen Befehlshaber und den englischen Truppen wird Schuld gegeben, daß sie bei diesen Scenen unthätige Zuschauer blieben. Von welcher Seite man den Charakter Tekumseh's betrachtet, er war immer in hohem Grade merkwürdig. Seine Tapferkeit und seine Feldherrntalente, seine Beredsamkeit sind Eigenschaften, welche er mit manchem andern gemein hatte, aber seine Mäßigung, seine unwandelbare Festigkeit in Verfolgung seiner Plane, die Weisheit, welche er als Staatsmann zeigte, und vor Allem sein glühender Patriotismus werden sein Andenken in der Geschichte unsterblich machen.

---

*) Dieß ist die Art, wie indianische Deputationen ihren repräsentativen Character bezeichnen.

**) Dieß bezieht sich auf die Verschanzungen der Amerikaner: es ist von der oben erwähnten Belagerung des Fort Meigs die Rede.

Vermischte Nachrichten.

Die drei von Herrn Laird und andern liverpooler Kaufleuten zu einer neuen Beschiffung des Nigers ausgerüsteten Schiffe sind, wie bereits in diesen Blättern gemeldet wurde, in die See gegangen. Hier noch einiges Näheres über diese merkwürdige Expedition: Das erste Dampfschiff, der „Kuarra," von 146 Tonnen, die Maschine mit eingerechnet, die 40 Pferdekraft hat und für Holz und Steinkohlen eingerichtet ist, hat Herrn Laird junior von Liverpool, als Direktor und Superkargo der Expedition, an Bord. Als Kapitän befehligt den Kuarra Herr Harries, ein Offizier aus der königlichen Marine, der eine große Kenntniß der afrikanischen Küste besitzt. Ferner befinden sich an Bord dieses Dampfschiffes, das übrigens 115 Fuß in der Länge, 16 Fuß Breite an seinem obersten Rande und 8 Fuß am Kiele mißt, der Lieutenant Allen, mit zahlreichen Instrumenten zu Vermessungen jeder Art versehen, und Richard Lander selbst. Ein sehr gelehrter Naturforscher begleitet die Expedition freiwillig als Schiffschirurg. Das zweite Dampfschiff, der Alburkah, ein afrikanisches Wort, das „Segen" bedeutet, ist ganz von Eisen, hat 16 Pferdekraft und 70 Fuß in der Länge, 13 Fuß 2 Zoll Breite auf dem Verdecke und 6½ Fuß am Kiele. Es führt Wasser und Mundvorrath für 12 Mann auf 50 Tage und 10 Tonnen Kohlen an Bord, überhaupt mit Inbegriff der Maschine 56 Tonnen. Der Befehlshaber davon ist der Kapitän Joseph Hill. Es ist sicherlich das erste Mal, daß ein so kleines Fahrzeug und ganz von Eisen den atlantischen Ozean beschifft. Es hat die Bestimmung, den Tschadda und die übrigen Nebenflüsse des Niger zu untersuchen. Das dritte Schiff, die Colombine, eine Handelsbrigg von 176 Tonnen, unter Kapitän Miller, führt Kohlenvorräthe und eine sehr merkwürdige Auswahl von Handelswaaren an Bord, die man bei den Eingebornen umzutauschen gedenkt. Diese drei Schiffe führen zusammen 21 Kanonen, Musketons, Karabiner, Enterpiken, Pistolen u. s. w. Die Expedition war einige Tage in Milford aufgehalten worden, weil man Lander's Ankunft aus London erwartete; da indeß günstiger Wind eintrat, so ließ Herr Laird am 24 Julius die „Colombine" und den „Alburkah" nach Port Praya auslaufen, wo er den Kommandanten des dort stationirten englischen Schiffsgeschwaders zu treffen hoffte, der von der Regierung angewiesen ist, der Expedition die nöthige Unterstützung angedeihen zu lassen. Von dort werden sie sich nach dem Kap-Coast begeben, um Kruhmänner an Bord zu nehmen, die während der Fahrt den Niger aufwärts zum Holzhauen verwendet werden sollen. Dann wird man in den Niger einlaufen und zuerst in Bussa verweilen, um dort einen Tauschhandel mit Goldstaub, Palmöl und Elfenbein zu eröffnen. Zu gleicher Zeit wird der „Alburkah" alle bedeutendern Nebenflüsse des Nigers untersuchen, und es ist nicht unmöglich, daß er auf dem Tschadda, Schary oder sonst einem Flusse in den See Tschadd gelangt, und von ihm aus einen Weg in den Mittelpunkt des afrikanischen Kontinents findet. Einige schmeicheln sich sogar mit den chimärischen Hoffnungen, auf den Gewässern, die sich in östlicher Richtung aus dem See Tschadd ergießen sollen, nach Abyssinien und in das rothe Meer gelangen zu können. Freilich würden dann die Einwohner von Bombay nicht wenig erstaunen, ein eisernes Schiffchen ankommen zu sehen, das, nicht größer als eine Braupfanne bei Whitbread, das afrikanische Festland durchschnitten, das rothe Meer und die Meerenge von Bab al Mandeb durchschifft hätte, und vor Socotora und der Küste von Malabar erschiene. Mögen nun diese kühnen Träume in Erfüllung gehen oder nicht, jedenfalls verdienen es die muthigen Männer, die einem so abenteuerlichen Wagstücke sich unterziehen, daß man ihnen glücklichen Erfolg wünscht.

•

In dem Feldzuge, den die Engländer im Jahre 1824, unter dem Generalmajor Campbell, gegen die Birmanen unternahmen, hatten die englischen Offiziere oft genug Gelegenheit, an ihren Feinden Proben eines strategischen Talentes kennen zu lernen, wie man sie bei einem zu den Barbaren gezählten Volke am wenigsten gesucht haben sollte. Der General Snodgraß, der die Geschichte dieses Krieges beschrieb, erwähnt unter andern eines ganz eigenthümlichen Vertheidigungssystems, das die Birmanen anwendeten, wenn sie sich auf freiem Felde verschanzen mußten. Hier die Beschreibung davon in des Erzählers eigenen Worten: „Wir standen dem Feinde gegenüber, als wir bemerkten, daß die mobilen Kolonnen, die einige Augenblicke zuvor noch unsere Aufmerksamkeit und sogar einige Besorgnisse erregten, sich plötzlich in den Boden eingegraben hatten, und zwar mit einer Schnelligkeit, daß, wären wir nicht Augenzeugen davon gewesen, schwerlich Jemand uns hätte überreden können, daß sich dort ein Heer unter der Erde verborgen halte. Der einzige Gegenstand, der dem Auge noch sichtbar blieb und Verdacht erregen konnte, war hier und dort ein Offizier, der mit seinem vergoldeten Schattah oder Sonnenschirm ab- und zuging und die Arbeiten zu besichtigen schien. Von der Ferne aus gesehen würden die kleinen Erdaufwürfe für alles Andere gehalten worden seyn, als für Anzeichen eines dort befindlichen Heeres; uns selbst aber kam es vor, als sey das Ganze das Werk eines Zauberschlages. Nachdem der Feind von den englischen Truppen aus dieser Stellung vertrieben worden war, untersuchte man, wie sich denken läßt, mit eben so viel Neugierde als Interesse diese wunderbaren Verschanzungen. Sie bestanden aus einer Kette von Gruben, von denen jede einen oder zwei Mann fassen konnte und im Innern unterhöhlt war, um gegen den Regen, die Sonnenhitze und das feindliche Feuer Schutz zu gewähren. Auf diese Art konnte eine Bombe, die in den Verschanzungen zersprang, höchstens die zwei in einer Grube befindlichen Soldaten tödten. Da die Birmanen nicht gewohnt sind, ihre Posten abzulösen, so enthielt jede Grube einen Vorrath von Reiß, Wasser und selbst Brennholz für die kleine Besatzung, die in ihr vor dem Feinde gedeckt lag. In dem ausgehöhlten Theil der Grube befand sich ein Bett von Stroh oder Geniste, wo der Eine von den beiden Soldaten ausruhen konnte, während der andere Wache hielt. Wenn eine erste Linie von solchen Verschanzungen fertig ist, so benutzt die darin liegende Mannschaft das Dunkel der Nacht, um eine zweite dieser Art weiter gegen den Feind zu aufzuwerfen, und diese neuen Verschanzungen werden dann von einer neuen Heeresabtheilung besetzt. Die Zahl und Anlage dieser Verschanzungen wechselt je nach der Zahl des Heeres, der Stärke des Feindes, den Planen des Feldherrn oder der Gelegenheit des Terrains."

•

Aus Kiachta schreibt man vom 23 Juni (4 Juli) d. J., daß am 17 (29) Juni ein neuer Sargutschei, mit Namen Zin, aus Peking nach Maimatschin kam: er soll, wie einige Chinesen behaupten, aus einer ziemlich angesehenen und bekannten Familie seyn. Am zweiten Tage Morgens übernahm er das Kronsiegel von seinem Vorgänger Phusangi, welcher an demselben Tage nach Urga zurückreiste, um sein ehemaliges Amt wieder anzutreten. Die Uebernahme des Siegels ging folgender Weise vor sich: In der Mitte der Versammlung (Yamun) wurde ein Tisch aufgestellt mit den bei ihnen gebräuchlichen richterlichen Attributen; dann brachte der Woschko *) und die Diener des Sargutschei aus den innern Zimmern unter einem gelben Ueberwurfe eine Schublade mit dem Siegel, wobei 9 Kanonenschüsse abgefeuert wurden. Nun wurde die Schublade aufgedeckt, und vor dem Siegel 2 Lichter, wie die Chinesen sie gewöhnlich haben, und ein Büschel Rauchwerk aufgesteckt, worauf dann der neue Sargutschei, in Gegenwart seines Amtsvorfahren, drei Kniebeugungen und neun Verbeugungen bis zur Erde davor machte, sich auf den Stuhl setzte und seinen ersten Bericht an die Gränzbehörden von Urga über seinen Amtsantritt unterzeichnete; hierauf legte er das Siegel wieder in die Schublade und verließ zugleich mit dem noch in Maimatschin anwesenden Sargutschei die Versammlung. — Zin Loe ist 59 Jahre alt, und hat auf seiner Mütze ein weißes durchsichtiges Kügelchen. **) Er beschäftigt sich jetzt, wie man sagt, auf besondern Befehl mit der Untersuchung der frühern Geschäftsverwaltung. (Nordische Biene.)

•

Nach approximativen Berechnungen schätzt man die Zahl der Sklaven in den englischen Kolonien auf 800,000; in den französischen Kolonien auf 200,000; in Cuba und Portorico auf 500,000; in den Kolonien anderer Seemächte auf 75,000; in den Vereinigten Staaten auf 1,650,000; in Brasilien auf 2,000,000; im Ganzen auf 5,225,000 Sklaven!!

*) Schreiber bei dem Sargutschei.

**) Ein weißes Kügelchen bedeutet bei den Chinesen die neunte und zehnte Klasse der Reichsbeamten; da aber die nach der Gränze abgehenden Beamten für einige Zeit um eine Klasse höher gestellt werden, so muß Zin in der That nur von der eilften oder zwölften Klasse seyn.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 274. 30 September 1832.

Literarische Anstalten und Erzeugnisse der Presse in Spanien.

(Fortsetzung.)

Ungeachtet des dem Correo bewilligten Privilegiums erscheint dennoch ein anderes literarisches Blatt, unter dem Titel, „Cartas literarias. Der Herausgeber des Correo beklagte sich zwar bitter hierüber, da aber die Cartas unter dem unmittelbaren Schutze der sehr einflußreichen neuen Königin stehen, so fand Ferdinand Mittel das Gesetz zu umgehen und seine Gemahlin zufrieden zu stellen, indem er entschied, daß die Cartas in zwanglosen Heften zu erscheinen hätten, die Redakteurs des Correo aber im Besitze des ausschließlichen Rechtes blieben, ein periodisches Blatt herauszugeben. Acht Hauptstädte verschiedener Provinzen haben ebenfalls, jedoch höchst unbedeutende Journale, die mit nichts als Ankündigungen, Verordnungen der Lokalbehörden und umständlichen Beschreibungen religiöser Feierlichkeiten angefüllt sind. Außerdem erscheinen noch drei medizinische und naturwissenschaftliche Journale, deren Zahl der Professor Cosaseca kürzlich durch Herausgabe eines vierten, unter dem Titel der „Propagador" vermehrt hat.

Zahl und Gehalt der periodischen Schriften gelten gewöhnlich als Maßstab der wissenschaftlichen Bildung eines Volks. Bei größerer Freiheit würde Spanien werthvollere und eine größere Anzahl von Druckschriften besitzen, was schon daraus erhellt, daß im Jahre 1820 nicht weniger als 64 ausschließlich politische Blätter erschienen, und daß die Spanier aller Klassen seitdem, aller Wachsamkeit der Polizei und der Militärkommissionen ungeachtet, große politische Schwätzer und Liebhaber von Journalen geworden sind. Erheischte der Gegenstand nicht Vorsicht, so ließe sich manche artige Anekdote aus dem Gebiete des literarischen Schleichhandels erzählen; so erhält z. B. der apostolische Klub auf Schleichwegen regelmäßig die Revue de Paris. Noch ist zu bemerken, daß die spanische Presse in den strengsten Fesseln schmachtet; kein Werk darf gedruckt werden, das nicht vorher von den Censoren, eben so unwissenden als bigotten und unduldsamen Männern, geprüft wurde. Obschon die auf die Presse bezüglichen Gesetze streng genug waren, so wurde dennoch im Monate Julius noch ein neues erlassen, das die Strafen verschärft und durchaus den Druck jeder Schrift untersagt, die das Benehmen der Regierung oder der Behörden zur Besprechung gewählt hat. Eben so ist auch unter den strengsten Strafen die Einführung jedes fremden Buches verboten, das auch nur eine einzige Stelle über die Religion enthält, und dieses Verbot wird so buchstäblich ausgelegt, daß man es erst kürzlich auf zwei Bücher ausdehnte, weil in dem einen, einem Roman, gesagt war, daß ein Papst zwei Söhne gehabt habe, und weil in dem andern, einem philosophischen Werke, sich die Behauptung fand, daß das Wunder Josua's, vom Stillstande der Sonne, mit dem Systeme des Copernicus vereinbar sey. Es gibt demnach nur wenige Bücher, die sich auf gesetzlichem Wege in Spanien einführen ließen, wohl zu merken, auf gesetzlichem, denn eine große Anzahl umgeht die Gesetze, die jetzt an die Stelle der vormaligen Verordnungen der Inquisition getreten sind. Bekanntlich zogen die jungen Spanier unter dem heiligen Officium den Index expurgatorius zu Rathe, um die Bücher kennen zu lernen, die sie vorzugsweise lesen konnten; und Iriarte sagt in einem seiner Epigramme, indem er von irgend einem schlechten Schriftsteller spricht, seine Schriften würden nie populär werden, selbst wenn die Inquisition sie verböte. Jetzt ruht die Censur in den Händen der Bischöfe, von denen einige sie in ihrer ganzen Strenge üben; da sich indeß ihre Gewalt nur über ihre eigenen Sprengel erstreckt, so geschieht es oft, daß Schriften in der einen Provinz verboten, in einer andern dagegen erlaubt sind.

In dem Berichte über „die hohen und niedern Schulen in Spanien" *) ist bereits des Verfalles gedacht worden, in den die Universitäten im Jahre 1824 geriethen, wo alle, durch Talent und Gelehrsamkeit ausgezeichneten Professoren verabschiedet und durch andere ersetzt wurden, die zu unbedeutend waren, als daß sie die Besorgniß der Regierung erregen konnten. Es war nur ein Unglück für die Apostolischen, daß es nicht auch in ihrer Macht stand, zugleich alle jungen Leute, die unter der konstitutionellen Regierung studirt hatten, mit zu verweisen. Durchdrungen von liberalen Ideen konnten sie das Knie nicht vor der Unwissenheit und Feigheit beugen, sondern behandelten die neuen Professoren und ihre Lehren mit einer zu auffallenden Verachtung, als daß es dem Späherblicke der Gewalt hätte entgehen können. In Salamanca, wo keine geselligen Unterhaltungen irgend einer Art die Studenten den politischen Zustand ihres Vaterlandes vergessen ließen, und wo fast alle ihre eigenen Wohnungen hatten, befanden sie sich vergleichungsweise noch in Freiheit, und bildeten eine geheime Gesellschaft. Im Jahre

*) S. Ausland vom vorigen Jahrgange Nr. 197 und 199.

1826 schöpfte die Regierung Verdacht, und da gewöhnliche Maßregeln ihr unzureichend schienen, so wurde der Staatsrath dreimal deßhalb zusammenberufen, und nach mannichfachen Erörterungen die gänzliche Aufhebung der Universität beschlossen. Ferdinand war indeß klüger als seine Räthe; er sah voraus, daß die Studenten, in Folge einer solchen Maßregel, sich unter die übrigen Universitäten des Landes vertheilen und sie alle anstecken würden. Im Julius des Jahres 1830 aber, wo die französische Revolution die Furcht der Regierung aufs neue geweckt hatte, gelangte man durch Zufall in Besitz einiger Papiere, aus denen erhellte, daß Salamanca der Herd einer geheimen, durch das ganze Königreich verzweigten Gesellschaft sey, und nun wurden schnell alle Maßregeln ergriffen, um die Mitglieder ausfindig zu machen. Allein der Plan zu dieser geheimen Verbindung war so vorsichtig angelegt, daß bis auf diese Stunde noch Niemand der Theilnahme daran überwiesen werden konnte; vielleicht gehörten die Beamten selbst, die man mit der Untersuchung beauftragt hatte, der Gesellschaft an, ein Fall der in Spanien nicht selten vorkömmt; und so war denn das einzige Resultat, zu dem die Regierung gelangte, die Ueberzeugung, daß wirklich eine Mine vorhanden sey, bereit bei der ersten günstigen Gelegenheit sich zu entzünden. Unter diesen Umständen faßte nun das Ministerium im Oktober vorigen Jahrs die außerordentliche Entschließung nicht nur die Hochschule in Salamanca, sondern auch alle übrigen Universitäten und Erziehungsanstalten des Landes, mit Ausnahme der Primärschulen, zu schließen, eine Maßregel, deren Politik selbst von den Freunden der Regierung aus dem Grunde streng getadelt wurde, weil sie zwar die Verschwörung vereitelte, aber auch die Theilnehmer und mit ihnen das Gift im ganzen Lande verbreitete; Ferdinands persönliche Politik bei dieser Gelegenheit war weit umsichtiger. Die Regierung bewies dadurch, daß sie zu einer solchen Maßregel ihre Zuflucht nahm, wie groß ihre Furcht und wie wenig gegründet die oft wiederholte Behauptung ist, daß in Spanien keine Revolution mehr möglich sey. Der ertheilte Befehl wurde so streng vollzogen, daß man den jungen Leuten, um jeden Vorwand zu Zusammenkünften zu beseitigen, nicht einmal gestattete, sich zu einer medizinischen oder chirurgischen Vorlesung zu versammeln. Gott weiß, wie lange dieses Verbot in Kraft bleiben wird, und das Einzige, was hiebei noch trösten kann, ist der Gedanke, daß der Unterricht so schlecht bestellt war, daß der junge Mann, was er lernte, mehr seinen eigenen Fähigkeiten als dem Vortrage seiner Lehrer verdankte.

(Fortsetzung folgt.)

Lord Byron.

(Fortsetzung.)

Eines Abends saßen wir nach dem Thee auf dem Balkone unserer Wohnung, von dem aus sich dem Auge eine herrliche Aussicht bot; es war eine von jenen mondhellen Nächten, wie sie nur in jenem Lande zu finden sind. Alle Gegenstände waren von ihrem Silberglanze überflossen. Vor uns lag eine zahllose Menge von Schiffen aus allen Ländern mit ihren bunten Flaggen, die in dem Abendlüftchen flatterten, das die eben so verschiedenen Sprachlaute ihrer Mannschaft zu uns herübertrug. In der Ferne ruhte das Auge auf einer weiten Aussicht ins Meer hinaus, die Byron seines Freundes Moore Verse ins Gedächtniß rief, die er anführte: „The sea is like a silv'ry lake". Der Leuchtthurm warf seinen goldenen Glanz in diesen Silbersee, und spielte mit rothgelbem Widerschein auf den Segeln der Schiffe, die vorüberschifften. Die Fischer hatten auf den Schnäbeln ihrer kleinen Boote auf einer Art Rost jeder ein Feuer brennen, das hell herüber funkelte, und ihnen diente, nicht bloß die Fische zu sehen, sondern auch sie anzulocken; ihre rothen Mützen, die alle genuesischen Matrosen und Fischer tragen, erhöhten noch diesen malerischen Anblick; kurz, das Ganze bildete ein Gemälde, dessen Zauber über alle Beschreibung erhaben ist. Denkt man sich hiezu den süßen Duft der köstlichsten und seltensten Blumen, mit denen der Balkon erfüllt war, so wird man begreifen, daß eine solche Nacht für das ganze Leben unvergeßlich bleibt, und während die Sinne in allen diesen Wundern schwelgen, eine sanfte Melancholie die Seele beschleicht, wenn sie erwägt, wie bald die Geschicke eines Jeden ihn in die fern entlegensten Länder entführen werden, und Alles, was jetzt in so wundervoller Wirklichkeit das Auge entzückt, später nur wie ein Traum der Erinnerung vorschweben wird. Alle fühlten Dieß, und nach einigen Minuten brach Byron das allgemeine Stillschweigen, indem er sagte: „Welcher Abend und welcher Anblick! Wenn wir uns je wieder in der düstern Atmosphäre Londons begegnen sollten, würden wir uns nicht dieses Abends wieder erinnern, und der Szenerie, die jetzt vor unsern Blicken liegt? Doch nein, wahrscheinlich würden wir dort nicht, wie hier empfinden; wir würden in dieselbe Herzlosigkeit, in denselben lieblosen Stumpfsinn verfallen, die die eine Hälfte unser theuern Landsleute bezeichnen, oder in die vielgeschäftige grobe Wichtigthuerei, die die andere Hälfte als suprême bon *ton* betrachtet." Byron sprach mit Bitterkeit; allein es war die Bitterkeit einer schönen Natur, die durch eine allzu nahe Berührung mit Menschen verbittert worden war, die ihr besseres Gefühl im Zusammenstoße mit der Welt eingebüßt hatten. Es trat wieder einige Augenblicke Stillschweigen ein, worauf Lord Byron sagte: „Blicken Sie auf diesen Wald von Masten vor uns! Von welchen entlegenen Theilen der Erde haben sie sich hier zusammengefunden! Ueber wie viele Wogen sind sie hingesegelt, wie viele Stürme werden sie bestanden haben und noch bestehen! Wie viele Herzen und zärtliche Gedanken haben sie begleitet! Mütter, Weiber, Schwestern, Geliebte, die vielleicht in diesem Augenblicke für ihr Wohlergehen Gebete zum Himmel senden!"

Während er noch sprach, erhoben sich Stimmen, deren Gesang zu uns herüberscholl: es waren Nationallieder und Barcarolen, die von den verschiedenen Schiffsmannschaften abwechselnd gesungen wurden. Endlich sangen die Matrosen einiger englischen Handelsschiffe das „God save the King," das uns alle mit einer wunderbaren Macht ergriff. Byron war nicht minder gerührt als die Uebrigen. Als der Gesang verstummte, sagte Byron mit einem wehmüthigen Lächeln: „Wahrhaftig, wir werden diesen Abend sammt und sonders sentimental, und ich, der ich aller Sentimentalität abgeschworen habe, finde noch immer in meiner Natur den alten Sauerteig bereit, um aus mir einen Narren zu machen. Sagen Sie ja nichts in Bath davon, d. h. lassen Sie ja nichts

davon in London vor den fein geschliffenen englischen Ohren verlauten, sonst wäre es aus mit meiner Kunst, den stoischen Philosophen zu spielen. Kommen Sie, kommen Sie, wir müssen Mondschein, schöne Aussichten und vor Allem den Gesang von Nationalliedern verschwören. Seine huldreiche Majestät Big Ben *), wie Moore ihn nennt, läßt sich wohl nicht im Schlafe beifallen, was er in Genua für loyale Unterthanen hat, am wenigsten aber, daß ich unter ihrer Schaar bin.“

Byron suchte in seine heitere Laune zu kommen, allein vergebens, und er wünschte uns gute Nacht mit einem Beben in seinem ganzen Wesen, das nur allzusehr seine Gefühle verrieth. Und Dieß ist der Mann, den man so oft uns als gefühllos zu schildern versuchte. Wie oft richten sich unsre besten Eigenschaften gegen uns und verwandeln sich in Werkzeuge, um uns in unsern empfindlichsten Theilen zu verwunden, bis wir, aus Scham unsre Empfänglichkeit zu verrathen, eine Gefühllosigkeit affektiren, die unserm innersten Wesen fremd ist, und während wir so Andre täuschen, nähren wir insgeheim Gefühle, die ganz allein an unsern Herzen nagen! Es ist schwer zu unterscheiden, ob Byron etwas ernstlich meint oder nicht. Er hat eine Gewohnheit zu mystifiziren, die Viele täuschen kann; allein man kann sich leicht zurecht finden, wenn man seine Physiognomie beobachtet; eine Art spöttischer Ernst, den dann und wann ein boshaftes Lächeln unterbricht, verräth deutlich, wenn er nur um Effekt zu machen spricht und seinem wahren Gefühle nicht Ausdruck geben will. Bemerkt er, daß man ihn erräth, so scheint er einen Augenblick ungehalten, gesteht aber dann lachend, daß es ihn belustige, die Leute zu schrauben (hoax), wie er es nennt, so daß sie später, wenn sie sich ihre verschiedenen Bemerkungen mittheilen, in solche Widersprüche gerathen, die Alles zweifelhaft machen — ein Gedanke, woran er sich ungemein vergnügen konnte. Die Beweglichkeit seiner Natur ist außerordentlich, und läßt ihn eben so sehr in seinen Handlungen, wie in seiner Unterhaltung stets im Widerspruche mit sich erscheinen.

*) Big Ben, Dik=Benjamin. Benjamin, verkürzt Ben mit der Nebenbedeutung von Narr.

(Fortsetzung folgt.)

Leben und Sitten der Kirgisen.

(Schluß.)

Was die Kirgisen Muth nennen, besteht in Verwegenheit bei Ueberfällen, plötzlichen Angriffen, und in Geschicklichkeit bei Räubereien; jene Unerschrockenheit, die dem gebildeten Menschen eigen ist, besitzt der Kirgise nicht. Da weder Subordination, noch Disciplin, noch Einigkeit unter ihnen herrschen, so sind sie auch für den regelmäßigen Krieg nicht brauchbar; sie fallen häufig die Karawanen an, die durch ihre Steppen ziehen, und wagen Einfälle in die benachbarten Länder. Diese Räuberbanden sind indeß nur selten zahlreich; sie führen ihre Unternehmungen meist schnell, bei Nacht und ohne alle Ordnung aus, allein ihr Angriff geschieht mit unglaublicher Schnelligkeit, unter lautem Geschrei und mit den verschiedenartigsten Waffen, als: Säbeln, Flinten, Bogen und Pfeilen, Prügeln, Steinen und Arkans, oder langen Seilen mit einer Schlinge am Ende, mit denen sie wilde Pferde einfangen, deren sie sich aber bei solchen Ueberfällen bedienen, um Gefangene zu machen. Der erste Angriff dieser Räuber, auf den sie ihre ganze Kraft wenden, ist immer höchst ungestüm, und fast unwiderstehlich; wird er aber zurückgeschlagen; so ist es mit ihrer Tapferkeit zu Ende, und sie ergreifen schimpflich die Flucht. Sind sie etwa genöthigt abzusteigen, und zu Fuß zu fechten, so ist es ganz um sie geschehen; ihr Muth stützt sich also nur auf das Vertrauen auf ihre Pferde und die Hoffnung auf Beute. Gute Infanterie, in geschlossenen Reihen oder im Viereck aufgestellt, kann leicht einer zehnfach überlegenen Anzahl Kirgisen, widerstehen, und eine einzige Kanone würde großes Blutbad unter ihnen anrichten. Schon beim Anblick einer Kanone zittern sie vor Furcht, drängen sich dicht zusammen, und suchen sich einer hinter dem andern zu verbergen, so daß eine einzige Kugel oft eine ganze Reihe niederwirft. Die Ursache dieser Feigheit liegt darin, daß die Kirgisen nicht gewöhnt sind, regelmäßig zu kämpfen, sondern immer nur in kleinen Abtheilungen, und den günstigen Augenblick benützend, ihre Angriffe ausführen; deßhalb haben sie auch keinen Begriff von einer blutigen Schlacht, und schon der bloße Knall einer Kanone erfüllt sie mit Schrecken. Alles dieß hindert jedoch nicht, daß sie selbst den tapfersten Gegnern dadurch Schaden zufügen, daß sie bei dem geringsten Mangel an Aufsicht Pferde stehlen, Ladungen wegnehmen, wenn die Bedeckung sich theilen muß, und mittelst ihrer Arkans einzelne Schildwachen der Vorposten zu Gefangenen machen. So geschehen auch ihre Einfälle auf die russische Gränze nicht durch regelmäßige Gefechte, sondern immer durch nichtswürdige Handstreiche; sie schleppen unbewaffnete Personen und Heerden fort, und nehmen die Flucht, wenn die Felder verwüstet sind, und die Ernte zerstört ist. Uebrigens sind die Kirgisen, Dank sey es ihrem Geiz, nicht blutdürstig, denn sie verkaufen ihre Gefangenen an die Bocharen, Khivanen und andere benachbarte Stämme.

Die Gastfreundschaft, welche die Kirgisen, ohne Anspruch auf Belohnung, gegenseitig unter sich üben, ist eine Tugend, die nicht in ihrem Charakter liegt; denn sie erstreckt sich nicht auf Fremde, und noch weniger auf Andersgläubige. Sklaverei wäre das unvermeidliche Loos eines Europäers, der ohne bewaffnete Begleitung unter ihnen reisen wollte; ein sunnitischer Mohammedaner, der ohne Freunde und Schutz in die Hände der Kirgisen fällt, und sich nicht vertheidigen kann, hat von Glück zu sagen, wenn er nur beraubt wird; ein Perser aber, oder irgend ein anderer Schiite würde gleiches Schicksal mit dem Christen haben.

Die unruhigen Bewohner des Kaukasus sind zwar ihren Feinden in jeder Hinsicht weit furchtbarer als die Kirgisen, allein unter ihnen ist doch mindestens das Recht der Gastfreundschaft geachtet, und ein Fremder ist vollkommen sicher, sobald ihm ein Tscherkesse Schutz zugesagt hat. Unter einer kirgisischen Horde steht, oder kann vielmehr keiner für die Sicherheit eines Reisenden stehen; Schirgazi, Khan der kleinen Horde bemerkte in dieser Hinsicht einst gegen einen russischen Reisenden: „Unsere Leute sind eine Heerde wilder Ziegen; so viele Mühe man sich auch geben mag, ihnen einigen Unterricht beizubringen, bei dem geringsten Geräusche laufen sie davon.“

Hang zur Eitelkeit zeigt sich bei den Kirgisen, besonders unter den höhern Klassen in dem strengen Unterschied, den sie zwischen jenen ihrer Sultane, die aus dem reinen Blute der Khans, und denen machen, die aus Verbindungen mit niedrigern Klassen stammen. Hieher gehört auch noch die Ruhmredigkeit, mit der sie ihre eigenen Heldenthaten erzählen, und Diejenigen unter ihnen, die von der russischen Regierung etwa eine Medaille, einen Säbel oder ein Schreiben in ihrer Sprache erhalten haben, zeigen diese Dinge gewiß jedem Russen, der ihnen aufstößt; ja sogar die Söhne und Enkel Derer, die solche Auszeichnungen erhielten, maßen sich die Verdienste ihrer Väter und Großväter an. Ihre Medaillen befestigen sie oft, in Ermangelung des dazu gehörigen Bandes, an ein Stück Leder, einen Riemen oder einen Bindfaden.

Nichts kann schrecklicher seyn, als die Rache der Kirgisen und deren Folgen; diese grausame Gewohnheit, sich selbst die Genugthuung zu nehmen, die nur die Gesetze geben sollten, vertilgt bei ihnen alle Grundzüge wahren Muthes und wird Baranta oder Wiedervergeltung genannt. Diese Wiedervergeltung, zu der ihr ungezügelter Hang zum Diebstahle sie verleitet, besteht in gegenseitigen Räubereien oder Plünderungen von Heerden und führen oft zu blutigen Kämpfen. Ein Kirgise, dem es nicht gelingt, Rache für eine Beleidigung zu nehmen, gleicht in seiner Wuth einem Besessenen, und sehr oft versetzt er sich selbst mit seinem Messer Stiche, aus Aerger darüber, daß sein Feind

ihm entkam; gelingt es ihm endlich, des Gegenstandes seines Hasses habhaft zu werden, so ist er kein Mensch mehr, sondern ein Tiger. Vor einigen Jahren griffen die Kirgisen der kleinen Horde, vom Stamm der Berschy, um den Mord einiger ihrer Angehörigen zu rächen, die Altmulins an, und nahmen einige von diesen gefangen. Es ist unmöglich, sich einen Begriff von der Grausamkeit zu machen, mit der diese Unglücklichen, von denen ohne Zweifel mehrere an dem begangenen Mord ganz schuldlos waren, behandelt wurden; die Sieger schlossen das empörende Schauspiel des qualvollen Todes, den sie die Gefangenen leiden ließen, damit, daß sie das Blut des vornehmsten ihrer Opfer in den Händen auffingen, und es hinabschlürften.

Die Anhänglichkeit der Kirgisen an ihr Land oder vielmehr an die Steppen, die sie bewohnen, setzt in Erstaunen. Die Verständigsten unter ihnen sehen recht gut ein, daß Anarchie und innere Zwietracht ihnen für lange Zeit noch kein ruhiges Leben gönnen werden, aber dennoch dulden Alle lieber jedes Ungemach, als daß sie ihren Geburtsort verließen, und der Lebensart entsagten, an die sie in den Steppen gewöhnt sind. Man hat zwar mehrere tausend Zelte oder Familien aufgefordert, nach Rußland auszuwandern, und viele der ärmern Kirgisen ziehen noch immer dorthin, allein der größere Theil von ihnen sehnt sich, ungeachtet der Ruhe und des Wohlstandes, den er in Rußland genießt, stets nach den Steppen zurück, und jene, die sich unter den Baschkiren niedergelassen haben, entweichen bei jeder Gelegenheit. Die Kirgisen, die bei den Russen als Knechte dienen, veräußern nicht eher etwas von ihrem Eigenthum, als bis sie zu ihren Horden zurückkehren; und von den sieben oder achttausend Familien, die sich im Gouvernement Astrachan niederließen, ging im Jahre 1820 fast ein Drittheil nach den Steppen zurück. Ein rührendes Schauspiel war es, diese letztern zu sehen, wie sie, als sie über den Fluß Ural gegangen waren, den heimischen Boden wieder betraten; sie sprangen vor Freude und küßten die vaterländische Erde. Schirgasi, Sultan der mittlern Horde, früher Khan von Khiva, hatte als Major in russischen Diensten lange in Petersburg gelebt, wo er mit einem der Großen am Hof Katharinens II. in Verhältnissen stand; es läßt sich also erwarten, daß er an die Bequemlichkeiten und Genüsse europäischer Lebensart und an die damit in Verbindung stehenden Bedürfnisse gewöhnt war; allein kaum war er wieder bei seiner Horde angelangt, so wurde er aufs Neue ein wahrer, ächter Kirgise und blieb es bis an sein Ende.

Den kirgisischen Weibern gebührt in vieler Hinsicht der Vorzug vor den Männern, denn sie haben, was diesen fehlt, Lust zur Arbeit. Ihnen liegt die ausschließliche Besorgung der häuslichen Angelegenheiten ob; zur Hälfte mindestens verrichten sie alle Arbeiten, die sich auf den Unterhalt der Heerden beziehen; sie weben den Stoff zur Kleidung für sich und ihre Kinder, müssen Alles herbeischaffen, was ihre Männer bedürfen, ihnen zuweilen sogar die Pferde satteln, und beim Aufsteigen helfen, und zum Lohne dafür werden sie rauh, tyrannisch und als Sklavinnen behandelt. Zwar sind sie nicht in Harems eingeschlossen, auch ist ihnen der Umgang mit Männern unverwehrt, allein diese Erlaubniß ist mehr von den Umständen geboten, als freiwillig gestattet, denn das Zelt eines Kirgisen würde für die Begierden einer ausschweifenden Frau, oder einer solchen, deren Tugend kein stärkeres Schild ist als der Filz, aus dem ihre Wohnung besteht, nur eine schwache Schutzmauer seyn. Wären überdieß die Kirgisinnen eingesperrt, so müßten ihre Männer die Arbeiten, die ihnen aufgebürdet sind, selbst verrichten, und der Hang zum Müßiggang ist bei den Kirgisen stärker als die Eifersucht.

Nächst ihrer Arbeitsamkeit besitzen die kirgisischen Weiber auch noch andere gute Eigenschaften ihres Geschlechts: Herzensgüte, Mitleid und mütterliche Zärtlichkeit. Alle die als Gefangene unter diesen Horden lebten, gedenken der Weiber lobend, was sie rücksichtlich der Männer selten thun. So groß auch die Zahl der Weiber seyn mag, die ein Kirgise hat, so muß jede Einzelne doch ihr besonderes Zelt bewohnen, denn es ist Bedingung, daß ein Zelt einen Theil des Privateigenthums der Braut ausmachen muß. Die erste Frau wird **Baibischa** oder reiches Weib genannt, und sie allein ist auch Frau vom Hause. Auch wenn der Mann keine Neigung für sie fühlt, ist er doch verbunden sie zu achten, und die übrigen Weiber anzuhalten ein Gleiches zu thun; die letztern sind unter sich vollkommen gleich, und in gewisser Hinsicht von der Baibischa abhängig. Das Privateigenthum und die Mitgift der Weiber wird nicht verschmolzen, sondern einer jeden gehört Das, was sie mitbrachte, ausschließlich an; vorsichtige Männer vereinigen sogar nicht einmal das ihnen von ihren Weibern zugebrachte Horn- und Schaf-Vieh in Eine Heerde. Dieser Gebrauch ist deßhalb festgesetzt, damit das Eigenthum eines jeden Weibes ihren eigenen Kindern und nicht allen übrigen ihres Mannes zufällt. Die Baibischa kann ihren Mann, wenn sie gegründete Ursache dazu hat, verlassen; sie kehrt dann zu ihren Verwandten zurück, die übrigen Weiber hingegen haben dieses Vorrecht nicht. Beim Tod eines Mannes übernimmt sein ältester Bruder oder Sohn die Führung der Wirthschaft. Der Oheim, der so an die Stelle des verstorbenen Vaters tritt, ist verbunden, seinen Nichten eine Mitgift zu geben, deren Werth, wenn gleich unbestimmt, dennoch mit dem Vermögen der Familie im Verhältnisse stehen muß; der Rest des Eigenthums wird dann unter die männlichen Nachkommen getheilt. Die Kirgisen ziehen kalmückische Weiber den ihrigen vor, weil sie munterer sind, zwingen sie indeß nicht ihre Religion zu wechseln. Wählen sie Frauen unter den Ihrigen, so hüten sie sich wohl, solche zu nehmen, die mit einander verwandt sind, wäre es auch im entferntesten Grade, und einige gehen so weit, daß sie es sogar für unrecht halten, ein Weib ihres Stammes zu heirathen. So heirathet ein Jagalbaiaul kein Weib dieses Stammes, sondern wählt eine von einem andern, oder wenigstens aus einer andern Linie. Diese Sitte gilt indeß so wenig als allgemeines Gesetz, daß einige Kirgisen es für erlaubt halten, daß der Bruder, der nach dem Tod eines Familienhauptes in dessen Rechte tritt, eine der jüngern Weiber des Verstorbenen ehelicht.

Vermischte Nachrichten.

Ein englischer Schriftsteller gibt in einem jüngst erschienenen Werke dem schönen Geschlechte zur Erhaltung seiner Schönheit folgende Rathschläge: „Die Frauen dürfen nie vergessen, des Morgens sich mit reinem Wasser zu waschen; sie müssen sorgfältig alle plötzlichen Gemüthsbewegungen unterdrücken und vorzüglich den Neid (!), der dem Gesichte eine häßliche Blässe gibt; auch die Mäßigkeit darf nicht von ihnen überschritten werden, wollen sie sich nicht mit jenen unangenehmen Bläschen und Pusteln bestraft sehen, die zuletzt das Gesicht verkupfern. Wie Gift müssen sie die Schminke meiden; eine mäßige Bewegung wird auf natürlichem Wege ihren Wangen das Roth verleihen, das keine Kunst nachzuahmen vermag. Ungezwungenheit, Unschuld und Heiterkeit ohne Ziererei geben dem Gesichte die schönste Anmuth. Morgenluft, bei Sonnenaufgang eingeathmet, wird ihren Lippen den schönsten Karmin leihen. Jene reizvolle Lebhaftigkeit, worin einer ihrer mächtigsten Zauber besteht, wird leicht erhalten werden, wenn sie sich frühzeitig zu Bette legen, nicht Karten spielen und nicht bei Lampen oder Lichtern Romane lesen; denn spätes Niederlegen gibt dem Gesichte einen traurigen und unangenehmen Ausdruck. Das Spiel ist die Quelle von Runzeln, und nächtliches Lesen schwächt das Gesicht, macht es blaß und entnervt den Körper. Eine weiße Hand ist eine der größten weiblichen Schönheiten, und eine Hand ist nie weiß, wenn man sie nicht wäscht. Allein damit ist noch nicht Alles geschehen; denn wenn eine junge Frau schönere Hände als andere zu haben wünscht, so muß sie bedacht seyn, dieselben in steter Bewegung zu erhalten; hierdurch wird das Blut in steter Bewegung erhalten und eine erstaunliche Wirkung erzielt. Deßhalb rathen wir ihnen, fleißig die Nadel, den Strickstrumpf oder die Spindel zu handhaben.“

•

Die englische Bank hat in dem zehnjährigen Zeitraume von 1822 bis 1831 einen Verlust von 402,040 erlitten, was im Durchschnitte auf das Jahr 40,204 Pf. gibt. Diese Verluste waren am größten im Jahre 1824, wo sie 560,214 Pf. betrugen, am geringsten im Jahre 1829, wo sie 700 Pf. ausmachten.

•

Die Times enthielten unlängst einen Artikel über die Bank von England, der als Motto führt: „I wish a law were enacted to hang up half a dozen bankers every year.“ (Swift.) — „Ich wünsche, daß ein Gesetz gegeben würde, kraft dessen man alle Jahre ein halb Dutzend Bankiers aufhinge.“

Verantwortlicher Redakteur Dr. **Lautenbacher.**

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. **Cotta**'schen Buchhandlung.


Stanford University Libraries
3 6105 014 937 481

